



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

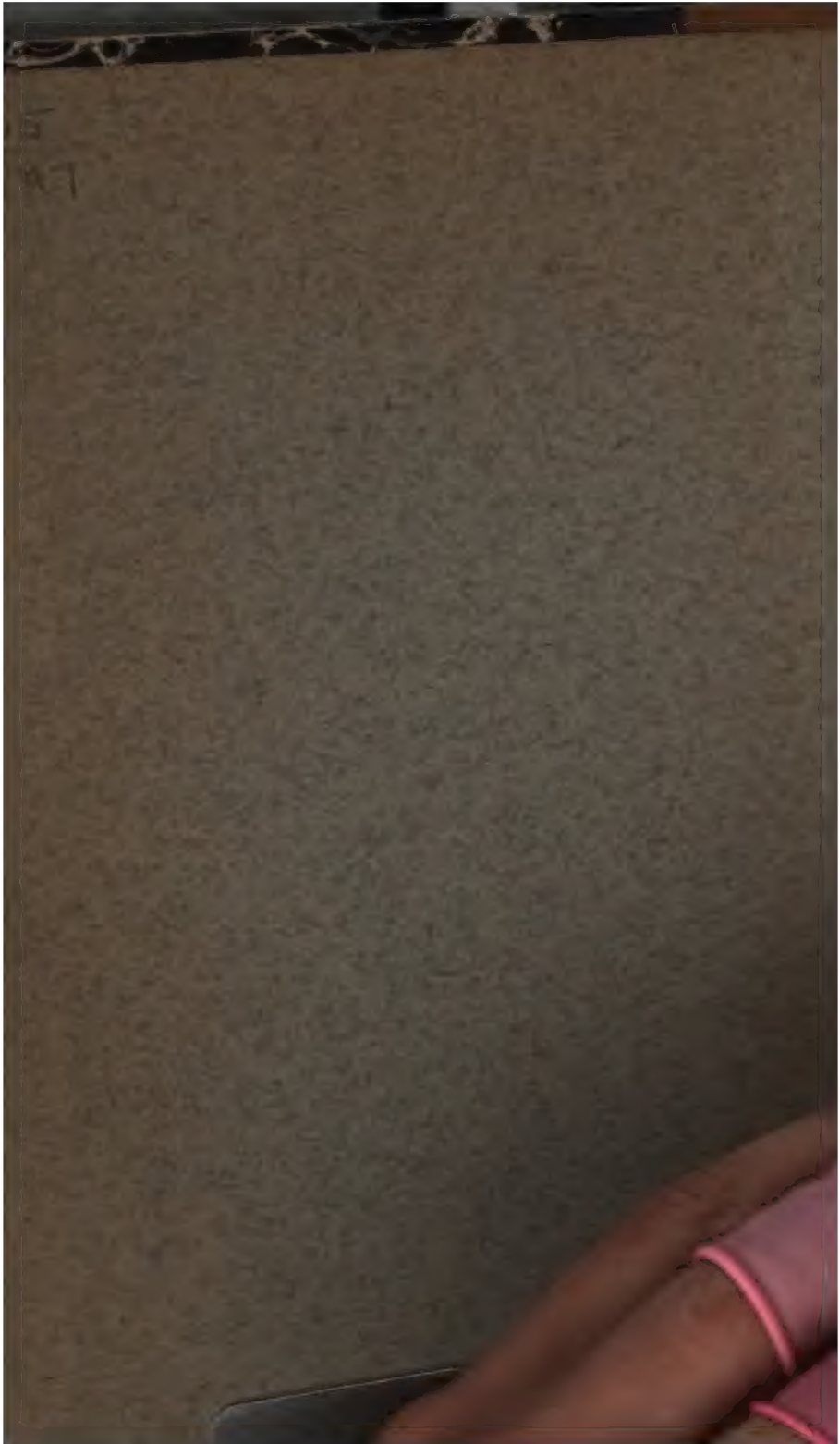
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Stanford University Libraries



05 026 465 190







6

ZEITSCHRIFT
FÜR DIE
ÖSTERREICHISCHEN
GYMNASIEN.



VERANTWORTLICHE REDACTEUR
W. HARTEL, K. SCHENKL.



FÜNFUNDREISSIGSTER JAHRGANG.

1884.

Verlag von
Carl Gerold's Sohn
in Wien

1

WIEN.
DRUCK UND VERLAG VON CARL GEROLD'S SOHN.

199102

.

YBA9811
X0811.08074208A.11
Y1233V8U

Inhalt des fünfunddreißigsten Jahrganges
der
Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien.
(1884.)

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

	Seite
Die Allianz Portugals mit dem Kaiser Leopold I. und den Seemächten im J. 1703. Von F. Mayer	1
Soum cuique. Von G. Meyer	27
Kritisch-exegetische Studien zu Antiphon. Von J. Kohn	81
Über Arnold Arlenius Paraxylus. Von M. Schanz	161
Reim und Alliteration in der griechischen Poesie. Von J. La Roche	321
Lexikalisches. I. Wörter und Wortbedeutungen. Aus des Optatus Milevitanus de schismate Donatistarum. Von H. Rönisch	401
Der Schild des Abas. Von Th. Maurer	407
Zur Erklärung von Horazens Epistel II 1. Von J. Fischer	481
Zu Tacitus Ann. III 58, 5; Hist. II 11, 21. Von I. Prammer	497
Klinger in Österreich und über österreichische Zustände. Von F. Prousch	561
Zu Aristoteles Metereologie V 9, 2–5. — Über Lithos Morochthos. Von K. B. Hofmann	573
Das Verbum scultari (-re). Von H. Rönisch	579
Ein Beitrag zur Geschichte des preussisch-sächsischen Einfalles in Mähren im Winter 1791/2. Von J. Wallner	721
Die Aristophanes-Scholien im Codex Ambrosianus. Von R. Schnee	805
Über die Tragweite der caesura post quartum trochaeum im antiken und im deutschen Hexameter. Von J. Walser	885
Zu meiner Schrift „Slavo-deutsches und Slavo-italienisches“. Von H. Schuchardt	900

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Acta seminarii philologici Erlangensis Vol. III. edd. J. Müller et A. Luchs. Erlangen 1884, Deichert, angez. von J. M. Stowasser	883
Adamy R., Architektonik der altchristlichen Zeit, umfassend die altchristliche, byzantinische, muhamedanische und karolingische Kunst. I. Hälfte. Hannover 1884, angez. von J. Wastler	932
Altam B. und Landois H., Lehrbuch der Zoologie, 5. verb. Aufl. Freiburg i. B. 1883, Harder, angez. von J. Mik	943

	Seite
Apelt O., Der deutsche Aufsatz in der Prima des Gymnasiums. Ein historisch-kritischer Versuch. Leipzig 1883, Teubner, angez. von J. Schmidt	925
Appel E., De genere neutro intereunte in lingua latina. Erlangen 1883, Deichert, angez. von J. Golling	424
Archiv für lateinische Lexikographie und Grammatik, s. Wölfflin.	
Arendt G., Die Regeln der Bruchrechnung (gemeine und Decimalbrüche), für Gymnasien und Realschulen; 2. völlig umg. Aufl. Berlin 1882, Herbig, angez. von J. G. Wallentin	377
Arrian, s. Destion.	
Atlas der Alpenflora zu der von Prof. K. W. von Della Torre verfassten, vom deutschen und österreichischen Alpenvereine herausgegebenen 'Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Alpenreisen', Abtheilung Botanik, nach der Natur gemalt von A. Hartinger; Heft 13—27. Wien 1882/3, Verlag des deutschen und österreichischen Alpenvereines, angez. von H. Reichardt	685
Bachof E., Griechisches Elementarbuch, I. Theil. Gotha 1883, Perthes, angez. von F. Stolz	636
Bänitz C., Lehrbuch der Zoologie in populärer Darstellung, nach methodischen Grundsätzen für gehobene Lehranstalten sowie zum Selbstunterrichte bearbeitet; 5. vermehrte und verb. Aufl. Berlin 1884, Stubenrauch, angez. von O. Schmidt	863
Bail Dr., Methodischer Leitfaden für den Unterricht in der Naturgeschichte im engen Anschlusse an die neuen Lehrpläne der höheren Schulen Preußens bearbeitet von Dr. B.: Botanik, Heft 1 (Cursus I—III); 2. verb. Aufl. Leipzig 1883, Fues, angez. von H. Reichardt	862
Bauer F., Grundzüge der neuhochdeutschen Grammatik, 22. für Österreich bestimmte und mit Rücksicht auf die in Österreich amtlich eingeführte Orthographie bearbeitete Aufl., herausgegeben von A. Hofer. Nördlingen 1883, Beck, angez. von K. Stejskal	851
Benseler G. E., Griechisch-deutsches Schulwörterbuch; 7. verb. Aufl. besorgt von G. Autenrieth. Leipzig 1882, Teubner, angez. von F. Stolz	642
Bergk Th., Griechische Literaturgeschichte, 2. Bd. aus dem Nachlasse herausgegeben von G. Hinrichs. Berlin 1883, Weidmann, angez. von A. G. Engelbrecht	184
Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz, s. Haller.	
Bibliothek elektrotechnische, s. Hauck.	
Bibliothek geographischer Handbücher, s. Hann.	
Bibliotheca scriptorum Graecorum et Latinorum edita curantibus J. Kričala et C. Schenkl s. Caesar, Cornelius Nepos, Hesiodus, Livius, Ovidius, Sallustius, Sophocles.	
Bodmer, s. Deutsche Literaturdenkmale.	
Böhm O., Deutsche Grammatik für die Unter- und Mittelclassen der höheren Schulen bearbeitet von O. B.; 1. Theil: Sexta. Das Wichtigste aus der Grammatik, 2. Theil: Quinta bis Obertertia. Vollständige Grammatik. Wismar 1882, Hinstorff, angez. von K. Stejskal	849
Böhm O., Übungsstoff zur Deutschen Grammatik für die Unter- und Mittelclassen der höheren Schulen. I. Heft: Quarta und Quinta der Realschulen, II. Heft: Unter- und Obertertia der Realschulen. Wismar 1882, Hinstorff, angez. von K. Stejskal	849
Böhme G., Aufgaben zum Übersetzen ins Griechische für die oberen Gymnasialclassen; 8. theils verkürzte, theils vermehrte Aufl. von G. Stier. Leipzig 1883, Teubner, angez. von F. Stolz	641

Brawe, A. Deutsche Nationalliteratur.

- Bremkera Logarithmisch-trigonometrische Tafeln mit sechs Decimalstellen, neu bearbeitet von Th. Albrecht; 10. Stereotypausgabe. Berlin 1883, Nicolai, angez. von J. G. Wallentin 682
- Bruncke E., Griechisches Verbalverzeichnis zur Repetition der Formenlehre in Obertertia und Secunda. Wolfenbüttel 1893, Zundel, angez. von F. Stolz 642
- Bücheler F., Umbria interpretatus est F. B. Bonn 1883, Cohen, angez. von G. Meyer 645
- Caesaris C. Julii commentarii de bello Gallico für den Schulgebrauch erklärt von A. Doberenz, 8. Aufl. besorgt von G. B. Dinter. Leipzig 1882, Teubner, angez. von I. Prammer 190
- Caesaris C. Julii commentarii de bello Gallico scholarum in usum ed. J. Prammer (Bibl. script. Graec. et Lat. ed. cur. J. Kriela et C. Schenke. Prag (Leipzig) 1883, Tempsky (Freytag), angez. von K. Zeltner 592
- Caesaris C. Julii commentarii de bello gallico in usum scholarum recensuit et verborum indicem addidit M. Gitlbauer. Pars prior (I-V). Freiburg i. B. 1884, Herder, angez. von I. Prammer 915
- Caesaris C. Julii libri VII, cum A. Hirtii libro octavo, in usum scholarum iterum recognovit B. Dinter. Lipsiae 1884, Teubner, angez. von I. Prammer 918
- Caesar, s. Prammer.
- Calenberg A., Die Kunst der Rede. Lehrbuch der Rhetorik, Stilistik, Poetik. Leipzig und Zürich 1884, Orelli, Füssli & Co., angez. von J. M. Stowasser 927
- Celtes K., Fünf Bücher Epigramme, herausgegeben von K. Hartfelder. Berlin 1881, Calvary, angez. von A. Horawitz 208
- Chronicon Parium recensuit et praefatus est J. Flach. Accedit appendix chroniconum reliquia continens. Tübingen 1884, Fues, angez. von A. G. Engelbrecht 413
- Ciceronis M. Tallii orationes selectae XIV. ed. XXI. emendatio, cur. O. Heine. Halle 1883, Waisenhaus, angez. von A. Kornitzer 598
- Cicero's Rede für Sex. Roscius aus Ameria, für den Schulgebrauch erklärt von G. Landgraf. Wien 1883, Gräser, angez. von I. Prammer 912
- Cicero's Rede für L. Flaccus, erklärt von A. Du Mesnil. Leipzig 1883, Teubner, angez. von A. Kornitzer 841
- Cicero's Discours de Cicéron pour le poète Archias. Texte latin avec un commentaire critique et explicatif par E. Thomas. Paris 1883, Hachette, angez. von A. Kornitzer 113
- Cicero, s. Gurlitt, Merguet.
- Classen A. P. L., Lehrbuch der Physik nebst Einleitung zum Experimentieren, für Präparandenanstalten bearbeitet. Potsdam 1883, Stein, angez. von F. Wallentin 677
- Cornelii Nepotis liber de excellentibus ducibus exterarum gentium in usum scholarum dispositus et emendatus et ex Justino, Cicerone. suppletus, ed. J. Lattmann; 7. verb. Aufl. Göttingen 1883 (Vandenhoeck und Ruprecht). — Dazu Anmerkungen für die Präparation und für den Unterricht zu Cornelii Nepotis liber etc. ed. L. Lattmann. Göttingen 1883, Vandenhoeck und Ruprecht, angez. von E. Hauler 604
- Cornelii Nepotis vitae. In usum scholarum rec. M. Gitlbauer. Freiburg i. B. 1883, Herder, angez. von J. M. Stowasser 108

Chronegk, s. Deutsche Nationalliteratur.	
Cruindmeli sive Fulcharii ars metrica. Zum erstenmal herausgegeben von J. Huemer. Wien 1883, Holder, angez. von J. M. Stowasser	420
Dahn, s. Deutsche Geschichte.	
Dalla Torre, s. Atlas der Alpenflora.	
Dehner S., Hadriani reliquiae (Doctordissertation). Bonn 1883, angez. von A. Bauer	291
Delpino Dott G., Grammatica etimologica teoretico-pratica della lingua tedesca. Ferrara 1883, angez. von A. Ive	361
Destion J. v., <i>Μελέτριοι ἀντίστας</i> , griechisches Lesebuch für Untertertia. Nach Arrians Anabasis bearbeitet und mit einem Wörterbuch versehen. Kiel 1883, Lipsius und Tischer, angez. von F. Stolz	639
Detto W. A., Horaz und seine Zeit. Ein Beitrag zur Belebung und Ergänzung der altclassischen Studien auf höheren Lehranstalten. Berlin 1883, angez. von F. Hanna	338
Deutsche Geschichte: I. Bd. Geschichte der deutschen Urzeit von F. Dahn, 1. Hälfte bis a. 476. — VI. Bd. Das Zeitalter Friedrich des Großen und Josephs II. von A. Dove, 1. Hälfte 1740–1745. Gotha 1883, Perthes, angez. von F. Krones	769
Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts in Neudrucken herausgegeben von B. Senffert. N. 8: Frankfurter Gelehrte-Anzeigen vom Jahre 1772, 2. Hälfte nebst Einleitung und Personenregister; Nr. 12: Vier kritische Gedichte von J. J. Bodmer; Nr. 13: Die Kindesmörderin, ein Trauerspiel von H. L. Wagner, nebst Szenen aus den Bearbeitungen K. G. Lessings und Wagners; Nr. 14: Ephemerides und Volkslieder von Goethe. Heilbronn 1883, Henninger, angez. von J. Minor	349
Deutsche Nationalliteratur, historisch-kritische Ausgabe unter Mitwirkung von Arnold, Balke, Bartsch, Bechstein usw., herausgegeben von J. Kürschner. Berlin und Stuttgart, Spemann, 1. und 2. Lieferung, Berlin und Stuttgart 1883, Spemann, angez. von A. Sauer	122
Deutsche Nationalliteratur (s. oben), herausgegeben von J. Kürschner. Bd. 72: Lessings Jugendfreunde: Chr. F. Weiss, J. F. von Cronegk, J. W. von Brawe, F. Nikolai, herausgegeben von J. Minor, Berlin und Stuttgart 1883, Spemann, angez. von A. Sauer	280
Dove, s. Deutsche Geschichte.	
Düntzer H., Goethes Eintritt in Weimar mit Benützung ungedruckter Quellen dargestellt. Leipzig 1883, Hartwig (E. Hoppe), angez. von K. Rieger	658
Ehlinger J. K., Griechische Schulgrammatik mit besonderer Berücksichtigung der attischen Prosa. Als Anhang die homerische und herodotische Formenlehre. Bonn 1883, Cohen, angez. von F. Stolz	627
Elektrotechnische Bibliothek, s. Hauck.	
Engelbrecht A. G., Studia Terentiana. Wien 1883, Gerold, angez. von J. M. Stowasser	31
Ennius, s. Müller L.	
Erler G., Deutsche Geschichte von der Urzeit bis zum Mittelalter in den Erzählungen deutscher Geschichtsschreiber. Leipzig 1882, Dürr, angez. von F. Krones	128
Fäulhammer A., Franz Grillparzer. Graz 1884, Leuschner und Lubensky, angez. von K. M. Werner	757
Fichte, s. Keferstein.	

- Fink, s. Kommerell.
- Folke A., Rettungen des Alkibiades. 1. Theil. Die stiefliche Expedition. Erden 1883, angez. von A. Bauer 290
- Fränkel A., Die Quellen der Alexanderhistoriker, ein Beitrag zur griechischen Literaturgeschichte und Quellenkunde. Breslau 1883, angez. von A. Bauer 282
- Frankfurter Gelehrts-Anzeigen vom Jahre 1772, s. Deutsche Literaturdenkmale.
- Frankl L. A., Zur Biographie Grillparzers. Wien (Post, Leipzig) 1883, Hartleben, angez. von K. M. Werner 757
- Fuchs C., Geschichte des Kaisers Septimius Severus (Untersuchungen aus der alten Geschichte. 5. Heft). Wien 1884, Konegen, angez. von J. Jung 764
- Fulcharius, s. Cruindmelus.
- Gedanken über das Studium der modernen Sprachen in Bayern an Hof- und Mittelschulen. München 1882, angez. von A. Brandl 665
- Germanischer Bücherschatz, herausgegeben von A. Holder. Die Schriften Notkers und seiner Schule herausgegeben von P. Piper: 1. Bd. Schriften philosophischen Inhalts, 2. Bd. Psalmen, Predigten und katechetische Denkmäler nach der St. Galler Handschriftengruppe, 3. Bd. Wessobrunner Psalmen, Predigten und katechetische Denkmäler. Freiburg i. B. (Tübingen) 1883, J. B. C. Mohr, angez. von R. Heinzel 117
- Görth A., Einführung in das Studium der Dichtkunst. I. Das Studium der Lyrik. Leipzig und Wien 1883, Klinkhardt, angez. von P. Prosch 762
- Goethe, s. Deutsche Literaturdenkmale, Holland.
- Gratz L., Die Elektrizität und ihre Anwendung zur Beleuchtung, Kraftübertragung, Metallurgie, Telephonie und Telegraphie, für weitere Kreise dargestellt. Stuttgart 1883, Engelhorn, angez. von J. G. Wallentin 679
- Grote O., Freiherr von, Lexikon deutscher Stifter, Klöster und Ordenshäuser, herausgegeben von O. F. v. G., Osterwieck s. H. 1882. Comm.-Verlag von A. W. Zickfeldt, angez. von F. Krones 369
- Gurlitt L., De M. Tulli Ciceronis epistulis earumque pristina collectione dissertatio inauguralis. Freiberg i. S. 1879, angez. von A. Goldbacher 740
- Gurlitt L., Die Briefe Ciceros an M. Brutus in Bezug auf ihre Echtheit geprüft. IV. Supplementband des Philologus. Göttingen 1883, Dietrich, angez. von A. Goldbacher 746
- Gutenbrunner G., Reliefkarte der Central-Karpathen (Tatra). Badweis 1884, angez. von J. Ptaschnik 932
- Hallers (A. von) Gedichte, herausgegeben und eingeleitet von L. Hirszel (Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz und ihres Grenzgebietes, herausgegeben von J. Baschthold u. F. Vetter, Bd. 3). Frauenfeld 1882, Haber, angez. von R. M. Warner 432
- Hand F., Lateinisches Übungsbuch zum Gebrauche für die obersten Classen der Gymnasien; 3. Aufl., vollständig neu bearbeitet von H. L. Schmidt. Jena 1883. Costenoble, angez. von A. Sieß 525
- Hann J., Handbuch der Klimatologie (Bibliothek geographischer Handbücher). Stuttgart 1883, Engelhorn, angez. von F. Simony 538
- Haeck W. Ph., Die galvanischen Batterien, Accumulatoren und Thermosanen. Eine Beschreibung der hydro- und thermoelektrischen Stromquellen mit besonderer Rücksicht auf die Bedürfnisse der Praxis. (4. Bd. der Elektrotechnischen Bibliothek) Leipzig 1883, Hartleben, angez. von H. Streintz 984

	Seite
Hauck W. Ph., Die Grundlehren der Elektricität mit besonderer Rücksicht auf ihre Anwendungen in der Praxis. (9. Bd. der elektrotechnischen Bibliothek.) Wien 1883, Hartleben, angez. von J. G. Wallentin	940
Heger R., Leitfaden für den geometrischen Unterricht, zum Gebrauche an höheren Unterrichtsanstalten bearbeitet. 3. Theil: Stereometrie. Breslau 1883, E. Trowendt, angez. von F. Wallentin	935
Heller H., Griechisches Lesebuch für Untertertia im Anschluss an v. Bamberg's Schulgrammatik bearbeitet, 2. gänzlich umgearbeitete Aufl. Berlin 1883, Springer, angez. von F. Stolz	639
Helmreich G., Griechisches Vocabular in grammatischer Ordnung für den ersten Unterricht, Augsburg 1882, Rieger, angez. von F. Stolz	523
Herodiani ab exreanu divi Marci libri octo. ed. L. Mendelssohn. Leipzig 1883, Teubner, angez. von R. Bitschowsky	587
Herr G., Lehrbuch der vergleichenden Erdbeschreibung für die unteren und mittleren Classen der Gymnasien, Realschulen und verwandter Lehranstalten; 1. Coursus, 11. unv. Aufl.; 2. Coursus, 8. rev. Aufl. Wien 1883, Gräser, angez. von F. Kratochwil	132
Hertter C. F., Zeichnende Geometrie 1. und 2. Abtheilung. Stuttgart 1882/3, Metzler, angez. von F. Ruth	46
Hesiodi quae feruntur omnia. Recensuit A. Rzach. Accedit carmen quod dicitur Homeri et Hesiodi. Pragae et Lipsiae 1884, F. Tempsky, angez. von A. Scheindler	962
Heussner F., Johann Heinrich Voss als Schulmann in Eutin. Festschrift zum 100jährigen Gedenktage seiner Ankunft daselbst. Eutin 1882, Struve, angez. von A. Sauer	123
Heussner F., Die Vossische Übersetzung des Homer. Festrede gehalten in der Aula des Gymnasiums am 100jährigen Gedenktage der Ankunft J. H. Vossens in Eutin. Eutin 1882, Struve, angez. von A. Sauer	123
Hillmann F., De arte critica in Orphei Argonauticis facitanda. Leipzig 1883, Mathes, angez. von A. Scheindler	29
Hintner V., Griechisches Übungsbuch nach den Grammatiken von Hintner und Curtius. Wien 1883, Hölder, angez. von F. Stolz	638
Hoffmann E., Studien auf dem Gebiete der lateinischen Syntax. Wien 1884, Konegen, angez. von A. Goldbacher	618
Holland W. L., Goethes Faust. Ein Fragment in der ursprünglichen Gestalt neu herausgegeben. Freiburg i. B. und Tübingen 1882, Mohr, angez. von F. Prosch	346
Holzinger R. von Weidich K., Die einfachen Formen des französischen Zeitwortes in geordneter Darstellung. Graz 1883, Lenschner und Lubensky, angez. von Jarník	364
Homer, s. Heussner, Ranke, Wolf, Zakelj.	
Horatius Q. Flaccus des Oden und Epoden, für die Schulen von E. Rosenberg. Wien (Gotha) 1883, Gräser (Perthes), angez. J. M. Stowasser	753
Jannarakis A., Deutsch-Neugriechisches Wörterbuch. Hannover 1883, Hahn, angez. von St. Kapp	205
Jochmann E., Grundriss der Elementarphysik zum Gebrauch beim Unterricht auf höheren Lehranstalten und zum Selbststudium, herausgegeben und vermehrt um die Elemente der Astronomie und mathematischen Geographie von O. Hermes; 8. verb. Aufl. Berlin 1883, Winkelmann und Sohne, angez. von J. G. Wallentin	683

Kallisen O., Friedrich Barbarossa, die Glanzzeit des deutschen Kaiserthums im Mittelalter. Halle a. d. S. 1882. Waisenhaus, angez. von F. Krone	129
Kammer E., Homerische Vers- und Formenlehre zum Gebrauch in Gymnasien. Gotha 1884, Perthes, angez. von J. Golling	613
Keforster H., J. G. Fichtes pädagogische Schriften und Ideen. Wien und Leipzig 1883, Fichler, angez. von R. Zimmermann	931
Kern P., Zur Methodik des deutschen Unterrichtes. Berlin 1883, Nicolai, angez. von J. Schmidt	926
Kiepert R., Schulwandatlas der Länder Europas. 5. Lieferung: Stamme physikalische Wandkarte von Italien. Maßstab 1:100,000. Fol. 4 Blatt; 6. Lieferung: Politische Wandkarte von Italien. Maßstab 1:100,000. Fol. 4 Blatt. Berlin 1883, Reimer, angez. von F. Grassauer	217
Kiepert R., Graeciae antiquae tabula in usum scholarum descripta. Fol. 9 Blatt, 4. verb. Ausgabe. Berlin 1883, Reimer, angez. von F. Grassauer	217
Kiepert R., Italia antiqua in usum scholarum descripta. Fol. 6 Blatt, Neue 3. gänzlich verb. Ausgabe. Berlin 1883, Reimer, angez. von F. Grassauer	217
Kiepert R., Politische Schulwandkarte der Länder Europas. Balkanhalbinsel. Maßstab 1:1,000,000. Fol. 6 Blatt. Berlin 1883, Reimer, angez. von F. Grassauer	218
Kiepert R., Wandkarte des deutschen Reiches zum Schul- und Comptoirgebrauche. Fol. 9 Blatt, 7. Aufl., Berlin 1883, Reimer, angez. von F. Grassauer	218
Kiepert R., Physikalische Wandkarten, Nr. 4 Asien. Maßstab 1:4,000,000. 3. verb. Aufl. 9 Blatt. Berlin 1883, Reimer, angez. von F. Grassauer	219
Kleinpaul E., Aufgaben zum praktischen Rechnen für Realgymnasien, Real-, Handels- und Bürgerschulen; 11. verb. Aufl., Leipzig 1883, Langenwiesche, angez. von J. G. Wallentin	680
Kleyer A., Vollständig gelöste Aufgabensammlung nebst Anhängen ungeklärter Aufgaben, für den Schul- und Selbstgebrauch. Stuttgart 1881, J. Maier, angez. von J. G. Wallentin	48
Knauer, a. Naturhistoriker der.	
Koch E., Kurzgefasste griechische Schulgrammatik: 1. Theil: Laut- und Formenlehre; 2. Theil: Syntax. Leipzig 1883, Teubner, angez. von F. Stolz	630
Kölbing E., Die nordische und englische Version der Tristan-Sage herausgegeben von E. K., 2. Theil: 'Sir Tristram'. Heilbronn 1883, Henninger, angez. von A. Schipper	210
Körting G., Gedanken und Bemerkungen über das Studium der neueren Sprachen auf den deutschen Hochschulen. Heilbronn 1882, Henninger, angez. von A. Brandl	665
Köstler H., Leitfaden der ebenen Geometrie für höhere Lehranstalten; 1. Heft, 2. Aufl. Halle a. d. S. 1883, Nebert, angez. von J. G. Wallentin	452
Kommerells F., Lehrbuch der ebenen Geometrie, neu bearbeitet und erweitert von K. Fink; 3. Aufl. Tübingen 1882, Laupp, angez. von J. G. Wallentin	379
Kommerell F., Lehrbuch der Stereometrie, neu bearbeitet und erweitert von G. Hauck. 5. Aufl. (4. Aufl. der Neubearbeitung). Tübingen 1882, Laupp, angez. von F. Wallentin	937
Kosiol H., Lateinische Schulgrammatik. Prag 1884, Tempsky, angez. von A. Goldbacher	199

- Krämer Ch. E., Historisches Lesebuch über das deutsche Mittel-
alter aus den Quellen zusammengestellt und übersetzt. Leipzig
1882, Teubner, angez. von F. Krones 368
- Kraß M. und Landois H., Der Mensch und das Thierreich in
Wort und Bild für den Schulunterricht in der Naturgeschichte.
5. verb. Aufl. Freiburg i. B. 1883, Herder, angez. von J. Mik 948
- Kraß M. und Landois H., Lehrbuch für den Unterricht in der
Zoologie. Für Gymnasien, Realgymnasien und andere höhere
Lehranstalten. Freiburg i. B. 1883, Herder, angez. von J. Mik 948
- Krause H., Schulbotanik nach methodischen Grundsätzen bearbeitet.
Hannover 1884, Helwing, angez. von H. Reichardt 944
- Krimmel O., Die Kegelschnitte in elementar-geometrischer Be-
handlung. Tübingen 1883, Loupp, angez. von F. Wallentin 936
- Krügers (Bartholomäus) Spiel von den bürgerlichen Richtern und
dem Landsknecht 1580, herausgegeben von J. Bolte, Leipzig
1884, Reissner, angez. von R. M. Werner 845
- Kukula K., De tribus pseudoacroniorum scholiorum recensione.
Wien 1883, Konegen, angez. von M. Petasch 612
- Kummer F. und Stejskal K., Deutsches Lesebuch für öster-
reichische Gymnasien. 2. Bd. Wien 1884, angez. von K. A.
Schmidt 358
- Landois H., s. Altum, Krass.
- Laube H., Franz Grillparzers Lebensgeschichte, Stuttgart 1884,
Cotta, angez. von R. M. Werner 761
- Lessings Hamburgische Dramaturgie für den Schulgebrauch ein-
gerichtet und mit Erörterungen versehen von J. Buschmann.
Trier 1882, Lintz, angez. von A. Sauer 281
- Linnig F., Deutsche Mythenmärchen. Beitrag zur Erklärung der
Grimmschen Kinder- und Hausmärchen. Paderborn 1883, Schö-
ningh, angez. von R. Löbner 663
- Lippert J., Das Leben der Vorfahren. Das Wesentlichste einer
deutschen Culturgeschichte ältester Zeit, dem Volke erzählt.
Herausgegeben vom deutschen Vereine zur Verbreitung gemein-
nütziger Kenntnisse in Prag 1882, angez. von F. Krones 129
- Livi T. ab urbe condita libri, erklärt von W. Weissenborn;
4. Bd., 3. Heft, B. XXIII; 7. Aufl. besorgt von H. J. Müller;
7. Bd., 1. Heft, B. XXXI und XXXII; 3. Aufl. besorgt von H.
J. Müller. Berlin 1883, Weidmann, angez. von A. Zingerle 508
- Livi T. ab urbe condita libri recognovit H. J. Müller; Pars IV.:
lib. XXI et XXII; Pars V.: lib. XXIII et XXIV. Berlin
1882/3, Weidmann, angez. von Zingerle 503
- Livi T. ab urbe condita libri, ed. G. Weissenborn; ed. alt. cur.
M. Müller; Pars III, Fasc. I; lib. XXIV–XXVI. Leipzig
1881, Teubner, angez. von A. Zingerle 506
- Livi T. ab urbe condita libri scholarum in usum edidit A. Zin-
gerle, pars IV, lib. XXVI–XXX. (Bibl. script. graec. et lat.
ed. cur. J. Kvěčala et C. Schenkl). Prag (Leipzig) 1883, Tempsky
(Freitag), angez. von A. Stieß 32
- Livi T. ab urbe condita libri XXII. für den Schulgebrauch erklärt
von E. Wölfflin; 2. Aufl.; libri XXIII. von E. Wölfflin
und F. Luterbacher. Leipzig 1883, Teubner, angez. von A.
Zingerle 502
- Livi T. ab urbe condita libri XXII. Ausgabe für den Schul-
gebrauch von F. Luterbacher. Gotha 1883, Porthes, angez.
von A. Zingerle 503
- Livi T. ab urbe condita libri XXVII und libri XXVIII, für den
Schulgebrauch erklärt von F. Friedersdorff. Leipzig 1881/3,
Teubner, angez. von A. Zingerle 505

Livius, s. Luchs.	
Loewy Th., Common Sensibles. Die Gemein-Ideen des Gesichts- und Tastsinnes nach Locke und Berkeley und Experimente an operierten Blindgeborenen. Leipzig 1884, angez. von A. Zimmermann	676
Loos J., Lesebuch aus Livius. Ein historisches Elementarbuch. Leipzig 1882, Gräbner, angez. von F. Krones	867
Losert H. J., Hus und Wiclif. Zur Genesis der husitischen Lehre. Prag und Leipzig 1884, angez. von G. Mayer	855
Luchs A., Emendationes Livianae; 2 Theile. Erlangen 1881/2 (Universität. programme), angez. von A. Zingerle	606
Lübbers A., Leitfaden für den Unterricht in der Naturgeschichte in Bürgerschulen, Realschulen, Gymnasien und Seminarien, in vier Cursen. Dritter und vierter Cursus; 13. und 9. verb. Aufl. In neuer deutscher Rechtschreibung. Leipzig 1883, Schulze, angez. von H. Reichardt	684
Lübke W. und Lützow C. von, Denkmäler der Kunst. Zur Übersicht ihres Entwicklungsganges von den ersten künstlerischen Versuchen bis zu den Standpunkten der Gegenwart. Stuttgart 1884, Neff, angez. von J. Wastler	452
Lützow, s. Lübke.	
Lyon O., Minne- und Meistergesang. Bilder aus der Geschichte altdeutscher Literatur. Leipzig 1883, Grieben, angez. von J. Wackernell	273
Madvig J. N., Die Verfassung und Verwaltung des römischen Staates. 2 Bde. Leipzig 1881/2, Teubner, angez. von W. Kubitschek	245
Matthias A., Commentar zu Xenophons Anabasis: Heft 1: Commentar zu Buch I. Berlin 1883, Springer, angez. von F. Stolz	631
Mayer F. M., Die Anfänge des Handels und der Industrie in Österreich und die orientalische Compagnie nach bisher unbenutzten Quellen bearbeitet. Innsbruck 1882, Wagner, angez. von F. Krones	292
Mayer F. M., Die östlichen Alpenländer im Investiturstreite. Innsbruck 1883, Wagner, angez. von F. Krones	768
Mayer E., Frankreich. Maßstab 1:1,000,000. Fol. 4 Blatt; derselbe: Untere Donaustrassen, europäische Türkei und Griechenland. Maßstab 1:1,000,000. Fol. 4 Blatt. Miltenberg 1883, angez. von F. Grassauer	216
Meinong A. R. von, Hume-Studien: II) Zur Relationstheorie (Separatabdruck aus den Sitzungsberichten der phil.-hist. Classe der Akad. d. Wiss. in Wien). Wien 1882, angez. von E. Böck	530
Menge H., Repetitorium der griechischen Syntax für die obersten Gymnasialclassen und namentlich zum Selbststudium. Wolfenbüttel 1882, Zwißler, angez. von F. Stolz	522
Merguet H., Lexikon zu den Reden Ciceros mit Angabe sämtlicher Stellen. 4 Bände. Jena 1877—84, Fischer, angez. von M. Petschenig	909
Meurer H., Lateinisches Lesebuch mit Vocabular, 1. Theil für Sexta, 2. Theil für Quinta: 2. verb. Aufl. Weimar 1883, Böhlau, angez. von A. Sieb	524
Meurer H., Griechisches Lesebuch mit Vocabular: 1. Theil für Untertertia; 2. Theil: für Obertertia. Leipzig 1882/3, Teubner, angez. von F. Stolz	630, 641
Meyer E. H., Indogermanische Mythen. I. Gandharven-Kentauren. Berlin 1883, Dümmler, angez. von G. Meyer	643

- Meyer L., Vergleichende Grammatik der griechischen und lateinischen Sprache. 1. Bd., 2. Aufl. Berlin 1884, Weidmann, angez. von G. Meyer 270
- Minor J., Die Schicksalstragödie in ihren Hauptvertretern. Frankfurt a. M. 1883, Literarische Anstalt Ratten und Löning, angez. von R. M. Werner 759
- Minor, s. Deutsche Nationalliteratur.
- Möller H., Das altenglische Volksepos in der ursprünglichen strophischen Form. I. Abhandlungen. II. Texte. Kiel 1883, Lipsius und Tischer, angez. von A. Schönbach 37
- Müller H., Die Elemente der Planimetrie und Stereometrie. Ein Beitrag zur Methode des geometrischen Unterrichtes. Metz und Diedenhofen, Scriba, angez. von J. G. Wallentin 294
- Müller L., Q. Ennius. Eine Einleitung in das Studium der römischen Poesie. St. Petersburg 1884, Kicker, angez. von J. M. Stowasser 323
- Nahrhaft J., Lateinisches Übungsbuch zur Grammatik von A. Goldbacher, 2. Theil. Wien 1884, Schworella und Heick, angez. von J. Huemer 615
- Naturhistoriker. Der. Illustrierte Monatsschrift für die Schule und das Haus und Correspondenzblatt der österreichischen und deutschen Naturhistoriker. Mit den Beiblättern: 1. Die Lehrerbibliothek, 2. Die Vereinsschau, 3. Die Mädchenschule, 4. Die Lehrmittelsammlungen. Herausgegeben von F. Knauer, 6. Jahrgang, 1884, 1. Heft. Leipzig, O. Leiner, angez. von H. Reichardt 945
- Neumann F., Einleitung in die theoretische Physik. Vorlesungen gehalten an der Universität zu Königsberg von F. N., herausgegeben von C. Pape. Leipzig 1883, Teubner, angez. von J. G. Wallentin 860
- Nicolai, s. Deutsche Nationalliteratur.
- Notker, s. Germanischer Bücherschatz.
- Nyrop K., Sprogets vilde Skud. Populære Strøbmærkninger om inisiorstede Ord i daglig Tale. Kopenhagen 1882, Reitzel, angez. von J. U. Jarnik 646
- Orpheus, s. Hillmann.
- Ott, K. von, Tafeln der Logarithmen und anderer beim mathematischen Unterricht unentbehrlicher Zahlenwerte für Mittelschulen; 2. vervollständigte Aufl. Prag 1883, Calve, angez. von J. G. Wallentin 378
- Ott, K. von, Das graphische Rechnen und die graphische Statik; 2. Theile; 4. gänzlich umgearbeitete Aufl. Prag 1884, Calve, angez. von J. G. Wallentin 453
- Ovidi P. Nasonis carmina selecta, scholarum in usum ed. H. Sedlmayer (Bibl. script. Græc. et Lat. ed. cur. J. Kvicala et C. Schenk) Prag (Leipzig) 1883, Tempsky (Freitag), angez. von J. Rappold 106
- Pädagogische Classiker herausgegeben von A. Lindner, s. Kefenstein.
- Pauli C., Altitalische Studien herausgegeben von C. P.; 2. Heft. Hannover 1883, Hahn, angez. von G. Meyer 765
- Ponka K., Origines arææ. Linguistisch-ethnologische Untersuchungen zur ältesten Geschichte der arischen Völker und Sprachen. Wien und Teschen 1883, Prochaska, angez. von G. Meyer 341
- Pfalz F., Die deutsche Literaturgeschichte in den Hauptzügen ihrer Entwicklung sowie in ihren Hauptwerken dargestellt und den höheren Lehranstalten Deutschlands gewidmet; 1. Theil:

Die Literatur des Mittelalters. Leipzig 1883, Brandstetter, angez. von F. Knull	275
Pözl J., Deutsches Lesebuch für die oberen Classen österreichischer Realschulen; 3. Bd. für die 7. Classe. Wien 1883, Hölzer, angez. von F. Kratochwil	526
Prammer J., Schulwörterbuch zu Cäsars Commentarii de bello Gallico. Prag (Leipzig) 1884, Tempsky (Freytag), angez. von K. Zelger	920
Ranke J. A., Präparationen zu Homers Odyssee, Buch I 1–87, V 28–493. Zur ersten Einführung in die homerische Wortkunde und Formenlehre. Hannover 1884, Norddeutsche Verlagsanstalt, O. Gödel, angez. von A. Scheindler	907
Rheinhard H., Karte von Nordamerika für den Schul- und Privatgebrauch. Maßstab 1:5,300,000. Wiesbaden 1882, Bergmann, angez. von F. Grassauer	138
Rhomberg A., Die Erhebung der Geschichte zum Range einer Wissenschaft oder die historische Gewissheit und ihre Gesetze. Wien (Pest) 1882, Hartleben, angez. von F. Krone	130
Siehl A., Über wissenschaftliche und nichtwissenschaftliche Philosophie (Eine Antrittsrede). Freiburg und Tübingen 1883, Mohr, angez. von R. Zimmermann	293
Rothe F. F., Griechische Denksprüche in Vers und Prosa, als Memorierstoff gesammelt und nach dem Lehrgang des grammatischen Unterrichts geordnet, mit erklärenden Anmerkungen und einem Wörterverzeichnis. Magdeburg 1882, Heinrichshofen, angez. von F. Stolz	521
Rottok Dr., Lehrbuch der Planimetrie, 2. Aufl.; Lehrbuch der Stereometrie, 2. Aufl. Leipzig 1883, Schulze, angez. von J. G. Wallentin	681
Rühlmann M. und Rühlmann M. R., Logarithmisch-trigonometrische Tafeln für Techniker, sowie für den Schulgebrauch, 9. vollständig umg. und verm. Aufl. Leipzig 1883, Arnold, angez. von J. G. Wallentin	377
Saalfeld G. A., Die Lautgesetze der griechischen Lehnwörter im Lateinischen nebst Hauptkriterien der Entlehnung. Sprachwissenschaftliche Untersuchung von G. A. S. Leipzig 1884, Winter, angez. von G. Meyer	843
Sallusti C. Crispi bellum Cat., bellum Jug. etc. rec. A. Scheindler. Prag (Leipzig) 1883, Tempsky (Freytag), angez. von J. M. Stowasser	244
Scala R. v., Der pyrrhische Krieg. Berlin und Leipzig 1884, Parnassus, angez. von A. Bauer	671
Scala R. v., Roms Garnisonssystem im Jahre 281 mit Situationskarte. Berlin und Leipzig 1884, Parnassus, angez. von A. Bauer	671
Scheller C., Deutsche Grammatik für Mittelschulen; 7. verb. Aufl. Wien 1884, angez. von F. Knull	444
Scheller H., Geschichte der römischen Kaiserzeit. 1. Bd., 2. Abth. Gotha 1883, Perthes, angez. von J. Jung	125
Schneider E., Die Elemente der Planimetrie in ihrer organischen Entwicklung. In vier Stufen. Berlin 1883, Springer, angez. von J. G. Wallentin	375
Schöler M. M. Arnold, Über den Unterricht in der Aussprache des Englischen. Berlin 1884, angez. von A. Brandl	929
Schubert H., Sammlung von arithmetischen und algebraischen Fragen und Aufgaben, verbunden mit einem systematischen Vollen der Begriffe, Formeln und Lehrsätze der Arithmetik, für höhere Schulen. Potsdam 1883, Stein, angez. von J. G. Wallentin	376

	Seite
Schulze E., <i>Adiumenta latinitatis. Grundzüge des lateinischen Stils in Verbindung mit Übersetzungsstücken für die oberste Stufe des Gymnasiums.</i> Leipzig 1883, Teubner, angez. von J. Golling	340
Schurig B. E. R., <i>Lehrbuch der Arithmetik zum Gebrauche an niederen und höheren Lehranstalten und beim Selbststudium. Drei Theile; 1. Theil: Specielle Zahlenlehre (zugleich ein Handbuch für Volksschullehrer).</i> Leipzig 1883, F. Brandstetter, angez. von F. Wallentin	938
Seboth J., <i>Die Alpenpflanzen nach der Natur gemalt, mit Text von F. Graf und einer Anleitung zur Cultur der Alpenpflanzen von J. Petrasch. 4. Bd. Prag (Leipzig) 1884, Tempsky (Freytag), angez. von H. Reichardt</i>	944
Seemüller J., <i>Zur Methodik des deutschen Unterrichts in der fünften Gymnasialklasse. — Zugleich Commentar zu den neuen Instructionen für den deutschen grammatischen Unterricht in dieser Classe.</i> Wien 1885, Holder, angez. von R. Löhner	921
Seemüller J., <i>Die Sprachvorstellungen als Gegenstand des deutschen Unterrichtes. — Zugleich Commentar zu den neuen Instructionen für den deutschen grammatischen Unterricht in der sechsten Gymnasialklasse.</i> Wien 1885, Holder, angez. von R. Löhner	923
Schwald F., <i>Deutsche Dichter und Denker. Geschichte der deutschen Literatur mit Probensammlung zu derselben, für Schule und Haus bearbeitet; 2. durchaus umgearbeitete Aufl.</i> Altenburg 1880/81, Bonde, angez. von K. F. Kummer	650
Schwald F., <i>Deutsche Dichter und Denker in Proben, Mottos, Selbstbekenntnissen und Urtheilen der Zeitgenossen. Literarhistorische Auswahl bearbeitet von F. S. Altenburg 1883, Bonde, angez. von K. F. Kummer</i>	656
Seubert M., <i>Grundriss der Botanik. Zum Schulgebrauch und als Grundlage für Vorlesungen an höheren Lehranstalten bearbeitet von W. v. Ahles, 5. Aufl. Leipzig 1883, Winter, angez. von H. Reichardt</i>	141
Sittl K., <i>Geschichte der griechischen Literatur bis auf Alexander den Großen; 1. Theil. München 1884, Ackermann, angez. von A. Engelbrecht</i>	814
Sophoclis tragoediae, scholarum in usum edidit F. Schubert (Antigone; Oedipus rex). (Bibl. script. Graec. et Lat. ed. cur. J. Kvitata et C. Schenkl). Prag (Leipzig) 1883, Tempsky (Freytag), angez. von J. Rappold	499
Stejskal, s. Kummer.	
Stephan Ch., <i>De Pithoeanis in Iuvenalem scholiis (Doctordissertation).</i> Bonn 1882, angez. von R. Beer	186
Stier G., <i>Kurzgefasste griechische Formenlehre mit einem Anhang über die homerischen Formen; 4. vervollständigte Auflage des griechischen Elementarbuches von G. und H. Stier ersten Theils.</i> Leipzig 1883, Teubner, angez. von F. Stolz	634
Stier G., <i>Griechisches Elementarbuch enthaltend Vocabular, Lehrbuch mit Übungsstoff und doppeltes Wortregister; 4. umgearbeitete Aufl. des Griechischen Elementarbuches von G. Stier und H. Stier zweiten Theils.</i> Leipzig 1883, Teubner, angez. von F. Stolz	685
Strzemcha P., <i>Geschichte der deutschen National-Literatur, zum Gebrauche an österreichischen Schulen und zum Selbstunterrichte bearbeitet. 3. verb. Aufl. Brünn 1883, Knauth, angez. von F. Prosch</i>	848

Strümpell L., Grundriss der Psychologie. Leipzig 1884, angez. von R. Zimmermann	677
Sybel L. von, Kritik des ägyptischen Ornaments. Eine archäologische Studie. Marburg 1883, angez. von J. Wastler	933
Taschenberg E., Die Insecten nach ihrem Schaden und Nutzen (Das Wissen der Gegenwart, 4. Bd.). Leipzig 1882, Freytag, angez. von O. Schmidt	141
Taschenberg O., Die Verwandlungen der Thiere (Das Wissen der Gegenwart, 7. Bd.). Leipzig 1882, Freytag, angez. von O. Schmidt	141
Terentius, s. Engelbrecht.	
Terlitz V., Grillparzers 'Ahnfrau' und die Schicksalsidee. Progr. der Staatsoberrealschule in Bielitz 1883, angez. von K. M. Werner	759
Thiemann K., Kurzgefasste homerische Formenlehre (auf Grund der Ergebnisse der vergleichenden Sprachforschung) für Gymnasien bearbeitet. Berlin 1883, Winckelmann, angez. von J. Golling	613
Thiemann K., Wörterbuch zu Xenophons Anabasis, 5. verb. und verm. Aufl. Leipzig 1883, Teubner, angez. von F. Stolz	632
Thucydides de bello Peloponnesiaco libri octo explicavit E. F. Poppo, ed. alt. cur. J. M. Stahl. Vol. IV, sect. I, lib. VII, Leipzig 1882, Teubner, angez. von W. Jerusalem	583
Thukydides. Für den Schulgebrauch erkl. von G. Böhm; 5. Aufl., besorgt von S. Widmann. Leipzig 1882, Teubner, angez. von W. Jerusalem	585
Thukydides erklärt von J. Classen, B. VI. Berlin 1881, Weidmann, angez. von W. Jerusalem	585
Tumilz K., Deutsche Grammatik für Gymnasien, mit einem Anhange, enthaltend Hauptpunkte der Stilistik. Prag 1884, Dominicus, angez. von J. Schmidt	448
Uhle H., Griechische Schulgrammatik in Verbindung mit A. Procksch und Th. Büttner-Wobst. Der Elementargrammatik 3. verm. und verb. Aufl. Leipzig 1883, Grunow, angez. von F. Stolz	632
Untersuchungen aus der alten Geschichte, s. Fuchs.	
Urbanitzky, A. Ritter von. Die Elektrizität im Dienste der Menschheit. Eine populäre Darstellung der magnetischen und elektrischen Naturkräfte und deren praktischen Anwendungen. Nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft. Wien 1883, Hartleben, angez. von J. G. Wallentin	941
Venus J., Deutsche Aufsätze, verbunden mit einer Anleitung zum Anfertigen von Aufsätzen, 315 Dispositionen, sowie 400 neue Thematata zur Auswahl, vorzugsweise für die oberen Classen der Gymnasien und höherer Lehranstalten, 21. Aufl. Wiesbaden 1882, Gestewitz, angez. von K. Tumilz	354
Vergils P. Maronis Aeneis, für den Schulgebrauch erklärt von O. Brosin; 1. Bandchen B. I–III. Wien 1883, Gräser, angez. von E. Eichler	334
Verhandlungen des dritten deutschen Geographentages zu Frankfurt a. M. am 29., 30. und 31. März. Berlin 1883, Reimer, angez. von J. Ptaschnik	369
Voigt F., Leitfaden für den geographischen Unterricht. Nach den neueren Ansichten entworfen; 8. verb. und verm. Aufl. Berlin 1882, Barthol., angez. von F. Grassauer	140

XVI

	Seite
Vollbrecht W., Griechisches Lesebuch für Untertertia aus Xenophons Kyrupädie und Hellenika. Leipzig 1883, Teubner, angez. von F. Stolz	689
Vollbrecht W., Wörterbuch zu Xenophons Anabasis; 5. verm. und verb. Aufl. Leipzig 1883, Teubner, angez. von F. Stolz	632
Vog J. H., s. Heussner.	
Wagner H. L., s. Deutsche Literaturdenkmale.	
Wallnöfer P., Albrecht I. und der Ursprung der schweizerischen Eidgenossenschaft. Wien 1882, Hölzel, angez. von F. Krone	130
Washietl A., De similitudinibus imaginibusque Ovidianis (Doctor-dissertation). Wien 1883, Gerold, angez. von A. Sieß	241
Wattenbach G., Scripturae Graecae specimina in usum scholarum collegit et explicavit G. W., Berlin 1883, Grote, angez. von K. Wessely	100
Weiß, s. Deutsche Nationalliteratur.	
Weissenborn E., Aufgaben zum Übersetzen ins Griechische im Anschlusse an die Lectüre für die oberen Classen der Gymnasien. Leipzig 1882, Teubner, angez. von F. Stolz	630
Wesener P., Griechisches Elementarbuch zunächst nach den Grammatiken von Curtius, Koch und Franke-Bamberg; 1. Theil, 10. Aufl. Leipzig 1883, Teubner, angez. von F. Stolz	687
Wiesner J., Elemente der Organographie, Systematik und Biologie der Pflanzen. Mit einem Anhang: Die historische Entwicklung der Botanik. Wien 1884, Holder, angez. von A. Burgerstein	295
Windelband W., Präludien, Aufsätze und Reden zur Einleitung in die Philosophie. Freiburg i. B. und Tübingen 1884, Mohr, angez. von R. Zimmermann	675
Wissen das der Gegenwart, s. Taschenberg.	
Wölfflin E., Archiv für lateinische Lexikographie und Grammatik mit Einschluss des älteren Mittellateins, als Vorarbeit zu einem Thesaurus Linguae Latinae, herausgegeben von E. W., 1. Jahrgang. Leipzig 1884, Teubner, angez. von J. Huemer	267
Wolf E. A., Prolegomena ad Homerum, ed. III, quam curavit R. Peppmüller, Adiectae sunt epistolae Wolffi ad Heynium scriptae. Halis Saxonum 1884, e libraria Orphanotrophiae, angez. von A. Scheindler	906
Xenophon, s. Matthias, Thiemann, Vollbrecht.	
Žakelj F., Homerische Euphemismen für „Tod“ und „Sterben“. Programm des Gymnasiums in Laibach 1884, angez. von A. Scheindler	908
Zehden K., Norwegen. Ein historisch-geographisches Bild. Wien 1882, Holder, angez. von F. Grassauer	139
Zierner H., Vergleichende Syntax der indogermanischen Comparison, insbesondere der Comparationscasus der indogermanischen Sprachen und sein Ersatz. Berlin 1884, angez. von G. Meyer	427

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Die Aufnahmeprüfungen für die I. Classe der österreichischen Mittelschulen in den Schuljahren 1880/81 bis 1882/83. Von B. Windt	49
Anmerkung der Redaction zu diesem Aufsätze	73

	Seite
Willmann O., Didaktik als Bildungslehre; 1. Bd. Braunschweig 1882. Vieweg, angez. von H. Fuß	143
Mezger G. C., Ausgewählte Schulreden, herausgegeben von F. Mezger. Augsburg 1883. Rieger (Anzeige)	151
Pflüger F. W., Human- und Realgymnasium. Ein Wort zur Aufklärung an alle Gebildeten. Chemnitz 1882, Fricke (Anzeige)	152
Die Aufnahmeprüfung. Von J. Ptaschnik	220
Die neue Vorschrift über die Prüfung der Candidaten des Lehramtes an Gymnasien und Realschulen in Österreich (Verordnung des k. k. Ministeriums für C. und U. vom 7. Februar d. J. Z. 2117). Von der Redaction	298
Jahresbericht des Vereines 'Mittelschule' in Wien. November 1882 bis April 1883. Veröffentlicht von L. Fischer, Schriftführer. Wien 1884, im Selbstverlage des Vereines	307
Über die Hausaufgaben, insbesondere die lateinischen und griechischen. Von A. Scheindler	380
R. F., Die Irrwege der Gymnasiallehrmethode. Wien 1883, Wallishausser, angez. von E. Hochreiter	391
Lacher H., Die Schulüberbürdungsfrage sachlich beleuchtet. (Deutsche Zeit- und Streitfragen, herausgegeben von F. Holzendorff). Berlin 1883, Habel, angez. von E. Hochreiter	392
Willmann O., Lesebuch aus Herodot, ein historisches Elementarbuch, im Sinne des erziehenden Unterrichtes bearbeitet; 3. Aufl. Leipzig 1880; Loos J., Lesebuch aus Livius, ein historisches Elementarbuch, im Sinne des erziehenden Unterrichtes bearbeitet. Leipzig 1881, angez. von W. Toischer	395
Gegen den Unterricht im Mittelhochdeutschen am Gymnasium. Von J. Seemüller	454
Die Verordnung des k. k. Ministeriums für C. und U. vom 26. Mai 1884. Z. 10128. Von der Redaction	550
J. Rappold, Gymnasialpädagogischer Wegweiser. Wien 1883, Pichlers Witwe und Sohn, angez. von H. Fuß	557
Über die Wahl und Einübung deutscher Aufsätze in den zwei untersten Gymnasialclassen. Von F. Bauer	686
Zur Gymnasialfrage. Von A. Wachlowski	698, 772
Zur Statistik der österreichischen Mittelschulen (Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen). Von H. Pick	789
Die Einteilung der Substantiva nach ihrer Bedeutung. Von J. Kraßnig	865, 946
Jahresbericht des Vereines 'Mittelschule' in Wien. November 1883 bis Mai 1884. Veröffentlicht von L. Fischer, Schriftführer. Wien 1884 (Anzeige)	875
Jahresbericht des Vereines 'Deutsche Mittelschule in Prag'. Redigiert von F. Ullsperger. Prag 1884 (Anzeige)	949

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Stiftungen	227, 471, 793, 951
------------	--------------------

Literarische Miscellen.

Andra J. C., Griechische Heldensagen für die Jugend bearbeitet; 2. Aufl. Kreuznach 1882, Voigtlander	311
Beitzke H., Geschichte der deutschen Freiheitskämpfe in den Jahren 1813 und 1814; 4. neu bearbeitete Aufl. von P. Goldschmidt. 2 Bde. Bremen 1882/83, Heinsius, angez. von J. Loerth	399

Bergk Th., Kleine philologische Schriften, herausgegeben von R. Peppmüller. 1. Bd. Zur römischen Literatur. Halle 1883, Weissenhaus	716
Berliner Studien, s. Gemoll.	
Bielmayr, s. Steck.	
Braumann G., Die principes der Gallier und Germanen bei Cäsar und Tacitus. Progr. des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums in Berlin 1883 (Ostern), angez. von J. Prammer	569
Buschmann J., Sagen und Geschichten aus dem Alterthum. 1. Theil, 4. verb. Aufl. Paderborn 1881, Schöningh, angez. von F. Krones	77
Cäsars C. Julius Aufzeichnungen über den gallischen Krieg. Aus dem Lateinischen von R. Zwirnmann. Frankfurt a. M. 1882, Grobel, angez. von J. Prammer	716
Caspari C. P., Kirchengeschichtliche Anekdoten nebst neuen Ausgaben patristischer und kirchlich-mittelalterlicher Schriften veröffentlicht und mit Abhandlungen begleitet. I. Lateinische Schriften. Die Texte und die Anmerkungen. Universitätsprogramm. Christiania 1883	308
Cauer P., Delectus inscriptionum Graecarum propter dialectum memorabilem, iterum composuit P. C. Leipzig 1883, Hirzel	308
Classische deutsche Dichtungen. I. Goethes Hermann und Dorothea von K. H. Keck. Gotha 1883, Perthes, angez. von F. Prosch	227
Elogae poetarum graecorum scholarum in usum composuit H. Stadtmüller (Bibl. script. Graec. et Rom. Teubneriana). Leipzig 1883, Teubner	714
Emprechtlinger J., Formenlehre der deutschen Sprache in tabellarischer Übersicht. Wien 1881, A. Pichlers Witwe und Sohn, angez. von K. Stejskal	228
Friedrich P., Humanistische Studien; 1. Lieferung. München 1883, Friedrich, angez. von J. M. Stowasser	473
Gemoll W., Untersuchungen über die Quellen, den Verfasser und die Abfassungszeit der Geoponica. Berliner Studien, herausgegeben von F. Ascherson, 1. Bd. Berlin 1884, Calvary	473
Gesenius W., Hebraisches und chaldäisches Wörterbuch über das Alte Testament. 2., vielfach umgearbeitete Aufl. von F. Mählau und W. Volck; 2. Hälfte. Leipzig 1883, Vogel	76
Goethe, s. Classische deutsche Dichtungen.	
Gutmann K. A., Die wichtigsten Ereignisse der Weltgeschichte, zum Auswendiglernen, auch als Grundlage für den Unterricht in höheren Schulen; 3. verb. Aufl. Erlangen 1882, Deichert, angez. von F. Krones	76
Hempel H., Lateinischer Sentenzen- und Sprichwörterschatz, gesammelt von H. H. Bremen 1884, Heinsius, angez. von J. Golling	472
Hoffmann K. A. J., Rhetorik für höhere Schulen. I. Die Lehre vom Stil; 6. Aufl. besorgt von Ch. F. A. Schuster. Clausthal 1883, angez. von J. M. Stowasser	399
Hofmann E., Lehrbuch der Geschichte für die oberen Classen höherer Lehranstalten. 2. Heft. Römische Geschichte. Berlin 1882, Springer, angez. von F. Krones	78
Homeri Odyssea edidit G. Dindorf, ed. V. correctior, quam curavit C. Heintze. Leipzig 1883, Teubner	715

Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der Germanischen Philologie, herausgegeben von der Gesellschaft für Deutsche Philologie in Berlin. 4. Jahrgang. Leipzig 1883, angez. von B.-I.	951
Kappes W., Erzählungen aus der Geschichte, für den ersten Unterricht in höheren Lehranstalten zusammengestellt; 7. verb. Aufl. Freiburg i. B. 1882, Wagner, angez. von F. Krones	78
Keck, A. Classische deutsche Dichtungen.	
Kopp W., Repetitorium der alten Geschichte, auf Grund der alten Geographie zum Gebrauch in höheren Lehranstalten und zum Selbstunterricht. Berlin 1880, Springer, angez. von F. Krones	77
Leizner O. von, Illustrierte Geschichte der fremden Literaturen in volkstümlicher Darstellung. Leipzig 1881, Spamer	75
Lexicon Taciteum edd. A. Gerber et A. Greef, fasc. I.—V. Leipzig 1877/83, Teubner, angez. von J. Prammer	560
Müller M., Das Jagdwesen der alten Griechen und Römer für Freunde des classischen Alterthums und den gebildeten Waidmann nach den Mittheilungen der alten Schriftsteller dargestellt. München 1883, Klinger	309
Pauer Ph., De rerum ab Agricola in Britannia gestarum narratione Tacitea (Doctoraldisertation). Göttingen 1881, angezeigt von J. Prammer	75
Reuberg K., Deutsche Lehnwörter in alphabetischer Anordnung. Zusammengestellt und auf ihren Ursprung zurückgeführt. Hagen i. W. und Leipzig 1881, Riesel, angez. von K. Stejskal	154
Schiller K., Methodisch eingerichtete Dictando-Übungen für die deutsche Orthographie. Für Mittelschulen. Wien 1879, Gerold, angez. von K. Tumler	154
Schoberth G., Ist Nicolaus von Clemanges Verfasser des Buches 'De corrupto statu ecclesiae'? Programm der Realschule 2. O. zu Großenhain 1882 (Ostern), angez. von J. Loserth	400
Schuster G., Tabellen zur Weltgeschichte in mehreren, durch den Druck geschiedenen Cursen, nach dem Tode des Verf. besorgt von Dr. Kromayer. 22. Aufl. Hamburg 1882, Meißner, angez. von F. Krones	
Stacke L., Hilfsbuch für die erste Unterrichtsstufe in der Geschichte; 2. Theil: Mittelalter; 3. Theil: Neuzeit. Oldenburg 1882, Stalling, angez. von F. Krones	77
Standfest F., Leitfaden für den geologischen Unterricht in der obersten Classe der Realschulen. Graz 1883, Leuschner und Lubensky, angez. von R. Hörner	154
Steck F. X. und Bielmayer J., Sammlung von arithmetischen Aufgaben in systematischer Ordnung. Ein Übungsbuch für Latein- und Realschulen. Kempten 1881, Kösel, angez. von J. G. Wallentin	156
Steiner J., Sprichwörter und Sprüche als Übungstoff für den Unterricht in der deutschen Rechtschreibung nach Gleichheit, Ähnlichkeit des Wortklanges methodisch geordnet. Wien 1882, Hölder, angez. von K. Tumler	153
Tabellarisches Verzeichnis der hauptsächlichsten lateinischen Wörter von schwankender Schreibweise. Wien (Gotha) 1883, Gräber (Perthes), angez. von J. M. Stowasser	717
Taciti Cornelii libri qui supersunt, quantum recognovit C. Halm. 2 Bde. Leipzig 1883, Teubner	472
Tacitus, s. Lexicon Taciteum.	

	Seite
Taschenbuch für Käferkundler. Leipzig 1882, Leimer, angez. von O. Schmidt	718
Taschenkalender für Raupen- und Schmetterlingenkundler Leipzig 1882, Leimer, angez. von O. Schmidt	718
Transactions of the Cambridge Philological Society. Vol. II. For 1881-2, edited by J. P. Postgate. London 1882, Trübner	310
Vogel O. Lehr- und Hilfsbuch zur Hilfe- und Übungsbuch für den deutschen Unterricht in den unteren und mittleren Klassen höherer Schulen. Potsdam 1882, Steins, angez. von Karl Stejskal	717
Wagner P. Hilfsbuch für den Unterricht in der Geschichte. III. Die neuere Zeit. Berlin 1882, Krüger, angez. von P. Kronen	78
Willems P. Le sénat de la république Romaine. Section II: Les attributions du sénat. Löwen 1882, angez. von —d	309

Programmenschau.

Allram R. Die Phanerogamen der Umgebung von Krumau. Progr. des Gymn. in Krumau 1882 (Fortsetzung). angez. von P. Čtvrtečka	313
Baran A. Zur quantitativen Aussprache des Lateinischen. Progr. des Gymn. in Krems 1882, angez. von P. 856	79
Bednarski St. Der Dual bei Sophokles (polnisch). Progr. des Gymn. in Wadowice 1882, angez. von J. Wrobel	316
Beraneč V. Martin Opitz in seinem Verhältnis zu Scaliger und Buzari. Progr. der Staatsoberrealschule im III. Bezirke in Wien 1882, angez. von F. Prosch	719
Bruck M. Th. Beiträge zur Morphologie einiger Knoten- und Zwiebelgewächse. Progr. der griech.-r. Oberrealschule in Czernowitz 1882, angez. von P. Čtvrtečka	314
Burkhard C. Lectiones codicis Saksentli Bikanirensis. Progr. des Franz-Josefsgymn. in Wien 1882 3, angez. von G. Böhler	78
Dolnicki J. Über die Entstehung der Rede des Demosthenes vom Kranze und ihr Verhältnis zur Rede des Aeschines gegen Ktesiphon (polnisch). Progr. des Gymn. in Zloczow 1882, angez. von J. Wrobel	315
Fischer C. Dramaturgische Tafel: Sophokles Oedipus Rex: Übersichtliche Inhaltstabelle der drei olynthischen Reden. Progr. des zweiten Gymn. in Lemberg 1882, angez. von J. Wrobel	318
Flögl G. Untersuchungen des Flusswassers im Bereiche der Stadt Jägerndorf. Progr. der Staatsrealschule in Jägerndorf 1882, angez. von P. Čtvrtečka	719
Fugger E. Über Quelltemperaturen. Progr. der Oberrealschule in Salzburg 1881, angez. von P. Čtvrtečka	312
Hoffer E. Die Hummeln Steiermarks. Lebensgeschichte und Beschreibung derselben; 1. Hälfte. Progr. der Landesoberrealschule in Graz 1882, angez. von P. Čtvrtečka	228
Jefowicki A. Über den gegenwärtigen Stand der Textkritik der Schriften Cäsars (polnisch). Progr. des Gymn. in Brzeźan 1882, angez. von J. Wrobel	314
Kastner L. Die Mineralien Mährens (Schluss) (tschechisch). Progr. der Mittelschulen in Pírau 1882, angez. von P. Čtvrtečka	313

Kratoš F., Beiträge zur Geschichte der Erde und ihrer Vegetation. Progr. des 2. Gymn. in Graz 1882, angez. von P. Čtvrtečka	312
Krčmar A., Über das Melodische in den Hirtengesängen Vergils (tscheisch). Progr. des Communalgymn. in Schlan 1882/83, angez. von J. Král	168
Krčmčí F., Über die Scenerie des griechischen Theaters (tscheisch). Progr. des Gymn. in Jung-Bunzlau 1882/3, angez. von J. Král	159
Kunt F., Die Poesie A. Grüns. Progr. der Oberrealschule in Trautman 1882, angez. von F. Prosch	157
Majchrowicz F., De Horatio et Juvenale satirarum auctoribus. Progr. des zweiten Gymn. in Lemberg 1882, angez. von J. Wrobel	317
Mayer A., Karl Mayer, eine literarisch-ästhetische Untersuchung. Progr. des Gymn. in Bozen 1883, angez. von F. Prosch	720
Mayer G., Die Genera der gallenbewohnenden Cynipiden. Progr. der Wiener Communal-Oberrealschule im I. Bezirke 1882, angez. von P. Čtvrtečka	229
Maur J., Die Mundtheile von Scolopendrella und Polyzonium. Progr. des deutschen Gymn. in der Altstadt in Prag 1882, angez. von P. Čtvrtečka	313
Muth R. von, Grillparzers Technik. Ein Essay Progr. der Landesoberrealschule in Wiener-Neustadt 1883, angez. von F. Prosch	720
Neudörfl K., Ein Wort über den Humanismus und Classicismus an antiken Gymnasien (tscheisch). Progr. des Gymn. in Chrudim 1882/3, angez. von J. Král	160
Satornik A., Die Uebereinstimmung in den Ansichten und der Ausdruckweise Vergils und Lucres (tscheisch). Progr. des böhmischen Gymn. in Budweis 1882/3, angez. von J. Král	160
Schlögl L., Die Coleopteren-Fauna aus dem Marchthale bei Ungarisch-Hradisch. Progr. des Real- und Obergymn. zu Ungarisch-Hradisch 1882, angez. von P. Čtvrtečka	230
Schwippel K., Uebersicht der zoologischen Verhältnisse der Umgebungen von Brünn (mit einer Karte). Progr. des ersten deutschen Gymn. in Brünn 1882, angez. von P. Čtvrtečka	230
Šmehl J., Beobachtungsergebnisse der meteorologischen Station Malnisch-Neustadt in den Jahren 1876—1881. Progr. des Landgymn. in Malnisch-Neustadt 1882, angez. von P. Čtvrtečka	160
Štimmer H., Der römische Sklavenstand. Dargestellt nach den Gedichten des Horaz. Progr. des Gymn. in Meran 1883, angez. von Y. Hauna	400
Strobl G., Die Phanerogamen der Flora von Admont (Schluss). Progr. des Gymn. in Melk 1882, angez. von P. Čtvrtečka	313
Tschitz V., Grillparzers 'Ahnfrau' und die Schicksalsidee. Progr. der Staatsoberrealschule in Bielitz 1883, angez. von F. Prosch	719
Ullrich J., Systematisches Verzeichnis der Weichthiere der Umgebung von Brünn (tscheisch). Progr. des böhmischen Gymn. in Brünn 1882, angez. von P. Čtvrtečka	230
Vodňáček A., Über Sokrates' Ironie in den Platonischen Dialogen (tscheisch). Progr. des Gymn. in Reichenau 1882/3, angez. von J. Král	159
Vogel J., Die Idee des Guten und die Gottheit bei Platon. Progr. des Gymn. in Nikolsburg 1882, angez. von J. Pajk	156

	Seite
Würfl Chr., Ein Beitrag zur Kenntniss des Sprachgebrauches Klopstocks. Progr. des zweiten deutschen Gymn. in Brünn 1883, angex. von F. Prosch	719
Zbarski E., Die Slavenkriege zur Zeit Otto des III. und dessen Pilgerfahrt nach Gnesen. Progr. des zweiten Gymn. in Lemberg 1882, angex. von J. Wrobel	317
Lehrbücher und Lehrmittel	231, 474, 796, 952

Fünfte Abtheilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen und Erlässe.

Verordnung des Min. für C. und U. vom 7. Februar 1884, Z. 2117, betreffend die Prüfung der Candidaten des Gymnasial- und Realschul-Lehramtes	233
Erlass des Min. für C. und U. vom 9. Februar 1884, Z. 1698, an das Rectorat der k. k. Universität mit böhmischer Vortrags- sprache in Prag betreffend die Auslegung einer Bestimmung des §. 5 des Gesetzes über die akademischen Behörden vom 27. April 1873	233
Erlass des Min. für C. u. U. vom 28. März 1884, Z. 6024, betreffend die Veröffentlichung eines neuen Verzeichnisses der für die österr. Mittelschulen allgemein zulässigen Lehrmittel und Lehrtexte	476
Verordnung des Min. für C. und U. vom 26. Mai 1884, Z. 10128, betreffend mehrere Abänderungen des Lehrplans der Gymnasien und die Hinausgabe von Instructionen für den Unterricht an den Gymnasien	476
Erlass des Min. für C. und U. vom 17. Mai 1884, Z. 12038, betref- fend die Modalitäten, unter welchen die Candidaten der Doc- torewürde, sowie die im Prüfungsstadium befindlichen Candi- daten des Lehramtes an Mittelschulen zum Entleihen von Büchern aus Universitätsbibliotheken berechtigt sind	476
Erlass des Min. für C. und U. vom 27. Mai 1884, Z. 8019, betref- fend die Aufnahmeprüfungen für die erste Classe der Mittel- schulen	476
Erlass des Min. für C. u. U. vom 26. Juni 1884, Z. 9349, betreffend den Vorgang bei Verleihung von Stipendien an Hörer der Hoch- schulen als angehende Lehramtsandidaten	876
Verordnung des Min. für C. und U. vom 9. Nov. 1884, Z. 20538, betreffend die Lehrbefähigungszeugnisse für Volksschulen der für Mittelschulen befähigten Candidaten	954
Verordnung des Min. für C. und U. vom 15. Nov. 1884, Z. 19880, betreffend die Abänderung des §. 34 der Ministerialverordnung vom 1. Juni 1876, Z. 6208, mit welcher eine Instruction für die Abhaltung der von Studierenden der griech.-orient. Theo- logie an der Univ. in Czernowitz abzulegenden Prüfungen er- lassen wurde	954
Verordnung des Min. für C. und U. vom 15. Nov. 1884, Z. 22265, betreffend die Höhe des Schulgeldes an den Staatsmittelschulen, mit Ausnahme jener in Wien	954

Verordnung des Min. für C. und U. vom 26. Nov. 1884, Z. 21768, mit welcher im Einvernehmen mit dem k. k. Finanzministerium die von Candidaten der theoretischen Staatsprüfungen zu entrichtenden Prüfungstaxen erhöht werden	955
Verleihung und Erstreckung des Öffentlichkeitsrechtes: Communalgymn. in Neubydkow (S. 876), Communaluntergymn. in Untermeidling (S. 233 und 877), Communalgymn. in Gaya (S. 876), Communalgymn. in Píibram (S. 233), Communalgymn. in Schlan	955
Verleihung des Rechtes Maturitätsprüfungen abzuhalten: Landesgymn. in Leoben (S. 876), Gymn. in Sarajewo (S. 876), Fürsterzbischöfliches Privatuntergymnasium (Borromäum) in Salzburg	955
Übernahme von Communalgymnasien in die Verwaltung des Staates: Communalgymnasien in Kolin und Píibram	955
Ernennungen	234, 477, 877, 955
Approbierte Lehramtsandidaten	237, 478, 881, 957
Auszeichnungen	237, 479, 884, 957
Nekrologie	238, 479, 957
Entgegnung von J. Golling	240
Entgegnung von H. Kosiol	318
Erwiderung von A. Goldbacher	319
Zur Abwehr. Von A. Sieß	799
Entgegnung von K. Penka	799
Erwiderung von G. Meyer	801
Erläuterungen zu J. U. Jarník's Anzeige von Holzinger's: 'Die einfachen Formen des französischen Zeitwortes in geordneter Darstellung. Graz 1884, Leuschner & Lubensky.' Von K. Holzinger	801
Entgegnung von K. Tumlitz	962
Erwiderung von J. Schmidt	963
Zur Abwehr von K. Fuchs	963
Erwiderung von J. Jung	964
Bekanntmachung	320
Berichtigung von H. Pick	964
Berichtigungen	720, 964

1

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Die Allianz Portugals mit dem Kaiser Leopold I. und den Seemächten im J. 1703.

Als die Nachricht vom Tode des letzten spanischen Habsburgers, König Karls II., nach Wien gelangte und zugleich die Meldung eintraf, dass das Testament zu Gunsten des Herzogs von Anjou laute, fanden in Wien täglich Berathungen der Minister mit dem Kaiser Leopold und dem römischen Könige Joseph statt. Gleich in der ersten dieser Conferenzen, am 19. November 1700, gab der Kaiser seine Meinung über die Lage in folgenden Worten kund: „Ich beklage den traurigen Fall in Spanien und die allenthalben aufsteigende Gefahr. Lassen wir jedoch den Muth nicht sinken und setzen wir im Vertrauen auf Gott das Mögliche. Von Spanien her ist nicht Gutes mehr zu erwarten, als nur noch etwa mehr Klarheit und Gewissheit in Betreff des Testaments. Zu einem Widerstande besitzt Spanien weder Geldmittel noch Mannschaft. Wir unsererseits müssen aller Orten gegen das Testament protestieren. Eine Reihe von Gesandten nach verschiedenen Orten müssen schleunigst ernannt, ihre Instructionen unverzüglich ausgefertigt werden. Mit der Republik Venedig ist zu unterhandeln über den Durchmarsch nach Mailand.“¹⁾

Die Ansichten des Kaisers fanden die Zustimmung seiner Räte: es wurden in der That mehrere Gesandte ernannt: Sangro und Caraffa gingen nach Neapel, Castelbarco nach Mailand. Das Augenmerk des Kaisers war eben zunächst auf Italien, keineswegs auf das Hauptland Spanien gerichtet.

Aniers dachte damals der holländische Rathspensionär Heinsius, auf dessen Meinung bekanntlich in den damaligen politischen Verwicklungen sehr viel ankam. Als König Ludwig XIV. im December des Jahres 1700 seinen Enkel Philipp nach Spanien schickte, ohne zugleich den Interessen Englands und Hollands ein Zugeständnis zu machen, vertrat Heinsius die Ansicht, dass jetzt

Mitgetheilt von Onno Klopp, der Fall des Hauses Stuart IX, 13.

2 Allianz Portugals m. Leopold I. u. d. Seemächten i. J. 1703. Von *Mayer*.

der Kaiser für die habsburgische Gesamterbfolge eintreten müsse. Eben auf der pyrenäischen Halbinsel, auf welche die Politik des Wiener Hofes so wenig Gewicht zu legen schien, wünschte er eine nationale Erhebung zu Gunsten der Habsburger entfesselt. Er spornte die kaiserlichen Minister an, sich durch Allianzen mit Dänemark, Polen, Venedig, Savoyen und anderen Mächten gegen Frankreich zu stärken.²⁾

In Wien kam man diesen Rathschlägen wenigstens theilweise nach: auch nach Portugal wurde nun ein Gesandter geschickt, um auch diese Regierung zu gewinnen. Die Art und Weise, wie dieses Königreich zum Anschlusse an den Kaiser und die Seemächte gebracht wurde, bildet ein nicht uninteressantes Capitel des spanischen Successionskrieges. Ältere Historiker wussten darüber nur wenig zu erzählen³⁾; neuere⁴⁾ gewannen aus den verschiedenen Gesandtschaftsberichten eine feste Grundlage für ihre Darstellungen. Aber merkwürdiger Weise sind gerade jene Berichte, welche für die Geschichte des Vortrages vom 16. Mai 1703 zuerst hätten zurathie gezogen werden sollen, noch nicht benützt worden: ja man hat nicht einmal gewusst, dass schon im Jahre 1701 in Lissabon ein kaiserlicher Gesandter thätig war. Aus den Berichten, welche dieser Gesandte, Graf Waldstein, in der Zeit vom 1. März 1701 bis zum 17. Mai 1703 aus der Residenzstadt Portugals an den Kaiser Leopold I. richtete und die abschriftlich in der Universitäts-Bibliothek zu Graz liegen, das Zustandekommen der Allianz Portugals mit dem Kaiser und den Seemächten darzustellen, ist die Aufgabe dieser Abhandlung.

Der Gesandte, welcher die habsburgischen Interessen am portugiesischen Hofe zu vertreten hatte, war Graf Karl Ernst von Waldstein. Das Urtheil, das über diesen Mann gefällt wurde, ist kein günstiges: er war ein finsterner Aristokrat, schwerfällig, zur Führung diplomatischer Unterhandlungen wenig geschickt.⁵⁾ Ich habe durchaus nicht die Absicht, eine Ehrenrettung dieses Staatsmannes zu versuchen. Im großen und ganzen mag Noordens Charakteristik zutreffend sein, aber man müsste bei der Beurtheilung Waldsteins doch auch in die Wagschale legen, dass er zuerst gegen den französischen Gesandten und die französisch gesinnten portugiesischen Minister und nachher auch gegen den englischen Gesandten anzukämpfen hatte. Auch wird aus meiner Darstellung hervorgehen, dass Graf Waldstein in auffallender Weise mit sehr wichtigen Angelegenheiten unbekannt blieb: von dem, was in Wien, in London, im Haag geschah, scheint er oft sehr spät und sehr dürftig unterrichtet worden zu sein.

²⁾ Noorden, Europäische Geschichte im 18. Jahrh. I, 123.

³⁾ Schafer, Geschichte von Portugal. V, 37 ff.

⁴⁾ Noorden I, 356-368; 386-393. O. Klopp X, 189, 190, 211 ff, 249-256.

⁵⁾ Noorden I, 364.

Jedenfalls zeigt die frühzeitige Absendung eines kaiserlichen Gesandten nach Lissabon, von welcher man, wie erwähnt, bisher nichts wusste⁶⁾, dass man am Wiener Hofe lange bevor die englische und holländische Regierung mit Portugal Unterhandlungen anknüpfen suchte, eine Zeit lang an eine Offensive auf der spanischen Halbinsel dachte, für welche ja Portugal der unentbehrliche Stützpunkt sein musste. Freilich war Graf Waldstein nicht gleich am Anfange an mit der Vollmacht „zum Tractieren“ versehen; er sollte zuerst die Lage der Dinge beurtheilen. Aber die Vollmacht zum Abschlusse eines Bündnisses zwischen Portugal und dem Kaiser sowohl als auch den Seemächten gieng doch schon nach einigen Monaten und noch vor dem Anschlusse des portugiesischen Königs von Pedro II. an Frankreich und Spanien, an den kaiserlichen Gesandten ab.

Das Entgegenkommen, das Graf Waldstein in Lissabon fand, war nicht sehr ermutigend. Der Hof befand sich in Salvaterra und es war beschlossen worden, dass kein fremder Minister die idyllische Ruhe, deren sich der Hof dort erfreute, stören dürfe. Auch mit dem kaiserlichen Gesandten wurde keine Ausnahme gemacht. Waldstein musste am 15. März 1701 nach Wien berichten, dass wenig Hoffnung vorhanden sei, Portugal zu gewinnen. Er fragte in diesem Berichte bei dem Kaiser an, wie er sich verhalten solle, „wofern der König in Portugall, worzu sich annoch wenig Hoffnung aulasset, mit Eurer kays. Majestät sich uniren möchte.“ Es gieng damals das Gerücht, dass die Regierung einen Botschafter nach Madrid an den Hof des Königs Philipp senden wolle.

Während Waldstein wie ein müßiger Zuschauer die Dinge beobachtete, entfaltete der französische Gesandte Rouillé eine rege Thätigkeit, durch die er den Hof endlich zu einer Liga mit Frankreich brachte. Um die Mitte des Monats März hatten die Unterhandlungen begonnen. Die Lissaboner Regierung hatte zu Frankreich wie zu den Seemächten freundschaftliche Beziehungen zu erhalten gesucht, aber je mehr sich der Gegensatz zwischen diesen Mächten verschärft, desto näher rückte die Stunde, in der sich Portugal für die eine oder die andere entscheiden musste. Der französische Gesandte spiegelte dem portugiesischen Könige und dessen Ministern vor, dass sein König das englische Meerhaus ganz für sich gewonnen habe, so dass es nie in einen Krieg mit Frankreich willigen werde. Auch seien die nach Italien führenden Alpenpässe so gut verwahrt, dass die kaiserliche Armee unmöglich in Italien einrücken könne.⁷⁾ Aber diese Versicherungen wirkten lange Zeit eben so wenig, wie der Hinweis des französischen Gesandten auf die Verdienste, die sich Frankreich

⁶⁾ Es ist dabei nicht richtig, wenn Noorden I. 364 sagt: Erst als die neuen Wargungen hatte das Wiener Cabinet sich zur Sendung des Grafen Waldstein nach Lissabon entschlossen.

⁷⁾ Waldstein. Bericht vom 2. August 1701.

um Portugal erworben. Da drohte Rouillé mit seiner Abreise, wenn er seine Couriere nicht in der kürzesten Zeit mit der Meldung des Abschlusses der Liga zwischen Portugal und Frankreich nach Versailles schicken könne; vor seiner Abreise aber müsse er an Portugal im Namen Frankreichs und Spaniens den Krieg erklären. Der Staatssecretär Mendo Foyos Pereira und der Chef des Kriegswesens, Herzog Cadaval⁸⁾, französisch gesinnt, unterstützten ihn: sie haben das Bündnis endlich „durchgetruckt“. Die anderen Minister sträubten sich wie der König lange gegen den Vertrag; bezüglich des letzteren hörte Graf Waldstein, dass er den Vertrag im Zorne zu Boden geschleudert, ehe er seine Unterschrift gab.

Die Unterzeichnung dieses Vertrages erfolgte am 18. Juni; erst etwa vier Wochen später, am 13. Juli, hatte Waldstein die erste Audienz⁹⁾ bei dem Könige und anfangs August erhielt er die aus den ersten Tagen des Juni stammende „Vollmacht zum Tractiren“. Er bedauerte in seinem Berichte vom 2. August, diese nicht früher erhalten zu haben, da er vielleicht im Stande gewesen wäre, den Tractat Portugals mit Frankreich zu verhindern. Bis jetzt habe er nie Gelegenheit gehabt, dem Lissaboner Hofe Propositionen zu einem Bündnisse mit dem Kaiser zu machen; man wollte ihn gar nicht anhören unter dem Vorwande, dass er ja keine Vollmachten habe. Aber auch die Vertreter der Seemächte seien noch nicht mit Vollmachten versehen.

Anfangs August nahm Graf Waldstein eine Audienz, in welcher er dem Könige die üblen Folgen, welche die Liga mit Frankreich nach sich ziehen könnte, vorstellte und die Mittheilung der Artikel derselben begehrte. Er führte aus, wie gefährlich es sei, wenn der König erlaube, dass der in Cadix stehende Conto d'Estrees mit zwanzig französischen Kriegsschiffen, zu denen außerdem noch ebenso viele portugiesische stoßen sollten, in den Hafen von Lissabon einlaufe, bevor noch der Krieg angefangen habe. Nach einem Tractate, der zwischen Portugal, England und Holland bestehe, dürften nur sechs Kriegsschiffe auf einmal vor Lissabon erscheinen. Er stellte in Aussicht, dass auch die Seemächte ihre Flotte senden und diese die französischen Schiffe im Hafen „insultiren“ würden. Der König antwortete ihm auf diese Vorstellungen „mit nichts andern als mit vielen Seufzern“ und verwies ihn wegen des Bündnisses mit Frankreich an den Staatssecretär.¹⁰⁾

⁸⁾ Charakteristik bei Schäfer V, 57. Ich bemerke, dass in Waldsteins Berichten gesagt wird, der Marquis d'Allegrete sei gegen den französischen Vertrag gewesen, was zu Noorden I, 361 in Widerspruch steht.

⁹⁾ Diejenigen, welche an der Beschreibung der Formalitäten, unter denen solche erste Audienzen stattzufinden pflegten, Gefallen finden, müssen die Lecture des ausführlichen Berichtes, in welchem Graf Waldstein fast jeden Schritt beschreibt, den er damals gethan, außerordentliches Vergnügen bereiten.

¹⁰⁾ Bericht vom 2. August 1701.

Auch der englische Gesandte, Paul Methuen, arbeitete im Sinne Waldsteins, ja er verstieg sich sogar zu Drohungen: Waldstein drückte ihn als „modester“, er gab nur vor, er werde nächstens abreisen wenn die Politik Portugals sich nicht ändere. Der französische Gesandte war damals nicht im Stande, die Sorge, welche der Hof wegen des Umschwungs der Anschauungen in England empfand, zu zerstreuen: seine Behauptung, das Unterhaus werde nie einen Krieg mit Frankreich willigen, erschien jetzt schon als eine falsche. Der König war sehr kleinmüthig, es wurden öffentliche Serate in den Kirchen angeordnet. Selbst Lissabon hielt man nicht für sicher; eifriger als früher wurden daher die Rüstungen betrieben; das Militär wurde von der spanischen Grenze in die Hauptstadt gezogen, die Bürger bewaffnet, zwölf Kriegsschiffe in Bereitschaft gesetzt; französische Ingenieure nahmen Messungen an der Küste vor und legten an der einen Seite des Tajo zwei große Batterien an; nach Unteroffiziere und Grenadiere, hier „eine unbestimmte Art von Soldaten“ erschienen aus Frankreich; zugleich bestellte die Lissaboner Regierung in Frankreich mehrere hundert „große Stücke“. Alle diese Vorkehrungen kosteten natürlich Geld; es verlautete, die Regierung werde ein neues Anlehen contrahiren und von den legeralen Gütern eine zehnprocentige Steuer einheben, ohne Berufung der Cortes. Das Volk zeigte sich im October 1701 sehr unzufrieden, dass Waldstein eine Revolution befürchtete. Besonders war der Herzog von Cadaval der Gegenstand allgemeinen Hasses; man sagte sich offen auf der Gasse, Portugal werde erst lange haben, wenn Cadaval am Gulden hänge.

Außerordentlich groß war damals die Furcht der Regierung vor der Ankunft einer englisch-holländischen Flotte, aber sie gewann an Selbstvertrauen, wenn französische Hilfe in Aussicht stand. Am 20. September nahm der englische Gesandte eine Audienz, in welcher er sich einer Weisung aus London zufolge heftig über das französische Bündnis beklagte und eine authentische Abschrift des Vortrages verlangte. Der König, meldet Waldstein darüber am 27. September nach Wien, hat confus geantwortet und versprochen, eine eigentliche Antwort werde durch den Staatssecretär erfolgen. Am trüb aber an demselben Tage noch der französische Admiral Chateau-Renard mit einer Flotte von 21 Schiffen in den Hafen von Lissabon ein und sofort fühlte sich die Regierung sicher. Die Antwort, welche der Staatssecretär am 22. September gab, schien der französische Gesandte dictiert zu haben; sie weist kurz jede Anschuldigung an die Seemächte ab; Portugal werde von seiner Allianz mit Frankreich nicht ablassen. Am 20. October segelte Chateau-Renard, vom Könige reich beschenkt, wieder ab und fuhr nach Lissabon, um in Verbindung mit d'Estrees die englische Flotte zu verfolgen. Seinem Ansuchen, noch die portugiesischen Kriegsschiffe mitzunehmen zu dürfen, hatte der König nicht willfahrt. Nach der Abreise schlug die Stimmung wieder um: der französische

Gesandte wurde vom Könige sehr kühl behandelt. Niemand freute sich, als gegen Ende December die von Ludwig XIV. versprochenen Grenadiere, 60 Mann, ankamen; der König vermied sie zu sehen; worüber sich der Gesandte sehr ärgerte. Das Verhältniß wurde nicht besser, als im Februar 1702 die Nachricht von der Kriegsbereitschaft des englischen Parlaments eintraf, welche der französische Gesandte immer als eine Unmöglichkeit bezeichnet hatte. Dazu kam noch, dass eben damals wieder über hundert von den in Frankreich bestellten „eisernen Stücken“ eintrafen, die nicht von dem gewünschten Caliber waren und sich auch sonst schlecht erwiesen. Von zwölf, die man probirte, zersprangen fünf. Cadaval und der französische Botschafter kamen darüber so hart aneinander, dass der Botschafter krank wurde. Aber trotz alledem kamen die Gesandten des Kaisers und der Seemächte nicht einen Schritt weiter.

Schon in seinem Berichte vom 27. September 1701 hatte Waldstein seiner Überzeugung Ausdruck gegeben, dass durch die Ankauf einer englischen Flotte vor Lissabon die portugiesische Regierung am leichtesten auf die Seite der Verbündeten gebracht werden könnte, zumal wenn der englische Gesandte ausgiebige Vollmachten hätte und positive Vortheile anbieten könnte; er hatte sich in diesem Sinne wiederholt gegen den kaiserlichen Gesandten in London, den Grafen Wratislaw ausgesprochen, der ihm geantwortet, England begnüge sich mit der Neutralität Portugals. Aber auch diese, urtheilt er am 25. April 1702, werde nur durch eine englisch-holländische Flotte zu erreichen sein. Übrigens wünschte der König Pedro mit den Seemächten immer auf gutem Fuße zu stehen. Als der englische Gesandte im April den Tod des Königs Wilhelm meldete und einen Brief der Königin Anna überbrachte, beantwortete der König den Brief sofort und anerkannte damit die neue Regentin, obgleich der französische Botschafter und der Nuntius dagegen arbeiteten. Graf Waldstein hatte für die Anerkennung gewirkt, aber nicht seinem Wirken, sondern der Furcht vor der englischen Flotte schreibt er den raschen Entschluss der portugiesischen Regierung zu.

Große Hoffnungen setzten die Seemächte auf die Thätigkeit des Vaters des englischen Gesandten in Portugal, John Methuen, welcher als außerordentlicher Gesandter nach Lissabon geschickt wurde und am 8. Mai 1702 dort ankam. „Der Alte ist hier beliebt,¹¹⁾ meldete damals Waldstein dem Kaiser, und wird mehr Gehör finden als sein Sohn.“ Der französische Botschafter war bestürzt über Methuens Ankunft und auch der Regierung kam er ungelegen. Man suchte nach einem Vorwande, um seine erste Audienz hinaus-

¹¹⁾ Bedeutend früher als in England und Holland (Noorden I, 389) war demnach Waldstein zu dieser Einsicht gekommen; das Erscheinen einer Flotte hätte alle folgenden Verhandlungen unnöthig gemacht.

schieben zu können; es hieß, der König mache eine Frühlingscur durch, während welcher er nicht gestört werden dürfe. Diese Cur wurde als ein Äquivalent für die Reise nach Salvaterra angesehen, w. bekanntlich Gesandte nicht zugelassen wurden. Allein England hatte viel Gewicht in Portugal; die Cur war noch nicht beendet, als der König den Gesandten empfing.¹⁰⁾

Diese erste Audienz, welche um den 20. Mai stattfand, währte sehr lange. John Methuen trug vor, die Königin habe ihn gesendet, um die guten Beziehungen Englands zu Portugal zu erhalten, um zu fragen, was England von Portugal im Falle eines Krieges zu erwarten habe; er habe sehr ausgedehute Vollmachten, um alle Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, woran er als ein Portugal „sehr wohl intentionirter Minister nichts würde erwinden lassen“. Die Antwort des Königs bestand „der Gewohnheit nach in lauter Panegiricis als vor dem verstorbenen König von England, vor die itzige Königin, vor den anwesenden englischen Abgesandten und endlich vor obgedachten Chevalier Methuen selbst“. Er fragte, ob sich der Erzherzog Karl auf der schon ausgeschiften englischen Flotte befinde, die wohl bestimmt sei, eine Anlandung in Spanien vorzunehmen.“ Vom Erzherzog wusste der Gesandte zu sagen, dass er sich nicht eingeschifft habe und was die Flotte beabsichtige, wusste er nicht genau, wahrscheinlich werde sie einige spanische Seehäfen besetzen. Darauf fragte der König, ob es nicht besser sei, wenn die Flotte zuerst nach Neapel zöge und zurückkehrend den Erzherzog nach Spanien bringe. Er bemerkte ferner, es mache ihm Sorge, dass der Prinz Eugen von Savoyen in Italien der verstärkten Macht der Franzosen nicht mehr gewachsen sei. Methuen theilte diese Befürchtungen nicht. Er bat der König, ihm eine Persönlichkeit zu bezeichnen, mit der er „in seinem obhabenden Negotio tractiren“ könne; denn dem König wüßte er nicht immer lästig fallen. Don Pedro überließ ihm selbst die Wahl und Methuen entschied sich für den Marquis d'Allegrete, mit dem auch der König einverstanden war. In allen Kirchen wurden darauf Gebete angeordnet, „um die nöthige Erleuchtung zu erhalten.“

Man sieht, wie sehr der König Pedro mit seiner Meinung, der Erzherzog Karl befinde sich auf der Flotte, den Ereignissen verwechselte; er wusste nicht, dass damals der Kaiser noch andere Pläne hatte.

In oftmaligen Zusammenkünften führte Methuen dem Minister Allegrete die Schädlichkeit der französischen Allianz zu Gemüthe, und verlangte, die portugiesische Regierung solle sie aufgeben und auf der englischen Freundschaft versichern, die dem Lande immer von Nutzen gewesen. Allegrete referirte Alles dem Könige, mit

¹⁰⁾ Diese Anwesenheit des älteren Methuen in Lissabon ist Noor-
den, wie es scheint, eingang.

8 Allianz Portugals m. Leopold I. u. d. Seemächten i. J. 1703. Von Mayer

welchem Methuen ebenfalls Unterredungen hatte und obwohl der Minister immer betonte, der König müsse sein Frankreich gegebenes Versprechen halten, so war doch Methuen gutes Muthes und versicherte den Grafen Waldstein wiederholt, der Hof trage großen Verlangen nach einer Allianz mit den Seemächten und dem Kaiser, bis ihm endlich Allegrete eine schriftliche Antwort auf seine Vorschläge brachte, welche ihm die Mittheilung machte, dass sich die Regierung nicht entscheiden könne. Der Gesandte verlangte nun einige Aufklärungen und fügte hinzu, dass er nach dieser Antwort nach England zurückkehren werde. Am 27. Mai hatte er wieder eine Audienz bei dem Könige, der ihn ersuchte, seine Abreise nicht zu übereilen. Den Tag darauf brachte ein Kriegsschiff das englische Kriegsmannest: Methuen theilte es sofort dem Könige mit und redete ihm noch einmal zu, aber auch diesmal ohne Erfolg. Graf Waldstein war der Meinung, Methuen solle sich glücklich schätzen, wenn er wenigstens die Freiheit dieser Seehäfen vor die sowohl Kriegs- als Kauff-Schiffe deren See-Potenzien erhalten könnte.¹³⁾

Damals traf von Madrid her der holländische Gesandte Schonenberg in Lissabon ein; er hatte Vollmacht, Methuen zu unterstützen.¹³⁾

Die Kriegserklärung Englands hatte doch einen gewaltigen Eindruck in Lissabon gemacht, wenn man dies auch, so gut es gieng, verheimlichen wollte. Eine Sitzung des Staatsrathes, in der man die Sachlage besprach, dauerte bis Mitternacht. Cadaval benachrichtigte den französischen Gesandten von den Verhandlungen; ein Courier gieng sofort nach Versailles ab, er sollte die in der Liga festgesetzten 40 Kriegsschiffe zum Schutze Portugals fordern; sollten sie nicht zu rechter Zeit eintreffen, so müsste die Regierung anderwärts ihre Convenienzen suchen¹⁴⁾. Graf Waldstein hatte damals eine Audienz, in welcher er dem Könige wieder alles früher Gesagte vorstellte; er wie die Gesandten der Seemächte seien mit ausgiebigen Vollmachten hier; die Kriegserklärung befreie ihn ohnehin von dem französischen Bündnisse. Er bot im Namen des Kaisers Alles an, was zu „einem für Portugal so ersprießlichen Werk behöflich sein“ konnte. Des Königs Antwort war nicht frei von Widersprüchen. Anfangs erklärte er, niemand werde ihn bewegen können, das Frankreich gegebene Versprechen nicht zu halten; er wolle das seinen Häfen drohende Unheil erwarten. Sollte ihm Frankreich die versprochenen Kriegsschiffe nicht senden, so sei er vor aller Welt entschuldigt, wenn er diejenigen Mittel ergreife, die in seinem und seiner Länder Interesse liegen. Käme die französische Hilfe früher als die Flotte der Verbündeten, so werde er bei dem Bündnisse bleiben; kommen die Verbündeten vor der französischen Flotte in Lissabon an, so müsse er sich „zu anderen Gedanken verleiten lassen“.¹⁴⁾ Eine ähnliche Antwort

¹³⁾ Bericht Waldsteins vom 30. Mai 1702.

¹⁴⁾ Bericht Waldsteins vom 9. Juni 1702.

schickte der holländische Bevollmächtigte Schonenberg und was Arent dem Methuen sagte, hatte denselben Sinn.

Nach dieser Antwort des Königs kam es also damals darauf an, ob die Flotte zuerst auf der Höhe von Lissabon sich zeigen würde, worüber betheuerte, die englisch-holländische Kömme in drei Wochen zu treffen, während Ludwig XIV. nicht im Stande sei, die verlangte Anzahl von Kriegsschiffen nach Portugal zu schicken. Er fand also der Stand der Dinge immerhin gut und sprach von seiner Abreise. Werthen und Schonenberg baten ihn, bis zur Ankunft der Flotte zu bleiben; aber er weigerte sich dessen, indem er vorgab, er habe schon, nach einer Antwort des Königs, wie sie auch sei, nach England zurückkehren. Das Erscheinen der Flotte werde jedenfalls die Neutralität Portugals bewirken und damit könne man sich zufrieden geben; langsam lasse sich ja an der lägen Portugal mit den Seemächten weiter arbeiten; sofort nach seiner Ankunft werde diese freilich nicht zu Stande kommen, da „die Vollkommenheit allein auf ihn gestellt und auf seinen Sohn nicht substituiert sei.“

Selbst Paul Methuen suchte seinen Vater zum Bleiben zu bewegen, und auch der König hatte ja verlauten lassen, seine Absicht wäre nicht erüthelt; nichtsdestoweniger schiffte er sich in der Nacht vom 9. auf den 10. Juni ein.

In den folgenden Wochen ereignete sich wenig von Bedeutung. Die drei Gesandten arbeiteten mit wenig Lust und noch weniger Erfolg. Für Paul Methuen und Schonenberg war ebenfalls bereits zum Conferiren bestimmt worden, der ihre Äußerungen dem Könige überbrachte. Der französische Gesandte erklärte jetzt, er warte die Neutralität für Portugal ausgesprochen; er wusste, dass dadurch keine große Zahl von Kriegsschiffen für Portugal übrig bleibe; seine Bethörung, sein Souverain werde mindestens dreißig Schiffe senden, um seiner Verpflichtung nachzukommen, begegnete gemeinem Unglauben. Andererseits verlautete, der König von Frankreich habe Portugal freie Hand gelassen. Vier französische Galeeren kamen von Cadix in Lissabon an und in ihrer Begleitung vier Barkassen, welche sie gekapert; die auf diesen befindlichen Neger hatten sie „an die Ruder geschlagen“. Sie sollten strengen Quarantaine halten, aber den Franzosen konnte man dies verzeihen, auch ließ sich der König die Officiere vorstellen; aus diesen Kleinigkeiten mußten die Gesandten der Verbündeten den Eindruck ziehen, dass ihre Sache noch schlecht stehe.

Während man so der Flotte harrete, die da kommen sollte und Methuen mancher Witz über die Langsamkeit der englisch-holländischen Schiffe umhief, unterhielt Schonenberg den Grafen mit den Erfahrungen, die er bei seinem früheren Auftritte in Spanien gesammelt und den Neuigkeiten, die ihm seine spanischer Freunde brieflich mittheilten. Man beklagte sich dort, der Kaiser „gar wenig caso von Spanien zu machen scheine“;

es verdrieße allgemein, dass noch kein spanisches Manifest erschienen; der kaiserliche Hof thue nichts die Spanier zu trösten oder ihnen Hoffnungen zu machen, der Erzherzog Karl werde sehnüchtig erwartet. Leganez beklagte sich, dass er auf die vielen Briefe, die er dem Kaiser geschrieben, keine Antwort erhalten; er wisse daher nicht, worauf die Pläne des Kaisers zielen. Neue Schreiben sagten, dass ohne des Erzherzogs Ankunft jede Kriegsoperation in Spanien vergeblich sein werde.

Über diese Unterredungen berichtete Waldstein dem Kaiser am 11. Juli.

Eine Unternehmung gegen Spanien wurde damals in der That ins Werk gesetzt. Der Landgraf Georg von Hessen-Darmstadt, ehemals Statthalter in Catalonien, war zu Anfang des Jahres 1702 vom Kaiser nach England geschickt worden, von wo er als Bevollmächtigter nach Spanien gehen sollte. In England traf man damals Vorbereitungen zur Aussendung einer Flotte; der Prinz wünschte, dass sie in Catalonien lande, wo, wie er wusste, die Stimmung habsburgisch war. Aber im Rathe König Wilhelms III. beschloss man eine Landung in Andalusien und die Königin Anna hielt an diesem Beschlusse fest. Möglicherweise fiel dabei in die Waagschale, dass Gouverneur von Andalusien jener Leganez war, dessen habsburgische Sympathien man kannte; aber die spanische Regierung kam rechtzeitig zur Kenntnis des Vorhabens der Seemächte; sie ersetzte den Leganez durch den unverdächtigen, oneigischen Villadarios und ließ die Seefestung Cadix ausbessern und gut bemannen.

Das Commando über die dreißig englischen und zwanzig holländischen Schiffe, welche gegen Cadix steuern sollten, erhielt der Admiral Rooke, den Befehl über die Landungstruppen der Herzog von Ormond. Dieser weigerte sich, den Landgrafen Georg von Hessen mitzunehmen und er blieb bei dieser Weigerung, obgleich er darauf verwiesen wurde, dass nur der Landgraf als Bevollmächtigter des Kaisers bei den Spaniern Glauben finden würde. Da erklärte der Landgraf, er wolle zunächst nach Lissabon gehen und zu diesem Zwecke wurde ihm eine englische Fregatte zur Verfügung gestellt.

Von diesen Vorgängen war Graf Waldstein nur sehr unvollkommen unterrichtet und er war daher sehr erstaunt, als der Landgraf Georg am 15. Juli in Lissabon ankam. Er stieg im Hause des kaiserlichen Gesandten ab, der für ihn auch um eine Audienz bei dem Könige ansuchte. Aber diese Angelegenheit stieß auf größere Schwierigkeiten, als man erwarten sollte. Einerseits wollte der König den Landgrafen nur insgeheim empfangen, obgleich er ein Verwandter der verstorbenen Königin war,¹²⁾ andererseits

¹²⁾ Die im Jahre 1689 verstorbene Gemahlin Don Pedros II., Maria Sophia, war eine Cousine des Landgrafen Georg: Maria Sophias Mutter, Elisabeth Amalia, und Georgs Vater, Ludwig VI. von Hessen-Darmstadt, waren Geschwister.

wusste man nicht recht, welches Ceremoniel man dabei beobachten sollte. Darüber gab es viele Verhandlungen. Man meinte zuletzt, der Landgraf werde sich mit dem begnügen, was dem König August von Polen, als er noch Prinz von Sachsen war, geboten worden war. Man wollte deswegen sogar im Archive nachsehen lassen, was Graf Waldstein hatte zwar noch einige Bedenken, doch schließte er mit dem Landgrafen sich einverstanden zu erklären, um die Audienz nicht unmöglich zu machen. Geheim konnte diese natürlich nicht bleiben; seine Ankunft hatte ja außerordentliches Aufsehen gemocht; der Hof hatte sich ängstlich nach dem Zwecke und der Länge seines Aufenthaltes erkundigt und bald nachher wusste man auch in Madrid von dieser Sache. Die Audienz, welche am 29. Juli stattfand, blieb übrigens eine bloße Höflichkeit, ohne praktischen Erfolg. Der Landgraf redete den König an, dieser antwortete mit leiser Stimme und in portugiesischer Sprache, welche dem Landgrafen nicht ganz geläufig war: er verstand nichts von dem, was der König sagte. So konnte Graf Waldstein berichten, dass bei dieser Audienz sehr „kaltsinnig“ zugegangen.

Der Landgraf benützte seine Zeit zur Abfassung eines Auftrages, der in Lissabon gedruckt wurde und zur Verbreitung in Spanien bestimmt war. Auch ein Catalanier, Namens La Chapelle, der nach Lissabon gekommen war und von Waldstein unterstützt wurde, hatte einen solchen Aufruf verfasst; der kaiserliche Gesandte hatte die Drucklegung besorgt.

In seiner Thätigkeit wurde der Landgraf jedoch bald in unerwarteter Weise gestört. Am 4. August Fröh am Morgen erschien der Stellvertreter des Staatssecretärs, Joseph de Faria, im Palais des kaiserlichen Gesandten mit der Meldung, der König lasse den Landgrafen bitten, er möge sobald als möglich abreisen. Graf Waldstein war erbittert darüber; er war mit Recht überzeugt, dass die französische Gesandte die Regierung zu diesem Vorgehen veranlasst habe. In der That rühmte sich dieser später, diese Ausweisung bewirkt zu haben. Graf Waldstein versichert, er hatte nie dem Landgrafen den Rath gegeben nach Lissabon zu kommen, da in diesem Hofe keine Höflichkeit, sondern „nur Widerwillen und der Modus zu erwarten sei.“ Übrigens sehe man daraus neuerdings, wie schwach und abhängig von Frankreich der Hof sei. Auch erklärte er, es handle sich nur darum dem französischen Gesandten, um die Ankunft des Landgrafen großen Ärger verursacht, eine Satisfaction zu verschaffen; die wirkliche Ausweisung werde Niemand verlangen. Allein darin sah er sich bald getäuscht. Der französische, der spanische Gesandte wie die portugiesischen Minister, wenn zu diesen hielten, verlangten vom Könige, dass er den Landgrafen zur Abreise zwingen; sie redeten ihm ein, man gehorche ihm nicht, biete ihm in seiner Residenz sogar Trotz. Mitten in der Aufregung, welche diese Affäre hervorrief, kam John Methuen wieder nach Lissabon an (8. August). Aber er kümmerte sich scheinbar um

den Landgrafen nicht und so sah sich dieser genöthigt, auf sein Schiff zu gehen. In Wirklichkeit dürfte Methuen den Landgrafen von dem Übereinkommen unterrichtet haben, das man bezüglich seiner Person in London getroffen hatte. Er sollte eingeladen werden die Fahrt auf der Flotte mitzumachen; doch dürfe er sich nicht in die Befehle einmischen und erst dann ans Land gehen, wenn die Spanier nach einem kaiserlichen Bevollmächtigten verlangten. Der Landgraf sagte zu und wurde auf die Flotte aufgenommen. Diese Vorgänge waren dem Grafen Waldstein unbekannt geblieben. Auch in Wien erfuhr man von der bezüglich des Landgrafen getroffenen Vereinbarung zu spät, denn die kaiserliche Regierung schickte dem Grafen Waldstein eine für ihn „engerichtete Vollmacht zu der spanischen Expedition“, die dieser aber erst erhielt, als der Landgraf mit dem Herzoge Ormond längst in gutem Einvernehmen stand.

John Methuen war der Flotte vorausgeeilt, unterhandelte mit Allegrete und Waldstein und erklärte letzterem, er „habe den Punkt der Erscheinung der Flotte allbereits applanirt“: sobald diese auf der Höhe von Lissabon erscheine, werde sich der König Pedro von dem Bündnisse mit Frankreich für entbunden erklären. Aber damit war der kaiserliche Gesandte nicht zufrieden; er wollte nicht die Neutralität Portugals, sondern dessen Bündnis mit den Allirten. Und dieses, meinte er noch immer, lasse sich nur erreichen, wenn die englisch-holländische Flotte an der Küste Portugals bleibe, nicht an ihr vorbeiege. Er erkannte wohl, dass, wenn die Flotte nicht bleibe, Portugal für den Anschluss an die Allirten sehr greifbare Vortheile auf Kosten Spaniens müssten angeboten werden. Dies wollte er verhindern, während England und dessen Vertreter dem kleinen Königreiche einen kleinen Gebietszuwachs gönnen mochten, Waldstein hatte daher schon im August dem Kaiser auseinandergesetzt,¹⁶⁾ dass eine Allianz mit Portugal eigentlich nicht nothwendig sei, da dieses weder Gutes noch Böses an der spanischen Grenze stiften könne. Die Allianz werde „ein Stück Landes in dem spanischen Continente oder wenigstens einen guten Theil von Indien (mit welchem man sich doch schwerlich begnugte)“ kosten. Waldstein war also der Meinung, der Kaiser solle die Seemächte für die Allianz arbeiten lassen, da sie dieselbe ihres Handels wegen nöthig haben und „auf das Höchste mit der Heirat zwischen der Erzherzogin Magdalena und dem Prinzen von Portugal darzue concurriren“. Von der spanischen Gesamtmonarchie also sollte der Kaiser gar nichts abtreten, um Portugal zu gewinnen.

Um die Mitte des August erschien endlich die Flotte am Cap Roca. Der englische Gesandte John Methuen begab sich über Ersuchen des Königs Pedro zu dem Admiral Rooke und erklärte, dass sich der König für neutral erkläre, weil Frankreich seinen Ver-

¹⁶⁾ Bericht vom 5. August 1702.

pflichtungen gegen ihn nicht nachgekommen sei.¹⁷⁾ Eine schriftliche Mittheilung dieser Erklärung konnte weder Waldstein noch die Gesandten der Seemächte erhalten, so sehr sie auch darum baten.

Bald nachher nahm der kaiserliche Gesandte wieder eine Anbahnung und suchte den König neuerdings zum Anschlusse an die Alhauz zu bewegen. Er setzte hinzu, dass die Seemächte den Kaiser auftrieten, den König von Portugal durch ein Schreiben zum Besuche zur großen Alhauz einzuladen, welches Schreiben er längst in Händen habe. Aber er habe gezögert, dasselbe zu überreichen, bevor der König seine Geneigtheit kund gegeben; da er nunmehr nicht länger zweifeln könne, dass der König zumal nach den siegreichen Fortschritten der kaiserlichen Waffen in Italien der Sache geneigt sei, so stehe er nicht länger an, das Schreiben zu überreichen. Er bitte um eine baldige Antwort.¹⁸⁾

Der Erfolg dieser Erklärung war nicht groß. Waldstein ward immer missmüthiger, je deutlicher er merkte, dass der alte Methuen seine eigenen Wege gieng. Seiner Erbitterung gegen diesen Gesandten machte er von nun an wiederholt und in sehr heftigen Worten Luft. Methuen arbeite hier einseitig und gebe ihm und Schonenberg darüber „confuse Mittheilung“. Er behaupte, wie immer, man dürfe nichts überlegen und müsse der portugiesischen Botschaft vortheilhafte Bedingungen stellen, was bisher noch nicht geschehen war. Waldstein war überzeugt, dass er eigenmächtig schon Propositionen gemacht; er werde wahrscheinlich einen Vertrag abschließen und ihm und Schonenberg nur eine einfache Mittheilung davon machen. Er wolle sie beide discreditieren, indem er vorgebe, vom Kaiser den Auftrag zu haben, ohne Beachtung Waldsteins mit Portugal einig zu werden. Jedenfalls werde ein Bündnis mit Portugal dem Kaiser theuer zu stehen kommen, ihm einen Theil Spaniens kosten. Da damals auch der Nuntius der Geistlichkeit verbot, mit Waldstein zu verkehren und ihr befohl, Philipp V. als König von Spanien anzusehen, so war der Gesandte seines Aufenthaltes in Lissabon überflüssig und er erklärte, er werde die Erlaubnis des Kaisers zur Rückkehr nach Wien, die er eben erhalten, in kurzer Zeit betreiben.

Aus dieser trüben Stimmung, in welche ihn die Erkenntnis der Überlegenheit Methuens versetzte, rissen ihn einigermaßen drei nicht unwichtige Ereignisse. Zunächst gewährte es ihm einigen Trost, dass der König nun auch öffentlich seinen Rücktritt von der französisch-spanischen Liga erklärte. Von einem Bündnisse mit den Allirten aber war in dieser Erklärung noch mit keinem Worte die Rede; es hieß nur, der König wolle mit den Seemächten in Friede und Freundschaft leben. Die militärischen Vorbereitungen wurden eingestellt; die französischen Artillerieofficiere zogen nach Cadix ab, die Soldaten auf den sechs französischen Kriegsschiffen,

¹⁷⁾ Kloppe X, 190. Waldsteins Bericht vom 6. September 1702.

¹⁸⁾ Zweiter Bericht Waldsteins vom 6. September 1702.

die in Lissabon lagen, wurden eingeschifft. Der Courier, den der französische Botschafter nach Versailles mit der Nachricht von dem Rücktritte des Königs von der Liga geschickt hatte, kam Ende September zurück: König Ludwig XIV. äußerte keinen Unwillen, ja er entschuldigte sich wegen des Ausbleibens der vertragsmäßigen Unterstützung.

Im September traf über Madrid die Nachricht ein, dass am 15. August die Franzosen unter Vendome einen Sieg über die Kaiserlichen unter dem Prinzen Eugen von Savoyen bei Luzzara erfochten. Der französische und der spanische Botschafter jubelten: der erste ließ in der französischen Nationalkirche und in zwei von den Franzosen gegründeten Capuzinerklöstern das Te Deum singen, der zweite veranstaltete andere Festlichkeiten. Als aber die Nachricht einlief, dass zu Luzzara nicht die Franzosen, sondern die Kaiserlichen das Feld behauptet, feierte Graf Waldstein den Sieg in eben so hervorragender Weise. Er ließ in der Pfarrkirche St. Julian, wo die deutsche Nation vor Jahren eine Bruderschaft gegründet, das Te Deum singen, veranstaltete dreitägige Feiendefener, gab große Tafeln und ließ zuletzt eine „Comödie“ aufführen. Das gemeine Volk, berichtete er am 19. September, nahm an den französischen und spanischen Festen geringen Antheil, zu den von ihm veranstalteten zog es zahlreich herbei; ja „einige Buben und schlechte Leute“ zogen damals sogar vor das Haus des französischen Gesandten, um ihn zu beschimpfen.

Noch ein dritter Umstand besänftigte etwas die Stimmung des Grafen Waldstein: John Methuen hatte mit ihm und Schönenberg eine Unterredung, in welcher er „mit einer langen und lächerlichen Predigt vorgetragen“, dass diese zwei Gesandten nunmehr ernstlich dem Hofe zusetzen sollten, um ihn zu einer Erklärung zu zwingen. Diese wiesen darauf hin, dass sie dies ohnedies schon gethan, dass aber ihre Schritte von Methuen gehindert worden. Dieser entschuldigte sich mit „ungereimten Ursachen“, nachher aber erfuhr Waldstein, warum Methuen bis jetzt so lau gewesen. Der englische Gesandte habe vor einigen Wochen eine alte zwischen dem portugiesischen Hofe und einigen englischen Handelshäusern schwebende Geldangelegenheit in Ordnung gebracht und „vor alles und jedes 10.000 Pfund St. angenommen“, von welchen die in der Sache Interessirten ihm und seinem Sohne 2000 Pfd. versprochen hatten. Die Bezahlung war erfolgt und schon am Tage darauf hatte er die oben erwähnte Unterredung mit Waldstein und Schönenberg. Ohne diese, erklärte er nun, werde er keinen Schritt thun; bis jetzt aber hatte er auf keine Erklärung der Regierung gedrungen, um nicht die Auszahlung des Geldes zu verhindern.¹²⁾ Das Entgegenkommen Methuens führte Waldstein noch auf den Umstand zurück,

¹²⁾ Bericht vom 4. October 1702. Dass Methuen diese Sache in seine Unterhandlungen einmischte, wurde auch in England getadelt. Vgl. No. den 1. 1702.

Am ersteren den Tag vorher aus London Depeschen erhalten, von denen seiner Meinung nach eine einen Tadel über sein einseitiges Vorgehen enthalten musste; denn darüber hatte sich Waldstein zum Grafen Wratislav in London beschwert.

Günstige und ungünstige Ereignisse reichten sich damals ab. Die portugiesische Regierung hatte sich, wie ersah, für neutral erklärt; der König mochte wohl einsehen, dass es schwer sein werde, dem Drängen der Seemächte auf die Dauer zu widerstehen; persönlich war er einer engeren Verbindung mit denselben nicht abgeneigt; dergleichen hatte Waldstein schon am 9. Juni nach Wien gemeldet. Aber die Neutralität schien ihm doch noch das Erspriesslichste zu sein. Seine Regierung erwartete außerdem die Auszahlung der in der Liga mit Frankreich stipulierten Summe, die noch nicht erfolgt war; man hatte den König auf die Ankunft der Silborthotte vertröstet und diese war eben unter Chateau-Renaud angekommen; der französische Gesandte versprach, dass die Zahlung jetzt erfolgen werde, Spanien aber verweigerte, weil Portugal die Liga verlassen. Auch darüber war die Lissaboner Regierung ungehalten, dass man die in den westindischen Häfen angehaltenen portugiesischen Effecten nicht zurückgeben wolle. Diese Umstände wären den Wünschen der Seemächte günstig gewesen, wenn nicht oben damals die Unternehmung gegen Cadix vollständig misglückt wäre. Wahrlich nicht reicher in Ruhm zog die stattliche Flotte heimwärts. Der Günstling des Königs, Roque Monteyro, warf dem Grafen Waldstein die Cadixer Affäre vor und fragte ihn höhnisch, mit welcher Stirne er der Regierung ein Bündnis mit einer Nation wie die der Engländer antragen könne. Auch sonst mussten die Gesandten genug spöttische Bemerkungen vernehmen. Aber trotzdem verlangte Waldstein von Schönerberg und John Methuen, sie sollten den Admiral Rooke veranlassen, mit der Flotte vor Lissabon anzuhalten, um so die Allianz zu erzwingen. Doch keiner der Gesandten wollte sich dazu verstehen.

In Verbindung mit der misglückten Unternehmung gegen die spanische Seefestung steht die Ankunft zweier Männer in Lissabon, von denen der eine erst kürzlich hier eine Rolle gespielt, der andere zum erstenmale hier auftrat.

Der Landgraf Georg traf, der heimkehrenden Flotte vorausgehend, am 6. October in Lissabon ein. Dem Grafen Waldstein war seine Ankunft nicht angenehm, er sah Verwicklungen voraus; auch jetzt wollte die Regierung seinen Aufenthalt aus Furcht vor Frankreich, wie Waldstein schrieb, nicht dulden. Der Landgraf erklärte, er werde bald abreisen und nicht ans Land gehen; nur einmal kam er in einer Nacht in das Palais des kaiserlichen Gesandten, um sich mit ihm zu unterreden. Die Ursache, warum der Landgraf dann doch länger blieb, als er zuerst im Sinne hatte, war die bereits

angekündigte Ankunft des Almirante von Castilien, Don Juan Thomas Henriquez de Cabrero, Herzog von Escosco. Er war der reichste der spanischen Granden und anfanglich der neuen Regierung zugehörig gewesen; jetzt war er entschlossen, dem Kaiser zu fliehen. Die Junta in Madrid hatte ihn zum Gesandten in Venedig ernannt. Die Herse dorthin wollte er zur Flucht nach Lissabon benutzen. Damals lag die Flotte der Verbündeten vor Cadix und damit schien ihm die Erhebung Spaniens gegen die Bourbons erleichtert. Er war der Meinung, bei seiner Ankunft in Lissabon zu vernehmen, dass die spanische Seefestung in den Händen der Verbündeten sei und wollte dann selbst in Cadix erscheinen, um der Insurrektion Andalusiens zu arbeiten.

Nachdem er auf seine ausgezeichneten Besitzungen große Geldsummen aufgenommen, trat er um die Mitte des September mit einem Gefolge von dreihundert Personen seine Reise an. Er nahm die Richtung nach Nordwesten und schlug dann den Weg nach Portugal ein. Am 6. October erschienen, vom Almirante gesandt, ein Jesuit und der Secretär beim Grafen Waldstein mit der Meldung, dass sich der Herzog von Escosco zur habsburgischen Partei anschließen habe und um den Schutz des Kaisers bitte. Er las fragen, ob er in einem Kloster absteigen, sich ein Haus mieten solle oder im Palais des kaiserlichen Gesandten Aufnahme finden werde. Da es hieß, dass die Gesandten Frankreichs und Spaniens die Verhaftung des Flüchtlings forderten, so bot ihm Waldstein sein Palais an. Darüber aber entspannen sich Unterhandlungen zwischen der Regierung und Waldstein: der König ließ letzteren auffordern, dem Almirante in seinem Hause keine Aufnahme zu gewähren, da dies seinem Bündnisse mit dem Kaiser und den Seemächten, zu welchem er jetzt entschlossen sei, abträglich sei mochte. Mit Freuden vernahm Graf Waldstein diese Mittheilung: er war bereit, dem Wunsche des Königs zu willfahren, doch sollte dieser ausdrücklich versichern, dass dies den Abschluss des Bündnisses befördern werde: außerdem musste der Almirante gegen Insulten der Spanier und Franzosen geschützt werden. Die verlangte Versicherung gab der König zwar nicht, aber er ließ wenigstens sagen, dass er über das Bündnis deliberiere und dass Graf Waldstein zufrieden. Er gab dem Almirante von diesen Vorgängen Nachricht und theilte ihm mit, dass er ihm ein eigenes Haus habe herrichten lassen und ihm entgegen kommen werde, um ohn Zeugen und bei Nacht mit ihm sich zu besprechen. Er reiste zu diesem Zwecke ab, konnte aber den Almirante nicht treffen: nachher empfing er von ihm ein Schreiben, in welchem sich der Spanier das Entgegenkommen verbat, weil er mit Spionen umgeben sei: auch könne er das von Waldstein gemietete Haus nicht ziehen, weil er dadurch den Hof verletzen könnte. Dem Staatssecretär hatte er nun auch seine Ankunft gemeldet und am 23. October traf er endlich ein.

Am 26. October hatten Graf Waldstein und der Almirante die erste Besprechung, die drei Stunden dauerte. Der Herzog sagte, er habe den Degen für das Haus Oesterreich gezogen und die Scheide geworfen; in allen Dingen lege er sich dem Kaiser zu Füßen. Waldstein schiederte ihm den Hof und die Regierung und sagte um seine Meinung, wie er zum Abschlusse des Bündnisses beitragen könne. Auch mit dem Landgrafen, auf dessen Schiffe, hatte der Almirante eine Begegnung, worauf ersterer nach England absegelte.

Mittlerweile hatte das Geschick die sogenannte Silberflotte in der Bucht von Vigo ereilt. Der Admiral Chateau-Renaud hatte den Auftrag, mit einer französischen Flotte nach Westindien zu segeln, um die spanische Flotte nach Hause zu schaffen. Die Ladung derselben gehörte aber nur theilweise der spanischen Regierung, das Meiste war Eigenthum von Privatpersonen, meist holländischer und englischer Kaufleute. Glücklich brachte der französische Admiral die kostbare Ladung heim: am 27. September lief er in der Bucht der galizischen Stadt Vigo ein. Er traf entschiedene Maßregeln, seine Flotte in der Bucht zu sichern; dann begab er sich nach Versailles, um dem Könige persönlich seine Ankunft zu melden. Eben damals fuhr die englisch-holländische Flotte von dort nach England zurück, ohne von den Schätzen etwas zu wissen, die in Vigo lagen. Graf Waldstein und John Methuen hatten zwar die Absicht, dem englischen Admiral die Ankunft des Chateau-Renaud zu melden, aber wegen Mangel an Schiffen und des ungesunden Meeres halber war diese directe Meldung unmöglich. Auf dem Wege gelang es aber dennoch, den Admiral Rooke zu verständigen. Graf Waldstein hatte unter Anderem auch einen Courier nach der Stadt Lagos gesendet, um etwa dort Mittel und Wege zu finden, dem Admiral der englischen Flotte, wenn sie vorbeikäme, die der Silberflotte Nachricht zu geben. Die Flotte war aber schon vorbeigesegelt, doch war eines der Schiffe nach dem Hafen von Lagos gesendet worden, um Wasser einzunehmen. Der Capitän desselben, Hardy, hörte, dass die Silberflotte in Sicherheit sei und blieb, um den Namen der Hafenstadt zu erfahren, in der sie lag. Diesen brachte ihm der eben eintreffende Courier des Grafen Waldstein. Euvorzüglich eilte er der Flotte nach, die er eben auf der Höhe von Vigo erreichte. Aber so stürmisch war das Meer, dass er erst nach drei Tagen an Bord des Admiralschiffes kommen konnte. Darauf folgte die Uerrumpelung der reichbeladenen Gallionen und der französischen und spanischen Kriegsschiffe, ein Ereignis, welches wie überall auch in Lissabon großen Eindruck machte.

Zwar nicht im Zusammenhange mit der portugiesischen Allianz, aber doch erwähnenswert ist folgendes Ereignis, das sich damals bei Madrid abspielte. In dieser Stadt befand sich auch ein churmainzischer Bevollmächtigter, ohne dass man sagen konnte, zu welchem Zwecke. Auf der Rückreise wurde er in der

Nähe der Stadt Merida „von Bewaffneten mit Vorschützung einer von der Duquesa de Anjou habender secret Ordere“ überfallen und sammt seinem Gepäck in einen Wald geführt. Hier wurden er sowohl als seine Leute an Bäume gebunden, am ganzen Leibe visitiert und aller seiner Schriften beraubt: aller Mittel entblößt kam er in Lissabon an.²⁹⁾

Hatte Waldstein vor einem Monat dem Kaiser gerathen, ein Bündnis mit Portugal nicht einzugehen, wenn es „mehr denn eine Heirat kosten sollte“, so war er jetzt, im October, entschieden für das Bündnis. Auch war jetzt die portugiesische Regierung demselben geneigt, doch sollten alle etwaigen Verhandlungen in tiefes Geheimnis gehüllt bleiben, aus Furcht vor Frankreich und Spanien. Deshalb sollte der Almirante nicht bei Waldstein wohnen, der Landgraf von Hessen-Darmstadt so bald als möglich abreisen, Graf Waldstein überlegte damals, was man Portugal für seinen Beitritt zur Allianz bieten könnte. Zuerst werde er, urtheilt er, eine Heirat des portugiesischen Kronprinzen mit einer Habsburgerin versprechen müssen; dann müsste der Kaiser jedenfalls etwas von den spanischen Ländern abgeben; er würde rathen, das Festland Spanien unberührt zu lassen und etwas von den außereuropäischen Ländern anzubieten, wie etwa Buenos Ayres mit einem Gebiete oder die Philippinen. Er fürchte freilich, man werde sich damit nicht begnügen, sondern etwas von Spanien selbst verlangen. Von Estremadura dürfe man aber nichts hergeben; der König könnte in Madrid nicht ruhig schlafen, wenn etwa die Festung Badajoz in portugiesischem Besitze wäre. Eher könnte man etwas von Galizien aufopfern, das in Spanien sehr gering geachtet werde. Jedenfalls werde sich Portugal sehr theuer verkaufen wollen.

In diesen Punkten sah der kaiserliche Gesandte vollkommen klar; der Wunsch der Lissaboner Regierung gieng in der That auf ein Stück Spaniens. Aber sie erklärte sich noch immer nicht offen. Zwischen Waldstein und Methuen wurde übrigens damals die Spannung immer größer. Ersterer wollte nicht glauben, dass John Methuen die Regierung zum Bündnisse auffordere. „Ich sehe wahrhaftig nicht, schrieb er am 16. October nach Wien, wie khünftig mit diesem Manne noch zu leben, noch zu tractiren seyn werde.“ Und am 27. October hielt er es für das Beste, wenn Methuen abberufen würde; der Herzog Ormond habe sich geäußert, er möchte gerne nach Lissabon kommen, um die Allianz abzuschließen. Wie Waldstein über Methuen, so hatte auch dieser über ersteren in London geklagt; John Methuen hatte vom englischen Staatskanzler verlangt, er solle dahin wirken, dass der Kaiser seinen Lissaboner Gesandten beauftrage, der portugiesischen Regierung Propositionen zu machen oder dass er Methuen gestatte, es zu thun. Aber Graf Waldstein bot nichts. Und deshalb trat endlich die Regierung aus

²⁹⁾ Bericht vom 4. October 1702.

ihre Reserve heraus, jedenfalls veranlasst von John Mathuen, der den König schon längst aufmerksam gemacht hatte, dass er auch vom festlande Spanien etwas fordern könne.

In der ersten Hälfte des December kam nämlich der Minister Boque Monteyro zum Grafen Waldstein und trug ihm im Auftrage des Königs das portugiesische Bündnis an. Der König, sagte er, erwachte es für die Ruhe Europas und für sein eigenes Interesse notwendig, dass nicht ein Anjou, sondern der Erzherzog Karl König von Spanien sei; er wolle daher mit den Gesandten unterhandeln, doch insgeheim. Der genannte Minister verlangte zuerst Waldsteins Vollmachten zu sehen, von denen ihm eine Copie eingekündigt wurde. Dann sollte Waldstein erklären, was der Kaiser Portugal antrage; endlich verlangte der König, dass die Kriegsoperationen gegen Spanien sobald als möglich, und zwar unter persönlicher Theilnahme des Erzherzogs beginnen sollten. Bezüglich des zweiten Punktes erklärte der kaiserliche Gesandte, dass weder der Kaiser noch seine Vorfahren mit Portugal in näherer Verbindung gestanden, so dass er also nicht wissen könne, was man Portugal anbieten dürfe; dieses müsse Andeutungen bezüglich seiner Wünsche machen, dann würden von kaiserlicher Seite Propositionen gemacht werden können.

Was das Verlangen nach der Ankunft des Erzherzogs betrifft, so muss man sich erinnern, dass der König schon im Mai der Meinung war, derselbe befinde sich auf der englisch-holländischen Flotte, welche damals auslaufen sollte. Bekanntlich konnte sich der Kaiser nicht entschließen, seinen Sohn nach Spanien zu senden, er dachte zuerst an Italien und wollte Spanien durch Italien erwerben. Er war der Überzeugung, dass, wenn Spanien einem habsburgischen Prinzen gewonnen würde, die Seemächte Italien an Frankreich ausliefern würden.²¹⁾ Auf eine Allianz mit Portugal wurde damals, im October 1702 am Wiener Hofe verzichtet, da man ihrer nach der Eroberung von Cadix nicht bedürfe. Diese Meinung war ein Widerhall des Berichtes Waldsteins vom 6. September. Aber in England lebte man sich immer mehr in den Gedanken ein, dass ein Angriff auf Spanien selbst, natürlich mit portugiesischer Hülfe, das zweckmäßigste sei. Dass dabei die Mitwirkung eines katholischen Kriegsvolkes und des Erzherzogs Karl notwendig sei, war nach dem Ausgange des Cadixer Unternehmens klar geworden. Aber der Kaiser war für diesen Plan nicht zu gewinnen.²²⁾ Da musste Portugal, als es seine Allianz selbst anbot, die Ankunft des Erzherzogs in Spanien zu einer Hauptbedingung machen.

Boque Monteyro hatte wiederholt Unterredungen mit Waldstein; er berührte auch die Vermählung des portugiesischen Kronprinzen mit einer Erzherzogin und meinte, dass der Erzherzog

²¹⁾ Noorden I, 388

²²⁾ Klopp X, 212 ff.

Karl die älteste portugiesische Prinzessin zur Gemahlin nehmen könnte. Waldstein begnügte sich, auf das Alter der Prinzessin hinzuweisen, die erst sieben Jahre hatte. Später ließ sich der Minister vernehmen, seine Meinung sei es nicht, dass Portugal seinen Besitz in Spanien erweitern wolle. Graf Waldstein bemerkte, gerade daraus müsse er entnehmen, dass Portugal eben vom spanischen Festlande etwas verlange; er könne aber nur Anerbietungen von den außereuropäischen Besitzungen machen: Buenos Ayres, die canariachen oder philippinischen Inseln. Mit den Vertretern der Seemächte hatte Allegrete verhandelt; alle drei Gesandte wurden angegangen, ihre Propositionen schriftlich zu überreichen.²³⁾

Die weiteren Verhandlungen ließen lange auf sich warten. Einstweilen arbeitete der Almirante über die in Spanien vorzunehmenden Operationen eine Schrift aus, welche Waldstein dem Kaiser sandte. Er selbst fügte hinzu, dass die Landung in Oporto erfolgen könne, von wo meist ebones, fruchtbares Land nach dem 34 Meilen entfernten Ciudad Rodrigo führe. Von Madrid kam um die Jahreswende die Nachricht, dass man die Güter des Almirante confisciert habe; auch wurde dessen Beichtvater, ein Jesuit, von seinen Obern aufgefordert, zurückzukehren, doch ließ er sich überreden zu bleiben. In einer Audienz gab der König dem Grafen Waldstein die Versicherung, dass seine Regierung daran arbeite, die Forderungen bezüglich des Beitrittes zur Allianz zusammenzustellen; den drei Gesandten würde das Actenstück in Kürze zugestellt werden.²⁴⁾ Auf diese Forderungen hatte jedenfalls auch der Umstand Einfluss, dass damals der französische Botschafter wieder mit Vorschlägen zu einer Allianz mit Frankreich hervortrat. Die portugiesische Regierung fühlte ihre Bedeutung von Tag zu Tag wachsen, daher steigerte sie ihre Forderungen zu bedeutender Höhe.

In Wien war man damals weniger geneigt, Portugal in die große Allianz aufzunehmen als früher; eine Ministerconferenz vom 22. December beschloss, die weitere Vermittlung Englands in dieser Angelegenheit abzulehnen. Die Vertretung des Kaisers am Lissaboner Hofe sollte dem Almirante angeboten werden.²⁵⁾ Infolge dessen erhielt Graf Waldstein abermals die Erlaubnis, nach Wien zurückzukehren, weil „an diesem Hof zu Erhaltung einer Liga, so Euere kays. Maj. nicht sehr zu verlangen scheinen, sich wenig Hoffnung zeigt“. Dass der Almirante die Allianzverhandlungen zu Ende führen sollte, scheint ihm nicht gemeldet

²³⁾ Bericht vom 14. December 1702.

²⁴⁾ Bericht vom 7. Jänner 1703.

²⁵⁾ Noorden I, 390. Es ist schwer begreiflich, wie bei Übernahme der Vertretung durch den Almirante die Unterhandlungen wegen des Bündnisses erfolglos gemacht werden sollten. Der Almirante, dessen Güter damals confisciert wurden und der doch nach Spanien zurückkehren zu können trachtete, musste ja für das Bündnis arbeiten. Und in der That erwies er sich später viel freigebiger als Waldstein, der sehr zähe an der Integrität Spaniens festhielt.

wurden zu sein, weil er erklärte, jetzt, da die portugiesische Regierung sich zu Unterhandlungen herbeigelassen, könne er seinen Posten nicht verlassen. Eben an dem Tage, an dem er die Erlaubnis zur Abreise erhalten, empfing er auch von Roque Monteyro das Project des Bündnisses, das er ins Spanische übersetzt am 15. Jänner dem Kaiser überschickte.

Auch Methuen und Schonenberg war natürlich dieser Entwurf übermittelt worden und sofort traten die drei Gesandten zu einer Berathung zusammen. Sie gaben ihrer Indignation über die maßlosen Forderungen Ausdruck; Methuen und Schonenberg glaubten, Portugal fordere so viel, um wenigstens etwas zu erhalten. Waldstein hat sich „über gedachtes Project also scandalisirter befaßt“, dass er beantragte, das Project sollte zurückgewiesen, die Verhandlungen abgebrochen werden. Aber dazu waren die Vertreter der Seemächte nicht zu bewegen. Um die Angelegenheit nicht offenkundig werden zu lassen, verlangte der König, dass Alagrete mit den Gesandten der Seemächte, Roque Monteyro mit Waldstein unterhandle, erst zur Unterschrift sollten alle zusammenkommen.

Mit Reflexionen über das portugiesische Project, erklärte Waldstein, könnte er ein ganzes Buch anfüllen. Vor allem war es ihm um den 26. Artikel zu thun, welcher Stücke von Estremadura, Castilien und Galizien verlangte. Er wollte Spanien intact erhalten und von einer Abtretung nichts wissen; er wollte nicht einmal, wie doch die anderen Gesandten gethan, eine Audienz nehmen, um über die Größe der Forderungen gleichsam Klage zu führen. Methuen und Schonenberg drangen in ihn, in die Abtretung der verlangten Gebiete zu willigen; er werde es vor dem Kaiser, dieser für Europa zu verantworten haben, wenn um dieses Punktes willen der Bündnisvertrag nicht zustande käme. Der Almirante, welcher damals ein dem Minister Cadaval gehöriges Haus bezog, hielt zu den Vertretern der Seemächte; er wollte das Bündnis und zeigte sich sehr freigebig.

Nach der ersten Aufregung musste Graf Waldstein dennoch den Entschluß, mit dem Vorschlage zu rechnen. Was er früher schon vermuthet, bestätigte ihm die Antwort, welche der König dem Schonenberg auf seine Vorstellungen gab. Der Entwurf, sagte er, enthalte nichts, was ihm nicht der ältere Methuen bei vielen Gelegenheiten als leicht erreichbar vorgestellt.²⁴⁾ Der Gegensatz zwischen Methuen und Waldstein kam immer mehr zum Vorschein. Als der König verlangte, dass der von der Lissaboner Regierung zu den Verhandlungen bestimmte Commissär nicht mit Methuen und Schonenberg gemeinsam, sondern mit jedem einzeln unterhandeln

²⁴⁾ In Wien kam es zu heftigen Scenen zwischen dem englischen Gesandten und Graf Kaunitz, welcher Methuen zu leichtfertiger Zugeständnisse an Portugal auf Kosten des Hauses Habsburg beschuldigte. Nöthen I, 391. Anm.

sollte, nm, wie es hieß, ja nichts in die Öffentlichkeit kommen zu lassen, meinte Waldstein, dies geschehe deshalb, weil „man mit Methuen allein, dessen geringe Capacität und Allen so verächtliches Verfahren Allen schon zu Genügen allhier bekannt ist, vortheilhafter aus der Sach zu kommen suchet.“ Methuen wieder, ärgerlich über das Zaudern Waldsteins, verlangte, man solle auf den kaiserlichen Gesandten keine Rücksicht nehmen; was die Seemächte mit Portugal ausmachen würden, das wurde der Kaiser sicher acceptieren. Methuen und Schonenberg beklagten sich bei Waldstein auch über den kaiserlichen Hof; die Gesandten Englands und Hollands in Wien hätten gemeldet, dass der Kaiser mit Portugal keine Liga wolle, dass er sogar dem im Haag geschlossenen Bündnisse nicht volles Genüge leisten wolle. Graf Waldstein widersprach zwar heftig; wir wissen aber, dass damals in der That die Wiener Politik für das Bündnis nicht sehr eingenommen war, und dass die Gesandten der Seemächte damals wirklich angewiesen worden waren, ohne Rücksicht auf die kaiserliche Politik mit der Lissaboner Regierung zu verhandeln.²⁷⁾

In einer folgenden Conferenz²⁸⁾ zwischen Waldstein, dem Almirante und Roque Monteyro erklärte letzterer mit aller Bestimmtheit, dass Portugal von den außereuropäischen Besitzungen Spaniens nichts wolle. Waldstein bot vier Orte in Galizien, Guardia, Bayona, Tuy und Vigo und dazu die canarischen Inseln. Dies wurde abgelehnt. Nun bot der Almirante drei Plätze in Estremadura an: Alcantara, Valenza und Albuquerque und dazu ebenfalls die Canarias. Am Tage darauf verlangte Roque Monteyro Theile von Castilien, besonders Ciudad Rodrigo und Badajoz. Dies verwarfen wieder die Vertreter des Kaisers, obgleich Roque Monteyro erklärte, der König bestohe darauf. Graf Waldstein trat in dieser Sitzung mit einem ganz neuen merkwürdigen Vorschlag hervor, zu welchem er von Wien aus aufgefordert worden war: der Prinz Don Francisco, der zweite Sohn des Königs solle das Königreich Sardinien für sich und seine Erben und unabhängig von Portugal erhalten und mit einer Erzherzogin vermählt werden. Dem Könige gefiel dieser Vorschlag, in einer Staatssitzung aber wurde er allgemein verworfen. In der nächsten Conferenz waren Waldstein und der Almirante entschlossen, vier Orte in Galizien und drei in Estremadura zu geben, aber Badajoz nicht und ebensowenig etwas von Castilien. Auch das genügte nicht.

Als am Tage darauf Methuen und Schonenberg mit den portugiesischen Ministern unterhandelten, erklärte ersterer, dass er gegen den Starrsinn des Grafen Waldstein protestieren werde; seine Königin werde den Kaiser jedenfalls zur Annahme dessen überreden, was er mit Portugal vereinbaren werde. Man könnte den halben

²⁷⁾ Noorden I. 391.

²⁸⁾ Bericht vom 5. März 1703.

von Spanien an Portugal überlassen, ohne damit gegen das Interesse Englands zu verstoßen. Da Methuen so fest zu Portugal stand, konnte der König immer wieder erklären, er werde von seinen Forderungen in keinem Punkte abgehen. Schonenberg, der wegen resultatlosen Verhandlungen müde, trat endlich mit der Eröffnung hervor, er habe die Überzeugung gewonnen, dass Portugal mit Frankreich in geheimem Einverständnisse stehe und die Seemächte nur hinhalten wolle; er werde daher abreisen. Die portugiesischen Minister waren darüber erschrocken, Methuen „mehr als lebendig“; am andern Tage erschien er bei allen Ministern und kam auch zu dem Admirale und Waldstein, denen er wieder zusah, wenigstens Balajoz zugestehen. Als dann Schonenberg zu seiner Urlaubsaudienz nachsuchte, erhielt er die Einladung zu einer neuen Konferenz.

Da erhielt Graf Waldstein von dem kaiserlichen Gesandten in London, dem Grafen Wiatrowski die Mittheilung, dass der Kaiser nicht daran denke, seinen Sohn Karl nach Spanien zu senden; dieser sollte vielmehr nach Neapel gehen. Dies kam den Gesandten, wie den Admirale und der Lissaboner Regierung um so überraschender, als man bisher nicht im geringsten daran gezweifelt, dass der Erzherzog Karl in Portugal erscheinen werde. Die Bestätigung war allgemein. Der 25. Artikel der portugiesischen Vorlage forderte die Ankunft des Erzherzogs. Dagegen hatte Waldstein nicht protestiert, da er dies für selbstverständlich ansah. Jetzt stand ihm auch bezüglich dieses Punktes ein Kampf bevor. Dass der Kaiser um eben dieselbe Zeit zur Nachgiebigkeit sich entschloss, konnte Graf Waldstein erst viel später erfahren.

Nichtsdestoweniger nahmen die Unterhandlungen ihren Fortgang, wenn auch einen recht langsamen. Die Regierung ließ zwar den Vortheil in Castilien fallen, beharrte aber auf Badajoz, welches Waldstein ebenso entschieden verweigerte. Schonenberg schlug vor, den Badajoz betreffenden Punkt dem Gutdünken der Seemächte zu überlassen. Daher stellten in der nächsten Konferenz der portugiesischen Minister mit den Vertretern der Seemächte den Antrag, den strittigen Punkt unerörtert zu lassen und ihn der Mediation der Seemächte beim Kaiser zu überweisen. Von Castilien machte die Regierung keine weitere Erwähnung, dafür verlangte sie aber drei weitere Orte in Galizien. Schonenberg äußerte seine Bedenken, während Methuen stumm blieb. Da brach der Unwille des Ministers gegen Monteyro mit großer Gewalt los. Er hob hervor, wie verschieden bisher die Gesandten immer gesprochen; Waldstein und Schonenberg einerseits, Methuen andererseits. Was sie dem Könige vortrug, sei immer entgegengesetzten Inhaltes gewesen.²⁹⁾ Der Hof

²⁹⁾ Bericht vom 22. März 1703. „... also zwar, dass unsere Officiere nicht allein nicht übereingestimmt, sondern sogar diametral gegen einander geoffen, wie nicht weniger, dass alles dasjenige, was Ihro Maj. dem König und seinen Ministern unter wehrenden Titeln vorgetragen, niemahlen gleichförmig wäre.“

habe immer den Argwohn gehabt, dass Methuen gegen Waldstein und Schonenberg nicht aufrichtig sei, habe aber bisher geschwiegen; jetzt aber, da die Regierung zu ihrer großen Verwunderung aus England die Nachricht erhalten, mit „was vor einer unbeschreiblichen Verwunderung das allhierige Project zu einer Liga allhier aufgenommen worden“, sei es Zeit zu erklären, dass Methuen alles, was im Project enthalten und noch vielmehr, nicht allein von Seiten Englands, sondern auch von Seiten des Kaisers und Hollands dem König von Portugal in zahlreichen Audienzen positiv versprochen habe. Der König und die Minister hatten sich daher nicht wenig gewundert, wenn sie bei Waldstein und Schonenberg in den meisten Punkten Reizenz fanden und wenn sie dennoch zugleich bemerkten, dass Methuen während der Unterhandlungen fortwähren zu sagen, der größte Theil der portugiesischen Forderungen werde gewährt werden. Roque Monteyro habe Methuen endlich gefragt, ob ein solcher Vorgang in so ernster Angelegenheit eines Ministers würdig sei, worauf dieser verwirrt einige unzusammenhängende Worte gestammelt.

Solche Dinge musste sich John Methuen sagen lassen! Man könnte fragen, wie es denn komme, dass man in Lissabon den Worten Methuens so vielen Glauben schenkte. Man müsste antworten, weil England in Portugal ein weit größeres Ansehen genoss als der Kaiser und Holland, und weil die Anerbietungen Methuens den Wünschen des Königs entgegenkamen, während man mit den geringen Propositionen Waldsteins nicht zufrieden war. Der kaiserliche Gesandte machte bei der Erzählung dieser Vorgänge die Bemerkung, Methuen habe nicht allein den Kaiser und Holland, sondern auch seine Königin „verrathen und verkauft“.

Übrigens kamen in derselben Sitzung auch Methuen und Schonenberg, die sich ja doch eigentlich unterstützten sollten, sehr hart aneinander. Bezüglich der Subsidien erklärten nämlich die portugiesischen Minister, dass, was Methuen und Schonenberg geboten, noch nicht genug sei, worauf ersterer noch eine halbe Million Cruzados zulegte. Zornig fragte ihn Schonenberg, ob seine Instruktionen so weit giengen. Methuens Antwort lautete verneinend, aber er erklärte, sein Anerbieten verantworten zu können. Schonenberg rief ihm nun zu, er möge dann auch dahin wirken, dass England dieses Geld allein zahle, Holland verstehe sich nicht dazu.

Am folgenden Tage fand eine neue Conferenz statt. Man beschloss, in den Vertrag die Clausel aufzunehmen, dass der König von Portugal an den Vertrag nicht gebunden sei, wenn die Seemächte die Festung Badajoz für ihn nicht erwirken könnten. Die Vertreter der Seemächte gaben hierin ganz nach und riefen dem Waldstein ebenfalls zur Zustimmung. In der gleich nachher abgehaltenen Conferenz zwischen Waldstein, dem Almirante und Roque Monteyro be-theuerte letzterer, dass der König von Badajoz nicht ablassen werde; Waldstein möge sich heute noch entscheiden, da sonst das Bündnis

recht zustande kommen würde. Davor hatte aber der Almirante die größte Furcht, weshalb er den Grafen Waldstein im Stiche ließ, der nun genöthigt war, gleichfalls nachzugeben.

Abgesehen von einigen anderen Punkten, die ich hier nicht zur Sprache bringe, handelte es sich noch um den 25. Artikel, welcher die Verzichtleistung des Kaisers und des römischen Königs auf Spanien zu Gunsten des zweiten Prinzen Karl und die Sendung des letzteren nach Portugal enthielt. Diesen Punkt betrachtete jetzt Waldstein mit anderen Augen als früher. Als der König erklärte, daß er könne den Erzherzog nicht als König von Spanien anerkennen, wenn nicht bekannt geworden, dass der Kaiser und der römische König Jure Jura ihm Erzherzogen cedirt habe⁴. Obwohl Waldstein sagte, er habe darüber keinen Auftrag, so wurde dieser Punkt doch weiter behandelt. Während des Zwiespaltes, der sich deshalb erhob, schickte Methuen dem Almirante einen Zettel, auf dem die Worte standen: aus Waldsteins Renitenz und den Worten des Grafen Wratzlaw in London gehe hervor, dass der Kaiser „auf eine Reparation der spanischen Monarchie gedenke“, was Waldstein als „malitöse Condotta“ bezeichnet.

Anfangs April kamen dem Grafen Waldstein einige Aufträge bezüglich des Bündnisses zu. So sollte er die Angelegenheit bezüglich Sachmen⁵ vorbringen, was er schon gethan hatte. Dann sollte er verlangen, dass Portugal sich verpflichte, Frankreich auf dem Festlande einige Gebiete abzunehmen. Diese Sache trug er vor, indem er hervorhob, dass man durch solche Eroberungen den Schmerz der Spanier über den Verlust der an Portugal abzutretenden Orte mildern könnte. Schonenberg war dafür, Methuen aber sprach sich dagegen, da diese Sache wäre eine Neuierung, welche den Abschluss des Bündnisses nur verzögern könnte. Endlich sollte doch auch bezüglich der Heirat zwischen dem Erzherzog und der portugiesischen Infantin verhandelt werden. Bis jetzt, antwortete Waldstein am 3. April, sei diese Heirat nie als eine Bedingung des Bündnisvertrages aufgestellt worden, sondern nur Gegenstand privaten Gespräches gewesen.

Sonst war es der Lissaboner Hof, welcher immer wieder mit neuen Forderungen an die Gesandten herantrat. Selbst die Punkte, über welche man übereingekommen war, wurden in veränderter Fassung niedergeschrieben. So ärgerlich war Schonenberg über diese fortwährenden Änderungen und neuen Forderungen, dass er verlangte, der König solle endlich einmal entschieden erklären, ob er mit Frankreich und Spanien oder mit den Seemächten gehen wolle. Da der König am 3. April sagen ließ, dass er auch auf seinen neuen Forderungen beharre, so sprach Schonenberg ebenso entschieden als Methuen aus, dass er sich auf nichts mehr einlasse. Graf Waldstein konnte daher seinen damaligen Bericht an den Kaiser mit der Bemerkung schließen, dass der Vertrag gescheitert sei.

Nach seiner Meinung hatten die neuen Forderungen ihren Grund darin, dass der König aus den Reden des älteren Methuen die

Überzeugung geschöpft hatte, der Kaiser wie die Seemächte bedurften der portugiesischen Allianz unter allen Bedingungen; auch wirkten jene Minister ein, welche dem Bündnisse nicht gewogen waren: Allgrete, welcher anfangs an den Unterhandlungen theilnahm, verreiste, und an seine Stelle war Joseph de Faria getreten; jetzt kam er wieder zurück, um seinen Einfluss gegen die Allianz aufzuwenden.

John Methuen suchte die erregten Gemüther wieder ins Gleichgewicht zu bringen; er unterhandelte mit dem Könige und den Ministern und beredete auch Schonenberg zur Nachgiebigkeit. Als dieser aber sich entschieden weigerte, drohte Methuen mit seiner Abreise. Am 10. April lud er Schonenberg für den folgenden Tag zu einer Conferenz mit den Ministern. Als der holländische Gesandte am 11. April vormittags bei Methuen erschien, um ihn zur Sitzung abzuholen, fand er dessen Gesinnung ganz ungeändert; er sprach seine Überzeugung dahin aus, dass die portugiesische Regierung die Allianz gar nicht wolle, weshalb er sofort abreisen werde. Es regnete natürlich Proteste von allen Seiten, aber Methuen ließ sich auch diesmal nicht irre machen: zu Mittag schon begab er sich zu Schiffe. Waldstein forderte Schonenberg auf, eiligst nachzufahren und Methuen zurückzubringen, aber dieser entschuldigte sich mit Unpässlichkeit. Da musste denn Graf Waldstein sich selbst entschließen, den Gegner, den er so oft angeklagt und von dem er eben so oft angeklagt worden war, aufzusuchen. Aber schon war es zu spät: die Anker waren bereits gehoben, John Methuen war „abgereist oder besser gesagt, entflohen“. ³⁰⁾ Der Ärger war allgemein. Graf Waldstein meinte, man könnte nur glauben, Methuen habe gefürchtet, es würden bei der Conferenz „noch mehr Particularitäten von seinem unverantwortlichen Beginnen an den Tag kommen“. Er hatte wieder Gelegenheit, die Allianz für gescheitert zu erklären. Aber es fand sich, dass der junge Methuen dieselben Vollmachten hatte wie der Vater. So nahmen die Conferenzen ihren weiteren Verlauf.

Gleich in der nächsten Besprechung Waldsteins, des Admirante, Roque Monteyros, Schonenbergs und des Staatssecretars Mondo de Joyos forderte Schonenberg, dass sich Waldstein zu einer theilweisen Zurückzahlung der Subsidien durch den künftigen König von Spanien verpflichte. Waldstein schlug dies sofort ab, obgleich der Admirante in ihn drang, darauf einzugehen. Gleich nachher erhielt der kaiserliche Gesandte ein Rescript vom 24. Februar, aus dem er ersah, dass Kaiser Leopold I. sich entschlossen habe, den Abschluss des Vertrages mit Portugal ganz der Königin von England anheimzustellen. ³¹⁾ Damit war die ganze Angelegenheit in die Hände Schonenbergs gelegt; denn Paul Methuen hatte erklärt, sich durch-

³⁰⁾ Bericht vom 26. April 1703.

³¹⁾ Der Brief des Kaisers (Klopp X, 255) ist vom 12. März 1703 datirt.

wurde an diesen halten zu wollen. Die Zurückzahlung der Subsidien war der letzte Punkt, über welchen Graf Waldstein unterhandelte. Der Almirante redete ihm zu, einzuwilligen, dass der Erzherzog einen Theil der Subsidien, etwa ein Drittel, in nicht bestimmten Terminen rückerstatte. Waldstein erwiderte, er sei bevollmächtigt mit Portugal, nicht aber mit den Seemächten zu unterhandeln. Der Almirante erlangte nachher nur eine schriftliche Erklärung, dass Waldstein und mit ihm der Almirante diese Rückerstattung für convenient achteten und beim Kaiser dafür eintreten wollten. Dazu ließ er sich endlich herbei.

Von jetzt an giengen die Verhandlungen rascher vorwärts; bei der Unterschrift trat wieder eine Verzögerung ein, weil von den portugiesischen Ministern auch jene unterschreiben mussten, welche Gegner des Vertrages waren. Am 16. Mai setzte Graf Waldstein seinen Namen unter die Urkunde, am Tage darauf reiste er nach England ab.

Die Hauptpunkte dieses Vertrages, dessen Zustandekommen eine so lange Zeit, so viel Mühe und so viel Ausdauer in Anspruch genommen, sind demnach folgende: der König von Portugal verspricht eine Armee von 28.000 Mann zu stellen, von denen 13.000 Mann von den Allirten unterhalten werden sollen. Der Erzherzog Karl werde mit den Hilfstruppen der Seemächte in Portugal landen und erst vom Tage der Landung an habe sich der König von Portugal als Feind des Hauses Bourbon zu erklären und den Erzherzog als König Karl III. von Spanien anzuerkennen und zu behandeln. Dieser tritt an Portugal die Städte Badajoz, Albuquerque, Valencia und Alcantara in der Provinz Estremadura, ferner Quarda, Tuy, Bayuna und Vigo im Königreich Galizien ab.

In welcher Weise Portugal am spanischen Erbfolgekriege theilgenommen hat, ist aus den allgemeinen Darstellungen dieses Krieges bekannt.

Graz,

Dr. Franz Martin Mayer.

Suum cuique.

Dass die sogenannte anastrophische Betonung gewisser griechischer Praepositionen wie *πρός* ihre wirkliche Betonung sei und dass man demgemäß in die griechischen Wörterbücher und Grammatiken in Zukunft diese Formen und nicht *πρό* usw. zu setzen habe, ist eine gegenwärtig allgemein anerkannte Thatsache. Als Entdecker derselben wird überall, so weit ich sehe, Benfey genannt. So sagt Herr Maurice Blomfield in seinen *Historical and critical remarks introductory to a comparative study of greek accent* (Baltimore 1883) auf S. 5: The author of this ingenious explanation of anastrophe is Benfey. (Die eigentliche Accentuation des Indicativ Praesentis von *ἔσ* sein und *ᾠᾶ* sprechen, sowie eini-

ger griechischer Praepositionen'. Göttinger Gelehrte Nachricht Febr. 27. 1878, p. 165 fg.) Ebenso Herr Schmidt in Kul Zeitschrift XXVI, 21: 'Benfey hat aber erwiesen, dass die griechischen Praepositionen ihren ursprünglichen Accent uns dann bewahrt haben, wenn sie hinter dem zugehörigen Casus (in der Anastrophe oder adverbial ohne zugehörigen Casus) stehen: ἄπο, ἔπο, ἐπερ = skr. āpa, ūpa, āpi, pāri.' Und Herr Bezzenberger in seinem hübschen Nachrufe auf Benfey von diesem, dass er die Anastrophe zuerst in das richtige Licht stellte Beiträge Kunde der indogermanischen Sprachen VIII, 243. Dem gegenüber erlaube ich mir darauf hinzuweisen, dass ich selbst in Kul Zeitschrift XXIV, 238 dieselbe richtige Erklärung vor Benfey ausgesprochen habe (ἐπι = ai. api, περ = pāri ... sind auch Griechischen überall, wo sie wirklich mit einem Hochton gesprochen wurden, d. h. in der sogenannten Anastrophe, mit dem Hochton auf der ersten Silbe versehen gewesen, also ἔπι, πέρι, ebenso auch ἔπο = ai. āpa, ἔπο = ai. ūpa, πάρα = ai. pāra, ἄνα = ai. āna; im Folgenden wird dann die Betonungsweise ἀπό erklärt, wie bei Benfey). Mein Aufsatz ist vom Juni 1877, Benfey'sche vom 27. Februar 1878 datiert. Vor mir aber hatte Herr Fritz Schöll in seiner Abhandlung de accentu linguae latinae in den Acta societatis philologiae Lipsiensis VI (1876) S. 65, wesentlich bereits dasselbe ausgesprochen: 'reapse praepositiones disyllabas [graecas] in ultima acuto nunquam [alle?] esse duae potissimum rationes probant. Ac primum quidem quaedam vis praepositionibus inest, ut retineant accentum, grammatici priori syllabae tenorem applicant — per anastrophe tum vero ultima harum vocalis saepissime eliditur, quod in syllabis accentu praeditis summopere suspensionem movet. Accedit quod proveri accentum in lingua graeca non maiorem probabilitatem habere quam in latina; ex lingua autem sanscrita comperimus vetustissimo aetate priorem acutam fuisse'. Ich habe a. a. O. die Art des Herrn Schöll citiert, obwohl ich meine Erklärung des Kennntnis derselben gefunden hatte.

Graz.

Gustav Meyer.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

De arte critica in Orphei Argonauticis facitanda capita duo.
Dissertatio inauguralis philologica . . . scripsit Frideric. Hillmann.
Gammienensis. Lipsiae apud Henric. Mathes. MDCCLXXXIII. (74.)

Die fleissige Arbeit zerfällt in zwei Abschnitte. Der Verfasser, der sich ursprünglich die Aufgabe gestellt hatte, den Wert der Übersetzung der Argonautica des Cribellus für die Kritik des Geächtes zu untersuchen, bemerkte richtig, dass zuvor der Wert und das Verhältniss der Handschriften klar gelegt werden müsse, ehe er zu einem richtigen Urtheile über die Übersetzung, resp. die derselben zugrunde liegenden Handschriften gelangen könne. Im ersten Abschnitte also werden die Handschriften, ihr Wert und ihr Verhältniss zu einander einer eingehenden Untersuchung unterzogen — leider auf Grund des Hermann'schen Apparates. Ich habe schon bei Gelegenheit der Besprechung der Arbeit von Fr. Schubert „Eine neue Handschrift der orphischen Argonautika“ in dieser Zeitschrift, 1881, p. 307, bemerkt, wie mangelhaft und unverlässlich derselbe ist, namentlich bei einer Frage, wo es sich um Kleinigkeiten handelt; bestätigt wurde meine Ansicht durch E. Abel, der in der Recension derselben Schrift (philolog. Wochenschrift 1882, p. 225—228) auch zahlreiche Belege vorgeführt hat. Daraufhin mit dem Troste „sed graves codicum discrepantiae, e quibus potissimum de eorum origine cognatione pretio certum iudicium ferre liceat, praeter paucas omnes ab Hermanno sub ipso Argonauticorum textu adiectae videntur“ doch noch eine bis ins Einzelne gehende Untersuchung auf solch unsolider Grundlage zu wagen — ich glaube, der Verfasser verdient einen Vorwurf, so viel Zeit und Mühe nicht besser verwendet zu haben. Doch, wenn auch das Resultat, zu dem der Verfasser kommt, durch eine genauere Kenntniss der Handschriften gewiss alteriert werden wird, die fleissigen Sammlungen haben doch ihren Wert, und in dieser Hinsicht wird der künftige Bearbeiter dieser Frage dem Verfasser zu Dank verpflichtet sein. Besser kommt der Verf. mit dem zweiten Theile seiner Abhandlung davon. Hier wird ihm auch die Gegenwart ihren Dank nicht verweigern können, wenn sich auch hier Mangel an Präcision und

Klarheit manchmal fühlbar macht. Die latein. Übersetzung von Cribell, die auch Hermann in seinen *Orphica* abdruckt, ist durch Hermanns Autorität, der *adv.* 1272, p. 230 schreibt: „Cribellus cum optimo codice usus videatur . . .“ namentlich bei Wiel im vierten Theile seiner *Observationes in Orphaei Argonautica*, zu einer maßgebenden Rolle gekommen — wie der Verf. zeigt, mit großem Unrechte. Doch wir wollen hier dem Verf. etwas genauer folgen. Zunächst wird der Name Leodrisius Cribellus auf Grund handschriftlicher Zeugnisse sichergestellt; ferner die Zeit der Abfassung der Übersetzung (c. 1458), aus der sich dann weiter ergibt, dass ihr eine Handschrift zugrunde lag, da die *editio princeps* der *Argonautica* 1500 erschien. Die Übersetzung ist zum erstenmale gedruckt 1519. Weiter zeigt der Verf., wie alle Ausgaben der Übersetzung aus der *princeps* stammen, die von Hermann aus Crataunders Ausgabe. Übergehend auf die Frage, in wie weit aus der Übersetzung auf die Beschaffenheit des ihr zugrunde liegenden Codex geschlossen werden können, zeigt der Verf. zunächst, dass die große Lücke 333—337 nicht vom Übersetzer herrührt, also nicht auf die Handschrift zurückgeht, sondern beim Drucke durch irgend welchen Zufall entstanden sei; dasselbe gilt von der Lücke bei 691 und 1321; bei V. 349, 448, 656 ist es dagegen wahrscheinlicher, dass sie bereits im Codex gefehlt haben. Unentschieden ist der Verf. bei 822, 967, 1041. Dieselben sind so verderbt überliefert, dass Cribellus sie entweder nicht übersetzte, weil er sie nicht verstand, oder weil sie in der Vorlage gefehlt haben. Ebenso wenig kommt der Verf. zu einem klaren Urtheile über die Stelle 1270—1274. Nach 1274 wird nämlich von den alten Herausgebern eine Lücke von einem Verse angenommen, weil Cribellus einen Vers mehr habe, also in seiner Handschrift noch ein Vers gestanden haben müsse. Der Verf. aber glaubt, weil thatsächlich nicht mehr Verse in der Übersetzung vorhanden sind, als im Urtexte, dass eine Lücke nicht anzunehmen sei. Cribellus sei es nur darum zu thun gewesen, die gleiche Verszahl herauszubringen, daher sein V. 1274 nur sein Machwerk. Doch ist damit die Schwierigkeit nicht gelöst: denn es entsprechen in der Übersetzung die V. 1270—1273 den griechischen V. 1270—1274, V. 1274 der Übersetzung, nämlich: *fluctibus et gratae veniunt a cautibus aurae* wird man vergeblich im Urtexte suchen. Es ist also die Frage: Lässt sich erweisen, dass Cribellus so frei verfuhr, dass er ohne weiters einen ganzen Vers erfindet, um die gleiche Verszahl zu erreichen? Dies hat der Verf. nicht erwiesen, auch gar nicht zu beweisen sich bemüht; daher wird seine Auseinandersetzung niemand befriedigen können. Auch ich bin der Überzeugung, dass die Lücke nach 1273 unnöthig ist, denn der Zusammenhang lässt nichts vermischen und die Autorität des Cribellus allein ist zu gering, um ein solches Verfahren zu rechtfertigen. Doch bleibt es immer noch ungeklärt, woher Cribellus seinen Vers 1274 genommen habe. Im weiteren sucht nun der Verf. das ganze Verfahren des Übersetzers

zu charakterisieren. Zunächst gibt er Proben freier Übersetzung, dann wie er ein und dasselbe Wort ganz verschieden übersetzte, wie er das Griechische oft nicht verstanden, manche Wörter übergangen, andere dazufügte. p. 69 weist der Verf. Wiels Änderung im V. 1167 (p. II. 22), der, weil Cribellus die Worte *ἐπεὶ νῦν αἰεὶ Ἑρινύς* übersetzte: nam wie *sepe* semper Erinnys, *αἰεὶ* für *αἰεὶ* vorschlug, mit Recht zurück. Endlich zeigt der Verf., wie Cribellus häufig die Patronymica genommen für die Eigennamen und umgekehrt, und die Nomen verwechselt etc. Daraus also können wir sehen, wie zuverlässig ein Schluss aus der Übersetzung auf den zugrunde liegenden Codex sei. Zum Schlusse zeigt der Verf., wie die Übersetzung die offenbaren Verderbnisse aller Handschriften zeigt, und fügt daraus, dass der Cod. des Cribellus gleichfalls aus dem Archetypus gelassen sei, und wie bei schwankender Überlieferung derselbe mit dem Cod. der schlechteren Familie übereinstimmt. Demnach kann die Übersetzung für die Kritik der *Argonautica* gar keinen Wert beanspruchen, ein Resultat, dem man nach dem Gesagten gewiss wird zustimmen können.

Wien.

August Scheindler.

Studia Terentiana scr. Aug. Godf. Engelbrecht. Vindobonae MCMCLXXXIII, C. Gerold 81. 90 S. gr. 8°. (Gratulationschrift an Prof. Schenkl zu dessen 25jahr. Jubiläum als akad. Lehrer.)

Es ist eine durchaus anregende und lehrreiche Schrift, die wir hier mit einigen empfehlenden Worten begleiten wollen, obgleich sie sicher kaum bedarf. Als erster Theil umfassender Darstellung terentianischen Sprachgebrauches handelt sie *de praeclaris atque obsoletis verborum formis*, und zwar mit steter Vergleichung der plautinischen Komödie. Von den rühmenden Urtheilen der Alten¹⁾ aus wird zunächst dargethan, dass die Sprache des Terenz als modern und scipionisch-urban nicht — wie viele Kritiker thaten — gleich gebüht werden kann mit der plebeisch-alterthümlichen Diction seines ungleich größeren Vorgängers. Daran reiht sich (p. 13—74) eine ausführliche Behandlung aller obsoleten Formen unter beständiger Heranziehung des gesammten Materials, geordnet nach den Bedetheilen. Die strenge, nüchterne Methode des Herrn Verf. führt ihn zu einer ganzen Reihe schätzenswerter Ergebnisse, die er in einem zusammenfassenden Abschnitte (p. 71—80) unter drei Gesichtspunkte bringt: 1. Formen, die Plautus hat, Terenz ver-

¹⁾ Ich benütze die Gelegenheit zu bemerken, dass in der *vita Terenti* (Suet. Reiff. 32) das *Nepos auctore certo* wohl ein durch Interpolation entstandener Solöcismus sei; der richtige Text scheint *Nepos certo compersisse se ait* zu sein. Vielleicht ist auch in den Versen des Charis. I. bei E. p. 8 verstümmelt) das *lenibus*, welches eine ungenügende Vorstellung zu erwecken scheint, mit *lenibus* zu vertauschen; der *dumdiutius Menander* charakterisiert ja sprachliche Glätte und Mangel der *vis comica*.

schmäht; 2. obsolete Formen bei beiden Dichtern und Bedingungen ihres Auftretens bei dem jüngeren; 3. welcher Fortschritt bei Terenz in der gedachten Beziehung zu constatieren sei. Das alles ist klar, wohlbegründet und zum größten Theile unwiderlegbar. Eine appendix (80—90) stellt unter Bezugnahme auf eine Bemerkung Dziatzkos (adelp. 181) das Verhältniß der Verbalformen auf *re* und *re* in der Weise fest, dass Terenz überall (54 Stellen gegen eine, und diese kaum richtig überliefert) die Form der Umgangssprache gebrauchte; auch der plautinische Gebrauch wird ziffermäßig ausgewiesen.

Man ersieht aus dieser dürftigen Skizzierung des Inhaltes, dass die Schrift auch reiches Material für die Plautuskritik bietet. Mit besonderem Nutzen aber werden sie die *vir* Luciliani gebrauchen; denn, da es an und für sich klar ist, dass die beide zeit- und geistverwandten Dichter als literarische Vertreter des scipionischen Sprachgebrauches in den meisten Dingen übereinstimmen, so wird es nicht befremden, dass die Mehrzahl der von L. für Ter. gewonnenen Resultate ohneweiteres für Luc. herübergenommen werden kann. Es überschritte den dieser Anzeige vernünftigermaßen zustehenden Raum, wollte ich diese Anschauung ausführlich begründen; einige Kleinigkeiten indes mögen die Sache ins rechte Licht stellen. So findet sich in den Jamben des Luc. *siem* XXVI. 19; *siet* XXVII. 12; die Inf. auf *ier* XXVI. 51: 67. inc. 173 *forei* XXVI. 68; XXVII. 55; XXVIII. 14; *altere* (Dziatzko rh. M. 33 S. 97; siehe Brix zu mil. 356) XXVII. 26 n. 1. nur am Versende. Ja auch in den hexametrischen Satiren zeigt sich dasselbe. So sind unter den Formen von *posse* die obsoleten annahmslos Verschlüsse n. z. *potissunt* inc. 88; *potissit* I. 14; *potissint* I. 37; *potesset* I. 8; *potesse* inc. 2; ferner die Formen des Perfectstammes (Fleckeisen kr. Misc., Neue FL II. 468; verkannt von Lachm. zu Lucr. 316, Bergk Philol. 28, 463, Brix zu mil. III. 3, 11, von Müller sogar wegemendirt): *potisset* (= *potuisset*) V. 46; XXX. 19 und *potisse* (Inf. Pf.) V. 48. Nur XXX. 108 scheint zu widersprechen; allein daselbst steht *potesse* in der Hauptcasur. Ich breche ungern ab und schließe mit dem Wunsche, dass uns der Herr Verf. seine weiteren Ausführungen nicht lang vorenthalte.

Freistadt in Ob.-Öst.

J. M. Stowasser.

T. Livi ab urbe condita libri. Scholarum in usum edidit Antonius Zingerle, pars IV. lib. XXVI—XXX. Prag bei F. Tempky und Leipzig bei O. Freytag 1888.

(In der bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum curantibus J. Křiváta et C. Schenkli erschienen.)

In einer kurzen Vorrede erklärt der Verfasser, er wolle in der praefatio nur die Stellen auführen, wo eine Conjectur ed

eine Lesart, die einer Coniectur ähnlich sei, aufgenommen worden sei, einige Stellen fehlen aber, z. B. XXVI, 39, 5 effecit; 41, 17 cum illic; XXVII, 47, 10 [die ganze Stelle nach Luchs]; 49, 8; auch manche Stellen, wo der Verfasser im Gegensatz zu den obigen Herausgebern Luchs folgend vom Codex P abgewichen und andern Handschriften gefolgt ist, wären vielleicht doch anzuführen gewesen, z. B. XXVIII, 7, 4 f., wo der Verfasser nach Luchs den Codices SVR folgt, während die anderen Herausgeber nach des Ref. Meinung mit Recht P folgen; Madvig hat an der Stelle die richtige Interpunction hergestellt; XXVIII, 19, 4, wo der Verf. nach Cod. G im Gegensatz zu P und allen Ausgaben Niturgim schreibt; XXVIII, 22, 12 egredi moenibus, wo in dem posset, das P hat, während es in VRFL fehlt, offenbar ein Verderbnis eines andern Wortes steckt, etwa hostes, wie Madvig nach Grapovius schrieb; XXIX, 35, 7 simul und ab imminente tumulo; XXX, 21, 9 u. a. Was nun die Gestaltung des Textes betrifft, so folgt der Verfasser den Grundsätzen, die Aug. Luchs für die Beurtheilung der Handschriften zur dritten Dekade aufgestellt hat, und erkennt der Handschriftenfamilie, die mit dem Spirensis auf dieselbe Quelle [S] zurückgeht, den gebührenden Wert zu. Ferner hat der Verf. die Vorarbeiten und Beiträge, die zu dieser ersten Hälfte der dritten Dekade vorliegen, alle sorgfältig geprüft und verwertet. So ist der Text an manchen Stellen durch glückliche Coniecturen verbessert, z. B. XXVI, 9, 2 ducit. sub Casino biduum nach Ussing und Wesenberg; XXVI, 31, 3 desciverunt a populo Romano, ante portas nach Schenkl; diese Coniectur findet, selbst bemerkt, in XXIV, 33, 2 eine Stütze; XXVI, 15, 3; 25, 5; 32, 8; XXVII, 18, 13; 27, 13; XXX, 31, 4; 42, 7; 44, 10. An manchen Stellen kann Ref. mit den Lesarten oder Änderungen, die der Verfasser in den Text aufgenommen hat, nicht einverstanden sein. So ist XXVI, 22, 8 Ussings Emendation quasserint entschieden dem arserint Alscheffskis vorzuziehen. c. 25, 8 ist Madvigs Coniectur die Luchs aufgenommen hat, vorzuziehen, da P frangendos hat, das nach dem Ausfalle von vires in andern Handschriften in frangendos geändert wurde. — c. 27, 16 schreibt Ziugerle mit Weissenborn und Luchs nach Köhler secutisque Romum speciem etc.; aber weder damit noch mit opinionem, das Ziugerle in den Sitzungsberichten der k. Akademie B. 100 S. 559 vorschlägt, ist diese Stelle geheilt. Ein solches Latein hat Livius nicht geschrieben und die Stellen, die Weissenborn anführt, sind diesen an Geschraubtheit keineswegs gleich. — c. 29, 10 ist Alscheffskis Coniectur post aduersas secundae pugnae die entsprechendste. — c. 46, 1 ist Luchs' Coniectur 'hostis' dem 'tuentes' von Gronov entschieden vorzuziehen. — c. 51, 2 hat Madvig den Text glücklich hergestellt, und den Gründen, die er für seine Emendation anführt, lässt sich nichts weiter zur Empfehlung beifügen. Ziugerle aber schreibt nach F. Leo: Data quinquere captivis cum Magone.

XXVII, 27, 12 ist Luchs' Coniectur *opinionem* statt des überlieferten *ordinem* wenig ansprechend und paläographisch kaum zu rechtfertigen. c. 28, 9 ist *aperireque* zu schreiben, wie Luchs nach VRF schrieb; in P ist die Silbe *re* ausgefallen. Dass *vigiles* auch zu *iubent* Object ist, beweist der folgende Satz. — c. 28, 13 schreibt Zingerle nach Sigonius: *profectusque ad Locrorum solvendam obsidionem, quam L. Cincius . . . oppugnabat*. Da aber nach dem vorausgegangenen *Locrorum obidionem* das folgende *quam* sich nicht leicht auf ein in *Locrorum* liegendes *urbs* beziehen kann und P nach *quam* noch einige Buchstaben hat, die keinen Sinn geben, hat Wesenberg geschrieben *quam urbem etc.* Dies wäre wohl aufzunehmen gewesen, obgleich die Coniectur auch nicht völlig sicher ist, da P¹ *oppugnās*, P² *oppugnasset* bietet. Aber *Locrorum, quam* ist kaum möglich, da ähnliche Constructionen ad eensum sich weder bei Livius noch anderswo finden; denn Sallust Jug. 66 Vagenses, quo Metellus praesidium imposuerat ist doch wieder ganz anders. — c. 44, 7 ist Hachtmanns Änderung *iam* statt *nam* mit Unrecht aufgenommen worden. — c. 45, 3 hat Zingerle mit Luchs die Coniectur *Madvig eo ipsi si* statt des überlieferten *eo ipsos, si* aufgenommen. Dadurch verliert der infinitivus 'inclinatorum' sein Subject; H. J. Müller, der die überlieferte Lesart behält, erklärt zwar *eo* für nicht deutlich; aber auch darin stimmt Ref. nicht bei; die Hinweisung auf *ad quod bellum* ist nicht schwer zu erkennen. — c. 47, 9 ist *semno ac vigilis* ohne triftigen Grund umgestellt worden; solche Änderungen treffen anstatt die Überlieferung nur zu leicht den Schriftsteller selbst. — c. 49, 3 ist Zingerle nicht mit Recht *Madvig* gefolgt, welcher *abnuentesque taedio laborem* schreibt (Luchs ebenso). Dagegen spricht der Parallelismus der Glieder *pugnantes, fessos abnuentesque, fugientes* und die Wortstellung; *abnuentes* = ἀπειρηχότας steht intransitiv; *taedio et labores* sind dazu abl. causae und = *taedio laboris*. Weissenborn und Müller halten mit Recht an der überlieferten Lesart fest.

XXVIII, 7, 4 schreibt Zingerle die Stelle mit Luchs nach SVB; Weissenborn, H. J. Müller und *Madvig* nach P, nur hat *Madvig* die entsprechende Interpunction hergestellt. Das ist wohl auch das Richtige. — c. 21, 2 hat Zingerle die Coniectur von Fulv. Ursinus 'servorum de catasta ac liberorum', welche dieser auf Grund der Lesart von S 'de causa ab liberorum' gemacht hat, aufgenommen. Ref. glaubt, dass diese Coniectur sehr wenig Anspruch auf Billigung hat. Abgesehen von dem Worte *catasta*, das sonst bei Livius nicht vorkommt, ist fürs erste in P keine Spur dass etwas fehlt, fürs zweite erfordert der Sinn der Stelle auch nichts außer dem, was in P steht, mit Ausnahme des *ve* nach *quod*, dessen Ausfall vor *venalem* sehr erklärlich ist und das schon Gronovius ergänzt hat. Die Gegensätze sind *servorum* und *voluntaria*, anderseits *quive venalem sanguinem habent* und *gratuita opera*. Sollte das 'de causa ab' in S wirklich aus 'de catasta ac' verderbt

sein, was nicht unmöglich ist, so halte ich dieses, sowie libero-
rum für Glossen, die in den Text eingedrungen sind. — c. 22, 12
schreibt Z. statt des einstimmig überlieferten ut nach Weissenborn,
dem Madvig und Luchs gefolgt sind, ne. Aber timeo ist allgemein
als Ausdruck der Erwartung gesetzt und daher ut gerechtfertigt.
Wenn auch z. B. III, 3, 2 in ganz gleichem Falle ne gebraucht ist,
so beweist dies doch nicht, dass hier gegen alle Hss. ne stehen
müsse. — Ebendort hat P egredi posset moenibus; schon Gro-
tiovius hat posset in 'hostes' emendiert, das Madvig mit Recht auf-
genommen hat. Z. aber schreibt mit Luchs nach VRFL egredi
moenibus. Wie sollte posset in P in den Text gerathen sein? —
c. 23, 1 schreibt Z.: atque haec tamen hostium iratorum ac tum
maxime dimicantium, iure belli in armatos repugnantesque, caedes
edebatur; in der Ztschr. für die österr. Gymn. 1882, S. 434,
sucht er diese Coniectur zu rechtfertigen, und zwar damit, dass der
Ausfall von caedes paläographisch leicht zu erklären sei, zumal
das Wort in diesen zwei Paragraphen (soll heißen „ersten drei Para-
graphen“) noch zweimal wiederkehrte, und damit, dass die Phrase
selbst bei Livius beliebt sei. So sicher aber die Stelle verderbt ist,
so sicher ist auch caedes unmöglich. Denn hostium caedes ede-
batur kann nur so viel als hostes caedebantur heißen, aber nim-
mermehr hostes caedebant; die hostes sind aber natürlich hier die
Römer und die caesi die besiegten Vertheidiger von Astapa; Gegen-
satz ist trucidatio, cum . . . cives sui (i. e. Astapenses) caederent.
Auch XXXI, 24 sind unter trepidantium natürlich die caesi zu
verstehen. Einen Vorschlag zur Heilung der Stelle wird Ref. an-
derswo machen. — c. 33, 17 hat Z. nach F. Leo fuerunt ge-
schrieben; Ref. hält diese Änderung für eine Verschlechterung des
Textes. Die Hss. haben alle fugerunt.

XXIX, 27, 2 Z. terra mari montibus omnibusque sequuntur,
quiert aber in der praefatio 'montibus omnibusque.' Luchs, Weis-
senborn, Madvig streichen omnibus mit Recht und schreiben terra
marique; man vergleiche qui maria terrasque colitis im Anfange
dieses Paragraphen.

c. 30, 5 hat Z. nach Wodrigs Vorgang convenerat nach au-
deret gestrichen, weil es in HVRFL fehlt. Die anderen Heraus-
geber behalten es mit Recht. Der Zusatz nec cum qua tantam
rem aggredi satis auderet lässt die Ergänzung von erat und die
Auslassung von convenerat unthunlich erscheinen. Dass convenerat
dreimal vorkommt (in verschiedenen Bedeutungen), ist kein Grund
zum Anstoß, erklärt vielmehr den Ausfall des Wortes in den ge-
nannten Hss. sehr einfach. — c. 35, 7 schreibt Z. nach Luchs,
der dem S folgt, ab imminente tumulo, Luchs hat p. CIII die
Richtigkeit der Lesart des P ad imminente tumulum nicht wider-
legt. Zo navales socii ist eine Bestimmung gegeben, wohin sie ad-
moti sunt, nämlich qua ex parte etc.; eine solche ist auch zu
terrestri exercitus admotus est nothwendig, und diese bietet P

„ad imminens tumultum“; der Zusatz *ab imminens* prope ipsis moenibus tumulto wäre ganz zwecklos.

XXX, 10, 19 schiebt Z. nach *lacerati* das Adverb. *ibi* ein; eine Nöthigung dazu liegt weder in dem Sinne der Stelle, noch gibt die Überlieferung — einstimmig *lacerati quidem* — einen Anlass. — c. 21, 9 war nicht nach Luchs *censeat* zu schreiben [HV α ße FL], sondern *censeant* nach P. Luchs' Widerlegung der Lesart *censeant* [proleg. p. 143] trifft nicht zu. Das vorhergehende *porrigentium* und *visuri essent* und das nachfolgende *homines* spricht für *censeant*, das auch Weissenborn und Madvig beibehalten. — c. 25, 6 hat Luchs, der *celeritate subterlabentem* schreibt, das Richtige getroffen. Z. schreibt *celeritate sua praeterlabentem* nach Weissenborns Vorgang, der übrigens *praelabentem* schreibt; *sua* ist hier ganz unpassend. — c. 27, 5 schreibt Z. mit Luchs nach VF *imperatore*; PR haben *imperator*; Creverius und Madvig haben das Wort mit Recht als Interpolation gestrichen. — c. 29, 4 schreibt Z. *maxime spiritu hostis fiduciaque, non de nihilo profecto concepta, percussus est*, und begründet diese Coniectur in den Sitzungsberichten d. kais. Akad. phil.-hist. C., Bd. 100, p. 564, wo er übrigens irrtümlich *percussus* als Lesart des P angibt, während Luchs *percussus est* P. *percussus* VRF citiert. Die Coniectur Zingerles ist allerdings recht ansprechend, mehr als alle anderen Versuche, diese Stelle zu heilen; ob aber die Stelle damit wirklich geheilt ist, bleibt immerhin noch zweifelhaft. Ref. nimmt Anstoß an dem asyndetisch angereihten *maxime . . . percussus est* und schlägt vor: *maxime hostis fiducia, quae non de nihilo profecto concepta erat* (VRF), *percussus* (P). — c. 30, 21 fehlt in den Hss. nach *quantum* ein Verbum; Weissenborn schreibt nach ς *ademeris*; Wölfflin, Liv. Kr. p. 23 zeigt, dass der Sinn der Stelle nicht *adimere*, sondern *demere* erfordert, und schlägt vor, *demeris* zu schreiben. Ein Perfectum *demis* gibt es aber nicht; es ist da Wölfflin ein Versehen passiert, das Ref. dem verdienten Manne gerne verzeiht. Luchs und Zingerle aber hätten das doch nicht nachdrucken sollen, zumal sie sonst richtig *dempsi* schreiben, z. B. XXVI, 12, 8 *dempsisset*. — c. 45, 7 schreibt Z. nach F. Leo *asciverunt*; dies ist aber paläographisch schwer zu rechtfertigen, denn C hat *fecerunt*, B *liquerunt*, V *sunt*. Ref. schlägt vor *delegerunt*, wie Cic. pro Cluent. 26, 72 *hoc enim sibi cognomen ex imaginibus Aeliorum delegerat*.

In der Orthographie folgt der Herausgeber den in den besten Ausgaben befolgten Grundsätzen; nur in der Silbentrennung vermisst Ref. alle Consequenz; so steht z. B. p. 26 richtig *oppugnatione*, p. 46 *expugnandum*, p. 50 *magnum*, aber p. 44 *oppugnationem*, p. 38 *pugnare*, p. 35 *signatum*, ferner p. 33 *nostra*, p. 30 *Hispania*, p. 27 *questum*, p. 280 *infestus*, aber p. 44 *hostes*; p. 42 *recrecenti* und p. 44 *transissent*; das sind böse Streiche des Setzers, die bei der Correctur nicht übersehen werden durften, zumal in einer Schulausgabe.

In der praefatio sind einige Stellen ungenau citiert, z. B. XVI, 44, 11 (st. 10); XXVII, 27, 13 (st. 12); XXIX, 18, 8 (st. 9); XXVII, 8, 8 ist citiert: ei flamonio Madvig emend. p. 376; et d. P; das ist insofern unrichtig, als nur ei Madvigs Emendation ist; die Form flamonio statt flaminio, wie unsere Hss. haben, ist von Mommsen hergestellt. — p. 230 fehlen die Zahlen bei den Paragraphen 13 und 14.

Durch Reinheit und Deutlichkeit des Druckes und durch die Qualität des Papierees unterscheidet sich diese Ausgabe sehr vortheilhafter von den meisten Schulausgaben; nur ist zu bemerken, dass die Spatien zwischen den Lettern öfters zu weit sind, wodurch manchmal Wörter in zwei Theile zerfallen oder ein auffallendes Aussehen bekommen. Druckfehler im Texte hat Ref. nicht bemerkt.

Graz.

Alois Siess.

Das altenglische Volksepos in der ursprünglichen strophischen Form. Von Hermann Möller. I. Abhandlungen. II. Texte. Kiel 1883. Lipsius und Tischer. 160 und LXXVIII S. 8°.

Herr Möller untersucht in diesem Buche das altenglische Volksepos, d. h. außer dem Beowulf noch das Gedicht Vidsid, die Fragmente der Erzählung von der Finnsburgschlacht und die Reste des Valdereides nach Inhalt und Form. Das Wichtigste ist ihm, wie schon der Titel andeutet, der Versuch, diese Poesien als strophische zu erweisen. Die Strophe, welche Möller annimmt, ist nicht für alle Stücke und überall dieselbe, aber die aus vier Langzeilen bestehende hat doch so sehr das Übergewicht, dass, wenn die Resultate haltbar sind, sie als die Strophe des altenglischen Volksepos καὶ ἑξοχῇ bezeichnet werden müsste. Bevor ich meine Ansicht über die Schrift entwickle, will ich ihren Inhalt referierend darlegen. Das wird freilich durch den Verfasser nicht leicht gemacht. Er zerfällt sein Buch in zwei Theile, Abhandlungen und Texte. Die Herstellung des strophischen Beowulftextes hat Möller vorgenommen, nachdem er die ersten Abschnitte der Untersuchung schon geschrieben hatte, an diesen aber dann nichts mehr geändert, sondern nur während des Druckes in Anmerkungen und Klammern die Veränderungen notiert, welche in seiner Auffassung einzelner Punkte sich vollzogen hatten. Auch sonst noch ist wahrzunehmen, dass der Verfasser manche kleinere Resultate allmählich gewonnen hat, indes die Arbeit zum Erscheinen gerüstet wurde. Dies ist insofern nachtheilig als die Abhandlungen dadurch mehr die Überlegungen an sich als die direct zu den Ergebnissen führenden enthalten und überflüssige oder zufällig beigeheende Einfälle nicht abgestoßen werden; klare Disposition, sicherer Aufbau der Argumente wird damit unmöglich. Das Buch liest sich schwer. Andererseits aber scheint es doch wieder ein Vortheil, weil man in den Gedankengang und die verschiedenen Erwägungen

des Verfassers um so genaueren Einblick erhält, die entstehende Untersuchung führt er vor, nicht die abgeschlossene.

Der erste Abschnitt S. 1—39 beschäftigt sich mit dem Vidsidlied. Dasselbe wird in drei Lieder oder Liederreste zerlegt. Das Vidsidlied im engeren Sinne umfasst die Verse 50—108, Interpolationen werden abgerechnet. Darin ist des Sängers Fahrt zu verschiedenen germanischen Völkern geschildert, Beschenkung durch Albuin, Heimkehr zu den Myrgingen. Ein zweites Lied enthält die Verse 10—34 und darin einen Catalog germanischer Fürsten. Die Verse 88—90, 109—180 gehörten zu einem Liede, das die Reise eines Sängers nach den Gothenländern beschrieb. V. 35—49 sind drei fünfzeilige Strophen, welche Liedern über den Angelnkönig Offa entnommen wurden. Die Verse 1—9, die über den Sänger in dritter Person sprechen, stammen von dem Redactor des Ganzen, welches einen alten Schluss V. 131—134 hat, der noch zu 108 gehört, und einen zweiten von dem Verfasser der Einleitung, wie diese auch in unstrophischen Zeilen, 135—143. Das erste Lied ist nach 580 gedichtet, der Fürstencatalog in der Mitte oder dem Anfange des sechsten Jahrhunderts. Später fällt das Lied von der Gothenreise. Die Bruchstücke der Offalieder sind im 7. oder 8. Jahrhundert in Mercia abgefasst. Die erste schriftliche Aufzeichnung hat A. vorgenommen, der noch den Gebrauch vierzeiliger Strophen kannte und mit solchen die zusammengefüigten alten Stücke interpolierte. Dies wird ins 8. Jh., vor die Zeit der Däneneinfälle gesetzt. Das Ganze ist dann bearbeitet, wieder mit Bruchstücken aus dem Gedächtnis (den Offastrophen) und eigenen Zusätzen vermehrt worden durch den Interpolator B, nach 787, im 9. Jh.? Die Handschrift, der Codex Exoniensis, stammt aus der ersten Hälfte des 11. Jhs. — Die kritische Untersuchung des Textes gibt vielfach Gelegenheit, über Wohnsitze und Begrenzung germanischer Völker des Nordens zu sprechen, sowie einzelne Punkte der Heldensage zu erörtern. Ich hebe daraus nur hervor: V. 59 emendiert Möller Wicingum zu Widingum und versteht darunter die Nuithones im 40. Capitel der Germania des Tacitus.¹⁾ — S. 16. Anm. identifiziert Möller die Pyringas von V. 30, Thoringi, Doringi, südlich von der Maas, östlich von der Schelde, mit den Sturii bei Plinius. — S. 19. Anm. hält Möller den von Tacitus bezeugten germanischen Herkules für Beovulf=Frøyr=Sarnot (nicht, wie bisher für Thonar). — S. 26 Anm. erklärt er die Myrginge für einen suebischen Stamm, die nördlichsten Ausläufer der Sueben gegen die Angeln auf der kimbrischen Halbinsel.

¹⁾ Möller liest Vithones (was auch Jakob Grimm in seinen Germaniastext 1835 aufgenommen hatte) und bezeichnet als deren Wohnsitz die 'Wiedingsharde' an der in die Lister einmündenden, früher sehr wichtigen, schiffbaren Widau. Müllenhoff hat in der *Za. f. d. Altert.* 9, 226 die Deutung dieses corrumpten Namens nicht angenommen und sie auch in seinen Vorlesungen über Germania unsicher gelassen.

Der zweite Abschnitt S. 40—46 behandelt die Episode von Scylds Bestattung im Beóvulf. Die V. 26—52 sind früher vierzeilige Strophen gewesen, 'ein episches Lied in der altgermanischen Form des Fornyrðalags'. In Bezug auf den Mythos nimmt Möller an, dass die Darstellung im Beóvulf das Richtige enthalte, dass Scyld an der Spitze der Genesalogie stehe, dass er nach der Garbe (*sceáf*), auf welcher er im Schiffe angeschwommen, passend *filius manipuli* = Scelfing V. 4 genannt worden sei. Müllenhoff hält Zs. 7, 410 f. und später noch *Sceáf* für die Hypostase Freyrs, welche an den Anfang der Stammtafel gehört.

Abschnitt III reicht von S. 46—102, erörtert das Finnsburgfragment und die Finnepisode im Beóvulf sowie die beiden Heremod-episoden. 'Das Finnsburgfragment ist ein Stück aus einem epischen Liede, das in vierzeiligen Strophen abgefasst war'. Möller bemüht sich auch um die Aufklärung der Dunkelheiten des Fragmentes, nach ihm sind die Friesen die Angreifer, unter ihnen Garulf, während Sigefred die Thür vertheidigt. Darum erscheint es unmöglich, dass Garulf ein Sohn des V. 16 unter den Vertheidigern genannten Gudlaf ist, wie V. 33 angibt, Möller schlägt daher eine Änderung in *Gudulfes sunu* oder zu einem ähnlichen Namen vor. Die Finnepisode im Beóvulf V. 1068—1159 ist aus Stücken zweier alten Lieder zusammengesetzt, 'das eine war ein Lied von Hildeburh und von Hnāfs Leichenfeier, das andere ein Hengestlied'. Nur das zweite war in vierzeiligen Strophen abgefasst, das erste in lidaunst. Möller druckt dann die Strophen ab, von denen er glaubt, sie seien in der ursprünglichen Form noch bewahrt. Er handelt hierauf über die Beziehungen des Inhaltes der Stücke, welche zur Finnsage gehören, weiters von dieser selbst. Darnach hat Finn einst die Hildeburh ihrem Vater, dem König Hoc, entführt, mit ihrer eigenen Zustimmung jedoch. Bei der Verfolgung sind Maunen des Hoc (Hoc selbst?) gefallen. Deshalb wird von Hocs Sohn und Enkel, Hnāf und Hengest, ein Rachezug unternommen. Im offenen Felde greifen sie Finn an, Hnāf fällt. Es wird ein Vertrag geschlossen, wornach Hengest und den Seinen ein Theil der Halle Finns eingeräumt wird, Finn überfällt die Gäste, Hengest wird getödtet, aber Gudlaf und Oscaf schlagen sich durch die Friesen und kehren bald zurück; erst mit dem Tode Finns, der Zerstörung seiner Herrschaft, der Gefangenahme Hildeburhs ist der Kampf zwischen den Völkern beendet. Möller stellt nun das Finnsburgfragment zwischen die beiden Stücke der Finnepisode im Beóvulf, der Krieg um die Halle wird darin geschildert und der kampfjunge König, welcher im Anfange des Fragmentes die Seinen weckt, ist Hengest. Finn und sein Vater Folkvaldu sind mythische Könige, sie repräsentieren Freyr, der Mythos von Freyrs Brautwerbung um Gerd und von seinen Kämpfen gegen die Riesen sind auf Finn übergegangen. Im Ursprung und in manchen Einzelheiten sind auch Hilde- und Kudrunsage mit der Finnsage identisch. Auf der Insel Sylt existiert eine Sage, welche

den Kampf des Zwergenkönigs Finn, der ein Sylter Mädchen zum Weibe genommen hat, gegen die Friesen darstellt, deren König Bröns mit seinem Sohne fällt; auch der Seekönig Ring wurde verwundet und starb später, Finn brachte sich selbst um, nachdem er alle seine Leute verloren hatte. Möller findet darin die Hauptzüge der altenglischen Überlieferung wieder. Die Eotenas, welche an vier Stellen der Finnepisode im *Beóvulf* vorkommen, sind Riesen, die Mannen von Hnäf und Hengest, Gegner des Finn-Freyr, keinesfalls mit den Jüten zusammenzubringen. Möller soudert die Friesen, Bewohner des Festlandes und der Marschinseln, von den chaulkischen Besiedlern der Inseln Helgoland, Sylt, Amrum, Föhr, und meint, das Historische der Finnsage sei 'eine Unternehmung der chaulkischen Stämme im Bunde mit andern sächsischen und englischen nordseeanwohnenden Stämmen, also allen nichtfriesischen Ingvaeonen von der ganzen Nordseeküste, von den Chauken bis zu den Avionen, gegen die Friesen'. Er sucht nun noch die in den Finndichtungen vorkommenden Namen historisch auszulegen, so die Eowen, Secgen, Woinge; die Hocingas sind ein chaulkisches Geschlecht, die Yten (Vids. 26) ebenfalls Chauken, welche später Kent besetzten; die Ymbren (Vids. 32) sind Ambrenen, auch zu den Chauken gehörig, später noch in Britannien erwähnt. Hringveald (Vids. 34), den Müllenhoff Zs. 11, 284 sammt seinem Volke der Heresfaran für eine epische Fiction hielt, scheint Möller eine Bezeichnung des Seekönigs Ring in der Sylter Sage. — Die Erwähnungen Heremods an zwei Stellen des *Beóvulf*, 901 ff. und 1709 ff., weisen auf die Existenz zweier verschiedenen Heremodslieder, als deren Bruchstücke diese Verse aufzufassen sind. Heremod liegt nach Namen und Charakter den Gestalten der deutschen Seeheldensage Hartmuot, Herwic, Herbolt zugrunde.

Der vierte Abschnitt S. 103—114 erörtert die noch übrigen *Beóvulf*episoden: die von Sigmund 875 ff., Offas Gemahlin 1931 ff., Ingeld 2047 ff., Ongrenpeo 2924 ff., Hygelacs Fall 1202 ff., 2356 ff., 2501 ff., 2912 ff., sie sind sämtlich Reste von ehemals selbständigen Liedern in vierzeiligen Strophen. Die Hredelepisode oder die Klage des Vaters 2444 ff., nicht für Hredels Situation passend, besteht aus drei ganzen fünfzeiligen Strophen und den Resten einer vierten.

Den fünften Abschnitt (S. 115—157) überschreibt Möller: 'Das altenglische Volksepos war strophisch' und tritt darin den Beweis für diese allgemeine Behauptung an. Er stimmt im ganzen der Kritik Müllenhoffs zu, unterscheidet zwei Lieder, dagegen nimmt er mehr Dichter an als Müllenhoff, er acceptiert die Interpolatoren: A hat noch strophische Zusätze angefertigt, B aber unstrophische. A schreibt Möller alles zusammen 288, B 1449 Verse zu, als echt gelten im ersten Liede 876, im zweiten 266 Verse. Die strophische Theilung hat sich ihm leicht ergeben, er hat nicht bloß wie Müllenhoff das Unmögliche, sondern auch das Überflüssige aus-

geschieden, Kriterium war ihm für letzteres auch die Strophenberechnung. So ist alles, was nicht Fortgang der Handlung enthält, z. B. Räsennements jeder Art, entfernt worden. Als Hauptbeweis für die Richtigkeit seines Verfahrens sieht Möller die Beschaffenheit des nach den Atthesen erübrigenden strophischen Epos an und sagt S. 126 f. Folgendes darüber: 'Mag immerhin Einzelnes hier auch nicht Weniges schlecht getroffen erscheinen, so wird doch, wer etwas von Poesie versteht, sich sagen, dass im ganzen genommen das Epos in dieser strophischen Form schöner ist und dem ursprünglichen näher stehen muss als das Beöwulfepos, wie es aus den Händen des Interpolators B gekommen vorliegt. Wer auch dann noch nicht glaubt, dass das Epos strophisch gewesen sei, der wird das von mir veröffentlichte als ein angelsächsisches Gedicht von mir ansehen müssen, aufgebaut aus Mitteln, die dem ags. Epos entnommen sind, als eine Nachdichtung des angelsächsischen Beöwulfepos in angelsächsischen vierzeiligen Strophen. Als eine solche könnte dies epische Gedicht in Strophen, soweit nicht Verstöße gegen die Sprache begangen sind (wie sie jeder auf philologischem Gebiete Conjecturen machende zu begehen Gefahr läuft, und die auch wohl zunächst entschuldigt und später durch Besserung beseitigt werden können), zum Lesen immer noch brauchbar sein für denjenigen, der kurz den thatsächlichen Inhalt des Beöwulfepos sich vorführen will. Ich weiß aber, dass ich sicher nicht, und glaube, dass auch kein anderer im Stande gewesen wäre, das Beöwulfepos in angelsächsischen vierzeiligen Strophen nachzudichten, und weiß, dass die Herstellung einer strophischen Form für den Beöwulf, wie es eine verhältnismäßig leichte Sache gewesen ist, eine äußerst schwierige nur mit sehr gewaltsamen Mitteln erreichbare Sache gewesen wäre, wenn die Bestandtheile des Beöwulfepos nicht von Haus aus in der Form der vierzeiligen Strophe gedichtet gewesen wären'. Die Sprache der Beöwulfhandschrift des 10. Jhs. steht nach Möller von der, welche in den zu reconstruierenden Strophen der ursprünglichen Lieder bei der Abfassung vorhanden war, ungefähr so weit ab, wie die Strophen der Kudrunhandschrift von denen des Kudrunepos. Rückübersetzung ist nicht möglich, auch nicht nöthig, da für uns, die wir kein älteres Angelsächsisch als das des 9. Jahrhunderts kennen, eine Disharmonie zwischen Sprache und Inhalt des Beöwulfepos nicht besteht. S. 128—151 unternimmt es Möller, nicht alle, aber doch die meisten seiner Athetesen, Umstellungen und Änderungen kurz zu beweisen. Der Hauptgrund ist ästhetischer Art. Nun ergibt sich auch das Finnsburgfragment nicht als 'Hauptstück eines selbständigen Liedes, sondern als zufällig herausgesprengtes Stück eines größeren Ganzen, das viele diesem gleichartige Stücke enthielt'. Dieses Ganze war möglicherweise im kentischen Dialect abgefasst, die Kenter standen den historischen Begebenheiten des Finnepos am nächsten. Das Finnepos ist das eigentliche Nordseeepos und das am meisten nationale

der altenglischen Epen, mehr als *Beóvulf*. Nach unserem Bruchstück zu schließen, hat es gar keine Interpolationen erfahren. Entweder hat ein Bearbeiter eher gekürzt denn vermehrt, oder es ist verhältnismäßig spät aufgezeichnet worden. Lücken und Unvollständigkeiten könnten auch durch Abschreiber verschuldet sein. Zum Schluss zeigt sich S. 156 f., dass auch die Fragmente des *ao. Waltherepos* in vierzeiligen Strophen gedichtet sind.

Der zweite, für sich paginierte Theil des Buches enthält die in Strophen hergestellten Texte: p. I—VI das *Vidsidlied*, VII—IX das Bruchstück des *Finnepos*, X—LVII das erste *Beóvulflied*, LVIII—LXXV das zweite, LXXVI—LXXVIII die Bruchstücke des *Waltherepos*. — — —

S. 115 sagt Möller: 'Dass das älteste *Beóvulflied* oder die ältesten *Beóvulflieder* in vierzeiligen Strophen abgefasst gewesen sind, hätte man von vorne herein längst vermuthen können (vor allen Dingen wegen der Strophenform der *Eddalieder*)'. Er ist wohl von diesem Gedanken selbst ausgegangen, als er bei seinen kritischen Untersuchungen oder vielleicht bei der Nachprüfung der Müllenhoff'schen Aufstellungen an Strophen gerieth, die dann einmal gefunden, immer weiter sich ergaben. Und gewiss wird niemand die Möglichkeit von Strophen für das altenglische Volksepos bestreiten. Anders ist es schon mit der Wahrscheinlichkeit. Gegen das Beispiel des altnordischen steht das dem altenglischen noch näher altsächsische Epos, das freilich nur durch eine geistliche Arbeit repräsentiert wird, stehen die althochdeutschen Reste, deren bedeutendster, das *Hildebrandlied*, den Versuchen strophischer Einteilung bisher entschieden widerstanden hat. Und dass die Strophe nicht schon an sich die charakteristische Form des Volksepos ist, lehren die Dichtungen anderer indogermanischen Stämme. — Möllers Hauptargument ist mit Recht, dass die Strophen so leicht sich haben bilden lassen. Die Kriterien des Unmöglichen und des Überflüssigen angewendet, ergaben die Strophen als Rest. Es liegt auf der Hand, dass Unmögliches als späteren Zusatz auszusondern viel sicherer ist; 'überflüssig' ist ein relativer, schwankender Begriff, und das Urtheil des Kritikers wird naturgemäß stark subjectiv sein. Je mehr Strophen glatt, ohne Athetesen oder sonstige Änderungen hergestellt werden konnten, um so besser für Möllers Ansicht. Wir haben gesehen, dass Möller 1142 Verse im ganzen für echt erklärt hat, 1737 gehören den Interpolatoren A und B, der Rest von 304 Versen fällt auf ältere eingelegte Stücke. Die echten Verse machen $258\frac{1}{2}$ Strophen aus, im Texte hat Möller 344 gedruckt. Diese Differenz rührt daher, dass Möller in den Text mehrere Episoden aufgenommen, auch Halbstrophen, d. i. unvollständige, für ganze gezählt, ferner Strophen von A eingereicht hat; aber auch diese Zahl ist nicht ganz richtig, in der That sind es 381 Strophen, eine Anzahl von interpolierten nämlich sind von Möller mit a b c . . . fortgezählt worden. Prüfen wir nun die äußeren Mittel, durch welche diese Strophen

zustande gekommen sind, so ergibt sich Folgendes: Von den 381 Strophen stehen 101 wirklich so im *Beövuíf*, wie sie Möller druckt, d. h. es sind weder im Inneren der Strophen, noch nach ihrem Schlusse Verse ausgelassen, auch ist nichts umgestellt und geändert. 136 Strophen sind so beschaffen, dass Möller nach ihrem Schlusse einen oder mehrere Verse ausgeworfen hat. Bei 47 Strophen hat Möller im Inneren derselben Verse getilgt, bei 76 Strophen sowohl im Inneren als nach dem Schlusse Verse fortgelassen, bloß durch Umstellung ist eine Strophe zustande gekommen. Umstellung und Auslassung haben zu vier Strophen verholfen, Textänderungen sind in sechs Strophen vorgenommen, 10 Strophen erübrigen noch, die nicht wohl als solche bezeichnet werden können, da sie in eine nächste übergehen. Summe 381. Diese Berechnung ist unter den für Möllers Ansicht günstigsten Bedingungen angestellt worden. Ich habe z. B. gar nicht gefragt, ob die starke Interpunction, welche in den 101 glatten Strophen den Schluss der Strophe bildet, überall berechtigt sei. Andererseits werden sich auch unter den Strophen, nach deren Schluss Verse weggelassen wurden, manche finden, die sonst für sich abgeschlossen wohl gelten könnten; vielleicht hebt sich das auf. Auch habe ich die Fälle nicht gezählt, in denen Möller außer der Weglassung von Zeilen auch noch geändert hat, um eine Strophe herzustellen. Ich habe ferner seine unvollständigen Strophen, die eigentlich gar nicht als Strophen erweisbar sind, nur unter denen mitgezählt, bei welchen nach dem Schlusse Verse ausgelassen wurden. Bei übergehenden Strophen habe ich nur die erste gezählt (ich hätte eigentlich beide zählen müssen, was dann 20 statt 10 ergeben hätte) und habe die zweite Strophe, wenn Möller kein Mittel sonst angewandt hatte, zu Gunsten seiner Ansicht als glatte mitgezählt. Trotzdem muss ich gestehen, dass ich vor dieser Berechnung viel mehr für Möllers Hypothese eingenommen war, als nach ihr, die Zahlen sprechen nicht sehr für sie. Dazu kommen noch etliche allgemeine Erwägungen. Kann schon hier die Leichtigkeit der Aussonderung von Strophen angezweifelt werden, so noch mehr, wenn man die Beschaffenheit der altenglischen epischen Verse überhaupt in Betracht zieht. Es liegt im Wesen der ganzen altenglischen Poesie, die geistliche mit eingeschlossen, dass sie sich in ausgedehntester Weise eines großen Formelapparates bedient, leicht in kleine, für sich existierende, den anderen nur angereihte Satzgruppen, in Halb- oder Langverse zerfällt. Im *Beövuíf* herrscht auch parataktische Satzordnung vor, bei der es nun gewiss nicht schwer ist, ein angeschobenes, erklärendes oder schmückendes Glied für überflüssig zu halten und aus- oder abzustoßen. Es ist also die Leichtigkeit des Ausscheidens von Strophen hier durchaus nicht hoch anzuschlagen, als sie es z. B. in althochdeutschen Texten wäre. Dazu der Parallelismus, welcher in der Ausdrucksweise waldet, und der ganz eigenartige Stil des altenglischen Epos überhaupt. Möller wird die schöne Schrift Heinzels 'Über den Stil der

altgermanischen Poesie' nicht unbekannt sein, dort ist, besonders S. 25 ff., näher über die Eigenschaften des epischen Stiles bei den Angelsachsen gehandelt. Und weiter: das Bild, welches wir von diesem epischen Stil besitzen, haben wir uns nicht aus dem *Beovulf* allein und den kleinen Resten des Volksepos abstrahiert, sondern auch aus der geistlichen Erzählungspoesie, und mit Recht fügen wir den *Heliand* als nahverwandte Quelle bei, vgl. Sievers Formelverzeichnis in seiner Ausgabe dieses Werkes. Daher kennen wir die breite, behagliche, vor- und rückwärts zugleich schreitende Art, die Fülle des Ausdrucks als charakteristisch für das altenglische Epos. Das geht in Möllers Herstellung ganz verloren. Es fehlt ihr allerdings nichts Sachliches von Bedeutung, aber eben die darauf beschränkte Knappheit, welche Möller als ein Kriterium bei seinen Athetesen annimmt, scheint mir der Haltung der altenglischen Poesie zu widersprechen. Ich habe von einer zusammenhängenden Lectüre seines Textes nicht den Eindruck gewonnen, welchen Möller damit bei den Lesern hervorzubringen wünscht. — Auf Erörterung der einzelnen Athetesen und Änderungen, welche mir oft sehr anfechtbar dünken, lasse ich mich hier gar nicht ein; ich stehe in allem wesentlichen auf dem Standpunkte Müllenhoffs, und wage es auch nur, das Unmögliche zu tilgen. — Die Listen von Worten, welche den nach Müllenhoff geschiedenen einzelnen Theilen des Epos eigenthümlich sind, und die ich zur Bestätigung der Richtigkeit dieser kritischen Behandlung im Anzeiger für deutsches Alterthum, III. 43 ff., zusammengestellt habe, sind von Möller an mehreren Stellen übel mitgenommen worden, natürlich besonders an denen, wo sie zu den Ergebnissen seiner eigenen Untersuchung sich nicht schicken wollten, an anderen hat er sie passieren lassen. Ich habe mich damals schon selbst sehr reserviert über den Wert dieser Sammlung ausgesprochen, bei dem Resultate aber bleibe ich auch jetzt, nach Hornburg und Möller, noch stehen. Allerdings würde ich heute diese Listen anders anlegen, vor allem sie gewiss nicht aus Heynes Glossar ziehen, das mich mehreremal zu Irrthümern veranlasst hat, wie eine neue Durchsicht mir zeigte.

Noch weniger gut als beim *Beovulf* steht es um Möllers Hypothese bei den übrigen Gedichten. Am ehesten fügt sich noch das Finnsburgfragment, schon viel weniger die Waltherbruchstücke, gar nicht, wie mir vorkommt, das *Vidsǫdlid*. Gerade um dieses hat Möller sich am meisten Mühe gegeben und ja zur Erklärung und Kritik des Stückes viel dankenswertes vorgebracht. Für völlig misslungen halte ich die Vermuthung, ein Theil der Finnepisode des *Beovulf* sei im *liodahatt* abgefasst gewesen, das geht nicht an.

Dabei ist die Frage ganz unerörtert geblieben, ob die sprachlichen Veränderungen seit Abfassung der ersten Lieder nicht die Strophenform, wenn sie vorhanden war, völlig müssten zerstört haben. Möller spricht sich ziemlich vorsichtig in der oben angezogenen Stelle aus. Das Beispiel der *Kudrun*-überlieferung passt

nicht ganz. Zwischen der Ambraser Handschrift und den ersten Aufzeichnungen aus der Zeit der Entstehung des Epos liegt ununterbrochene schriftliche Tradition, wie Bartsch und O. Zingerle erwiesen haben. Beim *Beóvulf* wissen wir nichts darüber, es ist aber höchst wahrscheinlich, dass die Aufzeichnung sehr lange nach der Entstehung der Lieder stattgefunden hat. Überlegt man die vorhandenen Analogien, so zeigen doch die Versuche, ursprüngliche Strophenform herzustellen, wie sie beim Wessobrunner Gebet, bei den Merseburger Zaubersprüchen und einigen Segen mit Erfolg unternommen worden sind, deutlich die großen Schwierigkeiten. Nun erst aus umfangreichen Liedern. Mit dem Exempel der Edda ist wenig geholfen, Abfassungsweise, poetischer Stil, Überlieferung — Alles ist dort anders und der Bewahrung der Strophen günstiger. Wie geringe Sicherheit aber selbst diese Texte für uns haben, wird Möller, der sich schon mit dem Altnordischen beschäftigte, gewiss klar sein, und wird uns wieder recht einleuchtend werden, sobald der fünfte Band von Müllenhoffs *Deutscher Alterthumskunde* erscheint.

Trotz allem angeführten scheint mir Möllers Arbeit in hohem Grade beachtenswert. Die Strophen sind nicht gleichmäßig über das ganze Epos vertheilt, sie stehen in manchen Partien dicht gedrängt beisammen, während sie in anderen von Möller nur vereinzelt und mit zu großer Mühe construiert werden konnten, als dass sie glaubwürdig wären. Vielleicht gewährt dieser Umstand Anhaltspunkte, welche weiter verfolgt, auf Altersunterschiede der einzelnen Theile führen. Sehr merkwürdig scheint mir, dass unter den Möllerschen Strophen (in Bausch und Bogen gezählt, ohne Rücksicht auf die Herstellungsweise) sich geradeaus hundert finden, mit starker Interpunction nach dem fünften Halbvers. Ich habe dann noch die Strophen geprüft, in denen Möller nach dem 3. oder 7. Halbvers starke Interpunction angibt, und habe darunter noch an 20 gefunden, bei welchen mir Möllers Athetesen nicht annehmbar erscheinen; tritt man sie vollständig oder theilweise auf, so tritt die starke Interpunction nach dem 5. Halbvers ein. Mir scheint dies für die Strophen zu sprechen, denn bei einer Dichtung in fortlaufenden Ganzzeilen finden sich stärkere Einschnitte in den Sätzen und wirkliche Satzschlüsse naturgemäß am Ende von Versen. Bei den Strophen hier könnte die stärkere Interpunction nach dem 5. Halbvers einen Halt- und Höhepunkt der Strophenmelodie bezeichnen, drei Halbverse gäben den Abgesang. Und wiederum brauchen sich nicht alle Strophen dieser Ordnung zu fügen. Auch die Nibelungenstrophen sind nicht alle in derselben Melodie recitirt worden, dafür gewährt die nöthwendige Interpunction ein unverwerfliches Zeugnis.

Ich muss mich wundern, dass Möller außer den Fragmenten altenglischer epischer Poesie nicht noch andere volksmäßige Stücke zur Untersuchung herangezogen hat. Ich rechne dahin nicht so sehr das *Renenlied*, obschon auch dieses noch einmal kritisch behandelt werden muss. Unter 29 Strophen hat es 19 dreizeilige, zwei über-

lange zweizeilige, die anstandslos zu drei Zeilen geordnet werden können, was dann 21 dieser Art ergibt, sieben vierzeilige, von denen einige durch ganz acceptable Athetesen Ettmüllers dreizeilig werden, und endlich eine fünfzeilige am Schluss. Viel wichtiger als dieses Beispiel scheinen mir aber die Segen, welche volksthümliche und im Volke fortwährend mündlich überlieferte Poesie enthalten, und in denen bekanntlich uralte Formeln und Vorstellungen noch haften, indes sie allüberall sonst längst verschwunden sind. Da enthält z. B. der schöne Bienensegen (Grein-Wölcker I. S. 319) zwei Strophen zu je vier Langzeilen zwischen Prosa eingeschaltet, also abgegrenzt. Im ersten Zaubersegen gruppieren sich wenigstens die Verse (S. 314 f.) leicht und änderungslos zu Strophen, 315 stehen zwischen Prosa wieder zwei dreizeilige Strophen. Auch bei dem ganz alten Stück gegen Hexenstich, S. 315, scheint mir Sonderung in Strophen nicht unmöglich. Der Neunkräutersegen, S. 320 ff., ergibt vorwiegend dreizeilige Strophen. Und die folgenden außer dem Reise-segen, S. 328 ff., enthalten sämtlich Strophen, meistens zu drei Zeilen. Jedenfalls gebührt diesen Stücken gründliche Untersuchung. Dieselbe wird sich auch mit den sehr corrupten Texten befassen müssen, die Vergleichung des Formelbestandes unserer altdutschen Segen legt verschiedene Emendationen recht nahe. — Die geistlichen Erzählungen werden meines Erachtens kaum etwas zu Gunsten von Möllers Ansicht ergeben.

Ich schließe damit, dass ich das Buch von Möller der Aufmerksamkeit Aller empfehle, welche sich für die Anfänge der altenglischen Volkspoesie interessieren. Es ist eine respectable, scharfsinnige Arbeit. Die Disposition allerdings ist gar nicht geschickt, und der Verfasser hätte manches in ein vortheilhafteres Licht rücken können, überhaupt vor dem Drucke die Abhandlungen neu arrangieren sollen; das wäre vielleicht auch den Resultaten zu gute gekommen. Bisher kann ich für meine Person der Hypothese von der strophischen Abfassung des altenglischen Volksepos mich nicht anschließen, es sind noch viele Bedenken im Wege. Aber jedenfalls hat Möller durch dieses Buch die Sache zur Discussion gebracht.

Graz, November 1883.

Anton Schönbach.

Zeichnende Geometrie von C. F. Hertter, Rector an der Realschule in Goppingen. 1. und 2. Abtheilung. Stuttgart 1882/83. J. B. Metzler'sche Buchhandlung.

Diese zeichnende Geometrie, welche in den ersten zwei vorliegenden Abtheilungen nebst den einfachen Vorübungen und Drei- und Viereckconstructions, Aufgaben über geometrische Orte, einige geradlinige Ornamente und Durchschreibungen, dann (im 2. Theile) Aufgaben über Proportionalität, Ähnlichkeit, Kreissectanten, stetige Theilung, Gleichheit und Tactionsproblem und in einem Anhange etwas über das gothische Ornament enthält, unterscheidet sich von

anderen Werken dieser Art in erster Linie dadurch, dass die beigegebenen Tafeln und Figuren sehr in den Hintergrund treten oder eigentlich als nicht vorhanden zu betrachten sind; die auf 9 Octavseiten in einer Anzahl von ungefähr 150 sauber und deutlich ausgeführten Figuren sind nämlich nach der Absicht des Verfassers nur zur Orientierung für den Lehrer, nicht zum Gebrauche für den Schüler bestimmt, sie sind besonders erschienen und die zeichnende Geometrie selbst also ohne sie begleitende Figuren zu denken.

Demgemäß hat der Schüler, der von dem vorliegenden Buche Gebrauch macht, sich lediglich an den Text zu halten, der nun in gedrängter Kürze die Anleitung für die graphische Ausführung der einzelnen Figuren resp. Constructionen gibt und so abgefasst ist, dass nach demselben jede Figur Schritt für Schritt vom Schüler entworfen wird. Auf den eigentlich zeichnenden Theil ist nun besonders, und zwar dadurch Rücksicht genommen, und darin unterscheidet sich Hertters zeichnende Geometrie wieder wesentlich von anderen Werken dieser Art, dass bezüglich der Eintheilung eines jeden Zeichnungsblattes, der Lage, Anordnung und Größe einer jeden einzelnen Figur Maßzahlen in Centimetern gegeben sind, dass also nach gegebenen Maßen construirt wird, und durch dem Texte beige druckte besondere Ziffern, deren Bedeutung im Anfange des Buches erklärt erscheint, ist weiters auch für jede Figur das Erforderliche bezüglich ihrer Ausführung, sowohl hinsichtlich der Farbe, als auch hinsichtlich der Art des Ausziehens verfügt.

Der Verf. kennzeichnet den Standpunkt, den er bei Abfassung seiner zeichnenden Geometrie, für welche er Anregung durch G u g l e r, Chr. Paulus, Petersen, O. v. Fischer fand, eingenommen hat, dahin, dass er mit Recht meint, das Studium der Geometrie könne lebhafter und intensiver dadurch gestaltet werden, dass es das Zeichnen in seine Dienste nimmt, und will die zeichnende Geometrie als Repetition des planimetrischen Unterrichtes mit Berücksichtigung der constructiven Richtung behandelt wissen; der geometrische Unterricht und das geometrische Zeichnen sollen Hand in Hand gehen, eines das andere fördern. Die Erreichung dieses Zieles wird in diesem Büchlein auf das wirksamste unterstützt durch zahlreiche an geeigneten Stellen eingestreute Fragen, die ein tieferes Eingehen des Schülers in den Gegenstand veranlassen und zum Nachdenken und Überlegen anregen, und durch die in der 2. Abtheilung einem jeden Blatte (der Stoff ist nach Zeichnungsbogen eingetheilt) gewidmete kurze, übersichtliche, wissenschaftliche Behandlung der Partie, welcher dann erst die Anleitung zur graphischen Durchführung einschlägiger Probleme folgt.

Den zwei hier besprochenen Abtheilungen gedenkt der Verf. noch zwei weitere folgen zu lassen, deren eine die Gebilde der sogenannten neueren Geometrie, die andere die Kegelschnitte in elementarer Behandlung umfassen soll.

Vollständig gelöste Aufgabensammlung nebst Anhängen ungelöster Aufgaben, für den Schul- und Selbstgebrauch usw. herausgegeben von Dr. Adolph Kleyer, Ingenieur und Lehrer in Frankfurt a. M. unter Mitwirkung der bewährtesten Kräfte. Stuttgart 1881, Verlag von Julius Maier.

Von diesem umfangreichen Unternehmen, das nicht nur Aufgaben aus der reinen Mathematik, sondern auch solche aus der angewandten Mathematik umfassen soll, liegen uns die ersten vier Hefte vor, von denen das erste die Zinseszinsenrechnung, das zweite einige planimetrische Constructionsaufgaben durch geometrische Analyse gelöst, das dritte die Volumsberechnung des Prismas, das vierte die Trigonometrie des rechtwinkligen Dreieckes umfasst.

Wie schon aus dieser kurzen Inhaltsangabe klar hervorgeht, ist in der Anordnung des Stoffes kein System eingehalten. Eine planlose Anordnung kann in keinem Wissenszweige, am allerwenigsten beim Studium der mathematischen Wissenschaften gebilligt werden und deshalb müssen wir die vorliegende Aufgabensammlung schon als im Principe verfehlt erklären.

Die in Anwendung gebrachte Methode ist die katechetische; der größte Theil des Raumes ist durch gelöste Aufgaben ausgefüllt, was im Interesse des das Buch Benützens nicht gebilligt werden kann; ein Musterbeispiel zu jeder Formel wäre vollkommen genügend gewesen.

Im Anschlusse an die Zinseszinsenrechnung finden wir sonst jederzeit die Rentenrechnungslehre behandelt; diese fehlt hier. Wenn in diesem Sinne weiter vorgegangen wird, so glauben wir mit Sicherheit annehmen zu können, dass die Hoffnung der Verlagshandlung, dass aus solchen Elementen im Laufe der Jahre ein „mathematisch-naturwissenschaftliches Lexikon“ sich bilden werde, eine völlig unberechtigte ist.

Die Darstellung der Lehrsätze und Theoreme ist eine höchst seichte und unwissenschaftliche; so ist die Ableitung der Formel für den Kubikinhalt eines Prismas in einer Weise gegeben, welche keinem „mathematischen Lexikon“ Ehre machen würde.

So viel ist dem Referenten nach Durchsicht der vorliegenden ersten Lieferungen klar geworden, dass das gründliche Studium eines der auch weniger ausführlichen Lehrbücher der Mathematik und die Benützung einer Aufgabensammlung besseren Erfolg bringen wird, als das Eingehen auf diese „vollständig gelöste Aufgabensammlung“.

Wien.

J. G. Wallentin.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Die Aufnahmsprüfungen für die I. Classe der österreichischen Mittelschulen in den Schuljahren 1880/81 bis 1882/83.

Wer die Aufnahme in die erste (unterste) Classe einer österreichischen Mittelschule nachsucht, hat sich einer Aufnahmsprüfung zu unterziehen. Um über die hierbei gewonnenen Erfahrungen namentlich in Bezug auf die Kenntnisse der Aufzunehmenden, Anhaltspunkte zu besitzen, wird von jeder Mittelschul-Direction ein besonderes Verzeichniss geführt. Dasselbe enthält den Namen und die Geburtsdaten des Bewerbers um Aufnahme, die Schulklasse und den Namen der Lehranstalt, welche derselbe zuletzt besucht hat, aus dem Schulleugnisse die Fortgangsnoten jener Lehrgegenstände, welche zugleich Gegenstände der Aufnahmsprüfung sind, ferner die bei derselben dem Bewerber zuerkannten Calcüle, und endlich das Resultat, ob derselbe aufgenommen oder zurückgewiesen wurde.

Diese Verzeichnisse werden seit dem Schuljahre 1880/81 der k. k. statistischen Centralcommission in Wien zugesendet und gelangen bei derselben zu einer eingehenden statistischen Bearbeitung, welche eine unerschöpfliche Fülle interessanter Daten zutage fördert. Es liegen uns die Ergebnisse dreier Jahre vor, wodurch unzuverlässige Schlussfolgerungen aus einer von allen möglichen Zufälligkeiten beeinflussten einmaligen Erhebung vermieden sind. In nachstehender Skizze wollen die Resultate jener drei Jahre zur Darstellung gebracht werden.

Vorerst lassen wir die tabellarischen Haupt-Übersichten der Ergebnisse in dem Schuljahre 1882/83 folgen¹⁾ und an diese schließen wir dann eine Besprechung der beachtenswertesten Momente unter Vergleichung mit den Ergebnissen der vorangehenden Schuljahre 1880/81 und 1881/82. Bemerkt sei noch, dass in den Ergebnissen der Gymnasien überall auch jene der Realgymnasien enthalten sind und die Schuljahre 1880/81, 1881/82 und 1882/83 kurzweg mit 1881, 1882 und 1883 bezeichnet werden.

¹⁾ Hier wie später sind bei den ermittelten Zahlen bloß jene Schüler gerechnet, welche zuletzt entweder eine Volksschule besuchten und sich mit einem Zeugnis auswiesen oder hiesigen Volksschulunterricht genossen zu haben angaben. Alle jene Schüler aber, welche bereits irgend eine Mittelschule frequentierten, sind ohne Rücksicht, ob sie einer öffentlichen Aufnahmsprüfung unterzogen wurden oder nicht, grundsätzlich eingerechnet worden.

an Gymnasien und Realgymnasien im Schuljahre 1882/83.

Standorte der Lehranstalten	Anzahl der Schüler, welche sich zur Auf- nahmsprüfung meldeten	Von diesen wurden		Volks- oder Bürgerschule	Privat- unterricht	Alter der Geprüften und zwar geborenen im Jahre						Prüfungsergebnisse der Volksschüler										
		zurück- gewiesen	auf- genommen			1867 und früher	1868	1869	1870	1871	1872	1873	unbekannt	vorzüglich	lobenswert und sehr gut	befriedigend und gut	genügend	eben- noch, kann und mind. gen.	ungenügend kann angen.	sehr gut	gut	mittelmäßig
Niederösterreich	1361	299	1342	1475	76	4	31	93	91	377	675	484	78	9	198	604	987	185	274	1915	1368	277
Oberrösterreich	213	9	204	206	108	10	17	82	61	60	60	80	2	49	173	805	146	97	14	375	174	69
Salzburg	110	24	86	108	8	3	11	18	18	23	23	13	1	4	89	123	96	40	21	195	69	30
Steiermark	407	58	349	394	13	18	30	45	84	97	97	104	15	56	206	269	451	60	91	607	469	27
Kärnten	137	23	114	103	4	5	14	30	26	44	35	3	3	30	63	145	124	1	40	233	199	35
Krain	299	37	262	268	1	9	33	52	72	90	98	8	8	33	147	281	419	45	138	428	292	39
Küstenland	355	68	287	338	17	16	13	45	84	80	98	19	2	8	143	261	439	66	64	502	349	134
Tirol	402	50	352	420	19	31	35	50	111	137	157	75	10	49	298	433	461	58	44	673	464	132
Tirol-Vorarlberg	3503	177	3213	3321	132	29	148	237	946	1070	1054	60	17	690	2392	2952	3052	387	275	6117	7556	1161
Mähren	1511	175	1336	1478	38	14	70	204	401	483	554	39	5	323	860	1441	1506	67	275	2113	1832	416
Mähren-Schlesien	304	45	263	264	8	11	30	67	94	101	101	57	3	59	146	323	394	1	76	476	413	179
Galizien	2860	341	2509	2914	806	163	182	312	494	638	607	407	16	4	676	2016	3548	719	394	2481	2651	2540
Bukowina	314	19	235	261	24	18	28	43	57	76	86	16	1	11	65	144	105	3	84	320	343	99
Dalmatien	101	1	100	76	24	4	8	10	14	32	39	38	6	8	33	73	105	—	5	95	53	21
Zusammen	11579	1214	10364	10505	633	329	643	1601	2710	2430	2419	385	67	1361	6038	10050	12510	1541	1728	16418	13479	3679
1. a. P. e. r. c. e. n. t. e. n.																						
Niederösterreich	13.5	86.5	90.1	4.0	0.3	4.7	7.9	15.0	24.6	28.2	14.1	4.0	0.1	5.4	17.5	36.7	57.2	5.3	7.9	65.7	56.9	7.5
Oberrösterreich	4.2	50.4	96.7	3.4	4.7	10.0	15.0	24.6	28.2	14.1	4.0	0.1	0.1	8.0	29.8	83.4	23.7	4.4	3.9	60.7	56.1	11.2
Salzburg	21.8	78.2	98.2	1.8	2.7	7.1	11.0	18.0	24.6	28.2	14.1	2.8	1.0	1.9	12.1	20.7	18.4	18.4	6.5	60.7	59.5	9.8
Steiermark	19.8	67.2	96.8	3.8	4.1	7.1	11.0	23.1	23.4	23.1	13.7	3.7	3.6	17.5	31.4	38.4	38.4	—	7.8	63.6	41.4	5.0
Kärnten	11.6	65.4	97.5	3.5	3.0	6.9	10.4	14.1	21.6	28.2	14.1	1.9	—	6.6	13.8	31.7	38.4	0.2	8.8	51.1	41.2	7.7
Krain	12.4	67.7	99.7	0.3	3.0	11.0	17.4	21.6	28.2	14.1	28.2	2.3	1.0	3.1	13.9	31.7	39.0	4.3	13.1	40.4	65.5	8.7
Küstenland	14.6	85.4	93.8	4.8	4.5	3.7	11.7	21.6	28.2	14.1	16.4	1.4	0.3	6.1	13.6	31.7	39.0	1.5	3.8	52.2	36.0	11.8
Tirol	11.1	88.3	97.3	2.7	6.9	7.7	11.7	21.6	28.2	14.1	16.4	1.4	0.3	6.1	13.6	31.7	39.0	1.5	3.8	52.2	36.0	11.8
Tirol-Vorarlberg	5.2	94.8	98.1	1.0	0.8	4.1	13.5	24.6	28.2	14.1	10.4	2.1	0.3	5.1	11.6	38.3	44.7	1.5	5.8	48.5	41.9	9.6
Mähren	11.6	68.4	97.4	2.8	3.0	8.2	13.5	24.6	28.2	14.1	15.4	1.5	0.4	3.7	13.6	30.2	46.3	0.1	7.1	44.6	39.7	16.7
Mähren-Schlesien	13.2	67.8	97.6	2.4	3.0	8.2	13.5	24.6	28.2	14.1	15.4	1.5	0.4	3.7	13.6	30.2	46.3	0.1	7.1	44.6	39.7	16.7
Galizien	13.5	65.6	96.8	13.3	8.8	7.6	13.0	20.6	23.0	23.0	23.0	23.0	—	1.0	8.5	26.0	43.9	9.3	5.1	52.5	34.7	33.0
Bukowina	6.1	63.9	84.1	10.9	8.8	7.6	13.0	20.6	23.0	23.0	23.0	23.0	—	1.0	8.5	26.0	43.9	9.3	5.1	52.5	34.7	33.0
Dalmatien	1.0	59.0	74.3	24.8	3.9	3.9	3.0	1.9	13.9	13.9	31.7	6.0	—	3.5	14.6	32.3	46.5	0.9	2.9	47.3	46.0	9.8
Zusammen	10.3	89.4	94.6	5.4	2.4	2.4	2.3	13.8	33.6	29.6	29.9	5.0	7.0	4.1	17.2	39.3	59.6	4.6	6.2	60.7	37.9	15.6

Abprüfungen im Schuljahre 1882/83

Standorte der Lehranstalten	Anzahl der Schüler, welche sich zur Abprüfung meldeten	V. d. diesen wurden	Vorteilen der Klassen	Alter der Aspiranten und zwar gehören im Jahre						Prüfungsergebnisse						Zeugnisse							
				1867 und früher	1868	1869	1870	1871	1872	1873	unbekannt	vortrefflich	lobenswert und sehr gut	bedeutsam und gut	genügend	leben, nach, baum und gen.	ausgezeichnet	sehr gut	gut	mittelmäßig			
Niederösterreich	1154	165	989	1131	23	9	57	131	548	410	389	11	1	1	45	370	966	681	60	213	1401	1203	337
Oberösterreich	70	76	76	78	—	1	7	6	21	36	6	—	—	—	11	79	66	68	7	6	91	73	65
Salzburg	35	31	31	31	—	1	7	8	13	33	8	—	—	—	—	18	35	46	2	13	30	86	13
Steiermark	130	7	123	129	1	4	13	26	52	54	21	—	—	—	58	64	81	171	3	15	159	169	58
Kärnten	10	1	9	29	30	—	16	1	4	13	3	—	—	—	1	1	18	35	32	—	3	28	15
Krain	71	71	—	69	2	6	10	12	24	19	6	1	—	—	—	18	63	117	—	5	62	127	16
Küstenland	239	35	204	228	11	4	13	39	53	70	62	3	3	3	6	76	155	329	26	43	181	284	180
Tirol-Vorarlberg	133	1	132	135	—	16	15	23	46	13	6	—	1	1	18	74	113	132	27	3	141	173	41
Böhmen	1186	62	1124	1172	14	19	269	359	508	116	4	—	1	1	237	552	1151	1292	152	94	1234	1485	630
Mähren	619	48	571	607	13	7	46	167	234	102	4	2	87	354	499	818	14	75	773	157	775	1370	293
Schlesien	294	13	281	288	6	3	30	67	103	73	16	1	3	14	125	273	394	5	31	283	389	186	
Galizien	208	37	176	172	31	30	19	32	53	44	98	3	5	4	42	135	376	52	65	147	201	317	
Bukowina	55	1	54	44	11	6	3	8	7	22	7	2	—	—	1	8	37	62	3	—	37	67	19
Dalmatien	49	—	49	53	4	2	7	15	6	8	—	—	—	—	2	14	30	48	1	5	21	34	19
Zusammen	4461	354	4107	4341	120	96	310	806	1337	1305	537	18	439	1647	3073	4801	538	4345	5683	2197			
in Prozenten																							
Niederösterreich	—	14.3	65.7	98.0	3.0	0.8	4.9	13.1	29.8	55.5	14.6	0.5	1.8	14.5	37.8	34.5	8.1	8.2	39.2	47.3	39.2	47.3	13.2
Oberösterreich	—	—	100.0	100.0	—	1.3	3.2	7.7	37.0	46.1	7.7	1.3	4.8	34.2	28.6	24.4	3.0	4.1	30.3	21.9	21.9	21.9	3.7
Salzburg	—	11.4	83.6	100.0	—	—	3.1	20.0	37.1	32.9	17.1	—	—	19.7	51.3	45.1	3.0	5.9	34.3	31.4	31.4	31.4	4.4
Steiermark	—	5.6	94.6	99.2	0.8	—	10.0	20.1	24.6	26.2	16.1	—	—	10.2	17.3	27.3	48.1	—	40.2	44.5	44.5	44.5	15.3
Kärnten	—	3.8	96.7	100.0	—	—	20.0	3.3	13.4	56.0	10.0	—	—	3.1	50.9	59.3	39.0	—	43.8	37.3	37.3	37.3	15.9
Krain	—	10.6	84.5	97.2	2.8	8.5	14.1	16.3	33.8	16.9	9.4	1.3	0.9	18.9	31.0	37.0	—	2.3	30.6	41.6	41.6	41.6	7.8
Küstenland	—	10.6	84.5	95.4	4.6	1.7	5.0	12.6	22.2	20.3	28.0	—	—	4.9	10.6	38.8	8.5	0.6	38.0	44.0	44.0	44.0	9.0
Tirol-Vorarlberg	—	0.8	97.2	100.0	—	—	12.0	18.4	36.8	12.0	4.8	2.4	0.8	4.3	10.1	30.6	35.0	7.4	0.4	39.5	49.0	49.0	11.5
Böhmen	—	5.3	94.8	98.8	1.2	1.0	7.5	22.1	36.8	12.0	4.4	0.5	4.3	10.1	30.6	35.0	7.4	0.4	39.5	49.0	49.0	49.0	11.5
Mähren	—	5.9	94.1	98.5	1.5	0.8	7.6	22.0	34.7	24.9	12.6	0.5	0.2	3.4	16.6	33.2	37.0	0.8	3.3	32.6	32.6	32.6	9.8
Schlesien	—	4.4	95.6	98.0	2.0	0.7	10.2	22.8	34.7	24.9	12.6	0.5	0.3	1.0	14.9	32.6	46.7	0.6	3.7	33.1	33.1	33.1	17.6
Galizien	—	19.3	86.7	94.7	15.3	9.6	9.3	13.8	26.1	21.7	14.3	1.5	1.5	0.6	6.3	20.4	35.1	7.8	9.4	25.2	25.2	25.2	41.6
Bukowina	—	1.8	89.3	98.0	20.0	10.7	5.3	14.6	23.7	10.0	12.7	3.6	—	—	2.1	14.7	31.5	43.8	—	31.4	31.4	31.4	39.2
Dalmatien	—	—	100.0	100.0	—	—	4.8	16.7	35.7	14.3	13.0	—	—	—	2.1	14.7	31.5	43.8	—	31.4	31.4	31.4	39.2
Zusammen	—	7.9	82.1	97.3	3.7	2.2	6.9	18.0	50.0	29.3	13.5	0.7	0.4	3.6	16.1	33.6	39.4	3.3	6.6	36.0	36.0	36.0	18.1

I. Anzahl der Schüler, welche sich zur Aufnahmsprüfung meldeten.

Bei den Gymnasien belief sich die Gesamtzahl der Bewerber um Aufnahme im Jahre 1881 auf 12094, 1882 auf 11320, 1883 auf 11878. Es ergibt sich somit 1883 eine Zunahme von 258 Bewerbern gegen 1882, hingegen eine Abnahme von 516 gegen 1881.

Bei den Realschulen belief sich die Gesamtzahl der Bewerber um Aufnahme im Jahre 1881 auf 4071, 1882 auf 4073, 1883 auf 4461. Es ergibt sich somit 1883 eine Zunahme von 388 Bewerbern gegen 1882, und eine Zunahme von 390 gegen 1881.

Hiermit ist die auffallende Thatsache constatirt, dass der Zuwachs der Gymnasialfrequenz geringer ist, als jener der Realschulen.

Sehr verschieden participieren die einzelnen Kronländer an diesem Gesamtergebnisse. Bei den Gymnasien haben eine Zunahme gegenüber dem unmittelbaren Vorjahre 1882 bloß die Länder Kärnten, Krain, Küstenland, Mähren, Schlesien, Galizien und Bukowina, alle andern Kronländer eine Abnahme der Frequenz aufzuweisen. Gegenüber 1881 haben eine Zunahme nur mehr die Länder Krain, Küstenland, Tirol-Vorarlberg, Schlesien und Bukowina. Bei den Realschulen ist eine Zunahme gegen 1882 in allen Ländern mit Ausnahme Galiziens und der Bukowina, gegen 1881 gleichfalls eine Zunahme in allen Ländern mit Ausnahme des Küstenlandes und der Bukowina. Nachfolgende Übersicht gibt die Zahl der Bewerber um Aufnahme in allen Kronländern. Es meldeten sich:

in	Zu den Gymnasien			Zu den Realschulen		
	1881	1882	1883	1881	1882	1883
Zahl der Schüler						
Niederösterreich	1.646	1.568	1.551	1.075	1.048	1.154
Oberösterreich	216	232	213	60	63	78
Salzburg	111	124	110	28	31	35
Steiermark	462	444	407	97	121	130
Kärnten	158	135	157	22	29	30
Krain	227	290	299	52	46	71
Küstenland	342	307	355	249	237	239
Tirol-Vorarlberg	417	468	452	108	113	125
Böhmen	3.798	3.409	3.390	1.067	1.103	1.186
Mähren	1.533	1.283	1.511	816	769	819
Schlesien	359	348	368	219	265	294
Galizien	2.417	2.306	2.360	182	170	203
Bukowina	303	303	314	66	77	55
Dalmatien	106	103	101	29	28	42

Besonderes Interesse bietet für die gemischtsprachigen Länder die Vergleichung der Frequenz hinsichtlich der Unterrichtssprache.

In Böhmen meldeten sich zu den Gymnasien mit deutscher Unterrichtssprache im Jahre 1881 1415, 1882 1293, 1883 1265 Bewerber, zu den Gymnasien mit böhmischer Unterrichtssprache meldeten

sich im Jahre 1881 2383, 1882 2116, 1883 2125 Bewerber. Von dem Umstande abgesehen, dass die Zahl der in böhmische Gymnasien Eintretenden fast noch einmal so groß ist als jene der in deutsche Gymnasien Eintretenden, hat die Zahl der Aspiranten für böhmische Gymnasien im letzten Jahre — wohl nur um 9 — zugenommen, während die Zahl der Aspiranten für deutsche Gymnasien um 28 abnahm. Gegen 1881 jedoch hat die Zahl der Aspiranten beider Gruppen abgenommen, und zwar jene der deutschen Gymnasien um 150, jene der böhmischen Gymnasien um 258 Bewerber. Der percentuale Antheil jeder der zwei Gruppen an der Gesamtzahl der Landesfrequenz stellte sich wie folgt; von je 100 in die I. Classe der Gymnasien in Böhmen Eintretenden entfielen auf die:

	1881	1882	1883
deutschen Gymnasien:	37.4	37.9	34.9 Schüler,
böhmischen	62.7	62.1	65.1

Anders verhält es sich bei den Realschulen in Böhmen. Es haben nämlich die Bewerber an Realschulen beider Sprachgruppen zugenommen, jene für deutsche Realschulen aber in bedeutend höherem Maße als die für böhmische Realschulen. Auch ist im Gegensatz zu der Frequenz an böhmischen Gymnasien die Zahl der Aspiranten für böhmische Realschulen geringer, als jene für deutsche Realschulen. Es meldeten sich zu den deutschen Realschulen im Jahre 1881 647, 1882 658, 1883 739, zu den böhmischen Realschulen im Jahre 1881 420, 1882 445, 1883 447 Bewerber. Die Zahl derselben hat somit an deutschen Realschulen gegen 1882 um 81, gegen 1881 um 92, an böhmischen Realschulen gegen 1882 um 2, gegen 1881 um 27 zugenommen. Der percentuale Antheil jeder der zwei Gruppen an der Gesamtzahl der Landesfrequenz stellte sich wie folgt: von je 100 in die I. Classe der Realschulen in Böhmen Eintretenden entfielen auf die:

	1881	1882	1883
deutschen Realschulen:	60.6	59.7	62.3 Schüler,
böhmischen	39.4	40.3	37.7

Vorstehende Verhältniszahlen erscheinen um so sonderbarer, als bekanntlich die Zahl der Hörer an der böhmischen Technik zu Prag eine bedeutend größere ist, als jene der dortigen deutschen Technik.¹⁾ Ich glaube kaum irre zu gehen, wenn ich diesen eigenthümlichen Gegensatz mit folgenden Umständen in Zusammenhang bringe. An den deutschen Realschulen ist eine große Zahl Israeliten inscribiert, während an den böhmischen Realschulen Israeliten nur in vereinzelten Fällen studieren. Die israelitischen (deutschen) Realschüler verlassen jedoch notorisch sogleich nach Absolvierung der Unterclassen die Realschule, um sich einem praktischen Berufe oder der Handelsschule zuzuwenden, während die böhmischen (andersgläubigen) Realschüler ihre Studien ganz beendigend naturgemäß die böhmische Technik frequentieren. Im letzten Schuljahre

¹⁾ Im Sommersemester des Studienjahres 1883 waren in Prag an der deutschen technischen Hochschule 822, an der böhmischen 600 Hörer inscribiert; 1882 350 bez. 576 und 1881 369 bez. 551.

54 Aufnahmsprüfungen f. d. I. Cl. d. öst. Mittelschulen usw. Von B. Windt.

waren in der 4. Classe der deutschen Realschulen 301, in der 5. Classe nur 134 Schüler, dagegen in der 4. Classe der böhmischen Realschulen 268 und in der 5. Classe 178 Schüler; die Differenz beträgt sohin bei den deutschen Realschulen 55 Percent, während an den böhmischen Realschulen nur 34 Percent in Abfall kamen.

In Mähren meldeten sich an den deutschen Gymnasien im Jahre 1881 1006, 1882 795, 1883 866, an den böhmischen Gymnasien im Jahre 1881 527, 1882 458, 1883 645 Bewerber. Es hat somit die Zahl der Aspiranten für deutsche Gymnasien gegenüber dem Vorjahre um 71 zugenommen, bleibt aber gegen 1881 noch immer um 140 im Rückstande. Hingegen hat die Zahl der Aspiranten für böhmische Gymnasien gegenüber dem Vorjahre um 157, gegen 1881 um 118 zugenommen. Der Antheil der Bewerber für deutsche Gymnasien ist im Sinken begriffen, während jener für böhmische Gymnasien zunimmt. Percentual stellt sich der Antheil jeder der zwei Gruppen an der Gesamtzahl der Landesfrequenz wie folgt: von je 100 in die I. Classe der Gymnasien in Mähren Eintretenden entfielen auf die

	1881	1882	1883
deutschen Gymnasien:	65·6	62·0	57·3 Schüler,
böhmischen "	34·4	38·0	42·7 "

Bei den Realschulen in Mähren trifft derselbe Umstand zu, wie er in Böhmen nachgewiesen wurde. Die Zahl der Bewerber ist an den deutschen Realschulen mehr als an den böhmischen Realschulen gestiegen. Zu den deutschen Realschulen meldeten sich 1881 663, 1882 621, 1883 670, zu den böhmischen Realschulen meldeten sich 1881 153, 1882 148, 1883 149 Bewerber. Die Zahl derselben hat somit an deutschen Realschulen gegen 1882 um 49, gegen 1881 um 7 zugenommen, an böhmischen Realschulen gegen 1882 um 1 zugenommen, gegen 1881 um 4 abgenommen. Der percentuale Antheil jeder der zwei Gruppen an der Gesamtzahl der Landesfrequenz weist demnach keine besonderen Schwankungen auf. Von je 100 in die I. Classe der Realschulen in Mähren Eintretenden entfielen auf die

	1881	1882	1883
deutschen Realschulen:	81·3	80·8	81·8 Schüler,
böhmischen "	18·7	19·2	18·2 "

Betreffs der Frequenz der I. Classe an den Mittelschulen mit anderen Unterrichtssprachen in den übrigen Kronländern ist nichts Besonderes zu erwähnen. In Tirol und im Küstenlande ist die Zahl der italienischen Mittelschulen und deren Frequenz zu klein, als dass sie mit den deutschen Mittelschulen desselben Landes verglichen werden könnten. Dasselbe gilt von den einzelnen Mittelschulen mit deutscher, ruthenischer, rumänischer, slovenischer und kroatischer Unterrichtssprache in Galizien, Bukowina, Krain und Dalmatien. Über den Frequenzzuwachs an diesen einzelnen Lehranstalten bietet die nachfolgende Detailtabelle, enthaltend die Zahl der Bewerber — und der Aufgenommenen — an jeder einzelnen Mittelschule in den letzten drei Jahren, genauen Einblick.

Länder und Standorte	geprüft			aufge- nommen			Länder und Standorte	geprüft			aufgenommen			
	1891	1892	1893	1891	1892	1893		1891	1892	1893	1891	1892	1893	
Zahl der Schüler						Zahl der Schüler								
Böhmen						2. mit böhmischer Unterrichtssprache:								
Prag, akademisches	170	94	88	144	96	84	Bräun	182	149	163	164	121	—	
„ I. St.-R.-G.	147	114	107	141	114	107	Kremsier	—	—	152	—	—	—	
„ Neustadt O.-G.	100	96	101	93	92	98	Olmütz	124	127	115	111	111	—	
„ U.-G.	—	87	72	—	83	84	Pörsch	113	110	97	102	96	—	
„ P.-h.-G.	126	121	127	124	119	122	Trebitsch (böhm. Ab.)	46	55	46	43	43	—	
Beneschau	36	39	32	35	37	31	Mosentisch	62	47	70	57	61	—	
Bulwar	86	62	83	82	81	79	Zusammen	527	484	645	477	450	—	
Chrudim	88	80	100	79	74	96	Summe	1534	1283	1511	1336	1077	—	
Čáslav	75	55	38	68	55	87	Schlesien							
Deutschedorf	64	59	62	64	59	62	Troppau	141	101	115	128	99	—	
Hohenmauth	63	64	75	61	61	73	Rehitz	75	91	69	74	50	—	
Jičín	111	91	96	102	77	83	Frechen	81	100	118	64	74	—	
Jungbunzlau	77	84	84	76	82	83	Wedenau	39	36	38	39	35	—	
Klatau	91	57	60	91	57	60	Freudenthal	23	20	28	23	29	—	
Kolin	99	67	58	96	63	57	Summe	320	348	365	328	377	—	
Königgrätz	127	97	72	118	91	68	Galizien							
Kuttenseiberg	84	55	81	76	53	79	Lemberg, akad.	67	65	61	42	54	—	
Lettomisch	44	59	46	43	61	43	„ deutsches	113	163	119	77	103	—	
Neubudechow	59	64	56	59	63	56	„ Franz. Jos.	161	156	143	134	131	—	
Neuhäusl	77	61	48	72	57	48	„ Vierter	122	135	177	106	116	—	
Pilsen	56	38	44	53	38	44	Krakau, St. Anna	163	207	232	142	182	—	
Pilsen	91	106	102	88	106	102	„ Hyacinth	167	164	131	149	154	—	
Prag	62	64	64	62	52	64	Bochna	35	46	62	54	48	—	
Prabram	106	105	132	90	83	104	Brody	73	82	90	55	61	—	
Raudnitz	40	56	46	40	56	46	Brzesany	65	44	61	59	47	—	
Reichenau	85	48	51	81	46	48	Buczacz	61	54	56	57	50	—	
Schlau	44	42	55	44	41	54	Drohobycz	80	81	83	76	67	—	
Tabar	86	80	76	84	80	74	Jaslo	79	62	73	68	61	—	
Taus	49	64	42	49	52	40	Kolomea	82	81	69	70	70	—	
Wittingau	38	37	28	38	37	28	Neusandec	106	86	105	92	84	—	
Zusammen	2383	2116	2125	2232	2018	2036	Przemysl	144	131	128	123	121	—	
Summe	3798	3409	3290	3591	3205	3213	Rzeszow	149	128	132	177	114	—	
Mähren						1. mit deutscher Unterrichtssprache:								
Bräun, I.	163	130	166	108	96	123	Sambor	68	73	65	56	51	—	
Bräun, II.	108	91	78	85	68	63	Sanok	66	61	54	56	57	—	
Freiberg	19	29	32	15	25	25	Stamislau	127	100	100	102	98	—	
Gays	35	16	21	35	15	21	Strzy	59	46	56	53	42	—	
Iglau	115	106	80	103	86	74	Tarnopol	144	108	107	106	74	—	
Kremsier	91	39	42	84	23	37	Tarnow	145	110	107	136	107	—	
Neustadt	48	39	56	48	36	55	Wadowice	67	70	63	55	65	—	
Nikolsburg	52	44	44	49	46	41	Glazow	53	54	58	49	50	—	
Olmütz	87	62	83	85	52	77	Summe	3417	2308	2350	2066	1998	—	
Schönberg	33	30	39	27	30	38	Bukowina							
Strakonitz	30	11	17	27	11	15	Ciarnowitz	190	109	184	177	140	—	
Trebitsch (d. Abth.)	31	16	19	27	12	14	Radatz	42	39	37	40	36	—	
Trübau	38	34	46	36	32	44	Ruczowa, dtsch. Ab.	71	56	51	60	52	—	
Hradisch	37	45	51	32	40	37	„ rumän.	—	40	42	—	—	—	
Mosentisch (d. Abth.)	17	22	8	18	18	7	Summe	303	305	314	277	267	—	
Weiskirchen	42	25	43	34	20	38	Dalmatien							
Znaim	60	50	52	49	33	40	Zara	33	31	32	29	27	—	
Zusammen	1006	795	866	859	655	749	Cattaro	21	18	18	21	13	—	

Länder und Standorte	geprüft						Länder und Standorte	geprüft					
	1881	1882	1883	1881	1882	1883		1881	1882	1883	1881	1882	1883
	Zahl der Schüler							Zahl der Schüler					
II. Böhmen.							Tirol-Vorarlberg						
Böhmenreich							Innsbruck	27	33	34	26	33	34
I. Wien							Bozen	21	21	24	19	19	23
II. Bez.	75	61	81	64	55	72	Imst	19	32	17	19	21	17
III. ..	65	61	71	60	55	61	Invereto	19	14	18	18	14	18
IV. ..	61	60	60	58	40	40	Brunico	8	—	—	8	—	—
V. ..	84	100	117	74	60	88	Dornbirn	14	23	32	14	23	32
VI. ..	110	110	147	89	65	97	Summe	108	113	126	103	110	124
VII. ..	102	126	108	88	88	88							
VIII. ..	104	110	108	99	101	99	Böhmen						
IX. ..	35	10	20	25	10	25	1. mit deutscher						
X. ..	17	25	6	17	25	6	Unterrichtssprache:						
XI. ..	25	21	18	20	21	18	Prag. I.	103	106	109	98	94	104
XII. ..	30	19	20	27	17	24	" II.	70	63	67	61	60	63
Zusammen	778	774	834	689	649	718	Badweis	48	48	53	42	44	53
Unter Wien							S. Bogen	25	19	33	25	19	33
I. ..	42	43	34	38	40	33	Karlsenthal	78	76	77	73	69	63
II. ..	140	137	130	123	111	109	Lipsa	54	84	62	50	81	59
III. ..	76	64	84	61	54	70	Leitmeritz	91	98	102	84	95	103
IV. ..	16	17	18	15	17	19	Pilsen	87	108	84	73	94	82
V. ..	28	27	27	25	24	34	Hohenberg	—	—	70	—	—	65
Zusammen	302	274	320	262	243	271	Frauenau	91	59	73	47	57	70
Summe	1080	1048	1154	951	892	989	Zusammen	617	658	728	583	610	695
Österreich							2. mit böhmischer						
I. ..	37	34	41	32	30	41	Prag	87	108	118	77	93	103
II. ..	23	29	37	32	28	37	Jicin	72	63	82	72	53	80
Zusammen	60	63	78	64	58	78	Karlsenthal	61	65	53	61	65	53
Salzburg							Königsgrätz	45	61	48	45	60	40
I. ..	29	31	35	27	31	31	Leitenschl.	19	—	—	19	—	—
Zusammen	29	31	35	27	31	31	Pardubitz	90	69	67	80	67	66
Steiermark							Pisek	29	39	36	29	29	36
I. ..	24	41	37	34	36	33	Bakonitz	47	61	42	48	60	47
II. ..	52	50	58	48	46	55	Zusammen	420	445	447	369	429	429
III. ..	17	30	35	17	29	35	Summe	1067	1103	1186	1042	1039	1124
Zusammen	97	121	130	99	110	123	Mähren						
Kärnten							1. mit deutscher						
I. ..	22	25	30	22	25	29	Unterrichtssprache:						
Zusammen	22	25	30	22	25	29	Bräun. St.	79	75	78	74	48	67
Kraio							" C.	84	83	90	70	64	84
I. ..	35	45	71	51	46	71	Anspitz	22	15	38	22	18	17
Zusammen	35	45	71	51	46	71	Iglaa	86	68	71	78	58	66
Landesland							Kremsier	50	50	47	43	40	38
I. ..	25	25	30	22	25	29	Neutitschein	46	40	42	40	35	42
Zusammen	25	25	30	22	25	29	Olmutz	33	36	41	32	34	43
Landesland							Ostau	75	83	103	64	67	68
I. ..	25	25	30	22	25	29	Froschitz	65	40	51	56	43	50
Zusammen	25	25	30	22	25	29	Römerstadt	21	30	29	20	29	26
Landesland							Stemberg	38	30	37	28	29	37
I. ..	25	25	30	22	25	29	Znaim	64	65	53	57	51	40
Zusammen	25	25	30	22	25	29	Zusammen	603	621	670	598	507	631
Landesland							2. mit böhmischer						
I. ..	25	25	30	22	25	29	Unterrichtssprache:						
Zusammen	25	25	30	22	25	29	Bräun.	70	69	70	76	68	66
Landesland							Prosenitz	34	34	36	34	34	36
I. ..	25	25	30	22	25	29	Teltach	43	45	43	38	37	38
Zusammen	25	25	30	22	25	29	Zusammen	147	148	149	148	139	140
Landesland							Summe	810	869	819	746	644	771

Länder und Standorte	geprüft			aufgenommen			Länder und Standorte	geprüft			
	1881	1882	1883	1881	1882	1883		1881	1882	1883	1884
Zahl der Schüler							Zahl der Schüler				
Schlesien							Bukowina				
Teschen	46	64	72	44	59	63	Czernowitz	47	51	33	48
Troppau	69	76	87	61	73	84	Sereeth	19	26	23	18
Biehl	55	71	81	55	70	80	Summe	66	77	56	61
Jägerndorf	56	54	54	55	53	54					
Summe	210	265	284	215	255	281					
Galizien							Dalmatien				
Lemberg	27	33	34	22	30	25	Zara	8	7	94	8
Krakau	57	36	15	31	11	28	Spalato	21	21	18	21
Jaroslau	31	35	11	30	31	40	Summe	29	28	43	29
Stanislaw	54	23	42	43	23	37					
Tarnopol	33	45	51	30	39	46	An allen Realschulen				
Summe	182	170	203	162	153	176	zusammen	4071	4073	4461	3750

Es kann nicht unterlassen werden, hier noch jene Stätten anzuführen, in welchen sich gleichartige Mittelschulen jedoch mit verschiedener Unterrichtssprache befinden, und deren Frequenz nah einanderzustellen. Als gleichbedeutend werden jene Mittelschulen angenommen, welche wohl nur als eine Anstalt anzusehen sind, die ihre Schüler je nach der Verschiedenheit deren Muttersprache in besondere selbständige Parallellassen einrangieren; selbstverständlich nach Wunsch der betreffenden Bewerber. Demnach gab es die Mittelschulen und zwar Gymnasien: in Laibach, Triest, Trient, Pilsen, Brunn, Kremsier, Olmütz, Trebitsch, Wallachin Meseritsch, Lemberg und Suczawa; Realschulen: in Triest, Prag, Karolinenthal, Brunn und Prossnitz. Die Zahl der Bewerber an diesen Mittelschulen war folgende:

Standorte der Mittelschulen	Unter- richts- sprache	1881	1882	1883	Unter- richts- sprache	1881	1882	1883
		Zahl der Schüler				Zahl der Schüler		
Laibach, Gymn.	deutsch	49	51	68	slovenisch	74	127	
Prag, „	„	331	350	390	bohmisch	543	502	
Budweis, „	„	70	65	61	„	86	62	
Pilsen, „	„	128	127	100	„	91	106	
Brünn, „	„	271	221	238	„	182	149	
Kremsier, „	„	91	89	49	„	—	—	
Olmütz, „	„	87	62	83	„	124	127	
Trebitsch, „	„	31	16	19	„	46	55	
Meseritsch, „	„	17	22	8	„	62	47	
Lemberg, „	„	113	152	119	{ruthen. polnisch	57	66	
Prag, Realsch.	„	173	168	177	bohmisch	283	291	
Karolinenthal, „	„	78	76	77	„	87	108	
Brünn, „	„	163	158	165	„	61	65	
Prossnitz, „	„	65	46	51	„	76	69	
		1637	1553	1690	I.	34	34	
Triest, Gymn.	„	70	87	86	italienisch	102	89	
Triest, Realsch.	„	88	64	67	„	87	88	
Trient, Gymn.	„	—	19	23	„	68	46	
		158	150	176		257	233	
Suczawa, „	„	71	56	51	rumänisch	—	40	
Totale		1896	1759	1817	Totale	2063	2070	

Diese Übersicht führt zu folgendem Resultat: die Zahl der Aufnahmewerber für deutsche Mittelschulen in gemischtsprachigen Städten ist abgenommen, die Zahl derer für die Mittelschulen mit anderer Unterrichtssprache in denselben Städten ist in Steigerung begriffen. Rechnet man von den 4 Mittelschulen mit italienischer und rumänischer Unterrichtssprache ganz ab, so entfällt diese Steigerung in der Zahl nationaler Aufnahmewerber weitaus zu Gunsten der slavischen Schulen, wie aus der mit I bezeichneten Summe zu entnehmen ist.

Auch die Vergleichung des Zuwachses der Mittelschulfrequenz in der Hauptstadt mit jenem auf dem Lande ist von besonderem Interesse. Selbstverständlich kann eine solche Vergleichung nur für die größeren Länder stattfinden, in welchen sowohl in der Hauptstadt als auch auf dem Lande mehrere Mittelschulen bestehen. Zu solchen Ländern gehören:

1. Niederösterreich. An den Gymnasien in Niederösterreich ist, wie schon erwähnt, ein Abfall zu verzeichnen. Derselbe betrifft Stadt und Land, und zwar die Stadtschulen^{*)} mit einem größeren Antheil als die Landschulen. Es meldeten sich an den Gymnasien

	1881	1882	1883
in Wien:	1134,	1069,	1058 Schüler,
auf dem Lande:	512,	499,	493 "

Hieraus ist zu entnehmen, dass die Zahl der Bewerber 1883: 1882 an den Stadtgymnasien um 0·8%, an den Landgymnasien um 1·2%, ferner 1883: 1881 an den Stadtgymnasien um 6·7%, an den Landgymnasien nur um 5·6%, abgenommen hat.

An den Realschulen Niederösterreichs ist ein Zuwachs zu verzeichnen. Wien participirt — im Gegensatze zu den Gymnasien — an der Zunahme mehr als die Landschulen. Es meldeten sich nämlich an den Realschulen

	1881	1882	1883
in Wien:	773,	749,	834 Schüler,
auf dem Lande:	302,	274,	320 "

1883: 1882 erfuhren somit eine Zunahme die Wiener Realschulen um 11·3%, die Landschulen nur um 6·1%, 1883: 1881 die Wiener Realschulen um 7·9%, die Landschulen nur um 6·0%.

2. Böhmen. An den Gymnasien Böhmens ist ein Abfall eingetreten, der aber nur die Landschulen trifft, während die hauptstädtischen eine sehr auch kleine Zunahme aufweisen. Ohne Unterscheidung der Schulen nach ihrer Unterrichtssprache meldeten sich an den Gymnasien

	1881	1882	1883
in Prag:	874,	852,	885 Schüler,
auf dem Lande:	2924,	2557,	2505 "

1883: 1882 beträgt somit die Zunahme in Prag 3·9%, die Abnahme auf dem Lande 2·1%. 1883: 1881 die Zunahme in Prag 12·7%, die Abnahme auf dem Lande 14·3%.

^{*)} Der Kürze wegen wurden die Mittelschulen in der Landes-Hauptstadt 1881 „Stadtschulen“, jene in den anderen Städten desselben Landes mit „Landschulen“ bezeichnet.

60 Aufnahmsprüfungen f. d. I. Cl. d. öst. Mittelschulen usw. Von B. Windt.

Bei den Realschulen Böhmens — ohne Unterschied der Unterrichtssprache — participierten hauptstädtische und Landschulen mit Zunahmen, erstere mit relativ größerem Antheile als letztere. Es meldeten sich an den Realschulen

	1881	1882	1883
in Prag:	260,	276,	295 Schüler,
auf dem Lande:	807,	827,	891 "

1883 : 1882 haben demnach zugenommen die Prager Realschulen um 6.9%, die Landschulen nur um 2.3%, 1883 : 1881 die Stadtschulen um 13.5%, die Landschulen nur um 10.4%.

3. Galizien. An den Gymnasien Galiziens ist eine kaum nennenswerte Zunahme in den Hauptstädten Lemberg-Krakau, auf dem Lande jedoch ein bedeutender Abfall ermittelt, der sich wohl gegen 1882 etwas bessert, gegen 1881 aber noch auffallend hoch ist. Es meldeten sich an den Gymnasien

	1881	1882	1883
in Lemberg-Krakau:	783,	879,	883 Schüler,
auf dem Lande:	1634,	1427,	1486 "

1883 : 1882 beträgt demnach die Zunahme in Lemberg-Krakau 0.4%, auf dem Lande 1.0%, 1883 : 1881 die Zunahme in Lemberg-Krakau 12.8%, dagegen die Abnahme auf dem Lande 12.1%.

Auch bei dieser Combination ist es hinsichtlich der Mittelschulen Böhmens von Interesse, auf eine Vergleichung der Frequenz der deutschen Stadt- mit den deutschen Landschulen einerseits und der böhmischen Stadt- mit den böhmischen Landschulen andererseits einzugehen.

An den deutschen Gymnasien Böhmens hat, wie schon erwähnt, die Zahl der Bewerber im ganzen abgenommen. Diese Abnahme trifft aber bloß die deutschen Landgymnasien, während die deutschen Stadtgymnasien eine Zunahme aufweisen. Denn es meldeten sich an den deutschen Gymnasien

	1881	1882	1883
in Prag:	331,	350,	390 Schüler,
auf dem Lande:	1084,	943,	875 "

Es haben somit 1883 : 1882 die deutschen Stadtgymnasien eine Zunahme von 11.4%, hingegen die deutschen Landgymnasien eine Abnahme von 7.2%; 1883 : 1881 haben die deutschen Stadtgymnasien eine Zunahme von 17.8%, die deutschen Landgymnasien eine Abnahme von 19.3%.

An den böhmischen Gymnasien Böhmens hat bekanntlich die Zahl der Bewerber im ganzen zugenommen. Diese Zunahme trifft aber im letzten Schuljahre, im Gegensatze zu dem ähnlichen Vergleiche bei den deutschen Gymnasien, bloß die Landgymnasien, während die Stadtgymnasien einen Abfall erlitten. Es meldeten sich nämlich an den Gymnasien mit böhmischer Unterrichtssprache

	1881	1882	1883
in Prag:	542,	502,	495 Schüler,
auf dem Lande:	1840,	1614,	1630 "

Es haben somit 1883:1882 die böhmischen Stadtgymnasien um 1·4% abgenommen, dagegen die böhmischen Landgymnasien um 1·0% zugenommen, 1883:1881 aber die böhmischen Stadtgymnasien um 9·4%, die Landgymnasien um 11·4% abgenommen.

An den deutschen Realschulen Böhmens hat die Zahl der Bewerber im ganzen zugenommen. Im Gegensatze zu der Frequenz der deutschen Gymnasien aber entfällt die Zunahme vornehmlich auf Landschulen, während die Stadtschulen eine kaum nennenswerte Erhöhung aufweisen. Es meldeten sich an den deutschen Realschulen

in Prag: 1881 173, 1882 168, 1883 177 Schüler,

auf dem Lande: 1881 474, 1882 490, 1883 562 "

Die Zunahme beträgt demnach 1883:1882 in Prag 5·4%, auf dem Lande 4·7%, 1883:1881 in Prag 2·4%, auf dem Lande 18·6%.

An den Realschulen mit böhmischer Unterrichtssprache hat die Frequenz gleichfalls im ganzen zugenommen. Aber auch hier findet sich keine Übereinstimmung mit den gleichsprachigen Gymnasien. Denn die Zunahme entfällt hier auf die (einzige) Stadtschule, während die Landschulen eine Abnahme erleiden. Es meldeten sich an den Realschulen mit böhmischer Unterrichtssprache

1881 1882 1883

in Prag: 87, 108, 118 Schüler,

auf dem Lande: 333, 337, 329 "

1883:1882 beträgt somit die Zunahme in Prag 9·2%, die Abnahme auf dem Lande 2·4%, 1883:1881 beträgt die Zunahme in Prag 35·6%, die Abnahme auf dem Lande 1·2%.

II. Anzahl der Schüler, welche zurückgewiesen wurden.

Zur Beurtheilung des Prüfungserfolges und insbesondere zu dessen Vergleichung erscheint die Relativzahl zweckmäßiger. Wir erwähnen daher hier der Absolutzahlen bloß in hauptsächlichen Dingen, um so mehr als diese in den vorne stehenden zwei tabellarischen Hauptübersichten vollständig enthalten sind.

An den sämtlichen Gymnasien wurden zurückgewiesen:

im Jahre 1881 12·0%, und zwar 1454 von 12094 Bewerbern,

" " 1882 11·6% " " 1313 " 11320 "

" " 1883 10·5% " " 1214 " 11578 "

An den sämtlichen Realschulen wurden zurückgewiesen:

im Jahre 1881 7·9%, und zwar 321 von 4071 Bewerbern,

" " 1882 10·0% " " 408 " 4073 "

" " 1883 7·9% " " 354 " 4461 "

Das Prüfungsergebnis ist somit an den Gymnasien im ganzen ein günstigeres geworden, indem im Jahre 1883 gegen 1882 um 1·1%, und gegen 1881 um 1·5%, weniger Reprobationen erfolgten. An den Realschulen ist zwar das Reprobationsverhältnis des Jahres 1883 mit 1881 auf einer Stufe geblieben, gegen das unmittelbare Vorjahr 1882 aber um 2·1% günstiger geworden.

Reiht man die einzelnen Kronländer nach dem in denselben ermittelten durchschnittlichen Reprobationverhältnis aneinander, so ergibt sich neben den überraschend wechselnden Erfolgen der zwei Vorjahre für 1883 folgende Abstufung; es wurden reprobirt:

an den Gymnasien					an den Realschulen								
in		Procente der Geprüften			in		Procente der Geprüften						
		1881	1882	1883			1881	1882	1883				
Dalmatien.....	4	8	3	9	1	0	Oberösterreich ...	10	0	6	4	—	
Oberösterreich ...	9	7	8	2	4	2	Krain	1	9	—	—	—	
Böhmen	7	3	5	9	5	2	Dalmatien	—	—	—	—	—	
Bukowina	8	6	11	9	6	1	Tirol-Vorarlberg ..	4	6	2	7	0	8
Tirol-Vorarlberg ..	7	2	13	2	11	1	Bukowina	7	6	2	6	1	8
Mähren	12	2	16	2	11	6	Kärnten	—	—	—	—	3	5
Schlesien	8	6	11	5	12	2	Schlesien	1	8	3	8	4	4
Krain	14	1	17	6	12	4	Böhmen	6	1	5	8	5	2
Steiermark	18	8	12	4	12	8	Steiermark	8	2	9	1	5	4
Niederösterreich ..	17	6	16	7	13	5	Mähren	8	6	16	2	5	9
Galizien	14	9	13	6	14	5	Küstenland	8	4	6	7	10	5
Kärnten	10	1	4	4	14	6	Salzburg	6	9	—	—	11	4
Küstenland	15	2	11	7	14	6	Galizien	11	0	10	0	13	3
Salzburg	26	1	13	7	21	8	Niederösterreich ..	10	6	14	3	14	3
Im Durchschnitte ..	12	0	11	6	10	5	Im Durchschnitte ..	7	9	10	0	7	9

Aus dem Umstande, dass bei den Gymnasien nur 4 Länder der durchschnittlichen Gesamterfolg nicht erreichen, und bei den Realschulen nur 4 Länder denselben überschreiten, ergibt sich die große Verschiedenheit der Einzelerfolge von selbst.

Diese Verschiedenheit erstreckt sich bis auf die einzelnen Schulen einer und derselben Stadt, wo doch am ehesten ein gleichmäßig vorgebildetes Schülermaterial sich zur Prüfung einfinden konnte, wenn die Verschiedenheit der Vorbildung mit der Verschiedenheit des Prüfungserfolges überhaupt im Zusammenhange steht. Dann wäre es begreiflich, wenn zumal zwischen Stadt- und Landmittelschulen eine bedeutende Verschiedenheit in den Prüfungserfolgen herrscht, welche sich aber eigenthümlich genug in der Weise geltend macht, dass an den hauptstädtischen Mittelschulen verhältnismäßig mehr Bewerber zurückgewiesen werden als an den Mittelschulen auf dem Lande.

Bezüglich der Gymnasien ergeben sich folgende Differenzen; es wurden reprobirt:

wurden reprobiert:	1881	1882	1883	
in Wien	19.5	18.8	15.3%	der Gepr.
in den anderen Städten Niederösterreichs	13.5	12.2	9.5%	"
in Prag	12.5	9.4	7.3%	"
in den anderen Städten Böhmens	5.8	4.9	4.1%	"
in Brünn	21.2	23.0	17.2%	"
in den anderen Städten Mährens	9.4	13.5	9.0%	"
in Lemberg und Krakau	17.0	15.8	18.2%	"
in den anderen Städten Galiziens	14.0	12.0	12.3%	"

Ein ähnliches Missverhältnis herrscht an den Realschulen: nur tritt die Verschiedenheit nicht so prägnant hervor wie bei den Gymnasien, was wohl nur eine Folge der vergleichsweise geringen Absolutzahlen der Realschulfrequenz ist.

Demnach ergeben sich bei den Realschulen folgende Differenzen; es wurden reprobiert:

	1881	1882	1883	
in Wien	9.6	16.1	13.9%	der Gepr.
in den anderen Städten Niederösterreichs	13.3	11.3	15.3%	"
in Prag	9.3	9.8	8.5%	"
in den anderen Städten Böhmens	7.8	7.5	9.8%	"
in Brünn	5.4	20.7	7.7%	"
in den anderen Städten Mährens	9.9	14.4	5.1%	"
in Lemberg und Krakau	17.2	11.6	23.2%	"
in den anderen Städten Galiziens	1.4	8.9	8.2%	"

Beachtenswert ist bei den Prüfungserfolgen in Böhmen und Mähren der Umstand, dass die Mittelschulen mit böhmischer Unterrichtssprache bedeutend seltener in die Lage kommen, Bewerber nachweisen zu müssen, als die Mittelschulen mit deutscher Unterrichtssprache, woselbst Reprobationen weit öfters vorkommen.

In Böhmen wurden nämlich reprobiert:

	1881	1882	1883	
an den deutschen Gymnasien	10.3	8.0	7.0%	der Geprüften,
„ „ böhmischen „	5.6	4.8	4.2%	"
„ „ deutschen Realschulen	8.3	7.3	6.0%	"
„ „ böhmischen „	2.6	3.6	4.0%	"

Das Reprobationsverhältnis an den deutschen Mittelschulen wird jedoch sichtlich ein anhaltend günstigeres und kommt dadurch jenem an den böhmischen Mittelschulen immer näher.

Ähnliche Differenzen bestehen auch an den Mittelschulen Mährens;

es wurden daselbst reprobiert:

	1881	1882	1883	
an den deutschen Gymnasien	14.6	17.6	13.5%	der Geprüften,
„ „ böhmischen „	9.5	12.9	9.0%	"
„ „ deutschen Realschulen	9.8	18.7	5.8%	"
„ „ böhmischen „	3.3	6.1	6.0%	"

Wie vorhin nachgewiesen wurde, besteht zwischen den Prüfungsergebnissen der hauptstädtischen Mittelschulen und solchen auf dem Lande ein wesentlicher Unterschied, demgemäß an den Stadtschulen mehr Reprobationen vorkommen als an den Landschulen. Bei Berücksichtigung der Unterrichtssprache ergibt sich nun auch in dieser Combination in Böhmen für die Schulen mit böhmischer Unterrichtssprache ein günstigeres Resultat als für die deutschen Schulen.

Hiernach ergeben sich folgende Differenzen; es wurden reprobiert:

	1881	1882	1883	
In Prag:				
an den deutschen Gymnasien	20.5	17.7	13.3%	der Geprüften,
„ „ böhmischen „	7.5	3.6	3.4%	"
„ „ deutschen Realschulen	8.1	8.3	5.6%	"
„ „ böhmischen „	11.5	12.0	12.7%	"

In den anderen Städten in Böhmen:

	1881	1882	1883	
an den deutschen Gymnasien	7.2	4.3	4.6%	der Geprüften,
„ „ böhmischen „	4.9	5.1	4.4%	„
„ „ deutschen Realschulen	8.4	7.0	6.0%	„
„ „ böhmischen „	0.3	0.9	0.9%	„

Die Zurückweisung erfolgt in der Regel auf Grund des mit der Note „ungenügend“ beurtheilten Wissens des Candidaten, doch kommen hie und da Zurückweisungen von Schülern vor, deren Kenntnisse bloß „mittelmäßige“ classificiert waren, anderseits wieder Aufnahmen trotz ungenügender Prüfungsnoten.

Aus welchen Prüfungsgegenständen die Aufnahmswerber den ungenügenden Calcül erhielten, ergibt sich aus Folgendem. An den Gymnasien wurden im ganzen 1718 ungenügende Noten zuerkannt. Dieselben vertheilen sich mit 173 auf Religion, 1027 auf Unterrichtssprache und 516 auf Rechnen. An den Realschulen wurden 558 ungenügende Noten zuerkannt, und zwar aus Religion 58, aus der Unterrichtssprache 315, aus Rechnen 185. Die meisten ungenügenden Calcüle wurden demnach aus der Unterrichtssprache ertheilt, die wenigsten aus Religion; dabei scheint es Regel geworden zu sein, dass die ungenügende Religionsnote allein kein Hindernis für die Aufnahme bildet. Denn fast ausnahmslos aufgenommen wurden alle Schüler mit ungenügender Religionsnote, wenn sie sich aus den anderen Prüfungsgegenständen mindestens eine genügende Note erwarben.

Die ungenügenden Prüfungsnoten vertheilen sich nun ländersweise folgendermaßen auf die einzelnen Prüfungsgegenstände:

L ä n d e r	an den Gymnasien			an den Realschulen		
	aus Religion	aus der Unterrichtssprache	aus Rechnen	aus Religion	aus der Unterrichtssprache	aus Rechnen
Niederösterreich	18	157	99	12	123	79
Oberösterreich	—	7	7	—	—	—
Salzburg	6	11	4	2	3	1
Steiermark	18	49	24	1	7	7
Kärnten	8	20	12	—	—	3
Krain	16	84	38	—	4	1
Küstenland	1	40	23	10	22	11
Tirol-Vorarlberg	3	23	18	—	1	2
Böhmen	51	139	88	7	51	36
Mähren	28	148	79	8	40	27
Schlesien	3	39	34	12	8	11
Galizien	21	292	81	6	53	6
Bukovina	1	14	9	—	—	—
Dalmatien	1	4	—	—	3	2
Zusammen	176	1027	516	58	316	186

III. Anzahl der aufgenommenen Schüler:

Nach Abrechnung der zurückgewiesenen Bewerber von den Geprüften ergibt sich die Zahl der wirklich aufgenommenen Schüler wie folgt:

Länder	an den Gymnasien			an den Realschulen		
	1881	1882	1883	1881	1882	1883
Niederösterreich	1.366	1.306	1.342	961	892	989
Oberösterreich	195	212	204	54	58	75
Salzburg	82	107	83	27	31	31
Steiermark	375	389	355	89	110	123
Kärnten	142	129	134	22	23	23
Krain	166	239	262	51	55	71
Küstenland	290	271	303	228	211	214
Friul-Vorarlberg	387	406	402	103	110	124
Föhrmen	3.521	3.205	3.213	1.002	1.008	1.124
Mähren	1.336	1.075	1.336	746	614	771
Schlesien	328	303	321	215	211	281
Galicien	2.058	1.993	2.009	162	152	176
Bukowina	277	267	295	61	75	54
Dalmatien	100	99	100	28	28	42
Zusammen...	10.640	10.007	10.364	3.750	3.690	4.107

Nachdem die Frequenzfluctuation im ganzen schon früher dargestellt wurde, werden hier bloß einige der Mittelschulen angeführt, welche für 1883 100 oder mehr Schüler in der I. Classe aufweisen, und diesen wieder jene Anstalten gegenübergestellt, welche weniger als 20 Schüler in der I. Classe zählen. Von den ersteren sind zu nennen die Gymnasien zu: Krakau St. Anna Stg. mit 216, Czernowin Stg. mit 175, Laibach Stg. mit 158, Kremsier böhmisches Stg. mit 147, Lemberg viertes Stg. mit 145, Brünn böhmisches Stg. mit 142, Brünn I. deutsches Stg. mit 123, Prag böhmisches ORG. mit 122, Gamlitz Stg. mit 121, Przemyśl Stg. mit 119, Wien Stg. im II. Bez. mit 116, Lemberg Franz Josephs-Stg. mit 113, Prag deutsches Neustädter St.-U.-G. mit 111, Rzeszow Stg. mit 111, Wien Stg. im VIII. Bezirke mit 109, Prag deutsches Neustädter St.-O.-G. mit 107, Tarnow Stg. mit 107, Lins Stg. mit 106, Prag böhmisches St.-R.-G. mit 105, Troppau Stg. mit 105, Pilsen böhmisches Stg. mit 102, Wien C.-R.-G. im VI. Bezirk mit 101, Lemberg deutsches Stg. mit 101, Pilsen deutsches Stg. mit 100, Krakau Hyacinth-Stg. mit 100 Schülern. Dann die Realschulen: Sechahans mit 104, Leitmeritz mit 103, Prag böhmische mit 103 Schülern.

Weniger als 20 Schüler hatten die Gymnasien zu: Waidhofen, Cattaro und Ragusa je 18, Wien (Meixner) 16, Freistadt und Straßnitz je 15 Trebitsch deutsche Abth. 14, Bozen 13, Mitterburg 11, Wallach.-Marmesch deutsche Abth. 7 Schüler; dann die Realschulen zu: Waidhofen 19, Wien (Weisser), Pola, Rovereto und Spalato je 18, Imst 17, Pirano 6 Schüler.

IV. Alter der Bewerber.

Bei den Gymnasien wie bei den Realschulen standen die meisten der Bewerber des Schuljahres 1882/83 im 11. bis 12. Lebensjahre und war dieses Alter auch bei den Bewerbern der Vorjahre das meistvertretene. Die Realschulen besitzen jedoch verhältnismäßig eine größere Zahl älterer Bewerber als die Gymnasien, und an den Gymnasien finden sich wiederum mehr jüngere Candidaten vor als an den Realschulen.

Die nachfolgenden Relativzahlen geben den Beweis hierfür; denn von je 100 Geprüften waren:

im Alter von	an den Gymnasien			an den Realschulen		
	1881	1882	1883	1881	1882	1883
9—10 Jahren	3.2	3.3	3.0	0.6	0.6	0.7
10—11 "	20.0	19.8	20.9	10.6	11.6	12.5
11—12 "	27.6	27.4	29.6	27.1	29.4	29.3
12—13 "	23.9	23.2	13.8	29.0	28.5	30.0
13—14 "	14.2	13.4	23.8	20.5	19.5	18.0
14—15 "	6.3	5.8	5.5	8.1	7.0	6.9
über 15 "	3.2	3.0	2.8	3.0	2.3	2.2
unbekannt	1.7	1.2	0.6	1.1	1.1	0.4

Von den über 15 Jahre alten 323 Aufnahmswerbern an den Gymnasien war der älteste 1855 geboren und an dem Gymnasium zu Meran geprüft, der nächstjüngere 1858 geboren und am Stg. zu Linz geprüft. Die übrigen Ältesten kamen an folgenden Gymnasien vor: 2 aus 1859 zu Feldkirch und Rzeszow; 3 aus 1860 zu Meran, Prag I, St.-R.-G., Kaaden; 3 aus 1861 zu Ried, Krainburg, Krakau St. Anna, 4 aus 1862 zu Klagenfurt, Brizen k. k., Krakau St. Anna, Jaslo; 5 aus 1863 zu St. Paul, Meran, Krakau St. Anna, Krakau St. Hyacinth, Drohobycz; 9 aus 1864 zu Klagenfurt, Brizen Augustiner, Hochnm, Krakau St. Hyacinth, Buczacz, Przemyśl, Marburg, Krainburg, Feldkirch. Außerdem waren 31 Schüler im Jahre 1865, 75 im Jahre 1866 und 189 im Jahre 1867 geboren.

An den Realschulen kam der älteste Schüler, 1860 geboren, an der Wiener Communal-Realschule im I. Bezirk vor, der nächstjüngere, 1861 geboren, an der Staats-Realschule in Tarnopol. Die übrigen Ältesten kamen an folgenden Realschulen vor: 2 aus 1863 zu Innsbruck und Jaroslau; 4 aus 1864 zu Innsbruck, Roveredo, Dornbirn und Zara. Außerdem waren 8 im Jahre 1865, 16 im Jahre 1866 und 66 im Jahre 1867 geboren.

Die Zahl der Schüler unbekannten Alters, welche sonst besonders in Galizien oft vorkamen, ist in erfreulicher Abnahme begriffen. In vielen Fällen ist dies bloß auf eine Nachlässigkeit seitens der Bewerber zurückzuführen, indem diese es mit einem authentischen Altersnachweise nicht streng nehmen zu müssen glauben.

V. Anzahl der privat vorbereiteten Bewerber.

Diese Privatschüler, deren Zahl übrigens in allen bisher angegebenen Daten inbegriffen erscheint, ist namentlich an den Mittelschulen

Aufnahmsprüfungen f. d. I. Cl. d. öst. Mittelschulen usw. Von B. Windt. 67

Balkens, der Bukowina und Dalmatiens eine relativ große. Sonst kommen derlei Privatschüler bloß in den Hauptstädten in größerer Anzahl vor. Im ganzen hat sich ihre Ziffer seit 1881 stetig vermindert; ihr Betrag:

	1881	1882	1883
an den Gymnasien:	767	662	623
an den Realschulen:	166	135	120.

Ihr relativer Antheil stellt sich somit folgenderweise: von je 100 Bewerbern waren privat vorbereitet:

	1881	1882	1883
an den Gymnasien:	6·3	5·8	5·4,
an den Realschulen:	4·1	3·2	2·7.

Das durchschnittliche Prüfungsergebnis dieser Privatschüler ist ein bedeutend ungünstigeres als jenes der öffentlichen Volksschüler; wenn es wurden abgewiesen:

	von je 100 Privatvorbereiteten	1881	1882
an den Gymnasien	" " " öffentl. Volksschülern	11·6	10·5
an den Realschulen	" " " Privatvorbereiteten	11·4	12·5
	" " " öffentl. Volksschülern	10·0	7·9

Auf die einzelnen Kronländer vertheilt sich die Zahl der geprüften, beziehungsweise zurückgewiesenen Privatschüler wie folgt:

Länder	an den Gymnasien				an den Realschulen			
	1882		1883		1882		1883	
	geprüft	abge- wiesen	geprüft	abge- wiesen	geprüft	abge- wiesen	geprüft	abge- wiesen
Niederösterreich	83	20	76	12	28	3	25	5
Oberösterreich	7	—	7	—	—	—	—	—
Salzburg	2	1	2	1	1	—	—	—
Steiermark	11	—	13	—	1	—	1	—
Kärnten	1	—	4	2	—	—	—	—
Krain	—	—	1	—	1	—	2	—
Wien	21	1	17	3	6	—	11	—
Land-Vorarlberg	17	1	12	2	—	—	—	—
Illirien	47	3	44	14	15	1	14	1
Mähren	46	2	33	—	14	3	12	—
Schlesien	6	2	9	—	19	2	6	—
Böhmen	320	84	306	71	26	—	31	6
Bukowina	74	16	68	5	14	2	11	1
Dalmatien	27	—	25	—	3	—	9	—
Summe...	662	132	623	131	135	15	120	14

Bemerkenswert ist noch, dass die Mehrzahl dieser Privatschüler im jugendlichsten Alter steht und die jüngsten aller Bewerber zumeist Privatschüler sind. Vielleicht ist auch dieser Umstand von Einfluss auf ihre Misserfolge bei der Aufnahmeprüfung.

Unter den Privatisten befinden sich auch drei Mädchen, von welchen je eines an dem Wiener Schottengymnasium, dem Staatsgymnasium in Eger und an der Landesrealschule in Römerstadt aufgenommen wurde.

VL Die erteilten Prüfungsnoten.

Jeder neue Bewerber wird in der Regel aus drei Gegenständen einer Prüfung unterzogen, und zwar aus der Religionslehre, der Unterrichtssprache und dem Rechnen.

Ausnahmen bestehen: für die Mittelschulen Wiens, die Gymnasien Bukowinas und des Gymnasiums zu Nikolsburg, an welchen aus der Religionslehre nur jene Schüler geprüft werden, deren Volksschulzeugnis in diesem Gegenstande mindestens den Calcül „gut“ enthält; alle übrigen sind von der Aufnahmsprüfung aus diesem Gegenstande dispensiert. Eine freiwillige Ausnahme von dieser Begünstigung übten im Jahre 1883 das Gymnasium zu den Schotten und das Staatsgymnasium im 4. Bezirke in Wien aus. An dem Schottengymnasium waren nämlich nur jene Aufnahmewerber von der Religionsprüfung dispensiert, welche die Note „sehr gut“ aus der Volksschule mitbrachten; an dem Staatsgymnasium im 4. Bez. aber wurden alle Bewerber ausnahmslos aus der Religion geprüft.

Eine weitere Abweichung bei den Aufnahmsprüfungen besteht für sämtliche Mittelschulen Galiziens, dann an den Gymnasien zu Laibach (slovenische Abtheilung), Rudolfswerth und Suczawa (rumänische Abtheilung). An diesen Mittelschulen muss der Aufnahmewerber bei der Prüfung neben der bezüglichen polnischen, ruthenischen, slovenischen oder rumänischen Unterrichtssprache noch seine Kenntnis der deutschen Sprache erproben lassen; ebenso an den zwei deutschen Gymnasien Galiziens die Kenntnis der polnischen, eventuell der ruthenischen Sprache.

Bei der Durchführung der Religionsprüfung ergeben sich Schwierigkeiten für jene Mittelschulen, an welchen für einzelne dort wenig vertretene Confessionen eigene Religionslehrer nicht bestellt sind. Schüler, welche derlei Confessionen angehören, müssen aus diesem Grunde aus ihrer Religion ungeprüft bleiben.

Im ganzen sammelt sich die Zahl der aus verschiedenen Ursachen ungeprüft gebliebenen Bewerber ziemlich an und das Resultat der bezüglichen Erhebung zeigt, dass im Jahre 1883 auf diese Weise an den Gymnasien: 434 Israeliten, 102 Evangelische und 39 Andersgläubige, an den Realschulen: 77 Israeliten, 89 Evangelische und 42 Andersgläubige aus ihrer Glaubenslehre nicht überprüft wurden.

Auf die einzelnen Kronländer vertheilt sich die Anzahl der aus der Religion ungeprüft gebliebenen Bewerber wie folgt:

Länder	an den Gymnasien			an den Realschulen		
	Israeliten	Evangelische	Andere Con- fessionen und un- bekannt	Israeliten	Evangelische	Andere Con- fessionen und un- bekannt
Niederösterreich	31	12	1	9	11	■
Oberösterreich..	—	3	1	—	—	8
Salzburg.....	—	—	1	—	3	—
Steiermark.....	2	2	3	6	4	■
Kärnten.....	—	—	2	—	1	—
Krain.....	—	—	—	1	3	—
Erzsteinland....	2	6	9	1	8	17
Tirol-Vorarlberg	—	—	1	■	—	—
Böhmen.....	95	36	4	15	20	1
Mähren.....	55	20	7	25	16	4
Schlesien.....	2	2	■	1	■	1
Galizien.....	266	21	8	17	6	1
Rukowina.....	—	—	—	—	—	—
Dalmatien.....	1	—	—	—	—	4
Zusammen...	434	102	39	77	89	42

Eigenthümlich ist die große Anzahl ungeprüfter Israeliten in Galizien, woselbst doch kaum ein Mangel an Prüfern besteht. An zwei Mittelschulen kamen zwei Confectionslose vor, die ebenfalls einer Religionsprüfung nicht unterzogen wurden.

Nach Berücksichtigung dieser Mängel und Abweichungen beläuft sich die Gesamtzahl der erteilten Prüfungsnoten:

	1881	1882	1883
an den Gymnasien auf	34.470	32.150	33.167
an den Realschulen auf	10.993	11.074	12.140

Den bestehenden Vorschriften gemäß, gilt für Prüfungen an Mittelschulen folgende Eintheilung der Fortgangscalculé: ausgezeichnet, vorzüglich, lobenswert, befriedigend, genügend, nicht genügend, ganz ungenügend. Die zur Benützung gelangenden Calculé weisen jedoch eine minder präcise Fassung auf. Denn es wurden von den verschiedenen Mittelschulen folgende Prüfungsnoten neben den vorgeschriebenen erteilt:

fast vorzüglich,	schwach,
schwach vorzüglich,	mittelmäßig,
fast lobenswert,	noch hinreichend,
schwach lobenswert,	noch genügend,
sehr gut,	eben genügend,
fast sehr gut,	kaum genügend,
recht gut,	minder genügend,
gut,	sehr schwach,
fast gut,	schwach reif,
ziemlich befriedigend,	kaum reif,
noch gut,	wenig,
reif,	still,
hinreichend,	nicht reif,
fast genügend,	schlecht,
noch reif,	

70 Aufnahmeprüfungen f. d. I. Cl. d. öst. Mittelschulen usw. Von B. Windt.

So weit dies eben möglich war, wurden alle diese Abarten von Prüfungscalculen den gleichwertigen gesetzlichen Calculen eingereiht und es ergibt sich nun, dass die Gesamtzahl der zuerkannten Prüfungsnoten sich auf die einzelnen Calculi folgendermaßen vertheilt:

	an den Gymnasien:			an den Realschulen:		
	1881	1882	1883	1881	1882	1883
vorzüglich . . .	1.168	1.415	1.361	337	363	459
lobenswert . . .	6.067	5.674	5.699	1.662	1.651	1.847
befriedigend . .	10.264	9.865	10.036	3.721	3.779	4.073
genügend . . .	13.429	12.319	12.813	4.513	4.402	4.804
mittelmäßig . .	1.534	1.041	1.541	302	362	333
nicht genügend	2.008	1.836	1.718	458	517	558

Die nicht vorschriftsmäßige Note „mittelmäßig“ wurde mit Rücksicht auf deren beträchtliche Anzahl getrennt nachgewiesen. Die Relativzahlen lassen entnehmen, dass an den Gymnasien und Realschulen die Zahl der ertheilten vorzüglichen und mittelmäßigen Noten sich vermehrt, jene der ungenügenden sich vermindert hat. Denn unter je 100 Prüfungsnoten waren:

	an den Gymnasien:			an den Realschulen:		
	1881	1882	1883	1881	1882	1883
vorzügliche . .	3.4	4.4	4.1	3.1	3.3	3.8
lobenswerte . .	17.6	17.6	17.2	15.2	15.1	15.1
befriedigende .	29.8	30.7	30.3	33.3	34.2	33.6
genügende . .	39.0	38.4	38.6	41.0	39.5	39.6
mittelmäßige .	4.4	3.2	4.6	2.7	3.3	3.3
nicht genügend	5.8	5.7	5.2	4.2	4.6	4.6

Die Zunahme der „mittelmäßigen“ Noten erscheint bedauerlich, weil dadurch die exacte Beurtheilung des Wissens der Candidaten nicht gefördert wird. Die Abnahme der ungenügenden Noten an den Gymnasien findet ihren Zusammenhang in der gelegentlich der Reprobationsverhältnisse dargelegten Abnahme der Zurückgewiesenen. Bei den Realschulen ist der Antheil der ungenügenden Noten gestiegen, trotzdem die Zahl der Reprobierten abgenommen hat. Dieser Widerspruch ist nur scheinbar und findet seine Erklärung darin, dass die wenigen Candidaten, welche reprobiert wurden, eben aus mehreren Gegenständen nicht entsprochen haben. Die Zahl der ungenügenden Calculi kann sich auf diese Weise vermehren, ohne dass die Zahl der Reprobierten steigt.

VII. Die Zeugnisnoten der Volksschüler:

Für die Volksschule sind die Calculi „sehr gut, gut, mittelmäßig, ungenügend“ vorgezeichnet. Doch bestehen hier gleichfalls einige Abweichungen von der normierten Calcul-Eintheilung, wenn schon nicht in dem Maße, wie es an den Mittelschulen der Fall ist. So z. B. benützen manche Volksschulen auch die Calculi: „vorzüglich, lobenswert, recht gut und genügend“, welche den gesetzlichen gleichwertigen Calculen eingereiht wurden.

Ein wesentlicher Übelstand besteht jedoch darin, dass die von den Volksschulen ausgestellten sogenannten Frequentationszeugnisse keine Fortgangsnoten enthalten, sondern bloß die Bestätigung, dass der Schüler die Volksschule so und so lange besucht hat. Aus diesem Grunde fehlen viele Zeugniscalculi der Volksschüler, wobei aber bemerkt werden muss, dass andererseits selbst jene Schüler Noten aus einer wenig vertretenen Religion ein Zeugnis haben, für deren Überprüfung an der Mittelschule nicht vorgesorgt ist. Derlei Zeugniscalculi blieben aber bei der Bearbeitung unberücksichtigt, da eine Vergleichung mit den fehlenden Prüfungscalculen eben nicht möglich wäre.

Die Zahl aller auf diese oder jene Weise fehlenden Zeugnisnoten war im Jahre 1883 bei den Bewerbern an Gymnasien 967, bei jenen an Realschulen 231. Nach Abschlag dieser verblieb folgende Zahl von Zeugnisnoten:

	1881	1882	1883
bei den Bewerbern an Gymnasien	34.470	33.204	32.976
„ „ „ an Realschulen	10.993	11.796	12.131

Dieselben vertheilen sich auf die einzelnen Calculi der Volksschule wie folgt:

	bei den Aufnahmewerbern					
	an den Gymnasien:			an den Realschulen:		
	1881	1882	1883	1881	1882	1883
sehr gut	15.370	15.552	15.418	3.948	4.347	4.249
gut	13.291	15.482	12.479	5.037	6.049	5.645
mittelmäßig u. ungenügend	5.809	2.170	5.079	2.008	1.400	2.197

Die Relativberechnung ergibt, dass die Kenntnisse der Aufnahmewerber des Jahres 1883 von der Volksschule ungünstiger beurtheilt wurden als jene der Bewerber des Vorjahres. Denn die Zahl der „mittelmäßig“ classificierten Volksschüler hat um ein Bedeutendes zugenommen, während die sehr gut und gut classificierten abnahmen.

Unter 100 Volksschul-Noten waren bei den Bewerbern

	an den Gymnasien:			an den Realschulen:		
	1881	1882	1883	1881	1882	1883
sehr gute	44.6	46.8	46.7	35.9	37.1	35.0
gut	38.6	46.6	37.9	45.8	50.9	46.9
mittelmäßig und ungenügend	16.8	6.6	15.4	18.3	12.0	18.1

Die Anzahl der ungenügenden Volksschulnoten ist so minimal, dass sie ohneweiters unter den Calcul „mittelmäßig“ einbezogen werden konnten.

Auffallend gut classificierte Volksschüler meldeten sich an den Gymnasien: in Wien zu den Schotten und im 8. Bezirke, Ober-Hollabrunn, Stockerau, Salzburg Bertramäum, Graz II. Staatsgymnasium, Litzke-See, Brixen (der Augustiner), Pilsen (der Prämonstratenser), Czernowitz und Radautz.

VIII. Vergleichung der Prüfungs- und Zeugnis-Calculé.

Da bei der Aufnahmsprüfung an die Kenntnisse der Bewerber jenes Maß von Anforderungen gestellt wird, welches die Schüler bei ihrem Abgange von der Volksschule an den Tag legen mussten, um ein entsprechendes Zeugnis zu erhalten, sollten die Calculé der Aufnahmsprüfung mit jenen der Volksschule übereinstimmend gleichwertig sein. Dass dem nicht so ist und auch nicht sein kann, findet seinen natürlichsten Hauptgrund darin, dass die Bewerber in den zwischen ihrem Abgange von der Volksschule und ihrer Aufnahmsprüfung an der Mittelschule liegenden Hauptferien einen guten Theil des Erlernten vergessen haben; jeder ist eben nicht in der Lage, die Ferien zum Wiederholungs-Unterricht verwenden zu können. Dass auch die kindliche Befangenheit des Volksschülers gegenüber dem ihm fremden Mittelschullehrer, übertriebene Ängstlichkeit u. dgl. von wesentlich nachtheiligem Einflusse auf den Prüfungserfolg ist, muss allerdings zugegeben werden.

Ob aber diese Momente allein solche Wirkung üben, wie die aus dem Vergleiche der Prüfungs- und Zeugniscalculé resultierende Wertdifferenz aufweist, kann nicht behauptet werden. Denn von den Gymnasialbewerbern des Jahres 1883 hatten die Note „sehr gut“ 46.7 % im Zeugnis und nur 21.3 % erwarben dieselbe Note bei der Prüfung, die Note „gut“ hatten 37.9 % der Bewerber im Zeugnis und nur 30.3 bei der Prüfung; hingegen hatten die Note „mittelmäßig“ nur 15.4 % der Bewerber im Zeugnis und 43.8 % bei der Prüfung.

Von den Bewerbern an Realschulen hatten die Note „sehr gut“ 35.0 % im Zeugnis und nur 18.9 % erwarben sich die gleichwertige Note bei der Prüfung; die Note „gut“ hatten 46.9 % im Zeugnis und nur 33.6 % bei der Prüfung; hingegen die „mittelmäßigen“ Noten nur 18.1 % im Zeugnis und 42.9 % bei der Prüfung.

Wie die gleichartige Differenz in den einzelnen Kronländern verschieden ist, soll die nachstehende Tabelle zur Darstellung bringen. Von je 100 Bewerbern an Gymnasien erhielten den Calcül:

L ä n d e r	sehr gut bez. lobenswert und vorzüglich		gut bez. befriedigend		mittelmäßig bez. genügend	
	bei der Prüfung	im Zeugnis	bei der Prüfung	im Zeugnis	bei der Prüfung	im Zeugnis
Niederösterreich.....	22.9	55.7	26.7	36.8	37.2	7.5
Oberösterreich.....	22.2	60.7	23.4	28.1	23.7	11.2
Salzburg.....	18.3	60.2	38.1	30.5	29.7	9.3
Steiermark.....	22.4	58.6	31.4	41.4	38.4	5.0
Kärnten.....	20.4	51.1	31.7	41.2	38.9	7.7
Krain.....	17.0	40.8	26.6	55.5	39.0	3.7
Küstenland.....	16.0	51.0	26.1	35.4	45.9	13.6
Tirol-Vorarlberg.....	24.6	52.1	32.8	37.4	35.3	10.5
Böhmen.....	29.2	52.2	39.5	36.0	31.1	11.8
Mähren.....	24.7	48.5	33.3	41.9	34.7	9.6
Schlesien.....	16.3	44.8	30.2	38.7	46.3	15.7
Galizien.....	9.8	32.3	26.0	34.7	49.8	33.0
Bukowina.....	13.8	37.5	26.1	61.6	55.7	0.9
Dalmatien.....	18.1	44.2	32.3	46.0	46.5	9.8

Die vorstehende Gruppierung der beiderseitigen Ergebnisse bedarf keines Commentars. Bei den Realschulen ist die Differenz nicht so groß, weil an denselben überhaupt in den Prüfungserfolgen günstigere Resultate erzielt wurden. Von je 100 Realschul-Bewerbern erhielten des Calcül:

Länder	sehr gut bez. vorzüglich und lobenwert		gut bez. befriedigend		mittelmäßig bez. genügend	
	bei der Prüfung	im Zeugnis	bei der Prüfung	im Zeugnis	bei der Prüfung	im Zeugnis
Niederösterreich	16.8	39.5	37.8	47.8	34.5	13.2
Oberösterreich	39.0	41.4	28.6	30.8	29.4	27.8
Salzburg	12.7	34.3	34.3	24.8	45.1	31.4
Steiermark	27.5	40.2	22.4	44.6	46.1	15.3
Kärnten	21.3	25.8	39.3	57.8	36.0	16.9
Krain	8.9	30.6	31.0	61.6	57.6	7.9
Küstenland	12.5	28.0	23.6	44.0	48.8	28.0
Fürst.-Vorarlberg	25.0	39.5	30.8	49.0	36.0	11.5
Böhmen	22.7	37.1	33.1	42.9	37.1	20.0
Mähren	30.0	32.6	39.2	57.6	37.0	9.8
Schlesien	16.4	33.1	32.6	45.1	46.7	21.8
Galizien	6.9	22.2	30.4	30.2	55.1	47.6
Bukowina	8.1	33.3	33.3	60.4	55.9	6.3
Dalmatien	16.8	21.4	31.6	59.2	45.3	19.4

Dass diese Vergleichung der Prüfungsnoten mit den Zeugnissen eines der interessantesten Momente der ganzen Darstellung der Aufnahmeprüfungs-Ergebnisse bildet, ist so einleuchtend, dass es wohl unnötig ist die Leser hierauf noch besonders aufmerksam zu machen.

Wien.

Berthold Windt.

Anmerkung der Redaction.

Mit Rücksicht auf den im 12. Hefte des vorerwähnten Jahrganges mitgetheilten Erlasse des h. k. k. Ministeriums für C. und U. vom 1. December 1883, Z. 23.009, fügt die Redaction hier vorläufig folgende Bemerkungen bei.

Nach den im achten Abschnitte dieses Aufsatzes S. 72 angeführten Zahlen zeigen die Ergebnisse der Aufnahmeprüfungen gegenüber der Classification in den Volksschulzeugnissen so erhebliche Differenzen, dass schon aus diesem Grunde nicht rathlich erscheint, die Aufnahmeprüfungen fallen zu lassen. Wir machen in dieser Beziehung besonders auf die Unterschiede aufmerksam, die sich hinsichtlich der Noten 'sehr gut' und 'mittelmäßig' in den Zeugnissen der Volksschule und den Resultaten der Aufnahmeprüfung offenbaren. Mag man auch die Kürze der für diese Prüfungen bestimmten Zeit, den Umstand, dass die Schüler

während der Ferien vieles vergessen haben, die Befangenheit derselben usw. betonen, so wird doch dadurch die Bedeutung der Zahlen, in welchen sich jener Abstand ausprägt, nicht verringert oder aufgehoben.

Weiterhin ist zu bedenken, dass die Volksschule in ihrer jetzigen Organisation nicht so wie früher den Zweck hat für die Mittelschule vorzubereiten, sondern ein selbständiges, für sich abgeschlossenes Ganze bildet. Es werden daher bei dem Unterrichte und der Classification die Anforderungen, welche die Mittelschule an die eintretenden Schüler stellt, nicht so streng ins Auge gefasst. Um so mehr scheint es berechtigt, dass die Mittelschule, zunächst das Gymnasium, selbständig entscheide, ob der Schüler, dessen Unterricht sie übernimmt, die notwendige Vorbildung besitze.

Endlich hat die Aufnahmeprüfung, wenn sie auch den Hauptzweck hat über die Aufnahme der Schüler zu entscheiden, doch noch einen Nebenzweck. Sie ermöglicht nämlich dem Lehrer ein ungefähres Urtheil über die Vorkenntnisse und die Begabung der einzelnen Schüler und setzt ihn in den Stand gleich bei dem Beginne des Unterrichtes die einzelnen Schüler nach Maßgabe ihrer Beschaffenheit zu berücksichtigen.

Es scheint, dass hinsichtlich der Art, wie die Aufnahmeprüfungen abgehalten werden, in den einzelnen Ländern und selbst an den einzelnen Anstalten eines und desselben Kronlandes manche Verschiedenheiten, wie sich der Brauch allmählich gestaltet hat, bestehen. Darum wäre es wünschenswert, dass durch eine neue Verordnung (die letzte ist die vom 14. März 1870, Z. 2370) eine allgemeine, feste und bestimmte Norm gegeben würde. Einen Vorschlag über die Art und Weise, wie dieselbe abgefasst werden könnte, werden wir in einem der nächsten Hefte bringen.

Jedenfalls ist eine an und für sich zweckmäßige Institution besonders bei dem verhältnismäßig noch großen Zudrange zu den Gymnasien nicht so leicht zu beseitigen. Dieselbe gibt wesentlich den Directionen die Möglichkeit, den Bestimmungen des h. Ministerial-Erlasses vom 20. August 1880, Z. 12050, nachzukommen. Auch ist in den Erlassen einzelner Landesschulrathen, z. B. in jenem des mährischen vom 1. März 1875, Z. 3502, die Wichtigkeit dieser Prüfungen mit Recht betont worden. Eben dieser Erlass bestimmt auch mit Recht, dass bei diesen Prüfungen nicht an Zeit gespart und dass an einem und demselben Tage nicht mehr als 15 bis 20 Schüler der mündlichen Prüfung unterzogen werden sollen.

Diese kurzen Bemerkungen mögen vorläufig genügen, aber auch Zeugnis dafür ablegen, dass die Redaction in der Aufhebung der Aufnahmeprüfungen keine Förderung der Zwecke des Gymnasiums erblicken könnte.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

De rebus ab Agricola in Britannia gestarum narratione Tacitea.

Insertatio inauguralis, quam . . . scripsit Philippus Pauer Gottin-
gensis Göttingae MDCCCLXXXI, 34 Seiten in Octav.

Diese Dissertation stützt sich auf Andresens Abhandlung „Die Entstehung und Tendenz des Taciteischen Agricola; Berlin 1874“, gegen die mehrfach polemisiert wird. Der Verf. betont mit E. Hoffmann, dass das, was von Agricolas Leben vor und nach seiner Statthaltererschaft in Britannien erzählt wird, unbedeutend und gewöhnlich ist. Warum werde seine Legation in Britannien so ausführlich geschildert? Ferner wollte der Schriftsteller auf diese Weise dem *fastidium* vermeiden und dem eigenen entgegen (S. 9). Dies bildet den ersten Theil der disputation. Der zweite behandelt das Thema, warum Tacitus bei der Schilderung von Agricolas Statthaltererschaft mehr die Rolle des Historikers als des Biographen gespielt habe (S. 12–18). Der dritte Theil (S. 18–32) bespricht einzelne Stellen, so den geographischen und historischen Excurs über Britannien, die beide für die Biographie nicht notwendig beizubehalten werden. Auch an der Länge des Abschnittes über Agricolas Paucitas stoßt sich Pauer gleich Anderen nicht, sondern findet sie S. 24 f. ganz erklärlich. Nur die Erwägungen der Britannen (cap. 15) wollen ihm nicht recht gefallen. Doch sucht er auch diese *sententia* des Autors plausibel zu machen. Eben so wird die Episode von der Flucht der Usipier (cap. 28) gerechtfertigt, weil so *ea digniores demonstratione videntur res ab Agricola in Britannia gestae* S. 28. Hier hat der Verfasser jedenfalls zu viel. Nicht minder haben die ungehörlich langen Reden des Calgacus und Agricola ihren angemessenen Platz in der Biographie, weil auch sie den Kriegeruhm Agricolas in ein helles Licht setzen und zugleich die Leser ergötzen. Auf diese Ergötzung des Lesers legt überhaupt Pauer ein großes Gewicht.

Die Abhandlung ist im correcten und fließenden Latein geschrieben. Nur leiden einzelne Perioden etwas an Schwerefälligkeit und manche Wendungen kommen wiederholt vor, so *quis est quin concedat*, *verum atque suorum* und *fieri (facere) non posse, quin*. Von Druck-
fehlern habe ich nur S. 9, Z. 13 v. u. *concilia* visset für *conciliarius* und S. 11, Z. 10 v. u. *exitu* statt *exitii* bemerkt. Nur letzteres Versehen stört einigermaßen.

Wien.

Ig. Prammer.

Illustrirte Geschichte der fremden Literaturen in volksthümlicher Darstellung, herausgegeben von Otto von Leizner.
Leipzig 1881, O. Spamer. 30 Lieferungen à 50 Pf.

Ein solches Werk, das alle fremden Literaturen umfasst, zu schreiben, geht über die Kräfte eines einzelnen Menschen. Wenn sich

aber schon Jemand daran wagt, dann muss er ein umfassendes Wissen besitzen und, um gründlich zu sein, eine lange Zeit darauf verwenden. Dass der Verf. dieses Wissen nicht besitzt, dass er nicht mit der nothwendigen Gründlichkeit und Ausdauer gearbeitet hat, dafür zeugt fast jedes Blatt. Er hat viel gelesen, aber auch nur um gute Werke zu einer populären Darstellung zu benützen, wird eine eingehende Kenntnis des Gebietes erfordert. Will man Beispiele, so sehe man das, was S. 185 ff. über die Anfänge des griechischen Dramas gesagt ist; wie unklar und verworren ist dies alles! Dort liest man auch den Satz: 'Drakon, Solon, die Pisistriden (!) und zuletzt der energische Klisthenes bildeten die Masse zu einem Volke um'. Fehler wie: 'Plautus geboren in der Landschaft Sassina (!)' sind zahlreich. Schlimm sind auch die vielen phrasenhaften Stellen, z. B. das Urtheil über Ciceros philosophische Schriften: 'Fast durchweg auf griechischen Grundlagen ausgerichtet, entbehren sie des einheitlichen metaphysischen Gedankens (!) und leiden an Oberflächlichkeit'. Die Illustrationen sind sehr verschieden; einige sind nach antiken Denkmälern recht gut ausgeführt, andere geben ihre Vorlage weniger gut wieder; eine nicht unbeträchtliche Zahl besteht aus hohlen, wüsten Phantasiebildern, so die hässliche und unwahre Zeichnung 'Im griechischen Theater', die nicht minder hässliche und falsche 'Scene aus Agamemnon' u. dgl. Diese Dutzendarbeiten sollten doch allmählich verschwinden. Für Gymnasialbibliotheken eignet sich das Buch nicht.

Wilhelm Gesenius' hebräisches und chaldäisches Wörterbuch über das Alte Testament. Neunte, vielfach umgearbeitete Auflage von F. Mühlau und W. Volk. Zweite Hälfte (קטן – Schluss). Leipzig 1883, F. C. W. Vogel. SS. 312–978.

Indem wir unseren Lesern das Erscheinen der zweiten Hälfte der neunten Auflage dieses Lexikons bekannt geben, verweisen wir auf dasjenige, was bei der Anzeige der ersten Hälfte desselben im allgemeinen über die Beschaffenheit der neunten Auflage im Unterschiede von der unmittelbar vorangegangenen früheren bemerkt wurde. In dem der zweiten Hälfte vorangestellten Vorworte zur neunten Auflage berichten die Herausgeber über die seit Veröffentlichung der achten zugewachsenen Hilfsmittel zur Verbesserung und Vervollkommenung verschiedener Artikel, sowie über den Antheil einer Anzahl fachkundiger Gelehrter an den dieser neuesten Auflage zutheil gewordenen Berichtigungen und Bereicherungen. Die in der achten Auflage noch unverändert wiedergegebene Abhandlung des Gesenius über die Quellen der hebräischen Wortforschung erscheint in der neuesten in zeitgemäßer Umarbeitung unter Beigabe der reichen auf den Gegenstand der Arbeit bezüglichen neueren und neuesten Literatur. Den in den vorigen Auflagen enthaltenen semitischen Alphabeten (hebräisch, syrisch, arabisch) ist in dieser Auflage auch noch das äthiopische beigegeben.

1. K. A. Gutmann, Die wichtigsten Ereignisse der Weltgeschichte. Zum Auswendiglernen. Auch als Grundlage für den Unterricht in höheren Schulen. 3. verbesserte Auflage. Erlangen 1882. Verlag von A. Deichert. VI und 129 SS. 12².
2. Dr. Gust. Schuater, Tabellen zur Weltgeschichte in mehreren durch den Druck geschiedenen Cursen, nebst einem Abriss der preussischen Geschichte, mehreren Regententabellen

und Stammtafeln. (Nach dem Tode des Verf. besorgt von Dr. Kromayer.) 22. Auflage. Hamburg 1882. Otto Meissner. IV u. 124 SS. 12°.

3. Dr. W. Kopp, Gymnasialdirector, Repetitorium der alten Geschichte, auf Grund der alten Geographie, zum Gebrauch in höheren Lehranstalten und zum Selbstunterricht. Berlin 1880, Verlag von J. Springer. 50 SS. 12°.

1. Ein Mittelding zwischen chronologischer Tabelle und einem Grundriss der Weltgeschichte, ein chronologisch-pragmatisches Repetitorium weit eher als „eine Grundlage für den Unterricht“ bildet das Neben von Gutmann, dessen 3. Auflage nun wieder einige wesentliche Verbesserungen aufweist. Es nimmt auf alle Richtungen des Geschichtsbildens Bedacht und sorgt in 4 Anhängen für den Hauptbedarf chronologischer Generalübersichten.

2. Schusters Tabellen sind und bleiben das praktischste Taschenwerklein chronologischer Datenkunde, eine wahre Quintessenz des Wissenswerdigen, wofür am besten die zweiundzwanzigste Auflage bei aller Concurrenz in dieser Richtung spricht. Pragmatik, Genealogie, selbst antike Geographie finden „in nuce“ Berücksichtigung.

3. Der Verf. der röm. Literaturgeschichte und Alterthümer, W. Kopp, bietet auf 50 Seiten ein sorgfältig gesichtetes und handsames Repetitorium der alten Geschichte, deren Hauptperioden regelmäßig das Geographische in Schlagworten vorangeht.

1. Dr. J. Buschmann, Oberlehrer a. k. Gymn. in Trier, Sagen und Geschichten aus dem Alterthum. I. Theil. 4. verbesserte Auflage. Paderborn 1881, Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh. 219 SS. kl. 8°.

2. Dr. L. Stacke, Professor a. k. Gymn. zu Rinteln, Hilfsbuch für die erste Unterrichtsstufe in der Geschichte. Zweiter Theil, Mittelalter. (116 SS. kl. 8°.) Dritter Theil, Neuzeit. (214 SS. kl. 8°.) Oldenburg 1882, Druck und Verlag von Gerh. Mallong.

1. F. Wagner, Hilfsbuch für den Unterricht in der Geschichte. III. Die neuere Zeit. 1882, Verlagsbuchhandlung Alfred Kröner. 232 SS. 8°.

4. K. Kappes, Director des Realgymn. zu Karlsruhe, Erzählungen aus der Geschichte, für den ersten Unterricht in höheren Lehranstalten zusammengestellt. Siebente verbesserte Aufl. Freiburg i. B. 1882, Fr. Wagner'sche Buchhandlung. VIII und 300 SS. 8°.

5. Dr. Friedrich Hofmann, Director des Berl. Gymn. zum grauen Kloster, Lehrbuch der Geschichte, für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. 2. Heft. Römische Geschichte, Berlin 1882. Verlag von J. Springer. X u. 89 SS. 8°.

1. Die Sagen und Geschichten aus dem Alterthum von Buschmann liegen in ihrem ersten Theile in 4. verbesserter Auflage vor. Der erste Abschnitt umfasst die Sagen des griechischen Alterthums u. zw. der für die Jugend entsprechendsten derselben, während der zweite 24. Abtheilungen u. d. T. „Geschichten“ die Hauptmomente in der Geschichte der Culturvölker des antiken Orients, der Griechen und Römer bis auf Octavian's Alleinherrschaft erzählt. Der Ton der Darstellung ist gewissermaßen und lobend.

2. Der rührige und beliebte Verf. der „Erzählungen“ aus der Geschichte der alten, mittleren, neuen und neuesten Zeit lässt seinem

Hilfsbuch für die erste Unterrichtsstufe in der Geschichte: I. Theil alte Geschichte als 2. und 3. Theil das Mittelalter und die Neuzeit folgen. Dem Schlusshefte ist ein brandenburgisch-preussischer Geschichtskalender 925–1871 von elementarer Kürze und ein Verzeichnis der Gedenktage der preussischen Geschichte beigegeben. Stache ein Praktiker, der das Was und Wie des elementaren Unterrichts und Machs für dessen patriotische Seite los hat.

3. Das Hilfsbuch Wagners III. Th. ist, wie der zweite Theil genauer besagt: Deutsche Geschichte von der Reformation bis Gründung des neuen deutschen Kaiserreiches mit Berücksichtigung französischer, englischer und nordischer Geschichte. In dem ersten Hauptabschnitte wird das „Reformationseitalter“ (einschließlich 30-jährigen Kriegs), also die Zeit v. 1517–1648 in dem andern brandenburgisch-preussische Geschichte von den ältesten Anfängen umgebohrt und dann in ihren gemeineuropäischen Beziehungen bis Gegenwart behandelt. Den Text begleiten erläuternde und literarische Anmerkungen. Französische und englische Geschichte wird episodisch eingeflochten. Der Ton der Darstellung ist nicht immer gleichmässig und die Auswahl der Thatfachen und Belege verdiente da und dort eine objectivere Sichtung.

4. Kappes' Buch liegt bereits in 6. Auflage vor und nimmt Compendium universalhistorischer Erzählungen für elementaren Unterricht einen gesicherten Platz in der bezüglichen Literatur ein.

5. Hoffmanns Lehrbuch der Geschichte, II. Heft, Römische Geschichte, ist eine, was Oekonomie der Anlage und faasliche Darstellung betrifft, sehr achtbare Leistung.

Graz.

F. Kronen.

Programmenschau.

1. C. Burkhard: Lectiones codicis Śākuntali Bīkānirāṇa.

Dem achten Jahresberichte über das k. k. Franz-Josephs-Gymnasium, Schuljahr 1882–83, schickt Herr Director C. Burkhard, welcher sich durch seine Ausgabe des Śākuntala nāṭaka den Sanskritisten schon vor Jahren als Fachgenosse bekannt gemacht hat, einige Notizen über zwei von dem Referenten entdeckte Mss. des berühmten Drama des Kālidāsa, sowie eine sehr sorgfältige varietas lectionum eines derselben, des Codex von Bīkāner, voraus. Obschon die Bīkāner Handschrift sich weder durch hohes Alter noch durch besondere Correcturauszeichnet, so ist eine genaue Vergleichung derselben keineswegs nutzlos. Denn unter den europäischen Gelehrten zugänglichen und collationierten Mss. des Śākuntala fand sich bisher keine, welche aus dem Nordwesten Indiens, dem Gebiete von Rājputānā, stammte. Bei der großen Mannigfaltigkeit der örtlich von einander geschiedenen Recensionen des Śākuntala, unter denen die sogenannte Devanagari – Redaction in Central-Indien, im Westen und im Marāṭhischen Norden des Dekhans, die Bengalische im Osten, die südliche in den von den Dravidern bewohnten Theilen des Dekhan, und die Kasmirische im äußersten Norden sich finden, ist es für die Kritik von großem Interesse den Charakter der Handschriften kennen zu lernen, welche den bisher noch wenig durchforschten Theilen Indiens entstammen. Das wichtigste Resultat von Burkhard's Untersuchung ist nun, dass das Gebiet der Devanagari-Recension sich auch über Rājputānā erstreckt. Denn die von ihm entdeckte Handschrift, welche wie das Colophon beweist, in Bīkāner mehr als zwei hundert Jahren (Vikramā) Samvat 1688 oder 1631–32 Chr. geschrieben ist, stimmt im wesentlichen mit Burkhard's eigenen und Böthlingk's Ausgaben des Śākuntala. Die angegebenen Varianten

enthalten auch im einzelnen manches Beachtenswerte. So ist es interessant zu bemerken, dass der Held stets *Duhkhanta*, nicht wie in den meisten Devanāgarī-Mss. *Dushyanta* genannt wird. Da im Nordwesten und Norden Indiens *sha* stets wie *kha* gesprochen wird, so werden die beiden Zeichen häufig, wie auch diese Handschrift zeigt, für einander gesetzt. *Duhkhanta* steht deshalb für *Dushhanta*, was, wie die Vedischen Texte beweisen, entschieden die richtige Namensform ist. *Dushyanta* ist weiter nichts als ein Schreibfehler für *Dushhanta* (दुष्यन्त für दुष्मन्त) und sollte überall corrigiert werden.

Borkhard fügt seiner Abhandlung ein sehr gelungenes Facsimile einer Seite des Kasmirischen Codex des *Sākuntala* bei und verleiht eine eingehende Bearbeitung dieses wichtigen Documentes. Hoffentlich erlauben ihm seine mühevollen Amtsarbeiten dies Versprechen bald zu erfüllen.

Wien.

G. Bühler.

2. A. Baran, Zur quantifizierenden Aussprache des Lateinischen. Jahresbericht des k. k. Obergymnasiums in Krems am Schlusse des Schuljahres 1882.

Der Verfasser versucht es auf Grund seiner Erfahrungen die Grenzen anzugeben, innerhalb deren die richtige Aussprache des Lateinischen an unseren Gymnasien durchgeführt werden soll. Da er wünscht, zu beachten sich die in Praxis stehenden philologischen Lehrer über diesen Gegenstand zahlreicher aussprechen, als es bisher geschah, und schon in allen Classen des Obergymnasiums Latein unterrichtete, halte ich die Anzeige dieses Programmes für eine passende Gelegenheit meine darauf bezügliche Ansicht bekannt zu geben. Dass dabei für eine Programmanzeige übliche Raum ein wenig überschritten wird, möge gütigst entschuligt werden. Ehe ich den Vorschlag Baran mittheile, will ich bemerken, dass nach meinen Erfahrungen die einzige fehlerhafte Aussprache nicht so in falscher Betonung als in Vernachlässigung der Quantität bestand. Einsilbige Wörter sprach man zum aus, so unterschiedslos: *cor—cōr*, *vas—vās*; in zweisilbigen Wörtern war die erste Silbe betont und wurde infolge dessen, wie selbst im Deutschen, lang gesprochen; es wurde kein Unterschied gemacht zwischen: *liber—liber*, *edo—ēdo*; in drei- und mehrsilbigen Wörtern wurde bei vorletzter langer Silbe diese betont und lang gesprochen, war sie kurz, so hatte die drittletzte den Ton und wurde betont; man machte keinen Unterschied zwischen: *populus—pōpulus*, *lāgimus—lāgimus*. Alle übrigen Silben, auch die Endungen, blieben im ganzen ganz unberücksichtigt. Wurde gegen die Betonung von Abiturienten und Seminaristen verstoßen, so ist daraus meines Erachtens nicht zu folgern, dass man nicht einmal über die an sich einfache Betonungsregel im klaren war; vielmehr verhält es sich damit so, wie mit vielen anderen Dingen, die richtig gelehrt und gelernt, doch nicht immer richtig angewandt werden. Wie verhält sich nun B. zu dieser Aussprache? Von einsilbigen Wörtern spricht er nicht; nach dem auf S. 5 und 14 über zweisilbige Wörter Gesagten scheint er es hier beim stillen belassen zu wollen; betreffs der drei- und mehrsilbigen Wörter beschränkt er sich darauf, die Quantität der vorletzten Silbe dem Schüler gut einzuprägen, schließlich will er die Quantität der Endungen beachten lassen. Vergleicht man diese Forderungen mit dem, was bisher üblich war, wird man wohl einen zu kleinen Schritt zum Besseren wahrnehmen, als dass man sich bei demselben beruhigen könnte. Der richtigen Aussprache in größerem Umfange Geltung zu verschaffen, dafür spricht mehr als ein Grund, unter anderem auch der mit Rücksicht auf die

Metrik vorgebrachte, welchen B. vergebens abzuschwächen sich bemüht, der Schüler soll nicht bei einem Gedichte nach dem auswendig gelernten oder vorgeschriebenen Schema die Längen und Kürzen herausfinden, sondern auf Grund der Längen und Kürzen das Metrum entwickeln. Ich wünsche die Quantität aller Vocale berücksichtigt, Ausnahme derjenigen, welche vor zwei Consonanten oder vor einem Doppelconsonanten stehen, weil diese für die Dichter gleichwertig waren und somit kein merklicher Unterschied beim Sprechen vorhanden konnte; nur die Quantität eines Vocale vor Muta mit l oder r ist die eines Vocale vor einfachem Consonanten ausdrücklich zu bestimmen. Man wird diese Forderung nicht zu hoch finden, wenn man bedenkt, dass die Quantität der Endungen bei der fortwährenden Vertheilung derselben keine besonderen Schwierigkeiten bereitet und dass Vocale vor Vocalen oder einfachem h, ferner die Diphthonge und daraus hervorgegangenen Vocale sich in einem abthun lassen. Gespenst der Überbürdung schreckt mich nicht. Auch muss damit der erste Unterricht begonnen werden. Die Schwierigkeiten, welche dem neu eintretenden Schüler das richtige Sprechen der Muttersprache verursacht und welche B. bestimmen, so mäßige Forderungen betreffend die lateinische Aussprache zu stellen, scheinen mir gerade dafür zu sprechen, auf dieser Stufe das Richtige zu lehren, damit sich der Schüler ebenso im Latein, wie in der Muttersprache anfangs eine unrichtige und später erst mit vieler Mühe die richtige Aussprache aneignet. Natürlich darf man auf die Aussprache nur die ihr gebührende Aufmerksamkeit verwenden, nicht aber die 'ganze', auf Kosten der Formen- und Formenkenntnis. Vollkommen Recht hat B. darin, dass im Vocabular des Übungsbuches und in dem des Schülers nur die Längen ausdrücklich bezeichnet werden sollen. Weiter stimme ich mit B. hinsichtlich der Aussprache von ci und ti usw. überein; auch für mich sind das brennenden Fragen, wiewohl es mich nicht wundern würde, wenn ich vernähme, dass an diesem oder jenem Seminar die richtige Aussprache eingeführt wurde; die 'Verwirrung', die daraus entstünde, wenn im wöhnlichen Leben Nation mit Assimilation, in der Schule dagegen ohne Assimilation gesprochen würde, war für mich nicht befremdend, es der Fall ist, wenn ich das Wort Major höre, das im Latein maior lautet.

Dies ist das Ziel, auf welches nach meiner Meinung hingearbeitet werden soll und kann; man wird dabei auf eine quantitative Aussprache dringen können, ohne Verstöße dagegen, was B. befürchtet, irgendwie zu überschätzen. Zum Schlusse sei noch bemerkt, dass auch eine griechische Quantitätsfrage gibt, und dass es wünschenswert ist, in der Formenlehre und in Vocabularen die langen α, ε, ι, η, ω zu zeichnen und beim Lesen zu berücksichtigen. — Die Druckfehler der vorliegenden Programmaufsätze stören sonst den Sinn nicht. Nur auf S. 4, wo ein unrichtiger Beistrich aus Laurentius Valla einen Laurentius und einen Valla macht.

St. Pölten.

Franz Sch.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Kritisch-exegetische Studien zu Antiphon.

II β 10: Können die Worte des Angeklagten εἰ καὶ εἰκότως ἀνέχεσθαι nur als momentanes Zugeständnis (vgl. γ 8, δ 10), um die Berechtigung seiner Forderungen zu erhöhen, nicht als eigene Meinung desselben angesehen werden, da er das gerade Gegen-
theil zu beweisen hatte (vgl. II α 2—9; β 2, 3, 4; γ 5, 7, 8; δ 4 ff.). Der jenen Worten zugrunde liegende Gedanke ist: „Mag ich auch der Wahrscheinlichkeit nach, wie die Gegner behaupten, der Mörder sein, so bin ich es doch in Wirklichkeit nicht und daher mit um so größerem Rechte freizusprechen. Denn der Schein ist gegen mich, und ich mich gegen große Unbilden wiederholt zur Wehre setzte, und man darf nicht die scheinbaren, sondern nur die wirklichen Schulden verurtheilen.“ Die folgenden Worte: ἐγὼ τε . . . αὐτόν würden aber dieses Zugeständnis zunichte machen, wenn sie in dem von Maetzner (vgl. Antiphontis orationes XV. rec. Ed. Maetzner. Berol. 1838, p. 159) angegebenen Sinne: „Suppleas potius oportet progressis εἰ ἀνέχεσθαι: me, si interficissem hominem, periculum est graviter laesum iniuriam propulsaturum fuisse gedeutet werden, d. h. wenn der Angeklagte wieder die Nichtigkeit der Be-
hauptung der Gegner, er sei der Mörder, darlegen wollte. Und hatte er nicht von dem Todten schon vieles erdulden müssen (vgl. α 5: β 2, γ 3, 7, 8)?

Jene Worte dienen 1. zur Begründung des den Gegnern ge-
machtten Zugeständnisses, warum der Schein auf ihm lastet; 2. können sie als Erwiderung auf II α 6 εἰκότως ἀμυνόμενος τὴν ἔχθραν ἀνέχεσθαι τὸν ἄνδρα gefasst werden. Aus diesen Gründen, wie auch die Conjectur Jernstedts (vgl. dessen observat. Antiph. Petrop. 1878, p. 9), welcher sich in der Erklärung der Stelle an Maetzner anschließt, μεγάλα αὖ . . . ἡμυνόμεν nicht zu billigen, hingegen mit Kayser (vgl. Rh. M. XII, 337) statt der überlieferten Aoristform αὖ μυνόμεν zu lesen. Auch fällt mit unserer Erklärung die von Jernstedt in den Worten gesuchte Zweideutigkeit (vgl. a. a. O. p. 9) oder Spitzfindigkeit (vgl. a. a. O. p. 18) hinweg.

son, Gott. 1877, p. 24). *μᾶλλον* ist in der überlieferten Wortstellung nicht haltbar. Die von Blass versuchte Umstellung *ἄ μᾶλλον* wurde zwar nicht dem Sinne widersprechen, ist jedoch nicht nothwendig; *εἰκὸς ἦν* genügt. Auch gebraucht Ant. durchwegs nur *εἰμαρον* (vgl. II β 3, 8; γ 5; δ 4; IV γ 2). *μᾶλλον* ist sonach als mangelnde Wiederholung des um eine Zeile höher stehenden *μᾶλλον* (vgl. δ 4 *μᾶλλον ἦ*) zu tilgen.

II δ 7 ist die Überlieferung: *ἐλεγχος ἔσται* in *ἐλεγχός ἐστι* zu corrigieren. Denn der *ἐλεγχος* (Beweis) ist die *μαρτυρία* des Slaven, wie der Zusammenhang der Stelle und ein Vergleich mit δ 10 bezeugt (vgl. α 9; β 7; γ 4). Diese ist aber gegeben. Der Angeklagte hatte, um zu beweisen, dass die *μαρτυρία* des Slaven um nichts glaubwürdiger sei als die eines Freien, die Behauptung ausgesprochen, dass 1. der Slave (in Wirklichkeit) keinen Beweis, nicht einmal auf der Folter, erbracht, und 2. im Falle einer falschen Aussage keine Strafe zu gewärtigen habe. Der letztere Punkt braucht, weil selbstverständlich, bei dem Zustande des Slaven (vgl. α 9; γ 2; δ 5), der zur Zeit der Verhandlung auch als todt zu denken ist, nicht des weiteren erörtert und bewiesen zu werden. Dagegen warfte der erste Theil der Behauptung einer näheren Begründung. Dies geschieht durch Vermittlung einer rhetorischen Frage, in welcher der Redner, um einem möglichen Einwurfe zu begegnen, scheinbar selbst seine eigene Aussage corrigiert, in Wahrheit aber selbst den Beweis für dieselbe folgen lässt. Der Sinn der Stelle ist demgemäß folgender: „Oder welcher Art ist der Beweis? Keiner. Wenn *ἀκινδύνως* δὲ *μᾶλλον* *μαρτυρεῖν* . . . οὐδὲν *θανάσιον* ἔσθαι . . . *πεισθεὶς καταπειθεσθαί μοι*, d. i. 1. war die *μαρτυρία* mit keiner Gefahr für ihn verbunden (*ἀκινδύνως* δὲ A pr.; δὲ ist ferner unter Hinweis auf *ποῖ* (Reiske) *δίχην* δώσει und dient zur Begründung des folgenden), 2. ließ er sich, ohne etwas erdulden zu müssen, zu einer Lüge bewegen. Auch vermag ich weder in den Isotologien, noch in den wirklichen Reden einen ähnlichen Frage Satz ausfindig zu machen, in dem für das Präsens einer vorliegenden Thatsache das Futurum eingetreten wäre. II δ 10 *ὁ τε ἐλεγχος οὐκ ἔστι* bestätigt meine Ansicht. Das Futurum ist wohl durch ein Versehen eines Schreibers im Hinblick auf *δώσει* entstanden; auch mag zu diesem Fehler das α von *ἀκινδύνως* das Seinige dazu beigetragen haben. Darnach bedarf es weiter keiner Worte, dass die von Maetzner (vgl. a. a. O. 169) und Kayser (vgl. Rh. M. XII, 228) orthographirte Überlieferung *οὐ* (A: *τι οὐ* N. m. 2 super i add. να) mit *ἄ* (Reiske: *ἦ*) mit der darauf sich gründenden Conjectur Dobrees (vgl. Advers. I, 147) *οὐ* *δίχην* *δώσω*, *εἰ τις ἐλεγχος ἔσται*, *ἀκινδ.* *διὰ τοῦτο γε μᾶλλον* . . . unhaltbar ist. Ob aber die von Sauppe (vgl. Quaest. Ant. 9—10) gebilligte, von Blass und Jernstedt aufgenommene Conjectur Reiskes *ποῦ* das Wahre trifft, bezweifle ich, da es sich nicht um das wo, sondern um das Gestraftwerden im allgemeinen handelt. Sollte nicht N pr. die Spuren der richtigen oder

einer doppelten Lesart seiner Vorlage verrathen: τί δίκην δώσει. οὐ δίκ. δ., und das letztere eine erklärende Randbemerkung des ersteren sein? Das οὐ konnte sich auch aus dem vorangehenden οὐκ und οὐδέ eingeschmuggelt haben in ähnlicher Weise wie ἦ vor dem εἰ des Verbums δώσει verdrängt wurde, wenn nicht hier der Itacismus, der in der Aussprache zwischen η und εἰ (= ι) keinen Unterschied machte, im Anschlusse an δώσει diese irrige Schreibung herbeiführte (vgl. II β 9 καταλειφθεῖς A pr., corr.²: III δ 3 πρᾶσκει A pr.; umgekehrt η für εἰ I 3 ἀπειλημένῳ N, V 66 εὐπορεῖτε N usw.). Die Worte lauten daher: ὁ δὲ οὐκ... τί (= wie, inwiefern) δίκην δώσει; ἦ τις ἑλεγχός ἐστιν; ἀκινδύν. δέ.. Ad. Bohlmanns Coniectur: οἱ δίκην δώσει, εἰ τι ἑλεγχθήσεται (vgl. a. a. O. 12), welche übrigens dem oben angegebenen Zusammenhange widersteht, erinnert unwillkürlich an Maetzners (vgl. a. a. O. 169) Bemerkung: 'verba εἰ τις ἑλεγχος ἔσται idem significant, quod εἰ τρόπῳ τιμῇ ἑλεγχθήσεται ψευδόμενος'. Bohlmann theilt mit andern die falsche Ansicht, dass unter ἑλεγχος die 'quaestio tormentis habita' zu verstehen sei. Ich will nicht untersuchen, ob es möglich ist, den Worten ἑλεγχον παρασχὼν οὐδὲ βάσανον jene Bedeutung zu unterstehen, wo man erwarten sollte: ἑλεγχον παρὰ (I 6, oder ἐκ VI 25) τῆς βασάνου oder τῇ βασάνῳ βασανιζόμενος (V 42, 49) oder einfach βασανιζόμενος (V 32, 38, 41, 42, 49, 54, 56) παρασχὼν. — ἑλεγχ. παρ. kann in der Bedeutung „Untersuchung“ wohl von den beiden streitenden Parteien (vgl. I 7, 12; V 38; VI 26, 27), nicht aber von einem mit in die Untersuchung gezogenen Sklaven gebraucht werden. Für die Bedeutung „Beweis“ vgl. II δ 10; VI 24, 25. Nach der von mir gegebenen Erklärung ist auch in ἦ τις ἑλ. ἔστιν (II δ 7) nicht mit Maetzner (vgl. a. a. O. 169) die Bedeutung „Überführung“, welche dieser ebenfalls für II δ 10 ἑλεγχος οὐκ ἔστι in Anspruch nimmt (anders II γ 9, wie ein Vergleich von II α 9—10 mit δ 10 πάντων δὲ τῶν... ἑλεγχθέντων lehrt), sondern die von „Beweis“ anzunehmen. βάσανος ist II δ 7 der durch die Folter erbrachte Beweis. Dass βάσανος in der allgemeinen Bedeutung „Beweis“, dazu in derselben Verbindung mit διδόναι wie ἑλ. (vgl. Plat. Leg. X, 891 A; Phaedr. 273 C; Apol. 39 C; Andok. I, 150 usw.), nicht zu den Seltenheiten gehört, zeigt Xenoph. Cyr. VII, 5, 64; Arist. Thesm. 801; Dio Chrys. I p. 41 (Dind.) usw. Warum sollte demnach das Wort nicht hier die aus dem Zusammenhange sich ergebende Bedeutung von Beweis durch die Folter (= Geständnis des Sklaven) besitzen? Vgl. Harpoer. Lex. s. v. βάσανος: . . . ὁ Γλαυκίδης δ' ἐν τῇ κατ' Ἀντίον τὰ ἐν ταῖς βασάνοις εἰρημμένα ἐπὶ τῶν βασανιζομένων καὶ ἀναγκαζομένων βασάνους ὠνόμασε.

Im folgenden kann ich die Umstellung der Worte ἀκινδ. δε μέλλων μαρτυρεῖν οὕτως τε gegenüber der Überlieferung ἀκινδ. δε οὕτως τε μέλλων μαρτ., wie wir sie bei Blass und Jernstedt finden, nicht billigen. Es zeugt dies von dem Bestreben Blass', mehr Symmetrie in die nach der λέξις παρακείμενῃ gebaute Periode zu

bringen. Aber abgesehen davon, dass sich diese Symmetrie nur auf die Antithese οὐτός τε οὐδὲν . . . ἐπαθεῖν . . . ἐγὼ τε . . . παροχόμεν erstreckt, während sich in der Beschaffenheit der übrigen Wörter und in der Länge der Glieder Concinnität und Symmetrie vermissen lässt (vgl. Ed. Belling: De period. Antiph. sym. Vrat. 1868, p. 42, 45 ff.; A. Hoppe: Antiph. spec. diss. Hal. 1874, p. 33; Blass: Die Att. Bereds. I, 129), geht durch jene Wortstellung eine der wesentlichsten Eigenheiten des Autors verloren, gleich im Beginne der Periode ihren Charakter zu kennzeichnen (vgl. O. Müller. Gr. Lit. II. 333; Belling a. a. O. 54). Ferner verlangt der Gebrauch der Partikeln τε—τὲ jene durch die Überlieferung gebotene Stellung der Wörter (vgl. Schäfer a. a. O. 7).

II δ 10 gehört unter jene §§., welche den Herausgebern und Erklärern Antiphons viel Kopfbrochen machen. Die Schwierigkeit liegt vor allem in der Überlieferung τὰ δὲ εἰκότα ἄλλα . . . Sauppe conjiciert ἄλλα (von Franke N. Jahrb. f. cl. Phil. XXVIII, 75 gebilligt; Spengel (Rh. M. XV II, 169) τὰ δὲ τ' εἰκότα τὰ τ' ἄλλα (vgl. Schäfer a. a. O. 10; Jernstedt a. a. O. 12). Alle diese Conjecturen geben keine Befriedigung, daher auch Blass und Jernstedt ἄλλα in ihren Ausgaben beibehalten haben. Meine Ansicht ist folgende: Man könnte versucht sein zu glauben, dass weiter unten τὰ δὲ εἰκότα . . . ὅσα und τὰ τε τεκμήρια . . . ἐδύλωσα dasselbe nur in etwas anderer Form zum Ausdruck bringen und τὰ τε ἔχνη . . . αἰτίων als eine Erweiterung jenes Gedankens zu betrachten sei, zumal wenn man bedenkt, dass, wie ich bei einer anderen Gelegenheit nachzuweisen gedenke, in den Tetralogien τεκμήρια und εἰκότα in der Bedeutung nicht wesentlich von einander verschieden sind. Dieser offenbar überflüssige Zusatz (τὰ τε τεκμήρια . . . αἰτίων) als Interpretation gestrichen und ἄλλα mit dem folgenden γὰρ eliminiert, würde der ganzen Stelle einen halbwegs verständigen Sinn geben; allein man würde bei dieser radicalen Conjectur übersehen, dass τὰ τε ἔχνη . . . αἰτίων und ὅτε γὰρ . . . οὐκ ἔστι einen deutlichen Hinweis auf γ 10 enthalten, der in diesem Falle zur Hälfte in sich zusammensinken würde. Der Angeklagte sucht δ 10 gegen γ 8, 9 und 10, in welcher letzterem Paragraphe die Beweisarten der Kläger in die εἰκότα und μαρτυρία unterschieden werden (vgl. II α 9, 10), Front zu machen. Da der Redner gegen die μαρτυρία des Slaven auch nur εἰκότα (erst in letzter Stunde bringt er seine Slaven ins Treffen II δ 8) geltend machen kann δ 8 (vgl. β 7, 8; γ 4, 5; δ 7), so sind alle seine Beweise Wahrscheinlichkeitsbeweise. Daher umfassen τὰ δὲ εἰκότα (δ 10), die sich an den allgemeinen Ausdruck der Kläger ἐπὶ τῶν εἰκότων γ 8, ἐκ δὲ τῶν εἰκότων . . . δ 10 anschließen, obwohl diesen noch die μαρτ. des Slaven zur Seite stand, alle Beweise, welche der Redner in seiner Vertheidigung vorgebracht hat (vgl. γ 9), also auch die, welche die Un glaubwürdigkeit der Aussage des Slaven beweisen sollten.

τά τε τεκμήρια (δ 10) im engeren Sinne sind die εἰκότα des Angeklagten, welche denen des Klägers gegenübergestellt werden, die den Verdacht auf die Schuld von andern auf ihn zu lenken bestimmt waren (vgl. α 5; β 3, 4, 10; γ 8; δ 3). Schöll scheint von demselben Gedanken geleitet gewesen zu sein, als er ἄλλα in ἀπαντα änderte (vgl. N. Jahrb. f. cl. Phil. CIII, 306).

Ich conjecture: τὰ δὲ εἰκότα οἱ πρὸς αὐτῶν (τοῖτων), ἀλλὰ πρὸς ἐμοῖ . . . ; vgl. unten: τὰ τε τεκμ. ἐμὰ, οἱ τοῖτων ὄντα ἐδῆλωσα.

Diese Antithese zweier Begriffe oder Gedanken (in verschiedener Form durch οἱ (μὲν) — ἀλλὰ ist insbesondere in den Tetralogien gäng und gäbe (vgl. Belling a. a. O. 24, 29; Ph. Both: De Ant. et Thucyd. gen. dic. Marb. 1675. 27—28): Vgl. 1. die Antithese zweier Begriffe: II β 5, 12; γ 5, 8; δ 8, 10, III β 8; γ 7, 11; δ 2, IV β 1, 2, 3; δ 6 zweimal, 8, V 41, 85, 94, VI 18, 24, 36, 8 die zweier Gedanken: II α 7; β 2, 5, 6; γ 4; δ 3, 10 zweimal, III β 3, 7; γ 6, 11, 10 zweimal; δ 3, 4, 5, 6, 9, 10 zweimal, V 8, 10, 13 zweimal, 14, 16 zweimal, 21, 22 zweimal, 25, 29, 41, 46, 63, 66 zweimal, 69, 71, 77, 86, 89, 90, VI 1, 2, 6, 7, 11, 34, 46.

μᾶλλον verstärkt den Ausdruck, indem es gleich 'potius' dazu dient, einen Gedanken durch einen anderen zu berichtigen oder ihn einen solchen entgegenzustellen. Die gewöhnliche Verbindung ist μᾶλλον ἢ (vgl. β 3, 8; δ 2, 4, 5 2m, III γ 6, 10, IV β 8; δ 2, V 59, 92, Kühner Gr. Gr. II 1. §. 542, 3).

Nachträglich finde ich, dass A. Bohlmann in der mir nach Abschluss dieser kritischen Untersuchungen zugekommenen, citierten Schrift p. 13 nach kurzer Polemik gegen Mastruer und Spengel ohne jede weitere Begründung besagte Stelle in derselben Art verbessern will. Er sagt: Itaque lacunam statuendam esse existimo, quibus codices Antiphontei paene scatent. Hanc vero lacunam sic expleo: τὰ δὲ εἰκότα οἱ πρὸς τοῖτων, ἀλλὰ πρὸς ἐμοῖ μᾶλλον ἀποδ. ὄντα." Weiter conjecturiert Bohlmann (a. a. O. 13: vgl. Reiske Orat. Att. VII, 656) in der Meinung, es sei unter ἔλεγχος die peinliche Untersuchung auf der Folter zu verstehen, ὅτι ἔλεγχος statt ὅτε ἔλ. ohne zu bedenken, dass eine solche Aussage im vorliegenden Falle nicht möglich und auch nicht nothwendig war, nachdem der Slave auch ohne βάσανος seine Aussage gemacht hatte (vgl. II α 9; β 7; γ 4). Was soll ferner die Nebeneinanderstellung von οὐκ ἔλεγχον οὐκ βάσανον . . . für einen Zweck haben, wenn ἔλεγχος jene Beden- tung hätte?

Die μαρτυρία ist nach dem II δ 7 geführten Beweise kein ἔλεγχος, weil sich der Slave überreden ließ, eine falsche Aussage zu machen und hiebei nichts zu riskieren hatte. ὅτε ἔλεγχος οὐκ ἔστι steht zu τὰ τε ἔχρη . . . ἐν' αὐτῶν in demselben Verhältnisse wie ὅτε γὰρ καταμαρτυρῶν . . . ὦν zu τὰ τε τεκμήρια . . . ἐδῆλωσα.

ὁ τε γὰρ καταμαρτυρῶν . . . οὐκ ἔστι ist die Antwort auf den zweiten Theil von λέγομεν δ' ὑμῖν, εἰ μήτε ἐκ τῶν εἰκότων μήτε ἐκ τῶν μαρτυρουμένων οὗτος γιν' ἐλέγχεται, οὐκ ἔστιν ἐκ τῶν διωκομένων ἐλέγχος οὐδεὶς mit der sich in umgekehrter Reihenfolge anschließenden Begründung (σαφῆ μὲν γὰρ . . . ἀποκρίναι αὐτόν; γ 9—10, sowie τὰ τε τεκμήρια . . . ἐπ' αὐτῶν (δ 10) jenem ersten Theile und seiner Begründung entgegengestellt werden. Jernstedt corrigiert (vgl. a. a. O. 12) mit Recht τοῦτου in ταύτων ὅσα ἐδύλωσα.

Böhlmanns Bemühen, die Überlieferung aufrecht zu erhalten, indem er in τοῦτου einen Hinweis auf den Schlägen erblickt, muss als fruchtlos bezeichnet werden. Denn erstens kann bei der Gegenüberstellung der τεκμήρια in τὰ τε τεκμήρια ἐμὰ, οὐ τοῦτου (codd.) ὅσα ἐδύλωσα doch nur von jenen τεκμήρια die Rede sein, welche der einen oder der anderen Partei d. i. den Klägern oder dem Angeklagten zugute kommen. Zweitens ist die μαρτυρία, auf welche die Gegner pothen, unmittelbar im Vorangehenden (ὁ τε γὰρ καταμαρτυρῶν . . .) angeführt worden; demnach können nur unter τεκμήρια, wie schon die Concinnität verlangt und das folgende τὰ τε ἔχνη τοῦ φόρου . . . ἐς τοὺς ἀπολυομένους ἀπ. ἐπ' αὐτῶν zeigt, die εἰκότα verstanden werden, mittels welcher der Kläger jeden Verdacht von andern auf den Redner ableiten wollte (vgl. II, α 2, 5; β 4).

III β 3. Blass schreibt in der zweiten Ausgabe statt ἔβαλε μὲν, οὐκ ἀπέκτεινε δὲ οὐδένα (οὐδένα om. Apr.): ἔβαλε μὲν οὐδένα οὐδ' ἀπέκτεινε . . . unter Heranziehung von III γ 5: <ὅς> μήτε βάλειν μήτε ἀποκτεῖναι φησι τὸ μισγάκιον. Dasselbe besagt die von Blass unabhängige Conjectur des Ignatius' (vgl. dessen Diss. De Ant. Rhemn. elocut. Gott. 1882, p. 13). Ich glaube die Überlieferung zu Schutz nehmen zu müssen. Redner leugnet in β nicht das Tödteten, obwohl dies mit großer Reserve und einer gewissen Scheu geschieht; er construiert β 3 ἔβαλε ohne Object (sc. αὐτόν), und im folgenden bedient er sich durchwegs der passiven Form (β 4 ἐβλήθη, β 5 βλήθητος, βλήθεις, ἐβλήθη). III δ lauten die beabsichtigten Aussagen viel klarer und lassen keinen Zweifel an der Richtigkeit der Überlieferung in III β 3 übrig (vgl. III δ 6: οὐκ ἀνέβαλεν αὐτόν . . . ; 7 πῶς ἂν ἐφυλάξαιτο μηδένα βαλεῖν; der Zusammenhang dieser Stelle mit β 5 zeigt, dass die Worte nicht ex adversarii sententia et hypothetica, wie Ignatius meint (vgl. a. a. O. p. 13), gesprochen sein können). Der Vertheidiger bestreitet nur, dass der Jüngling jemanden außerhalb des Zieles getödtet habe (vgl. β 5 οὐδένα γὰρ ἔβαλεν τῶν ἀπὸ τοῦ σκοποῦ ἀφεστώτων; vgl. δ 6, 7) oder verwundet habe (β 4: εἰ μὲν γὰρ τὸ σκόντιον ἔξω τῶν ὄρων τῆς αὐτοῦ πορείας ἐπὶ τὸν παῖδα ἔκτεχθ' ἐκρῶσεν αὐτόν . . .). Deshalb werde jenem auch mit Unrecht der Vorwurf des Mordes gemacht (vgl. β 3, 4, 5); denn der Tod falle nicht ihm, sondern dem Fehlenden zur Last (vgl. β 6 bis 9; δ 5—8). Der Kläger gibt aber dem, was der Vertheidiger in

bestimmter Richtung gesagt wissen wollte (er habe niemanden außerhalb des Zieles getroffen) eine ganz allgemeine Färbung (vgl. γ 5: τὸν μὲν βαλόντα καὶ ἀποκτείναντα οὔτε τρωῆσαι οὔτε ἀποκτεῖναι φησι . . . mit (ὅς) μήτε βαλεῖν μήτε ἀποκτεῖναι φησι τὸ μισράκιον [γ 5]), um die dem Augenscheine widerstrebende Behauptung des Gegners ad absurdum zu führen und ins Lächerliche zu ziehen, da nach der gewöhnlichen Anschauung der Treffende (Werfende) auch der Mörder ist (vgl. III α 1—2), der Treffende aber im vorliegenden Falle niemand anderer als der Jüngling war (vgl. γ 7 τίς ὁ βαλὼν . . . [A corr.²]). Daher auch der Vorwurf der Spitzfindigkeit (vgl. γ 3: δ 2; β 2), während der Vertheidiger mit Recht entgegenhalten konnte, dass er die Vertheidigung nicht verstanden habe (vgl. δ 1). Kurz, wir haben in γ 5 eine absichtliche Übertreibung und Entstellung der Worte des Gegners vor uns, wie dies γ 4 im Vergleiche mit β 6 ist. Und verhält es sich etwa mit der kecken Behauptung des Klägers III β 5: οὔτε τρωῆσαι . . . φησι anders, wenn wir auf β 4: εἰ μὲν γὰρ ἔτρωσεν αὐτόν . . . blicken? Dass sich im übrigen der Kläger im Gegensatze zu seiner Äußerung γ 5: ὅς μήτε βαλεῖν . . . φησι τὸ μισράκιον (vgl. γ 7: ἢ οὔτε ἐβάλεν οὔτε ἀπέκτεινεν) der wahren Worte des Gegners bewusst war, scheint mir aus γ 5: τὸν μὲν βαλ. . . οὔτε ἀποκτεῖναι φησι und γ 7 τὸ παράπαν δὲ ἀγνοούμενος (mit A corr.² und Jernstedt) μὴ ἀποκτεῖναι αὐτόν hervorzugehen, wo das Werfens, resp. des Nichtwerfens (Nichttreffens) mit keinem Worte gedacht wird. Dem Kläger war es nicht so sehr darum zu thun, den Gegner zu widerlegen, als vielmehr ihn lächerlich zu machen in der Meinung, mit einer eventuellen Rectificierung seiner Klage auf freiwilligen Mord mehr Glauben zu finden, als jener mit seiner vermeintlichen Behauptung, nicht geworfen (getroffen) zu haben.

Einen positiven Beweis erbringt der Kläger nicht, außer etwa III γ 7 τίς ὁ βαλὼν . . ., der aber auch zur Voraussetzung hat — was gerade der Vertheidiger bestritten hatte — dass der, welcher geworfen, auch der ἀποκτείνων ist.

III β 3 setzt Blass (vgl. Rh. M. XXI, 274—275) und mit ihm Jernstedt die Worte τοῦ γὰρ (τοῦ δὲ codd.) παιδὸς . . . ἡμῖν, welche gemäß der Überlieferung nach εἰ μὲν γὰρ . . . εἶναι. zu stehen kommen, vor dieses Satzgefüge. Die Gründe, welche Blass zu dieser Umstellung bewogen haben, sind mir nicht recht einleuchtend. Der Redner hat die Behauptung aufgestellt: „Mein Sohn hat in Wahrheit durch den Wurf niemanden getödtet, der andere dagegen gegen sich selbst gefehlt; die Klage ist daher ungerecht.“ Der Beweis hierfür wird in Form einer Antithese erbracht, in welcher durch zwei hypothetische Perioden der Wirklichkeit die Nichtwirklichkeit entgegengestellt wird (vgl. Hormog. π. εἰρ. II, 236 Sp. — Belling a. a. O. 30). Zuerst wird negativ gezeigt, dass der Jüngling nicht der Mörder ist; sodann positiv, dass der Knabe durch sein eigenes Verschulden getroffen

wurde. Daran schließt sich mit Rücksicht auf die oben aufgestellte Behauptung die nothwendige Folgerung — dem $\delta\epsilon$ in $\delta\iota\alpha\ \delta\epsilon\ \tau\eta\ \epsilon\iota\sigma\delta\omicron\tau\epsilon$ ist nicht mit Blass adversative, sondern folgernde Bedeutung beizulegen —: 1. hat er niemanden (außerhalb des Zieles) getroffen, und ist (daher) die Klage ungerecht; 2. ist der Knabe dadurch, dass er in den Wurf des Speeres kam, also durch sein eigenes Versehen gestorben.

Demgemäß entsprechen sich die einzelnen Theile der Behauptung (§. 3), Beweisführung (§. 4) und Folgerung (§. 5) in der angemessenen Aufeinanderfolge (vgl. III γ 4—5), und charakterisirt dies das dem Verfasser der Tetralogien eigene Streben nach Zweifelhafteit und Gegensätzen. Dies alles geht nach jener Umstellung der Sätze gänzlich verloren, zugleich wird die Beweisführung schwach und kraftlos, da dem positiven Beweise der negative zum Vergleich nachhinkt.

Bohlmann scheint derselben Ansicht zu sein, obgleich er jener Umstellung nicht alle Berechtigung absprechen will; er glaubt, dass die unscheinbare Conjectur $\delta\iota\alpha\ \delta\epsilon$ ($\delta\epsilon$ codd.) in $\epsilon\iota\sigma\delta\omicron\tau\epsilon$ vor jener Änderung der Überlieferung den Vorrang verdiene (vgl. a. a. O. 15). Ich weiß nicht, ob wir berechtigt sind, diese in den Tetralogien nur an vier Stellen (II δ 2 $\gamma\alpha\rho\ \delta\epsilon$. . . ; III β 1 $\tau\eta\ \delta\epsilon$. . . ; IV γ 2 $\mu\acute{\alpha}\lambda\lambda\epsilon\tau\epsilon\ \delta\epsilon$. . . ; III δ 8 $\gamma\epsilon\ \delta\epsilon$ (?) . . . vgl. III γ 8: $\epsilon\iota\ \delta\epsilon\ \delta\eta$ Conjectur von Blass [?]) überlieferte Partikel $\delta\eta$ um eine fünfte zu vermehren, die überdies hinsichtlich der Verbindung und Bedeutung dieser Partikel von den andern Stellen, in denen bis auf die verderbte Lesart in III δ 8 und die unhaltbare Conjectur von Blass in III γ 8 im Anschlusse an das Vorangehende etwas Neues hinzugefügt werden soll, das erst einer weiteren Auseinandersetzung bedarf (vgl. Schäfer a. a. O. 39—40; Wetzel: Beitr. zum Gebr. einiger Part. b. Antiph. Progr. Laubach 1879, p. 15—16), ganz abweichen würde. Im folgenden (III β 5) schreibt Bohlmann (a. a. O. 15): $\delta\ \delta\epsilon\ \pi\alpha\iota\varsigma\ \epsilon\iota\sigma\tau\epsilon\rho\ [\acute{\alpha}\tau\epsilon\mu\alpha\varsigma]\ \epsilon\sigma\tau\omega\varsigma$ (vgl. III, γ 10 zweimal; δ 6, 7) mit Einschaltung von $\acute{\alpha}\tau\epsilon\mu\alpha\varsigma$; nicht abel, wenn dadurch der Begriff des Stehens als der des „Ruhigstehens, Stillstehens“ stärker hervortreten soll; aber nicht nothwendig, da $\epsilon\sigma\tau\omega\varsigma$ ohne jeden Anschluss an das unmittelbar vorausgehende: $\sigma\iota\delta\acute{\epsilon}\nu\alpha\ \gamma\alpha\rho\ \tau\omega\upsilon\ \acute{\alpha}\nu\theta\ \tau\omega\upsilon\ \sigma\kappa\omicron\nu\omicron\tau\ \acute{\alpha}\gamma\epsilon\sigma\tau\omega\tau\omega\upsilon$ und an den Gegensatz zum folgenden: $\epsilon\chi\omicron\upsilon\sigma\iota\omega\varsigma\ (\delta')$ $\epsilon\pi\acute{\alpha}\nu\ \tau\eta\varsigma\ \sigma\upsilon\gamma\gamma\alpha\mu\mu\epsilon\tau\ \tau\omega\upsilon\ \acute{\alpha}\chi\alpha\tau\iota\omega\upsilon\ \epsilon\pi\acute{\alpha}\lambda\lambda\epsilon\tau\alpha\iota$ keine andere Deutung zulässt. Schließlich geben die Worte $\sigma\iota\ \gamma\alpha\rho\ \acute{\alpha}\tau\epsilon\ \epsilon\pi\eta\lambda\acute{\iota}\theta\eta\ \acute{\alpha}\tau\epsilon\mu\acute{\iota}\zeta\omega\upsilon\ \kappa\alpha\iota\ \mu\eta\ \delta\iota\alpha\tau\epsilon\lambda\acute{\iota}\zeta\omega\upsilon$ keinem Zweifel an der Richtigkeit der Überlieferung Raum.

III β 6: $\epsilon\chi\omicron\iota\sigma\iota\omega\upsilon\ \tau\iota\ \delta\epsilon\alpha\upsilon\tau\epsilon\varsigma\ \eta\ \pi\acute{\alpha}\sigma\chi\omicron\upsilon\tau\epsilon\varsigma$. . . Pahl (vgl. Antiph. orationes etc. p. 3—4) schreibt mit Recht $\acute{\alpha}\chi\omicron\iota\sigma\iota\omega\upsilon$ für $\epsilon\chi\omicron\iota\sigma\iota\omega\upsilon$; denn nur so erhalten wir einen passenden Sinn. Warum aber $\pi\acute{\alpha}\sigma\chi\omicron\upsilon\tau\epsilon\varsigma$ gestrichen wird (vgl. Spengel Rh. M. XVII, 168; Pahl a. a. O. p. 3—4 und Jernstedt zu III β 6; Blass setzt hierfür $\acute{\alpha}\mu\alpha\gamma\mu\alpha\tau\epsilon\varsigma$ ein), begreife ich nicht; es ist hier sogar nothwendig. Denn

es soll an dieser Stelle gezeigt werden, dass, wer gefehlt und daher Unfreiwilliges gethan hat, in dem Falle, als dieses unfreiwillige Thun für ihn ein Leiden ist (vgl. III, β 6 τῶν παθημάτων αἷτιαι, 8 οἰκείαις συμφοραῖς . . . ; τ' τε πάθος εἰς τὸν δράσαντα . . . ; vgl. δ 10), was doch nicht immer der Fall sein muss (vgl. III β 8 die Unterscheidung zwischen τό τ' ἔργον . . . τό τε πάθος), dass dieser auch die Ursache dieses Leidens ist — durch sein unfreiwilliges Thun (vgl. III β 8 ἀκοσίως δέ . . . οἰκείαις συμφοραῖς κέχρηται . . . ; τό τε πάθος εἰς τὸν δράσαντα ἔλθον . . .). Durch das πάθος hat er, so wird weiter gefolgert, seine durch eigenes Verschulden unfreiwillig vollbrachte That gesühnt (vgl. III β 8 τῆς δ' ἁμαρτίας τετιμωρημένος ἑαυτὸν ἔχει τὴν δίκην . . . ; τὸν δὲ δράσαντα δικαίως ἅμα τῇ ἁμαρτίᾳ τετιμώρηται; vgl. β 11; γ 9; δ 8, 9).

III γ 6 streicht Jernstedt (vgl. a. a. O. 15—16) ὃς ἐπεδέχετο . . . ἀναιρέσθαι und ἀναιρέσεως (Franko: N. Jahrb. f. cl. Phil. XXVIII, 77 bloß ἀναιρέσθαι; ebenso Briegleb: Zur Krit. d. Ant. Progr. Anclam 1861, p. 7 und Blass: Rh. M. XXI, 276). Abgesehen davon, dass es höchst bedenklich erscheint, an zwei verschiedenen Stellen so bedeutende Ausscheidungen vorzunehmen, wenn sich nicht besonders wichtige Gründe dafür geltend machen lassen, muss man sich doch fragen: welches ist jener Zeitpunkt, an dem der Jüngling nicht werfen, der Knabe aber hindurchlaufen konnte, ohne fürchten zu müssen, getroffen zu werden? War er ein allgemein festgesetzter, an dem regelmäßig die Übungen unterbrochen werden mussten, oder war es einfach der Befehl des παιδοτρέφης, der den Knaben zu sich kommen hieß? Im ersteren Falle ist der Vorwurf des Redners begründet und entspricht III β 8; im letzteren dagegen ganz unverständlich, und würde dann die Behauptung des Gegners δ 4 berechtigt sein. Ich conjecturiere daher: (ἐν) ᾧ ἐπεδέχετο . . . ἀναιρέσθαι (vgl. Kühner Gr. Gr. II, 1, §. 451, 4): „gerade zu der Zeit (in dem Augenblicke) von dem παιδοτρέφης abgerufen, in welchem dieser es unternahm, die Speere aufzuheben (oder aufhoben zu lassen).“ Ich gebe zu, dass der παιδοτρέφης nicht zu dem Zwecke da war, um, ohne in K. Fr. Hermanns Versuche der Stärkes Erklärung (vgl. K. Fr. Hermann Gr. Alterth. III, 36, 20; Jernstedt a. a. O. 15) des weiteren einzugehen, die Geschosse aufzuheben. Es steht jedoch der Annahme nichts entgegen, dass der παιδοτρέφης, welcher in der mit dem γυμνάσιον verbundenen παλαίστρα (vgl. III β 3, 7; Herm. a. a. O. III, 36, 20) die Übungen beaufsichtigte und leitete (III β 7; δ 4), auch einen geeigneten Moment bestimmte, in welchem die abgeschleuderten Wurfspieße wieder gesammelt wurden. In einem solchen Zeitpunkte mag er aus dem Kreise der herumstehenden Zuschauer (III δ 5—6) den Knaben mit zu jenem Zwecke herbeigerufen haben (nach der Schilderung des Klägers zu urtheilen). Die Conjectur H. van Herwordens (vgl. Mnemosyne N. S. IX, 205): ἀφέσεως statt ἀναιρέσεως ist nach dem Gesagten

überflüssig. Bohlmann (vgl. a. a. O. 17) conjiiciert: ὡς ἐνεδέχετο τοῖς ἀγωνισταῖς τὰ ἀκόντια ἀναγεῖσθαι mit den Worten: 'id est: eo tempore vocatus a paedotriba, quo licebat adolescentibus tela colligere.' Diese Emendation hätte nur einen Sinn, wenn der παῖς unter die ἀγωνίζοντες gehören würde, nicht unter die Zuschauer (vgl. III § 4, 5, 7; γ 7, 10; δ 5, 6, 7).

III γ 6 liest Franke (N. Jahrb. f. cl. Phil. XXVIII, 77): οὐδὲ οὐδ' εἰς ἑν' οὐδέν οὐδ' εἰς ἑν. Ich schlage vor: εἰς οὐδὲνα οὐδ' εἰς ἑαυτὸν. Vgl. III β 7: περὶ οὐδὲνα οὐδέν ἡμαρτιν; γ 9 εἰς οὐδὲνα οὐδέν ἡμαρτιν (über Coniectur Jernstedts: III δ 5 εἰς οὐδέν ἂν ἡμαρτε, vgl. Jernstedt a. a. O. 16); δ 15 εἰς αὐτὸν ἡμαρτήτως; β 8 ἡμαρτιῶν εἰς ἑαυτὸν.

III γ 6. Blass schreibt nach N. A. pr.: ἐκὼν μὲν οὐκ ἀπέκτεινι, μᾶλλον δὲ ἐκὼν ἢ οὔτε ἔβαλεν οὔτε ἀπέκτεινεν; Maetzner und Jernstedt nach A. corr.² (Bkk., Dobs.) mit Ausfall des ἢ: μᾶλλον δὲ ἐκὼν οὔτε ἔβαλεν οὔτε ἀπέκτ.

Ich halte mit Bohlmann (vgl. a. a. O. 16) die von Blass in den Text aufgenommene Lesart N A pr. für die einzig richtige. Wozu eine hypophyse mit einer Verstärkung verbundene Berichtigung μᾶλλον δὲ ἐκὼν . . . ἀπέκτεινεν, wenn diese Worte im Grunde genommen dasselbe besagen wie ἐκὼν μὲν οὐκ ἀπέκτεινε? Wozu eine zwiefache Betonung und Hervorhebung des unfreiwilligen Mordes, wenn nicht dieses, sondern das ἀποκτεῖνεν überhaupt vom Vertheidiger bestritten wird? Es ist dies umso unerklärlicher, als der Redner vorher (γ 5) behauptet hatte, dass er, wenn er den Jüngling *ἐκὼν ἀπέκτεινεν* angeklagt hätte, mehr Glauben verdienen würde als der Vertheidiger, wenn dieser alles, das Treffen und Töden, in *ἀπρόσῳτον* stellt: auf welche Behauptung er auch sofort mit den Worten *οὐκ ἔστιν ὅτι* (γ 6) die nothwendige Begründung folgen lässt. Unterlassen hören wir hier das gerade Gegentheil. Nicht weniger muss es befremden, wenn unmittelbar auf unsere Stelle das Entgegengesetzte *ἀκούσιως δὲ οὐκ ἔσσαν ἢ ἐκούσιως ἀπέκτεινε* A. corr.² von dem ausgesagt wird, was mit *ἐκὼν μὲν οὐκ ἀπέκτεινε* . . . behauptet wurde, als ob es Sache des Klägers gewesen wäre, einen etwa dem Kaiser gemachten Vorwurf des *ἐκὼν ἀπέκτεινεν* abzuweisen und nicht vielmehr das vom Vertheidiger bestrittene *ἀποκτεῖνεν* überhaupt zu beweisen. Es kann uns daher nicht Wunder nehmen, wenn Latmer (Rh. M. XII, 231) die Worte *μᾶλλον δὲ . . . ἀπέκτεινεν* als überflüssig erklärt mit den Worten: „Nach *πικρὸν σκοπὸν* und *ἀκούσιως* ἐκὼν μὲν οὐκ ἀπέκτεινε und vor *ἀκούσιως δὲ οὐκ ἔσσαν ἢ . . . ἐκούσιως ἀπέκτεινέ μοι τὸν παῖδα* scheint *ἀπέκτεινεν* (acc. Satz) keine rechte Stelle zu haben und durchaus keine Bereicherung des Inhaltes darzubieten.“ Nach obiger Darlegung ist jener Satz nicht nur keine Bereicherung des Inhaltes, sondern gar sinnlos. Anders verhält es sich mit der von Blass aufgenommenen Lesart und Interpunction, durch welche wir den durch den Zusammenhang geforderten Gedanken gewinnen (vgl. Rh. M.

XXVII, 101.; Phil. Anz. IV, 389. — Vgl. dagegen H. comm. de arte crit. in Ant. or. fact. Tur. 1872, p. 23. welcher die gewöhnliche Lesart gegen Blass vergeblich zu vertheidigen sucht. Der Zusammenhang ist folgender: „Würde ich den Jüngling ein beabsichtigten Mordes anklagen, so würde ich mehr Glauben finden als jener mit der Behauptung, weder getroffen noch getödtet zu haben (γ 5). Denn der Knahe dem Befehle des παιδοτρέφης gehorchen, starb ohne sein Verschulden durch die ἀκολασία des Werfenden, indem der Jüngling die rechte Zeit verfehlte und so tödtete, er will zwar nicht sagen ἐκόν, könnte dies aber mit größerem Rechte behaupten, als jener, dass der Jüngling weder geworfen (getroffen) noch getödtet habe.“

Der Kläger will somit seine Klage auf unfreiwilligen Mord nicht modificieren (vgl. α 1—2; γ 7, 10), meint aber, dass er demgemäß des geschilderten Sachverhaltes thun könnte und zwar mit größerem Rechte, als der Vertheidiger jenes behaupten. Daraus folgt aber, dass wir im folgenden (γ 7) statt der durchwegs von Blass Herausgebern aufgenommenen Lesart: ἀκοσίως δὲ οὐχ ἴσσαν ἐκοσίως (A corr.²) mit N A pr.: ἐκοσίως δὲ οὐχ ἴσσαν ἢ ἀκοσίως ἀποκτείναντός μοι τὸν παῖδα schreiben müssen mit consequenter Bedeutung des δὲ, weil in diesem gen. absol. die Schlussfolgerung aus dem vorangegangenen Beweise enthalten ist: „Nachdem (= obwohl) er also um nichts weniger ἐκοσίως als ἀκοσίως getödtet hat . . .“⁴. Selbstverständlich muss auch γ 7 die Lesart N A pr.: οὐδὲν ἴσσαν ἐκοσίως ἢ ἀκοσίως gegenüber der Conjectur A corr.²: ἀκοσίως ἢ ἐκοσίως wiederhergestellt werden.

III γ 7 lautet nach Blass die stark verderbte Stelle: ἀκοσίως δὲ . . . ἀποκτείναντές (ἀποκτείναντός N A pr.) μοι τὸν παῖδα τὸ παράπαν δὲ ἀρνούμενοι (ἀρνούμενον N A pr., ἀρνούμενοι A corr.²) . . . φασιν, ὅς . . . (vgl. Phil. Anz. IV, 389). Jernstedt schreibt: ἀποκτείνας . . . παράπαν ἀρνούμενος . . . φησὶ. Die Versuche beider scheinen mir, wie ein Vergleich der Stellen γ 6 und der Zusammenhang lehrt, nicht haltbar zu sein. Ich conjecturiere nach N A pr.: ἐκοσίως δὲ . . . ἀποκτείναντός μοι τὸν παῖδα (sc. τοῦ μετράχιον; vgl. Kühner Gr. Gr. II, 1. §. 486, über den Sing. vgl. γ 6 ἄκων μὲν οὐκ ἀπέκτεινε; γ 5 ὥστε τὸ μὲν βαλόντα καὶ ἀποκτείναντα . . . ἐγὼ δὲ . . . ἀποκτείνῃ μοι τὸ μειρ.; γ 7 ὅ τε γὰρ ἄκων ἀποκτείνας . . . vgl. β 3, — γ 11 ist οἱ θανατώσαντες dichterisch und δ 8 τοὺς ἀκοσίως ἀποκτείναντας allgemein), τὸ παράπαν ἀρνούμενος μὴ ἀποκτείνειν αὐτὸν (d. i. der Vater des Angeklagten; vgl. γ 5: ὡς τὸν μὲν βαλόντα . . . οὔτε τρωῶσαι οὔτε ἀποκτείνειν φησι. <ὅς> μῆτε βαλεῖν μῆτε ἀποκ. φησι τὸ μειρ. . . β 3, 5, 8—ὅτ' ὑπὸ τοῦ νόμου καταλαβάνεσθαι φησιν (der bloße Inbegriff, deshalb, weil das, was eigentlich vom Sohne gesagt werden sollte auch auf den Vater übertragen wird, indem dieser mit ihm zugleich in Mitleidenschaft gezogen wird; vgl. III, γ 9 φάσκων δὲ αὐ-

μόρτος εἶναι; γ 11 οἱ δ' οἱ θανατώσαντες ἡμᾶς . . . εὖσε-
ποιῖν ἂν; δ 10).

III γ 8: εἰ μὲν γὰρ ὑπὸ . . . μηδὲ δι' ἐπιμελείας . . .
Jernstedt statt des von Blass (Rh. M. XXVII, 101) vorgeschlagenen
ὑπὸ <τοῖς δοῦντος αὐτοῦ> — in der ed. II. denkt er an μη-
δεὶς τῶν ἐξωθέν — wie die Antithese erheischt, ὑπὸ <τῆς
ἀμαρτίας> μηδὲ δι' ἐπιμελείας . . . Der Gedanke entspricht
dem β 6—8 geführten Beweise, dass der, welcher durch eigenen
Fehler unfreiwillig handelt und leidet, auch Ursache dieses Leidens
oder Unglückes ist und mit Recht für seine Fehler bestraft wird;
nur mit dem Unterschiede, dass die Worte dort gegen den Knaben,
hier gegen den Jüngling, welcher des Fehlers beschuldigt wird (γ 6),
gerichtet sind. Daher das erneuerte Bestreben des Vertheidigers
δ 5—7), die ἀμαρτία dem Knaben zuzuschreiben. δ 8 enthält die
Antwort auf γ 7—8 (vgl. dagegen Jernstedt a. a. O. 16).

III δ 5 ist ὁ μὲν γὰρ εἰς οὐδέν' (Jernstedt, Blass) . . . θεωρούμενον
ἵστας verdächtig: 1. Wird in Form einer hypothetischen Periode
ὁ μὲν γὰρ . . . αὐτῷ auch ein Fehler von Seite des Jünglings zu-
gestanden. Damit würde aber nicht bloß die Beweisführung illusorisch,
sondern auch mitten in die Vertheidigungsrede δ ein Gedanke ge-
bracht, der sich weder mit dem Vorangehenden noch mit dem Folgen-
den verträgt, und den Nachweis, dass den Knaben allein die Schuld an
seinem Tode treffe, über den Haufen wirft (vgl. δ 5—6, 7, 8, 9).
Es ändert nichts an der Sache, wenn Jernstedt (a. a. O. p. 16) die
Überlieferung ὁ μὲν γὰρ ἀφ' οὐδέν' ἂν ἡμαρτε wegen auffallender
Euchylogie und mit Hinweis auf γ 6, 9 und β 7 in ὁ μὲν γὰρ εἰς
οὐδέν' ἂν ἡμαρτε und αὐτὸς δ' οὐκ in ὁ δ' οὐκ verändert. 2. Be-
trifft den Ausdruck τὸ βέλος statt des durchwegs gebrauchten τὸ
αἰσῆτιον (vgl. β 3 ὑπὸ τὴν ἀκοντίου φορὰν; 4 ὑπὸ τὸ ἀκόντιον;
5 διὰ τὴν φορὰν τοῦ ἀκοντίου; γ 5 τοῦ ἀκοντίου . . . ; τὸ ἀκόν-
τιον; 6 τὰ ἀκόντια; 10 ὑπὸ τὴν φορὰν τοῦ ἀκοντίου; δ 4 ὑπὸ τὴν
ἀκὴν τοῦ ἀκοντίου; 5 εἰς ὁδὸν τοῦ ἀκοντίου; 6 ὑπὸ τὸ ἀκόν-
τιον; 10 ὑπὸ τὴν φορὰν τοῦ ἀκοντίου). Dazu hat τὸ βέλος im all-
gemeinen die Bedeutung einer in feindlicher Absicht gebrauchten
Waffe. Wenn es daher γ 6 von dem Knaben heißt, dass er πολέμιον
τῷ τοῦτο βέλει περιπεσὼν, so hat dies Wort, wie schon das
Attribut πολέμιον zeigt, im Munde des Klägers an jener Stelle, wo
darzuthun werden soll, dass der Knabe nicht so sehr ἀκονσίως als
ἐκονσίως getödtet worden sei, seine volle Berechtigung, während es
an dieser Stelle im Munde des Vertheidigers unstatthaft ist. Dies
und die auffallende Überlieferung von ἀφ' οὐδέν' und αὐτὸς δ', welche
Jernstedt in der oben angegebenen Weise zu corrigieren sucht, be-
merken mich in dem Verdachte, dass wir eine Interpolation vor uns
haben, eine ungeschickte Variante des folgenden: οἱ τοὶ γὰρ οὐ διὰ
. . . θεωρούμενός ἐστῶτα (δ 6). Worte, welche der Interpolator,
ohne den Sinn derselben richtig zu erfassen (vgl. ὁ μὲν γὰρ ἀφ' οὐκ

οὐδὲν ἂν ἡμαρτε mit ὁ δὲ νεανίας οὐδὲν περισσὸν τούτων ἁμαρτιῶν . . .) nach seiner Weise ummodelte und einschob.

IV α 1 nimmt Reiske (a. a. O. VII, 685) an der Stellung der Worte τὰς φωνὰς δίκας Anstoß, will unter τοὺς κρίνοντας die Richter gemeint haben und aus dem folgenden διώκειν τε καὶ μαρτυρεῖν das entsprechende Participium ergänzt wissen, eine Ansicht, welche nenerdings in Ignatius (a. a. O. p. 22—23) ihren Verfechter gefunden hat. Dem gegenüber ist zu bemerken: 1. Würde man, abgesehen von der Möglichkeit jener Ergänzung, erwarten, dass die Richter, wie es überall der Fall ist, in der zweiten Person angesprochen werden; das geschieht aber erst α 4. 2. Wird α 1—5 nicht so sehr die Größe der Verantwortung der Richter als die der Kläger betont, welche diese in Blutprocessen den Angeklagten und Richtern gegenüber schuldig sind, mit anderen Worten: der Kläger sucht den α 1 ausgesprochenen allgemeinen Satz im folgenden zu begründen, um zu zeigen, dass, weil er sich seiner Pflicht vollkommen bewusst ist, auch der Gedanke an eine ungerechte Anklage im vorhin ein ausgeschlossen erscheint. Vgl. α 5: ἐγὼ μὲν οὐ δειδώς ταῦτα . . . Das Ganze wird aber unverständlich, wenn wir α 1 unter κρίνοντας die Richter verstehen wollen. 3. Dass wir mit jenen Worten nur an die Kläger zu denken haben, beweist unumstößlich α 3: ἦν οἱ παρὰ τὸ δίκαιον κρίνοντας ἢ μαρτυροῦντες, wo der α 1 ausgesprochene Gedanke in negativer Form nach einem scheinbar überflüssigen Excurs (α 2) wieder aufgenommen und analysiert wird, so zwar, dass statt des erwarteten διώκοντες das Verbum κρίνοντας eintritt. Über diese Bedeutung von κρίνειν vgl. Lyk. 137: περὶ προδοσίας τοῦτο κρίνω; Dem. 18, 15: κρίνει δὲ τούτου. — Vgl. IV α 5: εἴ κρισεῖ (= Klage); Lys. 13, 35: κρίν . . . ἐποίησεν; Lyk. 31: τὰς κρίσεις ἐπισταμένων. 4. τὰς φωνὰς δίκας . . . ist mit Nachdruck an die Spitze gestellt und, wie Maetzner richtig erkannt hat (vgl. a. a. O. 185), mit dem folgenden διώκειν τε καὶ μαρτυρεῖν . . . zu verbinden. Bezüglich des μαρτυρεῖν heißt es ebendasselbe: 'Qui (sc. accusatores) recte dicuntur διώκειν μαρτυρεῖν δίκας: nam etsi non ipse accusator pro teste est, ab eius certe partibus stant testes, quos adducit.'

IV α 2 ist in: ὅ τε γὰρ θεὸς βουλόμενος . . . die Überlieferung verderbt. Dies, wie das Bestreben, in den Zusammenhang mit den folgenden §§. 3 und 4 Klarheit zu bringen, hat zu verschiedenen Conjecturen und Erklärungen Anlass gegeben. Sauppe (mit ihm Blass und Jernstedt) streicht in ὅ τε γὰρ ἀποθανόν (α 3) die Partikel γὰρ in der Meinung, dass ὅ τε (α 2), ὅ τε (α 3) und ἡμεῖς τε (α 4) mit einander correspondieren. Dem widerspricht jedoch nach Linder (a. a. O. 43 n. 10) das dem ὅ τε γὰρ (α 2) folgende τροφίας τε und der Context (vgl. Spengel Rh. M. XVII, 169). Übrigens würde nach meiner Meinung der zwischen ὅ τε γὰρ (α 2) und ὅ τε (α 3) eingeschobene Satz ὅστις οἶν . . . ἀνθρώπων, welcher, wie das Wörtchen οἶν bezeugt, eine Schlussfolgerung aus dem Vorangehenden

enthält, somit dieser Gedankenreihe einen gewissen Abschluss gibt, wenn genögen, um jede grammatische und inhaltliche Wechselbeziehung jener Wörter in Frage zu stellen, wollte man an der auffallenden räumlichen Entfernung — es liegen zwischen beiden *τε* mehrere Zeilen — keinen Anstoß nehmen (vgl. Schäfer a. a. O. 8—9).

Mätzner hält im allgemeinen an der Überlieferung fest (a. a. O. 185), nur verbindet er *ὅ τε γὰρ* mit *τροφέας τε παρέδωκε* (vgl. Schäfer a. a. O. 8). Dasselbe thut Linder (a. a. O. 43. n. 10); dieser glaubt, dass §. 3 und §. 4 eine ausführliche Erklärung des vorangehenden *ἀσπεῖ μὲν . . .* und *συγγεῖ δὲ . . .* (α 2) in entsprechender Reihenfolge bringen (vgl. Spengel a. a. O. 169). Dem kann ich nicht beipflichten; denn 1. muss es befremden, dass die α 2 *ἀσπεῖ μὲν . . . συγγεῖ δὲ* gemachte, allgemein gültige Bemerkung in ihrem einen Theile *ὅ τε γὰρ ἀποθανῶν . . . εἰσάγονται* (α 3) in allgemein gültiger Form, mit α 4 *ἡμεῖς τε . . . γιγνόμεθα* (α 4) in einer auf den vorliegenden Fall bezugnehmenden Art — wie dies *ἡμεῖς δὲ ἄνομα . . .* bezeugt — erörtert werden soll, 2. lehrt ein näheres Eindringen in den Inhalt dieser beiden Paragraphen, dass dieselben nicht wesentlich von einander unterscheiden: „Wer, statt dem Verurtheilten zu helfen, ungerecht klagt oder falsches Zeugnis ablegt, zieht den Zorn der Götter nach sich (vgl. α 3: *ἐπολείπει τὴν τῶν ἀδικῶν δισμένειαν, ἣν οἱ παρὰ τὸ δίκαιον κρίνοντες . . . οὐ τροφῆον μῖσμον εἰσάγονται* mit α 4 *ἡμεῖς τε . . . εἰ δὲ ἄλλην τινα ἰχθῶν τοῖς ἀναιτίους διώκομεν . . . ἔξομεν τοὺς τῶν ἀποθανόντων προστροπαίους*; vgl. II α 2—3) und macht sich des Mordes schuldig“ (vgl. α 3: *συνασεβοῦντες τῷ ταῦτα δρῶντι mit α 4: τοῖς δὲ καθαροῖς ἀδίκως ἀποκτείνοντες ἐνοχοὶ τοῦ φόνου τοῖς ἐπιτιμίαις ἐσμέν*). — Neu ist α 4: *ὑμᾶς δὲ ἄνομα δρᾶν πέποιότες . . . γιγνόμεθα*, ein drittes Motiv: Der Kläger ist auch für ein eventuell falsches Urtheil der Richter verantwortlich (vgl. II α 3). — Spengel (a. a. O. 169*) schreibt: *ὅ τε γὰρ . . . ἐφύσεν ἡμῶν mit folgendem τροφέας τε καὶ (N A pr.) τροφῶν τε* (oder ein ähnliches Wort) *παρέδωκε . . . τελευτῆς*; im allgemeinen richtig. Indem durch die Schreibung *ὅ τε γὰρ* erzielte Subordination der Sätze lässt den Hauptgedanken *τροφέας τε . . .* kräftiger hervortreten als dies durch die Coordination der Fall ist. Dagegen möchte ich nicht nach *τε καὶ* das mit *τροφέας* synonyme *τροφῶν* ergänzt wissen. Es wirkt diese Wiederholung des Begriffes zu matt. Sollte nicht ein Verbum, etwa *ἐτροίχε*, ausgefallen sein? Die Stelle würde sonach lauten: *τροφέας ἐποίησε τε καὶ παρέδωκε*. (Über *τὲ* — *καὶ* vgl. Spengel a. a. O. 167 **; Schäfer a. a. O. 14—15; Grünwaldt: De Antiph. quae ser. tetr. disp. Dorpat 1873, p. 12). Scheibe (vgl. Act. Graec. Lips. 1838, p. 89), welcher *τροφέας* in *τροφῶν* ändern will, weil Erde und Meer nicht unsere ‘parentes’, sondern ‘nutrices’ seien, scheint zu übersehen, dass *τροφέας* nicht selten die Bedeutung der ‘nutritrix’ besitzt. Vgl. Plat. leg. 7, 809 B; polit. 308 E; Aeschyl. Choeph. 760; Soph. Phil. 344; Ai. 863; Eurip. Phoin. 45;

El. 16. — Soph. Ai. 863 findet das Wort eine ähnliche tropische Gebrauchsweise wie hier. Lobeck (Phryn. 316) versteht unter τροφός 'nutrix', unter τροφεύς 'paedagogus'. Obige Beispiele zeigen die Unzulänglichkeit dieser Ansicht.

A. Bohlmann (a. a. O. 19) conjiiciert im Anschlusse an Spengel: ὅτε γὰρ . . . τροφίας τε παρέδωκε καὶ τὴν γῆν καὶ τὴν θάλασσαν. vergisst aber, dass sich das alleinstehende τε in den Tetralogien mit keinem einzigen unanfechtbaren Beispiele belegen lässt (vgl. Schäfer a. a. O. 13, 23; Grünw. a. a. O. 10 n. 6). Meine Ansicht über die ganze Stolle ist diese: Wir müssen uns vor allem den Zusammenhang der §§. α 1—5 zurechtlegen. Die α 1 an die Spitze der Rede gestellte Behauptung: „In Blutprocessen darf man vor allem weder ungerecht klagen, noch Zeugnis ablegen“, wird in den folgenden §§. 2 und 3 begründet (daher ὅτε γὰρ . . .): Wer einem Menschen das ihm von der Gottheit geschenkte Leben raubt, frevelt gegen göttliche und menschliche Gesetze (α 2). Der Zorn der Rachegötter verfolgt die Mörder, der aber auch denjenigen trifft, welcher, statt dem Todten zu seinem Rechte zu verhelfen, widerrechtlich klagt oder Zeugnis ablegt und übdies durch die Verurtheilung eines Unschuldigen einen Mord auf dem Gewissen hat (α 3). Dessen ist sich der Redner bewusst, auch dass er, wenn sich die Richter durch ihn zu einer gottlosen Handlung verleiten lassen, dieses ἀμάχημα der Richter zu verantworten hat (α 4).

Es ist demnach klar, dass seine Klage gerecht ist, weil er sich von derartigen Vorwürfen frei fühlt (vgl. ἐγὼ μὲν οὖν δεδωκὼς ταῦτα . . . καθαρὸς τῶν ἐγκλημάτων εἰμὶ α 5). Die Gedankenfolge ist diese: α 2: GröÙe des Verbrechens und der Schuld (vgl. β 1); α 3: Folgen für den Mörder, den ungerechten Kläger und den Zeugen; α 4: Anwendung auf den vorliegenden Fall; α 5: Folgerung. Darnach dürfte das grammatisch wie inhaltlich unhaltbare ὅτε γὰρ ἀποθ. (α 3) in ὁ δὲ ἀποθ. und ἡμεῖς τε in ἡμεῖς δὲ umzuwandeln sein; im ersten Falle ist δὲ fortsetzend (an die Schilderung der GröÙe der Schuld reiht sich die Angabe der Strafe), im zweiten zusammenfassend folgernd (nach dem §. 2 und §. 3 durchgeführten Beweise des α 1 aufgestellten Satzes geht der Redner auf den speciellen Fall über).

IV β 8 schließt sich das Satzgefüge: αἱ δὲ τις ἐκ τῶν πληγῶν . . . τιτιόμενος ὑπ' αὐτοῦ, indem (einem eventuellen Einwande gegenüber) die Möglichkeit des durch die Schläge erfolgten Todes zugegeben, dagegen jede Schuld an demselben zurückgewiesen wird, inhaltlich den §§. β 3—5 an, wo diese Annahme in Abrede gestellt und die Schuld in der schlechten Behandlung des Arztes gesucht wird. Sollten daher diese beiden Beweise, welche ihrem Inhalte nach zusammengehören, nicht auch in der Rede aufeinandergefolgt sein, so dass nach προσέβαλεν (β 4) zu schreiben wäre: αἱ δὲ . . . ὑπ' αὐτοῦ? Als letztes Argument würde die Entkräftigung der vermeintlich auf dem Gesetze beruhenden Anklage ἀπολύει δὲ

καὶ ὁ νόμος . . . ἐπεβουλεύθην folgen, an welche sich die aus den vorausgehenden Beweisen gezogene Folgerung anreihet (ἀπολινό-
μενος δὲ ὑπὸ τοῦ νόμου ὑπὸ τοῦ ἄρξαντος . . . β 6). Vgl.
III β 9 ἀπολινόμενος δὲ ὑπὸ τοῦ νόμου ἀληθείας τῶν πραχθέντων
ὑπὸ τοῦ νόμου . . .

IV γ 4 ist ἔστι δὲ ἡ μὲν ἀτυχία . . . οὐκ ἤθελεν ἀπέ-
κτειναι in mehr als einer Beziehung verdächtig. In den unmittel-
bar vorangehenden Worten dieses Paragraphen wurde der Beweis
geführt, dass der Geklagte den Tod beabsichtigt habe (vgl.: ὁ δὲ
παράσιμος τύπτων (sc. βουλευτῆς) τοῦ θανάτου. ἐκ γὰρ
τοῦ ἐκείνου διανοηθεὶς εἶδεν, ὁ ἀνὴρ τέθνηκεν); hier heißt
es auf einmal, dass der Alte τῇ ἀτυχίᾳ (od. ἀμαρτίᾳ) des Angeklag-
ten gestorben sei (vgl. ἔστι δὲ ἡ μὲν ἀτυχία τοῦ πατάξαντος . . . ;
οὐ τῇ ἐαυτοῦ ἀμαρτίᾳ (Jernstedt a. a. O. 18: ὀτυχία) ἀλλὰ τῇ
τοῦ πατάξαντος χρησάμενος ἀπέθανεν), dass dieser ihn nicht
töten wollte (τῇ ἐαυτοῦ ἀτυχίᾳ [Jernstedt a. a. O. 18: ἀμαρτίᾳ]
οὐ οἷα ἔθελεν ἀπέκτειναι). Dieses widerspricht nicht nur dem
vorangegangenen Beweise (γ 4), sondern hebt auch die Klage vollständig
auf (vgl. α 6 εἰ μὲν γὰρ ἄκων ἀπέκτεινε τὸν ἄνδρα, ἄξιός ἂν ᾔην
στρηγμῆς τιχεῖν τινος. ὕβρις δὲ καὶ ἀκολασία παροινῶν εἰς
ὁμοῖα . . . δίκαιός ἐστιν.; 7 τὴν βουλευσασαν ψυχὴν) und
macht die Entgegnung des Verteidigers in δ unverständlich,
wenn dieser wiederholt das Unabsichtliche, Unfreiwillige und
Unwesentliche der Handlungsweise des Angeklagten (vgl. δ 4
οὐκ ἀποκτείνει διανοηθεὶς ἥμαρτεν, εἰς ἃ οὐκ ἠβούλετο
παύσας; 5 ὅς γε ἀκοισίως ἐπάταξεν, ὑπ' ἐκείνου βιαζόμενος
ἔμπαρτεν; 6 ἀκοισίως ἔπασχεν; 8 ἀκοισίως πάντα δράσας;
vgl. β 5) gegenüber der ἀκολασία (δ 5), ὕβρις (δ 6) und
dem beabsichtigten Thun des Alten (δ 8: ὁ δὲ ἐκοισίως πάντα
δράσας; vgl. γ 4, β 5 — Redner in δ erblickt nicht mehr in dem
Vergehen des Alten ἀβουλία wie β 7, sondern Übermuth und Ab-
wesen nachdrücklich betont. Ich constatiere diesen Widerspruch,
und es wird wenig helfen, durch Annahme von Lücken oder Con-
jecturen über denselben hinwegzukommen. Kayser vermisst zwischen
ὁ ἀνὴρ τέθνηκεν und dem folgenden ἔστι δὲ . . . das nothwendige
Mitteglied, etwa εἰ δὲ ἐκείνου οὐκ ἀβουλία, ἀλλ' ἀτυχία τῇ ἐαυτοῦ
ἀποθανεῖν φησι, καὶ τοῦτο οὐκ ὀρθῶς λέγει. Diesen Übergang
kann man, wenn an der Stelle nichts anderes auszusetzen wäre,
entbehren. Die Argumente werden in den Tetralogien nicht selten lose
aneinander gereiht, wobei die Partikel δὲ vermöge ihrer hinweisenden
Kraft verschiedene Verbindungen eingeht. Sie lehnt sich, um dies
gelegentlich mit zu bemerken, 1. an Verbalformen (Indic.) an: III
α 9 IV β 5 ἀπολίνει δὲ; III δ 5 θέλω δὲ; III δ 7; IV δ 4, 8 (γ 4):
ἔστι δὲ (wo δὲ die Beweisführung einleitet, schließt es sich immer
dem Verbum an: II β 5 ἔστι δὲ; III δ 3 θέλω δὲ; IV γ 2 εἴπε δὲ;
IV δ 2 δοκεῖ δὲ); 2. an Adject.: III γ 8 οὐ δίκαιος δὲ; IV δ 5
οἰκίστον δὲ; 3. an Pronom.: III γ 7 ἐγὼ δὲ; 4. an den Artikel:

II β 6 τοῖς δὲ . . . ; δ 7 τοῖ δὲ ; γ 3 αἱ δὲ (statt re Schäfer a. a. 12); γ 8 αἱ δ' . . . 5. an Präpositionen: IV δ 8 πρὸς δὲ; 6. Conjunctionen: II β 6, 8, 13; δ 6; III δ 9; IV β 6; γ 4; δ 7; δὲ; II β 9; III γ 10; δ 6; IV γ 3; δ 6; ὡς δὲ (δ'); 7. an Verben: III δ 9 ὁρῶς δὲ.

Es erscheint daher die Ergänzung Kayzers unnöthig, wenn wir auch von den Argumenten, welche eine Rückbeziehung auf die Worte des Gegners nicht zulassen, von mir aber der Vollständigkeit halber mit aufgezählt sind, absehen wollen; allerdings lässt sich nicht leugnen, dass, wenn nicht ein neues Argument angeführt wird, sondern ein Beweis des Gegners widerlegt werden soll, um die Worte desselben mit größerem Nachdrucke hervortreten zu lassen, dies Hinweis durch ein Verbum der Aussage mit folgendem Infinitiv (II δ 8; δ 4, 8, 9; III γ 9; δ 4; IV γ 5; II γ 6 (ἡγεῖτο), 7 (ἀξιοῦν), 410, (προσποιούμενοι); III δ 4 (ὁμολογῶν), Objectsatz mit ὡς γ 9; IV γ 2 oder durch einen erklärenden Nebensatz erfolgt (vgl. II β 5; III δ 8) — IV β 3 erscheinen nach ἐρεῖ δὲ die fragierten Worte des Gegners in directer Redeform. Nichtsdestoweniger finden wir auch in diesem Falle die Auseinanderreihung der einzelnen Argumente durch δὲ in den angegebenen Formen. δὲ verbindet sich 1. mit Verbalformen: II β 5 ἔστι δὲ; δ 4 φασὶ δὲ; III δ 4 ἀγνοεῖ δὲ; III γ 9 ἔλεξαν δὲ; IV γ 2 εἶπε δὲ; IV β 3 ἐρεῖ δὲ; II δ 6 μὴ παραγενέσθαι δὲ; II γ 8; III γ 9: φάσκων δὲ; II β 7 ἀξιοῦν δὲ. 2. mit Pronomina: III δ 4 οὗτος δὲ; 3. mit dem Artikel: II δ 8 τὸν δὲ; 4. mit Präpositionen: II δ 9 περὶ δὲ; 10 ἐκ δὲ; IV γ 1 ἐπὶ δὲ; 5. mit Conjunctionen: II γ 6 ὡς δ' . . . ; 6. mit Adverbien: οὐκ ὁρῶς δὲ (vgl. Schäfer a. a. O. 24; Linder a. a. O. 86—87). Um wieder zu unserer Stelle zu kommen, sei bemerkt, dass Jernstedt (a. a. O. 18) τῇ ἑαυτοῦ ἀτιχίᾳ für τῇ ἑαυτοῦ ἀμαρτίᾳ (im Hinblick auf ἔστι δὲ ἡ μὲν ἀτιχία . . .) und umgekehrt für τῇ ἑαυτοῦ ἀτιχίᾳ wieder τῇ ἑαυτοῦ ἀμαρτίᾳ (vgl. δ 4) einsetzt. Diese Conjectur ist für den ersten Augenblick bestechend. Mag aber auch jede ἀμαρτία auch eine ἀτιχία sein (vgl. III γ 8: διὰ τὴν ἀτιχίαν τῆς ἀμαρτίας; Blass Att. Ber. I. 156 n. 9), der auffallende Gebrauch dieses Wörtchens wird in Anbetracht des an die Spitze des Beweises gesetzten und daher zu beweisenden ἔστι δὲ ἡ μὲν ἀτιχία τοῦ πατάξαντος . . . durch die von Jernstedt beantragte Umstellung nicht beseitigt. Er scheint das selbst gefühlt zu haben; denn er geht in seiner Ausgabe über seine Conjectur mit Stillschweigen hinweg. Dasselbe thut er bezüglich der Änderung πράξας in πατάξας (vgl. δ 4). πράξας entspricht vollkommen dem Sinne des Satzes und der sonstigen Gebrauchsweise (vgl. II α 1; β 3; γ 5, 8; II β 2, 2 m., 3, 10, 12; γ 3, 2 m.; δ 2, 2 m.; IV γ 1, 2; δ 11). Ebenfalls ließe sich noch der für den Anfang befremdende Gegensatz zwischen ἡ μὲν ἀτιχία und ἡ δὲ στυγορὰ mit Hinweis auf β 1 erklären; dem gleichen wird das im Widerspruche zum vorangehenden Beweise vom Geklagten gebrauchte τοῖ πατάξαντος durch γ 7, δ 4 gehalten.

es alles hebt jedoch die oben angegebenen Widersprüche und den fallenden Gebrauch von *ἀμαρτία* nicht auf. Die Stelle scheint interpoliert zu sein.

Anscheinend erwartet man wohl eine Antwort auf den dem Jüngling gemachten Vorwurf der *ἀτιμία* (β 6). Indem aber der Kläger den Vorwurf der *ἀτιμία* aufgehoben, und indem er den Jüngling *ἀβουλία* überführt zu haben glaubte (γ 4), ist nicht nur der Vorwurf der *ἀβουλία* des Alten zurückgewiesen, sondern auch im weiteren jede *ἀτιμία* des Jünglings ausgeschlossen.

Dies scheint dem Interpolator entgangen zu sein. In dem Satze, hier eine Lücke gefunden zu haben, hat er die β 6 und γ 5 (δ 8?) nachgebildeten Worte eingeschoben. Es wäre ein Irrtum, wollte man in δ 5 eine Replik auf unsere Stelle erblicken: der mit *οὐκ ἔστιν δὲ καὶ τὸ ἀμάχημα* beginnende Beweis (δ 5) schließt sich, wie schon das auctive *καὶ* besagt, eng an den vorhergegangenen Beweis an, ist eine Widerlegung, beziehungsweise Aufbesserung des δ 4 mit *ῥησες* gemachten Zugeständnisses. Ebenso ist δ 8 *ἔστι δὲ καὶ* . . . im Anschlusse an das unmittelbar vorhergehende eine verschärfte Wiederholung des β 6 geführten Beweises und zielt mit δ 8 auf γ 3 (vgl. β 6) hin.

IV δ 6 halte ich *οὐκ ἔδρα* für verderbt, da nirgends das *δρᾶν*, wohl aber jede Schuld des Jünglings geleugnet wird (vgl. α τ 1; β 6; ἀκούσιως πάντα δράσας; δ 8; ἀντιδρᾶν ζήτων; δ 3, 4; β 2, 5). Sollte nicht *ἔδρα* das dem Sinne angemessene *πείνην* verdrängt haben? Vgl. γ 3 *ὁ μὲν γὰρ ἀκμαῖοσιν τῇ ἡμῶν τῶν χειρῶν χρώμενος ἀπέκτεινεν*.

Prag.

Dr. Josef Kohm.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Scripturae Graecae specimina in usum scholarum collegit et multiplicavit Guilelmus Wattenbach Berolini apud G. Grote bibliopolam MDCCCLXXXIII. fol. 16 pp. und XXX Tafeln.

Wenn in jeder Disciplin der Alterthumswissenschaft sich in unserer Zeit ein erfreulicher Aufschwung verzeichnen lässt, so gilt dies in nicht geringem Maße von der Paläographie, deren Fortschritt durch die erstaunliche Vermehrung und Vervollkommenung der Mittel und Methoden der Reproduction von Handschriften besonders gefördert wird. Der Fortschritt der griechischen Paläographie knüpft sich vornehmlich an die zwei Namen Wattenbach und Gardthausen, die neben einer Reihe von hervorragenden Specialforschern ebenfalls sehr für die Vertiefung als für die Verbreitung paläographischer Kenntnisse Großes geleistet haben. Namentlich in letzterer Hinsicht ist W.'s Verdienst ein bleibendes. Der erste und lange Zeit hindurch fast einzige Leitfaden für den ersten Unterricht war seine „Anleitung“, deren 12 autographierte Schrifttafeln den ersten Behelf für denjenigen bildeten, der zu einer entsprechenden Handschriftensammlung keinen Zutritt hat. Bei der Unverlässlichkeit der Autographie wählte W. zu einer größeren Sammlung von Schriftproben die Photolithographie, welche um einen verhältnismäßig geringfügigen Preis im wesentlichen treue Facsimiles zu liefern im Stande ist. So entstanden die „Schrifttafeln zur Geschichte der griechischen Schrift und zum Studium der griechischen Paläographie I. Berlin 1876.“ Die Tafeln waren theils nach früheren Publicationen, theils nach den Originalen selbst reproducirt; in letzterem Falle waren es wieder besonders Abbildungen von Berliner Handschriften, vielfach theologischen Inhalts, noch dazu von undatierten. R. Schölle Recens. in der Jenaer Literaturzeitung 1876 S. 235, welche auch den Verfasser auf diese schwache Seite aufmerksam machte, wies auf die Schätze der Markus-Bibliothek zu Venedig hin, und so fol denn die zweite Abtheilung der Schrifttafeln 1877 der ersten gegenüber um gleich interessanter aus. Nicht nur, dass uns paläographisch besonders wichtige Stücke geboten wurden, wie das Facsimile des Psalms Uspensk., des cod. Venet., des alten Testaments u. a., W. reproducirte

nach eine Reihe von classischen Handschriften, die jedem Philologen wert und theuer sind. Das Facsimile aus dem Nonnus cum notis tachygraphicis und dem cod. tachygr. Vaticanus riefen das Interesse für griechische Tachygraphie wieder wach und gaben den Anstoß zu einer Reihe von namhaften Untersuchungen. Unter diesen Verhältnissen konnte man nur etwa den Tadel erheben, — wie Brauz in der *Révue critique* 1878. 203 gethan — dass die datierten Handschriften zu wenig vertreten seien. Indes hat W. in den „Exemplar“ die Tafeln 1—28 diesem Gesichtspunkte gewidmet.

Sämtlichen Wünschen nun, die bei dem Erscheinen der ersten Auflage von Seite der Recensenten laut geworden, hat W. Rechnung getragen in der uns vorliegenden zweiten Auflage der „Schrifttafeln“, den „Specimina scripturae Graecae.“ In einem Bande von 30 Tafeln fasst W. die beiden früheren Abtheilungen vortheilhaft zusammen. Wir finden eine Reihe der bekannten Proben wieder, aber auch sieben neue von Handschriften der Ambrosiana, deren Beschaffung Ant. Mar. Ceriani behilflich war. Um auf Einzelheiten einzugehen, so ist ferner an die Stelle von cod. Ravennas Aristoph. Acharn. 979 ff. ein anderes Blatt der Handschrift getreten. Es fehlen die vielen Proben aus den Berliner Handschriften (12—20 der ersten Auflage) sämtlich; ferner Taf. 25 (Bibl. Marc. cod. Sangall.), 27 (Papyrus 20 du Louvre), 33 (Athenaeus cod. Venet.), 35 (Hippocr. cod. Venet. 269), 36, 37 (Aristophanes cod. Ravennas), 40 (Odysseus cod. Laurent.). Dass auch Taf. 35 cod. tachygr. Vatic.) fehlt, hat seinen Grund wohl darin, dass wir jetzt eine hervorragende Einzelpublication auf dem Gebiete der griechischen Tachygraphie besitzen, mit welcher sich jeder beschäftigen wird, der diese für die Praxis ohnehin nicht so wichtige Schrift studieren will: wir meinen M. Gütibauers Ausgabe des cod. Vatic. Graec. 1809. Eine Probe von der griechischen Stenographie bietet überdies Taf. XIX neu, 31 alt, Nonnus c. notis tachygr., der zugleich auch eine treffliche Übung in den tachygraphischen Abkürzungen gewährt. Den Schrifttafeln selbst geht, wie in der ersten Auflage, eine kurze Introductio voraus, welche über die Handschrift Auskunft gibt und mit wenigen Worten auf alle wichtigen Punkte aufmerksam macht; hierauf folgt die Transcription, die besonders für denjenigen so wichtig ist, der auf Selbststudium sich beschränken muss.

Der Stand der Schrifttafeln ist nunmehr folgender: I. Eudoxi (= 21 der ersten Auflage). — II. Hypereid. pap. A. (= 22). — III. Hypereid. pap. A¹ (= 2). — IV. Ilias Bankes (= 1). Der Text dieser Tafel ist jetzt vollständig transscribiert; die Angabe in der ersten Auflage: „schönste feine Uncialschrift aus der Zeit der Ptolemaer“ ist jetzt zurückgenommen. — V. Volum. Herculan. (= 6). — VI. cod. Sinaitic (= 5) war früher nicht transscribiert. — VII. cod. Pandect. Laur. (= 7), jetzt ganz umschrieben. — VIII. fragm. mathem. Bob. (= 6) vielfach verbessert nach H. Diels.

— IX. V. Testam. cod. Venet. (= 23). — X. Psalt. Uspensk. (= 24). — XI. Mandatum publicum (Steckbrief) (= 3). — XII. XIII. Subn. Synod. Constant. (= 28 und 9). jetzt voller Text. — XIV. X. Graeci imperatoris epistula (= 10 und 11). — XIV. Aristot. analyt. pr. cod. Ambros. (neu). Der Text aus dem IX. Jh., die Scholien aus dem XV./XVI. Jh. — XVII. Opus de prophetis c. Ambr. (neu), saec. X./XI. Text und Scholien werden durch verschiedene Schrift unterschieden. — XVIII. Psalmi c. catena c. Ambr. (neu) anni 967. — XIX. Nonnus c. notis tachygr. anni 972 (= 31). — XX. Plutarch. Parall. cod. Florentinus (= 29). Ich bin der Ansicht, dass die Handschrift eher dem IX. als dem X. Jahrh. angehört. — XXI. Herodoti cod. Laur. (= 30). — XII. II. adias cod. Venetus A. (= 32). — XXIII. Canticum canticorum c. Ambr. saec. X (neu). — XXIV. Joannis abbatis scala c. schol. c. Ambr. anni 1070 (neu). — XXV. Sophocl. cod. Laurent. (= 33). — XXVI. Aristoph. cod. Ravennas (Acharn. 213—253), ein neues Blatt, während früher Acharn. 979 ff. aus derselben Hs. geboten wurde. — XXVII. Aristoph. cod. Venetus Plutus 227—263 (= 34). — XXVIII. Dieselbe Hs. 2. Hand Equites 1349—1381 (= 35). — XXIX. Lycophron. Alexandra c. Tzetzae schol. cod. Ambr. (neu). Ich möchte jedoch diese Bombycinhs. lieber ins XIV. als ins XII. Jh. setzen. — XXX. Demosth. cod. Ambros. saec. XIV (neu).

Wir sehen also die wichtigsten Uncialhandschriften vertreten; wir bekommen einen Begriff von der Papyruscutsize; eine besondere stattliche Reihe stellen die in der älteren Minuskel geschriebenen Pergamenthandschriften; die junge Minuskel vertreten XXVIII. XXIX. und die Scholien von Tafel XVI. Bedenken wir, dass gerade in dieser Schriftart geschriebene Codices ungemein häufig sind und für die Philologen oft in Betracht kommen; ferner, dass eine größere Übung erforderlich ist, um solche Leseaufgaben zu überwinden, so dürfte wir wohl den Wunsch äußern, dass vielleicht an Stelle von XXII. Cantic. Canticor. irgend eine von den vielen interessanten jüngeren Hs. trete, die entweder durch ihren Inhalt wichtig ist, oder sich durch ausdrückliche Datierung und passendes Format auszeichnet. Auch für Tafel XXX. könnte eine andere eintreten, welche die eine oder die andere der beiden ausgesprochenen Forderungen erfüllt. z. B. der cod. Moscov. für den Demeterhymnus, vollständig facsimiliert in Buechelers größerer Ausgabe bei Teubner 1869, oder cod. Marcian. 627, Hesych. saec. XV., Parisinus 2722, Appollod. saec. XIV., Monacensis 264, Quintus Smyrnaeus saec. XV. — Die Doppeltafel XIV und XV bietet das Facsimile der bekannten Graec. imperatoris epistula saec. VIII., welche als unicum scripturae ap. tabularios regios usitatae specimen wichtig ist. Aber abgesehen davon, dass der Text nicht gerade wichtig ist und einen weiter tiefer gehenden Einblick verwehrt, so ließe sich neben ökonomischen Gründen auch der Umstand geltend machen, dass, wie heutzutage die Sachen stehen, die Wichtigkeit des Schriftstückes durch

paläomer Funda¹⁾ überholt ist, welche uns zum mindesten ebenso schöne, aber andererseits größere, vollständigere und interessantere Proben in dieser Schriftart bieten.

Indes dies ist auch alles, was ich gegen die Auswahl der Schriftproben einwenden könnte, bei welcher ebenso sehr paläographische als literarische und ökonomische Gründe in Berücksichtigung kamen, und die in der That eine glückliche genannt zu werden verdient.

Um den Gebrauch dieser Proben zu ermöglichen und zu erleichtern, ist den Tafeln selbst eine Einleitung und Transcription beigegeben. Wir müssen es gleich hier lobend hervorheben, dass W. jeder Tafel die vollständige Umschrift gibt, abweichend von dem Verzechn. Airdts in den Lateinischen Schrifttafeln und seinem eigenen in der ersten Auflage. Denn wenn auch für den Gebrauch bei Vorlesungen die frühere Art sich empfiehlt, so verdienen doch schon wegen ihrer größeren Zahl mehr Berücksichtigung diejenigen, welche eines Lehrers entbehren und in sich das Bedürfnis fühlen, ihre Lesung, sei sie richtig oder unrichtig, durch eine Transcription zu controlieren, wobei sie hier außerdem durch die überaus handliche Einrichtung des ganzen Buches begünstigt werden. Auch muss berücksichtigt werden, wie viel gerade hier die Übung vermag, wenn vieles und schnelles Arbeiten verlangt. — Eine Recension der Transcription muss ebenso sehr den didaktischen als den wissenschaftlichen Wert derselben würdigen, und ich übergehe absichtlich manches auffällige, das man billigerweise jedenfalls auf Rechnung des didaktischen Zweckes setzen muss. Bei dem Gebrauche der Transcription will ich den Leser auf folgende Stellen aufmerksam machen:

Tafel I. Col. 20 Z. 3 v. v. *οταν δε ε τωι*. — Taf. II. cf. Blass pg. XVII. und 37 col. XIII Z. 16 *εκταυτω*. — Taf. III. cf. Blass pg. XVIII und 61. — Taf. IV. Richtig ist W.'s Zweifel hinsichtlich der Altersbestimmung; die Noten von zweiter Hand zeigen den Charakter zumindest des I. Jh. n. Chr. sogar. Besonders schön ist hier die Unterscheidung der zweiten Hand von der ersten gelungen. Der Lehrer möge sich hier über die Lesezeichen und Accenttheorien der alten Grammatiker äußern. Z. 1 *ΚΑΚΟΝ* · Z. 5 *ΗΙΕ* es ist fraglich, ob derjenige, welcher den Accent setzte, *ΗΙΕ* gemeint habe; vielleicht doch *ΗΙΕ*, wobei der Accent etwas zu früh stünde, vgl. *ΙΟΝΗ* = *ιονη* Z. 2. Z. 13 *τι* suprascr. „Eine Variante neben *επος* ist *εοιο* (so las Zenodot).“ Zu *εοιο* aber wollen die

¹⁾ Ich benutze diese Gelegenheit, eine Äußerung von mir (Prot. 2. S. 9) zurückzunehmen, dass W. den Zusammenhang der späteren Curiven und alten Mionikel nicht anerkannt habe; ich thue dies nun so bereitwilliger, als Herr Prof. W. selbst die Güte hatte, mich aufmerksamer zu machen, dass mein Vorwurf nur auf einer irrtümlichen Interpretation meiner Worte (Schrifttaf. I, col. 1) beruht.

Züge der Randbemerkung nicht passen: es ist dann die Parallele zum ersten Verticalstrich nicht recht erklärlich; man möchte eher lesen *TEIO* (oder *HOIO*). Der zweite Punkt ist Unterscheidungszeichen, wie im Texte bei *EHON*. übrigen liegt ja der Papyrus nur mittelbar unserem Specimen zugrunde, das nach einer Tafel aus dem J. 1832 angefertigt ist, ein Umstand, der besonders die Analyse der Schriftzüge des am unteren Rande nachträglich hinzugefügten Verses erschwert. — 16 *IZE ΔΙΟ* 18 *ΛΥΣΟΝ ΙΙΖ*

19 *ΤΩΝ ΙΔΩΝ*. — Taf. V. Z. 7 *αντιλογιαν*. — Taf. VI. Nach Gardthausen S. 147 um das J. 400 geschrieben. — Taf. VIII. Z. 20 *παρὰκειμένην* (adde *τήν*) δε Z. 28. — Zu dieser Stelle bemerkt H. Diels im *Hermes* XII. 425: *ἄγομεν* habe ich nach *μετεωρίσαι* eingesetzt: es konnte, bis auf den Stamm abgekürzt, wie Zeile 11, leicht nach *αι* ausfallen. Im folgenden hat schon W. *πρός* durch Coniector ergänzt, allein die Präposition steht wirklich da, wenn ich anders die Sigle *EE* richtig deute, es ist bekanntlich das die tachygraphische Note für *πρός*. . . . Diels nimmt also an 1. die Abkürzung *AI* für *ἄγομεν*, 2. den Ausfall derselben nach *αι*, 3. den Zusammenhang der Zeichen *EE*, 4. die Continuirlichkeit

von *μετεωρίσαι*. Was die Zeichengruppe *METEΩΡΙΣΕΕ* betrifft, so war mir diese von je her klar; *E* ist nämlich nichts anderes, als das eben kurz vorher gebrauchte *ἐπί* und die Schreibung *METEΩ*

ΡΙΣΕ bezweckt die Correctur eines *μετεωρίσε* in *μετεωρίσαι* (*αι* = *ε*). Indem ich nun weiters Z. 25 f. *πάν γάρ . . . βάρος κοίτης τε καὶ ῥαδίως μεταγείσθαι δύναται πρὸς ὃν ἂν τις προαιρεῖται τόπον* zur Vergleichung heranziehe, schlage ich vor zu lesen: καὶ μεταγομεν μετὰ τὸ μετεωρίσαι ἐπὶ δ. h. *ΚΑΙ|ΜΕΤΑΓΟΜ*

ΜΕΤΑΤΟΜ|ΕΤΕΩΡΙΣΕΕ. Es muss *εἰχερός* zum ganzen Satze gehören, weil dann der Gegensatz folgt mit *δεσχερός*; dass in dem Satze Z. 29 ff. *μὴ τεθέντος* . . . aber auch das *ἀγεται* berücksichtigt wird, erhellt aus dem folgenden Satze Z. 33 ff. *προδόντων δὲ τῆς αἰτίας . . . ῥαδίως ἀγεται*. — Taf. IX. I. Z. *βρωσιν* zu corrigiert. Z. 13 *περιόχῃ* Interaspiration. Z. 14 *πολύρηκτον*. Z. 26 *διάνιπτον* cf. Z. 31 *διάνιπσεως*. Z. 1 v. u. *βασίλειως*. II. Z. 4 *ἀποθανῆ*. Z. 20 *ἐπισίστῳμεν*. Z. 29 *σινίων*. Cap. XXI. Z. 3 *Σεδεσίας*. — Taf. XI. Nach einer genaueren Prüfung des Originals im Louvre glaube ich *μυαγεία* lesen zu können. — Taf. XVIII. Catena 79 (a) Z. 5 *κεκρατεῖσθαι* corr. *αυτοκρατεῖσθαι*. — Taf. XIX. Col. I. Z. 11 (12) *γοιτεία* corr. *αυτογοιτεία*. Col. II Z. 12 bei *ἐστι* der Accent corrigiert. — Taf. XX. Z. 12 *περιέπειν*. — Taf. XXII. v. 345 *λείπει τὸ ἐστὶ*: — Taf. XXIII. Schol. Z. 4 *ἐγγαστρί* = *ἐν γαστρί*. Schol. Z. 18 *τῆς ἀνθρωπότητος τὴν ἀνθρωπότητα*. — Taf. XXIV. ἐρη. Aufschreibung. Z. 4 v. u. auch *τ* ist ohne Accent = *τον*. — Taf. XXVI. 222

ποιτα; ἐξαρτῶν. ' zu ' corrigiert. Schol. zu 243 αἱ δὲ αὐτὴ ἐλευθέρῃαι αὐτὴν κελεύει. Z. 2 v. u. μέθῃ ἐξανίσταται verlangt auch der Sinn. — Taf. XXVII. Schol. ἡ τῆς γυναικὸς καὶ τὸν υἱὸν] eigentlich steht hier υἱὸς = υἱὸν für υἱόν. — Taf. XXVIII. 1360 ταύτην τὴν δίκην.

Wir müssen das Erscheinen des Buches als durchaus zeitgemäß bezeichnen, umso mehr als Gardthausens Paläographie zusammenhängender Schriftproben entbehrt. Von allen Schriftarten und von allen wichtigsten Schriftstücken bekommen wir Proben; auch sonst bietet die Sammlung fast nur interessantes. Man gewinnt eine Vorstellung von den berühmtesten classischen Handschriften, wir finden auch datierte vertreten, und vollends derjenige, welcher nur zum Zwecke des Handschriftenlesens und Collationierens sich über die Specimina macht, findet genügenden Übungsstoff. Gewiss wird, wer Gardthausens und Wattenbachs Werke durchgemacht, sich seiner Handschrift gegenüber verlassen fühlen.

Rühmlich ist noch die Ausstattung und überaus handliche Gestaltung des Buches hervorzuheben. Jedes Blatt kann selbständig bezogenommen und einzeln vorgelegt werden, ein Umstand, der nicht nur den Gebrauch in Schulen wesentlich erleichtert, sondern auch das Nachsehen der Transcription nicht zu einem so verwirrenden, ermüdenden und unbequemen Geschäft macht, wie es sonst so sein pflegt. Indem wir aus diesen Gründen das Buch empfehlen, wünschen wir, dass es auch in seiner neuen Gestalt recht viel zur Verbreitung paläographischer Kenntnisse beitrage und neue Kreise von Freunden paläographischer Studien gewinne.

Wien.

Karl Wessely.

P. Ovidi Nasonis carmina selecta. Scholarum in usum edidit Henricus Stephanus Sedlmayer. Pragae-Lipsiae MDCCCLXXXIII. Tempky-Freytag. Preis 48 kr. = 80 Pfennig. (Aus der Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum edita curantibus Joanne Krißala et Carolo Schenkl).

Dem Texte (139 SS.) gehen voraus a) eine zwei Seiten umfassende praefatio, welche den Inhalt der Ausgabe und die Textbehandlung darlegt, b) varietas lectionum auf etwas mehr als drei Seiten, c) Biographie Ovids auf 4 1/2 Seiten, d) index carminum auf nahezu drei Seiten. (Diese Theile wären wohl besser nach der Reihenfolge a b d c oder a d b c angeordnet, indem c dem Schüler, die übrigen Theile dem Lehrer und dem Gelehrten gelten).

Die vita des Dichters ist nicht bloß dem Inhalte und Umfange, sondern auch der Form nach dem Fassungsvermögen der Schüler entsprechend erzählt. (Aber sind selbst bei dieser Form der Darstellung das unclassische Asia minor pag. XI und XV, die unclassischen gebrauchten Participien amatus, cultus, celebratus pag. XIII und die Angabe des Todesjahres des Augustus als eines Hauptfactum pag. XV gerechtfertigt?)

Geboten werden 36 Stücke aus den Metamorphosen, 18 aus den Fasten, 10 aus den Tristien, 2 aus den Briefen aus dem Pontus, also eine gewiss mehr als ausreichende Auswahl. Die Stücke der einzelnen Abtheilungen werden fortlaufend numeriert, die Zählung der Verse beginnt bei jedem Stücke mit 1, was wir beides vom Standpunkte der Schule aus nur billigen können.

Selbstverständlich sind nur passende Stücke ausgewählt. Die *castitas* ist durchgehens berücksichtigt. So sind beispielsweise die Verse Metamm. XI 116 und 117 (Erzählung 23) mit Recht gestrichen (während sie in den Chrestomathien von Grysar und Gehlen-Schmidt sich vorfinden). Diese Rücksicht auf die *castitas* geht so weit, dass beispielsweise in der Selbstbiographie des Dichters das Distichon über Corinna und die Verse 65—68 (nach den Vorgänge von Gehlen-Schmidt) gestrichen sind, was wir für übertrieben halten und wodurch eine Lücke in der Charakteristik des Dichters entsteht.

Ausslassungen im überlieferten Texte der ausgewählten Stellen finden sich nicht bloß wegen sittlicher Bedenklichkeit der gestrichenen Verse, sondern auch wegen des mangelnden Zusammenhanges, ferner wegen unnöthiger Ausmalungen (wie Metamm. 2 1 die Verse X 64—71, besonders bei Häufung geographischer Eigennamen, bekanntlich eine Schwäche Ovids, so in der Erzählung 3 5 die Verse XV 701—727 und in der Phaëtonsage). Trotz dieser Ausslassungen sind die Erzählungen ein zusammenhängendes und in sich verständliches Ganzes, etwa mit Ausnahme von Metamm. 1 6, wo *muneris hoc nomen* wegen der Ausslassung unverständlich ist, besonders aber Metamm. 12, in welcher Erzählung die Ausslassungen den Zusammenhang bedeutend stören.

Eine andere Classe von Redactions-Änderungen findet sich im Eingange mehrerer Erzählungen. Hier und einmal innerhalb der Erzählungen hat der Verf. selbst einige Worte hinzugefügt beziehungsweise an die Stelle der überlieferten gesetzt. Einige Erzählungen, deren nur im Zusammenhange verständliches Exordium sich nicht leicht ändern ließ, sind unter dem Texte ganz kurz Einleitungen beigegeben, um das Exordium verständlich zu machen. An wenigen Stellen sind zwei Verse in einen zusammengezogen (alle diese Redactions-Änderungen gibt der Verf. im *index carminum* aufs Gewissenhafteste an).

Hinsichtlich der Orthographie ist hauptsächlich Brambach maßgebend (doch lesen wir auch *succenset* Seite 72).

In die Interpunction suchte der Verf., wie er pag. VI angibt, Methode zu bringen. Hier dürfte noch einiges zu bessern sein. wäre Trist. 9 (= V, 5) 58, zumal in einer Schulausgabe, eine andere Interpunction angezeigt, wie sie ex Ponto 2 (= III, 5) steht; Trist. 3 (= III, 10) 36 würden wir hinter *fidem* Doppelpunkt vorziehen, um die Beziehung des *vix equidem credat* auf das Folgende anzudeuten.

Hinsichtlich des Textes hat Sedlmayer für die Metamorphosen und die Briefe aus dem Pontus die kritischen Ausgaben O. Kerns, für die Fasten und Tristien die Ausgabe A. Riese's, also überall die besten Ausgaben, zugrunde gelegt. Der Abweichungen von diesen Ausgaben sind verhältnismäßig wenige, wie schon der geringe Umfang der *varietas lectionum* zeigt, in welcher eben jene Abweichungen angegeben werden. Die Abweichungen erfolgen theils im Anschlusse an die beste oder eine andere gute Überlieferung, theils nach Conjecturen. Unter den letzteren treffen wir meist bekannte und vielfach acceptierte. In diesem Theile sehen wir, dass der Verf. auch in der textkritischen Seite seiner Aufgabe wohl bewandert an dieselbe gegangen ist.

Neu sind unseres Wissens nur die Conjecturen zu Fast. 9, 32 (= III 200, dum für cum nach E. Hoffmann in den Vorlesungen), Metamm. 6, 164 (= III 691 Satyris für sacris) und 29, 309 (= VIII, 294 ursas für urbes), die letzteren zwei dem Verf. von K. Schenkl mitgetheilt, und ex Ponto 2 (= III, 7) 21 quae non graui vom Verf.). Unter diesen halten wir die Schenkl'sche Textes-Beesserung zu Metamm. III, 691 für eine evidente (vgl. Metamm. IX 25. XI 89; Fast. III 737; Trist. V 3, 37); auch die zu XIII 294 verdient alle Beachtung; doch die übrigen sind wohl nicht notwendig oder gelungen zu nennen.

An Druckfehlern sind uns aufgefallen: Seite VIII 25, 115 und 124 statt 116 und 125); S. IX 13, 22 (statt 12, 22); S. XII qua statt quae; S. XIII Beistrich nach amoenissima versetzt; S. 23 miranda; S. 26 Vers 3 Lybicas; S. 47 in der Anmerkung 19 statt 15; S. 57 hinter timoris fehlt Beistrich; S. 66 V. 73 populus; S. 88 V. 18 tectis; S. 89 V. 22 Beistrich (statt Punkt); S. 92 V. 79 zephyri; S. 101 V. 6 ist, nach der vom Verf. in der *varietas lectionum* eingehaltenen Methode zu schließen, parva Druckfehler für parca; S. 103 V. 43 Punkt (statt Beistrich); ebendasselbst V. 45 fehlt Beistrich nach certo; S. 130 V. 32 fehlt Punkt; S. 134 V. 4 quod.

Sonst haben wir an Einzelheiten noch zu bemerken: für 28, 94 (= Metamm. XII 132) ist die Angabe in der *varietas lectionum*, Ilios recto die Lesart von M, nicht ganz genau. 34, 19 (= XIV 223) vermuthet schon Bothe tum, nicht erst Riese (diese irrthümliche Angabe findet sich schon bei O. Korn). In dem zum Theil vom Verf. selbst angefertigten Verso 30, 1 möchten wir, zumal in einer Schulausgabe, Ilios statt Ilion lesen, wie auch Korn XIV 467 das überlieferte Ilion in Ilios geändert hat.

Abgesehen von den in Druck, Ausstattung und Preis liegenden Vorzügen, welche sämmtlichen Ausgaben dieser Classiker-Sammlung eigen sind, liegt der Wert dieser Ausgabe nicht in Neuem (von einer Schulausgabe wird das wohl auch niemand erwarten), sondern in guter Verwertung des bisher Geleisteten und in der

trefflichen, dem Standpunkte der Schule vollkommen angepassten Auswahl.

In letzterer Beziehung bezeichnet die Ausgabe einen Fortschritt. Sie sei hiemit für den Schulgebrauch aufs Beste empfohlen.
Villach. J. Rappold.

Cornelii Nepotis vitae. In us schol. rec. Michael Gislbauer. Frunzen: Bragorinae MDCLXIII, Herder. VIII und 189 S. Klein 8°. 1 Mark.

Die Herdersche Verlagsbuchhandlung lässt auf Anregung Prof. Gislbauers eine Sammlung Schulclassiker erscheinen, die der vorliegende Cornelius in vielversprechender Weise einleitet. Zunächst erweckt schon die glänzende äußere Ausstattung und der durchaus correcte und augenscheinende Druck — sonst nicht gerade häufig in Schulbüchern — Sympathien für das Buch und dieser Außenseite entspricht auch das Innere, wenn wir auch nicht völlig den Standpunkt des H. Verf. zu theilen vermögen und von dem Index absehen wollen.

Zunächst erscheint es uns dankenswert, dass G. „*per pauca illa loca puerili aetati minus accomodata*“ (wie er im Widerspruche zu unserer Schulgrammatik sagt) aus dem Cornelius weggeschafft hat; denn das ist pädagogische Nothwendigkeit, da Nepos zwölfjährigen Kindern in die Hand gegeben wird. Diese pädagogische Athetese trifft prol. 4; Pans. IV 1; Alcib. II 2, 3; Dion. IV 3; Epam. V 6; Ham. III 2. Außerdem heißt es de reg. III 2 *liberos habet* für *procreasset* und Epam. VI 2 *matrem uxorem duxisset* (Nep.: *ex matre liberos procreasset*). Ref. hätte nirgends etwas zu erinnern; nur Epam. V 6 wünschte er anders behandelt, da die Uebergangsformel *quod me. . . pidas* die wenig geschickte Athetese sogleich verräth. Im Übrigen lässt sich dort die Stelle halten ganz wie sie ist, wenn man das anstößige *adulteri* durch einen — daraus resultierenden — nichtssagenden Begriff wie *litium uxoriarum* ersetzt; denn Epaminondas kann sich ja das Urtheil des Menekleides auch bloß darum verbitten, weil dieser „häuslichen Unfrieden“ hat, ebenso wie er dem Pelopidas (Ep.) X 1 den gleichen Vorwurf mit Hinweisung auf dessen Sohn beantwortet.

Was die kritische Seite der Textgestaltung betrifft, so kann ich aus zwei Gründen mich kurz fassen. Zunächst verspricht Prof. G. p. VIII dem gelehrten Publicum eine ausführliche Darlegung seines kritischen Vorgehens, so dass es kaum voll berechtigt erscheint, ihm vorzugreifen, und ohne seine Gründe zu hören ein endgültiges Urtheil schöpfen zu wollen. Andererseits hat jedoch G. Andresen in der phil. Woch. III Nr. 37 Sp. 1159—1164 gerade über G's kritisches Gebaren mit völliger Eindringlichkeit gehandelt, so dass es rem actum agere hieße, wenn auch ich hier mit Halm collationieren wollte. Dagegen kann ich auf Grund meiner Collec-

tales bestätigen, dass Andresen a. a. O. nichts nennenswerthes übergegangen hat. Ich erwähne daher bloß folgendes. Grundlage der Ausgabe ist — selbstverständlich — Halm, aus dem sogar die Inconsequenz Milt. II 3 *quamvis* — Attic. XX 1 *quamquam* (cf. Fleckensien philol. IV 335) herübergenommen ist. Da aber auch Halms kritischer Text vielfach nicht lesbar ist, so werden in dankenswerter Weise Cobets (und seiner ungenannten Vorgänger) Emendationen (32 Stellen) für den Text benützt, wie auch ältere Coniecturen (bei Halm meistens in der adnotatio critica) vielfach in den Autor treten. Gilbauers eigene Coniecturen sind folgende: Milt. III 1 *quibus singularum urbium* libb. *ipsarum*; kaum richtig, vielleicht ein Glossem (*psarum*) zu *singulis*. Milt. VIII 3 *Ita in Chersoneso* libb. *nam*, lieber doch *nam* [que in] Ch. Them. II 5 *terrestres exercitus* (?) mit Hss. Aristid. II 1 umgestellt nach Cobet u. a.; allein siehe Bitschowsky Wiener Studien IV 327 f., der die Vulgata mit vielem Scheine vertheidigt; so lesen wir ja auch Arist. II 2 *quo ducē Mardonius erat fugatus*, Paus. I 2 *illo ducē Mardonius . . . fugatus est* und I 3 *suo ductu barbaros esse deletos*. Paus. V 5 wird nach Thukyd. I 134 emendiert *et [non] (halm) procul ab eo loco infoderunt*, der Schluss des Satzes gestrichen. Diese Emendation scheint den Schwierigkeiten wirksam zu begegnen, die durch Vergleich mit Thuk. sich ergeben, in den Worten des Nepos an sich liegt kein Grund zu irgend welcher Änderung.

Cim. III 3 *satiū existimans [verbis quam armis] contendere*, wäre völlig passend, muss aber noch als zweifelhaft angesehen werden. Lys. II 2 *ac si iidem [non] firmissimi* (?). Alc. VI 2 *reminisci* (inf. hist.) mit einem Theile der Hss., aber ganz singular, Halm mit anderen Hss. *reminiscens*, was unströitig vorzuziehen ist. Thras. I 2; sehr ansprechend wäre *namque* (libb. *nam quod*); allein *namque* gebraucht Nepos gewöhnlich nur vor Vocalen, vor Consonanten *nam*. Iphicr. I 3 *postea* gestrichen, vielleicht nicht mit Unrecht. Chabr. I 3 *suis statibus* kaum richtig, eher ist die Stelle (wie Halm annahm) lückenhaft. II 3 *quibus magnas praedas* (vulgo: *a quibus*), warum gerade dies, ist mir unklar. III 3 wird *fortunarum* (v. *fortunam*) geschrieben, um *opulentiam* zu halten; allein ich zweifle, ob *fortunarum opulentiam* gut lateinisch sei, außerdem ist ja *opulentum* (-ium) überliefert.¹⁾ Themoth. III 5, wo Halm die Worte *[etiam potentiae in crimen vocabantur]* als Glossem ausschied, will G. die Überlieferung durch die leichte Änderung *etenim* halten, so dass der Satz in parenthesis zu denken und *potentiae* mit Nipperdey = *potentes* aufzufassen wäre. Doch wird man zweifeln müssen, ob damit der echte Text gewonnen sei. Datam. VIII 5 ist unglücklich behandelt: *pacem*

¹⁾ Ich vermutho: *neque [enim] animo aequo pauperes alienam opulentiam intuentur [et] fortunam*. Hss. *intuentur* oder *intuuntur*. Vielleicht ist *fortunam* als Glossem zu beseitigen.

iniecit Datamque hortatus est (kaum zu enträtheln, wenn nicht der Index p. 172 es erklärte). Die Stelle ist offenbar lückenhaft; ich versuche sie dem Sinne nach zu ergänzen: *Autophrodates, cum bellum duci maiore regis calamitate quam adversariorum videret, pacem amicitiamque [Datam] petiit cumque hortatus est, ut cum rege in gratiam rediret.* Das doppelte *quod* würde die Corruptel erklären. Epam. III 6 sind die Worte *adducere* — *quaerebat* sehr wahrscheinlich vor *priusquam* gestellt; dadurch wird der Widerspruch, der in der Stelle liegt, beseitigt. Überköth dagegen heißt es Epam. IV 6: *quoniam uno hoc volumine excellentium virorum complere libros constituimus, quorum separatim [vitas] multis milibus versuum complures scriptores ante nos explicarunt.* Dieser Lesart wird wohl niemand zustimmen. Ich bilde mir nicht ein, dem Fehler abhelfen zu können; suche ihn jedoch in dem müßigen *complures*; denn nicht, dass mehrere Schriftsteller vor ihm schrieben, sondern dass die vor ihm separatim multa milia versuum brauchten, ist der significante Ausdruck des Gegensatzes. Ich schreibe folgendes zweifelnd hin: *modus adhibendus est, quoniam uno hoc volumine vitam excellentium virorum complurum concludere constituimus, quorum separatim [facta] multis milibus versuum completis scriptores ante nos explicarunt.* Doch die ist, wie gesagt, nur ein Versuch. Nicht minder kühn ist Epam. VII 1 *eo esset deducta illa militia*, wo ich kaum zustimmen möchte. Pelop. II 5 wird *cum... exiissent* in *exierunt* geändert und dinst hinter *venaticis* gestrichen. Dadurch entsteht allerdings ein lesbarer Satz; allein probabler scheint auch hier die Annahme einer Lücke hinter *exiissent*, zumal da *interdum* nicht recht passt; denn für die acht deutschen Meilen nach Theben brauchten die zu Fuß wandernden Zwölf sicher einen gut gemessenen Tag, besonders wenn sie *vesperascente caelo* in Theben ankommen wollten (*ἐν ἡμέρᾳ οἴσῃ* Plut. Pelop. IX 1) und es Winter war: *ἦν δὲ τι πνεῦμα χονεφῆρος* Plut. l. l. — Meiner Ansicht nach fehlt also hinter *cum... exiissent* ein Satz, der dem plutarchischen *ὡς μὲν εἰς ἑσπέρην* (VIII) entspricht. Ich ergänze etwa so: *illi igitur duodecim, quorum dux erat Pelopidas, cum Athenis interdum exiissent [ut nemini notabile videretur, mane dici constitutae] ut vesperascente caelo Thebas possent pervenire, cum canibus venaticis exierunt, retia ferentes, restitit agresti, quo minore suspicione facerent iter.*

Ages. III 4 *Persidis* statt *praesidiis* sehr ansprechend. Auch VI 1 ist die Streichung von *ne proficisceretur* ein leichtes Mittel, den unsinnigen Satz lesbar zu gestalten; doch vielleicht ist auch hier eine Lücke hinter *divinaret: quo ne proficisceretur, cum plerisque ad exiendum premeretur, ut si de exilu divinaret, [se excusavit valetudinem atque] exire noluit.* Ähnlich schon Halm nach Xen. Hell. VI 4, 18. Ages. VI 2 wird in Übereinstimmung mit älteren Herausgebern *et* gestrichen und *id* umgestellt; letzteres war wohl nicht nöthig.

Eum. I 1 . . . *maior* [fuisse], *sed multo illustrior; atque etiam honoratior*. Ersteres schon Lambinus, *est* G. Aber dann ist der Satz noch nicht geheilt. Eum. I 2 wird *neque* . . . gestrichen und der folgende Satz mit *namque* eingeleitet. Insofern liegt in den unmittelbar einander berührenden Sätzen von *defuit generosa stirps — domestico summo genere erat* ein Widerspruch, der gehoben werden soll. Eum. XI 3 *pene quem summo imperii erat custodiam* wird *imperii* wohl kaum richtig gestrichen. Eum. XI 5 sind die Sätze *neque . . . falsum* und *non enim . . . decessit* sehr ansprechend umgestellt; die folgenden Worte sind längst als ein Glossem erkannt. Eum. XIII 2 *quod [quorum]* *nam* überzeugend. Phoc. III 2 *Huc* vor *eodem* mit *edit*. Ultraiect. streichen; ob mit Recht? Ham. II 2 sehr unglücklich *qui adversus Romanos fecerant* (libb. *fuerant*). Vielleicht fehlt ein Wort: *mercennarii milites, qui adversus Romanos [in armis] fuerant*. Hann. I 1 *populi Romani omnes gentes virtute superari* sicher nicht cornelianisch. Hann. VII 4 wird *et Magonem* richtig gestrichen, das schon durch die Stellung als späterer Zusatz sich deutlich macht. Hann. VIII 1 wird passend *incitarentur* vor *Antiocho* eingeschoben (siehe Halm ad loc.) Hann. VIII 4 *cumque* sehr passend für *quo cum*. Dagegen möchte ich dem Vorschlage zu Attic. III 1 *quod non illum latebat amitti civitatem Romanam, alia multa* (libb. *nonnulli ita interpretantur*) kaum das Wort reden. Die Stelle dürfte wohl ein Glossem sein; sollte sie aber doch dem Nepos gehören, dann ist wohl *ita* falsch: *iure consulti* (icli?). Auch erwähne ich Attic. IV 4 die Streichung von *eius* vor *periculum*, möglich; aber kaum nöthig.

Könnte ich also für meine Person den meisten Vermuthungen des H. Verf. nicht beistimmen und wünschte ich auch an einer Reihe von Stellen noch ein Abgehen von der Tradition (ähnliche Desiderate bei Andresen l. l. p. 1161), so lässt sich andererseits der Fortschritt nicht verkennen, den diese Ausgabe gegenüber ihren Vorgängerinnen gemacht hat. Mag ferner in Einzelheiten die Kritik des H. G. hier und da ein wenig zu radical sein, so mag sich dies von dem unangenehmen Bedürfnisse der Schule rechtfertigen lassen. Hier ist ein leicht lesbarer Text, besonders für diese Stufe des Unterrichtes, eine, hauptsächlichste Forderung; hätte Prof. G. eine kritische Edition bezweckt, er wäre sicher conservativer geblieben. Was sonst noch von textkritischen Bemerkungen zu erwähnen wäre, übergehe ich unter Verweis auf Andresens eingehende Besprechung, um dem angehängten Wörterverzeichnisse noch ein paar Zeilen zu widmen — leider nicht zustimmende. Prof. G. sammelt nicht den ganzen Wörrervorrath, sondern wir erhalten einen *index verborum discipulis aut certe aut fortasse ignotorum* (pag. VII). Vom pädagogischen Standpunkte kann man ein derartiges Vorgehen nur gutheißen, da es dem sinnlosen Herumblättern im Lexikon einen Riegel vorschiebt und den Schüler zwingt, mit dem einmal gelernten haus-

zuhalten. Leider aber lässt der Index mancherlei zu wünschen übrig. Zunächst ist er entschieden nicht reich genug und Phrasen, die der Tertianer nicht kennt, fehlen, wie z. B. *totidem atque, cluacacere* ¹⁾ (*aquilo*) *adversum tenet* u. a. m. Zweitens sind die Quantitätsbezeichnungen mangelhaft. Prof. G. adoptiert nämlich den von Perthes vorgeschlagenen, von Ritschl gebilligten Weg, bloß die Längen zu bezeichnen. Auch Ref. hält diese Art der Bezeichnung für die passendste, da sie typographisch am leichtesten durchführbar ist und doch absolute Genauigkeit schafft. Aber nimmt man diesen Princip an, dann heißt es consequent alle Längen bezeichnen; es sind aber bei G. fast auf jeder Seite Längen nicht bezeichnet und zwar in ganz significanten Fällen wie: *averto, conducticius, consūmo, dico, dōnicum, ergō* (gedruckt ist *ergo*), *factiosus, gūca, gloriosus, Gr̄nium, imperātorius, impōno, incūria, interpono, Ismēnias, iudicium, iūgerum, largitio, lecticula, legitimus, līnca, Lucullus, magistrātus, malitiose, mercennārius, militia, molior, mūnicipium, mūnio, mūnitio, nōtitia, obdūco, obsōnium, Pamphylum, periūrium, postridiē, praeoccupātio, proscribo, Quirinālis, quodam modo, rarus, religiōse, remex, repentinus, rhētor, satrapes, Nicator, separātus, singulāris, sūmo, suppono, Tarentinus, tibia*. ²⁾ Daneben begegnen falsche Quantitäten, die als Druckfehler nicht betrachtet werden dürfen, da das Bezeichnungsprincip dies verhindert. Solche Fehler sind: *conciliator, concilio, deutor* (vgl. z. B. *deorsum* ap. Lucr. 2, 202; *deuneces* ap. Martial. VI 74; XII 28 u. a. m.), *lutatius* (*lutare* cf. Vanič. II 849), *monumentum* (man denke an *monimentum*), *Mūtina, Vettōnes* ist fraglich; aber falsch *Zāma* (*Ζάμα*). Das sind offenbar Folgen einer gewissen Flüchtigkeit, die dem Index auch sonst anzumerken ist; ich meine in den eingestreuten etymologischen Bemerkungen, von denen ich eine mittheile. So wird *cogito* noch (mit Varro l. l. VI 43) zu *ag-* gestellt, während die Linguisten es (wie *indigitare, negitare*) richtig zu *aio* (rad. *agh*) stellen. *Comminus* und *eminus* sind im Index von *manus* abgeleitet, während die richtige Etymologie sie als Acc. u. Gen. eines Comparativs (cf. *minus*) erwiesen hat, worüber Vaniček p. 154 belehrt. *Index* ist mit *indico* (so steht zu lesen) nur wurzelverwandt und dies hat der Bedeutung nach absolut nichts mit *index* zu thun; gemeint war wohl (wie bei Georges) *indico*; allein wer wird das denominativum beistellen? Das erweckte ja bei dem Schöler die verkehrte Vorstellung, als stamme das Nomen vom denominativum.

¹⁾ Incobativ nämlich muss *cluxit* Paus I 1 aufgefasst werden, was niemand anmerkt.

²⁾ Man halte diese Anstellung nicht für kleinlich; denn p. 154 sagt G. ausdrücklich: (Es) sind [mit Ausnahme von Diphthongen und voc. Endsilben] alle Vocale als kurz anzusehen, die nicht durch einen darüber gesetzten Strich (-) als Längen bezeichnet sind. Dieser Satz berechtigt zu der von uns gestellten Forderung. Hier und da vermisst man auch die 3 bei Zeitwörtern consonantischer Conjugation, was Verwirrung hervorrufen kann nach p. 154 v. 20 f.

Verbum. Komisch wirkt es, wenn man p. 174 liest: *Lydia* . . . davon *Lydius*. S. v. *porrigo* wird erklärt: *pro* und *rego*, während v. B. Goldbachers Schulgrammatik p. 136 eine Praepositio inseparabilis *por* anführt. Was soll der Lehrer sagen, wenn auf Grund einer solchen antiquierten Note ein aufgeweckter Schüler sich zu der Frage versteigt, ob *proluo* und *polluo* wohl ein und dasselbe sei? (Thatsächlicher Vorfall aus meiner Praxis.) *Repudio* wird von *pes* abgeleitet. Ich weiß wohl, dass ältere Linguisten es (irrtümlich) zu rad. *pad* zogen, und kann mir einen Zusammenhang mit der Wurzel denken; aber von *pes*? Ich fürchte, diese Etymologie könnte eine sehr gemeine Vorstellung in den Köpfen unserer Schüler wachrufen. Zudem weiß männiglich, dass sie falsch ist und dass *re-pro- tripudium* zu rad. *pu. pud* (*παίω*) gehören. Andere Kleinigkeiten desselben Gebietes übergehe ich; mir war es bloß daran zu thun, an Exempeln den Nachweis zu liefern, dass dieser Index eine flüchtige, nicht ausgereifte Arbeit ist. Oder ist es vielleicht nicht Flüchtigkeit, wenn *Demetrios Poliorcetes* durch *Städte- eroberer* (p. 165) übertragen wird, da jeder Schuljunge wissen kann, dass es *Belagerer* heißt, und dass der Beiname auf Neuerungen in der Belagerungstechnik (Belagerung von Salamis auf Kypros 307) zurückgeht? Erobern heißt bekanntlich *ἐκπολιορκεῖν*. Ist es nicht Flüchtigkeit, wenn Cimon 4, 2 die Conjectur von Nipperdey angenommen wird *offensum fortuito*, während der Index p. 177 die *Vulgate fortunā offensum* beibehält unter Citierung der Stelle? Von anderem schweige ich.

Soll dieser Index segensreich für unsere Schulen wirken, dann muss er gründlich durchgeackert werden; für die Schule ist ja das Beste gerade gut genug.

Freistadt, Ob.-Ö.

J. M. Stowasser.

Discours de Cicéron pour le poète Archias. Texte latin avec une nouvelle collation du Gemblacensis, un commentaire critique et explicatif, une introduction et un index par Emile Thomas. Paris 1883. Librairie Hachette & Cie. 62 SS. Groß-Octav.

Es ist eine in mehrfacher Beziehung interessante Arbeit, die hier zu besprechen ist. In der ausführlichen Einleitung wird zunächst über das Leben des Archias und seine Werke gehandelt. Die latein. hiezu sind natürlich in erster Linie der Rede Ciceros entnommen, dann auch anderen gelegentlichen Bemerkungen Ciceros über den Dichter entnommen. An dieser Stelle wird auch jener Epigramm gedacht, die in der Anthologia Graeca unter dem Namen des Archias sich erhalten haben. Die Mittelmäßigkeit derselben kann, wie Th. mit Recht bemerkt, durchaus kein Argument abgeben, um etwa mit Rücksicht auf Ciceros Urtheil, der vollendet von trefflichen und formvollendeten Dichtungen des Archias spricht, solche Verse, wie dies auch thatsächlich geschehen

ist, als des Archias unwürdig zu erklären. Ciceros Urtheil in diesem Falle in der That nicht ganz vertrauenswürdig, weil unparteiisch. 'Son jugement est empreint d'une exagération évidente. L'on ne croit pas un avocat sur parole, quand il l'éloge de ses clients, et l'on doit croire moins encore Cicéron dans l'éloge d'un poète, qui devait chanter sa gloire'. (S. 4.) — Hierauf wendet sich Th. zur Frage der Echtheit dieser Rede, die bekanntlich von einigen Gelehrten, wie Scherzer, M. Tullii Ciceronis quae vulgo fertur oratio pro Archia poeta. (Lipsiae 1818), Büchner u. a. für das Product eines Rhetors erklärt worden ist. Th. verthet die Echtheit der Rede hauptsächlich gestützt auf die treffliche und erschöpfende Beweisführung Lattmanns 'Ciceronem orationis pro Archia poeta re esse auctorem' (Göttingae 1847). Zur Rede selbst übergehend spricht der Herausgeber das Missverhältnis zwischen dem Titel der Rede, der die eigentliche Beweisführung enthält, und der folgenden digressio, weiters die Beziehungen des Angeklagten Cicero, und wie dieser sich bestrebt, auch das Interesse des Richters und des römischen Auditoriums für seinen Clienten zu erregen. Dies alles wird in sehr anziehender und fesselnder Weise dargestellt, wie denn überhaupt ein frischer, lebendiger Ton die ganze Einleitung geht. Indessen macht sich hier und da eine gewisse rhetorische Überschwenglichkeit breit, und nicht zu begegnen wir wohl auch geradezu romanhaften Phantasieen, ganz und gar nicht an ihrem Platze sind, so S. 14, wo die Wirkung geschildert wird, die Cicero mit dieser Rede auf seine Hörerschaft ausgeübt haben mochte: 'Enfin, car les orateurs d'alors avaient les mêmes joies secrètes que les nôtres, Cicéron ne devait pas s'étonner lui-même et ressentir un peu de cette émotion douce et délicate, qu'il communiquait aux autres? Si je ne trompe, il y a à la fin du discours un ton de confiance, enthousiasme à demi volontaire, surtout une plénitude qui suppose qu'il prouve une parfaite égalité des sentiments, j'allais dire les mêmes transports, dans l'orateur et dans l'auditoire'.

In der Beurtheilung der Rede selbst geht Th. wohl zu weit, wenn er behauptet (S. 10), es sei die Vertheidigung des Archias für den Redner nur ein Vorwand gewesen, es bilde also vielmehr der erste Theil der Rede, nicht der zweite eine digressio extraneam; denn in Wahrheit habe Cicero beabsichtigt, eine 'defence par études nouvelles, qui pénétraient de plus en plus dans la société romaine'. — Wenn der erste Theil der Rede bis c. 6 allerdings ausschließlich eine kurze Widerlegung der Anklage enthält, erkennen wir doch auch in jener Lobpreisung der Poesie, die der zweite Theil gibt, klar die stets festgehaltene Beziehung auf den Process und den Angeklagten. Denn die Dichtkunst und der Dichter dieselbe Einzelnen sowohl, wie ganzen Völkern verliehene Ehre werden nur deshalb so gepriesen, um Archias, der durch seine D

Wegen zur Verherrlichung der Großthaten römischer Helden beigetragen hatte, in jedem Falle als des römischen Bürgerrechtes würdig erscheinen zu lassen, selbst wenn es um sein Recht schimmernde stünde.

Von den Handschriften hält Th. den Gemblacensis, den er genau verglichen hat, mit Recht für den wertvollsten und begründet dieses Urtheil durch mehrere Beweisstellen, die in der That für die Güte der Handschrift zeugen. Die Varianten des Gemblacensis werden mit großer Gewissenhaftigkeit in fortlaufenden, den Text begleitenden Noten mitgetheilt in der Weise, dass selbst offenbare orthographische Fehler der Handschrift, wie *his* für *eis* u. ä. m., stets angeführt werden.

Der Commentar ist, sowohl was die grammatisch-stilistische, als auch was die sachlichen Notizen betrifft, von bemerkenswerther Reichhaltigkeit und Selbständigkeit. Das in der Vorrede angekündigte Princip, Cicero nur aus sich selbst zu erklären, findet wir überall eingehalten, indem zur Erklärung allenthalben eine Fülle von Parallelstellen aus Ciceros übrigen Schriften herangezogen wird. Die einschlägige Literatur, besonders die Werke deutscher Gelehrten, und zwar sowohl Ausgaben und Commentare der Rede selbst, als auch Specialuntersuchungen und Sammelwerke wurden gewissenhaft benutzt, und überall zeigt sich der Herausgeber von dem löblichen Bestreben erfüllt, jenen Werken deutschen Gelehrten, deren Trefflichkeit er rückhaltlos anerkennt, auch in Frankreich Eingang zu verschaffen.

Wir gehen nun an die Besprechung einiger Stellen, an denen Th. mit Emendationsvorschlägen hervorgetreten ist.

c. 3. §. 5. bieten die Handschriften folgendes: *sed etiam hoc non solum ingenii ac litterarum, verum etiam naturae atque virtutis, ut domus, quae huius adolescentiae prima fuerit, eadem etiam familiarissima senectuti.* Es ist eine kaum erträgliche Härte, die hier in dem Fehlen der Copula liegt, und wir können Raiter gewiss nicht beistimmen, wenn er den Satz unverändert aus den codd. übernimmt. Von den Vorschlägen, aus den verderbten Worten *sed etiam hoc* die ursprüngliche Lesart zu gewinnen, seien hier genannt: *erat iam hoc* (Halm), *et erat hoc* (Eberhard), *sed est iam hoc* (Stürenburg). Von diesen Versuchen möchte der Halm'sche am meisten ansprechen, da „*iam*“ hier eine ganz passende Anknüpfung an den früheren Satz böte; für das adversative „*sed*“ der Uebersetzung ist hier kein Platz. Viel zu weit jedoch geht hier der Vorschlag des französischen Herausgebers: *erat illud* (nämlich die Aufnahme im Hause der Luculler) *solum ingenii ac litt., verum hoc etiam naturae atque virtutis, ut domus etc.* Diese Änderung, die allerdings einen ganz gefälligen Sinn ergäbe, ist eine viel zu gewaltthätige, um mehr zu sein als eine geistreiche Spielerei.

In demselben Satze ist die Lesart der besten Handschrift *ut domus, quae huius adolescentiae prima fuerit etc.* (so Gembl.,

Erf. Pith.), schlechtere codd. bieten *fuit*. Von *fuit* ausgehend vermuthete Madvig *favil*, eine zweifellos leichte und sinnige Änderung des sinnlosen *fuit*, die auch von Halm, Heine u. a. in den Text aufgenommen wurde. Vorzuziehen dürfte aber doch wohl eine Emendation sein, die durch eine ganz geringfügige Abweichung von der Lesart, welche die besten codd. bieten, dem Sinne aufhelfe. Als eine solche aber möchte ich unbedenklich die Änderung bezeichnen, die Th. empfiehlt, *prima affuerat*. Dass aus *prima affuerat* leicht *prima fuerit* werden konnte, bedarf keines Beweises. Was aber den Sinn betrifft, so bezeichnet *adesse* hier ganz passend die Unterstützung, die das Haus der Luculler dem jugendlichen Archias angedeihen ließ.

Minder glücklich ist ein Änderungsversuch §. 9 fin. *his igitur in tabulis nullam lituram in nomine A. Licini videtis*. Hier suchte Th. zunächst mit Unrecht das überlieferte '*his igitur tabulis*' (confin) zu schützen. Der Hinweis auf '*l'emploi sans préposition de libris locis accompagné d'un adjectif*' ist absolut nicht zutreffend; der solcher Sprachgebrauch bei *locus* kann nicht beliebig erweitert werden und gilt für *libro* ja nur in der bekannten Einschränkung. — Im Folgenden schreibt Th. *nullam lituram, nomen A. Licini videtis* (codd.: *nullam lituram in nomen A. L. v.*) Dies wäre aber der That eine höchst befremdliche und gespreizte, ja auf den ersten Blick kaum verständliche Fassung des Gedankens. 'In dieser Litur' sehet ihr den Namen des A. L. nicht in einer Litur', während doch die von den meisten Herausgebern gebilligte Änderung (*Madvig nullam lituram in nomine* so nahe liegt.

c. 7. §. 16. spricht Cicero rühmend von der Beschäftigung mit den Wissenschaften und schönen Künsten und bezeichnet sie als *animi remissio humanissima ac liberalissima*; hierauf fährt er fort: '*nam ceterae neque temporum sunt, neque aetatum omnium, neque locorum*'. Hier schaltet nun Th. höchst überflüssiger Weise ein: nach *ceterae* dies wäre ein überaus matter und nicht sagenier Zusatz, während in der überlieferten Fassung der Worte die Beziehung des *ceterae* auf das Vorausgehende (scil. *animi remissiones*) ebenso klar wie angemessen ist.

c. 11 §. 29. wo die besseren Handschriften *pro salute huius aequae imperii* Erf. *pro salute huius aequae imperii* (Gembl., Pith.) bieten, empfiehlt es sich wohl schwerlich mit den schlechteren codd. *huiusce imperii* zu schreiben, wie einige Herausgeber gethan haben, sowohl wegen der größeren Abweichung von der besseren Überlieferung, als auch, wie ich glaube, aus dem Grunde, weil man die Erwähnung gerade der *urbis*, die vor den Brandfackeln der Gallier bewahrt so haben Cicero so oft sich rühmt, nur ungern vermissen möchte. Klitz, Halm, Richter beharren, Madvig führt an, dass hinter *huius* — *urbis* auszufallen sei. Auf andere Weise sucht Th. die verderbte Stelle zu heilen. Er hält *huius* für ein Glossem zu *urbis*, die dann das ursprüngliche Wort verdrängt habe.

(l. west), 29, 26 *to* (l. *iu*), 46, 17 *te* im lateinischen Text ist stehen, 55, 14 *iudicium* (l. *indiciu*), 77, 12 *zcerlücke* (l. *ker*), 104, 10 *erstêrbet* (l. *erstêrbent*), 124, 1 *erstûzzet* (l. *zetz*), 210, 9 *claud* (l. *clauo*), 304, 21 *reuearis* (l. *reueharis*).
 Kategorien: 398, 15 *secuntus* (l. *secundus*), 401, 14 *particula* (l. *particule*), 402, 17 *ligen dñu* (l. *legendiu*, s. 403, 1), 422 *billichu* (l. *billichu*), 439, 5 *minus difficile* (l. *minus der difficile*), 490, 19 und 491, 24 *änderuêhsal* (l. *änder sal*), 491, 25 *änderlîchi* (l. *an dero ânderlîchi*, s. 491, 22.) — Interpretationen: 503, 17 *an dir* (l. *andir*), 515, 16 *clenchon* (l. *clenchon*). — Martianus Capella: 690, 25 *mâote* (l. *mâoter slâhet*), 697, 11 *ianimê* (l. *i. animê*), 697, 29 *schên* (l. *smôechen*), 700, 6 *pysichen* (l. *psychen*), 702, 6 *in* (l. *inhêrderen*), 702, 29 *friskigo* (l. *friskingo*), 724, 15 *zeme gchêitida* (l. *zemesenegechêitida*), 729, 32 *bette gâht* (l. *gâht*), 741, 31 *multi coloribus* (l. *multicoloribus*), 743, 28 *maxime* (l. *maxime*), 754, 6 *téro hâlber* (l. *téro hâlber*), 757, 11 *nemâson* (l. *nemâson*), 759, 29 *flagrantissime* (l. *fragrantissime*), 761, 15 *indagâtlichero* (l. *in dagâtlichero*), 762, 12 *Fata* (l. *Fata*). — Notkers Brief: 860, 15 ff. *Quod dum in duobus libris boetii qui est de consolatione philo- sophie et in aliquantis de sancta trinitate rogatus et metricè eam scripta in hanc eandem linguam traducere, catonem in ut bucolica virgilii et andriam Terentii.* (l. *Quod dum in secundo libro Boetii, qui est de consolatione philo- sophie et in alio qui est de sancta trinitate, rogatus sum et eam quandam scripta in hanc eandem linguam traducere, ut scilicet et Bucolica Virgilii et Andriam Terentii.*)³⁾ — *vento mori*: 868, 18 *das machot all ein noker*. (l. *das all einnôker*, *machôt* = *machôte*, *all* = *alle*, *einnôker* = *noker*, s. *nuerltgiri* Notker Psalmen 64, 6, Piper II 243, 24 *halagiri*, *havagiri*, *nesker*, — *einnôde* in den Windberger Psalmen. Vgl. Ezzo Prooemium V. 10 *duo flten si sich alle mu- nen*. Das passt sehr wohl zu dem Inhalt des *Memento mori*. Diese Warnungen vor der Welt hat der Dichter den ersten Eindruck gemacht. Steinmeyer Anzeiger 6, 432 und Nr. 24. 430 ff. haben also richtig gesehen, dass ursprünglich in der letzten Zeile des Gedichtes kein Vorfassernamen stand. Ob der Schreiber so verstanden hat, ist auch nicht sicher.)
 Dazu die Unzahl von Stellen, in welchen die Partikel unrichtig mit Verbum zusammengeschrieben ist. 15, 13 *ânenuôrtên*, 13 *ânândrendo*, 109, 25 *ânaskîme*, 126, 5 *âdrâlôsên*, 428, 1 *ân*, 477, 22 *ânâst*, 479, 27 *ânâgêst*, 697, 19 *âbandâm*, 1 *ânânuisên*, 737, 3 *fôregêlâdot*, 737, 19 *âdrageuuiset*, 737 *ânân*, 745, 24 *ânâzen*, 748, 27 *âfkât*, 750, 30 *âbâ-*
 3) Vgl. jetzt Seherer in Wunderlichs Beiträgen zur Syntax des lateinischen Boethius, Berlin 1888, S. 4.

fersnitenen. Wollte man hier den Hss. folgen, so müsste man es auch in den anderen Fällen, wo Enklisen und Proklisen durch Zusammenschreiben angezeigt werden, z. B. Artikel und Praepositionen vor dem Nomen.

Auch die den Handschriften nachgebildete Interpunction und Verwendung großer Anfangsbuchstaben müsste in einer kritischen Ausgabe einem vernünftigen Systeme weichen; s. z. B. 48, 368, 6. 417, 18. 460, 19. 503, 7. 692, 30. 752, 13. Das Ausrufungszeichen, welches öfters erscheint, s. z. B. 303, 23. 369, 1. 860, 17 wird wohl das handschriftliche Fragezeichen oder jenes sein, welches Beistrich und Strichpunkt vertritt; Wattenbach, Paläographie S. 38.

Eine kritische Ausgabe müsste dann natürlich auch der Frage nach der Autorschaft nicht aus dem Wege gehen, vielmehr auf die betreffenden Untersuchungen basiert sein. Aber wenigstens das Material dazu sollte man in Pipers Ausgabe finden. Dazu gehört nicht nur Notkers Brief, sondern auch die Angaben Eckebards IV im zweiten Band von Pertz Scriptores. Auch Verweise auf Wackernagels Verdienste der Schweizer S. 10, 26, auf Scherers Denkmäler 573³ durften nicht fehlen.⁴) Scherer hat ein gewichtiges Argument gegen Wackernagels Meinung vorgebracht, dass der Übersetzer von Boethius III, IV, V identisch sei mit dem von Martianus Capella I, II. Verschiedenheit in Wiedergabe von *sacer*, *sanctus*, im Martianus durch *uith*, sonst durch *heilac*. Aber auch Wackernagels Untersuchungen, als deren Resultat er mittheilt Boethius I, II seien von Notker, III, IV, V von einem andern, müssten, da er sie nicht veröffentlicht hat, neu gemacht werden. Das Resultat hat Beifall gefunden, da es mit den Angaben Notkers in seinem Briefe an den Bischof von Sitten zu stimmen scheint. Aber die betreffende Briefstelle muss verderbt sein; s. oben. Das erste und zweite Buch zeigen starke Differenzen. Das zweite hat Excurse mit besonderen Titeln, das erste nicht. Das erste zeigt starke Fehler in der Übersetzung 11, 19. 17, 9. 25, 8. 26, 9. 26, 18. 28, 27, — das zweite nicht. Der Commentar zum zweiten Buch ist reich, der zum ersten dürftig. Nach diesen Kategorien würden II, III, IV eine Gruppe bilden, andererseits I und V.

Wenn nun im Beginn des 11. Jahrhunderts eine ganze Reihe von deutschen Schriftstellern in St. Gallen auftritt, s. Ruodperts Brief I 861, Kategorien I 397, 21 — denn alle diese Übersetzer sind in den Commentaren ebensogut als selbständige Schriftsteller zu betrachten, als die Commentatoren, welche in lateinischer Sprache schrieben, — so ist es unwahrscheinlich, dass dies alles

⁴) Nicht in die Literatur Notkers Labeos gehört Zeumers Abhandlung im 8. Bande des Neuen Archivs für ältere Geschichtsforschung; Piper II. S. XLIX. Sie beschäftigt sich mit Notker Balbulus. Nachzutragen wäre daselbst R. Schmidt: Die Kategorien des Aristoteles in St. Gallen, Erlangen 1874, und die etwa erwähnte Schrift Wunderlichs.

der Anregung und dem Beispiele eines Mannes verdankt werde. Notker sagt in seinem Briefe auch nur (I 860, 12), er habe *rem pene inusitatum* begonnen. Die Geschichte originaler deutscher Prosa gelehrten Inhalts ist älter als man gewöhnlich annimmt. S. den sächsischen Psalmencommentar Denkmäler N. LXXXI² und die Aenderung des Serratus Lupus des französischen Schülers des Hrabanus Maurus († 862) Epist. 41 *Vobis aperio principem operam me destinasse lectioni et ad oblivionis remedium et cruditionis augmentum libros pauculos paravisse, nec germanicam linguam captam amore, ut ineptissime quidam iactaverunt, sarcinam sustinere tanti tamque diuturni laboris*. S. Prantl, Geschichte der Logik 2 47.

Ebenso müssten die Quellen zu den Commentaren nachgewiesen werden. Piper hat hiezu erwünschtes Material beige-steuert durch Mittheilung rhetorisch dialectischer Tractate aus dem Züricher Codex 121 (D) und aus dem Brüsseler, dem „Manuscrit de Cuss“, d. i. Cass (H). Dass solche Schulbücher benutzt wurden, sehen wir am deutlichsten aus der Übereinstimmung zwischen den rhetorischen Maximen in Boethius II S. 65 ff. und Notkers Rhetorik S. 643 ff. Von dem Tractat des Brüsseler Codex S. XIII ff. hat Piper S. LXXIX es sehr wahrscheinlich gemacht, dass er von Notker herstamme.

Wenn wir uns von diesen Bemerkungen und Wünschen, welche auf eine kritische Ausgabe Bezug haben, wieder zu Pipers Arbeit zurückwenden, so bleibt nicht viel zu sagen. Im großen und ganzen hat er das geleistet, was er sich vorgesetzt; die Ausgabe ist ein nützliches Buch. Dass es an einzelnen Versehen nicht mangelt, versteht sich bei einer so peinlichen und abspannenden Arbeit von selbst. Das schlimmste scheint mir das Fehlen einer wichtigen Lesart. Weder aus den Lesarten zu 623, 1. 643, 1 noch aus der Beschreibung des Brüsseler Codex S. XIII ist zu ersehen, dass der Titel von Notkers Rhetorik (Piper I 623) überliefert ist als *Excerptum rhetoricæ Notkeri mag.* S. Plew Germ. 14, 47, dessen Abbildung und Ausgabe Piper p. XIII citiert.

Für die Bequemlichkeit des Lesers ist wenig gesorgt. Die Lesarten sind schwer zu finden und nirgends ist gesagt, in welchen Handschriften ein Stück enthalten sei, — nur bei den Handschriften, welche Werke sie bieten. Der Abdruck großer Stücke mitten in der Beschreibung der Hss. ist lästig; Columnentitel fehlen.

Dass der Herausgeber auch mehreres zum Abdruck gebracht hat, was nur in entferntem Bezug zu Notker steht, wird ihm niemand übel nehmen, so die Übersetzung von Norberts Tractat II S. 1 ff. und die Stücke Denkmäler² N. 85, 86, 87, 90, 91, 93, 94, 95, 96, III S. IV ff. Lächerlich ist allerdings das Memento mori am Ende des ersten Bandes mit seinem Schlussvers: *daz machot all ein notker*.

Deutsche Nationalliteratur. Historisch-kritische Ausgabe. U. Mitwirkung von Dr. Arnold, Dr. G. Balke, Prof. Dr. K. Bar, Prof. Dr. R. Bechstein usw. herausgegeben von Joseph Kürschner. Verlag von W. Spemann in Berlin und Stuttgart. Lief. 1 u. a 50 Pf.

Seitdem Schillers und Goethes Werke dem allgemeinen Nachdrucke frei gegeben sind, wurden schon mehrere Versuche gemacht, die deutschen Classiker in Sammlungen zu vereinigen. Ausgaben des Bibliographischen Institutes, von Gustav Hempel in Berlin und Brockhaus in Leipzig haben sich mit entschiedenem Glücke bei dem deutschen Volke eingeführt. Die rührige Verlagsbuchhandlung W. Spemann in Stuttgart hat diesen Plan erweitert und auf die gesammte deutsche Nationalliteratur ausgedehnt, die althochdeutsche und mittelhochdeutsche Literatur im Originale einem großen Publicum zugänglich gemacht werden kann, möge Referent wohl bezweifeln. Für die Zeit seit der Reformation ist der Gedanke, ein umfassendes Bild der literarischen Bewegung durch die Documente selbst zu geben, nur freudigst zu begrüßen. Der Prospect nennt eine Liste von 36 Mitarbeitern, welche sich in der Ausgabe theilnehmen, und von denen wir nur die Namen Bechstein, Behagel, Creizenach, Genger, Lemcke, Lilienkron, Milchmann, Minor, Munkler, Oesterley, Palm und Vetter hervorheben. Die Sammlung soll sorgfältig revidierte Texte, mit sachlichen und sprachlichen Anmerkungen, mit biographischen und literaturhistorischen Einleitungen enthalten und außerdem sollen in der jetzt allgemein üblichen Weise Titelblätter erster Ausgaben, Dichterporträts und beglaubigten Vorlagen, Nachbildungen von Handschriften, Theatervignetten usw. beigegeben werden, die dazu mitwirken sollen, die Leser auch äußerlich in die Zeit der Entstehung einer Dichtung einzuführen und ihnen charakteristische Äußerlichkeiten nahe zu bringen. In den ausgegebenen Lieferungen 1 und 2 enthalten die ersten Bogen von Goethes Faust, herausgegeben von Müntzer, und von Grimms Hausens „Simplicius Simplicissimus“, herausgegeben von Robert Wöckent. Wöchentlich erscheinen 1—2 Lieferungen in der Stärke von ca. 8 Bogen; die getroffenen Vorbereitungen gestatten die Vollendung der Sammlung in 3—4 Jahren; die Werke der einzelnen Autoren sollen stets möglichst rasch zum Abschlusse gebracht werden.

Indem wir uns eine eingehende Würdigung der einzelnen Bände je nach ihrem Erscheinen vorbehalten, soll hier nur noch darauf hingewiesen werden, dass, wenn sich vielleicht auch nicht an Theile des umfangreichen Unternehmens zur Anschaffung für Schulbibliotheken eignen dürften, doch für Lehrerbibliotheken die ganze Sammlung unbedingt empfohlen werden kann.

Johann Heinrich Voss als Schulmann in Eutin. Festschrift zum hundertjährigen Gedenktage seiner Ankunft daselbst von Dr. Friedrich Heussner, Gymnasialdirector. Eutin 1882, G. Struves Buchdruckerei (K. Struve), 61 S. gr. 4°.

Die Vossische Übersetzung des Homer. Festrede gehalten in der Aula des Gymnasiums am hundertjährigen Gedenktage der Ankunft Johann Heinrich Vossens in Eutin von Dr. Friedrich Heussner, Gymnasialdirector. Eutin 1882, G. Struves Buchdruckerei. 19 S. 8°.

Je weniger Voss der heutigen Generation als Dichter sympathisch ist, desto mehr gewinnt das Bild, das wir uns von dem Gelehrten, Übersetzer und Schulmann Voss, Dank der ausgezeichneten Arbeiten hervorragender Literaturhistoriker, zu machen im Stande sind. Seine menschlichen Vorzüge und Schwächen liebevoll und scheinend darzustellen, hat Ernstine's Feder bereits versucht und Herbst hat ihre halb verblichenen Schriftzüge für die Gegenwart mit meisterhafter Kunst wieder aufgefrischt.

Am 21. Juli 1782 waren es hundert Jahre, dass Voss das Rectorat des Gymnasiums in Eutin antrat, das er durch zwei zwanzig Jahre in edler Pflichterfüllung und Berufstreue verwaltete. Auf das innigste war er mit der Stadt und ihren Bewohnern verknüpft, als er aus dem Amte schied und nach dem sonnigeren Süden Deutschlands zu freier schriftstellerischer Arbeit sich wenden konnte. Überall ließ er Spuren seines Einflusses zurück; vor allem aber hatte er der von ihm geleiteten Schule den Stempel seines Geistes aufgedrückt, den dieselbe während der Leitung von sechs trefflichen Rectoren bis zum heutigen Tage mehr oder weniger bewahrt hat. So war es denn ein schöner und rechthwendiger Akt von Pietät und Dankbarkeit, dass die Schule denselben Erinnerungstag weihervoll begieng, und die beiden Festschriften des gegenwärtigen Rectors Friedrich Heussner verdienen auch außerhalb des engeren Vaterlandes gelesen zu werden.

Die erste ist eine gelungene ausführliche Darstellung von Voss' pädagogischer Thätigkeit: neben den Documenten, die Voss uns jetzt hinterlassen hat, den 'Vorschlägen' zur Einrichtung des Unterrichtes vor seiner Berufung, der Antrittsrede, dem 'Bericht über das Eutinische Rectorat, eingereicht im Winter 1782', und den in Briefwechsel und Streitschriften zerstreuten Notizen bildet die Hauptquelle der panegyrische Aufsatz von Friedrich Karl Wolff 'Voss in seiner Wirksamkeit als Schulmann' (Voss, Briefe III. 2, 235 und die Bemerkungen Wilhelm Hellwags zu diesem Aufsätze Nr. 283). Außerdem konnte aber Heussner noch eine Schulrede Wolffs aus dem Jahre 1840 bei Gelegenheit seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums mit Erinnerungen an Voss benützen, auch ist es uns gelungen, aus dem Buche C. F. Cramer 'Baggesen oder das Leben, eine Reise durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich' (Altona und Leipzig 1791), das Herbst unerreichbar geblieben war den Voss betreffenden Abschnitt mitzutheilen. Der schwärmerische Däne, der durch seine Schiller- und Wieland-Begeisterung mehr

als durch seine eigenen Poesien in unserer Literaturgeschichte fortlebt, wird während seines Besuches in Eutin ein geschworener Vossianer. Schon die erste Begegnung ist entscheidend. Er hat immer gehört. Voss hätte etwas trockenes und steifes im Gesicht, er gliche mehr oder weniger einer Grammatik; er stellte sich dabei das Fleisch- und Beingehäus, in dem die Muse Luisons und die Idyllen wohnt, gothisch, altfränkisch, und sogar etwas verfallen, vor. Und als ihm nun Voss, in einem langen Schlafrocke und einem kleinen runden Hut auf, entgegentrat — „Nun stand er da, lang und schlank, mit apollonischem Anstande vor mir; mit dem eigenen Lächeln des Frühlings auf seiner offenen Stirn — und, als er, meine Hand drückend, mir ein freundliches Willkommen bot, kam er mir als einer der schönsten Männer vor, die ich jemals gesehen. Kaum waren meine Augen seinem Blicke begegnet, so war ich auch schon sein persönlicher Freund. Wenige Menschen haben bei der ersten Ansicht diesen bestimmten sympathischen Eindruck auf mein Herz gemacht.“ Dann folgt eine anziehende Schilderung von Voss' Häuslichkeit, einer Vorlesung der 3. Idylle aus der 'Luise' — „etwas runderes, vollkommneres, herzbezaubernderes habe ich nie gehört“ — seiner umfassenden Gelehrsamkeit, die wie bei Lessing mit einer bewunderungswürdigen Darstellungsgabe verbunden sei, endlich eine nicht ganz zutreffende Charakteristik. Cramer hat diesen Aufsatz mit Anmerkungen versehen und in einer Beilage auf Voss' eigenen Wunsch gegen Baggesens Äußerung polemisiert: 'Und dieser Mann muss erwachsene Knaben das Fero-tuli-latum-ferre lehren! — und die wenigen Stunden, die er der Brodtarbeit abstehlen kann, mit der Correctur der ängstlich zusammengepassten Notencolumnen unter eine slavische Übersetzung verderben!'

Bietet Heussners Abhandlung schon dadurch eine erwünschte Ergänzung zu Herbsts Buch, so ist dies auch in Betreff der Nachrichten über einige Schüler Voss' der Fall: S. 27 f. über den oben erwähnten Friedrich Karl Wolff (1766—1845), der nach seiner gemeinsamen Wirksamkeit mit Voss in Glückstadt und Flensburg des Meisters Traditionen fortsetzte und sich in mannigfachen Übersetzungen versuchte, S. 28 über Friedrich August Eschen (1777—1800), über den jetzt Schnorrs Archiv XI, 560 zu vergleichen ist, S. 31 über Friedrich August Ukert (1780—1851). Auch die neuen biographischen Mittheilungen über Voss' Nachkommen S. 32 sowie die Angaben über die vorhandenen Bilder des Dichters S. 59 f. werden allgemein willkommen sein.

Das zweite Schriftchen enthält die an dem Gedenktage gehaltene Festrede über die Vossische Homerübersetzung, eine gründliche, geschmackvolle und warm gehaltene Würdigung unseres deutschen Homers, welche man auch neben Bernays Einleitung zur Jubelausgabe der ersten Odyssee (Stuttgart 1881) gerne zur Hand nehmen wird.

Graz.

August Sauer.

- H. Schiller, Geschichte der römischen Kaiserzeit. Erster Band. II. Abtheilung. Von der Regierung Vespasians bis zur Erhebung Diocletians. Gotha 1883, bei Fr. Andreas Perthes. S. I–IV und 497–980. Preis 9 Mark.

Der Wert dieses Werkes besteht nicht zum wenigsten darin, dass die neuere Literatur über die behandelte Epoche vollständig verzeichnet und ausgenützt ist. Es war dies um so mehr ein Bedürfnis nicht bloß der Studierenden, sondern auch weiterer Kreise, als viele von den tüchtigsten Leistungen, welche unsere Kenntnis der römischen Kaisergeschichte gerade in dem letzten Decennium vermehrt haben, in akademischen Abhandlungen, in Zeit- und Festschriften verstreut sind; die noch unvollendete Sammlung und Gruppierung des Materiales ließ es zu einer abschließenden Gesamtarbeit eben nicht kommen. Was in letzterer Hinsicht zutage trat, war nicht dazu angethan, strengeren Anforderungen zu genügen; in der Regel fanden sich wichtige Beiträge nicht verwertet, dafür waren mancherlei Versehen unterlaufen. — Neben der epigraphischen kommt namentlich die numismatische Specialliteratur in Betracht; es ist ein Verdienst des vorliegenden Buches, über dies Gebiet, worüber in anderen Werken viel Unsinn zu lesen, gut zu informieren, wie von berufenster Seite anerkannt ist. (Vgl. A. r. Sallet im 11. Bande der „Numismat. Zeitschrift“ 1883.) Man wird daher am besten thun, künftighin die bisher meist gebrauchten französischen, englischen oder deutschen Werke über Kaisergeschichte, in denen man sich Rathes erholt hat (Duruy, Beulé, Merivale, Hertzberg usw.) bei Seite zu lassen und sich an Schiller zu halten. Von ihm mag dann, wer es nöthig hat, zu den in den Anmerkungen fleißig citierten Specialschriften recurriren.

Indem wir dem vorliegenden Werke dieses Lob spenden, soll damit keineswegs gesagt sein, dass die eine oder die andere Partie desselben nicht etwa könnte verbessert werden.

Den einzelnen Abschnitten sind Charakteristiken der Quellen und Verzeichnisse der Hauptwerke vorausgeschickt. Wie ich schon gelegentlich einer Besprechung des ersten Halbbandes (inv. Sybols Hist. Zeitschrift 1883. Bd. 14 S. 305 ff.) hervorgehoben habe, sind die Schiller'schen Charakteristiken gegenüber den durch Klarheit und Plastik ausgezeichneten Quellenanalysen in Rankes Analekten (Weltgeschichte Band III. 1882) als häufig wenig zutreffend zu bezeichnen. Man vgl. nur was Ranke a. a. O. S. 344 ff. über Sueton und die *Scriptores historiae Augustae* sagt mit den Ausführungen bei Schiller S. 595 f. Wie fein hat Ranke die Arbeitsweise, die Schwächen und die Vorzüge der Schriftsteller, den Wert, den sie für den modernen Historiker trotz alledem besitzen, die Gründe, nach denen er ihre Nachrichten in den Text aufgenommen oder ihnen diese Aufnahme verweigert hat — wie fein und überzeugend hat er dies alles auseinandergesetzt! Schillers Bemerkungen

haben den Fehler, dass sie in dem Leser keine Vorstellungen wecken; man vgl. z. B. S. 596: „es ist gar nicht zu bezweifeln, dass diese Schriftsteller (die *Scriptores historiae Augustae*) ihre Quellen auch offizielle Actenstücke einsahen und benützten, wenn es gleich ebenso wenig zweifelhaft sein kann, dass sich denselben zahlreiche Fiktionen angeblicher Senatsbeschlüsse u. dgl. finden. Bisweilen wird eine ganz verständige Nachricht nur durch den Zusammenhang verdächtig, in dem sie berichtet wird.“ — Wenn man dies „denn“ — „wenngleich“ — „bisweilen“ geleistet hat, ist man nachher so ziemlich ebenso klug wie zuvor. Nach diesem Muster sind aber die meisten Quellencharakteristiken des Verf. gearbeitet. So heißt es S. 602 über die „*Acta martyrum*“: „Dass dieselben häufig nicht ohne historische Grundlagen sind, darf als feststehend betrachtet werden; nur wird es immer unsicher sein, die Entscheidung darüber zu treffen, was geschichtlich Wahrheit und was lediglich der christlichen Mythenbildung seine Entstehung verdankt.“ Le Blunts Nachträge zu Roinart citiert, aber von der gediegenen Methode des gelehrten Franzosen, der die Kunst der Kritik, d. i. der Scheidung des Wahren vom Falschen, mit bewunderungswürdiger Virtuosität handhabt, lässt der Verf. seine Leser wenig merken.

Derselbe Mangel an Plastik und Anschaulichkeit begegnet dem Schlusscapitel des vorliegenden Halbbandes, worin „Literatur und Kunst“ des dritten Jahrhunderts behandelt sind. Man vgl. S. 922: „Es gibt also noch eine Literatur und Kunst, aber diese sind lediglich die Nach- und Anklänge besserer Zeiten, die Thatsachen, aber ohne Verständnis fortgeführt werden. (So werden z. B. in Afrika noch Tragödien ziemlich regelmäßig aufgeführt). Das letztere dürfte doch auch im fünften Jahrhundert noch geschehen sein, kann also zur besonderen Charakteristik des dritten Jahrhunderts kaum dienen. S. 925 kommen die Philologen jener Zeit schlecht weg: „Ebenso wenig hat die philologische, grammatische Thätigkeit neue Bahnen betreten, sie lebt lediglich von der Compilation und der Aufbereitung von Schulausgaben; wenig man die reine Sprache mehr im Leben lernen konnte, weisen die immer zahlreicher auftretenden Grammatiker“ usw. — ein sehr allgemeines Urtheil, das die Philologen anderer Zeiten ebenso gut treffen könnte, weshalb ich die des dritten Jahrhunderts nicht in dieser Weise kritisieren möchte. — Auch das finde ich nicht in der Ordnung, dass S. 498 unter den „neueren Darstellungen“ „Gibbon, *History of the decline and fall of the Roman empire*, Paris 1840“ citiert ist; als ob das Buch im J. 1840 in Paris herausgekommen wäre.

Doch genug dieser Ausstellungen, die ich nur mache, über dem Lob der Vorzüge den Tadel der Schwächen, wie er dem Kritiker ziemt, nicht zu vergessen. — In der Literaturangabe fehlt nur hier und da der Artikel eines provinziellen Organs, was sich

kaum vermeiden ließ. Für die Geschichte des jüdischen Aufstandes unter Hadrian scheint ein beachtenswerter Beitrag übersehen zu sein: J. Derembourg, *quelques notes sur la guerre de Bar Kochba et ses suites*. (Bibliothèque de l'école des hautes études, publiée sous les auspices du ministère de l'instruction publique. Sciences philologiques et historiques. Vol. XXXV. Paris 1878. Mélanges publiés par la section historique et philologique de l'école des hautes études pour le dixième anniversaire de la fondation. p. 157—173). Man findet in diesem Aufsätze einer anerkannten Autorität Aufschlüsse über den ursprünglichen Namen des jüdischen Insurgentenchefs; über die Lage des Ortes Betsar, mit dessen Einnahme das Schicksal der Aufständischen entschieden war; über die Maßregeln, welche über die Besiegten verhängt wurden und die Rettung der letzteren; auch über die römischen agents provocateurs, die geheime Polizei und die wahrscheinlich von Hadrian organisierte Gensdarmarie der sogenannten frumentarii ist gehandelt.

Der hier besprochene zweite Halbband des Werkes zerfällt in drei Capitel: 1. Von Vespasian bis auf Trajan. Der Beginn der Umbildung des Principats zur Monarchie. 2. Von Hadrian bis auf Pertinax. Die monarchische Entwicklung in der Reichsverwaltung. 3. Von Septimius Severus bis auf Carinus und Numerianus. Entwicklung der absoluten Monarchie. Den Schluss bilden Nachträge und Berichtigungen zum ersten Halbband, sowie ein Index. — Einer der Vorzüge des Buches besteht darin, dass neben der politischen Geschichte für jede Periode auch die socialen Verhältnisse dargestellt sind; eigene Abschnitte behandeln das Erziehungswesen, die religiöse Bewegung, in den Provinzen den Fortgang der Romanisierung und des allgemeinen Culturzustandes — überall mit Rücksichtnahme auf die neuesten Vorarbeiten.

Fassen wir unser Urtheil zusammen. Ein Buch, wie es Th. Mommsen schreiben würde — nach Maßgabe seines „Fragmentes“ im Hermes Bd. XIII, 90 ff.: „Der letzte Kampf der römischen Republik“ — ist das von Schiller nicht. Es ist darin auch hinsichtlich der psychologischen Würdigung der handelnden Personen wie in der Erfassung der politischen Momente das Höchste nicht geleistet. Darüber gibt sich der Verf. selbst keiner Täuschung hin, wie aus seiner Vorrede hervorgeht: „Eine relativ vollkommene Darstellung dürfen wir immer noch von dem großen Meister erwarten, der dazu wie kein zweiter der Lebenden befähigt ist. Doch auch so darf ich hoffen, dass meine Arbeit nicht ganz wertlos sein wird. ... Für den Studierenden allein oder auch nur vorläufigsweise konnte bei der Vernachlässigung, welche auf der Kaisergeschichte im großen und ganzen noch immer lastet, die Arbeit nicht bestimmt werden, sie musste weitere Kreise ins Auge fassen.“

Und dieses nächst zu erreichende Ziel, eine brauchbare, dem gegenwärtigen Stande der antiquarischen Studien angemessene Darstellung zu geben, scheint mir, wenn nicht in jedem Einzelnen, so doch im allgemeinen wohl erreicht zu sein. Ich empfehle das Buch nicht nur den Lehrern der Philologie und der Geschichte an unseren Mittelschulen; auch darüber hinaus wird es Vielen, z. B. den Kennern der antiken Kunstgeschichte, mannigfach willkommen sein.

Prag.

Jul. Jung.

1. Dr. G. Erlers, Deutsche Geschichte von der Urzeit bis zum Ausgang des Mittelalters in den Erzählungen deutscher Geschichtsschreiber. Erste Lieferung. Leipzig 1882, Verlag von Alphonse Dürr. VIII und 80 SS. gr. 8°.
2. J. Lippert, Das Leben der Vorfahren. Das Wesentliche einer deutschen Culturgeschichte ältester Zeit. Dem Volke erzählt. Herausgegeben vom deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag 1882. 8°. 191 SS. (mit 16 Ill. i. Text).
3. Dr. O. Kallisen (Prof.), Friedrich Barbarossa, die Glanzzeit des deutschen Kaiserthums im Mittelalter (mit 6 Vollbildern von Joerdens) (deutsche Zeit- und Charakterbilder II.). Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 8°. 439 SS.
4. Dr. P. Wallnöfer, Albrecht I. und der Ursprung der schweizerischen Eidgenossenschaft. Wien, Eduard Hölzel. kl. 8°. 81 SS.

1. Wir stellen an die Spitze dieser Gruppe von verwandten Publicationen Erlers deutsche Geschichte in ihrer ersten Lieferung, welcher noch beiläufig 14—17 folgen sollen. Es führt sich hiermit ein umfangreiches Werk ein, das nach dem Prospect ein im besten Sinne „populäres“, ein „Volksbuch“ werden soll. Dass der Herausgeber dieser auf drei Bände berechneten „Sammlung von Geschichten“ des deutschen Volkes, — wie er sie nennt, — als organisch verbundener Erzählungen deutscher Geschichtsschreiber aller Zeitepochen des Mittelalters (und der vorangehenden antiken Aera) in ausgewählten größeren oder kleineren, modern verdeutschten Stücken — an seine Aufgabe einen ziemlich hohen Maßstab legt, beweist die ausführliche Einleitung, worin er die bisherigen Versuche, die Quellenzeugnisse der deutschen Geschichte dem deutschen Volke mundgerecht zu machen, einer eingehenden Prüfung unterzieht. — Ob es ihm nun selbst gelingen werde, die Auswahl so zu treffen, dass der organische Zusammenhang gewahrt, die Ungleichförmigkeit des Quellenvorrathes und die inneren Gegensätze derselben ausgeglichen und das so geschaffene pragmatische Ganze als ein populäres Buch erscheint, wird die Folge lehren.

Das vorliegende erste Heft bewegt sich auf dem Boden Altgermaniens und der germanischen Völkerbewegung bis zur Goten-

erung. Die „Urzeit“ erscheint in „Cäsars Berichte über die Germanen“, in der Erzählung des Velleius Paterculus von Armin, in Dio Cassius' und Zonaras' Darstellung der Schlacht im Teutoburgerwalde, in Tacitus' annalistischer Aufzeichnung über die Feldzüge des Germanicus und in den 27 Cap. der „Germania“, überdies in der Nachricht des Plinius M. über Chauken und den germanischen Urwald vertreten. — Für die Frage der Völkerwanderung findet sich Ammianus Marcellinus in Hinsicht des Kampfes K. Julians mit den Alemannen die sagenhafte Stammgeschichte der Goten bei Jordanis (de orig. 1 – 24) verwertet. Die Übertragung der bezüglichen Stellen ist lesbar und correct.

2. Lipperts Büchlein aus der Feder eines in populärer Darstellung routinirten Schriftstellers behandelt in fünf kurzen Abtheilungen das „Wesentlichste“ der deutschen Culturgeschichte. Bei Text und der Forderung, gemeinverständlich das Culturleben der großen Nation in seiner ältesten, also dunkelsten Epoche zu charakterisiren, darf man nicht mehr als Skizzen in breiten Strichen setzen und muss mit manchen Anschauungen über Gegenstände der germanischen Alterthumskunde, welche bei den Fachmännern immer als kritische Fragen, Streitpunkte gelten, so z. B. das Wirtschaftssystem, Königthum, Adel, Unfreiheit, Markensschaft und Gaueintheilung usw., nicht zu streng ins Gezeigte gehen. Gleiches gilt von den 16 dem Texte eingefügten Abzügen, die einem möglichst billigen Buche beigegeben sind. Gute, lebendige Darstellung sind dem Buche in gewünschtem Maße eigen.

3. In dem dankenswerten Unternehmen der rührigen Verlagsabtheilung des Waisenhauses in Halle a. S.: „Deutsche Zeitcharacterschilderungen für Jung und Alt“ erscheint als zweites Buches Bändchen Kallsons Lebens- und Zeitbild. In 21 Cap. führt uns die Glanzzeit des deutschen Kaiserthums im Mittelalter auf. Das erste Hauptstück zeichnet unter dem Titel „Die Hohen Geschlechter“ (Staufen und Welfen) die Vorgeschichte aus des Rothbarts. Die nächsten fünf Capitel führen uns bis zum Höhepunkte der Erfolge dieses Staufen, Mailands Zerstörung. Dem 7. und 8. Hauptstück beginnt die Wendung der Dinge in dem zur Entscheidung bei Legnano, die das 13. Capitel beendet. Die Achtung Heinrichs des Löwen folgt im 14. Unter dem Titel „Die Sonnenhöhe der Kaiserherrlichkeit“ behandelt der Verf. das Lebensjahr des Rothbarts; den Übergang zu seiner verhängnisvollen Kreuzfahrt bildet das nächste Hauptstück, worauf die 17 – 19 die Schlage im Orient, die Kustungen zum Kreuzzug und die Enttödtung des Staufenkaisers erzählen. Im vorletzten Abschnitt wird die „deutsche Kaisersage“, d. i. die Umwandlung der Sage von K. Friedrich II. in die Sage von seinem Großvater Barbarossa, erläutert. Das Schlusscapitel, „Die Zeit der Hohen-

staufer", charakterisiert das ganze gewaltige Geschlecht bis zu seinem Untergange. Sechs ansprechende Vollbilder (Hohenstaufen, Wap der Staufer und Welfen, Friedrich der Rothbart, Heinrich der Löwe, Friedrich II. und der Kyffhäuser) begleiten den sehr ansprechenden Text des nett ausgestatteten Buches.

4. Wallnöfers Büchlein stellt sich neben Bachmanns „Albrecht I. als deutscher König und Herzog von Österreich". Während in diesem das Lebensbild des Habsburgers populär dargestellt erscheint, hat Wallnöfers verwandte Arbeit mit der Charakteristik des Herrschers nur einleitungsweise zu schaffen, indem ihren Schwerpunkt Albrechts Verhältnis zur Eidgenossenschaft und insbesondere deren Ursprung im Lichte der Geschichte der Sage ausmachen. In dieser Beziehung trifft W.s Arbeit insbesondere mit A. Hubers Monographie: „Die Waldstätte Uri, Schwyz, Unterwalden bis zur festen Begründung ihrer Eidgenossenschaft" (1866) zusammen, aber ebenso steht sie mit der Literatur über die Schweizer Freiheitssage im Zusammenhange. Es ist ein klares, mit Wärme geschriebenes Buch, das der reiferen Jugend den Unterschied zwischen Geschichte, Sage und Dichtung, andererseits ihren Zusammenhange deutlich zu machen anstrebt.

Adolf Rhomberg, Die Erhebung der Geschichte zum Range einer Wissenschaft, oder die historische Gewissheit und ihre Grundsätze. Wien, Pest, Leipzig 1882, A. Hartlebens Verlag. 8°. 94 S.

Ein seltsames, aber beachtenswertes Buch, mit naiver Überzeugung von dem Bahnbrechenden seines Inhaltes geschrieben, und doch nur geläufige Gedanken und bekannte Ergebnisse historischer Kritik, andererseits anerkannte Resultate der Anthropologie und Ethnographie in ein System zusammendrängend; etwas orakelhaft in seiner Diction, in seiner Argumentation scholastisch, immerhin jedoch durch den guten Willen und Ernst des Verfassers über das Niveau einer müßigen Gedankenspielerlei gehoben; ein nützlicher Beitrag zur Erörterung eines Problems, das große und kleine Geister, Werkführer und Tagelöhner in geschichtlicher Arbeit beschäftigt hat und noch beschäftigen wird.

Die Einleitung belehrt uns, dass der Verf. „ein Apologet des wissenschaftlichen Charakters der Geschichte sein will", dass in der Geschichte als „evidenzschaffende Wissenschaft" gilt — oder richtiger gesagt, dass er sich für befähigt hält nachzuweisen, wie man in der historischen Forschung zu dieser Evidenz gelangen könne. — Die „Erhebung der Geschichte zum Range einer Wissenschaft" geht aus vom „Begriff und Wesen der Wissenschaftlichkeit" und leitet das „System der historisch-kritischen Axiome" mit der Betrachtung ein, dass wir „angeborene kritische Grundgesetze" in unserem Geiste beherbergen, sie aber, so oft wir ihnen schon gehorchen, „noch nicht zum formellen Bewusstsein" brachten. Das letztere will nun der Verf. unternehmen. Zunächst erblickt er

der (historischen) Thatsache ein „Kind“ der Erkenntnis, wobei die letztere die Rolle der „Mutter“, der Wille die des „zeugenden Vaters“ spielt: Erkennen und Wollen seien also die „Urfactoren der Weltgeschichte“.

Es werden nun IX historisch-kritische Axiome aufgestellt und an concreten Beispielen erläutert; fünf davon fallen unter das Schlagwort „intellectuelle“, vier unter den Gesichtspunkt „moralische“ Axiome. Ihr Inhalt ist nicht neu, aber die dogmatische Formulierung ist etwas apurtes; das Beste daran sind jedenfalls die reichlichen Erläuterungen, welche für die Belesenheit des Verf. sprechen. Dann folgt ein „Anhang zu den Axiomen“ und als IV. Abschnitt: „der philosophische Charakter der historischen Gewissheit und die daraus resultierende Freiheit und Selbständigkeit der Geschichtswissenschaft.“ Die historische Gewissheit gilt dem Verf. als eine „physische Gewissheit“ „wenigstens im weiteren Sinne des Wortes.“ Psychologisches, anthropologisches, historisches Naturgesetz gelten ihm als Correlatbegriffe; dennoch befürchtet er nicht mit Droysen, dass durch Aufstellung von Gesetzen der historischen Kritik die Geschichtswissenschaft „naturalisiert“ werde. — Im V. Abschnitt untersucht der Verf. die Begriffe: „historische Unmöglichkeit, Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit.“ Den Schluss bildet das VI. Capitel: „die wissenschaftliche Darstellung der Geschichte“; hier bildet das Grundthema der Satz, dass das Wesen der wissenschaftlichen Darstellung die neutrale Objectivität sei.

Wir sind mit unserer summarischen Anzeige zu Ende. Vergleichen wir Rhombergs dogmatisches Röcheln mit den ebenso schmechten als fruchtbaren Sätzen über historische Kritik, welche der würkere Geschichtsmeister Stenzel vor mehr als fünfzig Jahren (1828) seinem II. Bande der „Geschichte Deutschlands unter den frankischen Kaisern“ voranstellte, so gibt es nicht leicht einen stärkeren Gegensatz. Wie anspruchslos und klar quellen da die Gedanken hervor, während dort alles möglichst verwickelt und sententiös in ein „System“ gezwängt erscheint. Wir sind versucht, dem Verf. das entgegenzuhalten, was der geistreiche Physiologe du Bois-Reymond der Lingg-Rothstein'schen Gymnastik vorwarf, sie sei einseitige Muskellogik, welche auf das Mitthun und Wesen der Nerven veresse. Ähnlich scheint Sch. bei der Erklügelung der „historisch-kritischen Axiome“ — auf den ewigen Fluss, auf die Veränderlichkeit der historischen Erscheinungen und auf die menschliche Individualität vergessen zu haben, auf die Verschiedenheit der Erkenntnis und des Willens, deren „Kind“, die (historische) Thatsache (um mit dem Verf. zu reden), das Eigenthümliche der Eltern nie verleugnen wird. Aber, nochmals, Rhombergs Buch verdient — in aller Selbstüberhebung des Autors — gelesen zu werden.

Graz.

F. Kronos.

Lehrbuch der vergleichenden Erdbeschreibung für die unteren und mittleren Classen der Gymnasien, Realschulen und verwandter Lehranstalten. Von Gustav Herr, k. k. Landeschulinspector. Erster Cursus, Fünfte unveränderte Auflage. Zweiter Cursus. Achte revidierte Auflage. Wien 1883, Verlag von Karl Gräser

Vom Schuljahre 1872/3 an benützte ich im geographischen Unterrichte der ersten Classe den ersten Cursus des Lehrbuches von Herr; 1875 erschien von demselben Verf. der zweite Cursus: Länder- und Völkerkunde, und seither legte ich dem geographischen Unterrichte in der zweiten und dritten Classe, sowie den geographischen Repetitionen im Obergymnasium dieses Buch zugrunde. Die Freude, statt eines auswärtigen ein einheimisches Lehrmittel gebrauchen zu können (ich benützte bis dahin den „Leitfaden beim geographischen Unterrichte“ von F. Voigt), machte mich aber keineswegs blind gegen einzelne Mängel und Gebrechen, wie sie ja fast jedem Lehrbuche bei seinem ersten Erscheinen anhaften. Bei eingehender Beschäftigung mit demselben wünschte ich den Aufbau mancher Partien anders, das ließ sich nun ohne weitgehende Änderung nicht machen; wohl aber konnte in den Details gebessert werden. Meine über das Buch im praktischen Unterrichte gemachten Beobachtungen veröffentlichte ich in dieser Zeitschrift Jahrgang 1877 S. 63—65; der geehrte Herr Verf. nahm dieselben dankend auf (vgl. die Vorrede zur 3. Aufl. des 2. Cursus S. VIII) und verwertete sie, soweit es ihm thunlich schien. Auch von anderen Seiten kamen ihm wohlgemeinte Bemerkungen zu, das Interesse an beiden Büchern wuchs, ebenso die Zahl der Schulen, in denen sie Eingang fanden, und dem entsprechend auch die Zahl der Auflagen. So erschien 1881 der 1. Cursus bereits in 10. revidierter Auflage, während dasselbe Jahr den 2. Cursus in 7. revidierter Auflage brachte.

Dieser erfreuliche Fortschritt wird dadurch getrübt, dass die zwischen den beiden Cursen so nothwendige Übereinstimmung in Eintheilungen, Erklärungen, Begriffsbestimmungen, besonders in Zahlenangaben nicht sorgfältig genug gewahrt wurde. Der 1. Cursus enthält ja „die Grundzüge für den ersten Unterricht in der Erdbeschreibung“, er bildet also die Grundlage für den 2. Cursus und darf somit nichts enthalten, was der Schüler durch das Studium des 2. Cursus als falsch erkennen muss; andererseits verweist der 2. Cursus häufig auf den ersten, es müssen geradezu Wiederholungen einzelner Partien des 1. Cursus vorgenommen werden. Das Lehrbuch aber soll für den Schüler eine Autorität sein, es wäre aus mehr als einem Grunde, auch in erzieherlicher Hinsicht, schlimm, wenn der Schüler daran zu zweifeln anfinge. Das wird er aber, wenn er die zahlreichen Incongruenzen zwischen beiden Cursen bemerkt, und wenn ihm auch bei der Flüchtigkeit des jugendlichen Alters viele entgehen, einzelne werden ihm gewiss auffallen. Der Lehrer selbst aber hat die Pflicht, an solchen Stellen des Buches Correcturen vorzunehmen;

thut er dies auch mit allem Tacte, so schädigen doch häufige Cor-
recturen die Autorität des Buches. Es erwächst übrigens aus
diesem Mangel nöthiger Harmonie für den Lehrer
eine recht fühlbare Unannehmlichkeit: er ist genöthigt,
beide Cursse regelmäßig zu vergleichen, eine Aufgabe, die gewiss nicht
kurzweilig und auch sehr zeitraubend ist, eine Arbeit, die umso un-
angenehmer wird, je häufiger die Auflagen wechseln, da der Lehrer
bei dem Mangel jeder Garantie, dass die neue Auflage verlässlicher
als die frühere ist, mit der neuen Auflage dasselbe thun muss, was
er bisher gethan hat. Die Richtigkeit des Gesagten erhellt aus
folgendem.

Aus Anlass des geographischen Unterrichtes über Amerika
nahm ich zu Anfang des vorigen Schuljahres eine Vergleichung des
auf Amerika bezüglichen Lehrstoffes in beiden Cursen vor. Die dabei
gemachten Beobachtungen regten mich an, beide Bücher in Bezug
auf ihre notwendige Übereinstimmung ganz zu vergleichen. Ich
theile darüber mehreres mit; die 10. revidierte Auflage des 1. Cursus
bezeichne ich mit I, die 7. revidierte Auflage des 2. Cursus mit II.

II S. 1 wird der Flächenraum Europas mit 161.000,
I S. 11 mit 180.000 Quadratmeilen angegeben; II S. 1 wird betreffs
der Wiederholung des über die horizontale und verticale
Gliederung, sowie über die Gewässer Europas in I Gesagten auf die
§§. 47—49 in I verwiesen, §. 47 handelt aber über Klima, Pro-
ducte und Bevölkerung Europas, §. 48 bringt eine Übersicht der
Staaten Europas und §. 49 bespricht Lage, Grenzen und Größe
Amerikas. Ähnliches begegnet in I §. 44; es sollen die Europa um-
gebenden Meerestheile nach §. 33 — dieser handelt über die wagrechte
Gliederung Asiens — wiederholt werden, es sollte heißen §§. 28
und 30. II §. 2 beträgt die Bevölkerung Europas 316 Mill.,
die Zahl der Romanen 97, der Germanen über 100, der Moha-
medaner ungefähr vier Millionen, I §. 47 hingegen finden sich 313,
98, gegen 100, etwa $3\frac{1}{2}$ Millionen. In II ist bei Besprechung
der Staaten auf der Balkanhalbinsel die richtige Anordnung
angehalten: A. Osmanisches Reich, I. Unmittelbare Provinzen,
II Das Fürstenthum Bulgarien, B. Das Königreich Rumänien usw.,
hingegen folgt in I §. 48 auf das osmanische Reich das Königreich
Rumänien, dann Serbien, Montenegro und erst jetzt heißt es: „Das
Fürstenthum Bulgarien (tributär dem osmanischen Reiche).“ In
II wird die Bevölkerung Athens mit 74.000 E. angegeben, in I
mit 60.000, I S. 9 steigt der Gran Sasso 3000 M. an, in II bis
fast 5000 M., I §. 48 zählt Rom 245.000 E., II S. 24 nur 234.000.
I S. 89 sind die Pyrenäen 370 Km. lang, der Montperdu 3550 M
hoch, die Sierra Nevada über 3200 M., in II S. 30 jedoch finden
wir 460 Km., 3350 und 3550 M. In I zerfällt die centrale Hoch-
ebene der pyrenäischen Halbinsel durch querziehende Gebirge in
drei Stufen, II S. 29 und 30 nur in zwei; in I zählt Lissabon
204.000 E., in II S. 35 heißt es: Lissabon (mit den Vorstädten)

265 000 E., ebenso ist bei Kopenhagen und Troppan in einem Cuse die Einwohnerzahl mit Einschluss der Vorstädte dem andern ohne dieselben angegeben.

II S. 45 c, beträgt die höchste Erhebung der Ortleral 3900 M., I S. 87 aber 4000 M.; II S. 53 C) werden die Karpaten als „Mittelgebirge“ angeführt, I S. 87 (im letzten Abschnitte) scheinen sie als „Hochgebirge“; II S. 55 reicht das deutsche Mittelgebirgsland bis zum 36. Meridian, I S. 88 bis zum 38. dasselbe zerfällt II S. 56 in sieben Gruppen, in I S. 88 jedoch acht; daselbst wird in der böhmisch-mährischen Gruppe das mährische Gesenke nicht angeführt, der hohe Arber wird 1450 M. (in II mit 1460), der Keilberg mit 1270 M. (in II 1230 M.) angegeben; das Fichtelgebirge, in II bei der böhmisch-mährischen Gruppe behandelt, wird in I als eigene Gruppe angeführt und seine Culmination im Schneeberg mit 1060 M. II mit 1100 M.) angegeben. Die oberrheinische Gruppe II erscheint auch in I, doch daneben noch als eigene Gruppe „die schwäbisch-bairische Gruppe.“ Bei der niederrheinischen Gruppe wird im Gegensatze zu II das Siebengebirge neben dem Westerwald als eigener Bestandtheil aufgeführt, hingegen der Haarstrang gar nicht erwähnt. Der Harz bildet in II S. 6, und die Berg- und Hügellandschaften an der Westseite die 7. Gruppe; in I ist aus beiden eine „die nördlichste Gruppe“ gemacht. Auch die Eintheilung des zusammenhängenden Tieflandes Europas in I harmonisiert nicht vollständig mit der II; daselbst werden S. 72 vier Alpenströme aufgezählt, das fehlt in I S. 91 die Etsch. Die Saale wird zwar in beiden Curen bei Besprechung der Elbe erwähnt, in II wird jedoch unter den Zuflüssen, welche die Saale vom Nordabhange des Thüringerwaldes und des Harzes erhält, auch die Elster mit der Peiße genannt.

In I besteht die Schweiz aus 25, in II aus 22 Cantonen; dort hat Zürich 59.000, hier 57.000 E.; in I besteht das Königreich Preußen aus 11, in II S. 102 aus 3 neuen und 9 alten Provinzen; in II zählt München 230.000 E. gegen 229.000 in I. Der Flächenraum des deutschen Reiches beträgt I S. 9815, II S. 6 9818 und II S. 101 9882·6 Quadratmeilen. Flächenraum des Königreiches Preußen in I 6311, II aber 6386 Quadratmeilen. Wien zählt in I 1,100.000, in II 1,088.000 E.

Die Verweisung in II S. 168 auf die §§. 36—38 in I betraf die Wiederholung des über die horizontale und verticale Gliederung sowie über die Gewässer Asiens Gesagten ist unrichtig, da in den genannten Paragraphen Klima, Thier- und Pflanzenwelt, die Bevölkerung und Staaten Asiens behandelt werden; dasselbe gilt auch von den in II S. 173 angezogenen §§. 37 und 38 aus I (statt 34 und 35). Nach Petermanns Mittheilungen (49. Ergänzungsheft) gehören nicht nur die südlichen, sondern sämtliche Kurilen dem japanischen Archipel.

nestischen Reiche. I S. 68 wird Kokand als unabhängiges Chanat angeführt, II S. 195 als russisch; I S. 58 erhebt sich der Ararat bis fast 5200 M., II S. 198 bis zu 5200 M.; I S. 66 wird Kurdistan als „das Land zwischen dem Taurus und dem Westrande des iranischen Hochlandes“ (!) bezeichnet, in II S. 197 als Irans westliches Randgebirge. I S. 15 liegt der Spiegel des toten Meeres 392 M., I S. 63 und II S. 201 aber 400 M. unter dem Mittelmeerspiegel. I S. 67 zählt Smyrna 155.000 E. gegen 150.000 in II S. 204. I S. 61 durchfließt der Irtisch der Daisansee, II S. 210 fließt er aus dem Daisansee ab, in I heißt sein Zufluss Tobolsk, in II dagegen richtig Tobol; I S. 66 wird es überdies bei der Bestimmung der Lage der Stadt Tobolsk am Zusammenflusse des Irtisch und Tobol, Nebenfluss des Ob. Irkutsk zählt I S. 66 32.000 E. gegen 30.000 in II S. 212.

Die Bevölkerung Afrikas wird I S. 80 auf 200 Millionen, in II auf 205 Mill. geschätzt, I S. 78 wird die Länge des unteren Nil mit 1100, II S. 219 mit 1000 Km. angegeben, die Einwohnerzahl Alexandriens I S. 83 mit 212.000, in II S. 219 mit 220.000, die der Stadt Tunis in I mit 125.000, in II mit 120.000; die Einwohnerzahl der Stadt Marokko ist I S. 81 mit 50.000 angegeben, in II S. 223 vermisst man die Einwohnerzahl. I S. 74 heißt sich die Höhe der durch den Wüstensand an der Küste des atlantischen Meeres angehäuften Dünen auf 150, in II S. 224 auf 130 M.; I S. 76 wird geschrieben Tana- (Zana-) See 3900 Quadratkilometer, II S. 229 hingegen Tsana-See 3850 Quadratkilometer. In I S. 83 zählt die Capstadt 28.000, II S. 232 dagegen 33.000 E.; in I sollte entweder bei Besprechung der horizontalen Gliederung Afrikas in §. 39 oder in der Beschreibung des indischen Oceans Socotra erwähnt werden; am letzteren Orte wäre auch Rodriguez anzuführen, da ja doch in §. 43 anlässlich der europäischen und französischen Besitzungen in Afrika alle drei Mascarenen genannt werden.

Die Längenangaben über Amerika in I §. 49 beziehen sich auf den Meridian von Ferro (doch soll es daselbst heißen: Cap Prinz Wales $150^{\circ} \frac{1}{2}$ w. L.); es würde sich im nachfolgenden Paragraph und durchweg im Interesse der Schule empfehlen, bei den Längenangaben die Grade nicht fortlaufend bis 200 oder 300 zu zählen, sondern östlich oder westlich von Ferro. — II S. 241 wird die Bevölkerung Amerikas mit 90, I S. 105 mit 85 Mill. angegeben; II S. 249 macht der 49. Parallelgrad, I S. 107 der 50. die Südgrenze des britischen Nordamerika. I S. 106 zählt New-York 1,250 000, II S. 254 1,207.000 E. — II S. 262 wird gesagt, dass Südamerika, was riesige Stromentwicklung betrifft, alle anderen Festlandmassen weit überrage, S. 248 wird aber die Länge des Missouri-Mississippi auf 6600 Km. angegeben, die des Amazonenstromes (S. 263) auf 5700 Km.! (in I S. 103 über 6000 Km., daselbst ist die Quelle des Marañon von der Süd-

see „kaum 70 Km.“ entfernt, sein Ästuarium 90 Km. breit, in II dagegen beträgt die Entfernung der Quelle vom Meere „kaum 150 Km.“, das Ästuarium ist über 100 Km. breit!). — I S. 100 hat Rio de Janeiro 280.000 gegen 275.000 E. in II S. 269 nach dem am letzteren Orte Gesagten zählt Brasilien $11\frac{1}{2}$ Mill. Einw., nach S. 244 hingegen 10,100.000; bezugs Grönland sollte auf I §. 28 (nicht 31 und 32) verwiesen werden.

Der Flächenraum Australiens wird I S. 107 mit 161.000, II S. 271 mit 160.000 Quadratmeilen angegeben, dort beträgt die Breitenausdehnung Australiens (im weiteren Sinne) 90° , I S. 108 nur 80° . Im Gegensatz zu I werden II S. 271 Neu-Guinea, Neu-Seeland und Tasmanien zu Polynesian gerechnet; in I werden die Ureinwohner Australiens auf „vielleicht noch 60.000“, II S. 275 auf „kaum 50.000“ geschätzt, der Mount Kosciuszko ist I 2190, II 2400 M. hoch. I S. 110 erhebt sich Neu-Seelands Gebirge über 4000 M., II S. 276 bis fast 3800 M.

„Aber“, wird der schon ungeduldige Leser sagen, „der Aufsatz kündigt sich ja als eine Besprechung der 11. unveränderten Auflage des 1. Cursus und der 8. revidierten Auflage des 2. Cursus an, wozu die langwierige Auseinandersetzung über die 10. Auflage des 1. und die 7. des 2. Cursus? Nur gemacht! Diese Auseinandersetzung ist langwierig, aber keineswegs unnöthig; denn alles was bisher über die 10. Auflage des 1. und die 7. Auflage des 2. Cursus ausgeführt wurde, gilt buchstäblich von der neuesten Auflage des 1. und 2. Cursus.“

Diese beträchtliche Anzahl von Incongruenzen findet eine Erklärung keineswegs in der Annahme von Druckfehlern und Abrundungen. Es findet sich in keinem der beiden Course ein Druckfehlerverzeichnis; gewiss wäre in einem Buche, in dem Zahlen eine so hochwichtige Rolle spielen, eine so große Anzahl von Druckfehlern wohl unerhört. Wozu wäre denn eine Correctur der Druckbogen? Der wirklichen, aber übersehenen Druckfehler sind vielmehr wenige; so II S. 55, wo es heißt, dass die Oder das deutsche Mittelgebirgsland im Norden (statt Osten) begrenzt, oder II S. 85, wo vor Briançon wie statt die stehen soll, oder II S. 160 b), wo Don, Dnjepr und Dnjestr den uralisch-baltischen (statt karpathischen) Landrücken durchbrechen, oder II S. 220 ägyptischen (statt —scher) Sudan. — Die Annahme von Abrundungen ist gänzlich ausgeschlossen; denn dieselben müssten doch nach einem Principe vorgenommen worden sein, vergeblich aber sucht man hier nach einem solchen.

Die Erklärung für diese Unebenheiten ist vielmehr in der Flüchtigkeit zu suchen, mit der die letzten Auflagen veranstaltet wurden. Den deutlichsten Beweis hiefür liefert die neueste Auflage. Der Gegenstand bringt es mit sich, dass den politischen und territorialen

Veränderungen, sowie den Bevölkerungsverhältnissen entsprechen! In späteren Auflagen gar manches geändert werden muss. Der Herr Verf. hat auch in der letzten Auflage solche Veränderungen, namentlich bei Einwohnerzahlen vorgenommen, aber vielfach ohne Consequenz nur in dem einen Cursus, während in dem anderen die veralteten Zahlen stehen blieben. Ich gebe davon einige Beispiele; die 1. Zahl nach dem Orte findet sich in der letzten Auflage des 1. Cursus, die 2. in der neuesten Auflage des 2. Cursus die 3. in der vorletzten Auflage des 2. Cursus. Amsterdam 309.000, 326.000, 300.000 E.; Karlsruhe 52.000, 49.000, 50.000; Klagenfurt 16.000, 18.000, 17.000; Flächenraum der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder 350.226, 299.984-2, 300.227 Quadratkilom.; deren Bevölkerung 22.400.000, 22.144.244, 22.180.700 E.; London 4 Millionen, 3.815.000, 3.800.000 E.; Tokio 600.000, 812.000, 670.000 E.; Bombay 650.000, 753.000, 650.000 E.; Tiflis 100.000, 104.000, 100.000 E.; Taschkend 80.000, 82.000, 80.000 E.; Sydney 183.000, 222.000, 190.000 E. Es springt in die Augen, was ich schon im Eingange gesagt: für den Lehrer fehlt jede Garantie, dass die neue Auflage der beiden Cursus verlässlicher sei, als die frühere, für den gewissenhaften Lehrer erwächst vielmehr die ebenso unangenehme als mühsame Aufgabe, abermals beide Cursus sorgfältig zu vergleichen und an sehr zahlreichen Stellen zu corrigieren. Will er dieses nicht — und auf die Dauer werden wohl wenige dazu Lust haben —, dann muss er ein anderes Lehrbuch dem Unterrichte zugrunde legen.

Absichtlich habe ich es unterlassen, fehlerhaftes zu besprechen, das nur in einem der beiden Cursus vorkommt. Man könnte annehmen, dass dessen in einer 8. und 11. Auflage wohl kaum begegnet werde. Dem ist aber nicht so. So liest man auch in der 8. Auflage S. 82: „Bis auf sehr geringe Ausnahmen (Italiener auf Corsica und in Nizza) gehört die gesamte Bevölkerung Frankreichs — die Franzosen — der romanischen Sprachfamilie an“; S. 99 begegnen 220.000 Franzosen und Wallonen in Deutschland und S. 101 bei der Bevölkerung des Königreiches Preußen „einige Tausend Wallonen (Malmedy), 220.000 Franzosen (Elsass-Lothringen).“ Noch immer wird (S. 149) Hull als vierte Seestadt Englands angeführt und daneben (S. 150) gesagt: „Nächst Liverpool und Hull ist als viertwichtigste Seestadt zu nennen Newcastle.“ Noch immer wie in der 7. Aufl. reicht das schwedische Norrland bis an das Nordcap (S. 155). Das europäische Russland wird noch immer in drei klimatische Regionen (statt Zonen) getheilt (S. 162); das sibirische Tiefland nimmt den dritten Theil des Continents (statt Erdtheils) ein (S. 209). Der Tennó wird mit dem Mikado verwechselt (S. 181, übrigens auch in der

11. Auflage), Larnaka wird noch immer an die Nordküst Cyporns gesetzt (S. 204). In einem 1882 erschienen Lehrbuch sollte die Transvaalcolonie nicht mehr unter den englische Besitzungen in Afrika angeführt werden (S. 233). In der 1. Auflage des 2. Cursus wurde bei zwei Äquatormulsen Afrikas die geographische Länge nach Greenwich beigesetzt, in der 3. Auflage — ohne dass dies ausdrücklich bemerkt wäre — die Länge bei dem einen See nach Greenwich, bei dem andern nach Ferro angegeben worden, und so ist es auch in der neuesten Auflage! Von der 1. bis in die neueste Auflage des 2. Cursus hat sich in §. 46 (über das Klima Amerikas) der Satz erhalten: „Aber mit diesen klimatischen Contrasten ist keineswegs ein schroffes Überspringen von dem einen klimatischen Extrem in das andere verbunden“ anstatt „mit diesen Contrasten der Bodenformen ist keineswegs usw.“; im nächsten Abschnitte desselben Paragraphs wird anstatt von „niedrigen Breiten“ von „höheren Breiten“ gesprochen und dadurch der Satz unverständlich. S. 252 beträgt „die Zahl der Indianer in den Vereinigten Staaten Nordamerikas gegenwärtig nur gegen 70.000 und gleich darauf heißt es: „Indianer zählt man nur etwa 0.4 Millionen!“ S. 264 wird Südamerika für mehr als dreißigmal so groß wie Österreich-Ungarn angegeben, das wäre über 340.000 Quadratmeilen, während S. 260 für Flächenraum Südamerikas mit 322.400 Quadratmeilen angegeben ist. S. 273 wird die Länge des Murray mit 1040 Kilom. angegeben, aber in der nächsten Zeile gesagt, dass er nach einem viertalbhundert Meilen langen Laufe münde! In der 11. Auflage des 1. Cursus heißt es §. 16: „Der indische Ocean ist arm an Inseln“ und in §. 31: „Der indische Ocean ist inselreich“.

Doch genug! Es würde mich freuen, wenn die vorstehenden Bemerkungen den geehrten Herrn Verf. ehestens zu einer wahrhaft gründlichen, beide Curse gleichmäßig umfassenden Revision bewegen möchten.

Wien, November 1882.

Dr. Franz Kratochwil.

Rheinhard, H., Karte von Nordamerika für den Schul- und Privatgebrauch. Maßstab 1 : 5,300,000. Wiesbaden, Bergmann, v. (1882). Fol. 4 Bl.

Diese Karte hat aufgespannt eine Höhe von 1°56 m. und eine Breite von 1°25 m., reicht vom 85° bis über den 5° nördlichen Breite und vom Null-Meridian von Ferro bis zum 165° westlichen Länge, so dass demnach ganz Nordwestamerika, Nordamerika, Grönland und selbst noch ein Theil von Island und südlich noch ein Theil von Columbia und Venezuela zur Darstellung gelangen.

Es sind auf derselben zugleich die Elemente der physikalischen und der politischen Geographie dieses Erdtheils

anschaulicht. Die Gewässer sind durch blaues Colorit, das Tiefland grün und das Hochland gelb dargestellt. Die Plateauränder und Bergzüge sind geschummert, Sümpfe und Sandwästen besonders hervorgehoben, die Grenzen der Tiefseen und die Grenzlinien der Sandwästen bezeichnet und die Meeresströmungen eingetragen. Hinsichtlich der politisch-geographischen Darstellung sind bloß die Hauptgrenzen der Union mit ihren Provinzgrenzen durch in die Augen fallendes Colorit angegeben. Die Eisenbahnen sind durch schwarze Linien dargestellt. Von den Wohnorten sind bloß die Hauptorte angegeben und die Namen der Länder, Staaten und Orte, Lagen, Flüsse usw. in gekürzter Form angedeutet.

Zur genaueren Darstellung der nordöstlichen Unionstaaten, welche auf der Hauptkarte infolge des großen Maßstabes besonders aus einiger Entfernung betrachtet nicht mehr ganz deutlich zu erkennen, ist ein Nebenkärtchen in ausführlicherem Maßstabe eingeschaltet.

Diese Karte, welche sich bloß auf die Darstellung der wichtigsten physikalisch- und politisch-geographischen Verhältnisse dieses Erdtheiles beschränkt und alles überflüssige weglässt, wird ihrem Zwecke beim Schulgebrauche entgegen. Die Ausstattung derselben ist gefällig.

Zetland, K., Norwegen. Ein historisch-geographisches Bild. Mit 2 Illustrationen. Wien 1882. Holder. 8°. 142 SS.

In diesem Büchlein, welches das dreizehnte Bündchen von Hölzer's geographischer Jugend- und Volksbibliothek bildet, stellt der Verf., welcher durch seine literarischen Arbeiten auf dem Gebiete der Geographie, sowie durch seine Reisen längst seinen Namen in einem weiteren Kreise bekannt gemacht hat, Norwegen einer Weise dar, wie dies eben nur einem Geographen vom Fache, welcher dieses Land durchreist und aus eigener Anschauung kennen gelernt hat, möglich ist. Der Inhalt desselben gliedert sich zunächst in zwei Hauptabschnitte, von welchen der erste das Land und der zweite die Bewohner behandelt. In jenem werden in gemeinverständlich-anschaulicher Weise die Bedeutung des Golfstromes für Norwegen, die Bodenplastik, die Gletscher, die Schären, das Klima und die Städte und Dörfer in besonderen Capiteln besprochen.

Der zweite Abschnitt, welchem ein kurzer geschichtlicher Überblick vorangestellt ist, ergeht sich in sehr gelungenen Schilderungen des Volkcharakters und der Lebensweise, der norwegischen Sprache und der Volksbildung, der Landwirtschaft, der norwegischen Industrie, über den Bergbau, die Industrie, den Verkehr und besonders in insbesondere das Reisen per Post, die Eisenbahnen, die Telegraphen, die Briefpost und die Seeschifffahrt daselbst.

Der Raum gestattet uns nicht, so einladend dies wäre, auf eine nähere Inhaltsanzeige dieses sehr interessanten Büchleins ein-

zugehen, wir empfehlen daher dasselbe desto mehr jedem, der nicht für dieses nordische Land interessiert, zur Lectüre und sind überzeugt, dass sowohl der jugendliche als der erwachsene Leser sehr viel Belehrung aus demselben schöpfen und diese sehr gelungene Schilderung Norwegens in der freundlichsten Erinnerung behalten wird.

Voigt, F., Leitfaden für den geographischen Unterricht. Nach den neueren Ansichten entworfen. 30. verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin 1882, Barthol. 8°. 199 SS.

Der Verfasser dieses Büchleins, welches seinerzeit in Österreich an vielen Mittelschulen in den Unterclassen als Leitfaden beim Geographie-Unterrichte im Gebrauche war, ist bereits gestorben und der Sohn desselben, welcher seither die erneuerten Ausgaben dieses Lehrbüchleins besorgte, bemerkt in der Vorrede zur vorliegenden dreißigsten Ausgabe, dass es ein missliches Ding ist, ein schon längere Zeit gebrauchtes Schulbuch gründlich umarbeiten und neu zu gestalten. Wenn nun auch in dieser neuen Auflage viele nothwendige zeitgemäße Abänderungen durchgeführt sind, so sind doch noch manche Stellen zu finden, in welchen eine Erneuerung sehr zu wünschen übrig bleibt. So z. B. könnte S. 155 die alte Eintheilung der Ostalpen in Nordische und Illyrische Alpen weggelassen werden. Als Ausläufer der hohen Tauern sind auf S. 156 das Leithagebirge und der Bakonywald genannt. Auf derselben Seite werden die Julischen oder Krainer Alpen „reich an Höhlen“ genannt, während der hierauf folgende Karst bloß als ein Plateau mit dürrer Felsboden bezeichnet wird. Die Karawanken und das Warasdiner Gebirge werden auf S. 157 als ein vom Triglav ausgehender stark bewaldeter Nebenarm angesehen. In dem den österreich-ungarischen Staat behandelnden Paragraphen S. 195 werden die im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder in folgender sonderbaren Weise und Reihenfolge eingetheilt: I. Tirol und Vorarlberg, II. das frühere Königreich Illyrien, III. Dalmatien, IV. Steiermark, V. das Erzherzogthum Österreich mit Salzburg bestehend aus Österreich und (unter) der Enns usw., VI. Böhmen, VII. Mähren und Österr. Schlesien, VIII. Galizien mit Lodomerien und der Bukowina. Als die ungarischen Länder werden angeführt: I. Ungarn, II. Siebenbürgen, III. Croatia und Slavonien mit dem Provinziale, dem Grenzgebiete und Fiume.

Für das Flächenmaß ist bloß die Quadratmeile in Anwendung.

Wien.

Ferd. Grassauer.

Sachsenberg, Die Insecten nach ihrem Schaden usw., ang. v. O. Schmidt. 141

Sachsenberg, Prof. Dr. E., Die Insecten nach ihrem Schaden und Nutzen. Leipzig 1882, Freytag. (Das Wissen der Gegenwart. IV. Band.)

Der bekannte und unablässig thätige Verfasser hat das Thema nun wiederholt und unter verschiedenen Gesichtspunkten bearbeitet. Die mit guten Holzschnitten versehene Darstellung, die er diesmal aus seinem reichen Wissensschatze gibt, gliedert sich in die Abschnitte: Umschau in der Insectenwelt; der Wald von Insecten; Insectenungeziefer auf dem Felde; Insectenschäden im Obstgarten; wichtigste Feinde aus der Insectenwelt für den Obstgarten; der Weinberg mit seinen Leiden seitens der Insecten; das Wasser als Geburtsstätte von Ungeziefer; lästige und schmerzbringende Hausinsecten; Namensverzeichnis. Es ergibt sich aus dem Buche selbst, welchen Wert diese durchaus zuverlässigen Mittheilungen neben dem vorgeschriebenen Pensum des Schulunterrichtes haben können.

Sachsenberg, Dr. O., Die Verwandlungen der Thiere. Leipzig 1882, Freytag. (Das Wissen der Gegenwart. VII. Band.)

Der Sohn unseres Entomologen reiht hier in einfacher, anschaulicher Weise die wichtigeren Erscheinungen der Metamorphosen aneinander. Er hält sich nicht nur an die auch dem unbewaffneten Auge des Laien auffallenden Erscheinungen, wie an die Verwandlungen der Amphibien und Insecten, sondern führt auch in ziemlicher Vollständigkeit die Entwicklung vieler kleinerer und mikroskopischer Wesen vor, ohne sich in embryologisches Detail zu verlieren. Fast zu allen Formen gibt er Bilder, welche meist den Werken von Hübner und Haffners entnommen sind. Der Preis muss auch hier in Verhältnis zum Dargebotenen als ein äußerst geringer bezeichnet werden.

Strassburg i. E.

Oscar Schmidt.

Dr. Dr. Moriz Seuberts Grundriss der Botanik. Zum Schulgebrauch und als Grundlage für Vorlesungen an höheren Lehranstalten bearbeitet von Dr. W. v. Ahles, Professor am k. Polytechnicum in Stuttgart. Fünfte Auflage. Mit vielen in den Text eingetragenen Holzschnitten. Leipzig 1883, C. F. Wintersche Verlagsanstellung. 8°. VI und 289 S.

Vor dem Erscheinen der Lehrbücher von Sachs und Prantl war Seuberts Grundriss der Botanik in Deutschland und auch im Ausland ein sehr beliebtes und verbreitetes Lehrbuch, obwohl die dritte Auflage schon bei ihrem Erscheinen einigermaßen antiquirt war. Nach dem Tode Seuberts unterzog sich Professor Ahles Mühe, die nothwendig gewordene fünfte Auflage entsprechend

umzuarbeiten und dem gegenwärtigen Stande der Botanik möglich anzupassen. Er hielt es schon aus Pietät für angezeigt, nur solche Änderungen vorzunehmen, welche durchaus geboten erschienen. Dass dieselben in manchen Abschnitten erheblich sein mussten, er sieht man schon aus dem größeren Umfange des vorliegenden Buches. Im allgemeinen löste Ahles seine Aufgabe mit Glück. In ersten Theile, welcher die Morphologie, Anatomie und Physiologie der Pflanzen behandelt, werden die für den Schüler wissenswertesten Thatsachen meist richtig und genügend klar erörtert, obwohl es in einzelnen nicht an Ungenauigkeiten fehlt. Speciell sei hier auf die über zusammengesetzte Blätter auf S. 32 und 33 Gesagte hingewiesen.

Dem zweiten speciellen Theile wurde das System Eichlers zu-
grunde gelegt. Die Charakteristiken der Ordnungen werden in der
Regel präcis und richtig wiedergegeben. Die Auswahl der erwähnten
Gattungen und Arten ist beinahe durchgehends eine zweckmäßige,
so dass sich in diesem Theile ein reiches, wohlgeordnetes Material
verfindet. Doch wäre auch hier, so manches richtig zu stellen. Un-
ter eines Irrthumchen ist die Unterbringung der Balanophorei
und Rhizomorphen (S. 212 und 213) keineswegs eine glückliche.

Wie der Verfasser bemerkt, enthält ein Theil der Abbildungen nur die Umrisslinien, die dem Gegenstande hinreichend angezeigt, die selben für den richtigen Aufbau weitgehend hinreichend zu erneuern. Diese kleine Mängel ist das vortreffliche Beispiel des besseren ähnlichen Werken beizubringen und kann dem Leser die Vortheile mit Vortheil beizubringen werden.

[illegible][illegible]

2000

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

O. Willmann: „Didaktik als Bildungslehre.“

I. Band. Braunschweig 1882, Vieweg & Sohn.

Trotz der nicht unbedeutenden die Zahl jener Werke und Ausstellungen, welche im Laufe des letzten Decenniums die Unter-
richtslehre in ihrer Gänze oder einzelne Theile derselben behandel-
ten, und sich das vorliegende Werk des zur Genüge bekannten
Lehrers des pädagogischen Seminars an der alt ehrwürdigen Prager
Universität die ihm gebührende Beachtung nicht nur der Fach-
genossen, sondern auch weiterer Kreise umso leichter erringen, als
die Neuheit des von dem Verf. eingeschlagenen Weges die Auf-
merksamkeit des Lesers in höchstem Grade fesselt. Kühnen Schrittes
geht der Verf. die breitgetretenen Pfade einer einseitigen Be-
handlung seines Stoffes und versucht es, als Pionnier im besten Sinne
des Wortes in passender Vereinigung philosophischer und
historischer Betrachtungsweise die Beziehungen der Didaktik
zur Socialforschung, Geschichte der Bildung, Pädagogik
und einzelnen Fachwissenschaften darzulegen. Indem er
den Begriff der Bildung nicht nur in Rücksicht auf seine individuelle,
sondern — und zwar dies vornehmlich — auf seine sociale Bedeutung
als Grundlage seiner geistvollen Erörterungen machte, war es ihm mög-
lich, bei seiner Bearbeitung des ganzen Gebietes den individualen und
socialen Gesichtspunkt zu verbinden und mit Zuhilfenahme der
sorgfältigen Behandlung des Gegenstandes neben der philosophischen
Darstellung desselben der Gefahr vorzubeugen, dass infolge einseitiger
Beschränkung auf rein individuelle Gesichtspunkte die Bildungs-
lehre als Ganzes unberücksichtigt bleibe.

Obgleich Ref., welcher der Auffassung des Verf. vom Wesen der
Didaktik reichthumslos beipflichtet und die vorliegende Behandlung derselben
für die in wissenschaftlicher Hinsicht richtigste hält, in manchem
Punkte der Durchführung eine von des Verf. Ansicht divergierende
Ansicht hegt, glaubt er, der hohen Bedeutung dieses Werkes den-
ken am besten dadurch gerecht zu werden, dass er sich darauf beschränkt,
die Weglassung jeglicher subjectiven Bemerkung eine objective, orien-

tierende Inhaltsanalyse zu geben, welche so manchen Leser dieser Zeitschrift zur vollständigen Lectüre des äußerst lehrreichen Buches veranlassen dürfte.

Der Verf. beginnt mit einem Hinweise auf die schon durch die Alten angestellte Vergleichung der menschlichen Gesellschaft mit dem lebenden Körper, für welche die moderne Naturforschung durch die Auffassung der biologischen Prozesse eine beträchtliche Zahl neuer Vergleichungspunkte zu Tage gefördert habe. Dem Organismus des Körpers stellt er den socialen Organismus (Socialkörper) entgegen und erklärt in Ausführung des Gleichnisses vom socialen und animalischen Körper, auf welche Weise ähnlich der Assimilierung der jedesmal hinzutretenden Elemente im organischen Körper auch der jedesmalige Zuwachs des Socialkörpers assimiliert, demnach die Identität des letzteren bewahrt werde. Es folgt eine Besprechung der einzelnen Acte dieser socialen Lebenserneuerung (Fortpflanzung und Vererbung, Aufziehen und spontane Assimilation des Nachwuchses, Erbgang, Lehre und Zucht) sammt den Verzweigungen aller dieser Thätigkeiten in dem Ganzen der socialen Functionen, worauf Verf. (p. 21) seine Definition des Erziehungs- und (p. 25) jene des Bildungswesens gibt. Ersteres stellt sich ihm als „die homologe Thätigkeit der erwachsenen Generation dar, durch welche dieselbe for sorgend und stellvertretend die Strebungen der jugendlichen Natur regelt und ethischer Gestaltung entgegenführt, indem sie dem Nachwuchse die Grundlagen ihres eigenen geistig-sittlichen Lebensinhaltes zu eigen gibt.“ Den gewiss bedeutend schwieriger zu fixierenden Bedeutungsbereich des vieldeutigen Wortes „Bildung“ und „Bildungswesen“ definiert Verf. dahin, dass er letzteres als den „Complex von Anstalten, Veranstellungen und Mitteln“ bezeichnet, „welche dem Individuum zur Aneignung gewisser grundlegender, gemeingültiger Fertigkeiten, Kenntnisse und Einsichten als frei verfügbarer und befruchtender Elemente des geistigen Lebens und damit zur Erreichung bestimmter Stufen intellectuell-moralischer Befähigung verhelfen.“ Nach Aufstellung dieser grundlegenden Definitionen wird die bisherige, in die Erziehungs- und Unterrichtslehre einschlagige Literatur charakterisiert, wobei der Verf. treffend bemerkt, dass zwar einer namhaften Anzahl hieher gehöriger Schriften wissenschaftliche Haltung nicht abgesprochen werden könne, mitunter aber doch beiden Disciplinen sogar von ihren Bearbeitern selbst der Charakter von Wissenschaften abgesprochen worden sei. Der Verf. ist der festen Überzeugung, dass Pädagogik und Didaktik unstreitig zu Wissenschaften erhoben werden können, wenn nur der Horizont derselben entsprechend ausgedehnt, demnach die Erziehungs- und Bildungslehre in den Kreis der Socialforschung gezogen werde. An solchen Versuchen habe es bereits der Pädagogik der Alten (Platons Politeia, Aristoteles' Paedagogik) ebenso wenig als der Didaktik des 17. Jahrh. (Amos Komensky) gefehlt,

werber Verf. ebenso wie über die neuere Staatslehre (insbesondere L. Stöckers Verwaltungslehre) seine Ansicht äußert. Ihm gilt es als unabweisbare Nothwendigkeit, das Einzelwesen und die menschliche (Gesellschaft den Mikrokosmos des persönlichen und den Makrokosmos des sozialen und geschichtlichen Lebens" wechselseitig aneinander zu deuten, wenn anders von einer wissenschaftlichen Gestaltung der Erziehungs- und Bildungslehre die Rede sein sollte. Eine passende Erweiterung und Befruchtung dieser Disciplinen könne durch eine genaue Föhlung derselben mit den völkpsychologischen und moralstatistischen Forschungen erzielt werden. Verf. weist nun nach, wie mannigfache Aufschlüsse die leitenden Gedanken einer Völkpsychologie und einer Socialethik in der Frage der Wechselwirkung von Individuum und Gesellschaft zu geben im Stande seien, während er rücksichtlich der Sociologie die entschiedene Meinung äussert, dass die Ansicht von der Bedeutung ihrer Principien für das Problem der Wechselwirkung von Individuum und socialem Collectivwesen auf einer Überschätzung der betreffenden Theorie beruhe. Ganz folgerichtig musste Verf., sobald er von der Nothwendigkeit einer Ausdehnung der Pädagogik und Didaktik auf die sozialen und collectiven Erscheinungen des Gebietes spricht, auch eine Erweiterung ihres Horizontes nach Seiten der Geschichte begehren, zumal derjenige, welcher die Kräfte und Verhältnisse näher untersucht, welche sich im Erziehungs- und Bildungswesen collectiv zusammenfassen, unbedingt mit historischen Erscheinungen und Werken arbeiten muss. Verf. setzt nun auseinander, wie fast zu allen Zeiten mehr oder weniger die Erziehungs- und Bildungslehre (sehr zum Nachtheile dieser Disciplinen) die Anwendung der historischen Betrachtungsweise vernachlässigte, während von Pädagogik und Didaktik aus der Geschichtswissenschaft reichliche Förderung erhalten könnten. Verf. bespricht sodann den Unterschied zwischen der Geschichte der Erziehungs- und Bildungslehre und der Geschichte des Erziehungs- und Bildungswesens. Jene habe es nicht unmittelbar mit der Erziehung und Bildung zu thun, sondern mit den darüber aufgestellten Meinungen, Theorien, Systemen, mit Männern, von welchen diese herrühren, und den Werken, in denen sie niedergelegt seien. Letztere jedoch habe der Reflexion ein umfassendes und durchsichtiges, empirisch-historisches Material zu bieten und stehe zu letzterer in ähnlichem Verhältnisse, wie etwa die Geschichte des Rechtes zu der Jurisprudenz. Die Untersuchungen über die Herkunft und die Variabilität der Erscheinungen des Gebietes der Pädagogik und Didaktik seien aber jedenfalls für das System dieser Disciplinen geradezu ein constitutives Element.

Nun erst geht Verf., nachdem er gezeigt, wie die Erziehungs- und Bildungslehre eine wissenschaftliche Gestaltung gewinnen könnten, daran, die beiden Disciplinen in ihrem gegenseitigen Verhältnisse zu betrachten. Weder dürfe die Pädagogik als Annex der Didaktik angesehen, noch etwa letztere der Pädagogik einverleibt werden; in diesen

Fehler einer völlig einseitigen Auffassung seien die alten Didaktiker nicht minder als die Staatsrechtslehrer verfallen, auch Herbart habe den Kreis der Didaktik zu enge gezogen, während durch die Schleiermacherschen Aufstellungen das Wesen der Sache getroffen worden war. Für den Verf. steht es außer Zweifel, dass dem Erziehungs- und Bildungswesen gesonderte Plätze anzuweisen seien, ob man nun eben die bloß descriptive oder geschichtliche Darstellung wähle, selbst die philosophische Behandlung werde wohl die Scheidung beider Gebiete aufzuheben nicht in der Lage sein. Wenn nun aber auch die Didaktik, welche der Verf. in vorliegendem Werke einer wissenschaftlichen Behandlung unterzieht, unstreitig beanspruchen dürfe, als ein besonders in sich geschlossenes Untersuchungsgebiet zu gelten, so sei gleichwohl die einheitliche Durchführung einer Bildungslehre keineswegs eine leichte Aufgabe. Die universale Tendenz der Bildung, welche doch ihren Inhalt aus verschiedenen Gebieten des Wissens und Könnens schöpfe, biete fast unübersteigbare Schwierigkeiten; wenn an denjenigen, welcher über Bildungsgehalt der Lehrgegenstände, über Auswahl, Anordnung und Behandlung der Unterrichtsmaterien urtheilen wolle, die Forderung gestellt werde, dass sein Wissen mit der Bildung die Universalität und zugleich mit der Wissenschaft die Gründlichkeit gemein habe, so sei eine solche Forderung wohl noch im 17. Jahrhundert einigermaßen erfüllbar gewesen, heutzutage jedoch schlechterdings unerfüllbar. Wenn jedoch die Didaktik — und diese Anschauung hält Verf. für die einzig richtige — nicht beanspruche, Lehrkunst zu sein, brauche an der Voraussetzung der Beherrschung aller zum Unterricht beistuernder Wissensfelder, einer Voraussetzung, die allerdings bei dem heutigen Stande der Wissenschaft unerfüllbar wäre, durchaus nicht festgehalten zu werden. Als Lehrkunde (noch genauer Bildungskunde) könne die Didaktik einer derartigen Universalität, einer heutzutage unerreichbaren encyklopädischen Gelehrsamkeit wohl entrathen, zumal es vollkommen genüge, den Process der Umsetzung von Wissenschaft in Bildung auf einem Gebiete durch Autopsie kennen zu lernen. Universale Ausbreitung und wissenschaftliche Vertiefung zugleich zu nun einmal nicht zu erreichen, sei aber auch keineswegs nöthig. Im Schlusse der 98 Seiten umfassenden, äußerst instructiven Einleitung erklärt Verf. den Plan an, nach welchem er das Gebiet der Didaktik, dessen Selbständigkeit und Einheitlichkeit von ihm nachgewiesen wurde, bearbeiten gesonnen sei. In dem Bestreben, Bildungsweisen und Bildungserwerb, welche beide nur durch einander verstanden werden können, nicht auseinanderfallen zu lassen, will er diese beiden Seiten der Bildungsarbeit derart behandeln, dass er mit dem historischen Theile der Lehre vom Bildungswesen (demnach der Bildungsarbeit ihrer collectiven Gestaltung) beginnt, hierauf die Lehre vom Bildungserwerb, wie er durch den einzelnen geschehe (demnach der Bildungsarbeit in ihren individuellen Erscheinungen), behandelt und mit dem Gesamtbilde des Bildungswesens und dem Nachweise seiner Verzweigung in das Ganze der socialen Bethätigung abschließt. Von

mehr Abschnitten, in welchen Verf. die gesammte Arbeit zu absolvieren gedankt, ist der erste, welcher von den geschichtlichen Typen des Bildungswesens handelt, noch im vorliegenden I. Bande (S. 101 bis S. 421) in erschöpfender Weise durchgeführt.

Nach einem die Bildung in ihrem Verhältnisse zur Cultur, Civilisation und Gesittung behandelnden Abschnitte spricht Verf. der Reihe nach von der morgenländischen, griechischen, römischen Bildung, sodann von der christlichen Bildung auf römischem Boden, von der Bildung des Mittelalters, der Renaissance, der Aufklärung, endlich von der modernen Bildung. Es kann unmöglich Aufgabe dieser Anzeige sein, auf eine nähere Charakterisierung aller aufgezählten Theile einzugehen. Zur Würdigung der Art und Weise, in welcher Verf. die geschichtlichen Typen des Bildungswesens zu beleuchten bemüht ist, dürfte es völlig genügen, wenn Ref. skizziert, was Verf. über die altgriechische und die moderne Bildung vorbringt.

Nach einem Vergleiche des morgenländischen und hellenischen Wesens, sowie dem Hinweise darauf, dass in der griechischen Bildung einzelne morgenländische Elemente unschwer nachgewiesen werden können, bezeichnet Verf. die vorgeschichtlichen Weihenakte der Griechen als den Ausgangspunkt für die griechische Bildung, deren Anfänge demnach einen hieratischen Charakter aufweisen. Zur canonischen Geltung für die Späteren sei jedoch erst die epische Poesie gelangt; nicht hieratische Urkunden, sondern Schöpfungen des Dichtergeistes seien der Canon der musischen Bildung bei den alten Hellenen gewesen; Homer sei von ihnen unumstritten als der Begründer ihres gesammten geistigen Lebens verehrt worden. Die musische Bildung, deren Aufgabe Verf. dahin präcisirt, dass sie dem Einzelnen die für die gemeinsamen geistigen Güter nöthige Empfänglichkeit zu geben gehabt hätte, sei durch den Unterricht im Lesen und Schreiben, durch Lectüre und Memorieren von Texten, endlich durch Gesang und Musik vermittelt worden. Sowohl die musische als auch die gymnastische Ausbildung habe mit dem eigentlichen Jugendunterrichte keineswegs ihr Ende gefunden, zumal die Schule sich darauf beschränkte, den hellenischen Knaben und Jüngling für die dem Erwachsenen von allen Seiten umfluthenden Quellen der Bildung empfänglich zu machen. Verf. führt nun aus, dass Homer, obgleich seine Dichtung die Grundlage aller hellenischen Bildung sei, gleichwohl nicht als Vater der Wissenschaft bezeichnet werden dürfe; die eigentlichen Vertreter der Forschung seien vielmehr die Philosophen gewesen, deren Lehren zum Theil in directer Opposition zur musischen Bildung gestanden wären, wofür die Angriffe eines Xenokrates, Heraklit und Platon auf Homer genügende Belege liefern. Der Gegensatz, in welchen sich die auf die Forschung gebaute Geistes- cultur zu der musischen Vulgärbildung gestellt habe, trete in den Studienplänen der pythagoräischen Coenobien und dem idealen Erziehungsplane Platons klar hervor. Verf. setzt nun auseinander, wie der Inhalt der Bildung durch die strenge Forschung, insbesondere aber

durch die Popular-Philosophie der Sophisten und die Lebensphilosophie des Sokrates erweitert worden sei. Was die Sophisten betreffe, vermisse die Geschichte der Bildung anerkennen, dass deren Popular-Philosophie die intellektuelle Thätigkeit in mehrfacher Hinsicht befruchtet habe. Sokrates wiederum habe durch Identifizierung von Einsicht und Tugend nachdrückliche Antriebe zu Kenntniserwerb und Studium gegeben. In der Debattierkunst der Sophisten sei die Wiege der Dialektik und Logik gewesen, Sokrates habe der ersteren den ihr von den Sophisten gegebenen kritischen Charakter abgestreift und durch Ausbildung der Induktion und Definition den Grund zu dem später von Aristoteles aufgeführten Lehrgebäude der Logik gelegt. Die von den Sophisten und Sokrates ausgegangenen Antriebe habe Isokrates verknüpft und in glänzender Weise fortgeführt. Die Fixierung eines eigentlichen Studiensystems sei jedoch erst der alexandrinischen Periode vorbehalten gewesen, in welcher unter dem Namen *ἑννυχίος παιδεία* eine Zusammenfassung aller den einzelnen Philosophenschulen verdankten Bildungsstoffe stattgefunden habe, welche sodann auf viele Jahrhunderte canonische Geltung erhalten habe. Verf. bespricht nun in Kürze diese sogenannten sieben freien Künste: Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Musiktheorie, Geometrie und Astronomie.

In äußerst klarer Darstellung spricht Verf. hierauf von dem mit Rücksicht auf die verschiedenen Stämme der Griechen und deren verschiedene Geistesrichtungen nicht leicht zu bestimmenden Ethos der griechischen Bildung. In Hervorhebung der allgemein-hellenischen Züge der Auffassung der Bildungsarbeit behandelt er den ästhetischen und ethischen Beziehungspunkt der Bildung in ziemlich ausführlicher Weise. Die scharfe Trennung des Bildungserwerbes von einem auf berufliche Zwecke gerichteten Lernen und Üben habe eine wirtschaftliche Bewertung des zu Erlernenden dem freien Hellenen als etwas Unwürdiges erscheinen lassen, zumal er die Bildung nicht als Werkzeug oder Ausrüstung, sondern als eine der Persönlichkeit einzuverleibende Zierde betrachtete, welche dem Menschen inneren Halt zu geben habe. Sokrates habe vorzüglich das ethische Moment der Bildung zum klaren Bewusstsein seiner Zeitgenossen und Nachfolger gebracht; da er in Konsequenz seiner Tugend und Wissen identifizierenden Lehre die Bildung fast als einzigen Hebel zur Tugend betrachtete, habe ihm die intellektuelle Förderung mit der ethischen zusammenfallen müssen.

In Betreff der Schulen der alten Griechen hebt Verf. hervor, dass dieselben im allgemeinen Privatunternehmungen gewesen seien und der Staat sich auf gewisse allgemeine Bestimmungen beschränkt habe. Für die gymnastische Ausbildung hätten allerdings die einzelnen Gemeinwesen durch öffentliche Gymnasien gesorgt. Auch die biblischen Philosophenschulen hätten, wenn man von den pythagoräischen Coenobien absche, keine feste Organisation gehabt, letztere sei auf dem Gebiet des Bildungserwerbes und Wissenschaftsbetriebes überhaupt

in der alexandrinischen Periode geschaffen worden, in welcher insbesondere das Museum von Alexandria als eine der Forschung und Lehre in vorzüglichem Grade dienende Institution eine nicht unbedeutende Rolle gespielt habe. Auch die zwischen den Philosophenschulen und den niederen Anstalten eine Mittelstellung beanspruchenden Schulen der Rhetoren und Grammatiker werden vom Verf. kurz gestreift.

Die moderne Bildung bespricht Verf. in drei Theilen, deren erster den Charakter derselben behandelt, während in dem zweiten von ihrem Inhalt und in dem dritten von dem modernen Unterrichtswesen die Rede ist. Auch das Bildungswesen der Gegenwart sei durch den Encyclopädismus der Aufklärungsperiode gekennzeichnet, doch habe uns die zu Beginn dieses Jahrhunderts eingetretene Renaissance historischer, nationaler und christlicher Elemente über den vagen Kosmopolitismus der Aufklärungsperiode hinausgehoben. An Stelle des kosmopolitischen Jahrhunderts sei das der nationalen Tendenzen getreten die Restauration der nationalen Elemente in Leben und Bildung bezeichnet Verf. ohneweiters als einen Fortschritt. Unser Jahrhundert habe ferner mit dem übertriebenen Politismus der früheren Zeit insoweit getrichen, als der moderne Staat nicht als der Bildner des Volkes, sondern höchstens als der Verwalter seines Bildungscapitals betrachtet werde. Nachdem Verf. noch die bedeutende Forderung gewahrt, welche der Bildungsarbeit aus der historischen Auffassung der Bildung erwachsen sei, bezeichnet er den stillosen Eclecticismus und die Discrepanz von Schule und Leben als die beiden Hauptmängel, wovon unser Bildungswesen anhaften, und charakterisiert die moderne Bildung als „ein Compromiss von Humanismus, Realismus und Romantik.“

In Bezug auf den Inhalt der modernen Bildung müsse die Mannigfaltigkeit ihres Inhaltes als deren eigentliche Stärke angesehen werden. Die Philologie, welche sich die ideale Reconstruction der gesammten Thätigkeit eines Volkes zur Aufgabe stelle, sei selbstverständlich, da sich in der Sprache und Literatur eines Volkes der Volkgeist vornehmlich auspräge, auf diese Richtungen des nationalen Schaffens das Hauptgewicht. Auch dem Studium der neueren Sprachen werde gegenwärtig statt des lediglich praktischen Gesichtspunktes eine wissenschaftliche Unterlage gegeben. Von der vergleichenden Sprachforschung, welche kaum noch begonnen habe, auf den Sprachunterricht zu wirken, könne man sich für die weitere Entwicklung des letzteren viel versprechen. Während das philosophische und theologische Element der Bildung von der Zeitströmung der Gegenwart weniger begünstigt werde, seien die historischen Disziplinen ein weit verzweigtes Element der modernen Bildung geworden. Eine besondere Bedeutung als Bildungselement hatte jedoch auch die Reform Karl Ritters die geographische Wissenschaft erlangt. Durch Ritter habe die Geographie einen wissenschaftlichen Charakter erhalten, der Lehrstoff der Geographie könne, gut behandelt,

in der Schule zwischen Geschichts- und Naturkenntnissen eine passende Verbindung herstellen. Die Naturwissenschaften seien für die Fachbildung unentbehrlich geworden; für die Verbindung dieser neuen Studien mit dem humanistischen Centrum des Bildungsunterrichtes sei aber leider noch sehr wenig geschehen, sogar die Verbindung mit dem mathematischen Unterrichte sei noch eine lockere. Letzterer bleibe dem Wesen nach noch immer auf Euclid. Im allgemeinen könne behauptet werden, dass die Vergangenheit durch unsere Zeit, was die Menge, Verbreitung und praktische Einrichtung polymathischer Bildungsmittel betreffe, entschieden übertroffen werde.

Lichtvoll und übersichtlich behandelt Verf. schließlich das moderne Unterrichtswesen. Unter den für die Organisation des Elementarunterrichtes bestehenden Systemen hebt er als das angesehenste das Volksschulsystem der Länder des deutschen Culturkreises hervor, als dessen Voraussetzungen er die relative Homogenität der geistigen Bedürfnisse der Gesellschaft und die Cooperation der weltlichen Factoren mit den kirchlichen bezeichnet. Außer der Volksschule selbst umfasst dieses System noch die Bürgerschule, Mittelschule (nach dem in Deutschland üblichen Sprachgebrauche), Mädchen- oder Töchterschule; vorbereitende Anstalten seien die Kindergärten, fortführende die Fortbildungs-, Sonntags- und Abendschulen. Einen integrierenden Theil des Volksschulsystems bilde ferner die Lehrerbildungsanstalt, welche den Grund lege für den Stand der Volksschullehrer. In Besprechung der aus der alten Lateinschule entstandenen Anstalten behandelt Verf. zunächst das moderne Gymnasium. Dasselbe sei durch die Maturitätsprüfung nach der Universität zu abgegrenzt; es bereite theils für die Hochschule vor, theils verschaffe es einen gewissen Abschluss der Bildung. In Preußen unterscheide man untere, mittlere und obere Classen, auch das französische Lycee habe einen dreistufigen Aufbau, während das österreichische Gymnasium in eine Unter- und Oberstufe (zu je 4 Cl.) zerfalle. — Was die Realschule betreffe, werde deren wissenschaftliche Grundlage von einigen in den mathematischen und Naturwissenschaften, von anderen in der modernen Philologie, wieder von anderen in der Herstellung eines gemeinsamen Unterbaues mit dem Gymnasium erblickt. Als Anstalten, welche zwischen Volks- und Hochschule atohen, macht Verf. außerdem noch Handels- und Gewerbeschulen, landwirthschaftliche, Militärschulen usw. namhaft. — Nach einer kurzen Besprechung der Universitäten als jener Anstalten, welche den Verkehr der Wissenschaft mit dem allgemeinen geistigen Leben und mit der höheren Berufsthätigkeit reger zu erhalten haben, gibt Verf. sein zusammenfassendes Urtheil über das moderne Bildungswesen dahin ab, dass letzteres mehr auf Angleichung der Köpfe und Verwertung der Anlagen hünziele als auf Hervorbringung der eigenartigen, ausgestalteten Persönlichkeit. Die herrschenden Motive für das allgemeine Lernen und Arbeiten seien heutzutage Gewöhnung, Aussicht auf künftige Verwertung, bestenfalls Ehrsucht.

gefühl, wogegen die spontanen und individuellen Bildungstriebe zurücktreten.

Referent kann nicht umhin, dieser kurzen, den vorliegenden ersten Band des Werkes in seinen Hauptzügen charakterisierenden Inhaltsangabe den lebhaften Wunsch beizufügen, es möge der ergänzende zweite Band, dessen Erscheinen wohl in Bälde zu gewärtigen ist, in seinen Abschnitten über Bildungszwecke, Bildungsinhalt, Bildungserwerb, Bildungswesen und Bildungsarbeit in ihrer Stellung zur Cultur und Gestaltung jenes wertvolle Materiale bieten, das man nach der Anlage des besprochenen ersten Bandes zu erwarten berechtigt ist. Willmanns Didaktik wird in diesem Falle als ein geradezu Epoche machendes Werk bezeichnet werden müssen, das wohl geeignet erscheinen dürfte, für eine lange Zeit hinaus allen jenen als grundlegendes Muster zu dienen, welche auf dem Gebiete der Bildungslehre zu arbeiten, insbesondere über deren Beziehungen zur Socialforschung und zur Geschichte der Bildung zum Gegenstande ihrer eifrigen Forschung zu machen gedenken.

Wien.

Dr. Hubert Füss.

Ausgewählte Schulreden von Schulrath Dr. G. C. Mezger,
Rector des Gymnasiums und Vorstand des Collegiums bei St. Anna
in Augsburg. Herausgegeben von F. Mezger, k. Gymnasial-
Professor Augsburg 1883. M. Rieger, Großoctav, VIII und 250 SS.

Das Gymnasium zu St. Anna genießt mit Recht des besten Rates. Seine Blüte verdankt diese Anstalt aber nicht zum geringsten Theile dem hochverdienten Schulmanne G. C. Mezger, der dasselbe 33 Jahre lang (von 1840—1873) leitete. Da nun am 3. December 1882 dieses Gymnasium das Fest seines 300jährigen Bestandes begiebt, so glaubte der Sohn des verstorbenen G. C. Mezger, der selbst an dieser Anstalt wirkt, diesen Ehrentag durch einen Act der Pietät gegenüber dieser Anstalt und seinem Vater feiern zu sollen, nämlich durch die Herausgabe einer Auswahl von Schulreden, welche der Verewigte bei festlichen Gelegenheiten, insbesondere am Schlosse des Schuljahres gehalten hatte. Er bemerkt in dem Vorworte S. VI, dass die Reden nicht den Anspruch darauf machen, besonders geistreich zu sein oder aus durch Mannigfaltigkeit des Inhalts oder Fülle neuer Gedanken auszuzeichnen — dafür seien sie zu schlicht und einfach, dafür sei der Gesichtskreis, in dem sie sich bewegen, viel zu eingeschränkt, die Persönlichkeit des Redenden viel zu nüchtern und bescheiden —, aber dann, dass der Verfasser immer und immerfort die zwei Hauptgedanken: die Nothwendigkeit der christlichen Erziehung und der classischen Bildung hervorhebt, dürfte die Bedeutung der Reden auch für die Jetztzeit liegen und ihre Veröffentlichung rechtfertigen. Wir können dieses Urtheil nur ein allzubescheidenes nennen. Es ist ja allerdings schwer, ja vielfach fast unmöglich auf diesem Felde etwas Neues zu bieten; aber was solche Reden überhaupt empfehlen kann, reine, feste

Gesinnung, reiche Erfahrung, umfassende Bildung, Wärme des Geistes, eine edle und löbliche Sprache — das findet man in den vorhergehenden Reden vereint. Sie geben uns ein lebenswahrer Bild des wahren Schulmannes und bilden so eine erwünschte Zugabe zu dessen Biographie. Besonders wichtig ist in dieser Beziehung die letzte (14.) Rede über den Unterricht an der k. Studienanstalt bei St. Anna in den Jahren 1825–26, welche 1866 verfasst ist. Was den Inhalt anbelangt, zerfallen sie in zwei Gruppen. Die eine enthält solche Reden, wie die an Gedächtnistagen großer Männer, wie Schillers, Herders, Fichtes, Melancthons, Pestalozzis, gehalten wurden und mehr an die Schüler gerichtet sind. Die andere Gruppe umfasst Reden, die bei der Schulfest gesprochen sich mehr an die Eltern und Angehörige der Schüler wenden, wie jene über den Wert der höheren allgemeinen Bildung, Wer ist ein Gebildeter? Über die Bildung des Willens, Über die Bedeutung der Phantasie, Über die Stellung der Gegenwart zu den Geisteswissenschaften, Über einige Hindernisse der religiös-sittlichen Bildung, nationale Erziehung und Bildung, Wie zeigen wir unsere Vaterlandsliebe? Welcher Partei gehören wir an?

Wir können daher dies Buch, das für den Lehrer so viel Belehrendes und Erbauendes enthält und ihm so trefflich das Ziel zeigt, nach dem er streben muss, zur Anschaffung für Lehrerbibliotheken bestens empfehlen.

Human- und Realgymnasium. Ein Wort zur Aufklärung für alle Gebildeten. Von Dr. F. W. Pflüger, Director der Realschule I. O. in Chemnitz. Chemnitz 1882, Fricke, 76 SS. 8°.

Die Schrift verfolgt dieselbe Tendenz, wie die Jahrgang 1881, S. 946 angezeigte Schrift Griesbachs. Der Verf. verlangt für die Realgymnasien der Realschulen I. O. (Realgymnasien) den unbeschränkten Zutritt zur Universität. In der Polemik gegen seine Gegner weiß der Verf., so entschieden er auch auftritt, das richtige Maß zu halten, nimmt er ihre Beweisgründe manchmal etwas zu leicht und ist da, wie es bei solcher Polemik zu gehen pflegt, überzeugt, sie widerlegen zu können, während dies doch nicht der Fall ist. Man kann dies z. B. an seiner Bemerkung über Müllenhoffs Gutachten (S. 51) erkennen. Wenn Müllenhof sagt, dass niemand ohne die solide Grundbildung des Gymnasiums eine genügende wissenschaftliche Bildung erwirken kann, ist dies mehr als ein *airès l'air*. Die Vorschläge, welche der Verf. für eine Reform der Lehrpläne des Gymnasiums und Realgymnasiums macht, haben inzwischen durch die Verordnung vom 31. März 1882 in Preußen theilweise ihre Erledigung gefunden.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Prof. Steiner, Sprichwörter und Sprüche als Übungsstoff
für den Unterricht in der deutschen Rechtschreibung nach Gleichheit,
Ähnlichkeit des Wortklangs methodisch geordnet. Wien 1882, A.
Böcker, XIV u. 91 S.

Das leitende Princip des Verfassers ist, durch Rechtsprechen
den Schüler zum Rechtschreiben zu führen (Einf. VI). Von diesem rein
methodischen Standpunkte aus erscheint ihm als das geeignetste Mittel
zur Bekämpfung der Orthographie die Gegenüberstellung von Sätzen mit
gleichem und ähnlich klingenden Ausdrücken (E. I). Neben das
Büchlein 20 Capitel S. 1-76 enthält derartige Beispiele, die so
angeordnet sind, dass das Gleichartige immer in einem Abschnitte ver-
einigt erscheint, so die Beispiele für wechselnde Lippen-, Zahn- und
Gaumenlaute III, IV, V, U. für gehobene oder gesunkene Vocale im
VI-XIV, Beispiele mit wechselnden S-Lauten im XV. u. XVI. U.
Der Anhang (C. XVII) bilden 26 kleinere und größere Stücke er-
scheinend der beschreibenden Inhalts.

Die Übungssätze selbst sind fast durchgehends dem deutschen
Volkslate zu entnehmen zu Nutz und Frommen des Schülers, der
dadurch nicht nur manches Körelein echter Lebensweisheit gewinnt,
sondern es aber unter den mehr als 3000 Sätzen nicht wenige, die
nicht einmal sind und besser weggeblieben wären, z. B.: Der Fraß
ist mehr um als das Zerweh (S. 4). Die dir ein Schwein schenken,
ist dir schon mit einer Wurst bedenken (S. 6). Aus zarten Back-
en macht die Zeit kräftige Backen (S. 10, vgl. S. 3, Satz 36). Ein
Ferkelgart mit allen seinen Gliedern zorniglich (S. 20). Die Leute
putzen die Nase rümpfen als putzen (S. 47). Der First wird von
Wasser nicht beschmutzt als die Wände (S. 48). Gleiche Rüssel
haben gleichen Saum (S. 49). Der Ochs ist kein Saumpferd (55). Man
kann den Zitzen nicht mehr melken wollen, als im Euter ist (S. 56).
Wird der Schweinechen zu viel werden, wird das Spülicht dünn (S. 75),
und viele andere.

Ob andere Beispiele, wie: „Vor leeren Taschen bückt sich
niemand“ (S. 15), „Wer nicht gerne hat, dass ihm die Hände kalt werden,
macht sie zu Feinden“ (S. 53), „Im Zaun nimmt man als Waffen,
da man einen erräuen“ (S. 59) u. d. dem jugendlichen Geiste, statt
der tollere Nahrung zu gewähren“ (E. IV), nicht vielmehr An-
lass zu einer sehr falschen Satzanwendung geben, will ich dahin
überlassen. — Schwer vermisst man in dem Büchlein besonders
die vielen Willkürlichkeiten der „vorgeschriebenen“
Schreibung — ich verweise nur auf die Inconsequenz der Schreibung
von: und th im Anlaut z. B. Flut, Glut neben Math, Wuth), ferner

auf die Absonderlichkeiten: zunutz machen, zuleid thun, zunutze sein u. d. —, da diese gerade dem denkenden Schüler Schwierigkeiten bereiten. Darauf hätte der Verfasser denn doch auch Rücksicht nehmen können, wenn er auch Eiol. I keinen Anspruch auf Vollständigkeit macht.

K. Schiller, Methodisch eingerichtete Dietando-Übungen für die deutsche Orthographie. Für Mittelschulen. Wien 1873. Gerolds Sohn. 244 S. Preis fl. 1.60.

Wer in einem Dietandobuche eine Sammlung von Übungssätzen für die einzelnen Regeln der Orthographie voraussetzt, den wird Schillers ziemlich umfangreiches Buch — es ist für drei Classen berechnet — auf den ersten Blick etwas sonderbar anmuthen. Die „Dietando-Übungen“ gleichen einem Lesebuche ohne Gedichte, da sie lauter zusammenhängende Stücke enthalten, deren methodische Anordnung von der einfachsten Erzählung bis zur stilgerechten Beschreibung offenbarem Grade sehr auf die Heranbildung stilistischer Fertigkeit, als auf die Einübung orthographischer Regeln berechnet ist. In dieser Beziehung mag auch die von dem Verfasser in der Einleitung dargelegte Methode recht erfreuliche Resultate liefern. In der Rechtschreibung an sich aber setzt das Buch bereits eine ziemlich: Gewandtheit voraus, da z. B. gleich im ersten Stücke Fremdwörter vorkommen, es ist daher nur für einen wiederholenden Unterricht geeignet. Dabei leidet es an dem großen Uebelstand, dass es sich der vorgeschriebenen Rechtschreibung nicht accommodirt. Dadurch erschwert der Verfasser selbst die Verwendbarkeit des Buches, das in seiner gegenwärtigen Gestalt nur für jene Anstalten brauchbar ist, die des Verfassers Grammatik und specielle Orthographie eingeführt haben.

Wien.

Dr. Karl Tumlitz.

Deutsche Lehnwörter in alphabetischer Anordnung. Zusammenge stellt und auf ihren Ursprung zurückgeführt von Dr. Konrad Rossberg. Hagen i. W. und Leipzig 1881, Hermann Risel. XI und 120 S.

Da es immer eine schwierige Aufgabe bleibt, eine scharfe Grenze zwischen Lehnwörtern und Fremdwörtern zu ziehen, kann es nicht befremden, dass Rossberg manche Wörter, die wir als Lehnwörter betrachten zu müssen glauben, als Fremdwörter behandelt und sie daher in seiner Sammlung unberücksichtigt lässt, andere Wörter dagegen, die uns Fremdwörter zu sein scheinen, aufnimmt. Denn wenn Wörter wie: Bankerott, Bastard, Endivie, Pastinak, Pilot, Porree, Rappier, Saffian, Scorbut, Ventil, Vitriol in Rossbergs „Lehnwörtern“ erklärt und auf ihren Ursprung zurückgeführt erscheinen, hätten mit vollem Rechte auch die allgemein geläufigen und dem Sprachgeföhle nicht mehr als fremd klingenden Ausdrücke: Minister, Student, Professor, Pastor, Cantor, General, Major, Juli, August, September usw. erklärt werden können. Auch wäre ein näheres Eingehen auf die geschichtliche Entwicklung der Wörter, namentlich auf die ungefähre Zeit, wann ein solches in die deutsche Sprache aufgenommen wurde, wünschenswert gewesen. Immerhin aber wird Rossbergs mit vielem Fleiß gearbeitetes Büchlein manchem, der Auskunft über die Herkunft eines „dunklen“ Wortes wünscht, willkommen sein.

Wien.

Dr. Karl Stejskal.

Dr. Franz Standfest: Leitfaden für den geologischen Unterricht in der obersten Classe der Realschulen. 71 SS. mit 100 Illustrationen. Graz 1883, Leuschner & Lubensky.

Der Verfasser, welcher sich bereits durch einen im gleichen Verlage erschienenen Leitfaden für den mineralogischen Unterricht Ver-

vorben hat, kommt mit dem vorliegenden Werk gewiss einem gefühlten Wunsche seiner Collegen entgegen, indem er ihnen in der obersten Classe der Realschulen stattfindenden geologischen Vorlesungen einen sehr übersichtlichen, kurz gefassten, aber alle wichtigen Begriffe und Verhältnisse berücksichtigenden und dabei durchwegs den neuesten Standpunkt stehenden Leitfaden darbietet. Ein Überblick über die zweckmäßige Anordnung und Behandlung des Stoffes orientieren Sachgemäß und instructiv ist zunächst die Darstellung des Gebotenen in Gegenwart und Vergangenheit; denn wenn die Aufgabe der Geologie ist, die Entwicklungsgeschichte unserer Erde zu erforschen, so kann sie derselben nur durch das Studium der Erscheinungen, welche der Gegenwart und den historischen Zeiten angehören, treten, um hieraus auf jene Erscheinungen rückzuschließen, längst vergangen sind, deren Resultat aber im heutigen Zustande der Erde noch ersichtlich ist.

Im ersten Haupttheile des Leitfadens wird zunächst das Wasser in seinem Auftreten in der Atmosphäre, das in den Boden einströmt, die Entstehung der Quellen, die Temperatur derselben, die Quellen und die Quellabsätze erörtert, stets unter Auführung von Beispielen, bei welchen die österreichischen Vorkommnisse in der ersten Linie berücksichtigt wurden. Die erodierende Wirkung des fließenden Wassers, die Eigenschaften des Flussbettes, das Bett und Thalgebiet der Flüsse, die Bildung von Stromschnellen, Seen und Seen, das Zustandekommen von Alluvionen, der Einfluß des Meeres, die unterirdischen Flüsse und die Mündung der Ströme bilden den Gegenstand weiterer Betrachtung, sodann die chemische und mechanische Thätigkeit und die in ihnen bewirkten organischen Bildungen. Endlich werden am Schlusse des ersten Theiles der gewöhnlichen Abtheilung die Gletscher besprochen. Der zweite Theil des ersten Theiles behandelt die vulcanischen Erscheinungen, die Abtheilung der Fumarolen, Solfataren und Mofetten werden Begriff, die Größe und Form der Vulkane erörtert und die vulcanischen Producte, die Aufschüttungskegel und die erloschenen Vulkane. Mit Recht betont hier der Verfasser, dass nicht jeder Vulkan, welcher bezeichnet wird, seine Thätigkeit für immer eingestellt hat. Der dritte und letzte Abschnitt des ersten Theiles ist den Bewegungen der Erdrinde gewidmet. Zunächst bespricht der Verfasser die Erdbeben und erklärt, dem Standpunkt der neueren Erdbenenforschung entsprechend, als die häufigste Veranlassung derselben die Lagerung einzelner Theile der Erdrinde, welche mit der fortwährenden Bewegung der ursprünglich wärmeren Erdkugel und der dadurch bedingten Contraction in näherem oder fernem Zusammenhang stehen. Der Hebung und Senkungen des Bodens sieht sich der Verfasser in der Anführung der bezüglichen Erscheinungen zu der Bemerkung, dass ihre Ursachen heute noch durch keine allseitig bewiesene Hypothese Erklärung gefunden haben.)

Der zweite Haupttheil des Leitfadens hat die Vergangenheit zum Gegenstand. Ausgehend von der Kantschen Theorie über die Entstehung der Welt, erwähnt der Verfasser den Einfluss der allmählichen Abkühlung und damit verknüpften Volumsverminderung auf die Bildung der Kettengebirge, die Bildung der Kettengebirge, die Hebung der Erdrinde und erörtert sodann die Reihe der Epochen,

indem mit Recht, denn über keinen Gegenstand sind so zahlreich widersprechende Hypothesen aufgestellt worden, deren Erkenntnis weniger Gegenstand eines Leitfadens für den Mittelschüler sein kann, als die Ansichten der hervorragendsten Geologen auf diesem Punkte entgegenstehen.

welche in der Bildungsgeschichte derselben unterschieden werden können. Der Reihe nach werden besprochen: a) archaische Zeit, b) paläozoische Zeit (Silur-, Devon-, Steinkohlen- und Dyas-Formation), c) mesozoische Zeit (Trias-, Jura-, Kreide-Formation), d) känozoische Zeit (Tertiär-, Neogen- und Quartär-Formation). Hinsichtlich jeder Formation werden die charakteristischen Thier- und Pflanzenreste hervorgehoben und die besprochenen fast sämmtlich zum Gegenstand von Abbildungen gewählt durch deren zweckmäßige Wahl der vorliegende Leitfaden sich besonders auszeichnet. Mit Recht wird von allzu detaillirten Angaben über die Gliederung der einzelnen Formationen abgesehen, und nur die Haupttheilung einzelner typischer Gebiete erörtert, wobei die österreichische Vertretung der betreffenden Bildungen stets besonders berücksichtigt wird. Mit einer kurzen Erörterung des Auftretens des Menschen im Quartärzeit, und der für die prähistorische Existenz des Menschen aus seinen Artefacten erschlossenen Epochen der älteren und neueren Steinzeit, der Bronze- und Eisenzeit schließt der Leitfaden, welcher ganz seiner Aufgabe im vollsten Maße gerecht wird und unzweifelhaft auch außerhalb der Realschule eine weite Verbreitung finden dürfte, das ihm ähnliche, den neueren Anforderungen entsprechende „kleine Gedächtnis“ in deutscher Sprache bis nun nicht existierte.

Graz.

R. Hörner.

Sammlung von arithmetischen Aufgaben in systematischer Ordnung. Ein Übungsbuch für Latein- und Realschulen von F. X. Streck und Dr. J. Bielmayr. 6. verbesserte Auflage, Komplex 1881. Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung.

Das vorliegende Büchlein, welches in Bayern die Approbation erlangte, enthält in systematischer Ordnung Aufgaben über das Rechnen mit unbenannten und einfach benannten Zahlen, mehrfach benannten Zahlen, aus der Lehre von der Theilbarkeit der Zahlen, von Kettenbrüchen und Decimalbrüchen, Beispiel aus der Schlussrechnung, der Proportionen und Kettenbrüche. Im Anhang werden Aufgaben aus der praktischen Arithmetik (Zinsrechnung, Rabatt, Disconto, Terminkrechnung) vorgeführt. Die ziemlich rasche Aufeinanderfolge der Aufgaben zeugt von der Brauchbarkeit des Buches.

Wien.

J. G. Wallentin.

Programmenschau.

3. Wagner Jos. „Die Idee des Guten und die Gott-Idee bei Platon“. 1882 (Abhandlung im Programm des k. k. Staatsgymnasiums in Nikolsburg), II und 56 SS.

Arbeiten dieser Art suchen entweder einzelne Punkte der platonischen Philosophie klarer zu stellen oder zu einheitlicherer Zusammenfassung der platonischen Hauptgedanken beizutragen oder Platon's Ansichten in die moderne philosophische Sprache und Auffassung umzusetzen. Die vorliegende Abhandlung zählt zur ersten und zweiten Kategorie; es werden in ihr gewisse Hauptlehren Platons namentlich eingehenden und scharfen Prüfung unterzogen und dabei in Bezug auf ein einheitliches platonisches System wenn auch nicht eigene Vermuthungen ausgesprochen, so doch gewisse von Anderen aufgestellte Ansichten als unbegründet zurückgewiesen, und zwar, wie Ref. meinte, mit vollem Recht. — Die Hauptfrage, ob die platonische

Philosophie einen mit der Idee des Guten völlig zusammenfallenden Gott, von derselben verschiedenen Gott annehmen", macht der Verf. von der Lösung einiger Vorfagen abhängig, und dies führt denselben auf Untersuchungen wie: über den Begriff der wirkenden Ursache in Platon's Sinne, die Verf. in der vernünftigen Weltseele erkennt, und dann, wie Andere in den Ideen (I. Abschnitt); über die vier platonischen Elemente des Kosmos, unter denen die göttliche Vernunft das herrschende ist (II. und III. Abschn.); über die irrige Verwechslung der Idee des Guten mit der wirkenden Ursache im All (IV. Abschn.); über die Bedeutung und die Eigenschaften der platonischen Idee des Guten (V. Abschn.); über die Stellung der Gottesvorstellung in der platonischen Philosophie (VI. Abschn.). Im letzten (VII.) Abschnitte wird die zentrale Frage mit überzeugenden Gründen dahin entschieden, dass die Idee des Guten keineswegs mit dem Gottesbegriff zu identificieren ist — die Einheitlichkeit eines platonischen Systems — um das es Zeller und Stumpf bei der Identificierung der Idee des Guten mit Gott handelte — erscheint dem Verf. sehr problematisch. „Platon habe von der Eigenthümlichkeit seiner Ideen zu keiner bestimmten und festen Ansicht über jenes Verhältniß kommen können.“ „Da hilft alles nichts, man muss sich einfach vor der geschichtlichen Wahrheit beugen.“ (S. 54). In diesen Worten drückt sich die strenge, nüchterne Untersuchungsmethode des Verf. aus, der überall auf Platons unzweideutige Aussprüche zurückgeht. In der That dürfte der in Platons Schriften sich bewandernde Verf. zuletzt Recht darin behalten: ein einheitliches platonisches System sei nur als ein frommer Wunsch zu betrachten. Man hat bei Platons Lectüre wirklich den Eindruck, als wäre es diesem Philosophen mehr um die Begründung einzelner, ihm wichtig erscheinender Lehren als um deren einheitliche Verbindung zu thun gewesen. Man soll hier keineswegs von Versuchen, in Platons Gedanken Einheit und System zu bringen, abgeschreckt werden; nur sollen solche Argumente nicht für platonische Ansichten ausgegeben werden — dankbar der Leser dem Verf. für diese eingehenden, von gewissenhafter und sorgfältiger Interpretation begleiteten Untersuchungen sein und so würde ihm vielleicht etwas mehr Kürze in denselben erwünscht sein. Der Verf. hätte sich öfters, statt umständlich zu betonen, mit einem bloßen Hinweis auf seine sehr bemerkenswerte und in der besprochenen zu Grunde liegende Abhandlung: „Zu Platons Lehre“ (Nikolsburg 1881) begnügen dürfen. — Ähnliche Aufsätze des Verf. Feder werden jedem Platonforscher sicherlich willkommen sein.

Brünn.

Johann Pajk.

Kunz, Franz, k. k. wirl. Lehrer. Die Poesie A. Grüns. Programm der k. k. deutschen Staatsoberrealschule in Trantenu. 16 SS. gr. 8°. 1882.

Dem Verf. ist es nicht darum zu thun ein vollkommenes und vollständiges Bild des großen österreichischen Dichters zu geben, sondern bloß jene Ideen und Eigenthümlichkeiten darzulegen, welche A. Grün in hervorragender Weise charakterisieren. Als Quellen benützt der Verf. die in der Zs. Nord und Süd 1877 abgedruckten Briefe, des Laibacher Programm, Schatzmayers Arbeit Anton A. Graf von Kersperg, sein Leben und Dichten, in erster Linie aber die Werke Grüns selbst. Indem der Verf. auf dem kargen Raume von 16 Seiten alles, was in Grüns Dichtungen auffällt, erörtern will, wird er nothwendigerweise flüchtig. Er eilt über interessante Fragen hinweg, die kaum aufgeworfen, ebenso rasch bei Seite geschoben werden. Weit fruchtbarer

wäre es gewesen, bloß einige Eigenthümlichkeiten Grüns hervorzuheben und ins Detail eindringend, eine zusammenfassende Darstellung der poetischen, metrischen oder sprachlichen Besonderheiten des Dichters zu liefern. Auch der bereits von Zeehe mit Glück betretene Weg Vertiefung in ein einzelnes Werk, ist empfehlenswert. Ref. erlaubt sich, darauf aufmerksam zu machen, dass eine Collation der älteren, besonders der lyrischen Dichtungen mit den Umarbeitungen in den späteren Auflagen reichlich Gelegenheit gäbe, die technischen und künstlerischen Fortschritte Grüns zu beobachten.

Es wäre ungerecht, wenn ich verkennen wollte, dass K. auch mit der Lectüre A. Grüns fleißig beschäftigt. Mein Vorwurf trifft nicht ausschließlich seine Arbeit, sondern überhaupt die perverse Richtung in unserer Programmliteratur. Die Mittelschulprogramme sind weder zur Lectüre weiterer Kreise, noch zur Belehrung der studierenden Jugend geschrieben. Sie sollen ein Zeugnis des wissenschaftlichen Strebens der Lehrerschaft sein, erfüllen sie diesen Zweck nicht, und sie lediglich eine Belastung der Literatur in unserer ohnedies an Überproduction krankenden Zeit.

Kunz's Arbeit hat eine im ganzen anerkennende, unparteiische Kritik in der Tractenauer Zeitung vom 15. Juli d. J. erfahren. Der Ref. Oswald Klotter) verwirft dort des Verf. Ansicht, dass Grüns Gedichte sich für die Composition deshalb wenig eignen, weil es ihnen Rhythmus an Flüssigkeit, der Sprache an Weichheit gebricht. Thatsächlich sind von Grün nur zwei Gedichte (Gondelfahrt von Robinette und die Wunderbrücke von Engelsberg) in Musik gesetzt, aber der Grund dafür ist nicht der von Kunz vorgebrachte; denn sonst hätte sich auch Prosatexte nicht in Musik setzen. Klopstock, Schiller und Grillparzer theilen gleichfalls Grüns Los, weil die Musik ihren Gedankereichthum nicht zu illustriren vermag. Der gedankenschwere Inhalt der Dichtung wurde mit der Unbestimmtheit der Composition in Widerspruch treten, zudem tragen die genannten Poesien ohnedies den natürlich musikalischen Reiz des Rhythmus an sich. Anders ist es im Volksliede und Goethes Lyrik. Hier, wo sich die Fülle der Empfindung leicht verbirgt, muss die Musik das Übrige thun, um das, was das Wort nicht ausgesprochen hat, in ihrer Sprache hinzuzusetzen.

Ich wünschte, dass den Verf. seine genaue Kenntnis von Grüns Werken zu einer eingehenderen Arbeit über dieselben leitete.

Hernala.

F. Prosch.

5. Krecar, Ant. O melodičnosti pastýrských zpěvů Vergiliových. (Über das Melodische in den Hirtengesängen Vergils.) Progr. des Communal-Obergymnasiums in Schlan. 1883.

Der Verfasser geht von der Behauptung der alten Schriftsteller aus, dass einige Hirtengesänge Vergils im Theater gesungen worden und will diese Behauptung dadurch beweisen, dass Vergil beim Verfassen dieser Gedichte sein Augenmerk besonders auf den melodischen Tonfall der Verse richtete. Die Elemente, wodurch das Melodische dieser Gesänge erzeugt wird, sind nach der Ansicht des Verfassers: 1. die Alliteration, 2. die Assonanz und der Reim, 3. die Symmetrie des Versbaues, 4. die Wiederholung eines und desselben Wortes innerhalb desselben oder in dem nachstfolgenden Verse, 5. der Refrain, 6. das Vorkommen kleiner Lieder innerhalb der Eclogen. Ref. kann in diesen Eigenschaften der Verse Vergils, besonders aber in der Alliteration, Assonanz und Wiederholung der Wörter keinen Beweis für die

angestellte Behauptung erblicken; denn die Alliteration und Assonanz ist für das Wesen der Melodie ohne Belang, da das Melodische eher in schnellem oder zufälligen Wechsel der Vocale, nicht aber in einseitiger Wiederholung derselben Laute und Wörter zu suchen ist. Auf Grund dieser schiefen Auffassung des Melodischen gelangt der Verfasser zum gewagten Resultate, dass Ribbeck's Hypothese über die strophische Gliederung der Eclogen durch das Vorhandensein dieser melodischen Elemente erwiesen ist. Obwohl nun Ref. die Tendenz und die Resultate dieser Arbeit nicht billigen kann, so kann man doch dem Verfasser für die genaue Zusammenstellung aller Alliterationen, Assonanzen, Reifrime und Wiederholungen der Wörter, welche in diesen Eclogen vorkommen, die Anerkennung nicht versagen. Die Sammlung von Beispielen ist nach den von Kircala in seinen „Beiträgen zur Erklärung der Aeneis“ aufgestellten Kategorien geordnet und bildet das wertvollste Resultat, dass Vergil in den Eclogen die Alliteration noch größerem Maße zuließ als in der Aeneis (51·16% gegen 30·9%).

5. Vorlíšek, Ant. O ironii Sokratově v Platonových rozpravách. (Über Sokrates' Ironie in den Platonischen Dialogen.) Programm des k. k. Obergymnasiums in Reichenau. 1882/3.

Die erste Hälfte dieses Programms handelt über das schädliche Verhältniß der griechischen Sophisten und ist mit dem gewählten Thema sehr losem Zusammenhange. Das eigentliche Thema wird in sehr unglücklicher Weise erörtert. Der Verfasser bespricht nur die äußere Form der Sokratischen Ironie; über die Ursachen, welche Sokrates zur Annahme dieser Redeweise bewogen, findet man nur hie und da oberflächliche Äußerungen. Außerdem bespricht der Verfasser nur den Umgang mit den Sophisten von Sokrates angewandte Ironie, aber Sokrates in derselben Weise nicht auch gegenüber andern Personen führen hätte.

6. Kröjčí, Franz. O scenerii divadla řeckého. (Über die Scenerie des griechischen Theaters.) Programm des k. k. Obergymnasiums in Jung-Bunzlau. 1882/3.

Der Verfasser handelt ausführlich über einzelne Einrichtungen der griechischen Bühne unter steter Berücksichtigung der einzelnen Fragen und eingehender Würdigung der entgegengesetzten Ansichten. Als klare und übersichtliche Darlegung aller in dieses Gebiet einschlagenden Fragen hat die Abhandlung ihren Wert. Als selbstständiger Forschung findet man jedoch nicht, da der Verfasser die Annahmen seiner Vorgänger nur durch Hervorheben einzelner Beweisgründe, welche auf Grund des vorhandenen Materials aufgestellt werden, zu stützen versucht, ohne nach der Ansicht des Ref. diese Streitfragen endgiltig zu lösen. Einige neuere Beiträge von Gaillet, Wecklein, Wieseler, A. Müller und Mühl scheinen dem Verfasser entgangen zu sein. Hie und da werden Ansichten vorgebracht, die schon längst durch andere wahrscheinlichere ersetzt worden sind, so z. B. nach S. 27 der gefesselte Prometheus auf der Bühne mit der Linthe erschienen sein.) Ein grobes Versehen findet sich auf S. 28, wo die Komödien des Plautus mit den Fabulae Atellanae verwechselt werden.

8. Saturník, A. Shody mezi Vergiliem a Lukretiem. (Übereinstimmung in den Ansichten und der Ausdrucksweise Vergils und Lucrez.) Programm des k. k. Obergymnasiums in Budweis. 1882 3.

Der Verfasser behandelt die Frage, inwiefern Vergil und Lucretius sowohl hinsichtlich ihrer Naturanschauung als auch hinsichtlich ihrer Sprache und des Versbaues übereinstimmen. Diese beiden Punkte behandelten Frage werden jedoch nicht streng von einander getrennt. Bei Besprechung des zweiten Punktes geht der Verfasser zu weit, indem er oft auch solche Ausdrücke Vergils als durch Nachahmung des Lateinischen (Gedichtes) entstanden annimmt, welche in der Augusteischen Zeit ein Gemeingut der Dichtersprache waren, oder sich ganz natürlich ohne Annahme einer Nachahmung erklären lassen (z. B. Aen. II. quidquid id est, XII 50 morte obita, X 641 und Lucr. I 134 u. viele andere). Der Verfasser sollte zwischen bewusster Nachahmung und zufälliger Übereinstimmung streng unterscheiden und ungeschickliche geradezu unstatthafte Beispiele mit der größten Sorgfalt ausschließen.

9. Neudörfl, Karl. Slovo o humanismu a classicismu, podle se tyče gymnásii našich. (Ein Wort über den Humanismus und Classicismus an unseren Gymnasien.) Programm des k. k. Real- und Obergymnasiums in Chrudim. 1882 3.

Der Verfasser wendet sich mit warmen Worten gegen die Angriffe, welche in letzter Zeit auch in Böhmen von berufener und unberufener Seite gegen die humanistischen und classischen Studien gerichtet wurden. Mit Recht betont der Verfasser die Wichtigkeit des griechischen Unterrichtes, erörtert die Bedeutung und die Zweckmäßigkeit des Studiums der lateinischen und griechischen Sprache und die Vorzüge, welche diese Sprachen und ihre Literatur vor anderen modernen Sprachen, ja selbst vor der Muttersprache für die Bildung der Jugend voraus haben. Zum Schluss wird die Behauptung, dass derselbe Zweck der Bildung vermittelt gelungener Übersetzungen erzielt werden könne durch triftige Argumente widerlegt und auch die gerade in Böhmen sehr beliebte Idee einer einheitlichen Mittelschule, deren Errichtung manche auf Kosten der classischen Studien anstreben, mit Recht bekämpft. Ref. hofft, dass diese in klaren und verständigen Worten gefasste Abhandlung, welche, soviel er weiß, auch in separatalektur der Öffentlichkeit übergeben wurde, in Böhmen ihren Zweck erfüllen wird.

Prag.

J. Král.

10. Smekal J.: Beobachtungsergebnisse der meteorologischen Station Mähr.-Neustadt in den Jahren 1876—1882. Jahresbericht des Landes-Realgymnasiums in Mähr.-Neustadt. 1882. 18 88.

Der Verfasser hat die Resultate der vom Jahre 1876 bis 18. September 1880 von andern gemachten meteorologischen Beobachtungen einer genauen Prüfung in Bezug auf Reductionen, Mittelwertauszug und dann die bis Ende 1881 von ihm angestellten Beobachtungen beigelegt. Dass eine solche Arbeit eine mühsame und zeitraubende ist, wird derjenige am besten zu würdigen wissen, der mit ähnlichen Sachen selbst gearbeitet hat.

Braunau.

J. Čtvrtečka.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Über Arnold Arlenius Peraxylus.

In der Geschichte der editiones principes griechischer Autoren begegnet uns nicht selten der Name Arnoldus Arlenius Peraxylus; es dürfte nicht ohne Interesse für die Geschichte der Philologie sein, den fast erloschenen Spuren dieses Mannes nachzugehen und ein kritisch gesichtetes Bild seines Lebens und seiner Wirksamkeit in Grundzügen zu geben.

Über sein Vaterland erhalten wir Aufschluss aus einer Urkunde zu erörternden Urkunde vom 9. Juni 1563, dort heißt es: Arnoldus Arlenius quondam alterius Arnoldi filius Ducatus Brandenburgensis Florentiae commorans. Durch diese urkundliche Angabe werden alle Vermuthungen, die sich bei verschiedenen Schriftstellern finden, gegenstandslos. Auch über seinen Geburtsort findet sich eine Andeutung in dem Beinamen, den er sich beigelegt: Peraxylus. Das Wort ist zusammengesetzt aus $\pi\acute{\epsilon}\rho\alpha\varsigma$ und $\xi\acute{\upsilon}\lambda\alpha\varsigma$. Man würde aber kaum im Stande sein, aus der Zusammensetzung den Sinn und die Bedeutung des Wortes Peraxylus zu erkennen, wenn nicht Thuanus hist. 1561 uns mittheilen würde, dass A. A. diesen Namen wählte, weil er Herzogenbusch gegenüber vico ignobili geboren war. Herzogenbusch nimmt in der Geschichte des Humanismus eine hervorragende Stelle ein. Die Verdrängung ¹⁾ des Doctrinale von Alexander durch Gerhard Kannysius, der um 1512 in Herzogenbusch unterrichtete, und seinen Schüler und Nachfolger Despuauterius, ist mit dem Orte aufs innigste verbunden. Dass A. A. seine erste Bildung in Herzogenbusch (die Bruderschule bestand seit 1425) erhielt, dürfte kaum zweifelhaft sein. Es fragt sich, wo A. A. seine höhere Bildung empfing. Graui ²⁾ nennt ihn einen Zögling des Lilius Gryndus und citiert für diese seine Behauptung H. Kämel in Ann. Jahrb. 1866 p. 340. Allein dort ist die Rede von Cynthius Johannes Baptista Gyraldus. Auch nennt Kämel den A. A. nicht

¹⁾ Ueber Erziehung in den Niederl. p. 280.

²⁾ Bibliothèque de l'Ecole des Hautes Etudes 46 f. (1880) p. 185.

einen Schüler des Gyraldus, sondern den treuesten Schüler des P. Victorius. Es liegt also ein doppeltes Missverständnis Graux' vor. Aber auch die Behauptung Kämels, die er im Anschluss an Bandini macht, dass A. A. Schüler des Victorius sei, ist, wie dies doch bereits Andres in seiner Einleitung zu den Briefen des A. Augustin gezeigt, eine völlig irrig. Wir sind aber im Stande, die Lehrer des A. A. zu ermitteln. In der an den Cardinal Benedict Accolto gerichteten praefatio der Ausgabe des Lycophron erzählt A. A., dass er noch sehr jung mit Octavius Pantagathus in Frankreich Freundschaft geschlossen habe. O. Pantagathus, der 1494 geboren wurde, gieng der Studien wegen nach Paris, „ubi in collegio Sorbonae solidissima doctrinae praestantioris iecit fundamenta.“⁵⁾ Hier muss A. A. den O. Pantagathus kennen gelernt haben. Damit steht in vollem Einklang eine Notiz in den var. lect. des Victorius l. XXV p. 475, wo er beweist, dass die Schrift *περί κόσμου* dem Nic. Damascenus angehöre. Hier heißt es: Arnoldus autem Arlenius, quem probum et eruditum virum cognovi, narravit mihi, dum hic potissimum locus excuderetur, Jacobum quoque Tusanum Lutetiae Parisiorum hunc librum accurate interpretantem dixisse ipsum verum Aristotelis partum non esse et quod hic esset elegans copiosumque prooemium et quod in extremo auctor eius Platonem *γενναίον* appellat, cum minime soleat ille tam praeclarum testimonium doctori suo impartiri. Aus dieser Stelle wird man folgern dürfen, dass A. A. die Interpretation der Schrift *περί κόσμου* von Jacques Toussain (Tusanus) welcher in Paris docierte, hörte.

Dieselbe Vorrede zum Lycophron lehrt uns auch noch einen anderen Lehrer des A. A. kennen. Es ist dies M. Antonius Antimachus, der viele Jahre hindurch die griechische Sprache in Ferrara docierte und erst 1547 senectute confectus sein Amt niederlegte. Er ist Übersetzer griechischer Schriften⁶⁾ und Verfasser von Epigrammen.⁶⁾

Sonach wären es drei Orte, die wir mit Sicherheit oder doch mit hoher Wahrscheinlichkeit als Bildungsstätten des A. A. bezeichnen können, Herzogenbusch, Paris, Ferrara. Von seinen Lehrern konnten wir zwei eruieren, Tusanus und Antimachus.

Auf einen Aufenthalt des A. A. in Ferrara weisen auch seine Beziehungen zu Lilius Gyraldus, der in Ferrara lebte 1479—1552.

⁵⁾ Krausii notae ad Ep. Pauli Manutii p. 1113.

⁶⁾ Dies sagt Franciscus Davanzatus in einem Briefe an Victorius Ep. ad Vict. I p. 58.

⁷⁾ Dieselben zählt auf Conr. Gesner in seiner bibl. univers. F. 493. Es befindet sich darunter das vielgepriesene Werk des Gemistos Pletho über die Schicksale Griechenlands von der Schlacht bei Mantinea bis zum Tode Philipps von Makedonien. Vgl. Fritz Schultze Georgica Gemistos Plethon p. 33 und 34, Anm. 1.

⁸⁾ Solche Epigramme an Victorius finden wir bei Bandini Ep. ad Vict. II. p. 260 in schrecklich entstellter Form. In einem wird Arlenius erwähnt *ἀπλῶς ὡς ἄνθρωπος ἐπὶ τῷ ἑαυτοῦ ἔργῳ*.

des letzteren Dialog *de poetis nostrorum temporum*, der in das Jahr 1548 verlegt wird, heißt es von A. A. (T. II ed. Basil. 1580 p. 408): *Noster quoque Arnoldus Arlenius hanc poetices lauream adeptus fuisset, si huic viae insistere voluisset, ut eius graeca et latina quaedam epigrammata facile ostendunt, si non potius de soluto sermone palmam ferre voluisset, quod tu, Lili, plane testari potes, qui eius consuetudine frueris.* Ferner war A. A. auch mit einem anderen Gelehrten in Ferrara bekannt, nämlich mit Caelio Calcagnini. Dieser Gelehrte stand mit A. A. in Briefwechsel. Dieser Briefwechsel umfasst sechs Briefe. Vgl. Caelii Calcagnini Ferrariensis epistolarum criticarum et famil. I. XVI Amberg 1608. ⁷⁾ Von diesen sechs Briefen sind drei datiert, sie beziehen sich auf die Zeit vom 5. Febr. 1535 bis 13. Jan. 1537. Es sind XIII, 17 (p. 184) vom 5. Febr. 1535 XIII, 13 (p. 182) vom 15. März 1536 XII, 24 (p. 172) vom 13. Jan. 1537. Von den nicht datierten, XVI, 9 (p. 214), XVI, 10 (p. 215), XVI, 11 (p. 215) kann einer datiert werden, nämlich XVI, 10 (p. 215). Dieser Brief bezieht sich auf XIII, 17 (p. 184) und ist nur einen Tag später geschrieben. Brief XVI, 9 ist vielleicht der älteste, auf den sich XIII, 17 beziehen würde. Bezüglich des noch übrigen Briefes XVI, 11 ist eine Datierung unmöglich. Sämtliche Briefe haben zum Gegenstand den Bücherhandel, den Arnold Arlenius mit Bartolaeus und Caelius Calcagninus treibt. Wir lesen von der Musarum expedit, welche dem A. A. aus Frankreich und Deutschland zugekommen ist (p. 182), wir hören von Bücherbestellungen und Geldanweisungen für gelieferte Ware. Für das Leben des A. A. können wir noch zweierlei aus den Briefen abstrahieren: Einmal, dass er in Rom war und das Fieber hatte (XVI, 9 p. 214). ⁸⁾ Wenn dieser Brief, wie wir glauben, der älteste der Sammlung ist, so würde der Besuch Roms und die Krankheit Ende 1536 oder anfangs 1537 fallen. Weiterhin gibt uns Brief XVI, 11 (p. 215) dadurch, dass Bücherpreise in Bolognesischer Währung berechnet sind, einen Fingerzeig für einen zweiten Aufenthaltsort des A. A., Bologna. Da dieser Brief nicht datiert ist, müssen wir versuchen, ob es nicht möglich, den Aufenthalt des A. A. in Bologna chronologisch genau zu fixieren. Eine Handhabe bietet uns die Basler Ausgabe Lykophron's, welche A. A. veranstaltet hat; dieselbe erschien bei Oporinus ⁹⁾ 1546. Die Vorrede des A. A. ist von Bologna aus

⁷⁾ Wir citieren nach Caelii Calcagnini opera aliquot Bas. 1544.

⁸⁾ Eine Reise nach Rom erwähnt A. A. auch in der Vorrede zu Petrus Josephus vom Jahre 1544. Er spricht von der Benützung einer Kopie für die *dogmatologia* quam ante annos aliquot Romae mecum importaveram. Diese Reise ist wahrscheinlich mit derjenigen, welche unser Brief voraussetzt, identisch.

⁹⁾ Von des A. A. Beziehungen zu Jo. Oporinus zeugt auch folgende Stelle bei Seb. Corradus quaestura p. 100 Ed. Lugd. Batav. 1667 (die erste Ausgabe des Werkes erschien 1555): Ita quidem (postulatur interpretationes epistolarum Ciceronis), ut Arnoldus Arlenius

datiert 13. Aug. 1542. A. A. war sonach damals in Bologna. Aber auch noch ungefähr zwei Jahre vorher war A. A. in Bologna, denn er sagt in der Vorrede zur erwähnten Ausgabe: ante annos, si recte memini, duos Bononia Ferrariam divertens. Noch weiter zurück führt uns die Schrift des Franciscus Floridus de C. Julii Caesaris praestantia. Diese Schrift ist ein Dialog, der im Jahre 1538 abgefaßt ins Jahr 1537 verlegt wird. Der Dialog findet in Bologna statt. Es kamen zu Franciscus Floridus Arnoldus Arlenius Peraxylus, „candidissimi iudicii juvenis“, cuius ego (es spricht Floridus) eruditioni tantum defero, ut meorum scriptorum (quascunque ea sunt) illum censorem elegerim, ferner Richardus Scaseleius aus England.¹⁰⁾ Beide gingen mit Floridus zu Landus und dort findet der Dialog statt. Die Einkleidung des Dialogs setzt die Anwesenheit des Arlenius in Bologna voraus. Wir können dieselbe sonach schon für das Jahr 1537 ansetzen. Also ist der Aufenthalt des A. A. in Bologna für die Jahre 1537, 1540, 1542 bezeugt.

Über die erwähnte Ausgabe des Lykophron mit den Scholien des Tzetzes gibt die an den Cardinal B. Accolus gerichtete, unter dem 13. Aug. 1542 aus Bologna datierte Vorrede Aufschluss. A. A. fand in demselben Jahre in Bologna apud Salvatoris collegium bibliothecam excutiens Lykophrons Alexandra mit den Scholien des Isaak Tzetzes.¹¹⁾ Diese Scholien erscheinen in der Ausgabe des A. A. (1546) zum erstenmal, während Lykophrons Alexandra bereits 1513 bei Aldus (in Verbindung mit Pindar) erschienen war. Den Text des Lykophron gab aber A. A. nach einem ihm von seinem Lehrer M. Antonius Antimachus zur Verfügung gestellten Manuscript: Lycophronem ad exemplar eruditissimi viri M. Antonii Antimachi recognovimus, cuius sane collatione magnam factam accessionem studiosi (opinor) libenter agnoscent.¹²⁾

homo eruditissimus ex Germania ad me Regium usque venerit et me suo, Joannis Oporini, Joannis Strathii, Magni Gruberi aliorumque doctissimorum hominum nomine sit hortatus, eas ut primo quoque tempore fore darem.

¹⁰⁾ Ich füge hier das Urtheil des Franciscus Floridus aus dessen Apologia in Linguae Latinae Calumniatores Bas. 1540 p. 119 bei: Maxime de se expectationem sustinet Arlenius Peraxylus, utriusque linguae maxime peritus et candidissimi iudicii juvenis.

¹¹⁾ Nic. Gerbel nennt in der Vorrede die commentarii Joannis sive Isaaci. Der Sachverhalt ist folgender: „Der Commentar war von beiden Brüdern gemeinschaftlich verfaßt, von Isaak zuerst herausgegeben, worauf Johannes ihn revidierte und vermehrte; in der alten Überschrift heißt es: *Σχόλια Ἰσαάκτου τοῦ Τζέτζου*.“ Bernhady Gr. Literaturgesch.¹ II b, p. 718.

¹²⁾ Diese Handschrift ist aufs innigste verwandt mit Vindob. 257. der die Alexandra bis v. 384 cum Scholiis in margine interque lineas largiter adscriptis enthält, einst im Besitz des Joh. Sambucus; denn ganz allein vertauscht die Ausgabe des A. A. mit dieser Handschrift V. 14 und 15. Ferner mirabilis horum librorum cum in bonis lectionibus tum in vitiosis concordia. Vgl. Lycophronis Alexandra. Ed. I.

Mit den Scholien des Tzetzes ist noch ein anderes Werk verbunden, die *Varia historia* des Joannes Tzetzes. *Historiam Joannis Zetis*, sagt A. A., ita damus, ut eam nobis sua manu descriptam reliquit peritissimus vir Raphael Regius, qui patrum ac nostra propemodum aetate Patavin tanta cum laude latinas et graecas docuit literas etc. Die Bearbeitung hatte aber Nic. Gerbel, Jurist¹³⁾ und Philolog, zuerst in Wien, damals aber schon in Straßburg, übernommen, der auch die Commentare des Tzetzes durcharbeitete. Die von A. A. zur Verfügung gestellte Handschrift des R. Regius ist, wenn nicht alles trägt, noch vorhanden im Monacensis 338. Dass A. A. im Besitz dieses Codex war, zeigt ein darauf bezüglicher Eintrag von seiner Hand in die Handschrift. Dass aus diesem Codex aber die editio Basileensis geflossen, zeigt die große Übereinstimmung: Propemodum omnia, quae margo editionis Basileensis habet notata, habet item margo huius codicis, qui etiam tot aliis in rebus cum illa editione conspirat, ut ipsam editionem ex hoc solo codice derivatam esse facit inde velut signis certis cognoscamus. Wir werden daher nicht irren, wenn wir in dem Münchner Codex das apographum des R. Regius erblicken.¹⁴⁾

Der nächste Ort, wo wir Arlenius finden, ist Venedig. Während er noch im August 1542 in Bologna sich befand, treffen wir ihn gegen Ende des Jahres 1542 in Venedig. Es erhellt dies aus den Bemerkungen des A. A. zu dem bekannten Canonisten Antonius Augustinus.¹⁵⁾ Derselbe beabsichtigte eine Ausgabe der Novellen. Er hatte Kunde von dem Novellenmanuscript in Venedig erhalten und bestürzte sich an J. Metellus gewandt, der Ende Nov. 1541 von Venedig aus schreibt¹⁶⁾: De Novellis Iustiniani constitutionibus nihil est certi, quod ad te scribam: earum enim potestatem mihi nemo fecit. Pollicetur a me persuasus Arnoldus Arlenius cum brevi omni adhibita cura cum basilensibus collaturum.¹⁷⁾

Hiemano, der über die Handschrift weiter bemerkt (p. XXIV): Liber quidem, e pervetusto tamen exemplari descriptus esse videtur, etiam ex illo Codice Bononiensi, ex quo Lycophronis Alexandra edita est ab Arnoldo Arlenii Peraxilo. Die Handschrift gehörte zu denjenigen, welche die Scholien des Tzetzes nicht enthält. C. Geiner schreibt in *Mon. bibl. univers.* f. 467 a Isacius Tzetzes — aedidit commentarios suos in Alexandram Lycophronis, qui propediem apero in lucem ex hoc beneficio Arnoldi Arlenii Peraxyli. Codex manuscriptus, quem una cum textu Lycophronis, erat in fol. chartis quinquaginta tabulae. Dieser Codex kann mit dem unsrigen nicht identisch sein.

¹³⁾ Vgl. Stintzing, *Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft* p. 301.

¹⁴⁾ cf. die Ausgabe Kießlings p. VII und p. VI, dem ich in Bezug auf die Schlussfolgerung nicht bestimmen kann.

¹⁵⁾ In Kürze gibt das Nöthige über diesen bedeutenden Mann Haasen, *Geschichte der Quellen und der Literatur des canonischen Rechts* I, p. XIX—XXXIV.

¹⁶⁾ Andreo p. 161.

¹⁷⁾ Über die Basler Ausgabe vgl. Biener, *Geschichte der Novellen* p. 351.

Huius opera, cum veneris, erit usui propter eius in graecis litterarum studium et doctrinam. Allein die Sache stieß von Seite des A. A. auf Schwierigkeiten, wie Metellus im Februar 1543 an A. Augustinus schrieb¹⁶⁾: Novellas contulisset cum altero id est Marciano exemplari Arlenius, nisi ad Grandivellanium civem una cum legationis Caesaris proficisci coactus fuisset. Nunc autem tot negotiis impeditus ut neque tibi quidquam neque mihi polliceri possit. Der hier genannte Gesandte, in dessen Diensten, wie aus der vorliegenden Stelle erhellt, A. A. zu Anfang des Jahres 1543 sich befindet, ist der kaiserliche Gesandte Don Diego Hurtado de Mendoza, der Besitzer einer überaus bedeutenden Handschriftensammlung, die späterhin in den Escorial gelangte.¹⁷⁾ Wie wir aus der bibliotheca universalis des Gesners, der in demselben Jahre (1543) in Venedig war, ersieht, war Arlenius in der Bibliothek des Gesandten beschäftigt. Andererseits gestaltete sich die Novellenangelegenheit mit der Ankunft des A. Augustinus in Venedig, die gegen Ende Mai 1543 statthabte; durch den Gesandten Mendoza erlangte er die Erlaubnis, in dessen Hand die Handschrift collationieren zu dürfen; er benützte dazu A. A. und einen anderen griechischen Schreiber. Neque enim ignorat, schreibt Ant. Augustinus an Mendoza¹⁸⁾, me dum nostrarum emendationum atque opinionum libelli isthic ederentur, per te fuisse consecutum, ut ex Marciana ista singulari Bossarionis bibliotheca doctus tuus cum multae eruditionis viro Arnoldo Arlenio Peraxylus, alio etiam graeco librario adhibito veterem quandam τῶν νεωτέρων librum contulisset, ex quo permulta describenda curavimus, quae nunc in vulgus edimus. In drei Monaten hoffte er mit dem Werke fertig zu werden.¹⁹⁾ Dasselbe war am 1. Aug. 1544 vollendet, denn an diesem Tage datiert das für die Ausgabe bestimmte Widmungsschreiben, allein die Herausgabe unterblieb.²⁰⁾ Aber noch einmal ist vorher Arlenius' Thätigkeit für A. Augustinus in Anspruch genommen worden; denn Metellus schreibt 13. Febr. 1544²¹⁾: Graecam legum epitomen ego ultro ad te. Sed Arnoldum Arlenium quominus vacaret illi castigandae, negotia quaedam occuparum urgere autem neque possum neque debeo.

Auch bei einem anderen Werke des Ant. Augustinus leistet A. A. Beihilfe, nämlich bei dem Drucke der berühmten emendationum atque opinionum libri quattuor. Antonius Augustinus hatte sich zu diesem Zwecke Ende Mai 1543 selbst nach Venedig begeben und

¹⁶⁾ Andres p. 160.

¹⁷⁾ Über Diego Hurtado de Mendoza und seine Büchersammlung handelt in einem vortrefflichen Werke Graux, Essai sur les origines du Fonds grec de l'Escorial in Bibliothèque de l'École des Hautes Études 46. fasc. Paris 1880. p. 163 fg.

¹⁸⁾ Andres p. 13.

¹⁹⁾ Andres p. 100.

²⁰⁾ Stintzing, Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft. 1. Abt. p. 206.

²¹⁾ Andres p. 182.

vor Beihilfe beim Drucke seinen Freund J. Metellus von Padua nach Venedig kommen lassen. Da wollte das Geschick, dass J. Metellus erkrankte und A. Augustinus nach Cremona in Sache seines Bruders (es handelte sich um Ernennung desselben zum Bischof) reisen musste, wo er einen Tag vor der berühmten Zusammenkunft des Kaisers Karl V. mit Paul III. eintraf. A. Augustinus sah sich daher gezwungen, die Sorge für seinen Freund und die Drucklegung in die Hände des A. A. zu legen.²⁴⁾ Wie sehr aber A. Augustinus um die Correctheit seines Werkes besorgt war und seine Abwesenheit vom Druckort bedauerte, zeigen seine Worte²⁵⁾: etsi de Metelli salute certior factus sum et de eius Arlenique cura omnia spero, tamen librariorum nimiam negligentiam vehementer metuo, ne omnem diligentiam fatiget. Mitte Juli²⁶⁾ kehrte Augustinus von Bologna nach Venedig zurück, er fand Metellus nicht völlig gesund. Der Druck seines Werkes war nicht ganz nach Wunsch ausgefallen, er klagt²⁷⁾ über die librarii. Arlenius scheint also seine Aufgabe nicht besonders gut gelöst zu haben. Am 13. Sept. war der Druck des Werkes vollendet, den 14. Sept. schickt A. Augustinus bereits ein Exemplar an Laelius Taurellus.

Auch wegen des Druckes und des Verlegers der berühmten Pandectenausgabe²⁸⁾ des eben genannten Laelius Taurellus wurde A. A. zu Rathe gezogen. Metellus war für Frobenius, während A. A. für Robert Stephanus sprach.²⁹⁾ Dagegen machte Metellus geltend, dass die Lettern des Buchdruckers Frobenius viel eleganter seien und das Auge weniger angreifen; auch sei Frobenius' Ansehen als Verleger ungleich bedeutender als das des Robertus Stephanus. Diese Verhandlungen spielten im Jahre 1543. Der Druck kam aber erst viel später zustande. Da Cosimo darauf bestand, dass der Druck in Florenz erfolge, waren nicht geringe Schwierigkeiten zu überwinden. Endlich fand sich ein Belgier, Laurentius Torrentinus, bereit, im Mai 1547 in Florenz eine Druckerei zu begründen. Und in dieser Officin wurde die berühmte Pandectenausgabe des Laelius Taurellus gedruckt, freilich erfolgte die Herausgabe erst im Jahre 1553 durch den Sohn des Laelius Taurellus.³⁰⁾ Hier finden wir wiederum A. A. thätig; denn nach Victorius var. lect. p. 475 wissen wir bestimmt, dass er 1553 als Corrector in der erwähnten Officin sich befand, da

²⁴⁾ Andres p. 142.

²⁵⁾ Andres p. 96.

²⁶⁾ Andres p. 97 und p. 99.

²⁷⁾ Andres p. 99.

²⁸⁾ Vgl. auch E. G. Vogel, Zur Geschichte der florentinischen Pandecten Serapeum VIII (1847) p. 139—141.

²⁹⁾ Andres p. 134. Ille vero, qui te de Roberto allocutus est, Arnoldus Arlenius dicitur: an Cimber an Belga nescio; Caesarianus quidem certe et probus et utriusque linguae valde peritus est; eius operatur Venetius Jacobus Mandoza Legatus Caesaris in describendis quam plurimis Graecis libris.

³⁰⁾ Moreni Annali della tipografia Fiorentina di Lorenzo Torrentino 1819, p. 227.

die *variae lectiones* bei L. Torrentinus 1553 erschienen und jene Stelle, wo des A. A. gedacht wird, am Schluss steht.

Besonders wichtig sind die Beziehungen des A. A. zu Conrad Gesner. In Bezug darauf lese ich in der Biographie Conrad Gesners von J. Hanhart p. 100: „Seine (Gesners) Reise nach Frankfurt am Mayn machte ihn mit einem jungen, gelehrten Holländer näher bekannt, der als Bibliothekar des Diego Hurtado de Mendoza, kaiserlichen Gesandten in Venedig, nach Venedig reiste und besonders ein begeisterter Freund und Kenner der griechischen Literatur war, mit dem Arnold Peraxylus Arlenius.“ Die Reise fand statt im Frühling des Jahres 1543 (S. 97). Hanhart erzählt weiter S. 102: „Die Nachrichten seines Freundes Arlenius über die reichen und ungedruckten literarischen Schätze, die in den Bibliotheken Italiens aufgehäuft liegen, und seine freundschaftliche Einladung bewog Gesner, darauf zu denken, wie er die Zeit seiner Sommerferien zu einer Reise in Italien benutzen könne, und wir finden ihn auch wirklich im Sommer des Jahres 1544 in Venedig.“ Hanhart gibt leider nicht die Quelle²¹⁾ an, aus der er diese Notiz über die Begegnung des Conr. Gesner und des A. A. geschöpft; ich kann daher nicht die Richtigkeit des ganzen Berichts prüfen. Nur in einem Punkt lässt sich ein Irrthum Hanharts nachweisen. Nicht 1544 war A. A. in Venedig, sondern 1543. Wir haben hiefür das Zeugnis C. Gesners selbst. In seiner *bibliotheca universalis* f. 182 r. spricht er von seiner ersten Ausgabe des Stobaeus: *supersunt tamen adhuc non pauca ea, quae calci voluminis adjicienda me absente in Italia typographorum incuria omisit.*²²⁾ Da die Ausgabe im Jahre 1543 erschien und hier von der Beendigung des Druckes die Rede ist, so muss die Reise C. Gesners in das Jahr 1543 fallen. Doch es bedarf nicht einmal der Combination; Conrad Gesner sagt in seiner *bibliotheca univers.* s. v. Joannes Baptista Egnatius f. 387 „quem anno 1543 Venetiis vidi.“ Aber auch die Angabe, dass C. Gesner mit A. A. in Frankfurt bekanntgeworden, wird durch folgende Worte C. Gesners zweifelhaft: *Ante annos aliquot Venetias animi profectus in amicitiam illic perveni Arnoldi Peraxyli.* (praef. Stob.) Die *biobl. universalis* äußert sich über A. A. folgendermaßen (f. 92): *vir in iuvenili aetate mature doctus, agit adhuc ni fallor in contubernio nobilissimi viri D. Diegi Hurtadi a Mendoza Caesaris maiestatis apud Venetos legati: singulare decus et column rei literariae, de omni studiorum et sapientiae genere quam optime meritus, dum veteres autores, praecipue Graecos,*

²¹⁾ Hanhart standen viele ungedruckte Briefe zur Verfügung. Leider konnte ich meine Nachforschungen nicht auf Zürich ausdehnen. In den Briefen C. Gesners, die sich in der Trew'schen Sammlung in Erlangen befinden, kommt nach einer gütigen Mittheilung des H. Bibliothekars Dr. Zucker der Name A. A. nicht vor.

²²⁾ Schmiedel sagt in seiner *Vita Gesneri* selbst mit Anführung dieser Stelle p. VIII „et circa illud tempus aut certe anno insequente 1545 Venetias profectus est.“

passum in Italiae bibliothecis veluti sepultos diligenter inquisitos eruit eosque in lucem atque usum mortalium restituit. Plurimum autem ut istud efficiat excellentissimi D. Legati autoritate iuvatur. Merobatur quidem huius viri et morum candor integerrimus et eruditionis mira synceritas eximum laudis testimonium: sed quoniam vere simpliciter doctorum hominum in hoc opere mentionem facio, ne qui forte amplius amori quam veritati a me tribui suspicentur, ut velut invidia comitari viventes, hic etiam mihi temperare statui.

Conrad Gesner macht ferner in seiner bibl. univers. s. v. Arnoldus Peraxylus Arlenius f. 92 die literarischen Arbeiten namhaft, die A. A. beabsichtigte, deren Ausführung aber unterblieb.

1. quosdam ex Plutarcho de moribus commentarios a nemine adhuc conversos.
2. Dionis Coccaei Romanae historiae libros duos et viginti in Latinam sermonem pure traductos.
3. Olympiodori magni philosophi Platonici et Peripatetici commentarios ad Aristotelis Meteora.

Ex sacris

4. Chrysostomi, Theodoreti et aliorum hactenus non visas pulcherrimas tum conciones tum commentarios et orationes.

Entlich 5. wollte er herausgeben:

quosdam ad Lactantium Firmianum parembolas, in quibus et veterum nugacem superstitionem et vanitatem refellere et nostra longe certiora et veriora astruere attentat.

Dieses Verzeichnis kann noch vermehrt werden: In der Vorrede Flavius Josephus verspricht er:

6. die Herausgabe der unter dem Namen des Flavius Josephus circulirenden Schrift *περί τῆς τοῦ παντός αἰτίας* vel *οὐσίας*. „Nus autem eundem qualemcumque propediem, ut spero, cum studiosis communicabimus.

7. Auch Philo will er publicieren: (Philonis) disertissimi viri eruditum et elegantiam artisque magnitudinem tum cognoscent literati homines, ubi octo et quadraginta diversorum argumentorum libros ex tua (Mendozae) bibliotheca protulerimus.

Andere literarische Unternehmungen des A. A. ersehen wir aus der Vorrede M. Hoppers zur zweiten Basler Ausgabe.

Sehr erfolgreich wurde die Reise Conr. Gesners nach Venedig für seine wissenschaftlichen Arbeiten und A. A. war ihm hiebei von großem Nutzen. 1543 war seine Ausgabe des Florilegium des Stobaeus erschienen. Bei seinem Aufenthalt in Venedig lernte er einen viel besseren codex kennen, der Anlass zu einer neuen Ausgabe wurde. Auch hier zeigt sich die rührige Hand des A. A. Is. schreibt Gesner in der praefatio zum Stobaeus, praeter alia non exigua in me transacta hoc etiam effecit, ut ex bibliotheca generosi viri Diegi Baradi a Mendoza — vetustissimum et manuscriptum Stobaei volumus acciperem. Hoc ego mox in patriam reversus cum prima

editione nostra diligentissime contuli — in illo (codice) — plura reperi (cum alia tum veterum scripta, quorum libri non amplius tant) quae nusquam in nostro erant. Ea transcripsi omnia, ita non modo sententiis aliquot passim, sed sermonibus etiam integris haec editio nunc prodeat auctior et libris autorum nominatis, quae sententiae singulae depromptae sunt, sine comparatione instructae. Multa insuper eiusdem codicis beneficio vel mutila explevi vel emendavi corrupta. Loci de virtute et vitio et de intemperantia hic minime novi sunt. Diese so verbesserte Ausgabe erschien 1549. Was die benutzte Handschrift anlangt, so bemerkt Gaistford p. XI: „Dubito Mendozae codicem (qui teste Iriartio Catal. Bibl. Mat. p. 277 regis Hispaniae bibliothecae postea accessit³²⁾) plerumque similem ei fuisse, quem A voco (es ist ein Parisinus), ita quidem alter ex altero fuerit descriptus.“

Auch bei einer anderen wichtigen Publication C. Gesners im Jahr 1546 zu Zürich ist der Einfluss des A. A. ersichtlich. Diese Publication enthält 1. die Florilegien des Antonius und des Maximus (Antoni loci Melissa inscripti numero sunt 175, Maximi vero 71) 2. A. A. Maximi aphorismorum seu capitum de perfecta charitate ad Elpidium presbyterum centuriae IV 3. Theophili de deo et fide Christianorum contra gentes institutionum libri III 4. Tatiani Assyrii — Oratio contra Graecos. Vor allem ist zu bemerken, dass den Tatian und Theophilus Johannes Fries, der Freund C. Gesners³⁴⁾ aus Venedig nach Zürich brachte. Von diesen vier Schriften verdanken unser Herausgeber zwei unserem A. A., nämlich den Antonius und den Tatian. Bezüglich des ersteren äußert sich C. Gesner in seiner bibl. univ. f. 60 r. Antonii monachi, beati et sancti patris nostri enim Graecus titulus habet in quibusdam, in aliis abest authenticum nomen) opus, quod Melissam id est apiculam inscripsit, superius aestate Venetiis nactus sum opera doctissimi viri et de bonis literatis omnibus optime meriti Arnoldi Arlenii et brevi Deo favente in lucem exhibit Graece simul ac Latine.³⁵⁾ Über den Tatian lesen wir in der bibl. univers. f. 607: attulit eam (orationem) nuper ad nos Jo. Frisius noster ex bibliotheca Diegi Hurtadi Caesaris apud Venetos legati et brevi Deo iuvante in lucem dabit. Allein die epistolae

³²⁾ Vgl. Graux p. 264 et 265.

³³⁾ Vgl. Hanhart Contr. Gesner p. 23.

³⁵⁾ Wie wichtig diese Handschrift und die darauf basierte Ausgabe ist, erhellt aus folgenden Worten Wachsmuths, Studien zu den griechischen Florilegien p. 101: „Für des Antonius zwei Bücher starke Melissa kommt bisher nur der codex Mendozae in Betracht, d. h. der von Gesner in der editio princeps benutzte; er ist aller Wahrscheinlichkeit nach verschwunden. Die in den Katalogen als Handschriften des Antonius aufgeführten Manuscripte italienischer Bibliotheken haben soweit meine eigenen Nachforschungen reichen oder die anderer mittheilt sind, sämmtlich als solche des Maximus herausgestellt. Nur eine kann ich hinzufügen, dass Herr Dr. Wilhelm Meyer in München einen alten Auszug des Antonius in Modena aufgefunden und veröffentlicht hat.“

dedicatoria der mir hier nicht zugänglichen editio princeps muss doch genaueres enthalten, denn ich lese in der Ausgabe von Otto XIII. Codex Frisianus — a Joanne Frisio anno 1545, quum in itinere Italico ageret Venetiis, ex amici Arnoldi Arlenii Peraxyli liberalitate ad Tigurinos deportatus est.³⁶⁾

A. A. machte Conr. Gesner auch mit den handschriftlichen Schätzen des Gesandten Diegus Hurtadus Mendoza bekannt. Conr. Gesner sagt in seiner bibl. univers. f. 205 v.: Bibliothecam Venetiis pretiosissimam (D. H. M.) habet ac omne genus rarissimis libris praesertim Graecis mire instructam: eius catalogum Arlenius, quem in contubernio suo Legatus valde amanter fovet, mihi ostendit et saepe a nobis in hoc volumine commemoratur. Ein Verzeichnis der von C. Gesner bei Mendoza gesehenen Handschriften gibt Graux.³⁷⁾ Dass Conr. Gesner bestrebt war, mit Hilfe des A. A. die Schätze des Gesandten Mendoza zu benutzen, zeigen mehrere Stellen: Bibl. univers. f. 407 v.: Arnoldus Arlenius — nuper ad me scripsit varia apud se esse Divi Chrysostomi opera, hactenus nec Graece nec Latine aedita; nempe Homilias multas pulcherrimas, Epistolarum libros duos et Commentarios in prophetas. Ferner l. c. f. 562 r. Photii patriarchae descriptionis et enumerationis auctorum, quotquot pae legerat, volumina duo Graeca vidi Venetiis in aedibus viri illustris Diegi Hurtadi a Mendoza Caesarei oratoris ostendente Arnoldo Arlenio Peraxilo, qui etiam postea per literas aliquoties pollicitus est id opus mihi se commissurum ut excudendum praelo curarem, quod ab ipso hactenus non praestitum, ut. F. 527 v. s. v. Oppianus: Ibidem (Venetiis) in Bibliotheca Bessarionis seu D. Marci libri de piscatione et venatione servantur cum figuris aliquot animalum vetustis, quas mihi depingendas curavi opera D. Arnoldi Arlenii: sed multae ex illis minime conveniunt descriptioni poetae.

Wir haben oben gesehen, dass sich A. A. mit Verkauf von Büchern abgab. Wenn wir daher an einigen Stellen der bibl. univers. Conrad Gesners lesen, dass er eine Handschrift apud Arnoldum Arlenium gesehen, so werden wir, zumal sonst immer Diegus Hurtadus Mendoza allein genannt wird³⁸⁾, A. A. als Eigenthümer der betreffenden Handschrift anerkennen, z. B. bibl. univ. f. 65 v.: De Apollinario Laodiceae Syriae episcopo copiose scribit Suidas et inter caetera quod universam Hebraeorum scripturam heroicis carminibus transtulerit. Ego Venetiis psalterium ab hoc auctore, si bene memini, translatum vidi hexametris elegantissimis apud clarissimum D. Arnoldum Arlenium. Ferner f. 238 r.: Eutecnii sophistae paraphrasim Graecam in Alexipharmaca et Theriaca Nicandri et in quaedam Oppiani, videlicet de piscatione et venatione libros, vidi Venetiis apud Arnoldum Peraxylum Arlenium, in aedibus illustris viri

³⁶⁾ Die Handschrift ist nicht mehr vorhanden. Graux l. c. p. 445.

³⁷⁾ l. c. p. 387—400.

³⁸⁾ Nur bei Cyrillus heißt es: caeteri Venetiis apud legatum Caesarem et Arnoldum Arlenium nostrum.

Diegi Hurtadi Caesarei legati) in uno volumine, adscripto ubique, si bene memini, Eutecnii nomine praeterquam in paraphrasi eiusdem Oppiani poematis de aucupio, quam propediem (Deo volente) innactus descriptam in lucem dabo, dubius interim an Eutecnio author attribuenda sit. Wir werden diese Annahme umso mehr vertreten können, als wir in einem Fall A. A. als Besitzer einer Handschrift erweisen können. Wir lösen nämlich bei Hieronymus Magius rararum lectionum sive miscellaneorum libri IV Venedig 1564 p. 207 an einer auch sonst interessanten Stelle: Aderat Arnoldus Arlenius vir de Graecis Latinisque literis bene meritis ac communis amicus Probiq[ue] audita mentione se eius libri calamo exaratum exemplar, quod Ferrariae emissit, habere dixit. Huius legendi cum incredibilis me cupido incesserat, precibus ab eo contendere, ut libri saltem ad tridui tempus, quo percurrendi facultas esset, mihi copiam faceret. Hunc cum ille (quae viri est humanitas) ad me misisset, avide legere coepi. Titulus erat huiusmodi Aemylīi Probi De Imperatoribus exterarum gentium liber. Finis libri, si epigramma Probi eiusdem, quod nos ex vetustis exemplaribus in epistola ad Gregorium Angelerium et Paulum Ligium posuimus, excipias, qualis in vulgarioribus codicibus. E scribae vero penore subiecta verba: Ceterum plerum est opus Aemylīi Probi Cornelii Nepotii. Post praenotatum titulum haec se mihi statim verba obtulerunt: Non dubito fore plerosque, qui Atticae hoc genus scripturae leve etc. Quae lectio probabilior ea, quae in omnibus reliquis codicibus, quos ego legerim, videri potest, cum illis sic habeant: Non dubito fore plerosque, Attice, qui hoc genus scripturae leve etc. Quandoquidem neutiquam frivolis argumentis iam fuit in citata epistola a nobis demonstratum Aemylīum Probum Pomponi Attici coetaneum non fuisse, quin opus hoc Theodosio imperatori esse dicatum, cuius rei epigramma illud ad Theodosium praebeat testimonium. A principe autem Graeciae civitatis suam scriptionem appellat Atticam, quod Graecorum Imperatoris vitas complexura esset, licet id non admodum proprie dictum videatur cum sermone utatur Latino, non Graeco.

1544 erschien bei Froben in Basel seine Ausgabe²⁹⁾ des Flavius Josephus. Die Vorrede ist von Venedig aus datiert 4. März 1544 und richtet sich an Diego Hurtado Mendoza, aus dessen umfangreicher Bibliothek ihm Hilfsmittel für den Autor flossen. A. A. scheidet sehr genau zwischen der Überlieferung der *ἀρχαιολογία* und der übrigen Schriften des Fl. Josephus. Bezüglich der *ἀρχαιολογία* bemerkt er: Posterior pars *ἀρχαιολογίας* ita multum mendis confusa et incuria quadam librarii vel imperitiae deformata erat, ut ad veram praestruendam lectionem nullum laborem sufficeret experti fuisset, nisi Epitomen quam ante annos aliquot Roma mecum comportaveram adhibuissemus. Die Handschrift, die A. A.

²⁹⁾ Mithelfer war Sigismund Gelenius, qui vir — perfecti ut omnia prodirent castigatissima.

der der Epitome für die ἀρχαιολογία benutzte, ist noch vorhanden. Es ist ein Codex⁴⁰⁾ des Escorial Y- 1—14, den der Schreiber Joannes Anonimatus aus Corfu 26. Jan. 1542 in Venedig beendigte. Dieser Codex trägt den Namen des Diego Hurtadus Mendoza, ein solcher Beweis, dass derselbe in seinem Besitze war. Wie mir B. Niese freundlichst mittheilt, ist diese Mendozasche Handschrift der Wahrscheinlichkeit nach aus dem Marcianus 380 abgeleitet, laut Subscriptio 1469 im Auftrage Bessarions in Rom geschrieben wurde. Auch die Quelle des Marcianus 380 lässt sich, wie Niese schreibt, zum Theil weiter verfolgen. Für die ersten 10 Bücher geht auf Marcianus 381 zurück, für die Bücher 11—20 weiß Niese nicht näher die handschriftliche Quelle anzugeben.

Mit Rücksicht auf die übrigen Schriften äußert sich A. A. in bello Judaico ac reliquis minus negotii habuimus, propterea et nostra exemplaria accuratius erant descripta et alia insuper eis supposita a praestantissimis doctissimisque viris, Joanne Petro ac Petro Gillio.⁴¹⁾ Aus diesen ziemlich unbestimmten Angaben lassen wir nicht viel gewinnen. In der Mendozaschen Bibliothek finden⁴²⁾ sich zwei Handschriften mit dem jüdischen Krieg; die eine, eine vollständige, scheint niemals in den Escorial gekommen zu sein; eine andere, in der nach dem Katalog das Ende des dritten und der Anfang des vierten fehlte, befand sich einst im Escorial, ist aber nicht mehr dort. B. Niese fügt noch ein Characteristicum der Vorlage des A. A. hinzu, es sind den einzelnen Büchern Argumente vorausgeschickt, dieselben fehlen aber bei Arlenius zum ersten Mal. Bezüglich der übrigen Schriften lässt sich nichts Bestimmtes mittheilen.

Im Oct. 1544 machte A. Arlenius eine Reise nach Florenz. Bezeugt dies aus einem noch vorhandenen, von Adres p. 223 mitgetheilten Briefe⁴³⁾ des Arnold Arlenius an Ant. Augustinus hervor: superiore mense Octobri cum Florentiam iter instituissem, nihil mihi exoptandum mihi proposui, quam Bononiae vel iucundissimo frui colloquio vel laetum et uberem in susceptis iam dudum per modum progressum recognoscere. Verum cum peropportunos et in fallor casus alio te vocaverit et ad amplissimas dignitates iam tibi quasi muniverit, debeo sane et ego (si quidem πάντα καὶ πάντα καὶ πάντα) in tam claro tuisque tam studiis tum virtutibus quissimo honore acquiescere. Unum tamen vereor, ne quod passim solet, suavitate et magnitudine quadam in speciem vel amplius vel gradus tantam ingenii facultatem alio convertas quam usus litterarum et litteratorum hominum ac in tua illa ratione

⁴⁰⁾ Vgl. Graux I. c. p. 203.

⁴¹⁾ Mit P. Gillius konnte A. Arlenius in Venedig bekannt werden; dass P. Gillius in Venedig war, bezeugt Gesner bibl. univers. f. 549 v.

⁴²⁾ Vgl. Graux I. c. p. 382.

⁴³⁾ Wir geben den Brief hier, um dem Leser ein Bild von der Persönlichkeit des A. A. zu verschaffen.

minus libertatem pristinam tuearis; quod quidem eo confidentius te scribo, quo te amo ardentius. Perge quaeso bonas litteras, artem philosophiam divinam et humanam fovere ac aliis prodesse; interim te ipsum aut negligere aut tibi ipsi obesse. Metelli nostri consuetudine Florentiae dies aliquot usus sum vel insignis hominis facilitate abusus verius. Quodsi istic fuerit, salutabis meo nomine amantissime; mirifice propter ingenii praestantiam et animi constantiam diligo. Vale ac ita in tuis negotiis totus sis velim, ut Arnoldo tuo dimidiam horam in scribendo des. Venetiis quinto decimo Kal. Jan. Das Jahr des Briefes ist nicht angegeben; allein dass er in das Jahr 1544 fällt, kann leicht aus dem Inhalt des Briefes gezeigt werden. A. Arlenius wollte Antonius Augustinus in Bologna besuchen; allein dieser war damals nicht mehr da, sondern er war anderswohin berufen; er hatte die erste Stufe der Würden betreten. Damit kann nichts anderes gemeint sein als die Ernennung des Antonius zum Mitglied der Rota, welche durch Paul III. im Jahre 1544 erfolgte. Damit steht in schönstem Einklange, dass Metellus 26. Aug. 1544 dem Antonius Augustinus zu seinem *romanus magistratus*⁴⁴⁾ gratulierte. Der Brief des Arn. Arlenius ist gerichtet, dass er einige Tage in Florenz mit Metellus zugebracht habe. Auch dieses stimmt vollkommen mit unserer Annahme; denn der Brief des Metellus, in welchem sich die erwähnte Stelle vorfindet, ist aus Florenz datiert; Metellus war aber noch am 27. Jan. 1544 in Florenz, wie aus einem Briefe erhellt, vgl. Andres p. 188. Er scheint aber bald darauf Florenz verlassen zu haben und nach Rom zu Antonius gewandert zu sein. Eine Andeutung von seiner Absicht nach Rom zu ziehen enthält bereits dieser Brief. Ein Schreiben des Laelius Taurellus vom 7. Febr. 1545⁴⁵⁾ setzt nach den Schlussworten bereits das Zusammensein des Metellus mit Antonius, also die Anwesenheit des Metellus in Rom voraus.

Im Jahre 1545 schickte Mendoza den A. Arlenius mit griechischen Schreibern nach Florenz, um Handschriften copieren zu lassen. Dies berichtet Jo. Metellus in einem Briefe aus Florenz vom 27. Januar illud virgula quadam, ut aiunt, divina contigisse, ut Jacobus Mendoza Legatus cum graecis scriptoribus Arlenium huc mitteret (Andres p. 189). Wir haben einen Brief des Arlenius, datiert aus Florenz unter dem 24. März 1545, in welchem Joannes Metellus Sequanus dem Ant. Augustinus empfohlen wird. Man ist versucht, zunächst an den bekannten Freund des Augustinus zu denken. Allein dies ist

⁴⁴⁾ Andres p. 186 Gratulerne tibi maximum istum romanum magistratum? Gratulerne quod te minime prehensante Quintus te noster Caesar unum maxime ad hunc delegit, Paulus vero Tertius non solum cogitantem quidem acceersivit?

⁴⁵⁾ Andres p. 217 Laelius Taurellus schreibt an J. Metellus von Florenz aus: Tu quam voles sententiam tueberis nec tamen sine Theodoro id est Antonio Augustino, quem tibi tela, quibus haec monstra contincunt, suppeditaturum non dubito.

nun unmöglich, denn einmal gehen die Beziehungen der beiden gelehrten (und zwar sehr innige) über 1542 zurück, man vgl. nur z. B. den Brief, den J. Metellus an A. Augustinus am 30. Nov. 1542 schrieb (Andres p. 159), weiter ist entscheidend, dass sich nach unserer Darlegung am 7. Febr. 1545 Metellus bereits bei Antonius Augustinus befunden haben musste. Ist aber der bekannte J. Metellus ausgeschlossen, so muss, vorausgesetzt dass der Name von Andres richtig gelesen wurde, an einen anderen J. Metellus Sequanns gedacht werden. Einen Irrthum in dem Datum des Briefes anzunehmen, hindert wohl die Erwägung, dass durch den Brief des Metellus vom 27. Januar 1545 die Anwesenheit des A. Arlenius in Florenz bezeugt ist und der Zeitraum vom 27. Januar bis 24. März 1545 keineswegs in einem Missverhältnis zu der gestellten Aufgabe steht.

Noch kurz müssen wir des Bücherdiebstahls gedenken, dessen Mendoza und A. A. beschuldigt wurden. Diese Beschuldigung wird auch von G. Tanner erhoben in folgender Stelle⁴⁶): *Paucissimis iam habitis ad bibliothecam Martianam visendam patet, quod ante biennium Diegus apud Venetos Caesarius orator Hispanicus assiduo Arnoldi Arlenii Belgae cuiusdam investigatione non solum Venetus, verum etiam Italicas suppilaverit bibliothecas omnes; libros optimos quosque commodato datos raro restituerit.* Dass dieses Gericht falsch ist, zeigt Graux l. c. p. 182. Dass Tanner hier nur auf die Rede hin schreibt, dürften die Worte *ante biennium* erweisen; Tanners Brief ist vom Februar 1554. Mendoza hatte aber Venedig im Laufe des Jahres 1547 verlassen, um den diplomatischen Posten in Rom einzunehmen.⁴⁷

Wir haben nun die Beziehungen des Arnold Arlenius zu dem Florentinischen Typographen Laurentius Torrentinus zu erörtern. Derselbe wurde von Cosimo berufen und begann mit dem Drucken gegen Ende des Jahres 1547.⁴⁸ Das erste Werk, das aus seiner Druckerei hervorgieng, ist Lillii Gregorii Gir. Ferr. (Giraldi Ferraricensis) libellus: *quomodo quis ingrati crimen et nomen possit effugere.* Ein Verzeichnis der aus seiner Druckerei hervorgegangenen Werke gibt Domenico Moreni *Annali della Tipografia Fiorentina di Lorenzo*

⁴⁶) Georg Tanners Briefe an Bonifacius und Basilius Amerbach 1554–1567. Ein Beitrag zur Geschichte der Novelleneditionen. Von R. Stintzing. Bonn 1879. p. 19.

⁴⁷) Graux l. c. p. 185.

⁴⁸) Ende Nov. (IV. Kal. Dec. 1546) klagt noch Victorius, dass er seine Werke nicht in Florenz drucken könne, vgl. Ep. P. Victorii l. X. p. 22. — 31. März 1547 schreibt Taurellus an Antonius Augustinus (Andres p. 211): *Laurentius typographus hic domum conduit, bombycinum chartam curat, caetera molitur et mense Maio cum familia et officina adfuturus.* XVI. Kal. M. 1547 (17. April) schreibt Victorius von Torrentinus Ep. P. Victorii l. X. p. 23: *Ille autem ad ornandam tabernam ceteraque quae opus forent comparanda tempus octo mensium postulavit, quum dimidia fere pars iam abiit.* Torrentinus trat also Ende Dec. 1546 oder Anfang Jan. 1547 in Florenz ein.

Torrentino Impressore Ducale Edizione seconda Firenze 1819. Die Publicationen gehen bis 1563.

Wann Arnold Arlenius bei Torrentinus als Corrector eintrat, lässt sich sicher nicht bestimmen. Im Jahre 1549 befand er sich bereits in dieser Stellung, wie dies aus der Vorrede C. Gesners in der im Jahre 1549 erschienenen Ausgabe des Stobaeus erhellt: de bonis literis in utraque lingua et hactenus, si quisquam alius, meritas est optime et etiamnum meretur, dum praecclaros et reconditos aliquot libros Florentiae sub illustrissimo Duce Cosmo Medico in publicum subindetypis excusos profert, una cum optimo viro Laurentio Torrentino. Arnold Arlenius scheint aber bereits im Jahre 1548 bei Torrentinus sich befunden zu haben; wir haben nämlich folgenden Brief an A. A. in Francisci Robertelli Utinensis opuscula p. 277 Florentiae 1548 apud Laurentinum Torrentinum mense Julio: „Oden, quam Graece cum Musis oblectans scripei, ad te mitto, ut legas, quidque de ea sentias libere, ut soles, et familiariter ad me scribas velim. Vides me Pindaricos non expalluisse haustus me miserum. Quid dices? vel potius quid alii? Audacem appellabunt. Quid tum? ipsi viderint. Ego haec iocans scripsi: nec magnopere laboro quid malevoli loquantur. Tu videbis etiam atque etiam hanc *Πιοχηρμυδιαν* appellari Calliopenque ipsam, non me de me ipso loqui, quae olim etiam versus Ciceroni de illius consulatione dictavit tam praecclaros. Vale meque ut facis ama. Pisis Calendis Junii 1548. Da die opuscula bei Torrentinus gedruckt sind, so dürfte die Vermuthung nicht gewagt erscheinen, dass die Widmung nicht ohne Rücksicht auf die Stellung des Arnold Arlenius als Correctors, dem ja die Ode zu Gesicht kommen musste, erfolgte.

Von seiner Thätigkeit nach 1549 lässt sich Folgendes feststellen:

Im Jahre 1550 erschien bei Torrentinus die Schrift: L'idea del Theatro dell' Excellen. M. Giulio Camillo. Die Schrift enthielt eine Widmung des Lodovico Domenichi⁴⁹⁾ vom 1. April 1550, gerichtet auf Andringen des Arnold Arlenius an Don Diego Hurtado di Mendoza „Ambasciatore appresso il Sommo Pontefice et del Consiglio di Sua Maestà Cesarea.“ Man wird daraus wie auch aus dem Umstand, dass die Polybiosausgabe dem Gesandten dediciert wurde, schließen dürfen, dass Arnold Arlenius nicht infolge von Miesschlichkeiten von Mendoza schied und dass auch nach ihrer Trennung gute Beziehungen zwischen beiden fortbestanden. Dem Namen des A. Arlenius begegnen wir noch bei einem andern Werke des Jahres 1550, nämlich: Gli Amori d' Ismenio composti par Eustachio Philosopho et di Greco tradotti per Lelio Carani. In Fiorenza 1550. (Gedruckt bei Torrentinus).

⁴⁹⁾ Derselbe war ebenfalls Corrector bei L. Torrentinus, cf. Moreni p. LII.

setzung ist zum Theil auf den Einfluss des A. Arlenius zurückzuführen. Wir lesen nämlich bei Moreni p. 105 ff.: *Questa lettera in data di Fiorenza delli 21 d' Agosto 1550 è il Carani questa sua versione divisa in Libri XI al Signor di Polignano, à cui dice d'averla fatta a istanza del fisco Arnolde Arlenio ed a persuasione di Mess. Antonio Passero e di Mess. Luigi Tansillo.*

Über sein Eingreifen in die Thätigkeit des Autors belehrt eben behandelte Stelle aus des Victorius var. lect. f. XXV (1554 p. 475), welche im Jahre 1553 bei Torrentinus wurden, vgl. Moreni p. 225. Dass in demselben Jahre bei uns auch die Pandectenausgabe des Laelius Taurellus wurde, ist dort ebenfalls bemerkt worden.

Sodann haben wir noch die Herausgabe einer Schrift Arlenius aus dem Jahre 1555 zu erwähnen, nämlich: *Orum Nicolai Stopii Alostensis Flandri Carmen de laudibus saunae Aragonae, ad Illustriss. et Excellentiss. eius filium Antonium Columnam Marsiae ducem invictiss. Florentiae edebat Laurentius Torrentinus in 4^o.* — Arlenius widmet (vgl. Moreni p. 258) dem Antonius Pizamanus, den er wenigstens kennen gelernt hatte. Nic. Stopius lebte in Venedig und gleichfalls mit Antonius Pizamanus befreundet. Wir aus der Widmung, dass Arlenius kurz vorher in Venedig die Dedication vom 27. September 1555 ist, so fällt die auch Venedig höchst wahrscheinlich in dasselbe Jahr. Bei Gelegenheit lernte er das Gedicht des Nic. Stopius kennen: *Est, ut cum nuper istic (in Venedig) inchoatum ab eo (Nic.) carmen Panegyricum vidissem, non destiterim hominibus ac etiam urgere, ut quod ita applaudentibus Musis attempere vellet mihi quoque universi aliquando inspicendi ne copiam faceret: quod ipsum ubi iam consecutus essem, quinque crebro legendo quasi explevissem, dignum certe mihi quod in aliorum etiam manus veniret, non solum ob carminis suavitatem, sed inventionis elegantiam et argutitatem.*

Während A. Arlenius als Corrector in der Florentinischen Thätigkeit war, edirte er auch griechische Autoren. Seine Ausgabe des Polybius erschien bei Hervagen, Basel 1549. Die Vorrede bei Schweighäuser vol. VII p. XVI abgedruckt ist, widmet er seinem Gönner Diego Hurtado Mendoza, damals kaiser-

Durch die Freundlichkeit des Prof. G. Vitelli in Florenz liegt die Widmung abschriftlich vor.

Der Titel derselben ist: *Πολυβίου Μεγαλοπολίτου Ἱστοριῶν Libri quinque, Nicolae Perotto Episcopo Sipontino interprete. Item sequentium Librorum usque ad Decimum septimum, Wolfgango interprete.*

lichem Gesandten bei Paul III. Über seine Ausgabe spricht sich Arlenius also aus: *Libros quinque priores, quorum editionem ante annos aliquot docto viro Vincentio Obsopoeo debebamus, jam ad manus scriptos codices collatos una cum sexto propemodum integro damus, multo tum castigatiores, tum alicubi plenius instructos. Quibus ex domestica tua Bibliotheca (nämlich des Mendoza) duodecim consequentium librorum Epitomen (quam a Corcyra, ex doctissimi senis Jani Moschi supellectile nactus eras) nunc primum adiecimus.* Wir schreiten an der Hand der Untersuchungen Schweighäusers zur Erläuterung dieser Worte. Zunächst ist festzustellen, wie sich Arlenius' Ausgabe zu der des Obsopoeus verhält. Arlenius spricht von Collation mehrerer Handschriften; allein hier folgt Arlenius einem Missbrauch seiner Zeit, von mehreren Handschriften zu sprechen, während doch nur von einer Handschrift die Rede sein sollte. Diese eine Handschrift ist nämlich der Augustanus, von dem im Winter 1548 eine Vergleichung für Hervagen von dem Ecker Xystus Betulejus gemacht wurde, wie in dem Augustanus selbst zu lesen ist. Wir knüpfen hieran eine Vermuthung, wie des Arlenius Aufmerksamkeit auf diese Handschrift gelenkt wurde. Der Augustanus befand sich früher im Besitz des Antonius Eparchus und gelangte mit anderen Handschriften durch Kauf in den Besitz der Stadt Augsburg. Da nun diese Collection²⁹⁾ wie ihr Besitzer zu Venedig sich befand und auch Arlenius sich mit Eparchus dort aufhielt, so ist sehr wahrscheinlich, dass diese Handschrift zu seiner Kenntnis gelangte. Diese Wahrscheinlichkeit wird aber fast zur Gewissheit, wenn wir lesen, dass der Freund des Arlenius C. Gerner bei seiner Anwesenheit in Venedig 1543 mit Antonius Eparchus über Polybins conferierte. Die Worte lauten: *Antonius Eparchus Corcyraeus graecas litteras Venetiis docet et aliquot Polybii historiarum libros (ut ipse mihi retulit nondum aut graece aut latine evulgatos in latinum sermonem transtulit.* (Bibl. univ. f. 57 v.)

Arlenius bezeichnet ferner seine von ihm herausgegebenen libros als alicubi plenius instructos. Nach Schweighäuser (T. I. p. XVII) bezieht sich diese Äußerung auf die Ausfüllung einer Lücke I. 19 und vielleicht auf die größere Vollständigkeit des VI. Buches. Epochenmachend waren aber die Excerpta antiqua aus den zwölf folgenden Büchern, welche in der Ausgabe des Arlenius zum erstenmal erscheinen. Nach den Worten der Vorrede begannen die Excerpta mit dem siebenten Buch. Schweighäuser führt II p. XII aus, dass die Handschrift des Mendoza, welche Arlenius benützte, zu der Familie derjenigen Handschriften gehörte, welche das sechste Buch nicht enthielten und die Excerpte vom 7.—18. Buch

²⁹⁾ Einen Katalog von 100 zum Verkaufe ausgestellten Handschriften des Antonius Eparchus veröffentlicht Graux aus dem codex Vindob. n°. 9734 I. c. p. 413—417; er spricht zugleich die Vermuthung aus, dass der Katalog die von Augsburg erworbene Sammlung umfasse p. 114.

so aufführen, dass sie das 18. Buch mit der Nr. des durchaus fehlenden 17. Buches bezeichnen und statt des 18. Buches ein Fragment aus dem 17. Buche wiederholen, was Arlenius zu der Bemerkung veranlasste: in graeco exemplari quaedam sequebantur ex praecedentibus tantum excerpta, quamquam titulo Epitomes libri XVIII inscribebantur: ea certo consilio omittenda censuimus. Allein diese Ansicht Schweighäusers ist wohl gegenüber der Angabe im Katalog der Handschriften des Mendoza, welche sich nur auf diesen Codex beziehen kann,

328) Ex Polybii libris, libri XII, a VI usque ad XVIII.

329) Ex Apollodori bibliotheca fragmenta quaedam³²⁾

nicht völlig aufrechtzuerhalten.

Es entsteht daher die Frage, wie sich die Worte der Vorrede mit der Angabe des Katalogs, dass in der Handschrift auch das VI. Buch sich befand, vereinigen lassen. Sie lassen sich vermuthen, wenn Arlenius das VI. Buch nicht aus dem Mendoza'schen Codex nahm. Woher er es nahm, deutet er selbst an; er spricht davon, dass in einer editio Lutetiana die epitome sexta seorsum per Jo. Ludovicum excusa est. Es ist daher sehr wahrscheinlich, wie auch schon Schweighäuser vermuthet, (I p. XVIII), dass daher das sechste Buch genommen.

Auf Arnold Arlenius geht, was vielfach nicht beachtet wird, auch die zweite Basler Ausgabe Platons (bei Heinrich Petri 1556 erschienen) zurück. Leiter des Drucks war Marcus Hopper, der in einer an Bonifacius Amerbach gerichteten Vorrede uns über seine Ausgabe Folgendes mittheilt: Nostra haec (editio) multo et castigatior et perfectior prodit: quod ipsum adeo verum esse hinc perspicitur. Nam vir ille virtutibus et praestanti doctrina clarus Arnoldus Arlenius ad eruendos, vindicandos et restaurandos bonos auctores diu ita volentibus quasi natus nactus superioribus annis in Italia quaedam manuscripta Platonis exemplaria, conferre cum iis Frobrianum (cui et Aldinum respondebat) coepit; a quibus cum discessere id in locis aliquot multis animadvertisset ac desiderari ea pauca in excuso vidisset, a capite ad calcem usque corrigere et annotare ea quae occurrebant errata, quantum fieri potuit, omnia haec destitit. Deprehendit autem quaedam, ut dixi, omissa, quaedam contra redundare, quaedam denique inversa et transposita, cum quodam generis errores (ut leviores quasi innumeros nunc iocum) plus quam mille collatione ea facta annotavit. Quod sane in libris attestari audeo, quia ego eos ex Arleniana charta in archetypum typographo imitandum manu propria transcripsi. Hopper erläutert dies durch eine Reihe von significanten Beispielen und fügt dann hinzu, dass dies geschehe, ut diversitatis illa ratio,

³²⁾ Grauz p. 383 und p. 178 Ces deux lignes contiennent la description d'un seul et unique manuscrit, aujourd'hui disparu, mais qui existait à l'Escurial au temps de Nicolas de la Torre.

quae nostrae huic cum superiori editione est, clarius inde appareat et ut magnum hoc Arlenii nostri studium, cura et diligentia innotescat collaudeturque, quam bonis promovendis literis inque lucem producendis additis et reconditis authoribus iam ab anni aliquot multis indesinenter impendit nullis vel sumptibus vel laboribus parcens, pro quo sane viri huius indefatigabili studio totius litteratorum cohors maximas merito gratias agere et vitam ei longae et laetae ab omni boni largitore Deo precari debet. Weiterhin erzählt uns Hopper noch von anderen literarischen Unternehmungen des A. Arlenius: Idem ille noster Arlenius pro ardenti studio et amore, quo erga bonas literas earundemque cultores quae flagrat, praeter ingentem aliorum plane novorum librorum sarcinam etiam aliquot Graecorum commentariorum in nostrum humaniorum philosophum tomes nobiliores Italiae bibliothecae scrutando nactus est eademque socero meo Henricho Petri tradidit, quae cum lucem (quod divina favente clementia propediem fiet) ediderit, tum Procli, Hermiae, Damascii, Olympiodori, Theonis Smyrnaei quorum et alia non pauca in eundem habet, adiunget. Von dem Druck der Ausgabe erhielt Kunde Georg Tanner⁵⁴⁾ und wünschte den Maximus Tyrius dabei unterzubringen: Transmiseram et ad I. Oporinum⁵⁵⁾ Tyrium Maximum — cupere illum Platonem in novissime, ut audio, ab Henrico Petri multo quam antea emendatam lex Arnoldi Arlenii recognitione excuso subiungi. Es scheint nämlich ursprünglich doch die Absicht bestanden zu haben, der Platons Ausgabe einen Anhang beizugeben, denn in demselben Brief schreibt Tanner „cui editioni audio iam quoque graecos commentarios et Procli et Hermiae et aliorum in omnes fere Platonis dialogos ab Arnoldo passim per Italiam congestos ab Henrico subiungi. Über die Handschriften, welche A. Arlenius benützt hat, hier eingehender zu handeln, würde den Rahmen dieser Abhandlung weit überschreiten⁵⁶⁾. Bei einer anderen Gelegenheit habe ich dargelegt, dass der Venetus T, den wir neben dem Clarkianus B als maßgebend erachten, zum erstenmal von A. Arlenius benützt ist, fern, dass eine zweite Quelle Stallbaum zu Gorg. 471 angedeutet hat.“

Das Jahr 1557 zeigt uns wiederum eine Spur der Thätigkeit unseres A. Arlenius. In diesem Jahr erschien nämlich die Ausgabe des Maximus Tyrius von H. Stephanus. Die Vorrede ist von A. Arlenius gerichtet. Aus derselben entnehmen wir folgende Daten: Der Schriftsteller, der hier zum erstenmal in der Ursprache

⁵⁴⁾ Georg Tanners Brief p. 37.

⁵⁵⁾ Es ist der Buchdrucker Johann Oporinus gemeint; vgl. O. Ritschl Rhein. Mus. N. F. XXVI S. 481. Falkenstein, Geschichte der Buchdruckerkunst S. 270.

⁵⁶⁾ Beiläufig will ich bemerken, dass nach einer Mittheilung von H. Praefecten der Markusbibliothek in Venedig Giovanni Veludo der Name Arlenius in den alten Auslageverzeichnissen der Jahre 1545–1552–59 nicht vorkommt.

⁵⁷⁾ Rhein. Mus. N. F. 33 Bd. (1878) p. 615.

erscheint, wurde von Janus Laskaris aus Griechenland nach Italien gebracht. Auf seine Anregung übersetzte der florentinische Erzbischof Cosmus Paccius (Cosimo Piazzi) Maximus Tyrius ins Lateinische.⁶¹ Er klagte über die mira paucitas exemplarium („vix enim duo invenimus“). Diese Übersetzung, an vielen Stellen verbessert, behielt H. Stephanus in seiner Ausgabe bei. H. Stephanus legte für seinen griechischen Text ein *ἀντίγραφον* des A. Arlenius vor. „Superest ut tibi ob tuum *ἀντίγραφον*, quo in edendo (de M. Tyrio) usus sum, vicissim gratias agam, quod sane si non optimum esse, saltem melius eo quo Cosmius Paccius usus est, mihi ex locis cognovi. Außerdem stand ihm noch eine Handschrift zur Verfügung, die er von Joannes Stracelius (Johann Strazel, ein Niederländer), Professor in Paris, erhalten und die außerordentlich verdorben war.“⁶² Aus der Vorrede des H. Stephanus lernen wir als Freund des A. Arlenius den Schotten Heinrich Scrimger (1506—1571) kennen. Scrimger ist bekannt als Herausgeber der Novellen 1558. Auch Georg Tanner in Wien trug sich mit dem Gedanken einer solchen Ausgabe und hatte alle Vorarbeiten dazu gemacht.⁶³ Allein er konnte den Druck in Basel nicht durchsetzen: Scrimger arbeitete ihm entgegen und kam ihm schließlich zuvor. Dem Schotten stand A. Arlenius zur Seite. Quidnam, schreibt Tanner in einem an Basilius Amerbach 1551 gerichteten Briefe⁶⁴, „Socius cum suis libris meditatur — et D. Duarenus et fortasse nestrates norunt. Scio eum, quantumvis diu premat suas constitutiones Justinianaeas spe magnae mercedis a bibliopolis emungendas plura nostris exemplis non habere, quidquid Arlenius sui studiosissimus vendidet. De Arlenii conatibus rescribito nobis aliquid.“⁶⁵

Wir kommen zu dem letzten Lebensabschnitt unseres A. Arlenius, zu seinem Aufenthalt in Piemont. Am 22. Juli 1562 wandte sich der Herzog Emanuel Philibert von Savoyen an Cosimo, mit der Bitte, ihm den Buchdrucker Torrentinus für einige Zeit zu überlassen, um far mettere in luce alcune fatiche desiderate da molti virtuosi. Es sollte dies besonders geschehen im Interesse seiner Universität, welche 1560 in Mondovì (Mons Regalis) gegründet wurde. Cosimo gieng auf das Gesuch in einem Schreiben vom 18. August 1562 ein. Torrentinus befand sich aber bereits,

⁶¹ Die Übersetzung wurde nach seinem Tode herausgegeben von seinem Bruder Petrus.

⁶² Nebenbei spricht Stephanus noch von einer Handschrift, in der er Polybio nonnulla und Maximi quaedam erant.

⁶³ Darüber handeln die von Stintzing veröffentlichten Briefe Tanners.

⁶⁴ l. c. p. 45.

⁶⁵ Stintzing p. 67 sagt, vielleicht auch mit Rücksicht auf diese Stelle, „A. A. scheint damals schon in Basel gelebt zu haben, wo er 1561 gestorben sein soll.“ Wie die letzte Angabe nachweislich falsch ist, so lässt sich auch der Aufenthalt des A. A. in Basel durch nichts erweisen. Sept. 1555 war A. A. noch in Florenz in der Druckerei des Laurentius Torrentinus. Ware 1551 A. A. in Basel gewesen, so hätte dort wohl er die Ausgabe Platos besorgt.

offenbar um sich zu informieren, am 29. Mai 1562 in Mondovi, wie eine an diesem Tage ausgestellte Quittung darthut. In den ersten Monaten des Jahres 1563 starb Torrentinus.⁶³⁾ Im Jahre 1564 treffen wir A. Arlenius in Mondovi an. Dies geht aus einem Briefe des Cynthius Jo. Bapt. Gyraldus an P. Victorius hervor.⁶⁴⁾ Der Brief trägt das Datum 23. Juni 1564 und ist in Mondovi geschrieben. Dieses Datum ist, wie bereits Kämmerer (l. c. p. 340), unrichtig; denn wir haben die Antwort Victorius auf diesen Brief⁶⁵⁾, der von Florenz aus unter dem 23. Juni 1564 datiert ist. Der erste Brief muss sonach am 23. Juni 1564 geschrieben worden sein. In diesem Briefe theilt Cynthius Jo. Bapt. Gyraldus die Anwesenheit des A. Arlenius in Mondovi mit und heißt (p. 103): *Quum vero Arlenius Arnoldus, vir tui amicus et in omni literarum genere excellens, quocumque vetus necessitudo, ut rem literariam in libris excudendis invadere adpulerit mecumque frequens sit, multus ac honorificus de eius nos sermo saepissime habetur.* Aus dieser Stelle folgt einmal, dass A. Arlenius am 23. Juni 1564 sich bereits in Mondovi befand, dass er sich als Buchdrucker dahin begeben hatte. An einer andern Stelle berichtet Gyraldus,⁶⁶⁾ dass A. Arlenius eben im Begriffe nach Florenz zu reisen, und dass er diese Gelegenheit benutzte, den vorliegenden Brief zu schreiben. Interessant und sehr wichtig ist das, was Victorius zur Beurtheilung des A. Arlenius sagt.⁶⁷⁾ *profecto ille vir probus ac bene doctus semperque in studiis starum artium versatus; habet autem hic honestissimos homines qui valde carum ipsum habent et fortunas eius ornare conantur aut saltem tantum illi commodi procurare, ut vivere apte possent mediocriter vel potius victitare; nec tamen unquam potuerunt quod studuere malo, (ut arbitror) fati viri. Est sane ille ei curae, cui praepositus istic est, idoneus et in ipsa plurimum exercitatus; maiora tamen ab eo fallor) expectari poterant uberioresque fructus ex ingenio et tione ipsius capi.* Diese Worte besagen uns deutlich, wie es um A. Arlenius in Bezug auf seine äußere Lage stand. Sie zeugen uns, dass es dem A. Arlenius niemals gelang, eine dauernde Stellung zu erlangen. Von nun an hören wir nichts mehr von A. Arlenius bis zu dem Jahre 1571. Aus diesem Jahre ist eine Handschrift an den Herzog Emanuel Philibert aufbewahrt, welche boschi⁶⁸⁾ näher skizzirt. Die Bittschrift entwirft ein tra-

⁶³⁾ Für das Gesagte ist Moreni Annali p. LXII fg. zu vergleichen.

⁶⁴⁾ Ep. ad Vict. ed. Bandini I, p. 101.

⁶⁵⁾ Petri Victorii epistolarum libri X, p. 122.

⁶⁶⁾ Ep. ad Vict. I p. 105 *Verum postquam haec locorum inter nos seiungunt et Arnoldi Arlenii istuc propiciscentis occasio se volui his literis tibi salutem dicere.*

⁶⁷⁾ Petri Victorii epist. libri X, p. 123.

⁶⁸⁾ Storia della letterat. ital. VII, 1, p. 218.

Hilf von dem Zustande des Druckergeschäftes in Mondovi. Es war ein von Bürgern von Mondovi gegründetes Compagniegeschäft, an dem mit dem dritten Theil auch der Herzog theilhaftig war. Dem Torrentinus als Leiter des Unternehmens war überdies eine Provision von 20 Scudi monatlich auf drei Jahre zugesichert worden. Nach dem Tode des Torrentinus übernahmen die Erben die Verantwortlichkeit; als ihr Vertreter tritt in der Supplik A. Arlenius auf. Allein die Gesellschaft hielt nicht den Contract; auch wurde die zugesprochene Provision niemals bezahlt. Dadurch geriethen die Erben in Schulden; es wurde eine Pfändung sogar ihres Handwerkszeuges vorgenommen. A. Arlenius bittet den Herzog um Schlichtung der Angelegenheit, welche der Herzog auch 31. Mai 1571 anordnet.

Dies ist die letzte Nachricht, die wir über A. Arlenius haben. Sein Name ist von da an verklungen. — Seine Bedeutung ruht nicht in der Aufdeckung neuer Wege in unserer Wissenschaft, sondern in dem emsigen Bestreben, die Schätze der antiken griechischen Welt zugänglich zu machen. Auch diesen Größen zweiten Ranges ist die Geschichte ein Blatt schuldig.

Würzburg.

Martin Schanz.

Zu Herodianos.

VIII 4, 4 ἀντὶ τοῦ κατὰ οἰνοφώρα σκευῆς ὅντα κοῖλα δίκην νεῶν. ἀλλήλοις συνθεθέντα ἐπινύξισθαι μὲν ἔμελλεν ὥσπερ σκάφη. Mendelssohn in seiner kürzlich erschienenen Ausgabe will δίκην νεῶν streichen; er ist aber auf diesen Gedanken gewiss nur durch die berrömmliche falsche Interpunction verfallen. Schreibt man κοῖλα, δίκην νεῶν und zieht diese Worte zu dem folgenden, so ist nichts mehr anstößig. Die Tonnenbrücke ist nach Art einer Schiffbrücke gebaut. — VIII 6, 6 ἀλλ' ὥσπερ ἵπποδρομιον ἐγέροντο συνιδόμενοι τε ἀλλήλους καὶ ἐς τὸν ἵπποδρονον ὥσπερ ἐκκλησιάζοντες χωρίῳ. Mendelssohn will die Worte ὥσπερ ἔ. χ. tilgen; dann wäre aber nicht recht ersichtlich, warum das Volk in den Hippodrom läuft. Es geschieht dies in der Absicht, um dort als eine Art ἐκκλησία zu erscheinen. Daher muss man mit Stephanus ἐκκλησιάζοντες schreiben (vgl. einige Zeilen früher κομίζοντας statt κομίσοντας; mit Stephanus muss man auch ἐν, das nach -εσ ausgefallen ist, vor χωρίῳ einführen und zugleich den Artikel, der schon in A steht. Das genügt; denn wenn Stephanus ἐν ἐκείνῳ τῷ χωρίῳ schreiben will, so ist ἐκείνῳ überflüssig.

Wien.

Karl Scheukl.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Griechische Literaturgeschichte von Theodor Bergk. Zweiter Band aus dem Nachlass herausgegeben von Gustav Hinrichs. Berlin 1883, Weidmann. 8°. (XI und 544 SS.)

Es darf erwartet werden, dass der Entschluss, die Bergksche Literaturgeschichte weiter erscheinen zu lassen, freudig willkommen geheißen werde, auch dann, wenn das Manuscript zum größten Theile bereits vor etwa zehn Jahren abgefasst ist. Wir stimmen dem Herrn Herausgeber aus vollem Herzen bei, dass Gedanken eines Mannes, wie Bergk, auch nach zehn Jahren noch wert sind, gelesen zu werden, zumal da bei Bergks bekannter Maxime, sein subjectives Urtheil von anderen so wenig als möglich beeinflussen zu lassen, die Namen anderer Forscher nicht ausdrücklich anzuführen und nur in den allerseltensten Fällen gegen sie in directer Weise Stellung zu nehmen, er selbst an seinen Ansichten wohl höchst wenig mehr geändert hätte. Speciell der vorliegende Band beschäftigt sich in seinem größten Theile mit der Darstellung der lyrischen Poesie bei den Griechen und wird deshalb sicher mit dem größten Interesse von all den tausend Philologen gelesen werden, die aus dem Meisterwerke Bergks, seiner Ausgabe der griechischen Lyriker, die Überzeugung gewonnen haben, welch umfangreiche Quellenstudien der geniale Mann gerade auf diesem Gebiete gemacht, wie er, wie vielleicht kein zweiter, dieses Gebiet beherrscht hat.

Der Herr Herausgeber gibt in einer Vorrede über seine auf Bergks Nachlass sich erstreckende Thätigkeit Rechenschaft. Er hatte ein schönes Stück Arbeit: für den größten Theil lag wohl das ausgearbeitete Manuscript vor, von verschiedenen Händen nach des Vorfassers Dictat geschrieben, doch in den zahlreichen Anmerkungen gab es Belegstellen auszuschreiben, unrichtige oder ungenaue Citate zu corrigieren und was dergleichen mühevollen Dinge mehr sind; die Aufeinanderfolge der unnummerierten Blätter zu bestimmen und sie den einzelnen Abschnitten zuzuweisen, musste ebenfalls der Herausgeber erst besorgen. Er verdient also unseren Dank für seine Mühewaltung in vollstem Maße.

Der vorliegende Band behandelt Bergks zweite Periode der griechischen Literatur, das griechische Mittelalter (776—500 v. Chr. = Olymp. 1—70), eingetheilt in das 'spätere Epos' (S. 26 bis 100), die lyrische Poesie (101—382) und die Prosa (383—443), sowie von der dritten Periode (500—300 v. Chr. = Olymp. 70 bis 120) die epische (S. 477—496) und lyrische Poesie (497—544). Die ganze Darstellung ist fast vollständig zusammenhängend und es ist nur zu verwundern, warum Bergk den Band nicht schon längst hat erscheinen lassen. Es fehlt eigentlich nur ein größerer Abschnitt, der über Sappho und Erinna (S. 285), weiters Stücke aus der Biographie Pindars (S. 514, 516), die Besprechung der Frage über die verschiedenen Recensionen der gesammelten Lieder Pindars im Alterthum (S. 521), endlich fehlen etliche Dichter wie Epharmus und Telestes von den Dithyrambendichtern, auch Anakreon, Timocreon von Rhodos, Pratinas(?) und Diagoras. Um im Zusammenhange keine Lücke entstehen zu lassen, hat der Herausgeber die fehlenden Partien, wo es angiebt, durch die betreffenden Abschnitte aus Bergks bekanntem Artikel über griechische Literatur in der Ersch und Gruberschen Encyclopaedie der Wissenschaften und Künste ersetzt.

Es ist unmöglich, an dieser Stelle den Inhalt des Buches auch nur dürftig zu skizzieren: der Zweck einer Anzeige soll doch der sein, gesicherte Resultate kurz anzuführen und auf Irriges aufmerksam zu machen. Beides aber ist hier schwer. Bergk ist ein origineller und genialer Mann gewesen, der lieber ἀπορήματα aufwarf, als sie löste. Wie oft reizt nicht seine Darlegung zur Widersprüche, und doch findet man stets einzelne richtige Gesichtspunkte bei ihm. Gesicherte Resultate sind also aus Bergks Werke nicht gerade viele zu schöpfen: dazu hat er die Arbeiten der neueren Forscher auf diesem Gebiete doch zu sehr ignoriert. Sehr wertvoll sind aber in dem Buche die Anmerkungen, in denen sich zahlreiche Schriftstellercitate emendiert werden; manchmal wird eine Citat an verschiedener Stelle sogar mit verschiedener Änderung bedacht. So wird S. 165 Anm. 180 in der Proklosstelle (Quint. p. 349, 14 ff.) ὁ δὲ νόμος τοῖναντίον διὰ τῶν θεῶν ἀναίται τεταγμένως καὶ μεγαλοπρεπῶς . . . καὶ διδασκαλίας ταῖς λέξεσι κέχρηται, geändert ἡθῶν κινεῖται, dagegen S. 203 Anm. 35 ἡθῶν διοικεῖται; während ferner an erster Stelle die Worte ἀπλοιστέρας δὲ κέχρηται ταῖς λέξεσιν, die vorausgesetzt und vom Dithyrambos gesagt sind, für den νόμος in Anspruch genommen und demgemäß auch transponiert werden, so werden sie an der anderen Stelle in Übereinstimmung mit dem bisherigen Texte des Proklos auf den Dithyrambos bezogen und dem Nomos δευλόσαι λέξεις vindiciert. Doch dergleichen kann das Buche keinen Eintrag thun.

Es dürfte vielleicht von Interesse sein, mitzutheilen, dass der Herausgeber auch bereits das Manuscript für die Geschichte

186 Stephan, De Pithoeanis in Iuvenalem scholiis, aeger. von R. Her-

des Dramas (bis zum Schluss der neuen Komödie) der Druckerei übergeben hat. Alles Übrige, also aus der dritten Periode die Geschichte der Prosa, ist unvollendet, obwohl ganz beträchtliche Partien daraus (von den Historikern besonders Herodot. Thukydides, Xenophon, Ktesias, von den Rednern Andocides, Lysias, Demosthenes, Isokrates, Isäus, von den Philosophen Platon, Aristoteles, Theophrast) ziemlich fertig ausgearbeitet vorliegen. Auch aus der alexandrinischen Periode und der Epoche der griechischen Literatur unter römischer Herrschaft sind einzelne Abschnitte ausgearbeitet. Der Herausgeber gedenkt auch diese Fragmente herauszugeben und stellt uns außer dem vorliegenden noch zwei Bände von mäßigem Umfange in Aussicht.

Wien.

A. G. Engelbrecht.

De Pithoeanis in Iuvenalem scholiis. scripsit Ch. Stephanus (Doctor-dissertation.) Bonn 1882. 8. 76 SS.

Dass die älteste Gattung von Erklärungen zu Juvenals Satiren, die sogenannten Pithoeanischen Scholien, manchen wertvollen Beitrag zur Interpretation zahlreicher Stellen bieten, sowie auch die Lemmata derselben als der besten Recension angehörig mit dem codex Pithoeanus sehr ähnlichen Text aufweisen und daher auch mit Bezug auf diesen von Bedeutung sind, ist bereits nach mancher Seite hin festgestellt und anerkannt. Andererseits ist jedoch die Überlieferung, welche vorzüglich auf zwei Handschriften, dem erwähnten codex Pithoeanus (P) (dem Montepessulanus) und einen Sangallensis (n° 870) (Sg.), beide dem IX. Jahrhunderte angehörig, beruht, noch nicht in vollkommen wünschenswerther Weise für uns nutzbar gemacht; auch die letzte Ausgabe der Satiren und Scholien von Otto Jahn (Berlin 1851), welche den kritischen Apparat noch am besten enthält, genügt, wie Rühl (Philol. g. XXX 676 ff. und Königsberger wissensch. Monatsblätter VII 139 ff.) und Wirz (Herm. XV 437 ff.) gezeigt haben, nicht mehr den jetzigen Anforderungen.

Es kann daher das Bestreben, auf Grund einer neuen Vergleichung der erwähnten Handschriften eine genauere Herstellung der Scholien anzubahnen, wie es sich in der vorliegenden Schrift offenbart, nur mit Freude begrüßt werden.

Neben den beiden Handschriften P. und Sg. wurde von Verf. noch die Scholiensammlung, welche G. Valla in seiner Ausgabe Venetiis a. 1486 benützte, und die er dem Grammatiker Probo zuschreibt, zur Besprechung herangezogen, wodurch die Abhandlung in drei Theile zerfällt: 1. De codice Montepessulano Nr. 120. 2. De codice Sangallensi Nr. 870, endlich 3. De Vallae Probo.

Nach einigen Angaben über Schicksal und Inhalt des Pithoeanus wendet sich der Verf. der Behandlung gewisser Scholien zu, welche in P von zweiter Hand eingetragen sind. Für

Die Beurtheilung des Ursprungs dieser Scholien ist nun der Umstand von Wichtigkeit, dass sie alle im Sg. fehlen. Stephan hat nun richtig erkannt, dass diese Scholien der späteren, sogenannten Cornutianischen Scholienrecension angehören und daher die Sammlung der ältesten Commentare von Jahn mit Unrecht aufgenommen worden sind. Diese spätere, wahrscheinlich in karolingischer Zeit entstandene Scholiensammlung, die in einem Leimanns 52, 4 die Aufschrift Cornuti expositio super toto libro Iuvenalis führt, ist schon von C. Fr. Hermann besprochen worden.

Aus dieser Sammlung haben sich nun die Scholien zu Sat. I, 20, vs. 32, II, 60, VII, 20, 37, 64, VIII, 3, 4, 9, 172, 122, XII, 85, XV, 43, ebenso einige Interlinearnoten von geringer Wichtigkeit wie zu VI, 40, VI 476 u. a. in P eingeschlichen und werden daher bei einer künftigen Herausgabe der Scholien ältester Gattung nicht mitaufzunehmen sein. Zur Bestätigung seiner Ansicht hat übrigens Herr Stephan aus drei Leidner Handschriften, welche Scholien sogenannter cornutianischer Recension enthalten, Beispiele beigebracht und ihren wahren Ursprung nachgewiesen. Es wäre lehrreich, bei der ziemlich großen Anzahl von Handschriften, die uns die zweite Scholiengattung überliefern, den Apparat zur Restitution derselben näheres zu erfahren. In den Noten freilich, welche der Catalogus bibliothecae publ. univers. Lugd. Bat. MDCCXVI zu den einzelnen Handschriften führt, wie zu dem von Stephan benützten cod. n° 18 codex bonus et recensius prout sunt et scholia, ebenso n° 62 (cat. p. 373) n° 82 (cat. p. 328) manus pervetus, membrana antiqua ist nichts anzufügen. Wie ich mich übrigens aus den Ausgaben des genannten Catalogs überzeugte, sind codd. n° 78 (p. 328), n° 83 (p. 374), die denselben Glossen enthalten, von dem Verf. nicht herangezogen worden.

Jedenfalls zu den ältesten Handschriften dieser Gattung gehören zwei Wiener n° 131 und 277 und eine St. Galler n° 871; Cod. Vind. n° 277 (α), dem X. Jahrh. angehörig, enthält nur Scholien bis zu VI. 217, bei den zwei andern sehr ähnlichen Handschriften (beide saec. XI) finden wir Text und Glosse, doch im cod. 871 (β), welchen ich eingehend verglichen habe, ist der Commentar auf einzelne Quaternionen vertheilt, und zwar sind nur Quat. I (p. 3—19), VII p. 115—131, VIII p. 131—147 ganz, endlich Quat. X. zur Hälfte mit Schol. versehen; Cod. Vind. n° 131 (γ) dagegen enthält die Scholien jüngerer Recension zu allen Quatern vollständig und auch hier in γ finden wir die erwähnten von Stephan aus den drei Leidensis beigebrachten Scholien bis auf eines (X. 122), bei α und β natürlich nur die in ihre Partien einschlägigen Glossen.

Ich notiere einige Textvarianten, sowie andere Fassung der Scholien: I, 20 gibt α fol. 3^r 'Satyrica licentia se aurige comparat, campum vero vitis, quæ carpsit Lucilius satyricus, qui fuit

aruncus (sic) . . . tuscus. Ferner I, 32 Matho iste causidicus et iurisperitus fuerat, qui propter plurima vitia amicus claudii factus est . . . set lectica vehebatur, quod erat genus vehiculi.

Ganz ähnlichen Text wie P. gibt fast überall γ; Π, 60 vollständiger: 'Tercia l nomen est meretricis proprium i tascia ipsa ut carpat hoc, quod non sufficiebat viris, nisi plures essent.' Hier vermuthet Stephan für viris vir ei, was doch etwas auffällig ist. Vielleicht genügt 'sufficiebat, viri nisi'; in γ ist das Scholion durch den Zusatz 'cum una meretrice' nach 'essent' ungeschickt erweitert.

Vielleicht ist an einem andern Orte Gelegenheit gegeben, über den Wert der gedachten zweiten Scholienmasse, in der wir man sieht, der gute Weizen reichlich mit Spreu vermengt zu sein, zu handeln; zu Stephans Ausführungen über P. zurückkehrend müssen wir die von diesem Gelehrten festgestellte, jedenfalls wichtige Thatsache hervorheben, dass kein Schol. in P. fehlt, welches der Sg. enthält, dass wir daher in jener Handschrift eine vollständige, wenn auch nicht von Interpolationen freie Sammlung der Scholien zu suchen haben.

Unter Hinweis auf einzelne bedeutendere Versehen in Jahn's Collation kommt der Verf. zum Schlusse, dass eine neue genaue Vergleichung des P zur dringenden Nothwendigkeit geworden sei.

Nach einigen Worten über gewisse Persiuscholien, welche sich gemeinsam sowohl im P als Sg finden und von Stephan zusammengestellt werden, geht nun der Verf. zum zweiten Haupttheile seiner Besprechung, De codice Sangallensi n° 870, über. An Beschreibungen dieser Hs. fehlt es nicht. Zuletzt hat mit großer Genauigkeit Hans Wirz (Herm. a. a. O.) den Sg. beschrieben und insbesondere auf den dem integer commentarius in Iuvenalis saturni vorangehenden Theil der Handschrift, der einen Cento von 45 Versen und vermischte Glossen enthält, aufmerksam gemacht.

Diese Daten hat nun Stephan vervollständigt und namentlich die bei dem Sg., wie wir gleich unten sehen werden, wichtige Frage der Quaternionen berührt. Noch vor Erscheinen der vorliegenden Arbeit habe ich, wie gesagt, von ähnlicher Absicht, wie Stephan geleitet im Sommer des Jahres 1882 in St. Gallen den Codex eingesehen und möglichst genau verglichen und kann mit den von Stephan gegebenen Resultaten im wesentlichen übereinstimmen. Nur ein Umstand scheint, wie allen früheren Herausgebern, so auch Hr. St. entgangen zu sein. Es hat nämlich sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich, dass der integer commentarius ursprünglich allein den Inhalt des Sg. ausgemacht, die erwähnten vorher befindlichen Blätter — die beiden ersten Quaternionen — erst später eingefügt wurden.

Wir finden Cento und Glossen von p. 5 (so ist die erste Seite bezeichnet) bis p. 39, auf Seite 40 beginnt der integ. comm., auch Blätter, also p. 5—20 gehören dem ersten Quat. an, aus neu

hingegen (das vorletzte Blatt ist einzeln) besteht der zweite Theil, enthält also p. 21—38. p. 39, die erste Seite des dritten Theils, die letzte der vermischten Glossen, zeigt deutlich, dass sie von Schrift frei und das erste Blatt eines selbständigen Codex ist, wie natürlich, mehr abgeutzt als alle folgenden Seiten, weshalb heute darauf ersichtliche Schrift verschwommen und undeutlich scheint. Zur Ausfüllung dieser Seite aber wurde die müßige Wiederholung eines früher schon vollständig geschriebenen Persiuscholion verwendet. cf. Wirz a. a. O.

Hierzu kommt noch der Umstand, dass auch die beiden ersten Theile kleineres Format des Pergaments aufweisen und in den andern eingefügt sind.¹⁾

Es kann hier der Ort nicht sein, über die sich aus dieser Betrachtung ergebenden Consequenzen, d. h. das Verhältnis dieses Theils an sich selbständigen Theiles zu dem zweiten Theile des Sg. wie dem cod. P., endlich eventuell dem verschollenen cod. Sg. D. 304, eingehend zu handeln; im Hinblick auf Stephens Aussagen haben wir nur zu bemerken, dass von ihm die Unabhängigkeit des cod. Sg. von P., d. h. keine directe Abstammung aus demselben als Thatsache richtig erkannt wurde. Freilich kann diese Frage nicht durch die wenigen vom Verf. aus den Schol. zu drei Stellen beigebrachten Beispiele gelöst werden; eine eingehende Collation des Sg. schließt jedoch jeden Zweifel über diese Frage aus.²⁾

Nur noch wenige Worte über den dritten Theil von Stephens Recensatio, 'De Vallae Probo'. Es fragt sich vor allem, ob Vallas Ansehen zur Restitution der Pithoeanischen Scholien, so auffallend sie an einzelnen Stellen mit diesen übereinstimmen, überhaupt, ob Jahn es versuchte, heranzuziehen seien. Schon der Schluss, zu Stephan durch Zusammenstellung der beiden Scholienrecensionen zu kommen: (p. 32) *satis superque intellegi puto, qua fide, immo qua* — *quia Vallae Probi interpretamenta usurpaverit*, zeigt zur Genüge, wie großer Vorsicht Vallas Lesarten bei der Textesrestitution annehmen sind, und wie nahe die Gefahr liegt, willkürliche An-

¹⁾ In Beantwortung einer diesen Punkt betreffenden Anfrage an Prof. Ideler, Bibliothekar der Stiftsbibl. zu St. Gallen, theilt dieser gelehrte Kenner der in dem Stifte aufbewahrten handschriftlichen Schätze meine eben vorgetragene Ansicht bestätigend mit, dass auch die Schrift der beiden ersten Quat. einen anderen Charakter tragen scheine.

²⁾ Man vergleiche in dieser Beziehung folgende, nur aus einer der ausgewählten Stellen, in welchen sich bei meiner Collation ein Unterschied der Lesarten zwischen P. und Sg. herausstellte, über den sich Jahn in der adn. crit. nichts angibt.

P.	Sg.
V. 37 <i>senatom</i>	das richtige <i>senatu</i>
115 <i>contempta esset ab Aeneo — aprum agris</i>	<i>contempta est a Baeneo — aprum in agnis</i>
164 <i>antiquitus</i>	<i>quemam antiquitus.</i>

derung für ursprünglichen Text anzunehmen. Nicht ohne Nutzen für die Juvenalerklärung sind hingegen Stephans tabellarische Zusammenstellungen der fünf Rubriken:

1. Scholia quae in Vallae comment. desunt
2. ——— usurpata tantum sunt
3. ——— eisdem fere verbis adlata
4. ——— novum scholium additum est
5. ——— scholia quae non exstant in P. et Sg.,

auf welche wir freilich hier nicht eingehen können.

Die Abhandlung kann als eine Art von Prolegomena ad scholia Pithoeana edenda nur Anerkennung finden. Dass indes manche nicht unwichtige Punkte unerwähnt blieben, wie z. B. die bis jetzt noch nicht in ausreichendem Maße für die Restitution der Juvenalverse selbst benützten Lemmata der Scholien, können wir nicht verschweigen; an einer allseitigen Behandlung vieler Fragen wurde der Herr Verfasser allerdings durch den Umstand, dass er den cod. P. nicht selbst einsehen konnte, gehindert. Auf Grund einer genauen Vergleichung auch dieser Handschrift, mit Heranziehung der an der Collation des Sg. gewonnenen Resultate unter besonderer Berücksichtigung der Lemmata und der häufig von Jahn mit Unrecht geänderten Anordnung der Reihenfolge der Scholien, eine sowohl für die Kritik der Juvenalverse selbst, als auch für die Erklärung möglichst brauchbare Herstellung der ältesten und besten Scholien einzuleiten, ist also die nächste Aufgabe auf diesem Gebiete. Vielleicht ist es mir vergönnt, dazu auch recht bald wenigstens einen Beitrag zu liefern.

Wien.

Rudolph Beer.

C. Julii Caesaris commentarii de bello gallico. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Albert Doberenz. Mit einer Karte von Gallien, einer Einleitung, einem geographischen und grammatischen Register. Achte Auflage, besorgt von Dr. Gottlob Bernhard Dinter, Professor an der Fürsten- und Landesschule zu Grimma. Leipzig 1882, Druck und Verlag von B. G. Teubner. XIV und 386 S. 8^o.

Der neue Herausgeber, dessen Name durch seine Textausgaben Cäsars bekannt ist, hat die Anmerkungen zum ersten Buche einer durchgreifenden Änderung und Vervollständigung unterzogen und in den übrigen Büchern mehr gelegentliche Verbesserungen angebracht. Die ziemlich zahlreichen Abweichungen von dem Texte der siebenten Auflage sind S. 384 und 385 verzeichnet. Wie man aus der Vorrede zur achten Auflage ersieht, schwärmt Dinter in hohem Grade für seinen Lieblingsschriftsteller, indem er von der Erhabenheit und Unübertrefflichkeit seines Stiles spricht. Er hat von vornherein sein Augenmerk darauf gerichtet, nicht wie Doberenz eine Ausgabe für den Schüler zu schaffen, sondern mit Aufhebung dieser Beschränkung nach und nach eine Schulausgabe herzustellen, die auch den Bedürfnissen der Erwachsenen (vor allem wohl der

lehrer) einigermaßen gerecht werden soll. Bezüglich der Interpunction ist vom Herausgeber ausdrücklich bemerkt, dass er hierin durch möglichst engen Anschluss an die deutsche Weise dem Verständnis der Schüler entgegen kommen will. Es ist somit die Interpunction in dieser commentierten Ausgabe fast eben so reichlich ausgefallen, wie in der Dinterschen Textausgabe. Auch damit wird dem deutschen Usus Rechnung getragen, dass die einzelnen Sätze (auch in indirecter Rede) mit großen Anfangsbuchstaben beginnen. Ref. kann es nur billigen, dass der Herausgeber in dieser Weise dem Standpunkte der deutschen Quartaner (Tertianer) gerecht zu werden versucht.

In der Einleitung sind S. VIII die Cimbern zweimal ohne ihre neuen Waffengefährten, die Teutonen, erwähnt und darin wurzelt auch der Irrthum, dass bei Aquae Sextiae die Cimbern von Marius aufs Haupt geschlagen werden, worüber geschichtskundige Schüler verwundert sein müssen. — S. XII ist die zweideutige Haltung, welche der schlaue berechnende Cäsar der Verschwörung des Catilina gegenüber einnahm, wahrscheinlich mit Absicht übergangen. — S. XIII wird gesagt, dass die Gallier zu Fuß, zu Pferd und auf Streitwagen kämpften. Das letztere gilt von den Britannen, von welchen aber an der betreffenden Stelle nicht die Rede ist, aber keineswegs von den Celten des Festlandes zu Cäsars Zeit.

Was Text und Commentar der neuen Ausgabe anbelangt, so geben mir dieselben Anlass zu folgenden Bemerkungen:

1, 2, 4 ist *qua ex parte* wohl aus dem vorausgehenden *una ex parte* und *altera ex parte* entstanden und demnach *parte* in *re* zu ändern, um die Stelle wenigstens lesbar zu machen. Denn dass *parte* hier Beziehung, Hinsicht heißt, davon kann ich trotz der häufigen Vortheiligung, welche Nipperdey der Überlieferung angedeihen lässt, mich nicht überzeugen. — cap. 4, 1 möchte ich *motus suis* nicht als abl. causae, sondern als abl. modi bezeichnen. — ibid. wird bei *igni cremaretur* unter den Beispielen des Feuerbades bei den Galliern auch cap. 53, 7 citiert. Dort ist aber von den Germanen Ariovists die Rede. Derselbe eignete sich also wohl die barbarische Sitte der Gallier an. — cap. 6, 3 bezieht sich *non tam* (*bono animo*) wegen 7, 64, 7 nur auf das vorausgehende *qui super pacati erant*. Die Verweisung auf cap. 44, 2 verstehe ich nicht. — cap. 7, 1 kann *ad Genavam* wegen des folgenden *pervenit* nicht mit bei Genf übersetzt werden, wie es in der Note geschieht. Schreibe in die Umgebung von Genf. Wohl aber ist die beanstandete Übersetzung für §. 2 richtig. Auch VII, 79, 1 ist *ad Aladam* *pervenit* anders zu übersetzen, ebenso ibid. 41, 1 *castra ad Arrgoviam movit*. — cap. 14, 4 wird *impune iniurias tulisse* geschrieben und in der gewöhnlichen Weise erklärt. Sollte es nicht heiterer und einfacher sein, *tulisse* in *intulisse* zu ändern? Die Fälsche in konnte leicht ausfallen. — cap. 15, 3 nimmt Dinter *maximo agmine* und das folgende *proelio* (*laccessere*) als Ablative

des Werkzeuges. Sollte nicht *a novissimo agmine* zu schreiben sein. Ref. verweist auf cap. 23, 3 *Helvetii nostros a novissimo agmine insequi ac lacessere coeperunt*. — cap. 17, 6 ist nach der besten Überlieferung *quod necessarium rem coactus Caesari enuntiare* aufgenommen und *necessarius* mit drängend, misslich erklärt. Ref. hält *necessariam rem* und *necessaria re* für gleich missliche Lesarten, bei denen Schüler und Lehrer sich vergehen die Köpfe zerbrechen. Bei der letzteren Leseart fehlt ein Object *enuntiavit*, während *necessaria re coactus* eine passende Verbindung wäre. Warum sollte nun Cäsar sich eigens bemüht haben, eine so einfache und klare Sache in so gekünstelter und geschraubter Weise auszudrücken? Man schreibe mit Pluygers *necessarium rem* und streiche *coactus* als Glossem zu *necessario*. Mit dieser Änderung verschwindet die ganze Schwierigkeit der bestrittenen Stelle. — cap. 18, 2 streiche in der Note zu *esse vera* nach *bi* das Wörtchen mit; *ibid.* §. 9 ist *imperio populi Romani* abl. temporis, nicht abl. absolutus, der erst durch einen Adverbialsatz in Zeit umschrieben werden müsste; *ibid.* §. 10 ist die Note zu *an* unnötig. Überhaupt ist Ref. der Meinung, dass der Commentar durch Streichungen bedeutend vereinfacht werden könnte, denn man kann sich darin vor der Masse von Anmerkungen kaum zurechtfinden. — cap. 21, 41 zu *M. Crassi* bemerkt, dass dieser i. J. 54 (statt 53) gefallen sei. — cap. 23, 3 wird bei *a novissimo agmine* schwerlich der Nachtrab der Römer, sondern eher der der Helvetier zu verstehen sein. Dieselben sind bereits auf dem Marsche und machen mit dem Nachtrabe Kehrt, als sie den Abzug der Römer bemerken, auf den sie allerdings vorbereitet sind. — cap. 28, 5 steht nichts im Wege *egregia virtute* als Abl. causae mit *cogniti* zu verbinden; *ibid.* *re* ist nicht ein, warum bei *postea* auf VII, 50, 1 verwiesen wird, sondern allerdings von den Äduern, aber nicht von den Bojern die Rede ist. — cap. 29, 2 ist *quarum omnium rerum* wohl aus Versehen doppelt erklärt, zuerst als von Menschen gesagt, dann aber als Rubrik also *rerum* = *tabularum*. Im Texte ist nach *capitulum* mit einer Kolon interpungiert. Eine Heilung für diese desperate Stelle wird schwerlich jemals gefunden werden. — cap. 31, 10 ist *XXIII* statt *XXIII* zu schreiben. — cap. 38, 5 steht im Texte die Form *sexcentorum*, in der Note aber *sexcentorum*. — cap. 39, 5 belässt D. die Kakophonie *militēs centurionesque quique equitatus praetores*, wo Kraffert das *que* bei *centuriones* tilgt. — cap. 40, 5 ist es sehr fraglich, ob (*meritus*) *videbatur* wie das griechische *παρεορ* durch offenbar zu übersetzen ist. Es genügt wenigstens die gewöhnliche Übersetzung mit *scheinen*. — cap. 42, 6 hat D. nach der besten Überlieferung *Caesarem ei facere* aufgenommen und erklärt *ei, decimas legioni*. Allein *ei* ist überflüssig und störend und wird daher in den Ausgaben gewöhnlich weggelassen. — cap. 43 wird nichts zur Erklärung des doppelten *ut* gesagt. — cap. 44

bei der Genetiv *legionis delectae* wohl nur von dem dabei stehenden *periculo*, nicht auch von dem entfernteren *proelium* ab. Ebenso bei D. cap. 43, 7 *equorum* nicht nur zu *iubis*, sondern auch zu *cursum*, wo bei Kraner-Dittenberger dieselbe Erklärung sich findet. Ich möchte lieber *corum* zu *cursum* ergänzen. — cap. 52, 7 wird jemand von „dem sogenannten Triumvir“ M. Crassus gesprochen. Sogenannt ist zu streichen. — cap. 51, 2 möchte man statt *in fuga* lieber *spes fugae* erwarten. D. gibt dazu keine Note.

II. cap. 4, 1 möchte ich zu *sic reperiebat* sagen, dass das erwartete Object *haec* durch das Adverb *sic* ersetzt ist. Das Verbum ist also eigentlich nicht absolut gebraucht. — Ich möchte ich *loci* nicht durch Gegend, sondern durch Boden verstehen. — cap. 6, 2 sollte zu *totis moenibus* genauer I, 39, 5 sein; cap. 9, 4 erhält Titurius die nöthige Zufuhr wohl nicht von den Römern, wie in der Anm. steht, sondern von den *Remi*. — cap. 21, 6 sollte die Anm. zu *quam quisque* etc. am Schlusse anders gestaltet werden; denn der Satz *quisque ab ea parte constitit* ist nicht lateinisch. Es war in einer viel kürzern Note einfach zu lesen, dass *quisque* im Deutschen Subject des Hauptsatzes wird. — cap. 33, 2 möchte man *ut postea intellectum est* erwarten (*postea* steht in den Handschriften). — Nachträglich bemerke ich, dass I, 11, 12 nach den Handschriften *quod proelium factum sit Admagetobrigae* geschrieben ist, wie bei Dittenberger und Holder. Ich habe jedoch keine Bemerkung und keine Parallelstellen zu dem veränderten Locativ *Admagetobrigae*. Die Entscheidungsschlacht war nicht lediglich ein Straßenkampf. Dagegen spricht cap. 40, 8. Ich habe frühere Herausgeber *ad Magetobrigam* (*Magetobriam*) geschrieben, was wenigstens grammatisch richtig ist. In neuester Zeit gilt jedoch die Autorität der besten Handschriften und Holder.

III. 6, 2 hat D. bei *ne in locis quidem superioribus* übersehen, dass *quidem* vor und nicht nach dem Adjectiv steht. Es ist daher auch von einer ungewöhnlichen Stellung des *quidem* die Rede sein. — cap. 7, 1 wird *expulsis Germanis* von den Germanen verstanden, auf die jedoch der Ausdruck *expulsis* nicht passt. — cap. 12, 3 steht im Texte sinnstörend *habeant* statt *habent*; cap. 13, 5 ist die Bemerkung *conficere = subigere* zu streichen, da damit die Bedeutung von *conficere* nicht klarer gemacht wird. — cap. 20, 1 hat die handschriftliche Lesart *quae pars ex tertia parte Galliae est aestimanda* Aufnahme gefunden. In Dinters Textausgabe ist *pars* eingeklammert und *tertia Galliae* geschrieben, was weit lesbarer erscheint als die wunderliche Überlieferung. Es muss überhaupt hervorgehoben werden, dass diese commentierte Ausgabe mehrfach mit Dinters Textausgabe abweicht, obwohl der letzte Abdruck derselben in dem nämlichen Jahre erschie-

IV, cap. 3, 2 schreibe auch in der Note *sescenta*; ibid. §. 1, vergleiche zu *gravitatem civitatis* Sall. fragm. incert. 34 *Lusitani gravem civitatem* und Tac. hist. II, 61 *gravissima civitas* von den Aduern. — cap. 9, 3 versteht D. zu *moram interponi arduabat* aus Versehen *ab Ubiis* statt *ab Usipetibus et Tencteris*. Die Stelle bedarf übrigens dieser Note gar nicht. — cap. 10, 4 sucht der Herausgeber das in den besseren Handschriften überlieferte *deficit* als Gegensatz zu dem folgenden *influit* zu halten. Allein durch die dubie stehende *in plures partes* scheint mir *diffluit* gefordert zu werden, wie auch einige interpolierte codices haben. — cap. 21, 1 kann ich in dem Berichte über die Thätigkeit des Gaius Volusenus nicht ein absichtliches Oxymoron und die bitterste Ironie finden. Die Beschaffenheit der Küste und ob sie von den Feinden besetzt sei oder nicht, sah er denn doch. Und mehr brauchte Cäsar vor der Hand nicht zu wissen. Vgl. cap. 23, 5. — cap. 27, 1 haben die codices *lacunosi facturos esse*. D. ändert *esse* in *sese*. Dann konnte er auch die Leseart der interpolierten codices *sese facturos* aufnehmen. Am einfachsten ist es wohl, mit Aritz *esse* zu streichen. — cap. 30, 1 behält D. die frühere Leseart *perfugio fuerant usi*, wo nach dem kritischen Apparate bei Holder nur *erant* beglaubigt erscheint. In der Textausgabe hingegen ist die Silbe *fu* eingeklammert. Sie ist ganz zu streichen.

V, 7, 8 ist eine bekannte crux interpretum: *ille enim vocatus resistere*. Nach der Erklärung Dinters bezieht sich *illud* auf den unterdrückten Gedanken: und darin hatte Cäsar recht. Die *resistere* ist ohne Zweifel eine kühne Ellipse. Ref. ist mit Anderen der Meinung, dass die causale Conjunction hier nicht richtig sein kann. Man muss, um die Stelle überhaupt lesbar zu machen, das überlieferte *enim* entweder streichen oder es in *autem* verwandeln. — ibid. §. 8 *circumsistunt hominem*. *hominem* steht hier statt des tonlosen *eum*. Den Nebengriff des Verächtlichen kann ich in den Worten nicht finden. Ist doch cap. 58, 6 *hominis* = *eius* selbst von Labienus, dem tüchtigsten Legaten Cäsars, gebraucht. Dasselbe gilt von D. eine ganz andere Anmerkung. — cap. 12, 2 war bei der Verbindung *praedae ac belli inferendi causa* auf cap. 11, 8 (nicht 7) zu verweisen; cap. 15, 4 ist in der Note zu *peroxiguo intermisso* *inter se* von den essedarii der Ausdruck ansprengen gebraucht, der mehr auf die Reiter passt. — cap. 25, 3 konnte die schwer verständliche Wortstellung *tertium iam hunc annum regnantem* leicht durch die Umstellung von *hunc* nach *annum* beseitigt werden. In der Note dazu ist mir die Verweisung auf cap. 12, 3 Anf. unverständlich. — cap. 26, 1 stelle das Citat aus dem bellum civile mit I, 35, 1 richtig; cap. 27, 9 beziehe *ab his* nicht auf *hibernis*, sondern auf die beiden Befehlshaber der Römer. — cap. 29, 3 ist die Note zu *Ariovisti mortem* zu ändern. Der Tod konnte I, 53, 3 nicht erwähnt werden, weil Ariovist sich daselbst durch die Flucht rettete. — cap. 31, 5 dürften die Schüler weder den lateinischen Text noch

3 reicht die zu *victoriam conclamant* gegebene Note zur
g nicht aus. In der Dittenbergerschen Ausgabe ist
gar keine Anm. gegeben. Im Deutschen setzt man nicht bloß
deren Casus, sondern verdoppelt auch den Ausruf: Sieg,
— cap. 40, 1 halte ich dafür, dass das bei *litterae* „dem
den jedenfalls vorschwebende“ persönliche Subject *nuntii*
ert einzuschieben und das bei Cäsar formelhaft erscheinende
nuntiique herzustellen sei. — *ibid.* §. 2 kann *admodum*
Cardinalzahl schwerlich gehalten werden. Es ist wohl mit
et ad numerum zu schreiben. — cap. 41, 5 möchte man
ziehung von *ipsi* erwarten *qui ipsi suis rebus diffidunt*.
42, 5 kann *minus horis tribus* nicht richtig sein, zumal da
diebus nachfolgt. Vielleicht ist mit Krassert das lächer-
is in *diebus* zu ändern. — cap. 43, 5 findet D. *eo die* nach
ganz in der Ordnung und verweist auf I, 6, 4 *diem dicunt*,
Die Schüler sollen den Unterschied zwischen beiden
olungen herausfinden. Nach der Meinung des Ref. kann *eo*
richtig sein. — cap. 44, 5 ist aus *quaeque pars* zu *irrum-*
ca, sondern in *eam (partem)* oder *eo* zu ergänzen. —
2 hat der Herausgeber die matte Überlieferung *suamque*
beibehalten. Ref. zieht ihr Pauls scharfsinnige Änderung
que etc. vor. — cap. 53, 3 wird *trinis hibernis* als abl.
bart, was Ref. nicht billigen kann. Man muss den Ausdruck
instrumenti oder loci nehmen. Dittenberger gibt dazu
de.

1, 2 hat D. die Überlieferung *consulis sacramento* be-
Die vorgeschlagene Änderung *consul* ist allerdings zweifel-
l. begnügt sich, die Frage aufzuwerfen, ob das fatale Wort
zu strichen sei. Für den Sinn der Stelle genügt wenig-

partibus sich *pagorum* zu denken und darunter die *vici* zu verstehen. Man hat dann eine vollständige Gliederung des Ganzen und seiner Theile: Staat, Gau, Flecken und einzelues Haus. — cap. 14, 3 *ea litteris mandare*. D. sucht *ea* durch die Übersetzung solche Aufgaben zu verdeutlichen. Da jedoch *ea* sich auf das vorausgehende *in disciplina permanent* und *magnum numerum versuum ediscere* bezieht, so möchte ich es lieber so übersetzen: diesen Lehren, diesen Lehrstoff. — cap. 17, 1 will D. die Worte *Cæsars deum maxime Mercurium colunt* durchaus mit Tac. Germ. 9 *deorum maxime Mercurium colunt* in Einklang bringen. Er nimmt darum *deum* als gen. pluralis und meint außerdem, dass vielleicht *deorum* zu lesen sei. Beides geht nicht an und ist auch gar nicht nöthig. — cap. 19, 4 wird *cultu* mit Culturstufe übersetzt. Es genügt Lebensweise. — cap. 29, 1 hat D. nach den Handschriften *minime omnes Germani agriculturae student* aufgenommen, wo *omnes* nicht passt. Wenig besser ist Oudendorps Änderung *homines*. Man muss daher entweder mit Kvi é ala *omnium* für *omnes* schreiben, oder das überlieferte Wort umstellen, etwa in die vorhergehende Zeile nach *Suebos*. Vgl. cap. 10, 4 *Suebos omnes* mit demselben Verbum *se recepisse*. — cap. 35, 10 empfiehlt sich bei *oblata spe Germani* zur besseren Satzverbindung Müllers Einschubung des Wörtchens *hac* vor *oblata*. *hac* konnte dann *auclat* leicht ausfallen. Bezüglich der Stellung vergleiche IV, 13, 1 *hoc facto proelio* und VII, 4, 3 *hac coacta manu*. — cap. 36, 2 halte ich *dispersis ac paene deletis hostibus* nicht für einen Dativ, sondern für einen abl. absol. trotz *oppositis legionibus*. — cap. 43, 1 vergisst Dinter, dass zu *dimittit* aus *magno coacto numero* kein Object ergänzt werden kann, da zu jenem Ablativ selbst die nöthige Bestimmung fehlt. Dass Reiter gemeint sind, ergibt sich aus § 4 *tanto in omnes partes diviso equitatu*. Dies muss aber auch früher gesagt sein. Ich halte daher Madvigs Einschubung von *equitum* vor *numero* für sehr zweckmäßig. — *ibid.* §. 6 ist in der Dittenbergerschen Ausgabe *regiones* statt des unsinnigen *religiones* zu schreiben.

VII, 1, 1 genügt es nicht anzugeben, dass P. Clodius i. J. 52 ermordet wurde. Das Datum muss genauer sein. — cap. 19, 2 behält D. die Überlieferung *omnia vadu ac saltus eius paludi* und gibt von *saltus* die herkömmliche Erklärung, an deren Richtigkeit kein verständiger Philologe glauben kann. Warum macht der Herausgeber zu der desperaten Stelle nicht das Interpretationskreuz, das sie redlich verdient? — cap. 38, 6 wird *ut sibi consulat* abweichend von Dittenberger erklärt: er solle ihnen ratheo. Allein dann müsste *suadeat* für *consulat* stehen. — cap. 50, 3 ist die handschriftliche Leseart *insigne pacatum*, wobei D. mit Georges *pacatum* in *pacatorum* ändert. Dass damit die Stelle lesbar wird, kann nicht bezweifelt werden. Aber der Herausgeber geht sicherlich zu weit, wenn er in der Note sagt: „Diese Änderung der

Handschriftlichen Lesart *pacatum* ist unbedingt nöthig.“ Hat er sich selbst in seiner Textausgabe die Hellersche Conjectur *pacatum* wenigstens insoweit acceptiert, dass er schreibt *pac[ati]um*. — cap. 53, 1 corrigiere im Texte den störenden Fehler *luco in loci*. — Ibid. § 4 *ad flumen Elaver pontes reficit*. In der dazu von Dinter und Dittenberger gegebenen Note ist der Umstand zu sehen, dass hier nicht *pontem facere*, sondern *reficere* steht. Die Anmerkung konnte somit entfallen. — cap. 55, 9 hat D., wie in der Textausgabe, das überlieferte *ex provincia*, das *sinulos* ist, in *provinciam* geändert. Allein dann musste auch das überlieferte *ad* vor *adductos* in *et* verwandelt werden. — In cap. 56, 2 (einer schwerigen Stelle) schreibt Dinter von seiner Textausgabe mehrfach stark abweichend *ne commutato consilio* und *ut nemo non tum* *idem*, also ganz wie Nipperdey. Ref. hätte an der letzteren Stelle die Umstellung von Herzog *ut non nemo tunc quidem* vorgezogen; denn mit *nemo non* ist wohl zu viel gesagt. — cap. 60, 3 ist es bei *adverso flumine* nicht nöthig, wegen des Gegentheils *secundo flumine* auf cap. 58, 5 zu verweisen, da die beiden Worte auch 60, 1 (also in demselben cap.) vorkommen. — cap. 70, 3 wird die Überlieferung *angustioribus portis relictis* beibehalten und durch Verweisung auf b. c. II, 15, 4 geschützt. Unangenehm ist hierbei jedenfalls, dass bereits in der folgenden Zeile *relictis* vorkommt und man dasselbe Verbum zweimal nach einander verschiedener Bedeutung nehmen muss. Ich vermüthe daher, dass Pauls Änderung des ersten *relictis* in *relecti* nicht zuzagt, aus demselben aus dem zweiten entstanden und demnach zu streichen ist. *angustioribus portis* als causaler abl. absol. gefasst genügt vollkommen für den Sinn der Stelle. — *ibid.* §. 7 erklärt sich *comitibus equis captis* auch aus §. 5 *nonnulli relictis equis*... *quantur*, wenn man *nonnulli* von den fliehenden Galliern, nicht von den verfolgenden Germanen versteht. Die erforderliche Note steht sowohl in der Dinterschen als auch in der Dittenbergerschen Ausgabe. — cap. 86, 4 behält D. die angefochtene Überlieferung *excernu* und polemisiert eifrig gegen Madvigs Änderung *excernu*, die allerdings nicht ohne schwere Bedenken ist. Allein *excernu* ist ein so unklarer und matter Ausdruck, dass man sich damit nicht begnügen kann.

In der Vorrede zum achten Buche hat D. in §. 2 den anstößigen Genetiv *Galliae* behalten, obschon bereits zwei andere Genetive da sind. Zugleich soll das nachfolgende *Alexandriae* nicht local sein, um einen Gegensatz zu *Galliae* zu geben. — cap. 4, 1 wird die Überlieferung *centurionibus tot milia nummum*. D. nimmt an der Bedeutung von *totidem* und = *bina*, was unmöglich ist. Gleich darauf wird *condonanda pollicetur* behalten, wo die Handschriften *condonata* haben. D. meint in der Note, *condonanda* sei in Hirtius nicht zu beanstanden. Warum nimmt er nicht *Volubera condonaturum* auf, wodurch wenigstens der eine offenbare

Widersinn entfernt wird? — cap. 6, 1 wird *summum bellum* übersetzt: ein entscheidender Krieg. Warum nicht lieber ein großer (bedeutender) Krieg? Die Note kann übrigens ganz fehlen. — cap. 9, 3 wird die Überlieferung *pro hac ratione eius altitudinis* beibehalten, wo mir vor allem *hac* anstößig ist. Madvigs treffende Änderung *pro portione* wird nicht einmal erwähnt, was Ref. bedauert. — cap. 27, 3 halte ich mit Dittenberger *potissimum* vor *credidit* für das Adverbium = *maxime*. Die weitläufige Note Dinters ist zu verkürzen. — cap. 39, 1 ist in der Dittenbergerschen Ausgabe *remanerent* in *permanerent*, wie D. richtig hat, zu corrigieren. Die Redensart *remanere in consilio* findet sich dagegen im bell. Alex. 44, 4 *remanentes in suo consilio*. — cap. 43, 2 glaubt der Herausgeber, dass *muris disponunt* bei Hirtus nicht zu beanstanden sei. Ref. zieht Forchhammers Einschiebung von *in* vor, weil damit der ganzen Schwierigkeit abgeholfen wird. — cap. 44, 3 ist im Texte der Beistrich nach *venisset*, der Zusammengehöriges unpassend trennt, zu streichen. — cap. 50, 1 gibt D. zu *Italiam* die Note *citeriorem*, als ob *Galliam* da stünde. Es ist daher zu schreiben: nämlich *Galliam citeriorem*. Es kann übrigens auch die ganze Anmerkung sammt den Citaten ohne Schaden weggelassen werden. — *ibid.* §. 4 ist die Note zu *honoris sequentis anni*, die ein Versehen enthält, umzugestalten. Caesar wollte sich im folgenden Jahre 49 um das Consulat für das Jahr 48 bewerben. — cap. 52, 5 hat D. abweichend von seiner Textausgabe nicht weniger als drei Änderungen von Mommaen, Jurinac (der nicht genannt wird) und Madvig aufgenommen, um den Paragraphen verständlich zu machen und mit den Berichten anderer Schriftsteller (Plutarchs und Appians) in Einklang zu bringen, was Ref. nur billigen kann.

S. 345—359 folgt ein geographisches, von S. 359—383 ein grammatisches Register. S. 386 sind einige Nachträge und Berichtigungen verzeichnet. Von Druckfehlern im Texte wird nur *persperum* S. 34 erwähnt und als nicht störende Kleinigkeit betrachtet. Es sind aber noch andere Druckfehler im Texte stehen geblieben, darunter leider auch störende. Außer den bereits erwähnten führe ich noch folgende an: S. 9, Z. 4 tilge den Punkt nach *imperat*; S. 38, Z. 8 schreibe *Helvetii* statt *Helveti*; S. 195, Z. 5 *perpetuas* für *pepetuas*; S. 204, Z. 8 *demonstravimus* statt *demonstravimus*; S. 213, Z. 2 ist *institutata* zu schreiben; S. 231, Z. 1 schreibe *parvam* für *parvum*; S. 243, Z. 12 *ragentur* statt *ragatur*; S. 249, Z. 11 v. o. *fumem* statt *famam*; S. 288, Z. 1 v. u. *interficiunt* statt *inficiunt*; S. 310, 3 *existimem* für *existimem* und S. 320, Z. 5 *Caesaris* statt *Caesariis*. Im Commentare stehe mir folgende Druckfehler auf: S. 2, r. Z. 6 v. o. schreibe 2 für 1; S. 91, l. Z. 5 v. o. *venerant* für *venerunt*; S. 137, r. Z. 17 v. o. *convenirent* statt *covenirent*; S. 220, l. Z. 1 v. o. ist erscheinend schlecht gedruckt; S. 254, r. Z. 7 v. u. schreibe *illud* statt *id*.

S. 273, r. Z. 15 v. u. des statt das, S. 299, r. Z. 16 v. u. Con-
sultu für Consuln, S. 302, r. Z. 10 v. u. *stimulis* statt *stimulis*,
S. 304, r. Z. 3 v. u. äußerst für äüßerst und S. 306, l. Z. 4
v. u. *paludamentum* statt *paludumentum*.

Bezüglich des Commentars hätte ich noch den Wunsch aus-
sprechen, dass derselbe der Übersichtlichkeit halber nach Para-
graphen in eigene Abschnitte abgetheilt würde. Denn in dem jetzt
verhandenen Labyrinth von endlos fortlaufenden Noten findet sich
auch ein geübtes Auge nur schwer zurecht und verliert oft die Ge-
samtheit. Der nöthige Raum könnte leicht durch Streichung des vielen
Überflüssigen und durch angemessene Kürzungen gewonnen werden.

Die äußere Ausstattung ist die bei den Teubnerschen Schul-
ausgaben gewöhnliche, der Preis angemessen.

Wien.

Ig. Pramner.

Lateinische Schulgrammatik von Heinrich Koziol, Professor am
Leopoldstädter Communal-Real- und Obergymnasium in Wien.
Prag 1884. Verlag von F. Tempsky. VIII und 272 SS.

Von den drei 'Parallelgrammatiken für die österreichischen
Mittelschulen', welche die Verlagsbuchhandlung von F. Tempsky
in Prag angekündigt hat und deren erste die rühmlichst bekannte
griechische Schulgrammatik von G. Curtius sein soll, ist nun auch
die zweite erschienen, die lateinische Schulgrammatik von
Heinrich Koziol. Welche Richtung das Buch verfolgt, ist durch
jenseitige Ankündigung hinreichend gekennzeichnet. Die großen Fort-
schritte, welche die Sprachforschung in den letzten Decennien
gemacht hat und die im griechischen Schulunterrichte schon seit
langer Zeit zum Gemeingute geworden sind, endlich einmal auch
dem lateinischen Sprachunterrichte zugute kommen zu lassen und
dadurch zugleich jene schwer vermisste Conformität in der Be-
handlung der beiden classischen Sprachen herzustellen, das ist ein
Wunsch, der immer allgemeiner wird und immer lauter sich
geltend macht. Denn es lässt sich nicht verkennen, dass die Me-
thode, nach welcher bisher in den Schulen lateinische Grammatik
gelehrt wird, gegenüber dem jetzigen Stande der Wissenschaft,
samentlich aber gegenüber der rationellen Weise des griechischen
Sprachunterrichtes als veraltet erscheinen muss. Der Drang nach
einer Reformierung des lateinischen Unterrichtes ist daher berech-
tigt und die Durchführung derselben gewiss nur mehr eine Frage
der Zeit. Die Bedenken, die dagegen erhoben werden, sind die-
selben, wie sie einst in nicht geringerem Maße auch gegen die
Curtius'sche Grammatik erhoben worden sind, und sie werden
schwinden, so wie sie jeuer gegenüber geschwunden sind, nachdem
einmal der Versuch gezeigt hatte, welche guten Erfolge sich damit
erzielen lassen. Freilich weisen vorsichtige Schulmänner auf die
Schwierigkeit hin, dass mit dem Lateinischen um zwei Jahre früher

begonnen werden müsse; allein man bringe dagegen doch noch in Anschlag, um wie viel einfacher sich die Sache wegen der bedeutend geringeren Lautveränderungen im Lateinischen gestaltet. Von einer wissenschaftlichen Behandlung der Sprache kann ja ohnehin in einer Schulgrammatik nicht die Rede sein, es handelt sich da um nichts anderes als den Lernstoff den Schülern in einer Anordnung und in einer Form beizubringen, die dem Geiste der Sprache mehr entspricht. Da Lernen wird auf den untersten Stufen immer ein mehr mechanisches Einprägen bleiben; aber es ist ein großer Gewinn, wenn das, was so eingeprägt ist, seiner Qualität nach die Grundlage einer richtigeren und intensiveren Auffassung der Sprache zu bilden geeignet ist. Die Überzeugung von der Möglichkeit dieser Reform des Lateinunterrichtes gewinnt immer mehr an Boden und die pädagogische Ängstlichkeit, der schon kein Buch mehr einfach genug und kein Buch mehr dünn genug ist, wird die Zeit ebenso auf das richtige Maß reducieren wie das in unseren Tagen mit solcher Vorliebe breitgetretene Thema der Überbürdung.

Ist nun die Aufgabe, welche sich der Herr Verfasser in dem vorliegenden Buche gestellt hat, durchaus lobenswert, so kann die Lösung derselben in der Formenlehre, denn diese kommt da zunächst in Betracht, nicht in gleicher Weise befriedigen. Schon die nach der griechischen Grammatik von Curtius getroffene Einteilung in zwei Hauptdeclinationen, eine vocalische, welche die A-, E-, und O-Stämme umfasst, und eine consonantische für die consonantischen Stämme und die I- und U-Stämme dürfte nicht ohne alles Bedenken sein. Denn abgesehen von der Bezeichnung 'consonantische Declination', die man ja einfach weglassen könnte, da sie für die I- und U-Stämme denn doch nicht passt, so müsste doch, wie die E-Declination zur A-Declination gestellt wurde, ebenso auch die U-Declination zur O-Declination gestellt werden. Es fordert dies der Geist der lateinischen Sprache, was daraus ganz klar hervorgeht, dass derselbe Übergänge zwischen der O- und U-Declination mit gleicher Leichtigkeit gestattet, wie zwischen der A- und E-Declination. Die entsprechende Reihenfolge wäre daher A-, E-, O-, U-, I-, consonantische Declination; für eine Spaltung in zwei Hauptdeclinationen dürfte hier kaum ein Platz sein. Die Verbindung der U-Declination mit der consonantischen hat aber den Herrn Verfasser auch noch in anderer Hinsicht auf schlimme Irrwege geführt. Bei der Erklärung der Casusformen der U-Declination heißt es nämlich §. 85: „Im Acc. Sing. fällt *è* aus, so dass der Laut *u* kurz bleibt, während im Ital. Plur. in der Regel der Stammlaut dem *i* weicht“, d. h. es werden *fructu-e-m* und *fructu-i-bus* als Grundformen angenommen, eine Annahme, die nicht nur vollständig unbegründet ist, sondern auch nach den Sprachgesetzen in keiner Weise sich rechtfertigen lässt. Es tritt hier oben wie auch sonst nicht selten der Mangel

einer soliden sprachwissenschaftlichen Grundlage und Methode hervor, woher es denn kommt, dass Sicherheit und Gleichmässigkeit in der Erklärung der Formen fehlt und der Willkür ein weiter Spielraum gelassen wird. Oder ist es etwa Willkür, wenn es in demselben Paragraph heisst: „Im Dativ verschlingt zuweilen der Stammauslaut den Vocal der Endung und wird lang; im Acc. Sing. fällt e aus, so dass u laut u kurz bleibt“? Willkürlich ist ferner auch die Annahme, dass in allen Declinationen vocalischer Stammauslaut kurz ist; der Herr Verfasser sah sich dadurch genöthigt, eine große Anzahl ganz und gar ungerechtfertigter Verlängerungen zu statuieren, z. B. namentlich in der E-Declination, wo es §. 50 heisst: „Der Stamm der Wörter der E-Declination geht auf é aus, das mit Ausnahme des Acc. Sing. und bei den Wörtern, die einen Consonanten vor demselben haben, auch des Gen. und Dat. Sing. (etc.) überall verlängert wird.“ — Lesen wir an der eben genannten Stelle weiter, so finden wir den ganz unbegreiflichen Satz: „Die E-Declination nähert sich der zweiten Hauptdeclination dadurch, dass das s des Nom. im Voc. Sing. und Nom. Voc. Plur. bleibt“! Man sollte nicht glauben, dass so etwas in einer Grammatik stehen könne, die sich als Parallelgrammatik zur Curtius'schen ankündigt. Übrigens finden sich auch noch Dinge genug, die eine sehr trübe sprachwissenschaftliche Vorstellung verrathen. So §. 56: „Zeichen des Nom. ist s, welches nach den Stammauslauten l, n, r, s abfällt“; vielmehr fällt s an einen solchen Stammauslaut nie an. — §. 62: „Bei vielen Wörtern, die statt des auslautenden r (sic!) das ursprüngliche s haben, wird é in i oder ü, und ó in ö erweicht, so in cinis-cineris, cineris, corpus-corporis.“ Erstens soll vielmehr gesagt sein, dass das im Auslaute erhaltene ursprüngliche s im Inlaute zwischen r und i in r übergeht, und dann ist der Gang der Vocalveränderung gerade verkehrt; es genügt auf Kühner ausf. Gramm. I §. 20 zu verweisen. — Hat der Herr Verf. soeben die Vocale erweichen lassen, so heisst es unmittelbar darauf ebenso verkehrt, dass die Stämme auf *din* und *gin* das i in o verhärten. So wird dieser ganzen Formenlehre mit großer Freiheit gerade nach dem momentanen Bedürfnisse „verhärtet“ oder „erweicht“, „verschärft“ oder „vertauscht“; vergl. §. 69. — Zu beachten ist noch, dass an der eben genannten Stelle §. 62 wohl die Subst. auf *do* und *go* die Rede ist, dass aber *homo* nirgends den Platz findet. — §. 79 Anm. „Der Plural von *vis* wird vom verhärten Stamme *ziri* gebildet“; vielmehr haben wir es hier derselben Bildung zu thun, wie in *glis-gliris*. — §. 107 „Der Vocal vor dem Stammauslaut bleibt auch im Nom., nur i wird in ö verwandelt mit Ausnahme von *habes* (*etis*)“ etc. Wie sollte auch der da i in e verwandeln, da es keines hat?! — §. 124 handelt vom Adverbialsuffix *ter*, das mit dem Bindovocal *ier* lautet. Da

heißt es nun von den Adjectivstämmen der zweiten Hauptdeclination, dass „die, welche auf einen Vocal anlauten, diesen vor dem Bindevocal *i* ausstoßen“, d. h. aus dem Stamme *acri* wird *acri-* und daraus *acr-iter*. Ist es nicht natürlicher, dass aus dem Stamme *acri* einfach *acri-ter* entstanden sei? Was soll hier der Bindevocal *i*, den die Stämme auf *i* doch ganz und gar nicht brauchen? — Von Unrichtigkeiten ist unter Anderem noch zu bemerken, dass nach §. 21 consonantisches *i* Position machen soll, eine lange schon aufgegebene Annahme; — nach §. 47, 4 muss nicht notwendig *decemvirum* lauten und doch ist *decemvirum* namentlich bei Livius sehr häufig; — der §. 65 gelehrte Genetiv *iturum* und *crurum* ist unrichtig, denn nur die Form *iturum* und *crurum* ist nachweisbar (s. Neue lat. Form. I S. 279 f. und 500 und Koffmane Lex. lat. Wortformen unter *ius*); — der Acc. Plur. auf *as* kommt nicht bloß bei mehrsilbigen griechischen Eigennamen vor, wie es §. 91, 7 heißt, vergl. *Thracas*, *Caras*, *Phrygas* in der Poesie und Prosa; — §. 114 wird *veter* als Stamm *vetus* angegeben im Widerspruche mit §. 60 und 62, wo *vetus* das ursprüngliche bezeichnet wird; — §. 129 wird *sed* unrichtig als Comparativ zu *seus* gestellt; — §. 131 Anmerk. 2 wird *seditio* auf die Pronominalform *sed* zurückgeführt und als „Fürsichgehen“ erklärt, während sich doch *sed* zu *sedere* ebenso verhält wie *red* zu *re* und daher *sed-itio* von *se-cerno* u. s. w. nicht zu trennen ist (s. Köhner ausf. Gramm. I §. 210, 261); — ja doch Cicero in einer Stelle bei Nonius p. 25 *eaque dissentientium, quod seorsum eunt alii ad alios, seditio dicitur*; — In allen Frage- und Bedingungssätzen, in denen das Pronomen *utrum* jemand vorkommt, negative Sätze seien, wie es §. 136 angelehrt wird, dürfte wohl etwas zu weit gegriffen sein. Sondern ist, was §. 47, 1 steht: „Die Zusammenziehung des *ui* im 3. Sing. bei den Wörtern auf *ius* und *ium*, die vor Augustus üblich gewesen zu sein scheint und sich bei Dichtern findet, ist in der Prosa zu meiden; sie hat sich nur in der Formel *res Mancipi* oder *Mancipi* erhalten.“ Soll dies heißen, dass diese Zusammenziehung vor Augustus nur in der Poesie üblich war, so ist es falsch; war sie aber damals auch in der Prosa üblich, warum sollen wir meiden, was zur Zeit eines Sallust, Cäsar und Cicero üblich war? Dass die dieselbe übrigens nur in der Formel *res Mancipi* und *Mancipi* erhalten habe, ist wohl eine sehr unvorsichtige Behauptung.

In der Flexion des Verbums sei vor Allem bemerkt, dass es gewiss nicht entsprechend ist, sämtliche Perfectbildungen auf *ui*, die sich außerhalb der E-Conjugation finden, als Übergang zur E-Conjugation zu bezeichnen. Es ist dies am so wenig der Fall, als die den E-Stämmen eigenthümliche Perfectform doch *dele-ri* usw. ist; wenn aber die meisten Verba der E-Conjugation das Perfect auf *ui* bilden, so bilden sie dies nicht vom E-Stamme, sondern von einem consonantischen Stamme.

mon-e-o, aber *mon-ui*; sie gehen also in die consonantische Conjugation über. — Öfters ist von 'Tempuszeichen' die Rede (§. 142. 147. 1. 149), genannt aber ist nur ein einziges, nämlich *ba* §. 147. 1. — Der Anfang von §. 144 ist in einer ganz verunglückten Fassung; Ref. ist bis zur Stunde noch nicht im Klaren, welche Gedankenverbindung den Satz „einige Vocalstämme und die meisten Consonantenstämme erleiden im Stamme Veränderungen und nehmen den Bindervocal (o, i, n) vor allen Personenendungen an“ geschaffen hat. — Zu §. 145. 1 ist zu erinnern, dass *ico* auch im Präsens langes *i* hat und daher dieses Verbum dort am unrechten Platze steht. Dagegen gehört dahin *iuro, iuri* und *mōreo, mōri*, welche Verba gleich darauf unpassend mit *duo, cui* zusammengestellt sind, da es keine Vocalstämme sind und das Quantitätsverhältnis ein ganz verschiedenes ist. — Wie kommen ferner die Formen *laudandus* usw., die doch den griechischen Verbaladjec-tiven auf *τος* entsprechen, in einer Parallelgrammatik zu Curtius in der in keinem Falle zu billigenden Bezeichnung eines participium futurum passivi? und warum sollen Formen wie *essem* (von *edere*), *seri* u. dgl. erst durch Ausstoßung der Bindervocale (s. §. 179 f.) entstehen? Sind sie nicht vielmehr ohne Bindervocal gebildet und haben ihre Parallele in den Verbis auf *ui*? — §. 169. 9 lesen wir noch die veraltete Etymologie, dass *ponere* aus *poni* und *sinere* entstanden sei. Vielmehr lautet die Präposition, mit der es zusammengesetzt ist, *por* hin, dar (*πορι* kretisch für *ποσι*, *προς*) wie in *por-tendo, por-rigo, pol-luo* usw.

Dass durch diese Mängel auch die praktische Verwendbarkeit des Buches beeinträchtigt wird, ist eine natürliche Folge. Wir vermissen darin jene Klarheit und Durchsichtigkeit, jene Sorgfalt und Correctheit, wie wir sie bei einem Schulbuche voraussetzen. Auch ist in den Hauptregeln öfters zu viel zusammengepresst, selbst Ausnahmen werden mit hineingezogen, z. B. §. 66. 77. 85. 104. 106. — §. 59–71 dürften dem Lehrer wohl manche Schwierigkeiten bereiten; eine so verzweigte Distinction, deren einzelne Theile wieder eine Mannigfaltigkeit von Stämmen umfassen, ist nicht rathsam. Die Fassung der Regeln lässt ebenfalls manches zu wünschen übrig, z. B. §. 36 „Der Stammlaut *a* wurde im Gen. und Dat. Sing. und Nom. und Voc. Plur. durch das Suffix *i* in *ae* getriibt“ (das wäre wohl *rosaci*); — ähnlich heißt es §. 159 „in der A-Conjugation wird *ae* mit (sic!) folgendem *s* und *ave* mit folgendem *r* in *ä* zusammengezogen“; — §. 54 „man erkennt den Stamm am besten im Gen. Sing., wo das, was nach Abwerfung der Endung *is* (*s*) übrig bleibt, im allgemeinen als der Stamm betrachtet werden kann“ passt in dieser Unbestimmtheit in keine Schulgrammatik.

Die Syntax ist besser gelungen. Sie bewegt sich meist in den alten Geleisen und der Herr Verf. zeigt darin größere Sicherheit. Die einzelnen Capitel sind im allgemeinen übersichtlich

geordnet und die Regeln ziemlich klar und bestimmt und mit entsprechenden Beispielen versehen. Im einzelnen gäbe es freilich auch hier noch manches nachzubessern. So ist z. B. §. 198, 2 die Regel, dass bei leiblosen Subjecten das Prädicatsadjectiv im Neut. Plur. stehe, für die Masculina unrichtig (s. Draeger hist. Synt. §. 109 und Kühner ausf. Gramm. II §. 13, 1 β). — §. 201 ist dahin zu berichtigen, dass nur *ut* einschränkende oder begründende Bedeutung haben kann. — §. 210 Anm. 2 heißt es, dass die H. überziehung des Subjects des abhängigen Satzes als Object in den regierenden Satz im Lateinischen nicht statthaft sei und als erstes Beispiel dafür dient: „Niemand kennt die Stunde, in der er sterben muss *nemo novit, quo tempore moriendum sibi sit*“ — Unter dem Acc. der Ausdehnung ist §. 221 an erster Stelle der Acc. bei Städtenamen usw. auf die Frage 'wohin?' eingereiht. — §. 227 Anm. 1 „die Adjectiva geneigt und abgeneigt haben“ die Person mit *in*, *adversus*, *erga*“ und als Beispiel folgt: *Manlius fuit perindulgens in patrem, idem acerbè severus in filium*. — In der 2. Anm. daselbst ist *ei* doch nach §. 229 zu erklären und dabei die betreffende Regel unrichtig. — Der Ablativ ist, wie in der Vorrede besonders hervorgehoben wird, auf nur drei Hauptarten concentrirt worden: Abl. des Ursprungs, der Art der Durchführung, des Ortes und der Zeit. Allein was ist das für ein Gewinn, wenn unter den einzelnen Arten Erscheinungen untergebracht werden, die damit in keinem fassbaren Zusammenhange stehen, z. B. unter dem Abl. des Ursprungs auch der Abl. bei den Verben der Trennung, des Mangels, des Beraubens, selbst der abl. comparationis! — §. 322 Anm. „Das Eintreten einer Handlung auf den drei Zeitstufen drückt die coniugatio periphrastica aus.“ Der Herr Verf. würde wohl selbst erschrecken, wenn seine Schüler dieser Regel gemäß dort, wo sie im Griechischen die Formen der eintretenden Handlung zu brauchen gewohnt sind (s. Curt. §. 492 ff.), im Lateinischen die coniugatio periphrastica in Anwendung brächten. — §. 331 ist die consecutio temporum auf die innerlich abhängigen Coniunctivsätze beschränkt und doch werden §. 334 auch die Temporalsätze mit *cum* hineingezogen. — Warum steht §. 339 Anm. 1 *dummodo* unter dem potentialen Fall der Bedingungssätze, da doch der Coniunctiv in diesen Sätzen ausdrücklich als optativus und finalis bezeichnet wird? — In §. 324, 3 Anm. hat der Herr Verf. offenbar den §. 467 Anm. 1 der Grammatik des Ref. missverstanden, denn sonst hätte er doch nicht das widersinnige Wort 'nachdrucksvoll' hinzugefügt.

Die Ausstattung des Buches ist gut, Druckfehler findet man selten.

Graz.

Goldbacher.

Antoni. Jannarakis: Deutsch-Neugriechisches Handwörterbuch. Hahn, Hannover 1883. 1372 SS.

Unter den Übelständen, mit denen der Betrieb des Studiums der griechischen Sprache von Seite der Deutschen noch immer zu thun hat, nimmt der Mangel eines guten, leicht zugänglichen Wörterbuches nicht die letzte Stelle ein. Der Philologe, der dem Griechischen als der jüngsten Entwicklungsphase des Altgriechischen Interesse entgegen bringt, leidet unter diesem Mangel eben so sehr, wie derjenige, der zu Zwecken des praktischen Lebens die Kenntniss des Neugriechischen sich anzueignen wünscht. Nicht dass es an Wörterbüchern ganz fehlte; es gibt deren sogar eine ziemlich große Zahl, aber theils sind sie, im 17. oder 18. Jahrhundert veröffentlicht, theils durch den fortschreitenden Process der Sprachentwicklung weit überholt, theils sind sie, wenn aus neuerer Zeit stammend, aus anderen Gründen ungenügend.

In die erste Kategorie gehören unter anderen das *Glossarium* d. inf. *Graecitatis* von Du Cange, das *Glossarium Graecorum* von Meursius und der *Θησαυρὸς τῆς Ῥωμαϊκῆς καὶ ἀνατολικῆς γλώσσης* von Somavera. Diese Wörterbücher haben wenig Nützens für den besondern, der sich mit dem Studium der mittelhellenischen Literatur befasst, noch immer einigen, aber für das Studium des Neugriechischen in seiner jetzigen Gestalt taugen sie wenig, zumal da sie auch sehr selten geworden sind und noch in größeren Bibliotheken zu finden sind. In gewissem Grade gehört hieher auch das von Sophokles veröffentlichte *Greek and Latin of the Roman and Byzantine Periods*; obwohl aus neuerer Zeit, so ist es dennoch, wie ich höre, gegenwärtig im Buchhandel gar nicht zu erhalten.

Unter den vielen Wörterbüchern, welche in diesem Jahrhundert veröffentlicht wurden und in welchen der neueren Entwicklung der griechischen Sprache Rechnung getragen ist, nimmt für uns Deutsche den ersten Platz ein das von dem bekannten Philhellenen Kind i. J. 1835 herausgegebene (neuer, unveränderter Abdruck 1881, Leipzig); es ist heute noch das verbreitetste, am leichtesten zugängliche. In Bezug auf Vollständigkeit genügt es auch bescheidenen Anforderungen kaum; noch weniger lässt sich dies von den Verläufern des *Neugriechischen Wörterbuchs* (Schmidt, Weigel) erwarten.

Unter diesen Umständen ist es keine leere Phrase, wenn man sagt, dass das vorliegende Wörterbuch von Jannarakis einem sehr gefühlten Bedürfnisse entgegenkommt und bei Allen, die sich mit Neugriechisch beschäftigen, von vornherein eine freundliche Aufnahme finden wird, *sous bénéfice d'inventaire* natürlich. Es hat sich bereits durch Veröffentlichung einer neugr. Grammatik (Hannover, Hahn, 1877) und besonders durch eine Sammlung neugr. Volkslieder (Leipzig, Brockhaus, 1876) um die Förderung der griechischen Studien in Deutschland verdient gemacht und

fügt nun diesen Verdiensten ein neues hinzu durch die Veröffentlichung eines deutsch-neugriechischen Wörterbuches, dem, wie der Verf. in Aussicht stellt, bald ein neugriechisch-deutscher Theil folgen soll.

Indem er den deutsch-neugr. Theil zuerst erscheinen ließ, hatte der Verf. offenbar zunächst das Bedürfnis seiner eigenen Landsleute im Auge und hierüber lässt sich mit ihm nicht weiter rechten. Das Wichtigere ist, wie er seiner Aufgabe gerecht geworden ist.

In dieser Hinsicht fasse ich mein Urtheil kurz so zusammen: Das Buch ist wohl nicht das Ideal eines Wörterbuches einer modernen Sprache; es lässt sich nicht im entferntesten vergleichen z. B. mit dem deutsch-franz. Wörterbuche von Sachs-Villatte; aber es ist doch entschieden das beste, das wir in seiner Art gegenwärtig besitzen und übertrifft in jeder Beziehung bei weitem das von Kind herausgegebene. Zunächst was die Reichhaltigkeit betrifft. Wenn auch nicht der gesammte deutsche Sprachschatz berücksichtigt ist, wie er in den Wörterbüchern von Grimm und Sanders sich niedergelegt findet, so erscheint das Buch doch, verglichen mit dem Kind'schen, um mehrere tausend Wörter bereichert, besonders um solche, welche den gewerblichen, industriellen, technischen Berufszweigen entlehnt sind. Dass gerade diese Partie dem Verf. große Mühe verursachte, indem er oft genöthigt war, sich direct an maßgebende Personen und Fachleute zu wenden oder selbst an Ort und Stelle sich in zweifelhaften Fällen zu informieren, das können wir um gerne glauben. Ob in allen Fällen die für deutsche termini technici gegebenen neugr. Aequivalente auch wirklich sich bereits das Bürgerrecht in Griechenland erworben haben, darüber steht nur den Neugriechen selbst ein vollkommen competentes Urtheil zu; manche dieser Ausdrücke erinnern allerdings stark an die Art und Weise, wie wir etwa in deutsch-lat. Wörterbüchern moderne Begriffe umschrieben finden.

Vollkommen zu billigen ist es, dass der Verf. in sehr vielen Fällen dem schriftgemäßen neugr. Ausdruck auch den vulgären Ausdruck in Klammern beifügte; damit trägt er dem noch immer nicht ganz zum Abschluss gekommenen Läuterungsprocess Rechnung, welchen das Neugriechische seit einem halben Jahrhundert durchmacht. Aber wenn der Verf. nun auch noch die speciell kretischen Ausdrücke hinzufügt, so ist das ein Missgriff. Das ist entweder zu viel oder zu wenig. Wollte er die Dialecte überhaupt berücksichtigen, so dürfte er sich nicht auf den kretischen beschränken. Aber es lag ja gar nicht in seinem Plane, die einzelnen neugr. Dialecte herbeizuziehen; es wäre darum besser gewesen, auch die kretischen Provinzialismen bei Seite zu lassen. Indes, da sie nicht gar zu häufig auftreten und auch durch ein besonderes Zeichen sich als das legitimen, was sie sind, so schaden sie der Brauchbarkeit des Buches gerade nicht und man mag sich dieselben als Zeugen eines gewissen Localpatriotismus des Verfa. gefallen lassen.

Die Anordnung des Stoffes ist trotz der Rücksicht auf mögliche Ausnutzung des Raumes doch übersichtlich und das Auffinden einzelner Worte rasch möglich. Dass jedes deutsche Wort dem Hauptaccent versehen ist, das werden in erster Linie die Lesende des Vfs. zu schätzen wissen; vielleicht aber würden sie ihm auch Dank wissen, wenn er bei zusammengesetzten Verbis deutlich gemacht hätte, ob die Vorsilbe trennbar ist oder nicht.

Im allgemeinen zeigt der Verf. wohl eine vollkommene Vertrautheit mit der deutschen Sprache; in einzelnen Fällen indes hat er den deutschen Ausdruck entschieden falsch aufgefasst; ich notiere zu Stichproben nur folgende: bevorthelen = *ἀπατάω, ἀδικέω*; hinauscheren = *χορεύουαι ἀπ' ἐδῶ*; wir brauchen das = doch wohl nur im Sinne des neugr. *ἔχουμιρίζουαι*; hocken in der Schriftsprache nicht transitiv = *κωτογορέω*, sondern = *ὀυλάζω, ἐγεδράζω* gebraucht.

Auch betreffs der Orthographie kann ich einen Tadel nicht drucken. Wir dürfen es zwar angesichts der verschiedenen, zuweilen octroiirten Rechtschreibsysteme einem Ausländer nicht übeln, wenn er schwankt, welchem System er folgen soll; darum also, dass Hr. J. den K-Laut auch in Wörtern, die dem Latein stammen, mit *k* schreibt, will ich weiter kein Wort verlieren; entschieden zu beseitigen sind doch Schreibungen wie: Plackat, lesen, Diphtong, Oxid, Quarré.

Es hat der Verf. ferner eine ziemliche Menge niederdeutscher Wörter aufgenommen, ohne sie aber als solche zu kennzeichnen, z. B. Kamp, Plack, Quaddel u. a. Die Bemerkung, die ich oben über das Herbeiziehen des kretischen Dialectes gemacht habe, gilt hier; wie dort die localpatriotische Rücksicht auf die engere Heimat, so scheint hier der Aufenthalt des Vfs. unter niederdeutsch redender Bevölkerung maßgebend gewesen zu sein.

In Bezug auf die geographischen Eigennamen scheint der Verf. nicht von vornherein klar darüber gewesen zu sein, bis zu welchem Umfang er dieselben aufnehmen wolle. Der bloße Zufall scheint die Aufnahme oder Nichtaufnahme entschieden zu haben; ich wenigstens kann kein festes Princip entdecken, nach welchem wohl z. B. Rom, Koriath, Konstantinopel, Deutschland, Russland aufgenommen, dagegen Paris, Athen, London, Wien, Frankreich, England, Oesterreich ausgeschlossen worden sind.

Trotz der kleinen Mängel, die ich hervorgehoben habe, wird das Buch doch denjenigen, die sich mit Neugriechisch beschäftigen, sehr erwünscht kommen und auf längere Zeit hinaus seinen Platz einnehmen; möge es dem Verf. nur recht bald möglich sein, den in Aussicht gestellten neugr.-deutschen Theil erscheinen zu lassen; durch den wird er sich die des Neugriechischen Befassenden zu noch höherem Danke verpflichten, als durch den deutsch-neugr. Theil.

Fünf Bücher Epigramme von Konrad Celtes. Herausgegeben von Dr. Karl Hartfelder. Berlin 1881. S. Calvary & Co. 8°. 125 SS.

Aschbach hat durch seine Arbeiten über Celtes — vornehmlich aber durch seine gelehrte Fehde über die Hrosvitha — die Aufmerksamkeit der Forscher wieder auf den fränkischen Humanisten gelenkt. Halm, Köpke, Pannenberg, Huemer, Geiger, Hartfelder, wie der Unterfertigte beschäftigten sich mit dem Manne, der für das österreichische Geistesleben von so großer Bedeutung war. Zu dem Interessantesten aber, das seit Langem über Celtes wie über den Humanismus geschrieben ward, gehört gewiss Fr. v. Bezold's geistvolle Arbeit über Celtes (v. Sybel *Histor. Zeitschrift* N. F. XIII), an der nur der Titel: „Der deutsche Erzhumanist“ befremden mag, wenn auch kein Geringerer als D. Strauß sein Erfinder ist. Bezold's wahrhaft eindringende und anregende Studie ist voll von den wertvollsten Ausblicken, ohne deshalb scharfer detaillirter Charakteristik zu entbehren, sie erfasst den Humanismus in treffender Weise in seinem Grundwesen. Vielfach ist seine Arbeit eine Ergänzung. Ich wüsste nicht, dass irgendwo z. B. auf die leidenschaftliche Liebe und Pflege der Musik als Charakterzug der Renaissance aufmerksam gemacht oder die Reisen des Celtes so gut besprochen worden wären. Auch die Frage nach dem Vorhandensein und den Äußerungen des Naturgefühls bei den Schriftstellern der Renaissance wird aufgeworfen und gute Beiträge zur Beantwortung derselben gegeben. Wehmüthig beinahe berührt es, wenn nachgewiesen wird, wie schon so viele Humanisten als die natürlichen Bedingungen der Gesundheit des Menschen den Einfluss des Sonnenlichtes und der frischen Luft ansahen und diese so nahe liegende Lehre nach drei Jahrhunderten noch immer nicht durchgedrungen ist. — Vortrefflich ist die Bemerkung, der italienische Platonismus „dieser jugendliche Anlauf, die vorhandenen höchsten Culturelemente, Christenthum, Antike und Naturwissenschaft in ein System zu bringen“, sei das edelste Erzeugnis der humanistischen Bewegung, wie denn überhaupt der Einfluss des Platonismus auf die deutsche Humanistenwelt gut behandelt wird. Kurz, es ist eine allseitige Würdigung, die der schriftstellerischen Thätigkeit Celtes' zutheil wird. Auch mit der Auffassung Celtes' als eines Vorläufers Hutten's und sogar Rousseau's wird man sich einverstanden erklären können und das Urtheil völlig gerechtfertigt finden, dass weder die Verfechter des alten, noch die des neuen Glaubens Celtes — so wenig als Erasmus — zu den Ihren rechnen dürfen.

v. Bezold hat über ein reiches Quellenmaterial verfügt, nicht der geringste oder unwichtigste Theil desselben sind die oben angegebenen Epigramme des Dichters, die Hartfelders glücklicher Hand zu finden gelang. Schon Celtes hatte vor, seine von Trithemius angekündigten Epigrammata zu ediren, was sein Freund und Schüler Thomas Resch (Velocianus) mit Rücksicht auf den schlüpfrigen Inhalt einiger Epigramme nicht zu thun wagte; denn gar strenge

solchen Fällen die Wiener theologische Facultät ein. Erst des vorigen Jahrhunderts sollten die Epigramme durch verdienten Biographen des Celtes, durch Klüpfel, ihre Auf-
 erleben. Aber auch Klüpfel starb früher, bevor sein Werk
 und die Herausgeber Ruff und Zell ließen die Epigramme
 die auf den Umfang der Publication weg. In unseren Tagen
 um humanistische Studien K. Hartfelder auf die Spur der
 Originalhandschrift, die man verloren meinte, die aber
 den Gründen trotz der Copie Klüpfels, die offenbare Fehler
 nutzte, schon darum weil Klüpfel, „der hierin den
 zht verleugnete, diejenigen Epigramme, die der Reinheit
 gefährlich werden könnten, weggelassen und durch andere
 gedruckten Werken des Celtes ersetzt hatte.“ In Nürnberg
 sich das Originalmanuscript, das von H. (p. VI) beschrieben
 das nicht, wie man nach der Grabschrift des Dichters ver-
 annahm, acht, sondern nur fünf Bücher enthält. Die Sprache
 unme ist „ziemlich frei, sie entbehrt keineswegs der Soloe-
 Sehr oft sind dum, cum, postquam selbst ut und andere
 men falsch construiert, die Ortsbestimmungen entsprechen
 dem, was die schärfer gefasste Grammatik unserer Zeit
 aufstellt . . . Besonders zahlreich sind Fehler gegen Me-
 Quantität.“ Mit Recht hat H. hier keine Emendationen an-
 im Hinblick auf Böckings zutreffendes Wort: Suos etiam
 epora naevos habere naturalis lex est. Was nun den Wert
 gramme betrifft, so mögen die Äußerungen des Heraus-
 er folgen: Diese Epigramme vervollständigen das Bild des
 in mehrfacher Beziehung. Zugleich enthalten sie eine reiche
 Beziehungen zu bedeutenden Zeitgenossen und das viel-
 eben der ersten Humanistenepoche mit seiner Lebenslust
 idealen Bestrebungen wird trefflich durch sie beleuchtet.
 ihr speciell poetischer Wert ist nicht gering anzuschla-
 Viele von ihnen haben auch die beißende Schärfe oder die
 einte, wie sie eine spätere Zeit als die charakteristische
 st des Epigramms verlangte. — Ein näheres Eingehen auf
 ist hier um so weniger nöthig, als in dem lesenswerten
 Bezolds das Wertvollste hervorgehoben wird. Höchstens
 speciell Österreich angeht, werde hier genannt: I. Nr. 18
 Hof Matthias Corvinus, die impertinente Wortspielerei mit
 67: die Ausfälle gegen die Cechen, (I. 64 ff.) auf Stiborius,
 auf Perger, (III. 3) an Krachenberger, (III. 108, IV. 1)
 ner Universität, (IV. 44, 56) an Burger, (51 f.) in ac-
 bulariae in aula Viennensi, (IV. 55) an Benedict Tichtel,
 longinus Eleutherius, (91) an Johannes Tichtel (der mit
 nicht zu verwechseln ist), (92) an Jos. Fuchsmagen, (V. 1.
 die Akademie, (V. 8, 11) an Vitez und Balbi, (10) usw.
 geber hat dem Texte kurze instructive Noten beigelegt
 was knappes Register angeschlossen. Jedefalls aber hat

er sich um die Geschichte des Humanismus durch diese schöne und empfehlenswerte Publication neue Verdienste erworben.

Klosterneuburg.

Adalbert Horawitz.

Die nordische und englische Version der Tristan-Sage, herausgegeben von Eugen Kölbing. Zweiter Theil. „Sir Tristrem“. Nebst einer Beilage: Deutsche Übersetzung des englischen Textes. Auch unter dem Titel: „Sir Tristrem“ Mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar, herausgegeben von Eugen Kölbing. Heilbronn 1883, Verlag von Gebr. Henninger. gr. 8^o.

Mit der vorliegenden Ausgabe der englischen Version der Tristan-Sage hat Prof. Kölbing, dessen unermüdlichem Fleiß wir schon so viele wertvolle Arbeiten zu danken haben, sich um das Studium der englischen Philologie aufs Neue in hohem Grade verdient gemacht. Denn nicht nur hat er dadurch eine höchst interessanten, in Walter Scotts Ausgabe bisher nur schwer zugänglichen altenglischen Dichtung diejenige Verbreitung verschafft, welche sie wegen der literar-historischen Bedeutung der in ihr behandelten Sagenstoffe in vollem Maße verdient, sondern er hat dies wichtige Sprach- und Literaturdenkmal auch in einer Bearbeitung vorgelegt, die der Bedeutung desselben vollständig angemessen ist und in jeder Hinsicht als eine mustergültige bezeichnet zu werden verdient.

Wie sehr der Herausgeber bemüht gewesen ist, das philologische und literar-historische Verständnis seines Textes nach allen Seiten zu fördern, geht schon aus der Inhaltsangabe des Buches zur Genüge hervor. Dasselbe enthält nach einem kurzen Vorwort (VII–IX) zunächst eine ausführliche Einleitung (XIII bis XCIII), deren einzelne Capitel folgende Themata behandeln: I. Die Handschrift und die Ausgaben (XIII–XVIII). II. Literaturgeschichtliches: A) Zur Überlieferung der Sage; B) Zum englischen Gedichte (XVIII–XXXII). III. Die dichterische Form des Sir Tristrem: A) Die Strophe und der Reim; B) Die Alliteration; C) Der Vers (XXXII–LX). IV. Die sprachliche Form des Sir Tristrem: A) Der Dialect; B) Stilistische Eigenthümlichkeiten; C) Die Einrichtung der Ausgabe (LX–XCIII). Hierauf folgt auf 88 Seiten der Text selber (S. 2–90), dem sich 91 enggedruckte Seiten mit erklärenden Anmerkungen anschließen (S. 91–182). Daran reiht sich ein vollständiges, alle Wörter des Textes und alle Belegstellen dazu enthaltendes Glossar (S. 184–246). Eine Beilage von 32 Seiten enthält dann eine genaue prosaische Übersetzung des Textes (S. 247–279). Ein Personen- und ein Ortsregister, ein Verzeichnis der in der Dichtung vorkommenden Thiernamen, dann Nachträge und Verbesserungen, sowie ein Inhaltsverzeichnis, welches in übersichtlicher Weise den Gang der Handlung des Gedichts mit Hinweis auf die einzelnen Ab-

schnitte nach Verszahlen veranschaulicht, beschließt den inhaltlichen Band.

Die kurzen Angaben, welche Kölbing über die einzige, in der Advocates Library zu Edinburg befindliche Handschrift macht (eine rendierte Wiedergabe der eingehenden Beschreibung derselben von Walter Scott behält er sich für seine Ausgabe des Sir Bevis of Hampten vor), und die näheren Mittheilungen über den Zustand des Textes in den fünf, resp. sechs Auflagen von W. Scotts Ausgabe des Gedichtes zeigen deutlich, wie sehr eine neue, von der sorgsam und bewährten Hand eines Philologen von Fach besorgte Edition noth that. Von Capitel II ist der Theil A: „Zur Überlieferung der Sage“ lehrreich der Widerlegung von Heinzels Polemik (Anz. für deutsches Alterthum VII, p. 212 ff.) gegen Kölbing's Ausführungen über dieses Thema im ersten Bande seiner „Tristansage“ gewidmet. Theil B beschaffte sich dann mit dem englischen Gedicht. Kölbing tritt mit Recht der in neuerer Zeit von verschiedenen Gelehrten vorgetragenen Ansicht bei, dass der uns unbekannte Verfasser des Gedichtes, der in seiner französischen Vorlage den Namen eines sonst nicht näher bezeichneten Thomas vorgefunden hatte, dadurch veranlasst wurde, sich auf den in seiner Gegend berühmten, vermuthlich kurz vorher verstorbenen Thomas von Erceldoune als Autorität für seinen Bericht zu berufen, wodurch dann dieser schon bei Robert Mannyng in der Ehre gelangte, für den Verf. des Gedichtes zu gelten.

Als die Entstehungszeit der Dichtung nimmt Kölbing mit viel Wahrscheinlichkeit das letzte Jahrzehnt des dreizehnten Jahrhunderts an.

In dem dritten Capitel verbreitet sich Kölbing ausführlich über die dichterische Form der Tristrem-Romanze und berichtigt zunächst eine ungenaue Angabe über die Strophenform des Gedichtes in seiner „Altenenglischen Metrik“. Wie ich ihm hierfür Dank weiß, so hebe ich mit Vergnügen hervor, dass Kölbing, theils an jenes Buch, theils an frühere, in kürzeren Monographien anderer Forscher enthaltene Untersuchungen sich anschließend, über Reim, Alliteration und Versrhythmus des Denkmals die sorgfältigsten Beobachtungen gemacht und dieselben in übersichtlicher Zusammenstellung geordnet hat, so dass sie für eine erneute Verarbeitung der verschiedenen Forschungen auf diesem Gebiete das zuverlässigste und wertvollste Material bilden werden.

Besonders erfreulich war es mir, in Kölbing's Buch auch öfters Zustimmung zu allgemeinen Beobachtungen, die ich in dem oben genannten Werke ausgesprochen hatte, sowie zu principiellen Fragen, die durch dasselbe angeregt worden waren, zu begegnen; so z. B. betrefß der Grenzen der Zulässigkeit, aus Dichtungen, die nur in einer Handschrift gedruckt, resp. überliefert sind, wie Sir Tristrem, metrische Beobachtungen zu abstrahieren. Die in solcher Gestalt vorliegenden Erscheinungen müssen doch auch Berücksichtigung finden, und der Herr Recensent meines Buches in der „Deutschen

Literaturzeitung“ hätte vielleicht Anlass gefunden, seine Aufgabe desselben auf einen noch bescheideneren Umfang zu reducieren, wenn er sich bei der Abfassung derselben an einen Passus aus der Vorrede zu meinem Werke erinnert hätte, wo es heißt: „Es musste ausreichen, die zuverlässigsten Texte zugrunde zu legen, die in ihrer Gesamtheit meines Erachtens ausreichend sind, von der altenglischen Metrik ein einigermaßen deutliches Gesamtbild zu geben, zumal da auch der Einfluss der zahlreichen, mangelhaft überlieferten Handschriften auf die Entwicklung der Rhythmik, sowie gleichfalls, wenn auch in geringerem Grade, auf die Entwicklung der Reimkunst nicht verkannt oder unterschätzt werden darf.“ Ein zusammenfassendes Lehrbuch und eine ins Einzelne gehende Monographie oder Textausgabe sind eben zweierlei Dinge.

So ist es gewiss nur zu billigen, dass Kölbing in der Einleitung zu seiner Textedition die von ihm über den Versrhythmus der Dichtung gemachten Beobachtungen sorgfältig nach den einzelnen Erscheinungen, wie z. B. mehrfache Senkungen und Fehlen der Senkung begleitenden Umständen, in Gruppen gesondert hat. Doch muss man sich hüten, in diesen so systematisch geordneten Erscheinungen etwa dem Dichter zum Bewusstsein gekommene und von ihm mit Absicht beobachtete metrische Gesetze zu erblicken, wozu die streng formulierte Fassung der Beobachtungen Kölbing's, wie auch anderer Forscher, manchmal verleiten könnte. So z. B. wenn er sagt (S. LV): „Auf eine von Natur hechtonige Hebung können zwei Senkungen folgen: doch muss jede der beiden Senkungen minder betont sein, als die vorangegangene Hebung.“ Außerdem scheint mir jede Silbe oder jedes Wort, sobald es in der Senkung stehen kann, stets minder betont zu sein, als die vorangegangene Hebung, so lange wir es eben nicht mit vorwiegend silbentzählenden Versen, in denen der gleichtaktige Rhythmus öfters mit Wort- und Satzbetonung in Widerspruch geräth, zu thun haben, wie z. B. bei Orm. — Der King Horn sollte man meines Erachtens in metrischen Fragen nicht zur Vergleichung heranziehen, so lange über die Beschaffenheit der Versart jener Dichtung so starke principale Meinungsverschiedenheit herrscht, wie es thatsächlich der Fall ist, denn ob doppelte Senkung in derselben selten ist, wie Kölbing S. LVIII anführt, oder nicht, hängt doch sehr davon ab, ob man die aliterierende Halbtacte für vierhebzig oder für zweiehebzig hält.

Was das Fehlen der Senkung in Sir Tristrem anbelangt, so glaube ich, dass diese Erscheinung im Innern des Verses, wenn schonbar besteht, öfters durch Einfügung eines unbetonten *e* hätte besorgt werden sollen, wie z. B. V. 521: *And þæt(e) þæt þæt þæt þæt*. V. 388 *þæt þæt(e) wold þæt þæt þæt þæt þæt* des Textes; ebenso V. 366. V. 585 *þæt þæt(e) þæt(e) þæt(e) þæt(e)*. So würde ich auch V. 209 *þæt(e) þæt(e) þæt(e) þæt(e)* und ähnlich V. 954 und 1510 gelesen haben (wenn sich nicht gesetzt werden dürfte; ebenso V. 110 *þæt(e) þæt(e)*, V. 2004 *þæt(e) þæt(e)* usw. Denn es ist mir nicht zweifelhaft, dass das tonlose *e*,

beizubehalten zu beiseitigen sein. So möchte ich vorschlagen
 V. 2412 *For he brouzt out of doloür*; V. 2493 *No nó
 pat dt.* Andererseits dürfte eine Anzahl von Versen,
 Herausgeber viertaktigen Rhythmus zugesteht, mit drei-
 takt zu lesen sein, der ja einmal sogar, wie Kölbing
 in dem bob-Vers (2880) vorkommt, andere mit drei-
 takt, wie dies im Norden des Landes für die Behandlung
 alten Verses ja zu damaliger Zeit und noch später bei
 Mayng und Richard Rolle gebräuchlich war (vgl. Altengl.
 160) und für den dreitaktigen Vers sich also noch eher
 Ergebnis geltend machen musste. Ich würde mich demnach
 an zu scandieren: V. 47 *pat ich a mán schul jolen his*;
hyc nó bade nouzt pat mörn; V. 287 *Fiftene zere he*
de; V. 313 *Ozin an hauke of nóble atr*; V. 344 *No*
pe maister seyd; V. 550 *And risen when hem gode*
 683 *A bap pan brouzt Rohand inne* usw. In solchen
 r, die sich auch bei dieser Concession nicht als drei-
 takt lesen lassen, wie z. B. V. 851 (*Certes*), *pi fader pan*
 der V. 1468 *His (néper) chéuel hé smot doün*, liegt
 lich ein Verderbnis des Textes vor. Jedenfalls wäre der
 durch Streichung der eingeklammerten Wörter, die über-
 wohl eine spätere Zuthat sind, leicht zu regulieren. So
 in dem Verse 1297 *He bituuzt hem god and gode day*
 später eingeschoben zu sein. Bei dem ersten Verse 151,
 sing das Verderbnis zu. Nur meint er, dass nicht *Certes*
 Mätzner vorgeschlagen hat, sondern *pan* zu streichen sei-
 werde. Denn *pan* schließt sich viel natürlicher an das
 de an, und der Umstand, dass es in dieser Verbindung
 ehte sonst nicht vorkommt, kann meines Erachtens nicht

Literaturzeitung“ hätte vielleicht Anlass gefunden, seine Anzeigendesselben auf einen noch bescheideneren Umfang zu reducieren, wenn er sich bei der Abfassung derselben an einen Passus aus der Vorrede zu meinem Werke erinnert hätte, wo es heißt: „Es musste reichen, die zuverlässigsten Texte zugrunde zu legen, in ihrer Gesamtheit meines Erachtens ausreichend sind, von altenglischen Metrik ein einigermaßen deutliches Gesamtbild zu geben, zumal da auch der Einfluss der zahlreichen, mangelhaft überlieferten Handschriften auf die Entwicklung der Rhythmik, und gleichfalls, wenn auch in geringerem Grade, auf die Entwicklung der Reimkunst nicht verkannt oder unterschätzt werden darf.“ Ein zusammenfassendes Lehrbuch und eine ins Einzelne gehende Monographie oder Textausgabe sind eben zweierlei Dinge.

So ist es gewiss nur zu billigen, dass Kölbing in der Einleitung zu seiner Textedition die von ihm über den Versrhythmus der Dichtung gemachten Beobachtungen sorgfältig nach den einzelnen Erscheinungen, wie z. B. mehrfache Senkungen und Fehlen der Senkung begleitenden Umständen, in Gruppen gesondert hat. Doch muss man sich hüten, in diesen so systematisch geordneten Erscheinungen etwa dem Dichter zum Bewusstsein gekommene und von ihm mit Absicht beobachtete metrische Gesetze zu erblicken, wozu die streng formulierte Fassung der Beobachtungen Kölbing's wie auch anderer Forscher, manchmal verleiten könnte. So z. B. wenn er sagt (S. LV): „Auf eine von Natur hochtonige Hebung können zwei Senkungen folgen; doch muss jede der beiden Senkungen minder betont sein, als die vorangegangene Hebung.“ Außerdem scheint mir jede Silbe oder jedes Wort, sobald es in der Senkung stehen kann, stets minder betont zu sein, als die vorangegangene Hebung, so lange wir es eben nicht mit vorwiegend silbenzählenden Versen, in denen der gleichtaktige Rhythmus öfters mit Wort- und Satzbetonung in Widerspruch geräth, zu thun haben, wie z. B. bei *Orm*. — Den *King Horn* sollte man meines Erachtens in metrischen Fragen nicht zur Vergleichung heranziehen, so lange über die Beschaffenheit der Versart jener Dichtung so starke principielle Meinungsverschiedenheit herrscht, wie es thatsächlich der Fall ist, denn ob doppelte Senkung in derselben selten ist, wie Kölbing S. LVIII anführt, oder nicht, hängt doch sehr davon ab, ob man alliterierende Halbzeile für vierhebig oder für zweiehebig hält.

Was das Fehlen der Senkung in *Sir Tristram* anbelangt, glaube ich, dass diese Erscheinung im Innern des Verses beseitigt werden sollen, wie z. B. V. 321: *And* V. 338 *pat pénis wóld he lay* statt *pans de* V. 535 *pe bést(e) blówer of hórn*. So würde *pat ich(e) while* und ähnlich V. 95 *ilke* nicht gesetzt werden dürfte) *crid(e)* usw. Denn es ist mir

dessen metrische Verwendung als Senkung ich für Dichtungen des schottischen Dialectes sogar noch im sechzehnten Jahrhundert nachgewiesen habe (Altengl. Metrik S. 535), umso sicherer in den englischen Dialecten der vorhergehenden Jahrhunderte bei allen Dichtungen, die in gleichtaktigen Rhythmen geschrieben sind, zu berücksichtigen ist, und in allen Fällen, wo es sprachlich zulässig ist, die in den handschriftlichen Überlieferungen etwa fehlenden Senkungen zu ersetzen hat.

Verschiedene Fälle von doppeltem Auftakt nach Kölbing's Auffassung dürften wohl durch eine dem Dichter einigermaßen entgegenkommende Scansion zu beseitigen sein. So möchte ich vorschlagen zu betonen V. 2412 *For he brouzt out of dolour*; V. 2493 *No nó goie méle pai dt.* Andererseits dürfte eine Anzahl von Versen, gegen der Herausgeber viertaktigen Rhythmus zugesteht, mit dreitaktigem Auftakt zu lesen sein, der ja einmal sogar, wie Kölbing bemerkt, in dem bob-Verse (2880) vorkommt, andere mit dreitaktiger Senkung, wie dies im Norden des Landes für die Behandlung des viertaktigen Verses ja zu damaliger Zeit und noch später bei Robert Mannyng und Richard Rolle gebräuchlich war (vgl. Altengl. Metrik S. 260) und für den dreitaktigen Vers sich also noch eher als ein Bedürfnis geltend machen musste. Ich würde mich demnach nicht scheuen zu scandieren: V. 47 *pat ich a mán schul joien his*; V. 220 *Ac hyc nó bade nóuzt pat mórñ*; V. 287 *Fiftene zére he gan him jéde*; V. 313 *Ozain an hauke of nóble air*; V. 344 *No lenger þan þe maister seýd*; V. 550 *And rísen when hem góde þowt*; V. 683 *A báp þai brouzt Róhand inne* usw. In solchen Versen aber, die sich auch bei dieser Concession nicht als dreitaktige Verse lesen lassen, wie z. B. V. 851 (*Certes*), *þi fader þan doun y*, oder V. 1468 *His (néþer) chénel hé smot doun*, liegt wahrscheinlich ein Verderbnis des Textes vor. Jedenfalls wäre der Rhythmus durch Streichung der eingeklammerten Wörter, die Übertrag und wohl eine spätere Zuthat sind, leicht zu regulieren. So scheint auch in dem Verse 1297 *He bitauzt hem god and gode day* ein *god and* später eingeschoben zu sein. Bei dem ersten Verse (851) gerüht Kölbing das Verderbnis zu. Nur ist zu bedenken, dass nicht *Certes*, wie schon Mätzner vorgeschlagen hat, zu streichen sei, sondern *þi*, welches natürlich an das vorhergehende an, und der Dichter in der Uebersetzung nicht ohne Grund keine

metrische
betonung
gew
14 9.
R.

funden, eine Anzahl neuer und interessanter Beobachtungen zu machen, sowie auch einzelne Angaben anderer Forscher genauer zu fassen, resp. zu berichtigen.

Hinsichtlich der sprachlichen Eigenthümlichkeiten der handschriftlichen Überlieferung beschränkt sich der Herausgeber darauf, in Kürze nachzuweisen, dass der südenglische Abschreiber eine Anzahl dialectischer Besonderheiten seiner Heimat in die Orthographie des Gedichtes eingeführt, andererseits aber auch manche nordenglische Eigenthümlichkeiten stehengelassen habe. Ich glaube, dass Kölbing sich manche Fachgenossen noch mehr zu Danke verpflichtet haben würde, wenn er sich für diesen wichtigen Gegenstand nicht auf die Zusammenstellung der Hauptpunkte beschränkt, sondern alle seine darauf bezüglichen Beobachtungen in übersichtlicher Anordnung verzeichnet hätte.

Besonders wertvoll sind Kölbing's Mittheilungen über die stilistischen Eigenthümlichkeiten des Gedichtes, zumal über die eigenartige Erscheinung der concatenatio, wovon sich auch in der Tristrem „bescheidene Anfänge“ — wie Kölbing sich ausdrückt — finden. Wäre es nicht richtiger gewesen, zu sagen — da dieses Kunstmittel strophischer Verknüpfung doch nicht in England auf organischem Wege entstanden, sondern aus der provençalischen, resp. nordfranzösischen Kunstpoesie in die altenglische Dichtung eingedrungen ist (vgl. Altengl. Metrik S. 316) —, dass auch in der Tristrem davon mehrfache, zum Theil verwischte Spuren, oder vielleicht noch besser ausgedrückt, ungeschickte Versuche zu dieser Kunstform finden?

Was die Behandlung des Textes betrifft, so schließt sich Kölbing's Ausgabe, von kleinen, durchaus berechtigten Abweichungen, wie Trennung des in der Handschrift oft mit dem folgenden Worte verbundenen unbestimmten Artikels oder Zusammenschreibung gewisser, von dem dazu gehörigen Worte im Manuscripte getrennt stehender Präfixe, wie *bi gan*, *for lorn* usw. abgesehen, genau an die Handschrift an. Auf eine Uniformierung der Sprache hat der Herausgeber verzichtet, was in Anbetracht des Umstandes, dass das Gedicht nur in einer einzigen, von dem Dialect des Dichters erheblich abweichenden Handschrift überliefert ist, wohl auch das richtige war. Denn wenn es, wie Kölbing bemerkt, auch „nur geringe Mühe gewesen wäre, ausgeprägt südliche Worte und Formen durch nördliche zu ersetzen, so wäre damit herzlich wenig gewonnen, wenn wir doch nicht im Stande sind, auch nur annähernd das Gedicht so herzustellen, wie es bezüglich der Sprache aus der Hand des Dichters hervorgegangen ist; wir erhielten dann nur ein Machwerk, welches weder Original noch Überlieferung richtig repräsentierte.“ Eines aber hätte der Herausgeber meines Erachtens thun dürfen, ohne allzu große Gefahr zu laufen, seine Lesung für diejenige des Dichters zu substituieren, nämlich in metrischer Hinsicht durch Berücksichtigung des End-e und durch Reduction zu langer Verse auf ihr

in eben dem Maße, wie wir es oben bereits angedeutet haben, das Gedicht lesbarer zu machen. Wir verzichten darauf, unsere Ansicht noch weiter durch Beispiele zu illustrieren, die sich fast auf jeder Seite finden lassen, geben aber gern zu, dass absolute Sicherheit der Lesung auch hier ebenso wenig zu erreichen gewesen wäre, als in den rein sprachlichen Fragen, mit denen ja die metrischen in engem Zusammenhange stehen.

In einzelnen Fällen hat Kölbing solche Verse in den Anmerkungen besprochen und zu bessern gesucht; in der Regel beschäftigen sich die Anmerkungen mit der Erklärung der hier viel häufigeren, als in den meisten anderen altenglischen Texten vorkommenden, schwer verständlichen Ausdrücke und Wendungen. Die außerordentliche Belesenheit, welche Kölbing hierbei an den Tag legt, indem er fast für jeden schwierigen Vers mehrere Parallelstellen aus früher publicierten altenglischen Texten, wie auch aus den verschiedensten in neuerer Zeit edierten Dichtungen, namentlich häufig aus Zupitzas vortrefflicher Ausgabe des Guy von Warwick anführt, ist wahrhaft bewundernswert. So sind denn Kölbing's Anmerkungen zu Sir Tristrem fast zu einem Gesamtcommentar eines großen Bruchtheiles der altenglischen Literatur angewachsen und werden in Zukunft als eine Fundgrube gediegensten und reichhaltigsten Inhalts von allen, die sich mit der Erklärung verwandter Sprachdenkmäler befassen, noch vielfach zu Rathe gezogen werden. Nur selten sind mir Erklärungen begegnet, denen ich nicht zustimmen möchte, so z. B. V. 148 f., wo Kölbing das Wort *knizt* nicht, wie W. Scott es meines Erachtens richtig erklärte, als collocation gebrauchten Singular von *knizt* = Ritter, sondern als Präteritum von *knitten* = anbinden auffasst.

Mit gleicher Sorgfalt, wie die Anmerkungen, ist das Glossar gearbeitet, welches den Anspruch auf absolute Vollständigkeit erhebt, da jedes Wort und jede in dem Gedicht vorkommende Belegstelle aufgeführt ist, sofern nicht ausdrücklich hervorgehoben wird, dass die Anführung aller Fundorte wegen der Häufigkeit des Wortes überflüssig erscheine. Nach meiner Meinung hätte Kölbing von dieser Einschränkung einen noch ausgelehnteren Gebrauch machen können, als er es gethan hat. Freilich ist die Grenzlinie zwischen Zweckmäßigkeit und Pedanterie bei einem Lexikon, zumal bei einem Speciallexikon schwer zu ziehen, und wenn die langen Colonnen von Verzeichnissen für Wörter wie den unbestimmten Artikel in der Form *a*, für das Femininum des Personalpronomens *sche* oder für das Verbum *say* in der Bedeutung „sagen“ manchen auch entbehrlich scheinen mögen, so haben sie jedenfalls dem Herausgeber für die kritische Beurtheilung seines Textes schätzbares Material geboten und werden als solches von dem Leser, wenn auch nicht benutzt, so doch nach Gebühr gewürdigt werden.

Bei so sehr ins Einzelste gehenden Hilfsmitteln zur Erklärung und zum Verständnis des Textes, wie Kölbing sie demselben in den

Anmerkungen und in dem Glossar mitgegeben hat, könnte die wortgetreue Prosäübersetzung, welche er noch als Beilage hinzugefügt hat, auf den ersten Blick als überflüssig erscheinen. Thatsächlich aber wird wohl jeder, der den schwierigen, durch eine ganz eigenthümlich abrupte Diction öfters dunkeln und unklaren Text studirt, dem Herausgeber auch für dies Hilfsmittel sich zu Dank verpflichtet fühlen. Nur meine ich, dass der Übersetzer, wenn er schon mit einer Prosäübersetzung sich begnügen wollte (und die Mühe einer mehrfachen Wiedergabe würde in der That zu dem relativ geringen poetischen Werte der Dichtung nicht im richtigen Verhältnis stehen), gelegentlich wohl noch wortgetreuer, als er gethan hat, hätte übersetzen können. Die Wendung *to abide* zum Beispiel, welche freilich an zwei Stellen, wie Kölbing im Glossar bemerkt, nur ein expletiver Ausdruck zur Herstellung der zehnten Zeile einer Strophe ist, wird als solcher doch kein bloßer sinnloser Schall sein und hätte daher dort nicht unübersetzt bleiben, sondern mit einem ähnlichen farblosen, deutschen Ausdruck, etwa „derweilen“ oder „dermalen“ wiedergegeben werden sollen.

Selbstverständlich liegt es mir fern, mit solchen kleinen Ausstellungen, wie sie sich bei meiner Besprechung des Kölbing'schen Buches bisweilen ergaben, den Wert des Werkes im geringsten beeinträchtigen zu wollen, wozu dieselben ja auch viel zu nebensächlicher Art sein würden. Es war nur meine Absicht, Kölbing's Ausgabe des *Sir Tristrem* im allgemeinen zu charakterisieren und nach den verschiedenen Seiten ihres Inhaltes zu würdigen. Danach muss das Buch entschieden als eine der verdienstvollsten, lehrreichsten und wichtigsten Texteditionen bezeichnet werden, welche bisher auf dem Gebiete der englischen Philologie erschienen sind.

Wien.

J. Schipper.

Mayr, E. Frankreich. Maßstab 1:1,000,000. Miltenberg 1883. Fol. 4 Blatt.

Mayr, E. Untere Donauländer, Europäische Türkei und Griechenland. Maßstab 1:1,000,000. Miltenberg 1883. Fol. 4 Blatt.

Halbig's Verlagshandlung in Miltenberg a. M. gibt zehn Schulwandkarten der Länder Europas heraus, wovon 1. Spanien und Portugal, 2. Italien, 3. die Balkanhalbinsel, 4. Großbritannien, 5. Schweden, Norwegen und Dänemark, 6. das europäische Russland, 7. die Schweiz, 8. Frankreich, 9. die Niederlande und Nr. 10 Österreich-Ungarn darstellen werden.

Frankreich und die Balkanhalbinsel sind bereits erschienen. Auf beiden Karten kommen zugleich die Oro- und Hydrographie, die politische Eintheilung und die Topographie zur Darstellung. Das Tiefland ist durch mattes Grün veranschaulicht, das Bergterrain

braune Schraffen dargestellt, das Meer und die Seen erscheinen in blauem Colorite, die Flußlinien sind schwarz und benannt. In Frankreich sind die Departementgrenzen durch schwarz punktblau colorierte Linien angedeutet, die Departements selbst nicht benannt und ihre Hauptstädte roth unterstrichen. Die Eisenbahnen sind in schwarzen roth colorierten Linien aufgetragen. Entfernungen und die Größe der Wohnorte sind durch die üblichen Zeichen und durch verschiedene Schriftgrößen und Schriftarten in verschiedenen Bevölkerungsmengen von 20.000 bis 50.000 bis 100.000 und darüber angedeutet.

Beide Karten können als für den Schulgebrauch gut brauchbare Lehrmittel bezeichnet werden.

Kiepert, R. Schulwandatlas der Länder Europas. Fünfte Lieferung. Stumme physikalische Wandkarte von Italien. Maßstab 1:1.000.000. Berlin 1883. Fol. 4 Blatt. Sechste Lieferung. Politische Wandkarte von Italien. Maßstab 1:1.000.000. Berlin 1883, Reimer. Fol. 4 Blatt.

Bereits im Jahrgange 1882 dieser Zeitschrift wurde S. 774/5 aufmerksam gemacht, dass die Verlagshandlung Dietrich in Berlin für das Schulbedürfnis gute auf wissenschaftlicher Grundlage ruhende, correcte und einheitlich dargestellte Schulkarten der Länder Europas herausgibt. Die zwei vorliegenden Werke über Italien reihen sich, sowohl was die Anlage der Karte als die Ausstattung betrifft, an die bereits erschienenen ersten Lieferungen dieses Schulwandatlas, welche Frankreich und die britischen Inseln behandeln, gleichförmig an.

Kiepert, H. Graeciae antiquae tabula in usum scholarum descripta. Editio quarta emendata. Berolini 1883, Reimer. Fol. 9 fol.

Kiepert, H. Italia antiqua in usum scholarum descripta. Editio quarta (tertia) funditus emendata. Berolini 1883, Reimer. Fol. 6 fol.

Professor Heinrich Kiepert hat seine bereits vor Jahrzehnten erschienenen Wandkarten zur alten Geschichte, und zwar die Karte der alten Welt, Italien, Griechenland, das römische Reich und Palästina dem gegenwärtigen Stande der geographischen Wissenschaft entsprechend neu bearbeitet.

Auf den vorliegenden Karten von Altgriechenland und Altitalien finden sowohl die physisch- als die politisch geographischen Verhältnisse, soweit die Maßstäbe und der Charakter der Schulwandkarte es erlauben, eine vollständige, klare und deutliche Darstellung. Die Gebirge sind braun gezeichnet, das Flußnetz ist schwarz. Zu den Bergen sind die Höhen in Metern und englischen Fuß angegeben. Beide Karten sind vollständig benannt. Die Schrift ist deutlich, die

politischen Grenzen sind coloriert. Die wichtigsten Straßenzüge sind ersichtlich gemacht.

Auf der Karte von Griechenland, welche im Norden bis zum 41. und im Süden bis über den 35. Breitengrad reicht und im Maßstabe von 1:500,000 noch fast ganz Kleinasien enthält, sind auch noch die Sitze der ionischen, dorischen und äolischen Stämme durch eigenes Colorit angezeigt. Zur Beurtheilung der Entfernungen sind unten Maßstäbe für olympische Stadien, römische Meilen, deutsche geographische, Seemeilen und englische Meilen angebracht.

Die Karte von Italien ist im Maßstabe von 1:800,000 angelegt und reicht nördlich bis Norcia zum 47. und südlich bis zum 36. Breitengrade. Auf derselben sind auch die griech. und röm. Colonien vor dem Bundesgenossenkriege gekennzeichnet und zur Beurtheilung der Distanzen die Maßstäbe für Myriameter, Kilometer, geographische, englische, römische Meilen und olympische Stadien eingezeichnet.

Beide Karten werden daher auch in ihrer erneuerten Form sich sowohl hinsichtlich ihres Inhaltes und ihrer richtigen Zeichnung als auch durch ihre deutliche Darstellung als sehr brauchbar für den Schulunterricht erweisen.

Kiepert, R. Politische Schulwandkarte der Länder Europas. Balkan-Halbinsel. Maßstab 1:1,000,000. Berlin 1883. Reimer. Fol. 6 Blatt.

Von Kiepert's Schulwandatlas der europäischen Staaten ist nunmehr die achte Lieferung, nämlich die politische Wandkarte der Balkan-Halbinsel erschienen. Dieselbe reicht vom 35. bis über den 45.° n. Br. und vom 32. bis zum 47.° ö. L. von Ferro, so dass auf derselben noch Theile von Kleinasien und Süditalien ersichtlich sind. Sie enthält eine gute Terrain-Darstellung in Schraffenform. Die Flüsse sind schwarz gehalten, die Seen und das Meer blau coloriert. Die politischen Grenzen sind durch entsprechende Farbentöne deutlich gekennzeichnet. Auffällig ist, dass auch auf dieser politischen Wandkarte keine Eisenbahnen und Hauptstraßenzüge aufgenommen sind. Im übrigen ist Anlage und Ausführung ganz zweckentsprechend.

Kiepert, H. Wandkarte des deutschen Reiches zum Schul- und Comptoirgebrauche. 7. Aufl. Berlin 1883. Reimer. Fol. 9 Blatt.

Diese Karte ist im Maßstabe von 1:750,000 entworfen und erstreckt sich vom 47. bis zum 56.° n. Br. und vom 20. bis zum 39.° ö. L. von Ferro und umfasst demnach neben dem deutschen Reich noch einen Theil von Österreich-Ungarn, Belgien und die Niederlande. Auf derselben kommen sowohl die Terrain- als auch die politisch-geographischen Verhältnisse Deutschlands zur Anschauung. Die Gebirge sind lichtbraun geschummert, die Flüsse schwarz, die politischen Grenzen coloriert. Die Eisenbahnen und die wichtigsten

Farbenzüge sind eingezeichnet. Sie ist sowohl oro-, hydro- und topographisch möglichst vollständig und deutlich benannt und wird ihrem Zwecke als Schul- und Comptoirkarte gut entsprechen.

Kiepert, H. Physikalische Wandkarten. Nr. 4. Asien. Maßstab 1:4,000 000. Dritte verbesserte Auflage. Berlin 1883, Reimer. Fol. 9 Blatt.

Der Grund-Farbenton dieser physikalischen Wandkarte von Asien ist Weiß, in welchem das Terrain bis zu einer Meereserhebung von 400 m erscheint, während die Bodenerhebung von 400 m bis 1000 m durch Gelb gekennzeichnet und für die Terrainerhebung von mehr als 1000 m Braun gewählt ist. Die Gebirgszüge sind geschummert. Die Hydrographie erscheint in Schwarz. Die Seennägel sind blau coloriert, so dass sie sich insbesondere aus der braunen Farbe des höheren Terrains gut abheben. Die Karte enthält auch die Angabe der größeren und wichtigeren menschlichen Wohnorte und ist sowohl oro- und hydro- als auch topographisch benannt. Die Grenzen des Baumwuchses, der Gerste, des Weines und der Palme sind durch auffällige Farbenlinien angegeben.

Ein Nebenkärtchen enthält auch eine Übersicht der politischen Staaten Asiens.

Der Inhalt dieser Karte ist entsprechend gut gewählt, die Zeichnung derselben correct, die technische Ausführung gelungen.

Kozenn, B. Geographischer Schulatlas für Gymnasien, Real- und Handelsschulen. 27. Aufl. Größtentheils neu bearbeitet von V. von Haardt, revidiert von Prof. Umlauf. Wien 1882. Hölzel. Pol. 8 S. 50 Karten.

Kozenns Atlas ist bereits seit Jahrzehnten in den österreichischen Schulen eingebürgert, so dass anlässlich dieser neuen Ausgabe derselben von einer eingehenden Besprechung Umgang genommen werden kann. Es wird genügen, in Kürze zu bemerken, dass die k. k. Hof- und Kunsthandlung der Revision und Verbesserung desselben stets alle Sorgfalt angedeihen ließ, und dass die letzte Neubearbeitung desselben nach Kozenns Tode der wohlbekannte tüchtige Kartograph Vincenz v. Haardt übernahm, während die Revision desselben insbesondere hinsichtlich des Schulgebrauches von Professor Umlauf besorgt wurde.

Der Atlas zeichnet sich in seiner gegenwärtigen Gestalt durch richtige Darstellung und gute technische Ausführung aus. Eine Reihe von Karten desselben, wie die Alpenkarte, die Berg- und Flusskarte der Sudetenländer und der Karpatenländer, die Karten der Länder der ungarischen Krone u. a. werden von jedem Fachmanne als gelungen, ja musterhaft anerkannt werden.

Wien.

Dr. Ferd. Grassauer.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Die Aufnahmeprüfung.¹⁾

Die Aufnahme in das Gymnasium ist sowie die Aufnahme in die Universität von der Ablegung einer Prüfung abhängig gemacht, welche nachzuweisen hat, ob der Aufzunehmende die für das betreffende Studium erforderliche Reife besitzt.

Es ist demnach auch die Maturitätsprüfung eine Aufnahmeprüfung, wie denn darüber kein Zweifel sein kann, dass jede Aufnahmeprüfung eine Art Reifeprüfung oder Maturitätsprüfung ist.

In diesem Zusammenhange, der zwischen der Maturitätsprüfung und der sogenannten Aufnahmeprüfung nicht zu verkennen ist, soll die vorliegende Frage eine kurze Erörterung erfahren; der Stand dieser Frage ist bekannt. Es werden Bedenken gegen die Institution der Aufnahmeprüfung erhoben und es wird dabei geltend gemacht, dass eine Prüfung, von deren Ergebnis die Aufnahme in die erste Classe des Gymnasiums abhängt, keine so verlässlichen Anhaltspunkte biete, um die Vorbildung der sich zum Eintritte meldenden Schüler mit voller Sicherheit beurtheilen zu können.

Diese Bedenken richten sich gegen das Wesen der Prüfung, insofern sie eine vereinzelte Prüfung ist, und beruhen auf der pädagogischen Erwägung, dass eine vereinzelte Prüfung, die sich auf einen kleinen Zeittheil beschränkt, nicht jene Sicherheit und Verlässlichkeit für die Beurtheilung eines Individuums in Bezug auf seine Fertigkeiten, Kenntnisse, geistige Reife haben könne, wie dies eine ganze Summe von Beobachtungen und vereinzelten Prüfungen zu bieten

¹⁾ Der vorliegende Aufsatz ist auf besonderes Ersuchen der Redaction verfasst worden, welche damit das Versprechen erfüllt, das sie S. 73 gegeben hat. Wenn in jener Anmerkung der Redaction auch in Aussicht gestellt wurde, dass dieser Aufsatz Vorschläge hinsichtlich einer neu zu fixierenden Norm für die Aufnahmeprüfungen enthalten werde, so hat der Herr Verf. erklärt: solche Vorschläge könnten wohl nur auf Grund der zahlreichen Gutachten, welche dem h. Ministerium gegenwärtig vorliegen, gemacht werden, weshalb man dies besser der Einsicht des h. Ministeriums überlassen solle.

Die Redaction.

stande ist, die einen großen Zeitraum, Semester, Jahr in dem Entwicklungsgange eines Individuums umfassen.

Diese pädagogischen Erwägungen sind richtig und gelten mit für ein Princip in der Pädagogik. Und wer von diesem Princip ausgeht und in diesem Lichte die vorliegende Frage betrachtet, der wird die Aufnahmeprüfung verwerfen; aber indem er dies thut, verwirft er nicht die Aufnahmeprüfung als solche, sondern nur insofern, als sie die Institution einer vereinzelter Prüfung hat, weil diese zu dem pädagogischen Princip im Widerspruche steht. Wer aber die Institution der vereinzelter Prüfung verwirft, der muss folgerichtig jede Prüfung, die als vereinzelter Prüfung erscheint, verwerfen; er wird also nicht auf dem Wege stehen bleiben und bloß die Aufnahmeprüfung beseitigen, sondern er muss weiter gehen und diese Institution überall, wo sie vorkommt, beseitigen.

Dass eine solche Änderung nicht ohne Rückwirkung auf die Verhältnisse bleiben kann, ist einleuchtend; es sei hier gestattet, auf zwei Fälle hinzuweisen. Nach diesem Princip müsste z. B. jede Maturitätsprüfung als unzulässig erscheinen und verworfen werden, auch hier die Institution der vereinzelter Prüfung zur Anwendung kommt; und damit wird ein wichtiges öffentliches Interesse, der haus-Unterricht, getroffen.

Allein nicht bloß die Freiheit in der Wahl des öffentlichen oder privaten Unterrichtes, noch ein anderes wichtiges Interesse, das dem Staat, das sich in der staatlichen Controle offenbart, wird berührt. Bekanntlich wird in der Maturitätsprüfung und durch die nebenbei auch eine staatliche Controle ausgeübt. Wenn die Institution der vereinzelter Prüfung verworfen wird, dann kann auch die staatliche Controle nicht mehr in den Formen der bestehenden Maturitätsprüfung, die ja auch eine vereinzelter Prüfung ist, zu einem Ausgange und zur Geltung kommen; es muss dann eine neue Form gesucht werden, die zu finden nicht so leicht sein dürfte, wenn man erwägt, dass die Controle ihrem Wesen nach eben nichts anderes ist, als eine vereinzelter Prüfung. So hängen also, wie man sieht, mit der Institution der vereinzelter Prüfung manche sehr wichtige Interessen zusammen, es zeigt sich, dass nicht alle Verhältnisse der Schule nach dem pädagogischen Maßstabe allein gemessen und geregelt werden können.

Und mit diesen Verhältnissen, die oft stärker sind als die Principien, wird die Pädagogik zu rechnen haben, und sie thut es auch; sie kennt diese Zwangslage an und sucht sich mit derselben abzufinden. Getreu ihren Principien ist sie darauf bedacht, Mittel und Wege zu finden, um die Institution der vereinzelter Prüfung mit den Garantien der Sicherheit und Verlässlichkeit auszustatten, die sie bedarf. Und wenn auf diesem Gebiete ein Fortschritt gemacht ist, so ist es ein Verdienst der Pädagogik.

In der That ist auch ein solcher Fortschritt zu verzeichnen. Es bleibt doch ein wesentlicher Unterschied, ob das Schick-

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Die Aufnahmeprüfung.¹⁾

Die Aufnahme in das Gymnasium ist sowie die Aufnahme in die Universität von der Ablegung einer Prüfung abhängig gemacht, welche nachzuweisen hat, ob der Aufzunehmende die für das betreffende Studium erforderliche Reife besitzt.

Es ist demnach auch die Maturitätsprüfung eine Aufnahmeprüfung, wie denn darüber kein Zweifel sein kann, dass jede Aufnahmeprüfung eine Art Reifeprüfung oder Maturitätsprüfung ist.

In diesem Zusammenhange, der zwischen der Maturitätsprüfung und der sogenannten Aufnahmeprüfung nicht zu verkennen ist, soll die vorliegende Frage eine kurze Erörterung erfahren; der Stand dieser Frage ist bekannt. Es werden Bedenken gegen die Institution der Aufnahmeprüfung erhoben und es wird dabei geltend gemacht, dass eine Prüfung, von deren Ergebnis die Aufnahme in die erste Classe des Gymnasiums abhängt, keine so verlässlichen Anhaltspunkte bietet, um die Vorbildung der sich zum Eintritte meldenden Schüler mit voller Sicherheit beurtheilen zu können.

Diese Bedenken richten sich gegen das Wesen der Prüfung, insofern sie eine vereinzelte Prüfung ist, und beruhen auf der pädagogischen Erwägung, dass eine vereinzelte Prüfung, die sich auf einen kleinen Zeittheil beschränkt, nicht jene Sicherheit und Verlässlichkeit für die Beurtheilung eines Individuums in Bezug auf seine Fertigkeiten, Kenntnisse, geistige Reife haben könne, wie dies eine ganze Summe von Beobachtungen und vereinzelten Prüfungen zu bieten

¹⁾ Der vorliegende Aufsatz ist auf besonderes Ersuchen der Redaction verfasst worden, welche damit das Versprechen erfüllt, das sie S. 73 gegeben hat. Wenn in jener Anmerkung der Redaction auch in Aussicht gestellt wurde, dass dieser Aufsatz Vorschläge hinsichtlich einer neu zu fixierenden Norm für die Aufnahmeprüfungen enthalten werde, so hat der Herr Verf. erklärt: solche Vorschläge könnten wohl nur auf Grund der zahlreichen Gutachten, welche dem h. Ministerium gegenwärtig vorliegen, gemacht werden, weshalb man dies besser der Einsicht des h. Ministeriums überlassen solle.

Die Redaction.

hande ist, die einen großen Zeitraum, Semester, Jahr in dem Ent-
wickelungsgange eines Individuums umfassen.

Diese pädagogischen Erwägungen sind richtig und gelten mit
für ein Princip in der Pädagogik. Und wer von diesem Princip
aus und in diesem Lichte die vorliegende Frage betrachtet, der
kann die Aufnahmeprüfung verwerfen; aber indem er dies thut, ver-
werft er nicht die Aufnahmeprüfung als solche, sondern nur insofern, als sie
als Institution einer vereinzelter Prüfung hat, weil diese zu dem pädago-
gischen Princip im Widerspruche steht. Wer aber die Institution der
vereinzelter Prüfung verwirft, der muss folgerichtig jede Prüfung, die als
vereinzelter Prüfung erscheint, verwerfen; er wird also nicht auf
andere Wege stehen bleiben und bloß die Aufnahmeprüfung beseitigen,
sondern er muss weiter gehen und diese Institution überall,
wo sie vorkommt, beseitigen.

Dass eine solche Änderung nicht ohne Rückwirkung auf die
Verhältnisse bleiben kann, ist einleuchtend; es sei hier gestattet,
auf zwei Fälle hinzuweisen. Nach diesem Princip müsste z. B. jede
Maturitätsprüfung als unzulässig erscheinen und verworfen werden,
wenn hier die Institution der vereinzelter Prüfung zur Anwendung
kommt; und damit wird ein wichtiges öffentliches Interesse, der häus-
liche Unterricht, getroffen.

Allein nicht bloß die Freiheit in der Wahl des öffentlichen oder
häuslichen Unterrichtes, noch ein anderes wichtiges Interesse, das
dem Staate, das sich in der staatlichen Controle offenbart, wird
berührt. Bekanntlich wird in der Maturitätsprüfung und durch
diese nebenbei auch eine staatliche Controle ausgeübt. Wenn die Insti-
tution der vereinzelter Prüfung verworfen wird, dann kann auch die
staatliche Controle nicht mehr in den Formen der bestehenden Maturi-
tätsprüfung, die ja auch eine vereinzelter Prüfung ist, zu einem Aus-
druck und zur Geltung kommen; es muss dann eine neue Form gesucht
werden, die zu finden nicht so leicht sein dürfte, wenn man erwägt,
dass die Controle ihrem Wesen nach eben nichts anderes ist, als eine
vereinzelter Prüfung. So hängen also, wie man sieht, mit der Institution
der vereinzelter Prüfung manche sehr wichtige Interessen zusammen,
so zeigt sich, dass nicht alle Verhältnisse der Schule nach dem
gleichen Maßstabe allein gemessen und geregelt werden können.

Und mit diesen Verhältnissen, die oft stärker sind als die Prin-
ciple, wird die Pädagogik zu rechnen haben, und sie thut es auch;
kennt diese Zwangslage an und sucht sich mit derselben abzu-
finden. Getreu ihren Principien ist sie darauf bedacht, Mittel und Wege
zu finden, um die Institution der vereinzelter Prüfung mit
den Garantien der Sicherheit und Verlässlichkeit auszustatten, die
ihnen sind. Und wenn auf diesem Gebiete ein Fortschritt gemacht
ist, so ist es ein Verdienst der Pädagogik.

In der That ist auch ein solcher Fortschritt zu verzeichnen.
Es bleibt noch ein wesentlicher Unterschied, ob das Schick-

sal eines Candidaten, der für den Examinator eine Nummer ist, bloß von jenen drei verhängnisvollen Fragen, die der Candidat mündlich zu beantworten hat, in einer vereinzelter Prüfung abhängig gemacht wird, oder ob zur Feststellung eines solchen Urtheiles mehrere solche Momente, also vereinzelter Prüfungen, zu Gebote stehen, wie dies bei solchen Reifeprüfungen im Gymnasium üblich ist, wo zur Charakteristik des Examinanden ein Prius (Frequenzzeugnis, Gymnasialzeugnisse) als informierender Behelf vorliegt, wo der Candidat schriftlich mündlich geprüft wird, und wo alle diese Momente in rastlose Erwägung gezogen werden. Wenn dessenungeachtet gegen diese Institution Bedenken vom pädagogischen Standpunkte erhoben werden, so ist das begreiflich; denn auch diese mit allen möglichen Garantien der Verlässlichkeit und Sicherheit ausgestattete Prüfung bleibt eine vereinzelter Prüfung, welche die Pädagogik principiell nicht billigen kann und die deshalb vor dem Richterstuhl der Pädagogik als eine offene Frage gilt. So kommt es, dass diese Frage von der Tagesordnung nicht abgesetzt wird.

Bei dem Gewicht nun, welches die pädagogischen Principien in dieser Frage für sich in Anspruch nehmen, erscheint es angemessen, diese Frage auch im Lichte jener Grundsätze zu betrachten, zu denen sich der Organisations-Entwurf bekennt, der ja auch in derlei Dingen als eine achtbare Autorität angesehen wird.

Anlässlich der Frage, in welcher Weise jenen Jünglingen, die einen von der Schule unabhängigen häuslichen Unterricht in den Gymnasialgegenständen genießen, der Übertritt an die Universität, und nur als ordentlichen Hörern gewährt werden solle, legt der Organisations-Entwurf sein pädagogisches Bekenntnis ab, wie folgt: „Zuerst ist ihre Verpflichtung, ihre Reife in einer Maturitätsprüfung gleich den Schülern des Gymnasiums zu erweisen, außer Zweifel; bodenküßlich aber ist es, wenn es sich um die Reife des Geistes und nicht bloß um den Besitz einer gewissen Menge von Kenntnissen handelt, einer vereinzelter Prüfung so sehr zu vertrauen.“ Und dieser nun wohl bekannte pädagogische Grundsatz ist in unserer Gymnasialeinrichtung keine Theorie geblieben.

Diesem Grundsatz sind die alten Schau-, Ehren-, Semester- und Annualprüfungen zum Opfer gefallen; eine vereinzelter Prüfung, von der das Schicksal eines öffentlichen Schülers abhängig gemacht würde, kennt das Gymnasium nicht. Die Schüler werden auf Grund einer großen Summe von Beobachtungen und vereinzelter Prüfungen beurtheilt, am Schlusse des Jahres so versetzt; die Versetzungsprüfungen am Schlusse eines Semesters sind, insofern davon eine Entscheidung abhängt, ist, auf ganz bestimmte Fälle beschränkt, sie werden vorgenommen, weil es eben kein anderes Mittel gibt, um zu einem Schlussurtheil zu gelangen, als diese vereinzelter Prüfung. So mag es denn wohl mit Recht nicht geringes Befremden erregen, wenn solchen päd-

²⁾ Entwurf der Organisation der Gymnasien in Österreich S. 12.

ischen Grundsätzen gegenüber die Maturitätsprüfung, also eine veränderte Prüfung, als eine Institution am Gymnasium besteht. Und es ist es so. Allein hier muss gleich auf einen Unterschied hingewiesen werden; diese Institution besteht am Gymnasium, keineswegs ist sie eine Institution des Gymnasiums; und wenn die letztere die allgemeine, die übliche ist, so ist es Schuld des Sprachgebrauches, nicht des Organisations-Entwurfes; denn so viel Consequenz der Logik muss ihm zugemuthet werden, dass er seinem auf so vielen pädagogischen Principien aufgeführten Bau, dem Gymnasium, die Maturitätsprüfung nicht als eine Krone aufsetzt; das wäre zum mindesten eine unpädagogische Krönung des Gebäudes. Nein, so ist es nicht, die Maturitätsprüfung ist eine Institution am Gymnasium, aber nicht des Gymnasiums; sie ist kein organisches Glied der Gymnasialeinrichtungen und steht ganz außerhalb des Rahmens des Gymnasiums.

Beweis dafür, dass die Versetzung und Classification der Schüler der VIII. Classe im II. Semester vor der Maturitätsprüfung stattfindet: das Gymnasium ist mit seinem Urtheil über die Abiturienten fertig; das Gymnasium hat geschlossen und die Schüler sind als formell entlassen zu betrachten; sie werden beisammen gehalten, weil die Maturitätsprüfung unmittelbar darauf folgt, und müssten factisch entlassen werden, wenn die Maturitätsprüfung etwa in den Ferien oder nach den Ferien stattfinden würde. Die Maturitätsprüfung hat es also mit sich zu thun, die das Gymnasium absolviert haben, und die das Recht zum Eintritte in die Universität sich erwerben wollen. Und das Recht wird ihnen kraft der Maturitätsprüfung erteilt, die eine Prüfung ad hoc ist, daher nur eine vereinzelte Prüfung sein kann.

Die Maturitätsprüfung gehört also nicht unter die Institutionen des Gymnasiums; das erklärt auch der Organisations-Entwurf klar und deutlich; denn so ist daselbst zu lesen²⁾: „Es kann den Gymnasien selbstständig und an sich das Recht nicht erteilt werden, durch ein ihrerseits angestelltes Zeugnis über die Sphäre ihrer Wirksamkeit hinauszuschreiten und den Zugang zur Universität zu eröffnen“. Denn dieses Recht, das Recht der Aufnahme, gehört der Universität und dieses Recht muss ihr gewahrt bleiben.“³⁾ Weil jedoch der praktischen Ausführung der Aufnahmeprüfung manches entgegensteht, so wurde die bestehende Prüfung der Maturitätsprüfung gewählt, die also nicht eine Abnahmeprüfung des Gymnasiums ist, sondern infolge der Mitwirkung des Commissarius (Schulrathes, Gymnasial-Inspectors) ein Staatsexamen ist, wobei der Director des Gymnasiums und die Gymnasialprofessoren der VIII. Classe als delegierte Prüfungscommissarien zu betrachten sind.

Und dass diese Maßregel nicht eine Fiction ist, indem doch diejenigen, die bereits ihre Schüler versetzt, classificiert und formell entlassen

²⁾ Org. Entw. f. Gymn. in Österr. S. 193.

³⁾ Org. Entw. f. Gymn. in Österr. S. 192.

haben, die also bereits ein fertiges Urtheil über die Sachlage haben, wieder als Prüfungskommissäre fungieren, sondern dass diese Prüfung ad hoc eine wirkliche, entscheidende Prüfung ist, dafür liefern Wissenschaft und Erfahrung die nöthigen Belege.

„Das Urtheil“, so ist in dem Organisations-Entwurf zu lesen, welches die Gymnasien durch ihre Kenntnisse der bisherigen Leistung der Schüler in allen einzelnen Lehrgegenständen, während einer Reihe von Jahren schon zur Prüfung mitbringen, ist ein vorläufiges Urtheil, das die Prüfung erleichtert und sicherer macht.“

Nun dass dieses vorläufige Urtheil, wie es in dem Informationsbericht, den Gymnasialzeugnissen, niedergelegt ist, bei der Maturitätsprüfung nicht einfach ratificiert, sondern nicht selten modificiert wird, das werden die Gymnasien auf Grund ihrer Erfahrung zu bestätigen und erforderlichenfalls auch ein genügendes Material über die Modification dieses vorläufigen Urtheiles für einen statistischen Ausweis zu liefern in der Lage sein. Das ist die Stellung, die Bedeutung der Maturitätsprüfung; sie begrenzt die Machtsphäre des Gymnasiums und ordnet die Beziehungen desselben zur Universität.

Und in ähnlicher Weise sind durch die Aufnahmeprüfung die Beziehungen des Gymnasiums zur Volksschule geregelt.

Dasselbe Recht, das die Universität dem Gymnasium gegenüber besitzt, musste auch dem Gymnasium der Volksschule gegenüber eingeräumt werden, so weit es sich um die Aufnahme der Studierenden handelt.

Und dieses Recht besitzt auch das Gymnasium nach §. 60, 2 des Organisations-Entwurfes, wo zu lesen ist: „Dem Gymnasium steht dabei da es für den wissenschaftlichen Fortgang seiner Schüler verantwortlich ist, das Recht zu, sich durch eine Aufnahmeprüfung über das wirkliche Vorhandensein der geforderten Kenntnisse und Fertigkeiten sicher zu stellen und die Aufnahme wegen mangelhafter Vorbereitung zu verweigern.“ Ja die Berechtigung liegt hier in einem höheren Maße vor, wenn man das Verhältniss des Gymnasiums zur Universität mit dem des Gymnasiums zur Volksschule vergleicht.

Es darf nicht übersehen werden, dass das Gymnasium der Universität gewissermaßen angegliedert ist, einerseits weil die Universität Gymnasiasten nach vollendeten Gymnasialstudien aufnimmt, andererseits weil nach §. 1 des Organisations-Entwurfes⁶⁾ der Zweck des Gymnasiums ist, nicht bloß 1. eine höhere allgemeine Bildung unter wesentlicher Benützung der alten classischen Sprachen und ihrer Literatur zu gewähren, sondern 2. auch hierdurch zugleich für das Universitätsstudium vorzubereiten. Das Gymnasium ist also eine Art Vorbereitungsschule für die Universität.⁷⁾

⁵⁾ S. 192.

⁶⁾ S. 14.

⁷⁾ Dieser Umstand so wie das vielerwähnte pädagogische Princip bilden die Rüstkammer, aus der die Waffen hervorgeholt werden, die oft der Kampf gegen die Maturitätsprüfung losbricht; und dass dieses nicht selten vorkommt, das bezeugt die über diese Frage vorhandene Literatur.

Nicht so ist das Verhältnis der Volksschule zum Gymnasium. Die Volksschule ist ein ganz selbständiger und unabhängiger Organismus, der ihre Schüler nicht nach absolvierter Volksschule ins Gymnasium, und in ihrem Statut ist wohl nicht die Bestimmung enthalten, dass die Volksschule zugleich für das Gymnasium vorbereite. Auch die Universität das Recht der Aufnahmeprüfung gegenüber dem Gymnasium besitzt und dieses Recht auszuüben sich verpflichtet. Auch besteht auch für das Gymnasium die Berechtigung und Befugnis zur Vollziehung der Aufnahmeprüfung gegenüber der Volksschule, und dies vielleicht in noch höherem Maße, weil die Verantwortlichkeit des Gymnasiums in Bezug auf seine Schüler in pädagogischer und didaktischer Beziehung weit größer ist als die Verantwortlichkeit der Universität für ihre Studierenden.

Unter diesen Verhältnissen sind es also, die eine Regelung der Beziehung zwischen Gymnasium und Volksschule in der bestehenden Form herbeiführen. In der Form nämlich, dass diejenigen Volksschüler, die eine Aufnahme ins Gymnasium nachsuchen, sich einer Aufnahmeprüfung zu unterziehen verpflichtet sind, wie dies durch die Ministerial-Erlasse vom 1. März 1870, Z. 2370, und 7. April 1878, Z. 5416, wiederholt ausgesprochen ist.

Nach dieser Aufnahmeprüfung ist keine organische Institution der Volksschule, noch des Gymnasiums, weil sie eine vereinzelte Prüfung ist; sie ist wie die Maturitätsprüfung eine außerordentliche Prüfung ad hoc, weil ein anderes Mittel zur Ausübung der Prüfung und zur Erreichung des Zweckes nicht da ist.

Wie weit möglich ist auch diese Prüfung mit allen zu Gebote stehenden Garantien der Verlässlichkeit und Sicherheit für die Beurtheilung ausgestattet, es ist eine Reifeprüfung, eine Maturitätsprüfung, und zwar für die kleinen Abiturienten sei es gesagt, ohne jene übliche Entlassungsformel „si parva licet componere magnis“, nicht im kleinen, sondern für sie eben so groß wie jene für die 18jährigen Abiturienten. Aufzunehmende werden schriftlich, werden mündlich geprüft; es wird für jeden einzelnen öffentlichen Volksschüler ein informierendes Zeugnis, das Frequentations-Zeugnis, vor, dem eine volle Beachtung zuwider wird. Es ist für das Gymnasium von großem Interesse zu wissen, ob der Aufzunehmende einen öffentlichen oder häuslichen Unterricht genossen, wie im ersteren Falle sein Betragen war, ob derselbe zur Versetzung in eine höhere Volksschulklasse — daher ein guter Schüler — oder nicht reif befunden wurde — daher ein schwacher Schüler war. Diese Scheidung der Schüler in gute und schwache, ist von großem Werte, da dies den Prüfungsakt wesentlich erleichtert und die Beurtheilung sicherer macht. Dass die Noten des Frequentations-Zeugnisses bei der Aufnahmeprüfung eine Correctur erfahren, das liegt in der Natur der Sache, und hier hat der informierende Behelf, das Frequentationszeugnis, denselben Wert, dieselbe Geltung, dasselbe

Schicksal, wie jenes vorläufige Urtheil, das in den Gymnasialzeugnissen niedergelegt ist, wovon oben die Rede war.

So zeigt sich in der Regelung des Verhältnisses, wie es zwischen dem Gymnasium und Universität einerseits, zwischen der Volksschule und dem Gymnasium andererseits besteht, eine Analogie, deren Basis ein dem Wesen nach gleiche Institution bildet, die Reifeprüfung.

Die Reifeprüfung ist der Regulator dieses Verhältnisses, sie repräsentiert die Grenze, welche die Machtsphäre der verschiedenen Arten von Schulen scheidet; sie hat weder Rechte einer Schule zu geben, noch auch welche einer Schule zu nehmen; denn jede Schule hat ihre Rechte, ihre Autonomie, eine Sphäre, innerhalb deren sie nach pädagogischen Principien autonom schalten und walten kann. Und in diesen Rechten der Autonomie, die jede Schule besitzt, welche nicht wie die Volksschule eine Pflichtschule ist, gehört die Aufnahme der Schüler, die einer Versetzung in eine höhere Classe gleichkommt, die Versetzung in eine höhere Classe aber ist ein unbestrittenes Recht, das allen Schulen ohne Unterschied gemeinsam ist.

Nur in einem Punkte erfährt die Analogie eine Abweichung, und zwar in dem Modus der Reifeprüfung selbst. Während nämlich die Maturitätsprüfung am Gymnasium mit Zuziehung der Gymnasiallehrer und des Directors als der delegierten Prüfungscommissäre stattfindet, wird die Aufnahmeprüfung nicht an der Volksschule, nicht unter Zuziehung des Volksschulleiters und der Volksschullehrer, sondern am Gymnasium allein vorgenommen.

Ob auch in dieser Beziehung eine Analogie, und wie diese hergestellt, wie diese Prüfung ad hoc durchzuführen sei, und in welcher Weise hiebei das Recht und die Interessen des Gymnasiums eine Wahrung finden sollen, das zu erörtern lag nicht im Plane für diese Zeit, deren Zweck es lediglich war, die Principienfragen hervorzuheben, die bestehenden Verhältnisse sine ira et studio darzulegen und darauf hinzuweisen, wie tief diese scheinbar untergeordnete Frage in das System der gesamten Unterrichtsordnung eingreift.

Wien.

J. Ptaschnik.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

[Stiftungen.] Die Militär-Rechnungsofficials Wittwe Frau Anna Bauer, geborne Baudisch, hat mit einem Capitale von 2000 fl. eine Stipendienstiftung auf den Namen Johanna Baudisch gegründet, zu deren Genuss Hörer der Rechte an der Wiener Universität berufen und welche aus Prag und in zweiter Linie überhaupt aus dem Königreich Böhmen gebürtig, der katholischen Religion angehören und Söhne braver Eltern sind. Die Stiftung ist mit dem Genehmigungs-Act des Stiftnisses ins Leben getreten. (Stiftbrief vom 11. Januar 1884 — Min.-Act Z. 1562). — Der Kanzleidirector der Benedictiner-Abtei, P. Florian Kinnast, hat den Ertrag der von ihm gesammelten und herausgegebenen Dichtungen des verstorbenen Gymnasiallehrers in Graz, P. Dr. Richard Peinlich, zur Gründung einer Stipendienstiftung bestimmt, zu deren Genuss würdige und dürftige Schüler des I. Staats-Gymnasiums zu Graz berufen sind. Die Stiftung ist mit dem Capitale von 400 fl. in Silberrente activiert worden. (Stiftbrief vom 1. Januar 1884. — Min.-Act Z. 681). — Der im Jahre 1874 verstorbene Bürger Mathias Tuma in Libab hat letztwillig ein Capital von 300 fl. zur Gründung einer Stipendienstiftung gewidmet, zu deren Genuss ein dürftiger Studierender aus des Stifters Verwandtschaft, sowohl ein Studierender der Mittelschulen oder der Technik aus Vesec in Libab, katholischer Religion, berufen sein soll. Diese Stiftung ist mit dem Capitale von 3600 fl. in Staatspapieren activiert worden. (Stiftbrief vom 31. Januar 1884. — Min.-Act Z. 2920). — Die Tischlerei-Gesellschaft „Schlurk“ in Reichenberg hat mit einem Capitale von 100 fl. eine Stipendienstiftung gegründet, zu deren Genuss abwechselnd ein Schüler deutscher Nationalität ohne Unterschied der Confession am Staats-Gymnasium, an der Staats-Gewerbeschule, der städtischen Bürgerschule und der Staats-Unterrealschule in Reichenberg berufen ist. Die Stiftung ist nach Genehmigung des Stiftnisses ins Leben getreten. (Stiftbrief vom 3. Februar 1884. — Min.-Act Z. 2673). — Die im Jahre 1870 verstorbene Frau Theresia Suchanek, Hausbesitzerin in Pilsen, hat letztwillig ein Capital von 2000 fl. zur Gründung einer Stipendienstiftung gewidmet, zu deren Genuss vier Studierende des deutschen Gymnasiums in Pilsen, kath. Religion, berufen sind. Diese Stiftung ist mit dem Capitale von 2746 fl. 15 kr. activiert worden. (Stiftbrief vom 6. Juli 1883. — Min.-Act Z. 1935 ex 1884).

Literarische Miscellen.

Deutsche Dichtungen. I. Goethes Hermann und Dorothea von Karl Heinrich Beck. Gotha 1883, Friedrich Andreas Perthes. 117 ss. gr. 8°.

Es liegt hiermit der erste Band einer neuen Sammlung classischer deutscher Literaturwerke vor, die im Verlage von F. A. Perthes und

unter der bewährten Redaction des Gymnasialdirectors Dr. Heinrich Kock erscheinen wird. Parallel mit diesen Classikerausgaben soll ergänzend, aber doch auch in sich als selbständiges Ganzes, eine Sammlung von Lebensbildern unserer Classiker veröffentlicht werden. Die Idee dieses literarischen Doppelunternehmens stammt von dem unlängst verstorbenen Professor Herbst, der diese Bibliothek im Anschlusse an sein allgemein verbreitetes Hilfsbuch der Literaturgeschichte ins Leben rufen wollte.

Die Texte sollen, mit entsprechenden Einleitungen und Commentaren versehen, die Jugend wie die Gebildeten überhaupt in die Lage versetzen, den Autor richtig und allseitig zu verstehen. Die für spätere Zeit in Aussicht gestellten Biographien sollen, gleichweit von schmerzhafter Kürze und ermüdender Breite entfernt, ein lebendiges Bild vom Leben und Wirken der Dichter entwerfen und dabei auf dem Niveau der heutigen Forschung stehen.

Das vorliegende Heft gibt eine Probe der äußeren Einrichtung und des Geistes der ganzen Unternehmung. Der tüchtigen Einleitung folgt der Text des Gedichtes, auch die gleichnamige Elegie ist diesem nicht vergessen.¹⁾ Die Anmerkungen berühren nur das Nothwendige, enthalten sich jeglicher Breite der Darstellung und sind überhaupt völlig angemessen. Den Beschluss bilden das Urtheil A. W. Schlegel über Goethes Hermann und Dorothea und Auszüge aus W. v. Humboldt's „Ästhetischen Versuchen“.

Hernalz.

Dr. F. Prosch.

Formenlehre der deutschen Sprache in tabellarischer Übersicht.
Von J. Emprechtinger. Wien 1881, Verlag von A. Pichler
Witwe & Sohn. Zwei Tabellen.

Abgesehen von dem allen derartigen tabellarischen Übersichten anhaftenden Uebelstand des unhandlichen Bogenformats sind die beiden Tabellen Emprechtingers recht planvoll ausgeführt. Die erste derselben behandelt in übersichtlicher Darstellung das Nomen, die zweite das Verbum und die Partikeln. Auffallen muss es nur, dass gerade jener Partie der Formenlehre, die für eine tabellarische Übersicht zunächst geeignet ist, die Flexionslehre, so karg bedacht wurde; denn auch einigen ganz allgemeinen Bemerkungen fehlt jede Übersicht über die Flexionsendungen sowohl des Nomens als des Verbums. Um den Raum für eine solche Tabelle, die instructiv angelegt von wirklich praktischen Werten geworden wäre, zu gewinnen, hätte der Verfasser sich in der (im allgemeinen sonst richtigen) syntaktischen Bemerkungen, die ja selbst dies in eine „Formenlehre“ nicht gehören, kürzer fassen können.

Wien.

Dr. Karl Stejskal.

Programmenschau.

11. Hoffer Ed.: Die Hummeln Steiermarks. Lebensgeschichte und Beschreibung derselben. Erste Hälfte. Programm der steiermärkischen Landes-Oberrealschule in Graz. 1882. 92 SS.

Vor allem sei erwähnt, dass diese Programmarbeit nicht Noth Interesse hat für denjenigen, der sich das Studium der Hummeln Steiermarks, sondern für alle, die sich überhaupt das specielle Studium irgend

¹⁾ Vgl. meine Recension von Funks Ausgabe von Hermann und Dorothea in der Zeitschr. f. d. Realschulw. 1881, S. 614 ff.

²⁾ Zu Gesang II, v. 26 könnte die Stelle aus der Odyssee angeführt werden.

zur Tiergruppe zur Aufgabe gemacht haben. Die Beobachtungen des Verfassers über die Hummeln reichen bis in seine Jugendjahre; außerdem ist er sich mit vielen „Naturfreunden“ in Verbindung, welche ihm an verschiedenen Örtlichkeiten Material zu seiner umfangreichen Arbeit lieferten. Der eifrige Forscher begnügte sich nicht damit, die Hummeln bloß im Freien zu beobachten, sondern er zog dieselben auch in Nistkästchen, um ihre Lebensweise besser kennen zu lernen. Der allgemeine Theil, welcher 64 Seiten umfasst, enthält in 15 Abschnitten alles, was sich über die Hummeln sagen lässt. Demjenigen, welcher sich eingehender mit dem Studium dieser für den Menschen so wichtigen Insecten beschäftigen will, bietet dieser allgemeine Theil zugleich eine Anleitung, wie er es anzufangen habe. Da selbst eine gedrängte Beschreibung zu weitläufig sein würde, so seien nur einige jener Punkte hervorgehoben, welche die Angaben anderer Forscher bestätigen oder berichtigen. — Durch öftere Beobachtungen machte der Verf. die Entdeckung, dass von den großen Weibchen höchstens die zuerst ausgetragenen Pollen und Honig sammeln, dass ferner nicht nur die großen, sondern auch die kleinen Weibchen für alle Geschlechter und neuen Eier legen. Auch schildert er das Geschäft des Eierlegens etwas anders, als wir es bei andern Autoren finden. Besonders interessant ist auch die Beobachtungen über die Lebensweise der Arbeiter. Nachgewiesen wurde auch ein Werben der Männchen um die Weibchen. Der Verf. beobachtete auch den vor fast 200 Jahren von Götart erwähnten Trompeter der Hummeln in einem Neste von *Bombus agrillaceus* Was die Lage des Thieres in der Puppe anbelangt, so beobachtete der Verf., dass in der Regel der Kopf nach oben gewendet ist, und dass das Thier in der oberen Spitze des Cocons ausbricht, er stimmt also mit Huber überein, während Réaumur und Latreille das Gegentheil behaupten. Die einzige Zellenlage kommt bloß bei unfertigen Nestern vor, bei fertigen finden sich stets mehrere Reihen. Durch Funde im Freien, sowie durch Versuche in Nistkästchen wurde dargethan, dass Hummeln verschiedener Arten durch längere Zeit beisammen leben. Sehr beachtenswert ist auch der Abschnitt über die Feinde der Hummeln. Zu den Feinden, welche die charakteristischen Merkmale der Hummeln vertheilen, wäre etwa noch eine schematische Figur eines Hummel-Nestes erwünscht. Im besonderen Theile werden einstweilen auf 28 Seiten *Bombus lapidarius* L., *Bombus confusus* Schenck, *Bombus maculatus* West., *Bombus rufellus* Kirby ausführlich beschrieben, und zwar sowohl Männchen, als Arbeiter und Weibchen. Auf die mannigfachen Variationen wird bei dieser Beschreibung besonders Rücksicht genommen und manche irrige Ansicht richtig gestellt. Zur Unterscheidung der Hummeln der verschiedenen Arten wird die Beschaffenheit der Genitaltheile besonders berücksichtigt, da dieselben sehr charakteristische Merkmale liefern. Zwei Figurentafeln mit 19 Figuren in Farbendruck illustriren das im besonderen Theile Erwähnte.

E. Mayr Gust.: Die Genera der gallenbewohnenden Cynipiden. Programm der Wiener Communal-Oberrealschule im ersten Gemeindebezirke 1882. 42 SS.

Wer sich je schon in der Bestimmung von Cynipiden versucht hat, der wird bei Lesung der Arbeit des Verf. leicht einsehen, wie viel Zeit und Mühe derselbe anwenden musste, um diese Arbeit liefern zu können. Es werden 22 Gattungen mit etwa 142 Arten angeführt. Zu jeder Art wurde ein analytischer Schlüssel verfertigt, welcher derartig ausführlich ist, dass die Bestimmung der einzelnen Arten mit möglichst großer Sicherheit vorgenommen werden kann. Der Verf. bietet auch die Resultate seiner langjährigen Studien, bei etwaigen Zweifeln hat sich derselbe mit berühmten Entomologen in Verbindung gesetzt.

Besonders wird diese Arbeit denjenigen willkommen sein, die mit dem Studium der Cynipiden beschäftigen oder beschäftigen wollen.

13. Schwippel K.: Übersicht der geologischen Verhältnisse der Umgebungen von Brünn (mit einer Karte). Programm des ersten deutschen k. k. Gymnasiums in Brünn. 15 SS.

Ohne besondere Schwierigkeiten wird auch derjenige Leser, der die vom Verf. benützten Werke und Karten nicht zu Gebote stand, durch diesen Aufsatz in die geologischen Verhältnisse der Umgebungen von Brünn eingeweiht werden. Aus der Primärformation finden wir den Gneis, kryst. Schiefer, Syenit; aus der paläozoischen den Kalk, das Mittel- und Ober-Devon, den Culm, die Steinkohlenformation, das Rotliegende; aus der mesozoischen Formation die Jurafornation, aus der känozoischen die neogene und eocene Formation, dann fluvial- und alluvialschichten. Die vorhandenen Quellen wurden gewissenhaft benützt, die Übersicht wird gefördert durch die beigegebene, in verschiedenen Farben ausgeführte Karte. Mit diesem Aufsatz und der Karte in der Hand wird es jedem, der auch nur die Kenntnisse besitzt, welche Unterricht an einer Mittelschule vermittelt, sehr leicht in geologischer Beziehung in der Umgebung Brünns sich zurecht zu finden.

14. Uličný Jos.: Systematisches Verzeichnis der Weichthiere der Umgebung von Brünn. (Systematický seznam měkkýšů okolí Brněnského). Programm des böhmischen Obergymnasiums in Brünn. 1882. 22 SS.

Der Verf. hat sich der Mühe unterzogen, die Weichthiere der Umgebung Brünns näher zu erforschen. Sein Bemühen war mit Erfolg gekrönt; denn, obwohl ihm wenig Vorarbeiten zu Gebote standen, fand er doch 97 Arten mit 16 Abarten. Um in der Bestimmung einzelner Arten ganz sicher zu gehen, ließ er das gesammelte Material durch berühmte Conchyologen, nämlich S. Clessin in Oelsenfurt und Jul. Hazay in Pest, untersuchen. Nach einer kurzen Einleitung werden die gefundenen Arten in systematischer Reihenfolge sammt ihren Fundorten angeführt. Hierauf werden 15 aus den aufgezählten Arten beschrieben und auf der beigegebenen Figurentafel durch Zeichnungen erläutert. Diese Arbeit wird sicherlich zu weiterem Studium der Mollusken des Kronlandes Mahren anregen.

15. Schlögl L.: Die Coleopteren-Fauna aus dem Marchthale bei Ungar.-Hradisch. Programm des k. k. Real- und Obergymnasiums zu Ungar.-Hradisch. 1882. 17 SS.

Dieser Programmaufsatz behandelt die im Waldland, in Baumplantagen und Gebüsch der Umgebung von Ungar.-Hradisch vorkommenden Käfer. Im ganzen werden etwa 210 verschiedene Arten angeführt. Die einzelnen Gattungen von Bäumen und Sträuchern werden aufgezählt und angegeben, welche Käfer man ihnen findet, so dass dieser Aufsatz zugleich mit einer Aufzählung angehende Käfersammler ist. Zu besprechen bleiben noch die Käfer offenen trockenen Lande, die des nassen Bodens und der Gewässer. Anhang wird uns ein Verzeichnis der Käfer nach Familien, Gattungen und Arten geordnet versprochen. Bei selteneren Käfern wäre es vielleicht wünschenswert, nicht bloß das Vorkommen im allgemeinen, sondern auch den speciellen Fundort zu erwähnen. Seite 5 merkt der Verfasser, dass das Holz ganz gesunder Stämme von Käfern nicht angegriffen werde, welcher Ansicht wohl nicht ausnahmslos beigetreten werden dürfte.

Braunau.

P. Čtvrtáček.

Lehrbücher und Lehrmittel.

Fortsetzung v. Jahrgang 1883, Heft XII, S. 961.)

Deutsch.

Nach Fr. J., Geschichte der Offenbarung des alten Bundes; auch der Offenbarung des neuen Bundes. Zum Unterrichtsgebrauche in Schulen und verwandten Lehranstalten. Wien und Regensburg G. J. Manz, Pr. je 1 fl. 5 kr. Die Approbation der comp. kirchl. Behörde vorausgesetzt allgemein zugelassen. (Min.-Erl. v. 1. Februar 1884, Z. 1618).

Schulan-gaben griechischer und lateinischer Classiker. 1. C. Sallusti Crispi de Catilinae coniuratione liber, von J. H. Manz, Pr. 60 kr.; 2. de bello Jugurthino liber, von J. H. Schmalz, Pr. 60 kr.; 3. Cicero's Rede für Sex. Roscius aus Ameria, von G. Landauer, Pr. 60 kr.; 4. Reden gegen L. Sergius Catilina von K. Hacht, Pr. 60 kr.; 5. Titi Livii ab urbe condita, liber XXI, von F. Schöbcher, Pr. 72 kr., liber XXII P. 72 kr.; 6. Xenophons Hellenica, von H. Zurborg, I. Bändchen, Buch 1 und 2, Pr. 60 kr.; 7. Sophokles Oedipus auf Kolonos von F. Sartorius, Pr. 48 kr.; 8. Platon's Begründungsrede des Sokrates und Kriton, von H. Bertram, Pr. 72 kr.; 9. Cornelii Taciti Annales, von W. Pfeitzner, I. Bändchen, Buch 1 und 2, Pr. 72 kr.; 10. Xenophons Anabasis, von R. Hansen, Buch 1 und 2, Pr. 72 kr., II. Bändchen, Buch 3—5, Pr. 72 kr.; 11. M. Tullii Ciceronis Puscinarum disputationum libri quintus, von W. Hasper, I. Bändchen, Buch 1 und 2, Pr. 72 kr.; 12. C. Julii Caesaris commentarii de bello Gallico, von R. Menge, I. Bändchen, Buch 1 und 2, Pr. 78 kr.; 13. P. Vergili Maronis Aeneis, von O. Brosin, Buch 1—3, Pr. 1 fl. 44 kr.; 14. Ausgewählte Reden des Cicero von J. Sörren, I. Bändchen, Pr. 72 kr.; 15. Die Oden des Q. Horatius Flaccus, von E. Rosenberg, Pr. 1 fl. 44 kr.

Die Lehrkörper der Gymnasien werden auf diese bei K. Gräser in Wien im Jahr 1883 erschienene Sammlung commentierter Schulbücher von griech. und lat. Classikern aufmerksam gemacht. (Min.-Erl. 24. Januar 1884, Z. 1039).

Korzel, Heinrich, Lateinische Schulgrammatik. Prag 1884. 1. Aufl. 1 fl. 20 kr., geb. 1 fl. 40 kr., allgemein zugelassen. (Min.-Erl. März 1884, Z. 3938).

—, Lateinisches Übungsbuch. I. Theil. Prag 1884. Tempsky. 1. Aufl. geb. 60 kr., allgemein zugelassen. (Min.-Erl. v. 8. März 1884, Z. 3939).

Hauter, Dr. Johann, Lateinisches Übungsbuch für die zwei ersten Classen der Gymnasien und verwandter Lehranstalten nach den Methoden von K. Schmidt, Ellendt-Seyffert und F. Schulz. Abtheilung für das erste Schuljahr, 9. Aufl. Wien 1884. Hermann und Alt. Pr. 60 kr., wird ebenso wie die 8. Aufl. desselben zum Lehr- und Lernmittel an Gymnasien mit deutscher Unterrichtssprache allgemein zugelassen. (Min.-Erl. v. 13. Februar 1884, Z. 2493).

Schwarz Anton, Lateinisches Lesebuch mit sachlichen Erklärungen und grammatischen Verweisungen versehen. 4. verb. Aufl. Paderborn 1884. Ferdinand Schöningh. Wien. Friese und Lang. Pr. 1 Mark. Wird wie die dritte Aufl. in der dritten Classe der Gymnasien allgemein zugelassen. (Min.-Erl. v. 26. Januar 1884, Z. 1298).

Schulan-gaben classischer Werke, herausg. von Prof. Schöbcher: von dieser Sammlung sind bei K. Gräser in Wien 1. Theil erschienen: Goethe, Iphigenie auf Tauris, herausg. von J. Neuhauer, Pr. 30 kr. Shakespeare, Julius Caesar, herausg. von J. Resch, Pr. 30 kr. Shakespeare, Coriolanus, herausg. von

E. Nader. Pr. 30 kr., Lessing, Minna von Barnhelm, herausg. von Neubauer, Goethe, Hermann und Dorothea, herausgegeben von Lichtenheld. Die Lehrkörper der Mittelschulen werden auf das Scheitern dieser Bücher aufmerksam gemacht. (Min.-Erl. v. 29. Februar und 31. März 1884, Z. 3780 und 5852).

Lampel Leopold, Deutsches Lesebuch für die III. Classe der Mittelschulen. Wien 1884. A. Hölder. Pr. 1 fl. 20 kr., geb. 1 fl. 36 kr. allgemein zugelassen. (Min.-Erl. v. 14. Februar 1884, Z. 2589.)

Ptaschnik J., Leitfaden beim Lesen der geographischen Karte. 9. Aufl. Wien 1884, F. Beck. Pr. brosch. 90 kr. 1. Abthand 1 fl. 5 kr., 2. Abthand 1 fl. 5 kr. Wie die 8. Aufl. allgemein zugelassen. (Min.-Erl. v. 23. März 1884, Z. 5920).

Sydow E. v., Schulatlas in 42 Karten. 36. Aufl., Gotha und Wien 1884, J. Perthes, Pr. geb. 4 M. 60 Pf., wie die 35. Aufl. allgemein zugelassen. (Min.-Erl. v. 13. Januar 1884, Z. 618.)

Guttenbrunner Georg, k. k. Lieutenant im Infanterie-Regimente Nr. 91, derzeit in Budweis stationiert, veröffentlicht eine Reisekarte des Tatragebietes im Maßstabe 1:100.000, deren Preis, sammt Etui und Karte, sich im Pränumerationswege (je nach der Anzahl der Abnehmer) auf 10 bis 12 fl. stellen wird. Die Lehrkörper der Mittelschulen werden auf dieses für den geographischen Unterricht brauchbare Lehrmittel aufmerksam gemacht. (Min.-Erl. v. 29. Februar 1884, Z. 3148)

Rätsch Heinrich, Kurzer Lehrgang der Stenographie (Correspondenz- und Debattenschrift) nach F. A. Gabelsbergers System. Durchgesehen und bearb. von Dr. J. R. Rätsch. 42. Aufl. Dresden 1883. G. Dietze. Pr. 1 Mark 50 Pf.

Lesebuch zum kurzgefaßten Lehrbuch (Preisschrift) der Gabelsbergerschen Stenographie. Nach den Beschlüssen der stenograph. Commission zu Dresden herausg. vom k. sächs. stenograph. Institute. Durchgesehen und umgearb. von Prof. Dr. Heyde und Dr. Rätsch. 54. Aufl. Dresden 1883. G. Dietze. Pr. 2 Mark, allgemein zugelassen. (Min.-Erl. v. 30. December 1883, Z. 24070).

Čechisch.

Kořinek Josef, Latinská mluvnice ku potřebě žáků vlastních a středních tříd gymnasijských 4. verb. Aufl. Prag 1884. Kobes. Pr. 1 fl. 80 kr., in Leinwand geb. 2 fl. 10 kr., wird wie die 3. Aufl. allgemein zugelassen. (Min.-Erl. v. 5. Januar 1884, Z. 34).

Ningerovy děje všeobecné pro nižší třídy středních škol. Díl I. Starý věk. 3. Aufl. Bearb. von Joh. B. Novák. Prag 1884, J. L. Kobes. Pr. 60 kr., geb. in Leinwand 80 kr., wird ebenso, wie die 2. Aufl. allgemein zugelassen. (Min.-Erl. v. 4. Januar 1884, Z. 33).

Sanda Franz, Měřivní a rýsování pro II., III. a IV. třídu reálných škol a reálných gymnasií. 4. verb. Aufl. Prag 1884, J. L. Kobes. geb. in Leinwand, 1 fl. 20 kr., wie die 3. Aufl. an Realgymnasien allgemein zugelassen. (Min.-Erl. v. 5. Februar 1884, Z. 1960).

Slovenisch.

Čebular Jakob, Fizika za nižje gimnazije, realke in nižje učilnice I. und II. Theil. Görz 1883. Pr. 1 fl. 30 kr., allgemein zugelassen. (Min.-Erl. v. 5. Januar 1884, Z. 24495 ex 1883).

Fünfte Abtheilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen und Erlässe.

Verordnung des Min. für C. und U. vom 7. Februar 1884, Z. 2117, betreffend die Prüfung der Candidaten des Gymnasial- und des Realschulunterrichts. (Verordnungsblatt Stück IV S. 29 ff.)

Verordnung des Min. für C. und U. vom 9. Februar 1884, Z. 1698, an die k. k. Universität mit böhmischer Vortragsprache in betreff die Auslegung einer Bestimmung des §. 5 des Gesetzes über die akademischen Behörden vom 27. April 1873, R. G. Bl. Nr. 63. Der Minister hat mit Bericht vom 24. Januar 1884, Z. 464, anher die Angelegenheit berichtet, wie in dem Falle, als die Anzahl der in einem Collegium befindlichen ordentlichen Professoren eine ungerade Zahl der in das Collegium zu berufenden außerordentlichen Professoren zu berechnen sei. Da durch §. 5 des Gesetzes über die Organisation der akademischen Behörden ausdrücklich bestimmt wird, dass die Anzahl der außerordentlichen Professoren die Hälfte der Zahl der ordentlichen Professoren nicht übersteigen dürfe, so kann im vorausgesetzten Falle, nur die Hälfte der nächst niederen geraden Zahl der ordentlichen Professoren als die Anzahl der in das Collegium zu berufenden außerordentlichen Professoren angesehen werden. Es werden im vorliegenden Falle, wo die Anzahl der ordentlichen Professoren zehn beträgt, nur sechs außerordentliche Professoren in das Collegium einzuberufen sein.

Die I. Classe des Communal-Gymn. in Untermoidling wurde in Anerkennung des Reciprocitätsverhältnisses im Sinne des §. 11 des Gesetzes vom 9. April 1870 das Recht der Öffentlichkeit vorläufig für das Schuljahre 1883/84 verliehen. (Min.-Erl. v. 24. Januar 1884, Z. 1695.)

Der Minister für Cultus und Unterricht hat das dem Communal-Gymn. in Pöfendorf mit dem Erlasse vom 3. Jänner 1881, Z. 18731, verliehene Öffentlichkeitsrecht unter Anerkennung des Reciprocitäts-Verhältnisses im Sinne des §. 11 des Gesetzes vom 9. April 1870 auch auf die VIII. Gymnasialclasse ausgedehnt. Zugleich ist dieser Classe das Recht verliehen worden, vom Schuljahre 1883/84 angefangen die Maturitätsprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Maturitätszeugnisse zu erteilen. (Min.-Erl. v. 6. Februar 1884, Z. 1692.)

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen. (Januar bis März).

Die Ministerialconceipisten Dr. Johann Sonntag und Dr. W. Hye zu MinisterialviceseCRETÄren und der Conceipist der Stattdirektion für Steiermark, Alfred Graf zur Lippe, zum Ministerialconceipisten des Ministerium für C und U.

Der mit dem Titel und Charakter eines Hofrathes ausgezeichnete bisherige Director für administrative Statistik Dr. Karl Theodor von Inama-Sternegg zum wirklichen Hofrath und Präsidenten der k. k. statistischen Centralcommission (a. h. Entschl. v. 22. Februar 1891).

Der Primararzt in der Landes-Findelanstalt zu Prag, Privatdocent Dr. Alois Epstein, zum a. o. Prof. für Kinderheilkunde an der Univ. mit deutscher Vortragssprache in Prag (a. h. Entschl. v. 4. Januar 1891), der Privatdocent Dr. Emerich Maixner zum a. o. Prof. der inneren Medicin an der Univ. mit böhmischer Vortragssprache in Prag (a. h. Entschl. v. 16. Januar 1891), der Privatdocent an der Univ. mit deutscher Vortragssprache in Prag, Dr. Jacob Minor, zum a. o. Prof. der deutschen Sprache und Literatur und der Privatdocent an der Univ. in Wien Dr. Alois Brandl zum a. o. Prof. der englischen Philologie an der Univ. mit deutscher Vortragssprache in Prag (a. h. Entschl. v. 30. Januar 1891), der mit dem Titel eines a. o. Univ.-Prof. ausgezeichnete Gymnasialprof. und Privatdocent Dr. Alois Rzach zum a. o. Prof. an der Univ. mit deutscher Vortragssprache in Prag (a. h. Entschl. v. 7. Februar 1891), der Präsident des bulgarischen Unterrichtsrathes, Dr. Constantine J. reček, zum ord. Prof. der allg. Geschichte an der Univ. mit deutscher Vortragssprache in Prag (a. h. Entschl. v. 10. Februar 1891).

Die Zulassung des Finanzconceipisten beim k. k. Central- und Gebührenbemessungsamt, Dr. Friedrich Ritter von Wiener, zum Privatdocent für polit. Ökonomie und des Steuerinspectors Dr. Robert Meyer als Privatdocent für Finanzwissenschaft an der jurid. Facultät der Univ. in Wien wurde genehmigt, desgleichen die des Primararztes Dr. Alexander Zarewicz als Privatdocent der Diagnostik der siphilitischen Krankheiten an der medicin. Facultät der Univ. in Krakau, des Dr. Gustav Groß als Privatdocent für politische Ökonomie an der jurid. Fac. der Univ. in Wien, des Dr. Joseph Möller als Privatdocent für mikroskopische Untersuchung der Drogen an der medicin. Facultät der Univ. in Wien, des Gymnasialprof. Dr. Wenzel Mourek als Privatdocent für deutsche Philologie an der philos. Facultät der Univ. mit böhmischer Vortragssprache in Prag, des Dr. Eduard Nessel als Privatdocent für Zahnheilkunde, des Dr. Karl Chodounský als Privatdocent für Klimatologie und Balneologie und des Dr. Johann Janosik als Privatdocent für Histologie und Embryologie an der medicin. Facultät der Univ. mit böhmischer Vortragssprache in Prag, des Übungsdirectors in Lemberg, Dr. Max Kawczyński, als Privatdocent der deutschen Sprache und Literatur an der philos. Facultät der Univ. in Lemberg, endlich des Prof. an der deutschen Lehrerbildungsanstalt in Prag, Dr. Theodor Tupetz, als Privatdocent für neuere deutsche Geschichte an der Univ. mit deutscher Vortragssprache in Prag.

Die Erweiterung der *venia legendi* des Privatdocenten für allgemeine Geschichte, Dr. Emil von Ottenthal, auf das Gebiet der historischen Hilfswissenschaften an der philos. Fac. der Univ. in Innsbruck wurde bestätigt.

Zu Mitgliedern der k. k. Prüfungscommissionen für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen: in Wien: zum Director Prof.

Zimmermann; zum Director-Stellvertreter Prof. E. Schenk; zu Fachexaminatoren für classische Philologie die Professoren K. Schenk und W. R. von Hartel, für griechische Sprache Prof. Th. Lampertz, für deutsche Sprache die Proff. R. Heinzel und E. Schmidt, für italienische und rumänische Sprache Prof. A. Muscatelli, für slavische Sprachen Prof. F. R. von Miklosich, für englische Sprache Prof. J. Schipper, für französische Sprache die Proff. A. Messafia und F. Lotheissen, für Geschichte die Proff. O. Lorenz, M. Biedinger, H. R. von Zeißberg und O. Hirschfeld, für Geographie Prof. F. Simony, für Philosophie und Pädagogik die Proff. R. Zimmermann und Th. Vogt, für Mathematik die Proff. L. Krugberger und J. Kolbe, für darstellende Geometrie Prof. R. Staudigl, für Physik die Proff. J. Stefan, V. Pierre und V. Lang, für Zoologie die Proff. K. Claus und A. Kornhuber, für Botanik J. Wiesner und H. Reichardt, für Mineralogie die Proff. S. Tschermak und A. Schrauf, für Chemie die Proff. A. Bauer und L. R. von Barth. — In Prag (mit deutscher Unterrichtssprache) zum Director Prof. E. Petersen; zum Director-Stellvertreter Prof. K. Stumpf; zu Fachexaminatoren für classische Philologie die Proff. E. Petersen, O. Keller und K. R. von Holzinger, für deutsche Sprache die Proff. Kelle und J. Minor, für französische Sprache der Prof. J. Cornu und der Universitätslector A. Ricard, für englische Sprache der Prof. A. Brandl und der Universitätslector J. Holzamer, für italienische Sprache der Prof. J. Cornu und der Universitätslector E. Vielmetti, für Geschichte die Proff. A. Fournier, J. Jung und J. Bachmann, für Geographie der Prof. D. R. von Grün, für Philosophie und Pädagogik die Proff. O. Willmann und K. Stumpf, für Mathematik die Proff. H. Durège und M. Alle, für darstellende Geometrie Prof. J. Küpper, für Physik die Proff. E. Mach und F. Lippe, für Zoologie Prof. F. R. von Stein, für Botanik die Proff. A. Weiss und M. Willkomm, für Mineralogie die Proff. V. R. von Zepharovich und W. Waagen, für Chemie Prof. W. Gintl; in Prag (mit böhmischer Unterrichtssprache) zum Director Prof. W. Tomek; zum Director-Stellvertreter Prof. W. Studnička; zu Fachexaminatoren für classische Philologie Prof. J. Kvičala und der Gymnasialprof. E. Kastner, für böhmische Sprache die Proff. M. Hattala und J. Gebauer, für französische Sprache Prof. J. Jarník, für Geschichte die Proff. W. Tomek und J. Goll, für Geographie der Universitätsdocent J. Palacký, für Philosophie und Pädagogik die Proff. J. Durdík und J. Lindner, für Mathematik Prof. F. Studnička, für darstellende Geometrie Prof. J. Solin, für Physik die Proff. V. Strouhal und A. Seydler, für Zoologie Prof. A. Frič, für Botanik Prof. L. Čelakovský, für Mineralogie Prof. K. Vrba, für Chemie die Proff. A. Šafárik und K. Preis. — In Graz zum Director Prof. M. R. von Karajan; zum Director-Stellvertreter Prof. J. Frischaut; zu Fachexaminatoren für classische Philologie die Proff. M. R. von Karajan und A. Goldbacher, für deutsche Sprache Prof. A. Schönlehn, für französische und italienische Sprache Prof. H. Schuchart, für venetianische und serbo-croatische Sprache Prof. G. Krek, für Geschichte die Proff. J. Weiß und F. R. von Krones, für Geographie Prof. W. Tomaschek, für Philosophie und Pädagogik Prof. A. B. von Meinong, für Mathematik die Proff. J. Frischaut und G. von Lieberich, für darstellende Geometrie Prof. K. Polz, für Physik Prof. L. Boltzmann und H. Streintz, für Zoologie Prof. F. Scholtz, für Botanik Prof. H. Leitgeb, für Mineralogie Prof. C. Heiler, für Chemie die Proff. L. von Pebal und R. Maiz. — In Innsbruck zum Director Prof. L. Jölg; zum Director-Stellvertreter Prof. C. Heiler; zu Fachexaminatoren für classische Philologie die Proff. L. Jölg, J. Müller und A. Zingerle, für deutsche Sprache

Prof. J. Zingerle, für italienische Sprache Prof. P. Demattio, für Geschichte die Prof. A. Huber und A. Busson, für Geographie Prof. F. Wieser, für Philosophie und Pädagogik die Prof. J. R. von Wiedauer und K. Barach-Rappaport, für Mathematik die Prof. O. Stolz und L. Gegenbauer, für Physik die Prof. L. Pfundner und L. Gegenbauer, für Zoologie Prof. C. Heller, für Botanik Prof. J. Peyritsch, für Mineralogie Prof. A. R. von Pichler, für Chemie Prof. K. Senhofer. — In Lemberg zum Director Prof. E. Czerkowski; zum Director-Stellvertreter Prof. S. Węclewski, zu Fachexaminatoren für classische Philologie die Prof. S. Węclewski und L. Cwikliński, für deutsche Sprache Prof. R. Werner, für polnische Sprache Prof. R. Pilat, für ruthenische Sprache Prof. A. Ogdenowski, für Geschichte die Prof. F. Liske, J. Szaraniec und Th. Wojciechowski, für Geographie Prof. A. Reimann, für Philosophie und Pädagogik Prof. E. Czerkowski, für Mathematik die Prof. L. Zmurko und L. Zajaczkowski, für darstellende Geometrie Prof. J. Franke, für Physik die Prof. Th. Stanecki und G. Fabian, für Botanik und (vertretungsweise) für Zoologie Prof. Th. Ciesielski, für Mineralogie die Prof. F. Kreutz und J. Nitzwiedzi, für Chemie die Prof. A. Freund und B. Radziszewski. — In Krakau zum Director Prof. A. von Alth; zum Director-Stellvertreter Prof. M. Mertens; zu Fachexaminatoren für lateinische Sprache Prof. C. Morawski, für griechische Sprache Prof. M. Lasczicki, für deutsche Sprache Prof. W. Creizenach, für polnische Sprache die Prof. Graf St. Tarnowski und L. Malinowski, für Philosophie Prof. M. Straszewski, für allgemeine Geschichte Prof. W. Zakrzewski, für österreichische Geschichte Prof. St. Smolka, für Geographie Prof. F. Schwarzenberg-Czerny, für Mathematik Prof. F. Mertens, für Physik Prof. S. Wroblewski, für Zoologie Prof. M. Nowicki, für Botanik Prof. J. Rostafinski, für Mineralogie Prof. A. von Alth, für Chemie Prof. E. Czerniński. — In Czernowitz zum Director Prof. J. Wrobel; zum Director-Stellvertreter Prof. A. Handl; zu Fachexaminatoren für classische Philologie die Prof. Wrobel und J. Hilberg, für deutsche Sprache Prof. J. Strobl, für ruthenische Sprache als Unterrichtsgegenstand, ferner für das Polnische und Ruthenische als Unterrichtssprache Prof. E. Kalonicki, für rumänische Sprache Prof. J. Ebiera, für Geschichte die Prof. F. von Ziegler und J. Loserth, für Geographie Prof. A. Supan, für Philosophie und Pädagogik Prof. K. Ueberhorst, für Mathematik Prof. A. Migotti, für Physik die Prof. A. Handl und A. Wassmuth, für Zoologie Prof. V. Graber, für Botanik Prof. E. Tangl, für Mineralogie Prof. E. Becke, für Chemie Prof. R. Pfibram.

Der Gutsbesitzer Dr. Stanislaus Graf Badeni zum Mitgliede des galizischen Landesschulrathes (a. h. Entschl. v. 1. Januar l. J.); der Superintendenten-Stellvertreter und evang. Pfarrer helvet. Conf. in Rovešin, Benjamin Fleischer, zum Mitgliede des mährischen Landesschulrathes (a. h. Entschl. v. 29. Januar l. J.); der Canonicus und Religionsprof. am Kleinseitner Gymn. in Prag, Dr. Ferdinand Hecht, zum Mitgliede des Landesschulrathes für Böhmen (a. h. Entschl. v. 20. Februar l. J.).

Zum Religionslehrer am Gymn. in Trebitsch der Supplent dieser Anstalt P. Franz Kvitek, zum griech.-kath. Religionslehrer am Gymn. in Sambor der Pfarrer in Maniów Miron Podoliński, der Religionslehrer am deutschen Untergymn. in Smichow P. Anton Wohlmann zum Religionslehrer am deutschen Staatsuntergymn. in Prag, der Religionslehrer an der deutschen Mädchen-Volks- und Bürgerschule in Budweis P. Joseph Bernhard zum Religionslehrer am deutschen

Unterrichtsgymn. in Sulechów, zum Lehrer am deutschen Gymn. auf der Kleinseite in Prag der Nebenlehrer an dieser Anstalt, Joseph Masafik; am Prof. am Gymn. an St. Hyacinth in Krakau der Prof. am Gymn. in Przemyśl, Wladimir Alexandrowicz.

Im Studienjahre 1881/82 und 1882/83 approbierte Lehramtskandidaten:

Von der k. k. Prüfungscommission für das Lehramt des Turnens in Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten in Prag: Julius Hausmann, Gustav Hergel, Dr. Ferdinand Pietrzykowski, Hermann Spiegl, Franz Wilhelm, Victor Nietsch (Unterrichtssprache sämmtlich deutsch); Wenzel Špergel, Franz Kožíšek, Johann Berak, Karl Legál, Martin Maerc (böhmisch).

Auszeichnungen erhielten:

Anlaßlich der internationalen elektrischen Ausstellung in Wien 1883 der Prof. an der Univ. in Wien, Hofrath Dr. Joseph Stefan, den Orden der eisernen Krone III. Cl., und der Privatdocent an derselben Univ., Dr. Joseph Haubner, das goldene Verdienstkreuz mit der Krone; der a. o. Prof. an der Univ. in Graz, Dr. Albert von Ettingshausen, und dem Prof. an der böhmischen Univ. in Prag, Dr. Vincenz Strouhal, wurde der Ausdruck der a. h. Zufriedenheit bekannt gegeben (a. h. Entschl. v. 10. Januar l. J.).

Der Religionsprof. an der I. deutschen Oberrealschule in Prag, Hermann Pitschmann, wurde zum Canonicus des Collegiatcapitels in Allen Heiligen in Prag ernannt (a. h. Entschl. v. 13. Januar l. J.).

Der Gymnasialprof. in Prag und Privatdocent an der Univ. mit deutscher Vortragssprache daselbst, Dr. Hans Lambel, in Anerkennung seiner verdienstlichen Wirksamkeit den Titel eines a. o. Universitätsprof. (a. h. Entschl. v. 30. Januar l. J.).

Der Prof. am deutschen Gymn. auf der Kleinseite in Prag, Anton Ulrich, anlaßlich der von ihm angesuchten Versetzung in den bleibenden Ruhestand in Anerkennung seiner vieljährigen ausgezeichneten Wirksamkeit im Lehramte den Titel eines Schulrathes (a. h. Entschl. v. 2. Januar l. J.).

Der ord. Prof. des deutschen Rechtes an der Univ. in Graz, Dr. Ferdinand Bischoff, in Anerkennung seines eifrigen und ersprießlichen Wirkens in der Wissenschaft und dem Lehramte den Titel eines Regierungrathes (a. h. Entschl. v. 10. Januar l. J.).

Der Privatdocent an der medicin. Fac. der Univ. in Krakau, Primararzt Dr. Stanislaus Paredski, in Anerkennung seiner ersprießlichen lehrerthätigen Thätigkeit den Titel eines a. o. Universitätsprof. (a. h. Entschl. v. 10. Februar l. J.).

Der Director des Gymn. in Ragusa, P. Anton Matas, in Anerkennung seiner vorzüglichen Dienstleistung das Ritterkreuz des Franz-Joseph-Ordens (a. h. Entschl. v. 10. Februar l. J.).

Der ord. Prof. an der Univ. in Innsbruck, Dr. Ferdinand Schott, in Anerkennung seiner ersprießlichen Thätigkeit auf dem Gebiete des Lehramtes und der Wissenschaft, wie auf dem der öffentlichen Sanitätspflege den Titel eines Regierungsrathes (a. h. Entschl. v. 14. Februar l. J.).

Der ord. Prof. der gerichtl. Medicin an der Univ. in Wien, Dr. Eduard Hofmann, in Anerkennung seiner vorzüglichen lehrerthätigen

lichen und wissenschaftlichen Leistungen den Orden der eisernen Krone III. Cl. (a. h. Entschl. v. 18. Februar l. J.).

Dem Domcapitular und gegenwärtigen Praelatus Archidiaconus des Prager Metropolitancapitels, Anton Jandaurek, wurde schließlich der von ihm erbetenen Enthebung von der Function eines Mitgliedes des böhmischen Landesschulrathes für sein vieljähriges, ersprießliches Wirken in dieser Function die a. h. Zufriedenheit ausgesprochen (a. h. Entschl. v. 20. Februar l. J.).

Dem Director des II. Staats-Gymn. in Graz, Schulrath Philipp Pauschitz, wurde aus Anlass der über sein Ansuchen erfolgten Versetzung in den dauernden Ruhestand die a. h. Anerkennung für seine vieljährige, treue und verdienstliche Thätigkeit ausgedrückt (a. h. Entschl. v. 23. Februar l. J.).

Der ord. Prof. der Augenheilkunde an der Univ. mit deutscher Vortragsprache in Prag, Regierungsrath Dr. Joseph Ritter Hasenauer von Artha, aus Anlass des von ihm nachgesuchten Übertrittes in den bleibenden Ruhestand in neuerlicher Anerkennung seiner vieljährig ausgezeichneten Wirksamkeit auf dem Gebiete des Lehramtes und der Wissenschaft den Titel und Charakter eines Hofrathes (a. h. Entschl. v. 25. Februar l. J.).

Der Gymnasialprof. in Seitenstetten, P. Robert Weißenhofs, in Anerkennung seines verdienstlichen Wirkens im Lehrfache das österreichische Verdienstkreuz mit der Krone (a. h. Entschl. v. 29. Februar l. J.).

Der Landesschulinspector Joseph Webr in Anerkennung seiner ausgezeichneten Dienstleistung den Orden der eisernen Krone III. Cl. (a. h. Entschl. v. 2. März l. J.).

Nekrologie.

(Januar bis März.)

Am 1. Januar in Innsbruck Anton von Steinbüchel-Rheinfels, ehemaliger Director des Münz- und Antikencabinetes und der Ambrasersammlung, sowie Prof. der Numismatik und der Archäologie an der Wiener Univ., 94 J. alt.

Am 4. Januar in Wien der Musikschriftsteller Dr. Franz Gering, Privatdocent der Mathematik an der Univ., 48 J. alt, in Odenburg der evangelische Pfarrer M. Kolbenheyer durch seine gediegenen Übersetzungen ungarischer Poesien bekannt, 74 J. alt, und in Wiesbaden der Musikschriftsteller Louis Ehlert, 59 J. alt.

Am 9. Januar zu Königsberg der Prof. der Theologie an der dortigen Univ., Dr. H. W. Erbkam, 74 J. alt, und in Vercelli der Kunstschriftsteller Graf Eduard Arborius Mella.

Am 12. Januar in Halle der geh. Regierungsrath, Dr. Ulrich Prof. an der dortigen Univ., als Philosoph und Ästhetiker (besonders als Commentator Shakespeares) ausgezeichnet, 78 J. alt, und in Odessa der Militärschriftsteller General Rastislaw Fadejew, 54 J. alt.

Am 14. Januar auf seinem Landsitze Godalming in der Grafschaft Surrey, Francis Holl, einer der bedeutendsten englischen Kupferstecher, 69 J. alt.

Am 16. Januar in Monaco der Generalgouverneur daselbst, Baron de Boyer Sainte-Suzanne, der sich auch als Schriftsteller durch sein Buch 'Notes d'un Curieux' bekannt gemacht hat.

Am 24. Januar in München der rühmlich bekannte Radierer und Stecher, Carl Friedrich Mayer, 59 J. alt.

Am 28. Januar in Göttingen der a. o. Prof. der Astronomie an der dortigen Univ., Dr. Friedrich Wilhelm Klankersfues, durch die Entdeckung zahlreicher Kometen und durch die Berechnung der Bahnen der Asteroiden bekannt, 57 J. alt, und in Bregenz der Verf. vieler geographischen Schriften, August Wilhelm Grube, 68 J. alt.

Am 29. Januar in Paris der Bildhauer A. Dumont, 83 J. alt, der einsinnige Aquarellmaler Louis Leloir, 40 J. alt.

Am 31. Januar in Strassburg i. E. der ord. Prof. des Sanskrits an der dortigen Univ., Dr. Friedrich Goldschmidt, 40 J. alt, und Lord John Henry Parker, als Erforscher des alten Roms bekannt.

Im Januar in Rom der Verfasser des Syllabus, Cardinal Bilio, alt, in Florenz der Prof. der Dante-Literatur an der dortigen Universität der höheren Studien, Giambattista Giuliani, 66 J. alt.

Am 4. Februar in Berlin der geh. Rath Gotthilf Heinrich von Hagen, eine der ersten Autoritäten unserer Zeit auf dem Gebiete der Wasserkunde, 87 J. alt, und in Münster der Prof. der Philosophie an der dortigen Akademie, Dr. Christoph Bernard Schlüter, alt.

Am 5. Februar in Wien der emer. Universitätsprof. Dr. Eduard Palietti, 78 J. alt.

Am 8. Februar in Donauwörth der rühmlich bekannte philologische Schriftsteller, Maximilian Drostbach, 75 J. alt.

Am 11. Februar in Edinburgh der Prof. der Medicin und Botanik an der dortigen Univ., Dr. John Hutton Balfour, 76 J. alt.

Am 15. Februar in Stuttgart Dr. F. Notter, als Dichter und Dantes geschätzt, 83 J. alt.

Am 17. Februar in Stettin der hochverdiente Geograph, Karten- und Geschichtsforscher, emer. Professor Heinrich Karl Bergmann, 87 J. alt.

Am 19. Februar in Berlin der große Germanist Prof. Dr. Karl Lachmann, 66 J. alt, und in Paris der Elektriker Vicomte Theod. Louis Dumoncel, Mitglied des Institutes, 63 J. alt.

Am 21. Februar in London der Componist Dr. John Hullah, als musikalischer Schriftsteller, besonders durch seine 1862 erschienene 'Geschichte der modernen Musik' bekannt, 71 J. alt.

Am 24. Februar in Berlin der Herausgeber der 'geflügelten', Dr. Georg Büchmann, 62 J. alt.

Im Februar in Paris der bekannte Geschichtsmaler Benjamin Monnier, am 24. Mai 1829 zu Blotzheim im Elsaß geboren, und in Paris der publicistische Schriftsteller Abraham Hayward, 80 J. alt.

Am 1. März in Cambridge der bedeutende Mathematiker Dr. Todhunter und in Breslau der Prof. der Medicin an der dortigen Univ., Dr. Hermann Friedberg, 67 J. alt.

Am 3. März in Frankfurt a. M. der Novellendichter Dr. Hermann von der Hagen und in St. Louis der praktische Arzt und Botaniker, Dr. Engelmann, 75 J. alt.

Am 7. März in Leipzig der geheime Rath, Prof. Dr. Justus Rameis, 87 J. alt, und in Warschau der Nestor der polnischen Maler, Józef Leszczyński, der sich als Historienmaler und auch auf dem Gebiete der religiösen Kunst ausgezeichnet hat, 72 J. alt.

Am 11. März in London der Schriftsteller Blanchard Jerrold, besonders durch sein 'Leben Napoleon des Dritten' bekannt, 58 J. alt.

Am 13. März in Wien der Historienmaler Heinrich Schwemmer, pensionierter Prof. und Custos der Akademie der bildenden Künste, 81 J. alt, in Berlin der vormalige Prof. an der technischen Hochschule daselbst, Dr. Sigfried Aronhold, und in Braunschweig der als Orientalist und Historiker bekannte Oberrabbiner Dr. L. Hertzfeld.

Am 15. März in Gotha der Chefredacteur der geographischen Mittheilungen Petermanns, Dr. Behm, in Marburg der Prof. der Chemie Dr. Zwenger, und in Oldenburg der Vorstand der dortigen landwirthschaftlichen Bibliothek, Dr. H. Aug. Lübbers, 68 J. alt.

Am 17. März in Münster der Prof. der Theologie an der dortigen Akademie, Dr. A. Bisping, 73 J. alt.

Am 19. März auf seinem Gute Lammi in Finnland der Dichter Elias Lönnrot, in Leipzig der a. o. Prof. an der Univ. daselbst, Dr. Heinrich Brandes, und in Mühlhausen i. E. der Stadtbibliothek daselbst, a. D., August Stober, als edler Dichter und Forscher auf dem Gebiete der elsässischen Geschichte und Sagenkunde hochgeschätzt, 76 J. alt.

Am 21. März in London der frühere Prof. der Anatomie an der Univ. in Glasgow, Dr. Allen Thomson, 75 J. alt.

Am 22. März in Stuttgart der Prof. am dortigen Conservatorium, Dr. Ludwig Stark, durch seine Compositionen und seine große Clavierschule bekannt, 55 J. alt.

Am 24. März in Paris der gefeierte Historiker, François Auguste Alexis Mignet, 88 J. alt.

Am 26. März in Rom die norwegische Romanschriftstellerin Marie Colban.

Am 31. März in Cambridge, Massachusetts U. S. A., Dr. F. A. A. Abbott, Prof. der neutestamentl. Kritik und Exegese an der Harvard University daselbst, 65 J. alt.

Im März in Zürich der Prof. der alten Sprachen am Lyceum und des Hebräischen an der theologischen Facultät in Luzern, Albin Kaufmann, in Paris der Elektriker Ludovic Guyot Graf d'Arlicourt, und in Düsseldorf der berühmte Maler Richard Bamberger.

Entgegnung

auf Herrn Professor E. Seyss' 'Erklärung' S. 972 im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift.

Ein Blick in Braumüllers' Programmarbeit wird jedermann von der Richtigkeit meiner Behauptung überzeugen. Von unmittelbarer Entlehnung war meinerseits absichtlich keine Rede.

Olmütz.

J. Golling.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

de similitudinibus imaginibusque Ovidianis. Ad summos in philosophia honores ab amplissimo philosophorum Vindobonensium ordine rite impetrandos scripsit Joannes Andreas Washietl. Wien 1883, Gerold. 193 SS.

Ref. begrüßt die vorliegende Arbeit mit Freuden: sie ist nicht nur von großem Werte für das Verständnis und die Interpretation Ovids, sondern gewährt auch einen richtigen Einblick. Ref. möchte sagen, in die Werkstatt der römischen Dichter. Denn indem der Verfasser die Bilder und Gleichnisse, die Ovid in seinen Dichtungen angewendet hat, durchforscht und ihren Ursprung nachzuweisen sucht, kommt er zu sicheren Resultaten über die Abhängigkeit der lateinischen Dichter von den griechischen Mustern überhaupt und speciell über die Abhängigkeit Ovids von diesen und seinen Vorgängern unter den lateinischen Dichtern.

Der Verf. hat mit vielem Fleiß das vielfach zerstreute Materiale gesammelt und, wenn ihm auch die Arbeiten von Zingerle, Gebauer, Rappold u. a. manches geboten haben, doch sehr vieles selbst glücklich gefunden und zusammengetragen. So erwies sich namentlich Homer als reiche Fundgrube, nächst ihm von den Griechen Apollonius Rhodius und Theokrit; aber auch die Dichter lieferten manche Ansbeute. Unter den lateinischen Dichtern sind namentlich bei Lucrez und Vergil zahlreiche Vorbilder für die Gleichnisse und Bilder Ovids gefunden worden; aber auch Ennius, Catull, Horaz, Propertius, Tibull sind eifrig durchsucht worden. Gleichzeitig bot die Arbeit hie und da Gelegenheit zur Klärung textkritischer Fragen. Aus dem Umfange des verarbeiteten Materials ergibt sich schon, dass die Studien des Verfassers für seine Arbeit extensiv waren; die Arbeit selbst gibt Zeugnis davon, dass diese Studien auch intensiv waren; sie gereicht ebenso dem Verfasser wie seinen Lehrern, denen sie gewidmet ist, zur Ehre.

Wenn Ref. aufs einzelne übergehend hie und da mit dem Verf. nicht einverstanden sein kann, so soll dadurch der Wert der Arbeit durchaus nicht geschmälert werden; der Verf. möge

vielmehr aus den folgenden Bemerkungen das Interesse erzieht mit dem Ref. seiner Arbeit gefolgt ist.

Zunächst kann Ref. sich nicht entschließen, überall, wo bei einem Dichter Ähnliches mit bereits Dagewesenem erscheint, auf bewusste Nachahmung zu schließen. Freilich hat der Verf. selbst, statt eine positive Behauptung aufzustellen, sich häufig einem *'imitatus esse videtur, suspicor, hand scio an'* usw. begnügt. Während nun bei den weitaus meisten Stellen, die der Verf. ausgesprochen hat, seine Ausführungen als zweifellos richtig anerkannt werden müssen, an manchen sich streiten lässt, finden sich doch auch manche Stellen, wo man von einer Benützung des vom Verf. angeführten angeblichen Vorbildes nicht reden kann. So vgl. p. 6 f. Ovid Met. XI 24 mit Ilias XVII 755 zusammengestellt. An der ersteren Stelle heißt es, dass die Achäer vor Hektor und Aeneas mit Lärm fliehen wie die Staare oder Dohlen vor dem Habicht; an der zweiten, dass die Mänaden um Orpheus sich sammeln wie die Vögel, wenn sie bei Tag eine Eule sehen, also aggressiv. An der ebenfalls herangezogenen Stelle Verg. Georg. IV 473 dient das Bild von den Vögeln bloß zur Bezeichnung der Menge. Diese drei Stellen stehen also in gar keinem Zusammenhang. — pag. 19 wird Ovid Met. IV 366 auf Odyssee V 432 zurückgeführt; mit welchem Rechte? Dort umschlingt Salmas den Hermaphroditus so eng, wie der Polyp seine Beute; hier bleibt an den Felsen die Haut des weggerissenen Odysseus hängen wie die Steinchen an dem von seinem Lager losgerissenen Polypen. Das *tertium comparationis* liegt also überall anderswo. Übrigens ist es auch nicht richtig, wenn der Verf. sagt, dass dieses Gleichnis vom Polypen bei Homer und Ovid allein sich finde; man vgl. Plautus *Aulularia* II 2, 21:

ego istos novi polypos, qui ubi quidquid tetigerunt tenent.

Aus der Stelle sieht man, dass dieses Gleichnis in der Volkssprache gang und gäbe war wie heute; wollte man behaupten, Ovid habe für sein Gleichnis ein Vorbild gebraucht, so wäre statt der Stelle aus Homer die aus Plautus anzuführen gewesen. Es hält es aber überhaupt für überflüssig. Da bei einer ausführlichen Widerlegung aller Stellen, wo Ref. dem Verf. nicht beistimmen kann, diese Anzeige zu viel Raum beanspruchen müsste, muss Ref. sich begnügen, die anderen Stellen bloß anzuführen; es sind folgende: p. 12. Ovid Met. VI 636 ff. und Ilias XIII 189 ff. — p. 29 Horaz C. IV 14, 20 ff. und Ilias V 87 ff. — p. 93 Ovid Am. II 9, 29 ff. und Lucrez IV 892 ff. VI 1030 ff. — p. 103. Ovid Met. VIII 339 und Lucrez II 213 ff.; auch von den übrigen dort angeführten Stellen möchte Ref. höchstens bei Verg. Aen. III 199 eine Reminiscenz an die angeführte Stelle aus Lucretius anerkennen. Der gleiche Versausgang allein kann nichts beweisen. — p. 104. Ovid Met. XII 49 ff. und Lucrez VI 160 ff.; eher gilt

Ref. eine Erinnerung an Lucrez VI 101 zu. — p. 106. Ovid Met. III 373 f. und Lucrez VI 879 ff.; eher wäre an Verg. Aen. I 176 *caput in fomite flammam* zu denken; die zwei anderen Stellen Epist. VII 23 und XII 33 haben außer *taeda* auch nichts mit Lucrez gemeinsam. — pag. 106, 108 und 109 legt der Verf. auf die Redensart *ignem admove* zu viel Gewicht. Diese Phrase war so üblich wie etwa unser *Feuer anlegen* und findet sich nebst ähnlichen Verbindungen auch sonst oft z. B. bei Cicero und Tibullus. — p. 144. Ovid A. A. II 518, Trist. IV 1, 58, ex P. IV 15, 7 und Verg. Georg. IV 80. — p. 178. Ovid Fast. V 3 und Verg. Georg. IV 96.

p. 101 ist unter den Stellen, wo Vergil den Regenbogen erwähnt, auch Georg. I 451 ff. angeführt. Das ist ein Missverständnis, denn von einem Regenbogen ist dort keine Rede. Ebenso ist es ein Irrthum, wenn es p. 145 heißt, das Bild vom Maeander finde sich bei Vergil Aen. V 250; an dieser Stelle ist gar kein Bild; dort steht *maeander* gar nicht als *nomen proprium* (Washietl schreibt es auch klein), sondern als *terminus technicus*, wie wir auch heute noch in der Ornamentik von Mäanderlinien sprechen. Es fallen also auch die Behauptungen, die der Verf. an diese Stelle knüpft, zusammen.

Dass manches noch nachzutragen ist, ist bei der Fülle des Materials leicht begreiflich. Da ein Index der besprochenen Stellen nach den einzelnen Werken Ovids fehlt, ist es auch sehr schwer, sich schnell über das, was etwa noch fehlt, zu orientieren. Ref. verweist daher nur auf einzelne Fälle, die sich beim Durchgehen dieser Monographie ihm eben darboten. p. 97 wäre zu Ovid Met. II 319 ff. auch Vergil Aen. II 694 ff. zu erwähnen. — p. 116 wäre auch Ovid Aen. III 9, 15 anzuführen, wo des Tibullus Erwähnung geschieht. — p. 129 ist zur Beschreibung der Wohnstätte des Polyphemus auf Verg. Aen. I 166 *scopulis pendentibus antrum cirque sedilia saxo* zu verweisen. — p. 154 wäre zu den Fundstätten, wo durch den Vergleich mit Meer und Felsen ein grausamer und harter Sinn bezeichnet wird, als Hauptstelle, nicht unter dem Striche, zu erwähnen gewesen Ilias XVI 34. Dann wäre dann Catullus LXIV 154 ff. zu vergleichen, wo das römische Bild noch weiter ausgeführt und erweitert erscheint. Catull findet Nachahmung bei Tibullus III 3, 85. Tibullus I 1, 63 *laurus et ferrum* und *silex* allein als Bild für den *animus durus* gebraucht, vgl. auch nach Horaz C. I 3, 9. Dann folgt Verg. Ecl. VIII 43 f. und Aen. IV 366 ff. Aus Ovid wären außer den vom Verfasser angeführten Stellen noch Trist. I 8, 37 erinnernd an Tib. I 1, 63; Met. VIII 120 anklingend an Verg. Aen. IV 366, Ovid Met. VII 32 und IX 612, wo die Bilder von Vergil und Tibull (oder Catull) zu einem vereinigt werden, und Trist. III 11, 3 zu erwähnen; vielleicht auch p. 171. Epist. VII 52 (nach Riese 50) hieher gehören die *robur et aes triplex* bei Horaz. — p. 157 wäre bei Ovid Am. III

7, 15 unzweifelhaft an Horaz Sat. I 8, 1 zu erinnern; das 'muti lignum' findet sich auch Ovid Am. I 12, 13.

Zum Schlusse hat Ref. über die lateinische Diction einige Bemerkungen zu machen. p. 1 hält Ref. statt *suppetebant* den Coniunctiv für nothwendig. — p. 8 Z. 2 muss es statt *ei* heißen *sibi*. — p. 8 unten ist der Satz von *sed impetu* bis *depingat* unlateinisch. — p. 10 Z. 9 gehört *eam* weg. — p. 109. Warum gebraucht der Verf. *cinis* als Femininum? Vgl. Nonius p. 19. — p. 144. Warum gebraucht der Verf. die sehr späte und seltene Form *glandines* st. *glandes*? — p. 178 *originem huius imaginis indicare velle iocari est* ist gewiss kein mastergiltiges Latein. — p. 177 Z. 5. Was soll *seu* dort heißen? Ist es Druckfehler für *ecce*? Das gehört aber der poetischen Sprache an. — p. 177 Z. 1 *quibus . . . emergentibus* ist der abl. abs. *his sublati* falsch gebraucht. — p. 19 und 160 ist *adaptavit* und *adaptari* gebraucht, das nur im part. perf. zweimal bei Suetonius vorkommt.

An Druckfehlern finden sich p. 41 *ἐπεξιγῆς* st. *ἐπεξιγῆς*, p. 53 Lucr. IV 1265 st. 1256; p. 176 ist in der Ovidstelle P. III 4, 32 *miles* doppelt; p. 181 unten *iouencus* st. *iuuencus*. Endlich, ist p. 47 absichtlich *forsitam* geschrieben?

Die Ausstattung macht dem Verleger alle Ehre.

Graz.

Alois Siesse.

C. Sallusti Crispi bellum Cat., bell. Jug. etc. rec. Augustus Scheindler. Pragae 1883, Tempsky-Freytag. XVI, 130, VI 8. 8°. 60 kr.

Zu den bisher erschienenen Bänden der Kvitála-Schonklsche Classikerausgabe tritt als gleichwertige Gabe Scheindlers Sallust. Die Ausgabe scheint zunächst nicht bloß für den Bedarf unserer Gymnasien berechnet; für diese hätte das bellum Catulinae¹⁾ und das Jugurthinum hingereicht; da aber der Herausgeber die ganze Masse echter und untergeschobener Sallustianischer Schriften bietet wie sie H. Jordan gegeben hat, so dürfte er wohl auch das Bedürfnis der Universitätsjahre im Auge gehabt haben. Von den Fragmenten der Historien sind nur die Briefe und Episteln aus cod. Vatic. aufgenommen, die Grammatikercitate fehlen natürlich. Über den Wert der Ausgabe äußert sich der Editor bescheiden (p. VII) er verdanke die Grundlage Jordan. Dass damit der richtige Standpunkt getroffen ist, weiß der Eingeweihte; wohl nur von den sicheren Fundamenten Jordans aus wird heute an die Emendation gegangen werden können. Das Verfahren des Herausgebers ist demnach ein eklektisches; er benützt die in Zeitschriften und Abhandlungen verstreuten Beiträge mit richtigem Blicke, so dass

¹⁾ Diese für Sallust richtige Namensform hat Prof. Wölfflin jüngst im 2. Heft des „Archiv für lat. Lexikographie“ näher beleuchtet.

es abheben weit von dem Jordanschen Texte abgeht. Diese Abweichungen sind p. X ff. mit peinlicher Gewissenhaftigkeit registriert, so dass es rem actum agere hieße, wenn ich das dort Gegebene hier wiederholen wollte. Doch mag erwähnt sein, dass Professor Hartel dem Verfasser einige Coniecturen mittheilte. Cat. 10, 9. Jug. 41, 10; 102, 12; 104, 1; or. Phil. 7, die den vertriebenen Stellen Licht schaffen; der Verfasser selbst war sparsam in eigenen Vermuthungen. Was er übrigens in dieser Ausgabe nicht ausgeführt, sondern erst versprochen hat, ist, seine Anschauung über die von ihm angegriffenen Stellen zu begründen. Es wäre kaum zu rechtfertigen, wenn wir dem Herrn Herausgeber nicht das erste Wort gönnten; wir halten daher mit unserem Urtheile über diese Stellen zurück, bis er darüber ausführlicher geäußert ist. Dann bietet sich uns vielleicht Anlass zu näheren Auseinandersetzungen. Den Beschlusse der einleitenden Blätter bildet eine sorgfältige tabula chronologica zu den Schriften Sallusts, an der nomen schließt das Büchlein ab.

Ehe wir jedoch von demselben scheiden, müssen wir der Verlags-handlung danken, dass sie den neulich von uns geäußerten Wunsch (Jahrg. 1883, S. 619) nach größerem Drucke in den Einrichtungen so schnell berücksichtigt hat.

Freistadt (Ob.-Öst.).

J. M. Stowasser.

Dr. J. N. Madvig: Die Verfassung und Verwaltung des römischen Staates. Leipzig, B. G. Teubner. gr. 8°. I. Bd. (XIV u. 596 SS.) 1881, II. Bd. (X u. 805 SS.) 1882. Ladenpreis 28 M.

In dem vorliegenden Werke wird uns ein neues Handbuch der römischen Staatsverfassung und Staatsverwaltung von einem Manne übergeben, der vor mehr als einem halben Jahrhundert eine die Entwicklung der lateinischen Philologie wirksam fördernde Thätigkeit begann und bald mit Recht überall, gewiss nicht zum mindesten bei deutschen Gelehrten, große Anerkennung fand. Nun hat der Fortschritt alles, was er einst stückweise zu Tage gefördert hat, zusammengefasst zu einem lebendigen Ganzen, wie ein Mechaniker, der ein Rad nach dem andern, ein Stück nach dem andern sauber fertig stellt und schließlich alle Theile zur thätigen Maschine vereinigt. Man wird schon deshalb dieser Schlussarbeit des Meisters reges Interesse entgegenbringen; noch ein anderer Umstand scheint dieselbe von vorne herein dem Gros der Philologen und Historiker zu empfehlen; das meine den bis jetzt empfindlich wahrnehmbaren Mangel einer die Gebiete des öffentlichen, römischen Lebens umfassenden Darstellung, wie sie — freilich auch nicht ganz — das Becker-Marquardt'sche Handbuch gab; die Lange'schen 'Staatsalterthümer' und die Neuauflage des Becker-Marquardt'schen Buches durch Mommsen und Marquardt, um von anderen Arbeiten ähnlicher Richtung zu schweigen, sind noch nicht zu Ende gediehen und befriedi-

gen bekanntlich nicht alle Kreise; diesem Übelstande will Madvig abhelfen, er strebt eine Gestalt und Vollständigkeit der Darstellung an, 'die sowohl dem mit dem Studium der römischen Literatur beschäftigten Philologen genügen könnten, als dem Historiker und dem wissenschaftlich gebildeten Manne, der mit ernsthaftem Interesse das große Phänomen betrachtet, welches jener Staat in der Entwicklung des menschlichen Geschlechts und der bürgerlichen Einrichtungen darbietet.' Dem Interesse des Publicums kam der Buchhandel durch Ausgabe des Werkes in mehreren Sprachen entgegen; auch haben schon einige Fachblätter Anzeigen gebracht. ¹⁾

Ich gebe gleich hier meinem Bedauern Ausdruck, dass, angenehm die Übersichtlichkeit und Klarheit in Madvigs Darstellung wirkt, so gern ich gestehe, dass immenser Fleiß in der Zusammenstellung und eine ungewöhnliche Begabung in der Verwertung der Daten mit einander wetteifern, mich die Lectüre des Buches ergötzt hat; dem Buche fehlt meines Erachtens die erste Bedingung der Existenzberechtigung eines Handbuches, nämlich das Bemühen den augenblicklichen Stand der Wissenschaft wahr und getreu abzuspiegeln oder die Anschauungen des Verf. über die betreffenden Fragen mit steter Rücksicht auf alle, auch die jüngsten Forschungen wiederzugeben. Madvig behauptet zwar wiederholt (I S. VII, II S. V) wenn auch nicht die gesamte neuere Specialliteratur zu kennen, doch alles was ihm 'wahre Ausbeute zu versprechen schien', zum neugefundene Denkmäler, gewissenhaft ausgenützt zu haben. Allerdings lässt, meine ich, sich der Beweis erbringen, dass Madvig es nicht gethan hat; es ist selbstverständlich, dass dies nicht mala fide geschehen ist; vielmehr tritt bei Madvig neben der 'Unlust über Gegenstände, bei denen man sich in die Quellen vertieft hat, viele der Bücher zu lesen' überhaupt eine entschiedene Abneigung gegen die neuere Forschung, namentlich Mommsens, deutlich hervor.

Das Werk umfasst 12 Bücher, denen eine Einleitung und ein Anhang beigegeben sind. Die Einleitung S. 1—30 gibt in wenig charakteristischen Zügen eine pragmatische Geschichte des römischen Staates bis zu seinem Untergange, eine Kritik unserer Quellen, das Erkenntnis des römischen Staatswesens, eine Beschreibung von Latium und Rom, sowie eine Darstellung der Folgen der Berührung der Einwohner Roms mit den Latinern, Etruskern, Phoeniciern und Griechen, endlich eine Kritik des römischen Staatswesens (*mos maiorum*). Cap. I (S. 21—72) 'das römische Volk und das römische Reich, *imperium Romanum*, Bürger und Fremde, *cives* und *peregrini*'. Cap. II (S. 73—209) 'die innere Ordnung, Eintheilungen und Statusunterschiede des römischen Volkes.' Cap. III (S. 210—279) 'die

¹⁾ Bekannt sind mir bis zu dem unten angegebenen Datum Recensionen von Genz in der 'philologischen Wochenschrift', von Schilling in Burmanns 'Jahresbericht', von Jullian in der 'Revue Critique' und von Seeck in Rüdiger's 'deutscher Literaturzeitung' (eine ausgezeichnete Recension).

republikanische Regierungsform, das Volk und die Volksversammlungen, *comitia*. Cap. IV (S. 280—322) 'der Senat als Regierungsautorität zur Zeit der Republik'. Cap. V (S. 323—519) 'die republikanischen Obrigkeiten und Beamten (*magistratus*)'. Cap. VI (S. 520—593) 'das Kaiserthum, seine Formen und centralen Regierungsorgane'. Cap. VII (Band II, S. 1—145) 'die Theile des Reiches und ihre besondere Verfassung und Verwaltung'. Cap. VIII (S. 146—345) 'das Rechtswesen'. Cap. IX (S. 346 bis 464) 'der Staatshaushalt, das Finanz- und Geldwesen'. Cap. X (S. 465—579) 'Kriegs- und Wehrwesen'. Cap. XI (S. 580—731) 'die öffentliche Gottesverehrung'. Cap. XII (S. 732—751) ein Aufsatz Livius und Dionysius von Halicarnass als Träger der Überlieferung über das ältere und älteste Rom', besser in der Vorrede zum ersten Bande, S. X, als 'einige Bemerkungen über die antiquarische Überlieferung bei einigen alten Schriftstellern, besonders Livius und Dionysius' betitelt; dieser Essay war bereits zu einem Theile in den Verhandlungen der dänischen Gesellschaft der Wissenschaften 1876, S. 158 ff., zum anderen Theile in den *Opuscula academica* I publiciert.

Man sieht, dass der Verf. einen reichen Stoff auf ziemlich knapp bemessenem Raum behandelt. Zur Beurtheilung der Arbeitsweise Madvigs genügt es, einige größere Partien herauszugreifen und zu analysieren: ich benütze hiezu den ersten Band, der in Auffassung und Durchführung dem zweiten entschieden überlegen ist und wähle aus ihm die Capitel II, V und VI; dieser fortlaufenden Besprechung denke ich einige gelegentliche Bemerkungen zu anderen Stellen des Werkes nachzutragen.

Cap. II: Die innere Ordnung, Eintheilungen und Ständesunterschiede des römischen Volkes.

In §. 1. 2 'Patricier und Plebejer' trägt Madvig die so ziemlich allgemein recipierte Hypothese Niebuhrs von der Entstehung des Patriciats und der Plebs vor, doch übernimmt er die Deutung des Begriffs 'Patriciat' im weiteren Sinne aus den Rubino'schen Gegenargumentationen. Die Gleichstellung des *populus* mit Adel und Plebs entspricht ungefähr der Beckerschen Ansicht. Zu weit geht M., wenn er S. 81. 85 meint, dass die Clienten im alten *populus* mit inbegriffen gewesen sein 'müssen'. Einzelne Systeme anderer Gelehrten werden hier weder angeführt noch auseinandergesetzt; der vorgrücktere Standpunkt Mommsens in den 'römischen Forschungen' I, 388—390 und Willems 'le droit public Romain' 32 finden keine Erwähnung. — Dann beleuchtet der Verf., wie den Begriff der *gens* zu definieren (!), die vermögensrechtlichen, privatrechtlichen und sacralen Verhältnisse der *gentes* mit ziemlich willkürlich ausgewählten Beispielen und schließt mit der Darstellung der Beziehungen zwischen dem Patriciat und der Plebs und einer Geschichte des Patriciats. — Zu S. 81: Sehr unnütz ist die Bekämpfung der 'von Einzelnen [gemeint ist Niebuhr, röm. Geschichte

I, 365 (269)) in der neuesten [sic!] Zeit aufgestellten Erklärung der livianischen *iuniores patrum* mit *patres minorum gentium*; diese Hypothese hatte schon Rubino zurückgewiesen, vgl. auch Becker Handbuch II 1, 144. — Zu S. 83: 'Selbst der Name und der Begriff der *gens* scheint ursprünglich auf patricische Geschlechter beschränkt gewesen zu sein nach einer Äußerung, die bei Livius (X 8) dem Decius in den Mund gelegt wird'; es ist also Madvig die bekannte Beweisstelle bei Gell. X 20, 5 (eine Definition Capitis entgangen, vgl. Marquardt Staatsvw. VI 127. — Zu S. 91: Das Dionys h. I 85 unter den *περὶ τῶν οἰκῶν τῆς ἀρχῆς*, nicht *gentes* gemeint habe, hat Mommsen, röm. Forschungen I 122 (vgl. Marquardt VI 127) wahrscheinlich gemacht. — Ebd., Z. 24 gehört zu 'Vespasian' noch 'und Titus', vgl. Mommsens Staatsrecht II² 1046, 'sowie die späteren Kaiser nach Belieben'. — Die Darstellung des Patriciats während der Kaiserzeit ist überaus dürftig gerathen. — Ebd. spricht M. von einer im Jahre 721/33 durch 'August' erfolgten Patriciererhebung und beruft sich auf Dio 49, 43; hätte M. sich die Mühe nicht verdrießen lassen, hier wie an andern Stellen Mommsens (1865 erschienenen!) Commentar zum sog. Monumentum Ancyranum 2, 1²) nachzuschlagen, so hätte er diese apokryphe Nachricht gewiss von der Hand gewiesen.

§. 3 ist 'Patron und Clienten in der ältesten Zeit' überschrieben; doch wird die Geschichte der Clientel durch die ganze Zeit des römischen Staates hindurchgeführt. Die Ableitung der Clientel wird, nachdem die Hypothese der Alten zurückgewiesen ist, nach Neubuhr-Becker vorgetragen; von der gewiss richtigen Ansicht Mommsens²⁾ ist keine Rede. Das Verhältnis des Patrons zum Clienten und umgekehrt wird nach Dionys II 10 'und Plutarch (?)' geschildert; so kommt es, dass wichtige Pflichten der Clienten, die Begleitung des Patrons in den Krieg, die Theilnahme an den Kosten der *sacra gentilitia* und dann ganz besonders die einzig und allein im späteren Verhältnis der Clienten zum Patron übergebliebenen Merkmale der *salutatio* und *sportulae* (*strenae* usw.) unerwähnt³⁾ bleiben. Desgleichen bleibt das Verhältnis des Clienten zur *gens* unerörtert. — Zu S. 94: Der Übergang der älteren Clientel in die spätere ist doch nicht so ganz in allen Phasen uns verloren gegangen, wie M. glauben machen möchte, vgl. Willems le droit public S. 69. — Zu S. 95: M. behauptet, dass Marius im Ritterstande⁴⁾

²⁾ Mommsen ist übrigens im Staatsrecht II² 1047 wieder auf seinen Beweis zurückgekommen. — Ich bemerke gleichzeitig, dass ich mich bei den Erwähnungen von Mommsens Ausgabe der *res gestae divi Augusti* selbstverständlich immer auf die 1. Auflage berufe.

³⁾ 'Röm. Forschungen' I 320–330; vgl. die Anerkennung von Seiten Willems le droit public 29 f.

⁴⁾ Man darf dies nicht aus dem Titel des Paragraphen entschuldigen, da — wie ich schon bemerkt habe — die Clientel während ihrer ganzen Dauer geschildert wird.

⁵⁾ Woher Madvig diese der Überlieferung widersprechende Behauptung genommen hat, ist mir ganz unerfindlich.

handelt über 'die ältesten Tribus', §. 5 über 'die Curien'.
 Annahme der Plebejer an den Curiatcomitien wird der Be-
 weis damit versucht, dass die Volkstribunen in der ältesten
 Curiatcomitien gewählt worden seien. Zunächst ist die
 Sache oder mindestens überaus zweifelhaft (vgl. Becker II
 Mommsen Staatsrecht II 266); man könnte den Beweis
 aussofern gelten lassen, als man supponierte: In späte-
 re Zeit habe man sich, dass die plebejischen Tribunen gleich ur-
 alt in Curiatcomitien gewählt worden seien, also können die
 älteren nicht darin gefehlt haben. Die ganze Reihe von
 Forschungen in den römischen Forschungen I 140—150
 macht hat, existiert für Madvig nicht. — Die polemische
 S. 98, Anm., die sich sowie S. 96* möglicherweise auf
 römische Geschichte beziehen, ist recht überflüssig. —
 Madvig gibt zwar an, dass die Ableitung der Namen der
 Curien von den geraubten sabinischen Jungfrauen und zwar von
 anderen zurückgewiesen worden sei, führt aber nicht an,
 welchen Namen von Curien — deren wir übrigens nicht
 sieben kennen? — auf Örtlichkeiten zurückgehen
 (s. Plutarch quæst. Rom. 20) für einen beträchtlichen
 Curien wenigstens dasselbe bemerkt. — Die Anmerkung
 wieder einmal deutlich das einseitige Vorgehen des
 Lesers wird darüber belehrt, dass curia von *κῦρία* oder
 (*cōria*) abgeleitet werde; jedermann vermisst die be-
 deutung'sche Hypothese (von *quiris*, *curis*) und die heute
 Anerkennung findende⁹) von Corssen (Vok. I^a 354: von
 benda Z. 1 v. u. ist *κῶρία* in *κῶρία* zu ändern:
 es gibt es nur solche⁹); es kommt nicht in Betracht,

scil) findet man S. 100* (vgl. damit Becker-Marquardt II 3, 190 f. Marquardt VI 191).

§. 6. 'Die späteren Tribus'. Madvig vertritt immer noch die K. O. Müller'sche Hypothese von den dreißig Tribus, von denen zehn an Porsenna verloren gegangen seien; die Patricier befanden sich gleich von Anfang an in ihnen (gegen Niebuhr); dann wird die innere Organisation, die Ausbreitung der Tribus und der Verfall derselben (Armentribus) dargestellt. Im einzelnen ist meines Krachens Folgendes zu bemängeln: S. 101, ** finden sich folgende unehrerliche Formen von Tribusnamen: *Camilla*, *Falerina* (so auch S. 102, Z. 3) und *Quirinia*, das Madvig consequent S. 105 **, Z. 4 S. 106, Z. 25 u. s. gebraucht. — S. 100 lässt M. die Servius Tullius gleich von vorne herein auch Bürger, die gar keinen Grundbesitz hatten, in die Tribus einschreiben. — Zu S. 102: 'Die Inschriften bieten einige Namen mehr, da in der Kaiserzeit einzelne [Tribus] entweder auf kurze Zeit umgetauft wurden [?!] ... oder Namen erfunden wurden zu Ehren der Kaiser, wie *Flavia*, *Ulpia*, *Aelia*; etliche solcher Namen finden sich in gefälschten oder schlechtgelesenen Inschriften (!)'; Madvig scheint demnach mit der epigraphischen Literatur auf nicht gar zu vertrautem Fuße zu stehen. — Zu S. 102*: Es ist nicht erwiesen, dass M. Terentius Varro ein eigenes Buch über die römischen Tribus geschrieben habe; eher hat man einen Abschnitt seiner antiquitates zu denken; doch vgl. Text röm. Littg. 4 277. Schäfer Quellenkunde 72. — Zu S. 102**: 'Nur echte Plebejer konnten [M. denkt hier auch an die späteren Zeiten des Freistaates] dabei mitwirken, ein von einem Volkstribun vorgeschlagenes Plebiscit zustande zu bringen [!]' — Ebenda: 'Nur die Patricier gab es in den ältesten Tribus, nicht in den späteren, die nach der vollständigen Schließung des patricischen Kreises gebildet wurden'; wie aber, wenn ein Patricier seinen Grundbesitz gegen einen andern in einer anderen Tribus vertauschte? — Ebenda: Das Verzeichnis der Tribus gibt M. mit Berufung auf Groth und Henzens Inschriftensammlung; es ist also nicht einmal auf die grundlegenden Arbeiten von Grotefend in der Zeitschr. f. d. Alterthumswissenschaft 1836 und in seinem Imperium Romanum tribus descriptum Rücksicht genommen. — Zu S. 104: Dass die Familien 'zweifelsohne von Generation zu Generation in der ursprünglichen Tribus' verblieben, ist nicht so ganz richtig; vgl. Mommsen's Ausführungen im Commentar zum sc. Adranymttenom Epigraph. IV 222. — S. 104 behauptet M. mit völliger Ignorierung der ganzen Literatur über die Reform des Jahres 513/241, dass die römischen Bürger zu allen Zeiten, abgesehen von einer offenbar vorübergehenden Abänderung i. J. 570 v. Chr. (Liv. XL 51) in die Tribus *virilim*, *fusim*, also ohne Classification nach Stand und Vermögen eingetragen worden wären. — S. 106 bemerkt M., dass die Untersuchung über die Vertheilung der rö-

über Städte auf die Tribus und die Principien dieser Vertheilung 'nur wenig Interesse bietet'. — S. 107 glaubt M., gar, dass 'viele Individuen, die einzeln das Bürgerrecht empfingen, vielleicht niemals in eine Tribus eingetragen wurden' (in der Kaiserzeit). — S. 108 ist M. die Eintheilung der römischen Tribus, speciell der städtischen Tribuscorporationen 'ein untergeordneter Gegenstand', über den Mommsen ein Buch, Die römische Tribus, 'mit unsicheren Vermuthungen' abgefasst hat.

§. 7. 8. 'Die Classen und Centurien ältester Einrichtung' werden nach Livius und Dionys dargestellt; zum Schluss wird auf die bedauerliche Unzuverlässigkeit dieser Angaben hingewiesen. Es ist unglücklich, mit welcher Indifferenz gegenüber der Literatur der letzten 40. sage vierzig Jahre dieser Abschnitt ausgeführt ist; dem Verf. sind hier fast nur Walter, Niebuhr, Böckh und Mommsens 1844 erschienene Abhandlung über die römische Tribus bekannt; Meische und Mommsens spätere Arbeiten, Ihne, Lange, Plüss, Böckh u. a. existieren für M. nicht: man vgl. so unter anderem S. 121 Anm. 1 (über die Censuszahlen) z. B. mit Bérrol hi-hout des cheval. Romains (I 1869, II 1873). S. 409 fragt M., warum gerade die Caeriten den Namen für die Classe der Acurier vergeben mussten; ich glaube, dies ist längst dahin beantwortet worden, dass eben die Caeriten die ersten Municipalen der Art gewesen seien. — Zu S. 109*: 'Längst veraltet'¹⁰⁾ ist die Ansicht, dass die Darstellung bei Livius und Dionys 'wenn auch durch Zwischenlieder auf alte Aufzeichnungen über den ältesten Census zurückgehen: davon, dass die uns bei Livius und Dionys, sowie bei Cicero erhaltenen Zahlenschemen anticipiert seien, will M. nichts wissen.'¹¹⁾ — Dinge, an denen heute kein Mensch mehr zweifeln mag, sind noch tragisch gelassen, wie S. 110* die Bedeutung von *classis*, das nicht einmal mit *καλῆν* und *κληρίς* zusammengestellt wird. — Eigentlich berühren unter diesen Umständen die selbstbewusste Erklärung der *sex suffragia* S. 111* und die Behandlung der genannten Stelle Cic. de rep. II 22, S. 114 f. — Staunen macht die Anechtweisung Ciceros a. O. und Gellius' XVI 10 S. 112***; beide Schriftsteller sagen, Proletarier seien diejenigen, welche unter 1500 asses hätten; nun entsteht bekanntlich dadurch zwischen den überlieferten Angaben der Maxima zu 12.500, resp. 11.000 und 1500 eine bedeutende Lücke. Madvig erklärt dies dahin, dass die beiden Schriftsteller hätten sagen wollen oder sollen: 'über 1500 asses' (also bis zu 12.500, resp. 11.000 asses) hätten jene besitzen müssen: der Ausdruck der beiden genannten Schriftsteller wäre unge-

¹⁰⁾ Vgl. Becker II 1. 205 Note 424; Mommsen Staatsr. I¹ 5 Anm. 3. I 16.

¹¹⁾ Vgl. auch die leichte Polemik gegen die diesbezüglichen Vermuthungen der lex Aternia und Julia Papiria, II 452 f.

nau'! — S. 114* ist M. über das Vorkommen einer *centuria nobilem* *velatorum* in den Fragmenta Vaticana erstaunt; er hätte leicht darüber Aufschluss schaffen können in dem 1849 erschienenen Aufsatz Mommsens degli accensi velati in den Annali dell' Inst. XXI p. 209 ff., vgl. Marquardt V 318 ff.; es wird um so sonderbarer erscheinen, wenn man dieser Ausführungen eingedenk bleibt: 'Was accensi und velati wären, wussten die Alten in der späteren Zeit selbst nicht'. — Zu S. 116: Weit entfernt, dass der Schriftsteller — wie M. richtig bemerkt — eine auch nur lose Verbindung zwischen der ältesten Form der Centurien und Classen mit den Tribus andeuten, sagt Liv. I 43 vielmehr ausdrücklich das Gegentheil: *neque eae tribus ad centuriarum distributionem numerumque quicquam pertinere*. — Die parenthetische Erklärung der Dionysiosstelle — S. 117* Z. 6 (*κεκρίνται* bis Z. 9 Comitien betraf) — hätte M. weglassen und statt dessen den deutlichen Text des Dionysios *ὡς ἔγνωσαν ταῖς ἀρχαῖαις ἀνείων πολλάκις παρὰ* mit abdrucken lassen sollen. — S. 122, Z. 15 wird die *lex Voconia* statt aus dem J. 585/169 unbestimmt datiert: 'in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts v. Chr.' (besser M. II 208). — S. 123 Anm. 2 (über die *Aerarii*) verbunden mit der eigenen Seite S. 408, bekämpft M. 'die ganz willkürliche Hypothese' (S. 409 'willkürlichste Vermuthungen') von 'Niebuhr, Walter, Mommsen u. a.'; die Wahrheit ist es nur die Meinung Niebuhrs, gegen die sich M. ausspricht — usw.

§. 9—13 handelt über den Senatorenstand. In sehr abgegrenzter Form wird zunächst §. 9 über das Wort *ordo* gesprochen, dann über die Zahl der Senatoren, die Bedingungen zur Aufnahme während der republikanischen und der ersten Kaiserzeit, die *lectio senatus*, Ausstoßung aus dem Senat, §. 10 über die 'Auszeichnungen und Beschränkungen, welche die Senatorenwürde mit sich brachte', §. 12 den *ordo senatorius* der späteren Zeit, §. 13 den Senatorenstand der späteren Kaiserzeit gehandelt. Indessen ist doch im Detail nicht überall eine genaue Scheidung der Zeiten vorgenommen. In der Darstellung in der ersteren Hälfte ist die landläufige der älteren Lehrbücher. Die neuere Literatur, so z. B. für §. 9 Ihnes *patrum adlecti* (1865), Clasons kritische Erörterungen (1871) und vor allem das verdienstvolle Werk von Willems, *le sénat de la république Romaine* I 1878/1879 sind nicht entfernt benützt; ebensowenig Mommsen *Staatsrecht* II² 906 (ich meine hiemit das von M. S. 136 f. Gesagte) und Hirschfelds *Verwaltungsgeschichte* I (1876, was ich mit Rücksicht auf S. 148 f., 154 bemerke). Unter diesen Umständen kann ich mich der Mühe überhoben sehen, einzelne Versehen herauszugreifen.

§. 14—16: Die Geschichte der *equites* und des *ordo equestris*. Der wichtigste Mangel ist auch hier die Unkenntnis der neueren Literatur, namentlich von Bélots Werk (vgl. z. B. M. S. 159 über das *aes hordearium* und *aes equestre* mit Bélot I 143—150). In

die von den *sex suffragia* wird nicht einmal erwähnt; sie existiert, wie gesagt, nicht für Madvig. In §. 17 trägt M. seine in der Abhandlung 'de tribunis aerarii disputatione' (1838) = opusc. acad. II S. 142 ff. aufgestellten Ansichten unverändert vor. §. 18 handelt über die Nobilität. Unbegreiflich ist mir, dass M. S. 1864 die Berechtigung leugnet 'anzunehmen, wie es so oft geschieht¹²⁾, dass der Begriff *nobilitas* erst nach dem Aufhören der patricischen Rechte entstanden sei'. §. 19—21: Freigelassene und *coloni*.

Was die Anordnung des gesamten Materials in Cap. II betrifft, möchte ich mich in zwei Punkten nicht mit M. einverstanden erklären, nämlich dass M. es am Anfange unterließ, das Wesen der *res publica* zu definieren und dass die Sklaven erst in §. 21, noch dazu nur eine gelegentliche Erwähnung finden; wie weit besonders in letzterem Falle M.'s System (oder Systemlosigkeit) die Schuld trägt, ist nicht zu ermeszen.

Cap. V: Die republikanischen Obrigkeiten und Beamten (*municipales*).

Nach einem allgemeinen, etwas oberflächlichen Raisonement über das Wesen und die Entwicklung der römischen Magistratur im allgemeinen¹³⁾ und 'die Eintheilung der Magistrate' in §. 1 werden in §§. 2—5 zum Theil sehr kurz die Magistratur im allgemeinen, in den folgenden §§. 6—19 die einzelnen Magistraturen ohne irgend ein durchgreifendes Ordnungsprincip entwickelt; endlich wird über die Dienerschaft und die Subalternbeamten sowie über 'die Verwendung des Aars zu archivalischen und anderen Zwecken' gesprochen.

§. 2: 'Zutritt zu den Ämtern'. Zunächst (a) werden die Hindernisse der Wählbarkeit weder systematisch noch auch vollständig aufgezählt; so bleiben unter anderen körperliche oder geistige Krankheiten (vgl. Mommsen Str. I² 466 f.). Ausschließung durch die anhaltenden Beamten (a. O. 473 f.), Nichterfüllung der Militärdienstpflichten (a. O. 487—495). Cumulierung von Magistraturen (a. O. 495 f.) unerwähnt. In einer Anm. wird, statt die zuerst im Kriminalproceß des 7. Jahrhunderts erscheinende strafweise Entziehung der Wählbarkeit (Mommsen a. O. 464 ff.) allgemein zu bezeichnen, gewissermaßen als ein Curiosum der einzelne Fall von der Verfügung 673/81 angeführt. — Mommsen (S. 466, Anm. 1) hat, glaube ich, zur Genüge dargethan, dass nicht bloß 'die Aeltern (nach Plutarch Sulla 31 auch die Enkel)' der Geächteten ausgeschlossen wurden, sondern überhaupt ihre ganze Nachkommenschaft; vgl. namentlich auch die Definition von *liberi* Dig. 50, 16, 220 auch *nepotes et pronepotes ceterique qui ex his descenderent*, gegen die zu diesem. — In einer anderen Anmerkung erläutert der Verf. die Vertheilung des *ius liberorum* (es wird dort übrigens bloß vom

¹²⁾ Vgl. von Neugere Becker II 1, 225; Willoms 121 Anm. 4; Mommsen Str. I² 432.

thatsächlich vorhandenen, nicht durch Verfügung des Senate oder Kaisers gewährten gesprochen) für die Ämtercarrière; man muss sich wundern, warum der Verf. dies nicht erst bei Gelegenheit der Erörterung über die *aetas legitima* und den *ordo magistratus* thut. — 6: *census senatorius* (vgl. dagegen Mommsen Staatsr. 470 f., besonders 471 Anm. 1. 3) und *aetas legitima*. Ich brauche nicht zu erwähnen, dass wir u. a. zwei vorzügliche Arbeiten über diesen Gegenstand besitzen in den Darstellungen von C. Nipperdey (Die *leges annales* der römischen Republik, Abhandlungen der sich. Ges. d. Wissensch. 1865) und von Mommsen (im Staatsrecht I an verschiedenen Stellen, besonders 505 ff.). Wir wollen nun sehen, welchen Nutzen M. aus ihnen gezogen hat; dass M. diese Werke benutzt hat, hat man das Recht zu erwarten und könnten die Worte S. 337* in diesem Glauben nur bestärken; M. verspricht nämlich 'die Beweise für das Gesagte, die auch in allerneuester Zeit missverstanden [worden] sind und falsche Schlüsse veranlasst haben, kurz mitzutheilen. Ist man freilich von den früheren Partien des M.'schen Buches her daran gewöhnt unter 'neueren' Arbeiten Schriften aus den dreißiger oder vierziger Jahren zu verstehen, so wird man doch zu der Voraussetzung berechtigt sein, dass M. im Jahr 1881 'allerneueste' Arbeiten nur solche nenne, welche aus dem letzten, höchstens noch dem vorletzten Decennium herrühren, also wie Mommsens, Nipperdeys u. a. Abhandlungen im Sinne habe. Von M. mitgetheilten 'Beweise' sind aber sämmtlich von der Art, dass sie seit Nipperdey, wenigstens meines Erachtens, gewiss niemand angegriffen hat. Wenn sich aber M. etwas bei diesen Worten gedacht hat — und wie sollte er es nicht? — so bezog er die Worte meines Erachtens auf Wex, der im Rheinischen Museum 1864 eine neue Erklärung des *suo anno petere* zu geben suchte. Soll man also, wenn man diese Partie des M.'schen Buches spätestens nach dem Erscheinen der Wex'schen Arbeit — ich denke, mit Recht — fertig gestellt glaubt, annehmen, dass M. die vorgeannten Abhandlungen von Nipperdey und Mommsen gänzlich ignorierte? S. 335 spricht M. von den Einwänden, die die Tribunen Liv. 25, a. 541/213 gegen Scipios Candidatur für die Ädilität vorbrachte und meint, dass nicht eine bestimmte *lex annalis* gegen Scipio sprach. Das ist richtig; wenn aber M. fortfährt: 'allein Scipio damals, soweit wir über sein Alter unterrichtet sind, von der Magistratur ausgeschlossen durch eine ältere, bei Polybins (VI 19) erwähnte allgemeine, mit der Wehrpflicht zusammenhängende Bestimmung, dass niemand ein obrigkeitliches Amt bekleiden dürfe, bevor er zehn Jahre im Heere gedient habe', so ist das ein weiteres Zeichen von M.'s Indifferenz zeitgenössischer Forschung gegenüber; schon im Becker'schen Handbuche II 2, S. 17, N. 26 ist darauf hingewiesen, dass diese Bestimmung nur ein Theil der *lex Villia* gewesen sein könne und ist diese Auffassung heutzutage ganz gang und gäbe vgl. z. B. Mommsens Staatsrecht I² 490. Willoms le droit publ.

440 u. a. — Dass M. Pinarius Rusca (S. 336) eine neuere, spätere *lex annalis* vorgeschlagen habe, steht bei Cicero nicht; man nimmt vielmehr an, dass sie der *lex Villia* zeitlich vorausging, vgl. Mommsen a. O. I 511, auch Becker II 2, 29 u. a. — Die Verschiedenheiten in der Behandlung der plebejischen und patricischen Ämter (mit Bezug auf die *lex annalis*), auf die namentlich Mommsen mit Erfolg hingewiesen hat (a. O. I 515 f.) sind von M. nicht erwähnt und das eigenthümliche Verhältniss zwischen Prätur und Tribunat ist falsch erklärt. — S. 336 hat sich bei M. ein leidiger Fehler eingeschlichen; er spricht nämlich von einem zweiundzwanzigtägigen Zwischenraum zwischen dem 9. December und dem 1. Januar des folgenden Jahres; es ist jedoch bekannt, dass der nicht reformierte Kalender für den Monat December 29 Tage angesetzt hatte, dass also zwischen jenen beiden Zeitpunkten nur zwanzig Tage liegen. — Spitzfindig, aber entschieden falsch ist die Erklärung von Cic. de lege Manilia 21, 62, wo es von Pompeius heisst '*consul ante aetatem quam ullum alium magistratum per leges capere liceisset*' (vgl. darüber Mommsen a. O. I 550, Anm. 1); es seien nicht, 'wie man gewöhnlich irrtümlich annimmt', hier die 36 Jahre gemeint, welche das Altersminimum für die Quästur wären, sondern Cicero wolle, 'wie sowohl das Wort *alium* als auch *licuisset*, nicht leugnet, zeigt [?], andeuten, dass er Consul ward, ehe es ihm die Umstände gestattet hätten, in gewöhnlicher Weise (*per leges*, ohne *senatus legibus*) irgend ein Amt zu erlangen, ohne entweder Praetor oder Adil oder Tribun gewesen zu sein'. — c) *ordo legitimus*; *iterum*. — Zu S. 339 f.: Nach M. hätte sich frühzeitig ein *ordo magistratum* herausgebildet, nur zwischen Praetor und Consulat ist die Sache nicht geklärt gewesen, vgl. dagegen die von Mommsen Str. I 518, Anm. 1 angegebenen Fälle. — Dass wahrscheinlich die *lex Villia annalis*, jedenfalls aber ein zwischen 561 (556) und 606 ergebene Gesetz den *certus ordo magistratum* eingeführt hat (Mommsen Str. I 521), ist von M. nicht mit einem Worte erwähnt worden. — S. 341 hätte M. den Grund, warum die *lex Cornelia* 67/81 nicht auch die Censur nenne, aus Mommsens Darstellung der identischen, nicht ständigen Gemeindeämter (I 510), deren Wesen man erkannte, erschauen können. — S. 342 Z. 17: Was sollen 'gewöhnliche Fasten' sein? — S. 343 zu Liv. VII 42: 'die auffällige Unklarheit: *apud quosdam invenio*' kann sich nur auf die Jahreszahl beziehen, vgl. Mommsen a. O. I 500. — S. 343* sagt M.: 'beide Schriftsteller [nämlich Livius und Zonaras] führen zugleich die Bestimmungen desselben Gesetzes, über deren Veranlassung man sich wundern muss [?, vgl. die Beispiele bei Mommsen a. O. I 495 A. 2, 496 Anm. 1] *ne quis [...] duos magistratus uno anno gereret*; die capitolinischen Fasten weisen jedoch 253 [v. Chr.] einen Praetor auf, der zugleich Consul ist'. Ein Praetor, der zugleich Consul ist! Schliessen wir die Fasten für diesen Fall nach, so finden wir eine Annäherung von Praetor und Censur. Ich bemerke noch, dass dies

die einzige Erwähnung der Cumulierung zweier Ämter bei ist (!).

§. 3. 'Allgemeine Befugnisse und Rechte der Magistrate': Rücksicht auf die einzelnen Geschäftskreise: *Imperium*, *auspicium*, Jurisdiction, Unverletzlichkeit, Absetzung, *suffectio*. — S. 343 *imperium* viel zu weit als 'die oberste Führerschaft und Regierungsgewalt' definiert; vgl. Mommsen Str. I 22. — Ganz falsch ist, dass es das *Imperium* war, das die *coërcitio* und die *multae* verlieh; resultierten diese doch aus der *potestas* jedes einzelnen Beamten!

§. 4. 'Mittel gegen den Missbrauch der Amtsgewalt': *Provocatio*, nachträgliche Anklage.

§. 5. 'Ausstattung der Magistrate. Abzeichen ihrer Würde': Amtsjahr [soll heißen: 'Antritt und Abdankung'].

§. 6. 'Der König'. Die Competenz des Königs wird in mehrerem Erachtens zu wenig wissenschaftlicher Weise dadurch erläutert, dass die einzelnen bei den Schriftstellern den Königen beigelegten Amtshandlungen, nicht einmal in durchaus gehöriger Anzahl aufgezählt werden. Die Behauptung (S. 336. 354), dass auch gegen den König die *Provocatio* rechtlich zulässig gewesen sei, unbedingt zurückzuweisen. Über die Unverantwortlichkeit des Königs, über seine Insignien (denn was M. S. 360 f. über die Abzeichen der Magistrate sagt, kann nicht ausreichen, u. schweigt M.

§. 7 handelt über das Consulat. Auch hier finde ich die Darstellung zu summarisch. Überhaupt nicht berührt sind u. a. die *lectio senatus* in alter Zeit, die Fürsorge für den Gottesdienst, die Civiljurisdiction und die Criminalgerichtsbarkeit sowie die Cassationsaufsicht in älterer Zeit. Beim sogenannten *imperium militare* weder die Aushebung noch das Recht der Ernennung der Officiere noch die ursprünglich vorhandene Berechtigung der Kriegserklärung usw. berücksichtigt. Wie wenig sorgfältig — ich meine damit Rücksicht auf die Fortschritte der neueren Forschung — Einzelnes ausgeführt, kann man daraus erkennen, dass S. 378 ein Satz aufgestellt wird, es sei 'seit dem Jahre 13 v. Chr.' die *Curia* aufgekommen, 'dass jedes Consuln paar nur zwei Monate fungierte, so dass die zuerst fungierenden als *ordinarii* bezeichnet wurden und eines größeren Ansehens genossen usw.' Man verdammt die im wesentlichen auf Henzens Ausführungen in der *Epigraphica* 1872 zurückgehende Auseinandersetzung Mommsens (II² 78 ff.) über die Phasen der Änderungen in der Fristung der Consulate; erst im dritten Jahrhundert n. Chr. werden zweimonatliche Consulate häufiger als die bis dahin in der späteren Zeit meist üblichen viermonatlichen. — S. 380 Anm. 1 behauptet M.: 'Unter gleichzeitig fungierenden Consuln wechselt der Vorrang monatlich ... im ersten Monate fielen die Fasces in früherer

in den Ältesten, in der Kaiserzeit dem, der die meisten Kinder zu' zu'. In der Note* fügte er in Betreff des *accensus* in der 2ten Stelle Caes. 20 bei, dass Sueton 'daneben andeutet, dass diese Einrichtung hiedurch [durch Hinzufügen des *accensus*] eine Veränderung erlitten habe, von Caesar aber wieder eingeführt worden sei'. Man halte daneben das Richtige bei Mommsen Str. I 366. Es zeigt sich, dass der Turnus sicher seit der Einsetzung der Praetur abgekommen und erst durch Caesar erneuert worden ist. — S. 380 ebenda spricht M., als wenn von jeher den Consuln je 12 Lictoren zur Verfügung gestellt worden wären, was doch erwiesenermaßen nicht der Fall war. Und wenn M. selbst den Königen 24 Lictoren zuschreibt, was Dionys anlässlich bezeuge, so ist auch das falsch; denn 'den Könige geben die Berichte übereinstimmend zwölf Fasces Nur Appian [nicht Sueton] gibt dem König b. c. I 100 im Widerspruche mit M. selbst [Syr. 15] wie mit allen übrigen Gewährsmännern 24 Fasces, offenbar getäuscht durch die in diesem Falle trögende Analogie von Königthum und Dictatur' (Mommsen Str. I 366). M. beschränkt M. dann selbst seine Behauptung durch Anführung der widersprechenden Stellen ein.

§. 8 Die Praetur. — M. leitet wie Niebuhr die Praetur aus der *praefectura urbis* ab; das stimme 'ganz mit dem natürlichen Verhältnisse, dass sich aus einer vorübergehenden Maßregel, die als notwendig erwiesen hatte, eine feste Einrichtung herausbildete und dass dies stattfindet, als man vom Ersatze des Consuls durch consularische Kriegstribunen, deren größere Zahl den Stellvertreter überflüssig machte, zum wirklichen Consulate überkehrte'. Es ist nun gewiss richtig, dass die *praefectura urbis*, wie sie bis zur Einsetzung der Praetur gewesen war, nicht nach der Einsetzung des neuen Magistrate fortzuexistieren vermochte. Die *praefectura urbis*, Veranstaltung und Leitung der Senatssitzungen und Entsprechenden, die früheren Obliegenheiten des *praefectus urbis* mussten auf den Praetor über, so dass es später nur *praefecti urbis* *procuratorum Latinarum causa* gibt. Aber die Praetur war doch nicht die ständige gewordene *praefectura urbis*. Der Praetor war durchaus nicht nur Stellvertreter der Consuln; sonst könnte man auch nicht verstehen, warum seit 387/367 wohl das Consulat, nicht aber die Praetur als bloße Stellvertretung desselben den Plebejern freigegeben worden ist. Die Jurisdiction bekam der Praetor aus genugsam bekannten Gründen; sie bildet seine Competenz und darum hat von M. nicht in einem Athem mit der 'ganzen Civilgerichtsbarkeit' auch die Vertretung der Consuln und das Commando im Felde zu nennen. Es wäre besser gewesen, wenn Madvig sich an die Auseinandersetzungen Niebuhrs (röm. Geschichte III 37 f.) gehalten hätte, als dass er im weiteren Verlaufe der zweiten Note S. 382 in unnöthiger, um nicht zu sagen unziemlicher, Weise

über die schon längst abgethane¹³⁾ Hypothese Niebuhrs über die Entwicklung der *praetura urbana* aus der *praefectura urbis* zu einer ständigen Magistratur sich äußerte. Ich will die Stelle anzugsweise hieher setzen: 'Niebuhr hat auf Stellen bei dem durch unzuverlässigen Laurentius Lydus (de magistr. I 38. II 6. de mon. I 19 [nicht 9!]), die an sich verworren und voller Widersprüche sind, eine völlig unbegründete Hypothese über einen seit der frühesten Königszeit [das ist nicht richtig; denn Niebuhr lässt erst seit 267/487 gelten] bestehenden ständigen Magistrat, *custos urbis*, der zugleich *princeps senatus* war (welch eine Combination!) und nun *praetor urbanus* ward, aufgebaut. . . . Dieses ganze Phantasiegebilde wird von anderen [von wem? ich wenigstens wüsste keinen Gelehrten von Bedeutung, dem dies beigefallen wäre] als eine Thatsache wiederholt usw.' — Zu S. 384: Es ist unrichtig, dass die Scheidung der Jurisdiction in die des Stadtpraetors und des sogenannten *praetor peregrinus* 'offenbar auf die Erweiterung des Reiches durch die Bildung der ersten Provinz hindeutet', vgl. z. B. Mommsen Str. II 188. — Dieser Praetor heißt nicht, wie M. nennt, *praetor inter peregrinos*, sondern zum mindesten *praetor inter cives et peregrinos*, vgl. Mommsen a. a. O. — Dass weiterhin die Bezeichnung *praetor peregrinus* 'wohl erst' bei Polybios vorkomme, ist desgl. falsch; vgl. Mommsen a. O., Anm. 4. — Er sagt M., die Competenz dieses Praetors sei eine 'nicht städtisch' gewesen; auch das ist unrichtig, wie Mommsen a. O. II 199 zeigt. — Dass die Einsetzung des zweiten Praetors gerade im Jahr 513/241 (S. 383) erfolgte, ist nicht so ganz ausgemacht, allerdings wahrscheinlich, vgl. Mommsen a. O. II 187 Anm. 5. — S. 384 hätte M. über die Dauer der Gültigkeit der lex Baebia sich nicht unbestimmt auszudrücken gebraucht, vgl. Mommsen a. O. II 190. — Falsch oder wenigstens ungenau und leicht misszuverstehen sind Madvigs Worte auf derselben S.: 'Eine abermalige Veränderung' hatte die Einsetzung ständiger Criminalgerichte, *quaestiones perpetuae*, seit dem J. 149 [v. Chr.] zur Folge, indem jedem derselben ein Praetor an die Spitze gestellt ward, so dass nach und nach wieder alle sechs Praetoren ihren Wirkungskreis in Rom fanden, die zwei in den Jurisdictionen, die vier in den Quaestionen. . . denn 605/149 wurde eine einzige *quaestio*, die *quaestio repetundarum* eingesetzt, der erst nach und nach die anderen folgten; weiters stand die *quaestio repetundarum* noch bis 631/123 unter der Leitung des Peregrinenpraetors und wurde erst damals ein besonderer *praetor repetundarum* bestellt. — S. 391 sagt M.: 7

¹³⁾ Vgl. Becker II 2, 146 Anm. 325, wo man auch Becker (selbstverständliche) Mäßigung mit der heute gewiss ganz überflüssigen Kampfesweise M.s gegen Niebuhr vergleichen mag.

¹⁴⁾ Sprachlich incorrect; nach dem Voraufgehenden müsste man an eine Veränderung der Zahl denken, während M. doch wohl eine Veränderung der Wirksamkeit der Praetoren meint.

Es mag jedoch die *praetura urbana* wenigstens im ersten Jahrhundert noch eines gewissen Ansehens im Vergleiche mit der *praetura* der übrigen Praeturen (*silentium* Tac. Agr. 6). Abgesehen davon, dass die Praetura auch in späterer Zeit zwar an Wichtigkeit, aber gewiss nicht an Ansehen verloren hatte und man bei M. der ganzen Stilisirung nach eher 'Geschäftsthätigkeit' als 'Ansehen' erwartet, stellt Tacitus a. a. O. nicht entfernt die städtische Praetura den anderen Praeturen gegenüber; vielmehr sagt er nichts anderes als dass gerade Agricola in seiner Praetura nichts zu thun hatte: *nam etiam tribunatus annum quiete et otio transit, gnarus subterfugere temporum, quibus inertia pro sapientia fuit, idem praeturae tenor et silentium; nec enim iurisdictio obvenerat*; damals überstieg nämlich die Zahl der Praetoren die Zahl der zur Verlosung kommenden Jurisdictionen um ein beträchtliches, 'so dass ein Theil derselben vom Amte nichts hatte als den Namen und die Spiele' (Mommsen a. O. II 195). — Was die Darstellung der Praetura im ganzen bei M. betrifft, so ist die Geschichte dieses Magistrates durch die Einfügung der Abhandlung über die Amtszustellungen und Competenzen der Praetoren (S. 384 ff.) in zwei Theile zerrissen. Die Schilderung der Competenzen zeichnet sich nicht durch besondere Anschaulichkeit aus (man sehe den Passus über die *praefecti iure dicundo*, S. 385 Z. 21 ff., nach) und ist teilweise zu abgerissen; wie wenn z. B. die *cura ludorum Apollinarum* (seit 542/212 [nicht 541/213]) ohne Rücksicht auf das bestehende Factum¹⁵ der (zunächst freilich nur in Vertretung der Consuln vorgenommenen) Leitung gottesdienstlicher Functionen und der Volksfeste durch den *praetor urbanus* als 'ein besonderes Geschäft des *praetor urbanus*' dargestellt wird.

Ich unterlasse es, in gleicher Weise die übrigen Abschnitte des fünften Capitels durchzugehen, nämlich über die Censur §. 9. 10, Militär §. 11, Quaestur und *tribunatus militum a populo* §. 12, Volkstribunat §. 13, Vigintivirat, §. 14 (nebenbei bemerkt werden nicht einmal sämtliche Magistrate dieser Gattung aufgezählt), außerordentliche Magistraturen §. 15. 16, Decemviren und Militärtribunen §. 17 (M. hält die Decemviren S. 500 für eine beabsichtigte 'dauernde Umgestaltung der Regierung'), Praetoren §. 18, Promagistraturen §. 19, Diener §. 20. — Ich will nur einige Kleinigkeiten aus diesen Paragraphen hervorheben: S. 481 spricht M. von *quattuorviri in Campaniam*, die sich sonst *quattuorviri praefecti i. d. Capuam Cumas* heißen; der Fehler M.'s dürfte auf eine Übersetzung einer Dionysiosstelle zurückgehen, LIII 26 οἱ τέσσαρες οἱ ἐς τὴν Καμπανίαν πεμπόμενοι. — Eine bei der Kürze der positiven Darstellung überflüssige Polemik auf S. 398 finde hier Erwähnung: 'Ganz falsch identificiert das *funus censorium* mit dem *funus publicum*, weil man

¹⁵) Mommsen Str. II 226 f.

annimmt, dass usw.; man wird verleitet zu glauben, dass das noch in 'neuester' Zeit vermuthet wurde oder gar allgemeine Anerkennung finde; indes bekämpft M. hier eine längst verworfene ¹⁶⁾ Hypothese von Gelehrten des 17. Jahrhunderts, Gutherius und Ryckius. — S. 427 sagt M.: 'Ein in den enthaltenen Nachrichten allein stehender Fall ist es, dass Terentius Varro, der bei Cannae kämpfte, bei Ädilitäten bekleidet hatte; Mommsen I 532 Anm. 3 führt nicht weniger als noch drei weitere Beispiele der Art an. — S. 433 wird die Cereales in Ceriales zu verwandeln. — Auch S. 435 polemisiert M. gegen eine schon längst von niemandem geglaubte 'ganz falsche Hypothese, ebenso unnütz S. 449** gegen ein 'merkwürdiges Missverständniß' 'einzelner Gelehrten' ¹⁷⁾ in Betreff der Provinzialquästoren. — Warum S. 503 Anm. der Triumviratus r. p. c. 'gewiss ganz außerordentlich' bezeichnet wird, ist mir nicht klar; er ist doch nicht 'außerordentlicher' als z. B. der Decemviri legibus scribundis. — S. 485 erfährt man anlässlich der Besprechung des *dictator clavi figendi causa* kein Sterbenswörtlein von den Anschauungen neuerer Gelehrten besonders Mommsens Chron. I 176 ff. über diese Sache; dass ein Gesetz 'an dem der Minerva geheiligten Theile des capitolinischen Tempels' angebracht worden war, ist ein Flüchtigkeitsfehler.

Cap. VI. 'Das Kaiserthum, seine Formen und centralen Regierungsorgane.'

Mit der Behandlung der Kaiserzeit betritt M. ein Gebiet, an dem er sich bisher nicht oder fast nicht als zünftiger Arbeiter bewegt hat; er zeigt sich auch jetzt nicht als solchen, ja man wird nicht anstehen dürfen, ihm nicht einmal den Namen eines geschickten Compilers der vorliegenden Arbeiten der 'neuesten' Gelehrten zuzugestehen; es versteht sich von selbst, dass M. doch in etwas mehr als in den früheren Theilen seines Werkes sich an diese anlehnen musste — wie denn auch seine Polemik hier etwas von ihrer sonstigen Schärfe eingebüßt hat —; M. citirt gelegentlich z. B. Friedländers Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms, ja einmal auch Mommsens Staatsrecht — dieses einmal nach der 1. Auflage zu seinem eigenen Schaden, Mommsen ist nämlich an dieser Stelle in der zweiten Auflage von seiner früheren Meinung abgewichen —; freilich ist der Einfluss der neueren Literatur kein nachhaltiger und die Madvigsche Darstellung eine summarische Compilation älterer Werke, die in der Gesamtauffassung einen längst überwundenen Standpunkt vertritt, im Detail ganz unbrauchbar ist. Ganz und gar ablehnend verhält sich M. gegen Mommsen; einer der wichtigsten Mommsenschen Sätze über die früheren Zeiten

¹⁶⁾ z. B. Marquardt VII 340, Anm. 16; vgl. Mommsen I 532 Anm. A.

¹⁷⁾ Jedenfalls nicht besserer Gelehrten; man vgl. mit der drittigen Darstellung der Praefectura a. O. Marquardts kurze, mustergültige Compilation IV 525 f. auch Lange I² 895.

des Principats ist bekanntlich die Auffassung desselben (Str. II 175) 'als einer zwischen dem Senat einer — und dem Princeps als dem Vertrauensmann der Gemeinde ein für allemal getheilten Herrschaft'. Madvig passt dies nicht in den Rahmen, er will diesen Satz schlechtweg als eine 'schiefe Auffassung' des thatsächlichen Verhältnisses ansehen, 'wenn man von einer zwischen dem Kaiser und dem Senate getheilten Regierung, einer Dyarchie redet' (S. 562). Ebenso wenig sucht M. an anderer Stelle seine Abneigung gegen Mommsens System (vgl. I 537¹⁰ 'Der jüngst gemachte Versuch'¹¹), diese verschiedenen kaiserlichen Specialgewalten in begrifflichem Zusammenhange darzustellen, ist wenig glücklich, namentlich insofern die proconsularische Gewalt zum Ausgangspunkte genommen wird¹²) wirklich zu widerlegen in seiner Gegenargumentation: 'Gewiss war die Anerkennung des kaiserlichen Commandos über alle Heere thatsächlich überaus wichtig, aber der Kernpunkt der Vorstellung von einem Regenten lag anderwo, zunächst in der consularischen (!) Macht'. Was soll man von dem Satze S. 541 denken, dass selbst wenn man annehme, dass ein oder das andere Recht dem Augustus zugestanden habe, 'es doch an einem Rechtstitel für die Befugnis des Kaisers als allgemeiner Inhaber der vollziehenden Macht, den alten constitutionellen Behörden irgend einen Befehl zu erteilen, oder in ihrer Thätigkeit zu behindern und noch mehr für die Ausübung der gesetzgebenden Gewalt' usw. gefehlt habe?!

Ich begnüge mich daher auch damit, noch den Beweis für meine andere Behauptung zu erbringen, dass das Detail völlig brauchbar ist. Ich greife ganz nach Belieben — ich versichere, es dem Zufall überlassen zu haben — S. 538 heraus; ich finde hier nur einen Satz, nämlich den, dass der Kaiser beim Rücktritt von einem regelmäßigen Consulate bisweilen den alten Eid ablegte, ganz unanfechtbar, in allen übrigen Sätzen ist etwas Anzweifelbares enthalten: Zunächst führt nämlich M. die Diostelle LIII 10 als Beweis an, dass dem Augustus im Jahre 735/19 consularische Macht auf Lebenszeit neben den Jahresconsuln zugestanden ward, doch so, 'dass der Kaiser fortfuhr, hin und wieder das jährliche Consulat zu bekleiden': Dio sagt daselbst zwar wirklich: *Αὐγούστος* τὴν δὲ τῶν ἑπαύρων (ἐξουσίαν) διὰ βίον ἔλαβεν, ὥστε καὶ ταῖς δωδεκά ἑαβδόμη ἀεὶ καὶ πανταχοῦ ὑπάρχειν καὶ ἐν μέσῳ τῶν ἀεὶ ὑπαγευόντων ἐπὶ τοῦ ἀρχινοῦ διπλοῦ καθεῖσθαι; dem widerspricht aber Augustus selbst im sogenannten mon. Ancyr. Gr. III 9 *[ὕ]παταρ τὲ μοι τότε (a. 732/22, διδομένην καὶ ἐναύσιον καὶ διὰ βίον οὐκ ἐδεῖμαι¹³)*,

¹⁰) Vgl. Mommsen II 810 ff.; 834 ff.

¹¹) Der lateinische Text ist hier verstümmelt: [tum] con[sulatum] me datum et annuum [et perpetuum non accepi] (Mommsens I. Aufl.) oder con[sulatum]que mihi [et] annuum [et] perpetuum datum non accepi] (Bergk, ähnlich Zumpt).

vgl. Mommsen II 835 Anm. 4 und namentlich 836 Anm. 2 = *res gestae divi Augusti* p. 13. Consequenterweise lässt dann M. den fortwährenden Gebrauch der Fasces 'und was wichtiger war', das Recht der Berufung des Senats als einen 'Ausfluss dieser Gewalt' erscheinen. Von den Fasces behauptet er, dass sie 'in späterer Zeit stets laureati waren'; Mommsen zeigt I 358 evident, dass das Tragen solcher Fasces mit dem Tragen des Imperatorstitels innig verbunden war und dass dies nicht²⁰⁾ erst in späterer Zeit üblich wurde, sondern dass bereits Caesar, dann die Kaiser dieses Ehrenzeichen dauernd zu führen das Vorrecht hatten. Weiter behauptet M., dass das *ius relationis* 'später mit einer gewissen Beschränkung' erscheine, 'die jedoch offenbar im Sinne schmeichelnder Erweiterung gemeint ist (*ius tertiae, quartae relationis*)', während doch Dio LIII 22 ausdrücklich bemerkt, dass dem Augustus a. 731/23 das *ius referendi* zugestanden worden sei *περὶ ἐνός τινος ὅπου ἂν ἐθελήσῃ καὶ ἑκάστην βουλὴν*²¹⁾. Ebenda glaubt M., dass der Ausdruck *relationem remittere* (im Bestallungsgesetz des Vespasian) 'ungewöhnlich' sei; es könne jedoch nach dem allgemeinen Sprachgebrauche das Verbum kaum eine andere Bedeutung haben als 'aufgeben', 'fallen lassen', so dass der Kaiser das Recht hatte, seinen Antrag zurückzuziehen [konnten das andere Sterbliche nicht auch?], vielleicht auch das Recht, die Anträge anderer abzuwehren; ich sehe ab von dem Auffälligen in den letzten Worten und bemerke, dass *relationem remittere* einmal nicht 'ungewöhnlich' ist, wie noch weitere Belegstellen bei Mommsen II 863, Anm. 1 zeigen, dann aber auch, dass es gerade das Gegentheil von dem bedeutet, was M. vermuthet, nämlich einen von einem Beamten dem Kaiser zur Begutachtung vorgelegten Antragsentwurf im Consulu zu weiterer Veranlassung zurücksenden, vgl. Mommsen a. O. I 863. Soweit S. 538.

Welchen Gebrauch M. von einer der wichtigsten Quellen für die Kaiserzeit und von seiner Commentierung durch Mommsen und durch Bergk — ich meine das monumentum Ancyraeum — macht, beurtheile man nach dem, was ich oben zu S. 91 und zu S. 538 bemerkt habe und nach folgendem: S. 128 citiert M. unter den Belegen für die dreimalige *lectio senatus* des Augustus auch Dio LIIII 13 und LV 13; infolge dessen übergeht er die *lectio* des Jahres 746/8 (statt ihrer eine *lectio* a. 736/18) und die von 14 n. Chr. (statt ihrer eine *lectio* aus a. 3 n. Chr.); Mommsen aber hat es doch bekanntlich mindestens sehr wahrscheinlich gemacht, dass die *lectiones* bei Dio a. a. O. apokryph seien, wovon M. aber auch nicht die geringste Erwähnung thut. — Zu S. 419: Dass Augustus a. 726/28 die *censoria potestas* hatte, hat Mommsen S. 21 f.

²⁰⁾ Eine früher verbreitete Meinung, vgl. z. B. Rein in Pauly R. E. III 425.

²¹⁾ Vgl. Mommsen Str. II 861; übrigens verweist M. selbst a. O. auf diese Diostelle.

et. Berkt S. 35 f. in ihren Commentaren gezeigt. — Ebenda
dass M., dass 726/28 (nach dem mon. Ancyr.) 4,163.000 Bürger
anzert wurden, Mommsen weist (nach dem älteren Zumpt) z.
S. 22 ausdrücklich darauf hin, dass das überlieferte *capita*
quadragies centena millia et sexaginta tria millia richtig mit
1.000.000 Seelen zu übersetzen sei. Ich könnte leicht die Zahl
dieser Art von Stellen vermehren.

Ich will, wie ich oben versprochen habe, noch ein paar auf-
fällige Stellen aus anderen Theilen des Buches hier besprechen, da
sie für meine Gesamtauffassung besonders mit in Betracht kamen:
S. 22 Anm. erfahren wir, dass man wohl sagen kann: *municipes*
Arundanus, *coloni Puteolani*, *civis Romanus*, oder *cives e muni-*
cipio Tusculo, *e colonia Puteolis*, nicht aber⁶⁹⁾ *civis Tuscu-*
lanus, es sei denn in einer Zeit, da Tusculum noch nicht
Municipium war. Vgl. dagegen z. B. Inschriften wie Wilm.
189 *natione trar civis Filopopulitanus*, 2472 *civi Vallinsae*
Bl. II 2022 *cives Singiturnses*, 3008 *cives Labitolosani*,
1231 *cives Buesuc(citani)* u. a., sowie Mommsen Ephem.
I 422; oft heißen die römischen Städte *civitates* und ist
deshalb Madvigs Satz S. 22 Z. 17 falsch '*civitas* ist die Staats-
macht, die Gemeindebürgerschaft'. — Ebenda lässt M. die Civität
durch Verleihung und Ansiedlung erweitern; unter den Angesiedel-
ten setzt er auch die Municipien au. — S. 23 hört nach M. die Er-
weiterung der Bürgerschaft auf 'im ganzen nach dem großen latini-
schen Kriege'; doch wurden noch später an ganze Völker, z. B. die
Gallier das Bürgerrecht verliehen. — S. 23 behauptet M., dass in
der Kaiserzeit ein übrigens wenig bemerkbares Mittelglied zwischen
civis und *peregrini* auftrat, die damaligen Latini; ganz Gallia Nar-
bonensis, ganz Spanien erhielt frühzeitig die Latinität und da sollte
es 'wenig bedeutend oder bemerkbar' sein, noch dazu für uns, die
für die *leges Salpensanae* und *Malacitanae* besitzen? — S. 27 spricht
M. von den bekannten acht Tribus nach dem Bundesgenossenkriege
errichtet worden, die neben den fünfunddreißig alten errichtet
werden sollten; in der Anm. fügt M., wenn ich ihn nicht missver-
stehe, hinzu, dass man dies nur deshalb heutzutage leugnet, 'weil
man mit Unrecht die Zahl 35 als unantastbar betrachtete'. — S. 35
und 32 findet sich noch immer die schon für längst entschlafen ge-
achtete *lex Menia* (statt *Minicia*, wie die Vergleichung der Gaius-
Handschrift 178 durch Studemund gezeigt hat). — S. 45* glaubt
M., dass der Zuwachs im Gebiete der Vejenter, Falisker und Ca-
lurner unmöglich die Errichtung von vier Tribus habe veran-
lassen können; diese Polemik ist grundlos, da gerade in den
benannten Gegenden jene vier Tribus errichtet wurden. —
S. 68⁷⁰⁾. Man traut seinen Augen nicht, wenn man liest, Nie-
mands Unterscheidung eines *Latium maius* und eines *Latium minus*,

⁶⁹⁾ Nämlich unter keinerlei Umständen; ich bitte mich also nicht
zu verwirren.

'die er durch eine falsche Conjectur in Gaius I 96 hineinbringen' habe wollen, brauche er [M.] nicht zu erwähnen; also kennt M. nicht die authentische Fassung des Gaiustextes²³⁾, die doch bereits 1869 durch Studemunds Abhandlung: 'der antiquarische Gewinn aus der neuen Collation des Gaius' (in den Verhandlungen der Würzburger Philologenversammlung, S. 130/1) und 1874 in Studemunds *Apographum* u. s. bekannt gemacht wurde! Natürlich sind ihm die Arbeiten von Budorf²⁴⁾, Beaudouin²⁵⁾ und Hirschfeld²⁶⁾ ebenso wenig bekannt geworden. — S. 69 spricht M. von 'einer lex Iunia, die dem Consul M. Iunius, 18 v. Chr., beigelegt wird'. Einmal heißt dieses Gesetz *lex Iunia Norbana*, zweitens rührt es von den Consula M. Iunius Silanus und L. Norbannus Balbus her, drittens stammt es aus dem Jahre 19 n. Chr. — S. 69* lesen wir: 'Wieweit die volle Gemeindefreiheit und selbständige Jurisdiction eintrat und erhalten ward bei dieser starken Ausbreitung der Latinität, die sich zuletzt über eine ganze Provinz [so; vgl. was ich kurz vorher zu S. 33 bemerkt habe] erstreckte, davon wissen wir nichts'. Ja, vor den Jahren 1851/1855 durfte man das schreiben, als man noch nicht die verschiedenen heute bekannten Gesetzentwürfe verwerten konnte; heute muß man sich wohl bedenken, sein Nichtwissen über ein Ding zu gestehen, das wir aus dem ersten besten Handbuche kennen lernen können; Marquardt z. B. glaubt u. a. IV² 155, dass uns diese Gesetze 'einen genügenden Einblick in das Strafverfahren gestatten'; vgl. Marquardt IV² 67 f., 156 f., 536.²⁷⁾

Ich breche hiermit dieses Verzeichnis von Fehlern und Versähen ab, das ich nur deshalb so ausführlich mitgeteilt habe (meine Sammlungen erstrecken sich übrigens über einen größeren Theil des Buches, so den zweiten Band; ich wählte markantere Beispiele aus), weil ich das Buch eines Mannes von der Bedeutung und den Verdiensten Madvigs bespreche und mein Urtheil ausführlich motivieren zu sollen glaube.

Ich habe mehrfach die Gelegenheit wahrgenommen, auf ein stark ablehnendes Verhalten des Verfassers der neueren deutschen und französischen Forschung gegenüber aufmerksam zu machen, namentlich in solchen Punkten, in denen neuere Forschung mit alten Meinungen und Vorurtheilen aufgeräumt hat oder aufgeräumt zu haben scheint. In manchen Fällen ist es immerhin möglich, dass M. sich trotzdem durch jene Arbeiten nicht hat bestimmen lassen und es wird mir nicht im entferntesten einfallen, eine bloße Meinungsver-

²³⁾ Vgl. auch, was ich oben in Betreff der angeblichen *lex Menna* bemerkt habe.

²⁴⁾ 'De minore ac maiore Latio ad Gaium I 95. 96' 1860.

²⁵⁾ 'Le maius et le minus Latium' 1879.

²⁶⁾ 'Zur Geschichte des lateinischen Rechts' 1879; vgl. übrigens auch Marquardt's Handbuch.

²⁷⁾ Vgl. was ich oben über die 'wenig bemerkbare' (M.) Klasse der Latini bemerkte.

Genauigkeit zu bemängeln. Aber abgesehen davon, dass diesen ungleich zahlreichere gegenüberzustellen sind, in denen M. sich der älteren Auffassung hätte anbequemen müssen, wo z. B. durch die Documente oder erneute, bessere Lesung älterer die Feststellung irgend welcher Thatsachen gelungen ist, hätte M. in einem Hand- und Nachschlagebuche nicht die doch verhältnismäßig geringe Mühe scheuen sollen, die Neueren, wo sie abweichende Sätze aufstellen, zu citieren, jedenfalls genau zu citieren; M. liebt nämlich solche Citate nicht und sucht sie durch ein 'man' oder 'Neuere' zu verdecken; sehr oft citiert er so unbestimmt, dass selbst der Geübte die richtige Stelle kaum errathen kann. Sehen wir nun einmal nach, was M. überhaupt citiert. Von Neueren nennt er am öftesten das 'fleißige' Marquardts, etwa dreißigmal, indem er meist auf die genaue Ausführung des Details bei jenem verweist; hie und da finden wir allerdings, meines Erachtens nirgend mit dem Texte eng verbundene Erwähnung Friedländers Sittengeschichte, Aufsätze von Omsens, Henzen und Mommsen in den *Annali*, den *Berichten der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften*, *Ephemeris epigraphica*, *Monas* u. s., je einmal Mommsens Staatsrecht (dieses einmal, wie er sagt, noch dazu in erster Auflage), Napoleons *vie de César*, ein Aufsatz von Hübner in der deutschen Rundschau, hie und da das *U. Bruns fontes iuris*, die Sammlungen von Wilmans und Orellianus, die Edition der *Acta fratrum arvalium* von Henzen und die des *Monumentum Ancyranum* von Mommsen.⁹⁵⁾ Unzählbar zahlreicher und enger mit der Darstellung verbunden sind die Verweise vor allem auf Niebuhr, dann Walter und seinen Handbuch (etwa fünfmal), Mommsens 'Tribus'; je einmal nennt er Kienes 'unbrauchbare[?] Specialschrift' über den Bundesgenossenkrieg, Grotefends *imperium Romanum tributum discriptum*, Savigny, 'den alten' Pantagathus, Boeckhs *Metrologie*, Kriens civilistische Abhandlungen, Borghesi (a. 1838), Fischers *Stateln*, Brissou de *formulis*, Haubold *monumenta legalia* (1830), Wachkers 'Märchenbuch über Servius Tullius', Bethmann-Hollweg *improcess*, Müller 'Etrusker', Unterholzner 'von den Formen der *causmissio*' (1816) u. a.

Die von mir hier gegebene Übersicht der Citate, unter denen auf vereinzelte Ausnahmen alle wichtigen Arbeiten der letzten Jahrzehnte fehlen, z. B. der nie citierten — und auch nie benutzten — Gelehrten ersten Ranges, wie Jordan, Lange, Hultsch, Henzen, Hirschfeld, Waddington, Schwegler⁹⁶⁾, Ihering, Willems, Zalta, Drumann u. v. a., zeigt auf das allerdeutlichste, dass M.

⁹⁵⁾ Auf die Mommsen'sche Geschichte scheint M. Rücksicht zu nehmen I S. 180: 'Eine in neuerer Zeit [1852!] vorgebrachte Hypothese, dass sei ursprünglich eine Handelsstadt, 'das Emporium Latium'....'

⁹⁶⁾ Dass er Schwegler bekämpft, vermuthete ich allerdings an der Stelle I 98 verbunden mit I 96*.

die Mühe scheute, ein altes Elaborat, ein altes Collegienheft²⁰ behufs der Herausgabe zeitgemäß zu erweitern und umzugestalten. M. ist sich dieser Pflicht selbstverständlich bewusst; aber er glaubt, da er nun einmal vor Zeiten, schon vor 1832 (vgl. M.'s eigene Worte I S. IV), einen 'festen Standpunkt', zunächst Niebuhr gegenüber gefasst und später 'nicht aufgegeben' hat, all den auf Niebuhrforschungen und Anregungen weiterbauenden Gelehrten, in erster Linie Mommsen, gegenüber im wesentlichen mit nichts entgegenkommen zu sollen; die Polemik²¹) gegen Niebuhr soll ja meistens die 'Anderen nach ihm' treffen; auf rein sachliche Erörterungen mit diesen Späteren lässt sich M. gar nicht ein.

Die Madvig'sche Darstellung bietet nichts als eine geistreiche Zusammenstellung und Verarbeitung des in den Classikern, vor allen in Livius, Cicero und Dionys enthaltenen Materials; was in ihnen zufällig nicht enthalten ist, was sie nicht offen sagen, was sie nicht definieren und construieren, findet man auch bei M. nicht; Combinationen Neuerer finden keine Gnade vor M.'s Augen; Systematik und Dogmatik sind ihm unverständlich; er verwirft 'ein Bestreben, die in der Wirklichkeit hervortretenden Formen und Einrichtungen aus allgemeinen, dem Bewusstsein der Römer untergeschobenen Begriffen und Theorien abzuleiten, zumal so unbestimmten, wie Collegialität usw.', die 'schiefe Auffassung' vom Principate als eine Dyarchie u. d. 'Dass das Volk im Recht — bemerkt gut Seeck a. O. S. 1762 f. gegen M. — sogar wie in der Grammatik sehr sicher mit Begriffen operiert, auch ohne sie formuliert zu haben, und dass er mit dem gleichen Rechte sagen könnte, dem Homer seien die Begriffe des Dativs und Accusativs und die Theorie der Modi untergeschoben, wie den Römern der Begriff der Collegialität, fällt ihm gar nicht ein. ... So ist das ganze Buch in Form und Inhalt ein Protest gegen die heutige Wissenschaft, der selbstverständlich ungehört verhallen wird. — Ich hätte noch manches über Anordnung, Übersichtlichkeit, Darstellung, relative Vollständigkeit u. a. zu sagen, aber halte die Mittheilung dessen an dieser Stelle für überflüssig, da meines Erachtens Madvig's Werk kein Buch für Studenten und Laien ist.

²⁰) Ich sage dies im Gegensatze zu Seeck a. O. S. 1761. M. sagt (I S. IV), seine Arbeit sei hervorgegangen 'nicht aus einem vor gewissen Jahren gefassten Plan, ein solches Werk zu schreiben, sondern aus dem Bedürfnisse, das sich während einer mehr als fünfzigjährigen Beschäftigung mit der römischen Literatur ununterbrochen geltend machte, mir und meinen Zuhörern Klarheit über das Leben und die Verhältnisse zu schaffen, welche jene Literatur im ganzen und einzelnen zur Voraussetzung hatte und abprägte, einem Bedürfnisse, das still und langsam unter steter Vergleichung des sich nach und nach gestaltenden Bildes mit den Quellen, aus denen es hervorging, Befriedigung fand'.

²¹) Es ist eine in einem Handbuche ganz unerhörte Art, über die Bestrebungen von Gelehrten zu sprechen, die wir zu den größten des Jahrhunderts rechnen, wie sie sich M. gestattet. Huschke's Buch über

man also auch Vorschläge, die bei einer neuen Auflage beachtet werden könnten, umsonst machen würde. Den Forscher werden aber der geistvollen Darstellung mancher Partie namentlich die Stellen interessieren, in denen M. auf seine eigenen älteren Forschungen zurückkehrt.³²⁾

Wien, Jänner 1883.

Wilh. Kubitschek.

Archiv für lateinische Lexikographie und Grammatik mit Einschluss des älteren Mittellateins. Als Vorarbeit zu einem *Thesaurus linguae latinae* mit Unterstützung der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von Ed. Wölfflin. Erster Jahrg. 1. Heft. Leipzig 1884. Teubner. 154 SS.

Wer Wölfflins lexikographisch-grammatische Arbeiten der letzten Jahre gelesen, noch mehr wer sie bei eigener Arbeit aus nächster Nähe zu erproben und völlig zu würdigen Gelegenheit gehabt hat, wird mit aufrichtiger Freude es begrüßen, dass dieser so hochverehrte Gelehrte sich an die Spitze eines Unternehmens gestellt hat, dessen letztes Ziel kein geringeres ist als die Schaffung eines neuen *Thesaurus linguae latinae*. Das Bedürfnis eines solchen Monumentalwerkes war längst vorhanden; auch hat es, wie W. im Vorwort uns lehrt, an Versuchen das Werk zustande zu bringen nicht gefehlt. Es darf es nicht zu sehr beklagen, dass die älteren Versuche scheiterten, denn nach dem damaligen Stande der lexikographisch-grammatischen Frage wäre die Lösung dieses Problems, wenn sie erfolgt wäre, nicht zur Befriedigung der Jetztzeit ausgefallen. Das Werk wäre auch ungewöhnlich schnell antiquirt, denn die verwendeten Ausgaben von spätlateinischen Schriftstellern — und in diesen ist es doch nach der bezeichneten Richtung noch am meisten zu haben — stammen erst aus den letzten Decennien; ja es steht sogar zu befürchten, dass für gewisse Partien auch jetzt noch das Unternehmen verfrüht ist (z. B. für die vulgärlateinischen Autoren und

Termin. Tullius, dem wir soviel verdanken, wird als 'Märchenbuch' abgethan (I 404*), Robinos vortreffliche Arbeit sei 'ein merkwürdiges Spiel einer von Anfang bis zu Ende, nicht nur in Betreff der Königs-, sondern falschen Auffassung, nebst einer großen Willkür in der Einzelanstellung' (I 364), Mommsens Werk über die Tribus ist 'ein Buch aus solchen Vermuthungen' (I 108*), Mommsen habe 'eine Neigung, nicht ganz natürlichen oder besonnenen Combinationen und Hypothesen' (I S. VIII.). Ganz geläufig sind M. Phrasen wie 'ganz willkürliche Hypothese' (I 409), 'sonderbarste Missverständnisse' (I 487), 'schon willkürliche Änderung' (I 490), 'grundlose Conjecturen' (I 497), 'schon eine Combination' und 'Phantasiegebilde' (I 382), 'Niebuhr und seine nach ihm haben die ciceronianische Stelle auf das unglaublichste behandelt und wunderliche Dinge herausgearbeitet' (I 115), 'die Sucht, jeder Eintheilung einen Vorsteher anzubringen'. (I 98 Anm. usw.)

Der Druck ist mit Rücksicht darauf, dass M. an einem schweren Leiden krankt und die Correctur anderen Händen überlassen musste, häufig ausgeführt zu nennen. Doch ist zu bemerken, dass durchgängig die Feststellen ohne Angabe der Ergänzungen und des überlieferten Bestandes mitgetheilt werden.

spätchristlichen Dichter), obwohl W. in seinem Plane dafür Sorg getragen hat, dass wenigstens die Hauptergebnisse nicht verändert werden alteriert werden können.

W. will zuerst den Umfang und die Ziele eines solchen Thesaurus fixieren, um mit Sicherheit an die Ansarbeitung desselben gehen zu können. Durch das Archiv sollen die Pfade erst gefunden werden. Er sagt S. 6: Jede Wissenschaft wie jede Kunst lehrt, dass man, bevor man ein großes Unternehmen beginnt, Pläne ausarbeiten, Experimente anstellen, und wo man neuen Aufgaben gegenübersteht, die Arbeiter mit ihren Pflichten bekannt machen und harmonischem Zusammenwirken einüben muss. Sollte das nicht auch von einem Thesaurus gelten, über dessen Umfang und Aufgabe im Jahr 1858 so wenig klar war als über die Mittel, welche am schnellsten zur Erreichung des Zieles führen könnten? Darum Geduld; wir werden auf drei Jahre eine großartige Versuchestation einrichten, in welcher alle Fragen theoretisch und praktisch gelöst werden sollen; für jede Art von Aufgabe genügen ein paar Dutzend Proben; Haupterfordernis ist nur, dass diese Musterartikel mit absoluter Genauigkeit ausgeführt seien. Lieber hundert Artikel auf dem vollständigen Sprachmaterial aufgebaut als ein ganzer Buchstabe mit tausend oder zweitausend Wörtern, von denen doch keines erschöpfend behandelt ist. — Nach welchen Gesichtspunkten die Musterartikel auszuarbeiten sind, wird S. 10 f. bestimmt.

Um nun das Material für diese Arbeiten zu erlangen, hat W. die ganze lateinische Literatur, soweit sie in Betracht kommt, in 250 Theile getheilt, und Dank dem Entgegenkommen der Philologen, Historiker, Theologen und Juristen haben die meisten Theile bereits ihren Bearbeiter (Sammler) gefunden. Es verdient an dieser Stelle besonders hervorgehoben zu werden, dass das Verzeichnis der Mitarbeiter S. 154 f. Österreicher in nicht gewöhnlicher Zahl aufweist. Es ist für die gute Sache zu wünschen, dass die Zahl der nothwendigen Gehilfen sich bald vervollständige. Arbeiten dieser Art haben den Vortheil, dass sie in den kleinsten Provinzstädten, wo der Regel große Bücherarmuth herrscht, gelöst werden können. W. oft hört man die Klage, dass man in Orten, die fern von Universitätsstädten liegen, nicht wissenschaftlich arbeiten könne. Zugabe — aber hier ist Gelegenheit geboten, auch ohne schwerer Apparat etwas zu erreichen und der Wissenschaft zu dienen. *Rhodus, hic salta.*

Die schwierigsten Probleme, die von einem Einzelnen gar nicht oder nur unvollständig gelöst werden können, werden auf diese Weise zum Theil in einfachster Weise erledigt werden, z. B. die geschichtliche Darstellung der lateinischen Wortbildung, der lateinischen Syntax, einzelner Wörter und Phrasen, des Reimes u. dgl.; Autorschaftsfragen werden gelöst, die bis jetzt unentwirrbar waren: dahin rechne ich die Frage über den Verfasser der Gedichte über die Schöpfungsgeschichte, die man bisher be-

von solchen Textequellen aufgenommen werden die bisher, weil vielleicht der 'schlechteren Handschriften- angehörig, einfach bei Seite gelassen wurden. Einen kräftigen Fall dieser Art verzeichnet Wölfflin S. 9. Endlich das Latein nach den Provinzen bestimmt werden, eine Frage, die erst Sittl (Die localen Verschiedenheiten der lateinischen Sprache, Erlangen 1882) herzhafte in Angriff genommen hat, aber die allgemeine Zufriedenheit löste — weil die Basis für die Arbeit erst zu sichern war.

Für jedes Semester schreibt W. vierzig Fragen aus, auf die hin die Mitarbeiter die übernommenen Schriften geprüft werden. Das liegende Heft enthält die zwei ersten Fragezettel, also achtzig Fragen, die schon als solche für den Leser Interesse haben. Zum Inhalt des Archiv sind bestimmt: 1. lexikalische Artikel, 2. grammatische Artikel, 3. Aufsätze lexikographischen oder grammatischen Inhaltes, 4. Miscellen, die in das bezeichnete Gebiet einfallen, 5. Anzeigen über die neueste lexikographisch-grammatische Literatur. Es wird weiter in demselben ein Sprechkasten eröffnet für Mittheilungen, Fragen und Wünsche der Mitarbeiter, Abonnenten und sonstiger Freunde des Unternehmens z. B. für Vorschläge über die Themata für den nächsten Fragezettel. Dem Programme entspricht das vorliegende erste Heft Abhandlungen, Miscellen, einen Literaturbericht der bezeichneten Art. Wenn auch die Hauptarbeit für die Leser des Archives noch nicht gekocht ist, so hat der Herausgeber gewiss schon mit dem 'Voressen' seine Gäste sehr angenehm und ihren Appetit auf sie gesteigert.

Ich hebe aus den Abhandlungen hervor: Sprachquellen und Wortformen des lateinischen Wörterbuches v. G. Gröber; Aus lateinischen Quellen v. G. Löwe; Lexikographisches aus dem Bibellatein

ditas in andern Zusammenhänge Thielmann S. 69. Ebendasselbe statuirt Formen wie plectare, nectare u. dgl.; nun fällt auch Licht auf die Variante subiunctivus (= subiunctivus; bei Priscian und dessen Excerptor Cruindmelus (vgl. meine Ausgabe S. 4 u. 6). Mit excidium = excessus (S. 77) lässt sich eine Reihe von Wörtern zusammenstellen, bei denen durch die Verwechslung von e und i eine Bedeutungsverwirrung eingetreten ist, z. B. dimitto = demitto, dilabor = delabor; descendere haben die Hss. des Sedulius, Venantius, Alcimus, Iordanis; die Herausgeber haben meist descendere gezogen. S. 99 ist von per und prae in der Composition mit Adjectiven die Rede. Eine eigenthümliche Verwirrung im Gebrauch dieser Wörter zeigt sich in der Überlieferung der Gedichte des Iuvencus, bei dem die von Langen angegebenen Unterschiede nicht zutreffen. S. 133 wird auf hostis im Sinne von hospes hingewiesen. Alcimus Avitus gebraucht nicht bloß hostis = miles, sondern auch hostilia im Sinne von 'Wohnungen' Carm. V 83, während Diez 'WB' p. 230 einen derartigen Zusammenhang zwischen hospes und hostis entschieden leugnet. S. 97 spricht Wölflin über apprimere. Peiper hat jüngst dieses Wort für Alcimus Avitus reclamirt, mit Recht, das wird der Thesaurus lehren.

Gröber ist in seinem sehr beachtenswerten Aufsätze über die Sprachquellen und Wortquellen des lat. Wörterbuchs S. 58 hinsichtlich des Grammatikers Virgilius Maro auf andern Wege zu ähnlichem Urtheile wie Ref. (vgl. die Epitomae des Gramm. Virgilius Maro, Wien 1882) gelangt, so dass nunmehr (W. Meyer hat in dessen Bedeutung als Metriker besonders hingewiesen) dieser langmissachtete Autor allmählich zu seiner ihm gebührenden Stellung in der Literaturgeschichte gelangt. Vor Mai's Ausgabe aber mag Ref., der mit der Textesherstellung dieses Autors beschäftigt ist, entschieden warnen, soll das Archiv oder der Thesaurus nicht irrtümliches über diesen Grammatiker berichten.

So wünschen wir denn dem Unternehmen Wölflins, das so viel verspricht, den besten Erfolg; dem Archiv werden die Abonnenten nicht fehlen.

Die Ausstattung des Buches ist, wie ja von der Verlagsbuchhandlung Teubner zu erwarten war, elegant; der Preis — es erscheinen 4 Hefte jährlich — beträgt 12 Mark.

Wien.

Joh. Huemer.

Vergleichende Grammatik der griechischen und lateinischen Sprache von Leo Meyer. Erster Band. Zweite Auflage. Berlin 1884. Weidmann'sche Buchhandlung. VIII, 1270 SS. 8.

Die erste Auflage dieses Buches, welche im Jahre 1861 erschienen ist, umfasste 449 Seiten. Die neue Ausgabe ist also um mehr als 800 Seiten stärker geworden. Da außerdem fast ein Vierteljahrhundert seit dem ersten Erscheinen des Buches verflossen ist,

indem auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachwissenschaft eine ungemein lebhafte Thätigkeit sich geregt und eine Reihe, wie mir scheint, keineswegs verächtlicher Resultate gewonnen worden sind, so ist man berechtigt, eine wesentlich „vermehrte und verbesserte“ Auflage zu erwarten. Thatsächlich kann ich nur finden, dass sie vermehrt, nicht aber, dass sie verbessert ist. Ich wünschte mir Herzen, dass ich das Buch mehr loben könnte; denn Herr Leo Meyer hat seinerzeit meine Griechische Grammatik getadelt. Ich will aber nur bedauern, dass er nicht mehr aus derselben gelernt hat. Er hat das Material gegenüber dem der ersten Auflage wesentlich vermehrt. Seine wissenschaftlichen Anschauungen aber und seine Methode sind hinter der Zeit zurückgeblieben. Man darf billig daran zweifeln, ob er die ausgedehnten und tief einschneidenden Untersuchungen über die Lautlehre der indogermanischen Sprachen aufmerksam verfolgt hat, oder ob er, falls er es gethan, im Stande war, sie in ihrer vollen Bedeutung zu würdigen. Es scheint mir dem Charakter eines wissenschaftlichen Buches wenig zu entsprechen, wenn man lautliche Erscheinungen in buntem Durcheinander aufzählt, ohne dass man einen Versuch macht sie zu erklären oder wenigstens methodisch zu gruppieren. Herr Leo Meyer lehnt es fast immer vornehm ab, irgend einer Erscheinung auf den Grund zu gehen. Fast auf jeder Seite liest man Äußerungen wie die folgenden: über besonderen Verhältnissen, die wir hier nicht weiter untersuchen (S. 37); 'den Grund solchen Lautwandels in jedem einzelnen Falle zu ermitteln ist unsere Aufgabe nicht' (S. 278); 'was genauer zu verfolgen hier indessen nicht der Ort ist' (S. 222); 'wir wollen hier nicht versuchen die schwierige Frage in weiterer Ausdehnung zu lösen' (S. 237). Ich denke, in einem Buche von 1270 Seiten wäre wohl der Platz, um gerade schwierigeren Fragen etwas näherzutreten.

Herr Leo Meyer hat Kenntnis von den neueren Ansichten über den indogermanischen Vocalismus: er ist sogar geneigt, *e* und *o* für primitive indogermanische Laute zu halten, er gibt selbst für *πόδα* das 'theoretische' *ποδμ* zu (S. 218). Trotzdem führt er z. B. S. 219 *ποδον* und *centum* unter durchaus anders gearteten Formen auf, denen die Vocale *a* und *e* einander gegenüberstehen; und S. 220 führt es: 'auch in Suffixen begegnet das Nebeneinanderliegen der Vocale *a* und *e* . . . in den Zahlwörtern *ἑννὰ septem*, *ἐννέα novem*, *δέκα decem*, in Accusativen wie *πόδα* und *ποδῶν* usw.' S. 238: *ποδ-* = *ped-* Fuß; ein Versuch, die Verschiedenheit des Vocals zu erklären wird nicht gemacht, ebenso wenig wie bei *πέποιον* = *prec-* S. 239. Daneben steht dann wieder ganz ruhig *προπρόπος* = *precari*, wo doch — angenommen, dass *προπ-* und *prec-* verwandt sind — der Vocalwechsel an ganz anderer Stelle (S. 240) behandelt war. Nicht einmal das bekannte Lautgesetz, dass lat. *a* = *ia* -*or-* geworden ist, woraus sich das Verhältnis von *novus* zu *novi*, von *novem* zu *ἐννέα*, von *novos suus* zu *ἐός* erklärt, wird

S. 238 angedeutet, sondern diese Fälle werden mit anderen ganz heterogenen zusammengeworfen. Um auch eine wichtige Frage des Consonantismus zu berühren, so lässt die Darstellung der hebr. K-Reihen S. 34 ff., sowohl was die allgemeinen Gesichtspunkte als auch was die angeführten Beispiele betrifft, die nöthige Schärfe in hohem Grade vermissen. Anstatt Lautgesetze zu constatiren und die Ausnahmen von denselben nach irgend welchen Principien zu erklären oder doch wenigstens als solche zu kennzeichnen, wird allenthalben die reine Willkür gepredigt, wie z. B. S. 53, wo es heißt, dass 'altes auslautendes *l* im Griechischen mehrfach in *o* Zischlaut übergegangen, oft aber auch ganz abgefallen ist.'

So ziemlich jede Seite gibt zu Fragezeichen und Ausrufungszeichen in diesem Sinne Veranlassung. Es kann nicht meine Aufgabe sein sie hier alle mitzutheilen. Herrn Leo Meyers Standpunkt in der Auffassung von Lautgeschichte ist von dem meinigen ein himmelweit verschiedener, dass jede Verständigung unmöglich erscheint. Ich will aber noch auf einen andern principiellen Punkt hinweisen. Eine vergleichende Grammatik der griechischen und lateinischen Sprache scheint mir nur dann Existenzberechtigung zu haben, wenn man an die Hypothese der graeco-italischen Sprachgemeinschaft glaubt. Dann mag man den gemeinsamen griechisch-italischen Laut- und Formenbestand zu ermitteln suchen, wie er vor der letzten Trennung vermuthlich gewesen sein mag; dann mag man aber, wenn man methodisch zuwerke gehen will, zunächst die Urgriechische und das Uritalische überall zu reconstruiren suchen. Das kann ohne ausgedehnte Rücksichtnahme auf die griechischen Mundarten einerseits, auf die übrigen italischen Dialecte andererseits nicht geschehen. Herr Leo Meyer hat das verschmäht. Herr Leo Meyer glaubt aber auch gar nicht an eine graeco-italische Grundsprache, wie mir wenigstens aus seinen Äußerungen in der Einleitung S. 23 hervorzugehen scheint. Freilich leiden diese Äußerungen ebenfalls an dem bedauerlichen Mangel an Klarheit und Präcision, als eine hervorstechende Eigenschaft des ganzen Buches bezeichnen werden muss.

Über diese Einleitung ließe sich auch mancherlei sagen. Es gibt bei der Besprechung der einzelnen indo-germanischen Sprachen bibliographische Hinweisungen auf gewisse besonders wichtige Schriften. Ich habe den Namen von Georg Curtius dabei vergeblich gesucht. Seinen 'Grundzügen der griechischen Etymologie' habe ich ganz zweifellos eine Erwähnung gebührt, wo doch Corssens Arbeit über das Lateinische genannt sind. Man weiß, dass die Gesinnungen des Herrn Leo Meyer gegen Curtius keine besonders freundliche sind. Es fragt sich aber, ob es angemessen war, denselben in solcher Weise Ausdruck zu geben. Mancher wird sich vielleicht auch darüber wundern, dass von der neuen Ausgabe der Griechisch-Grammatik nichts bemerkt wird, oder dass die vergleichende Grammatik von Miklosich nur für den dritten Band in zweiter Auflage

angeführt wird, da doch die 1879 erschienene des ersten Bandes von Hrn. Verf. auch bekannt geworden sein dürfte. Auch die Ausgabe der iguvinischen Tafeln durch Bréal (1875), dürfte eine Erwähnung beanspruchen.

Herr Leo Meyer ist von dem lebendigen Strom, der heutzutage durch unsere Wissenschaft geht, nicht berührt worden. Er hat sich abgeschlossen gegen den Lärm der Discussion, dabei sind ihm aber auch die annehmbaren Resultate entgangen, welche dieselbe zu Tage gefördert hat, so wie die Klärung, welche sie in eine Anzahl principieller Fragen gebracht hat. Es ist eine bare Unmöglichkeit geschichtliche Probleme heut so zu behandeln, wie es Herr Leo Meyer thut. Das erinnert an die Weise byzantinischer Compiler. Einen wissenschaftlichen Fortschritt repräsentiert das Buch nicht. Als Materialsammlung wird es dem eingeweihten Forscher hin und da brauchbare Dienste leisten. Aber auch nur diesem.

Graz.

Gustav Meyer.

Minne- und Meistersang. Bilder aus der Geschichte altd deutscher Literatur von Dr. Otto Lyon. Leipzig 1883, Grubens Verlag. VI und 444 S.

Die vorliegende Schrift will die „Liebe zur Vergangenheit unseres Volkes fördern helfen; sie möchte gern dem deutschen Alterthum und ganz besonders der altd deutschen Dichtung Freunde zuführen auch aus dem Kreise derjenigen, welche den altd deutschen Studien fern stehen. Zu dem Zwecke ist der Versuch gemacht worden, Geist und Inhalt altd deutscher Lyrik in der Kürze darzustellen und zugleich durch Übertragungen altd deutscher Lieder jedem Gebildeten den Genuss altd deutscher Poesie zu vermitteln, auch dem, welcher des Altd deutschen nicht mächtig ist“. — Diese Worte und die Widmung des Buches an Gustav Freytag zeigen den Standpunkt und die Absicht des Verfassers. Jedes derartige Unternehmen verdient unsern Dank, wenn es in rechter Weise ausgeführt ist und sachliche Richtigkeit mit anziehender Darstellung verbindet; neue Resultate verlangen wir von ihm nicht. Lyons Buch (oder „Bilder“, wie er es nennt) umfasst 8 Capitel. Einer kurzen Einleitung folgt: I. „Das altd deutsche Leben im Ausgange des zwölften und Anfang des dreizehnten Jahrhunderts“ (bis S. 52); II. „Der Frændienst Ulrichs von Lichtenstein“ (— S. 101); III. „Des Minnesangs Frühling und Bote“ (— S. 216); IV. „Walther von der Vogelweide“ (— S. 298); V. „Die Spruchdichtung“ (— S. 342); VI. „Der Minnesang und der Clerus“ (— S. 363); VII. „Des Minnesangs Verfall“ (— S. 384); VIII. „Der Meistersang“ (— S. 444). Die Form der Darstellung verdient Lob, namentlich in der ersten Hälfte des Buches, etwas weniger die Correctheit des Inhaltes. Ich will nur einiges von dem, was ich für fehlerhaft halte, hervorheben. S. 3 heißt es: „Ist doch die Poesie jener mittelalterlichen Zeit auf eigenem Boden gewachsen

und nicht aus der Fremde zu uns verpflanzt worden.“ Das ist Halbwahrheit; gerade in den letzten Jahren ist mehr als jemals früher der Einfluss der französischen und lateinischen Dichtung auf die deutsche nachgewiesen und anerkannt worden. — S. 6 heißt es: „Es steigt plötzlich im 12. Jahrhundert ein neues Zeitalter herauf, in welchem die alten Verhältnisse völlig vergessen zu sein scheinen.“ „Plötzlich“ steigen keine neuen Zeitalter auf! L. hätte seinen Lesern sicher viel mehr Freude gemacht, wenn er statt des „plötzlich“ kurz und klar die wichtigsten Momente vorgelegt hätte, welche allmählich ein neues Zeitalter herbeigeführt haben. — Das zwölfe Capitel, „Der Frauendienst Ulrichs von Lichtenstein“, lautet der Verf. ein mit den Worten: „Ein seltenes Glück hat uns eine Schrift aufbewahrt, in welcher das Leben und Treiben der ritterlichen Minnesinger klar und ausführlich geschildert wird.... Nichts ist uns im Stande, besser in den Geist jener Zeit einzuführen als diese Dichtung.“ Es folgt dann die Wiedergabe des Inhaltes ohne weitere orientierende Auseinandersetzungen, und darin liegt der Fehler, denn Lichtenstein ist kein rechter höfischer Minner mehr, der zum Vertreter dieser Gattung gemacht werden könnte, sondern ein Minnerdarr, in welchem, wie in Hailaub und Wolkenstein, schon alle Thatsachen und Schattenseiten des ausgearteten Minnedienstes zur Schau treten. Der unkundige Leser, der mit Lyon in diesem autobiographischen Gedichte „das Leben und Treiben der ritterlichen Minnesinger klar und ausführlich“ zu finden meint, erhält ein lächerliches Zerrbild von der Wirklichkeit. Er wird sich damit für eine halbe Stunde amüsieren, aber seine Einsicht nicht wesentlich fördern. — Das „die ganze Dichtungsgattung der Tenzzone in Deutschland gefolgt habe“, wie es S. 109 heißt, ist nicht richtig. S. 114 stehen die metrischen Angaben sehr schief, und dass in diesem Capitel von des „Minnesangs Frühling und Blüte“ auch bereits Epigonen behandelt werden, ist gleichfalls von Übel. — Am wenigsten befriedigt hat mich das Capitel über Walther. Bald stößt man auf eine unbewiesene Behauptung, bald auf Lücken, bald auf eine sehr einseitige Darstellung. Man vergleiche z. B. nur Lyons Auseinandersetzung über die politischen Sprüche Walthers mit der in Wilmanns „Leben und Dichten Walthers“ und man wird leicht erkennen, wie weit er diesem nachsteht an Kenntniss der damaligen Verhältnisse, an historischem Sinn und an Parteilosigkeit. — Im nächsten Capitel tritt der Unterschied zwischen der älteren Spruchdichtung und der der Epigonen nicht klar hervor; im VII. Capitel ist die Gruppierung rein äußerlich und zufällig; die Dichter treten in musterhafter Unordnung auf, besonders die Dorfspeoten. S. 379 wird Hailaub zu ungünstig nur nach seinen Fehlern beurtheilt u. dgl. m. An kleinern Versehen, die bei genauer Enddurchsicht des Werkes leicht hätten beseitigt werden können, ist auch kein Mangel.

Das Studium des Mhd. ausgeschlossen ist. Jedoch, da
nt, dass ohne eine „wenn auch nur allgemeine Einsicht
klärung der Muttersprache ein Verständnis der Haupt-
unserer nationalen Literatur nicht gut möglich“ sei,
einer „Literaturgeschichte“ durch möglichst reichliche
ate aus den alten Denkmälern diese „allgemeine Ein-
zählern beizubringen. „Die Inhaltsangabe wechselt mit
Citaten in der Weise ab, dass letztere den Faden der
stständig weiterführen und als Kernstellen den Geist
uf die prägnanteste Weise wiedergeben.“ Den Citaten
linearversion beigegeben, von welcher der Verfasser
ie „ein Bild von der Ausdrucksweise unserer Vorfahren
hne grammatische Studien zu fordern.“ In dieser Weise
vorliegende I. Band (für Schulen) sehr ausführlich
des ganzen MA, am breitesten die kunst- und volks-
(Parzival S. 51—79, Iwein 79—102, Tristan 107
elungenlied 135—208, Gudrun 212—269).

• Verf. das „schwierige Problem des literaturgeschicht-
richts“ glücklich gelöst hat, ist recht zweifelhaft.
on der Auswahl der Citate, deren Zahl (namentlich aus
Denkmälern) viel zu groß zu sein scheint, um in der
en werden zu können, genügt eine Interlinearversion
eckten Zwecke schwerlich, da durch sie nur allzu häufig
über den Satz und damit das Verständnis desselben
t.¹⁾ Besser wäre es vielleicht gewesen, den Urtext,
an den Schülern vorgelegt werden soll, in der einen
e Erklärungen und Einschießel, in der andern eine
Übersetzung abzudrucken, wie es der Verf. auf S. 49

und Verstößen, von denen des Raumes halber nur folgende führt werden mögen: Auf S. 3 sagt der Verf. vom Ahd.: „Der herrscht vom 7. bis gegen das Ende des 11. Jahrhunderts, es ihm drei Mundarten ... zugrunde; die aus dieser Mischung vorgegangene Mannigfaltigkeit der Formen hat bewirkt, dass das Ahd. nie recht zur allgemeinen Schriftsprache emporsteigen konnte. Doch ist das Alemannische als Grundstock zu betrachten. Von diesem rührt auch die Lautverschiebung der letzten Stufe her, die hier noch ausgeprägter erscheint als im Ahd.“ Wenigstens der Verf. die Einleitung zu den von Müllenhoff und Scherer gegebenen Denkmälern nachliest, dürfte er wohl über die „Mischung“ und den „Grundstock“ etwas anderer Meinung sein. Die „Lautverschiebung der letzten Stufe“ dürfte vielleicht zu betrachten sein in „letzte Stufe der Lautverschiebung“? Dass diese Verschiebung vom Alemannischen „herrühre“ ist wohl bis jetzt niemandem eingefallen zu behaupten, man meinte nur, dass dort am strengsten durchgeführt worden sei. Ebenso überraschend ist die vom Verf. einige Zeilen weiter unten ausgesprochene Ansicht vom Mhd.: „Insbesondere bildete sich aus ihm (dem Mhd.) eine höfische Sprache heraus, die zu einem glänzenden Schwünge der Literatur im 13. Jahrh. führte.“ Darnach wäre die „höfische“ Sprache des 13. Jahrh. eine Tochter des Mhd. hat — selbstgeworden — die Dichter herangebildet! Schon der nächsten Seite (4) wieder begegnet der unverständliche Satz: „Aus dem Wesen der Literaturgeschichte folgt erstens, dass diejenigen Werke berücksichtigt werden können, welche ein allgemeines Interesse haben ... und zweitens, dass sie sich hauptsächlich auf deutsche Werke beschränkt.“!

Auch die Charakterisierung des deutschen Verses, die besagt, dass „der deutsche Vers aus betonten und unbetonten Silben besteht“ ist misslungen, ebenso die Definition des Stabes, der dem Verfasser der „Gleichklang der Anfangsbuchstaben der stärksten Hebungen“ ist. Gleich schlecht sagt der Verf. von Otfrieds Werk „der Christ genannt“, dass es in „vier Strophen (1) mit je vier Hebungen“ abgefasst sei. Die didaktische Poesie wird trotz Lessing, Wackernagel u. A. noch immer als besondere poetische Unterabtheilung aufgeführt (S. 4), und von dem Verf. wird behauptet, dass ihm eine Zeit vorausginge, „in welcher gewisse Mundarten in Schrift gefasst sind.“ Warum hat der Verf. die Namen derselben nicht mitgetheilt, wenn er (vom Gotth. abgesehen) welche wusste? Mit grosser Bestimmtheit wird die Geschichte vom „lateinischen Nibelungenliede“ des Bischofs von Worms vorgebracht und ebenso entschieden von Heinrich von Ofterdingen gesagt, sie sei in Thüringen aus dem Nd. ins Md. umgeschrieben worden (von wem? der Verf. meint offenbar Heinrich selber), wovon er dann behauptet, dass sie „noch mit niederdeutschen Formen gleichsam

„Hingegen scheint der Verf. in seiner Auffassung von der Entstehung des Volksepos im allgemeinen und des Nibelungen-
Epos im besonderen noch zu keiner Entscheidung gelangt zu sein.
In dem, was er über den Unterschied zwischen höflichem und
völkischem Epos sagt (S. 134) ist sehr mangelhaft und ober-
flächlich: auch meint er, dass es noch „der gelehrten Entschei-
dung harret, ob Nib. und Gudrun ursprünglich aus einzelnen unzu-
sammenhängenden Liedern bestanden oder gleich anfangs als ein
zusammenhängendes Ganze vorgetragen (!) worden sind.“ Dunkel
wieder folgender Worte Sinn: „Da beide Epen die Sagen-
stoffe, mit denen sie sich beschäftigen, nicht einseitig und theil-
weise, sondern als ein Ganzes darstellen, so lässt sich annehmen,
dass sie allmählich aus der Sage selbst hervorgegangen und
ursprünglich nur gesungen worden sind, weshalb sie auch mit Recht
„Sagenepos“ genannt werden.“ — Die Darstellung von der Entstehung
des Nibelungen- und Gudrunsepos gehört gleichfalls nicht zu den
Aufgaben des Buches. Der Verf. sagt z. B. S. 339: „Als der Minne-
sänger Meistersang wurde, blieb nur die eine Richtung desselben
übrig, das Lehrhafte.“ In der That eine schöne Metamorphose!
Ihm Ausdrucke entsprechend könnte man auch sagen: Als die
Schlesische Schule zur zweiten wurde!

Ein anderer in einem Lehrbuche für deutsche Literatur-
geschichte, das nach des Verfassers Absicht zugleich zum Lese-
buche dienen soll, nicht scharf genug zu rügender Fehler ist die
Unschärfe des sprachlichen Ausdrucks; wie sollen die Schüler
deutsch schreiben lernen, wenn sie schlechte Muster vor Augen
haben? Und in diesen Fehler verfällt der Verfasser gar nicht selten.
Im Raumes halber können hier nur einige der merkwürdigsten
Beispiele aufgezählt werden. S. 8 heisst es: Sie (sc. Leiche, Reimen
u. Tänze) wechselten mit den Zeilen- und Strophenmassen be-
deutend, je nach den Gefühlen und Gedanken, welche der Dichter
ausdrücken wollte“, ebenda: „Zur tiefsten Stufe des mechanischen
Spielens sank die deutsche Sprache im 16. Jahrh. hinab.“ S. 16
laut §. 4 mit „Aus dieser Zeit“ und vorher ist nur von Sagen-
epos die Rede gewesen. S. 270: „die mittelalterliche Lyrik ist
aus der epischen Gelegenheitsdichtung hervorgegangen . . . so ent-
standen Heldenlieder, Tanzlieder, Brantlieder etc.“; somit gehören
Heldenlieder zur mittelalterl. Lyrik! ebenda: „Der deutsche
Minnesänger“ ist das eigenthümlichste Product des ritterlichen
Lebens im MA“; als ob es nur ein deutsches MA gäbe! ebenda:
„Hier besingt der Minnesänger ebenso gern die Himmelskönigin
als die Königin des Herzens“! ebenda: „Das Unnatürliche der
Minnesänger zeigt sich auch darin, dass der Sänger gleichsam selbst
Frau wird“! S. 277 heisst es: „Heinrich von Morungen war ein

¹⁾ Von Behaghels Ausgabe des Eneide weiß der Verf. nichts und
ist ruhig Ktismüllers Verse ab.

Bitter, der sich nach seiner Burg Morungen (bei Sangerhausen) nannte“ und dies ist zugleich das Ganze, was über H. v. M. gesagt wird! S. 332: „Siegfried taucht den Finger in den Strom: als bemerkt, dass dieser (!) hörnen wird, bestreicht“ ... S. 333: „Wahrscheinlich hoffte er auf die Unterstützung der Vornehmen, allein aus Andeutungen in seinen Gedichten geht hervor, dass dabei nicht viel gewann“ ... S. 339: „Stofflich erstarrten nie (die Meistersänger) immer mehr in theologischen Grübeleien, mit lateinischen Brocken aufgeputzt wurden“!! usw.

Was den Stoff selbst und seine Vertheilung betrifft, so scheint dem Recens. der Verf. (namentlich in den ersteren Partien) das Gute zu viel gethan zu haben, denn diese compendiösen Auszüge aus den Dichtungen des 13. Jahrhunderts in der Schule durchgearbeitet wird wohl kaum einem Lehrer gelingen, und er würde im besten Falle den Schülern multa, nicht multum bieten können. Von einzelnen Stellen besonders zu sprechen, so scheint §. 17 (bestehend aus 9 Zeilen, in denen über die Lyrik des 12. Jahrhunderts einiges bemerkt wird) an unrechtem Orte zu stehen, da diese wenigen Worte, die er enthält, viel besser zu §. 21 passen würden; ebenso ist die Anordnung des Stoffes in den §§. 22 f. sonderbar, da zuerst einige süddeutsche Minnesänger (auch der Kurenberger „aus dem Breisgau“ und Dietmar „aus dem Thurgau“) angeführt werden und lange darnach (§. 23) Heinrich von Veldeke „der Vater des höfischen Minnegesangs“, bei dem „die minniglichen Stoffe das Übergewicht erhalten“. In ähnlicher Weise werden die großen Volksepen des ausgehenden 13. Jahrhunderts unter die Dichtungen von 1300—1500 aufgeführt und besprochen (S. 331 f.). Ob das, was der Verf. im §. 18 über die älteste Gestalt der Nibelungensage vorbringt, dem Zwecke des Buches entspricht, d. h. Mittelschülern verständlich ist, bleibt denn doch zu bezweifeln.

Nicht wenig ist endlich gegen die „Citate“ aus den alten Denkmälern selber einzuwenden. Zunächst dies, dass durch das Fehlen aller Zahlen das Aufsuchen der Verse in den vollständigen Ausgaben sehr erschwert wird, dann der Umstand, dass die mhd. Texte voll von Druckfehlern sind (auf manchen Seiten 3 bis 4, so z. B. 123, 124, 136, 168, 188 u. a.) und drittens, dass die Interlinearversionen den an sie zu stellenden Anforderungen keineswegs entsprechen: entweder hätten sie zur vollständigen Übersetzung der Verse erweitert werden sollen, wie es im Anfang (noch in dem aus dem Reinhart entnommenen Stücke) geschah, oder sie waren auf schwierigere Worte zu beschränken; wozu sind z. B. Worte wie: *muot*, *muoz*, *gedachte*, *verlâzen*, *gesam*, *machten*, *sach*, *sprach*, *viel*, *az*, *uf*, *swert*, *juncfron*, *geborn*, *was* u. s. f. fortwährend mit der „Übersetzung“ verbunden? Das schlimmste aber an diesen Interlinearversionen

¹⁾ Hingegen bleiben andere, die einer Glossierung bedürftig sind, ohne dieselbe, z. B. *eigenmannes* S. 159.

Das viele von ihnen ganz falsch sind. Dafür nur wenige Beispiele. S. 20 ist: *sie gebod lēstun waldandes wort über-* setzt: Sie gebot er zu erfüllen des Herren Wort; *heilik that sō* = *heiliger mann icāri* mit: Wer dieser so mächtige Mann wäre, *werod mit*: insgesamt. S. 25 *sāzin dar*: sassen da. S. 44 *si gedachte ir vile leide*: Sie gedachte ihres vielen Leides. S. 58 *er kunde im abe geziehen niht*: Er konnte ihm (die Rüstung) nicht abziehen. S. 67 *din unbewungen eit*: dein unangewandener Eid; ebenda wird *hāt erholt* mit dem räthselhaften 'gebrach' glossiert. S. 72 *iuwer zuht iu danken mūere, sīt ir gun-* det mir gemaches wol: Euer feiner Anstand euch entschädigen müsse dafür, dass Ihr mir gönntet Ruhe wohl. S. 84 *er genas als ein selec* man, er genas zum Glück noch. S. 117 *kom . . . almēstec* laufende: kam so schnell als möglich laufend. S. 117 *der mære wildere* der Mähre (?) Wildschützen. S. 119 *ist dir dirre mære iht kunt*: diese Mähre etwa k. S. 120 *sol er gap das swert ze* beiden *sinen handen* scherzhaft gesagt sein: übergab das Schwert seinen beiden H.! S. 124 *deist*: die ist. S. 117 *gedenket iuweri namen an mir*: Gedenket ouses Namens (Geschlechtes) und des meinen. S. 137 *Der bāhurt was so starc*: Der Schall beim Zusammentreffen der Rosse war so st. S. 139 *Er stē in der gebore, mich dunket, wizze Krist. . .*: Er steht da mit dem Gedanken, mich dünket, Christus weiß es . . . S. 145 und 148 wird *diese lant* mit 'diese Länder' übersetzt. S. 158 *der muoz vor allen* *unegen mit lobe wārlichen sīn*: der muss vor allen K. wahrlich geliebt sein, v. a. m. Die schönsten Proben seiner Übersetzungskunst gibt der Verf. aber bei den bekannten Parzivalstellen (184, 24 ff. auf S. 60) zum besten. Er übersetzt nämlich: *dā wirt gefrānt* (es selten *mūs*, *wan diu mūese ir spīse steln*: die dürfte niemen *mir heln*, *ine vīnde ir offentliche niht*, also: 'Da wird erfreut gar selten eine Maus, mögen die Mäuse ihre Speise stehlen, die dürfte Niemand (auch die Mäuse nicht) vor mir verbergen'! End: *ein Trūhendinger phanne mit krapfen selten dā* *erschrei*: in was der selbe *ton enzwēi*, *wolt ich daz nu wizen* *an, sō het ich harte kranken sīn* folgendermaßen: 'Ein Trüdinge-Planne mit Karpfen selten da brodelte: Ihnen war der selbe Ton verloren. Wollt' ich nun diesen Ton beschreiben ihnen, so hätte ich sehr schwachen Verstand'!! Dabei steht die gelehrte Anmerkung: „Trüdingen in Oberfranken war durch seine Karpfen bekannt“, durch welche der Glaube an einen Druckfehler grausam zerstört wird.

Lessings Jugendfreunde Chr. Felix Weisse, Job. Fr. v. Cronegk, Joach. Wilh. v. Brawe, Friedrich Nicolai.
Herausgegeben von Dr. Jacob Minor. Berlin und Stuttgart.
Verlag von W. Spemann (Kürschners Deutsche National-Literatur.
72. Band) XXV und 386 SS. 8°.

Wir beginnen die Einzelbesprechung des vor kurzem angekündigten großen Unternehmens mit einem Bande, der geeignet ist, die Bedenken, welche von verschiedenen Seiten auf dasselbe laut wurden, zu zerstreuen. Er zeigt die Vereinigung von Forschung und Darstellung in schönster Weise, so dass jene Klarheit wirklich erreicht ist, durch welche die Sammlung in sich und Haus Eingang finden soll.

Ein kurzes Vorwort weist darauf hin, dass die vier in diesem Bande vereinigten Schriftsteller, welche als „Jugendfreunde Lessings“ vor das Publicum treten, ihren Berührungspunkt in der sogenannten Nicolaischen Preisausschreibung vom Frühjahr 1772 haben, an welcher Lessing intensiven Antheil genommen. Charakteristik der einzelnen Dichter selbst, bietet die Gelegenheit, die damals eingereichten und beurtheilten Stücke zu analysiren; endlich wird uns der Maßstab, welchen die Preisrichter an diese anlegten, selbst an die Hand gegeben, indem Nicolais 'Abhandlung vom Trauerspiele' aus dem ersten Bande der Bibliothek der schönen Wissenschaften abgedruckt wird: eine wichtige Etappe auf dem Wege zu Lessings Hamburgischer Dramaturgie.

Mit jener intimen Sachkenntnis, wie sie dem Biographen Weisses eigen ist, führt uns der Herausgeber in die weitestgehende literarische Thätigkeit Weisses ein, worauf das Trauerspiel 'Richard der Dritte' und die komische Oper 'Die verwandelten Weiber oder der Teufel ist los' abgedruckt werden. Ein paar Lieder als Probe der in der Einleitung charakterisierten Lyrik, vielleicht manchem Leser nicht unwillkommen gewesen. Von Cronegk und Brawe wurden nicht die schwächeren Concurrenzwerke, sondern ihre letzten und reifsten Arbeiten mitgetheilt; von erstem das unvollendete Trauerspiel 'Olnat und Sophronia' mit Roschows Fortsetzung, mit der das Stück auch in Hamburg gegeben wurde; von Brawe die Jamburtragödie 'Brutus'. Als ich früher einen Neudruck dieses Stückes plante, geschah es freilich hauptsächlich in der Absicht, meine Conjecturen zu dem so oft durchgeackerten Texte in Anmerkungen mitzutheilen; nichts destoweniger kann ich es nur billigen, dass Minor alle Fragen der Textkritik hier beiseite gelassen und das große Publicum nicht mit Erörterungen über mögliche Änderungen Ramlers behelligt hat. Gegenüberstellung und Vergleichung der beiden früh verstorbenen Schriftsteller ist eine durchaus gelungene. Die Einleitung zu beiden Schriftchen Nicolais (neben der Abhandlung über das Trauerspiel ist noch seine Wertherparodie abgedruckt) verdient weit über das Publicum der deutschen Nationalliteratur hinaus beachtet zu werden.

den. Sie ist die erste eingehende, wissenschaftlich begründete Charakteristik dieses Schriftstellers, der — nach Minors Ausdruck — „so bedeutenden Platz wie kaum ein anderer in der Culturgeschichte seiner Zeit beanspruchen darf. Für die erste Periode hatte der Aufsatz von R. Foss in Schnorrs Archiv II 374 benützt worden. Die vielen dickleibigen, breitspurigen Werke Nicolais werden in vorzüglichen Auszügen mit präciser Hervorhebung der Kernsätze und Schlagworte vorgeführt, seine Verbindung mit Lessing als Mendelssohn geschildert und auf das richtige Maß zurückgeleitet; die Polemik mit Bürger, Schiller, Goethe, Kant, Fichte — um die wichtigsten Namen zu nennen — plan und klar dargelegt, der Standpunkt der von ihm redigierten Zeitschriften nach jeder Richtung charakterisiert. Der Aufsatz weist alle jene Vorzüge auf, welche Minors Büchlein über Hamann bereits gezeigt hat; ähnliche Darstellungen der Entwicklung von Männern, die an der Grenze der Dichtung und Culturgeschichte stehen und deren ausgedehnte Bistigkeit bis in die Quellen selbst zu verfolgen dem Einzelnen schwer wird, wie etwa Mendelssohn, Lavater u. a. würden gewiss im Publikum dieselbe freudige und dankbare Aufnahme finden.

Lessings Hamburgische Dramaturgie für den Schulgebrauch eingerichtet und mit Erläuterungen versehen von Dr. Jos. Buschmann, 22. Oberlehrer am königl. Gymnasium zu Trier Trier 1882. Verlag der Fr. Lintzschens Buchhandlung. VIII und 214 SS. 8°.

Durch den umfangreichen vorzüglichen Commentar von Cosack ist eine oft zu weitschweifige commentierte Ausgabe von Schröter (Thiele war einer kleineren Schulanzeige von Lessings Hamburgischen Dramaturgie der Weg gebahnt. Buschmann hat 20 Abtheilungen, die immer die Kritik je eines Stückes umfassen, ausgearbeitet und mit Einleitung, Anmerkungen und Anhängen versehen. Der Text selbst ist abgesehen von der Orthographie und einigen ganz ungewöhnlichen Formen (wie z. B. den Genitivbildungen, die mit dem Artikel versehenen Eigennamen, des Shakespeares etc.) im wesentlichen derselbe geblieben.“ An drei Stellen ist ein unedler Ausdruck durch einen andern ersetzt worden. S. 138 ganz mit Recht; auch S. 112 „mit einem zweiten Manne die Ehe eingegangen zu sein“ statt „sich den Umarmungen eines zweiten Mannes erlassen zu haben“, wird man billigen; S. 30 scheint mir aber auch die Änderung der 'besoffenen' Marketenderin in die 'trunkene' (warum nicht 'betrunkenen?') nicht viel gewonnen zu sein, weil ja andere Derbheiten wie 'ein Dragoner von Weibe' stehen bleiben mußten. 'Vormäntelung' ib. statt 'Bemäntelung' ist wohl ein Druckfehler.

Lemberg.

August Sauer.

A. Fränkel, *Die Quellen der Alexanderhistoriker*, ein Beitrag zur griechischen Literaturgeschichte und Quellenkunde. Breslau 1882. VIII und 471 SS.

Der Verf. gelangt im Gegensatz zu der bisher vornehmlich bestehenden Ansicht, dass Arrian und Plutarch ein Sammelwerk über die Geschichte Alexanders des Großen benutzten, und dass bei Diodor, Curtius und Justin sei es Kleitarchos selbst, sei es eine Bearbeitung desselben vorliege, zu folgenden Ergebnissen: Kallisthones, Onesikritos, Chares und Nearchos sind die Quellen sowohl des Kleitarchos als des Aristobulos. Kleitarchos ist zweimal von unbekannten Autoren bearbeitet worden; die erste Bearbeitung ist die Quelle des Diodor, die zweite ist abermals von zwei Anonymi bearbeitet, jener erster die Quelle des Trogus Pompeius war, der zweite lag Curtius vor. Arrians Hauptquellen sind Aristobulos und Ptolemaios, daneben hat er auch Kleitarchos und Nearchos benutzt, außerdem Eratosthenes, Megasthenes und Hieronymos eingesehen. Plutarch lag Onesikritos und Chares, die Briefe Alexanders, die Ephemeriden als primäre Quellen, als abgeleitete Kleitarchos, Aristobulos und Herimippos vor. Dass diese Hypothese, der zufolge zwischen directer und indirecter Benutzung gar nicht mehr unterschieden werden kann, da wir nur mehr Diodor, Justinus, Curtius, Arrian und Plutarch besitzen und von den anderen Autoren nur wenige Fragmente kennen, in sich zusammenfällt, habe ich schon an einem andern Orte gezeigt (*Deutsche Literaturzeitung* 1884 Nr. 1); hier will ich ein Beispiel aus der Beweisführung herausgreifen, um die Unzulänglichkeit dieser Art von Quellenkritik zu zeigen. Bei einem Beispiele mag ich es bewenden lassen, da die Behandlung auch nur eines Theiles der Detailuntersuchungen, aus denen Fr.'s. Buch besteht, eine Besprechung desselben zu fast gleichem Umfange würde ausschwellen machen.

Ich wähle den §. 9, in dem der Nachweis, dass Kleitarchos den Nearchos benutzt habe, folgendermaßen geführt wird. Nearchos Fr. 14 heißt es, Pithon habe eine Schlange von 16 Ellen Länge gefangen. Kleitarchos im 15. Frag. sagt: in Indien gebe es Schlangen von 16 Ellen Länge; dieselbe Nachricht findet sich bei Diodor VIII 90. 1. Nun ist F. der Ansicht, dass Curtius und Diodor Kleitarchos allerdings bearbeitet, aber immerhin benutzt haben. „Folglich müssen wir annehmen, dass an den Stellen, wo Curtius und Diodor mit Nearchfragmenten harmonieren, Kleitarchos den Nearchos benutzt hat“. Hier ist, was Curtius angeht, die Möglichkeit außeracht gelassen, dass Elemente der Darstellung des Nearchos auch durch Aristobulos, den Curtius benutzte, der seinerseits aber wieder Nearchos nach F. benutzt haben soll, zur Kenntnis des Curtius gelangen konnten, dass also alle Stellen aus Curtius keineswegs zureichend sind für eine Benutzung des Nearchos durch Kleitarchos.

Über die indischen Schlangen haben auch noch Onesikritos und Aristobulos gehandelt und wir können schlechterdings nicht sagen

und können daher Spätere sie auch ihm entnommen haben; die ist gerade diese Erzählung über die indischen Schlangen allgemein bekannte, dass eine einzige Übereinstimmung Nearchos und Kleitarchos, wie die von F. verwertete, genügt, um zu sagen, dass der letztere den ersteren benutzt und weniger aber darf daraus ein Princip abgeleitet werden, litarchischen Berichten des Diodor und Curtius die Abhängigkeit Kleitarchos von Nearchos zu erweisen. Was endlich die Länge angeht, so ist in derselben der 16 Fuß langen Schlangen beiläufig Erwähnung gethan und folgen im übrigen ganz übereinstimmend, erst gegen Ende des Capitels eine, die zweifellos entlehnt ist.

dieser, wie wir sehen, durchaus nicht unanfechtbaren Basis F. wahrscheinlich zu machen, dass Strabon XV. 2. 7 Nearchos als Quelle benutzt hat. Dies geschieht durch den Hinweis auf die Darstellung des Zuges Alexanders durch Gedrosien bei Strabon 2 und Arrian in der Anab. VI. 24—26. Die hier zu beobachtenden Congruenzen hat F. S. 333 ff. behandelt; diese selbst unbestreitbar, es fragt sich, ob sie berechtigen, Nearchos als die Quelle beider Autoren zu statuieren. Arrian bemerkt ferner, dass die meisten Schriftsteller, die über Alexander den Zug durch die gedrosische Wüste als die größte Mühseligkeit hätten, die er in Asien zu bestehen hatte; Nearchos erzählt, dass er trotz der Kenntnis der Schwierigkeiten dennoch unterzog, da er mit Semiramis und Kyros wetteiferte. Im 26. Capitel sagt Arrian, einige berichteten Alexander selbst nicht trinken wollen, während das Heer durstete, da durch das Land der Paropamisaden marschierte, er wolle diese schöne That nicht übergehen, sei sie nun damals gesche-

Beschreibung der gedrosischen Wüste durch Aristobulos (Arrian VI. 22. 4—8. λέγει Ἀριστοβούλος . . . εἶναι δένδρα . . . τὸ δάφνη φοικὸς τὸ φίλλον Strab. ἢν δέ τι ὅμοιον τῇ δάφνῃ Arr. καὶ ἄλλον εἶναι καὶ λὸν ἐκ γῆς περικύατα ἀκάνθης . . . ἀκάνθα δέ . . .). Da neben den erwähnten Anklängen an Arrian auch bei Strabon sich zahlreiche Differenzen finden, so scheint die Annahme nöthig, dass die Überlieferung über den Zug der gedrosischen Wüste bereits in mehrfachen Fassungen vorlag. Arrian und Strabon ihn darstellten, sei es nun dass sie selbst (Arrian sicher) dieselben zusammenfassten, sei es, dass dies früher geschehen war, wie vielleicht von der Vorlage Strabons. Keinesfalls spricht dies dafür, dass man auf Grund früherer Benutzung des Nearchos bei Strabon spätere Partien bei demselben diesen Gewährsmann auch nur mit einiger Sicherheit in Annahmen kann.

Wir gelangen nun zu der Erzählung von des Ptolemaios Wundung bei Strabon XV. 2. 7, die F. wie wir sahen, auf schwache Indicien hin Nearchos zuschreibt, und zu dem Vergleich derselben mit den Fassungen bei Curtius IX. 8. 17—38, XVII. 103 und Justin XII. 10. 3. Strabon erzählt, nachdem er die Schrecken der gedrosischen Wüste geschildert hat, von deren Flora und Fauna spricht, dass im Lande der Orontiden man sagt, die Pfeile vergiftet würden; Ptolemaios sei verwundet worden und in Gefahr gewesen. Im Traume habe jemand dem Alexander eine Wurzel gezeigt und befohlen sie zu zerreiben und die Wunde zu legen. Alexander habe gesucht und von der Wunde eine Menge gefunden und er und die anderen hätten zur Heilung der Wunden davon Gebrauch gemacht, worauf sich die Barbaren verwundert sahen, dass man ein Gegenmittel gefunden habe, unterwarf sie sich. Sei wahrscheinlich, dass einer, der die Sache wusste, dies habe und das Wunderbare der Schmeichelei wegen hinzugefügt. Dann kam Alexander in die Königsstadt der Gedrosier, sechs Tage nachdem er Oros verlassen hatte und von da nach Karmanien. Diodor findet sich Folgendes: Der König Sambos flieht mit seinen Elephanten jenseit des Indos; sein Reich und die Brahmanen werden vernichtet. ¹⁾ Die letzte der Brahmanenstädte, Harmak, die wegen ihres Muthes und ihrer Unzugänglichkeit stolz war, auf Alexanders Befehl von wenigen angegriffen. Durch ihre Flucht sollen sie die Feinde herauslocken. Sie werden ob ihrer geringen Zahl verachtet; ihrer fünfhundert, ziehen sie sich vor die einen Ausfall machen, zurück. Alexander greift nun selbst und tödtet einige der Barbaren und fängt andere. Nicht wenige von den Leuten Alexanders geriethen in die höchste Gefahr, denn die Pfeile der Barbaren waren vergiftet; im Vertrauen darauf giengen

¹⁾ Nach Diodors Darstellung muss man das Reich des Sambos ein brahmanisches auffassen.

im Kachen trug, der zeigte ihm deren Eigenschaften und
den Ort, wo man sie finde. Alexander erwachte, suchte
sich zu erholen, zerrieb sie und machte den Ptolemaios gesund, indem
er Umschläge machte und ein Decoct der Pflanze zu trinken gab;
so auch die übrigen gerettet. Die Stadt Hermetelia, die nun
erzogen werden sollte, ergab sich. Alexander begibt sich dann zum

Erzogenen berichtet, dass Alexander sich im Reiche des Königs
befand und dass die Bewohner der Hauptstadt desselben
sich leisteten, obschon der König sich bereits Alexander er-
gab. Der König schätzte ihre Macht gering und befehlt 500
Mann sie anzugreifen und den Feind durch verstellte Flucht
zu decken, er werde dann selbst angreifen. Die List gelingt,
1000 Feinde fallen 600, 1000 werden gefangen, die übrigen
lassen. Allein der Sieg war kein freudiger, wie es auf den
ersten Blick schien, denn die Barbaren hatten ihre Schwerter mit
Gift versehen. Die Verwundeten starben sogleich und die Ärzte
konnten keinen Grund finden, da auch leichte Wunden unheilbar
waren. Die Barbaren hatten gehofft auch Alexander, der unter den
Ersten triff, verwunden zu können; nur durch einen Zufall war er
davon entgangen. Ptolemaios, obschon an der linken Schulter
verwundet, machte den König wegen der großen Gefahr,
die der Wunde wegen besorgte. Denn er war ihm blutsverwandt
und hielt ihn für einen Sohn des Philipp von einem Kebs-
weibe. Er war auch Leibwächter, gewandt im Krieg und Frieden
und einfach im Auftreten, freigebig und leutselig und gar
in stolzem und königlichem Benehmen. Deshalb war er bei
dem Volke gleich beliebt und lernte damals zuerst
den Namen der Seinen kennen, so zwar, dass die Makedonier in

wieder zu erkennen, wenn es jemand finde. Es sei dann gefunden worden, da viele zugleich danach suchten — er habe es auf die Wunde gelegt, sogleich habe der Schmerz aufgehört und in kurzer Zeit bildete sich eine Narbe. Da die Barbaren in ihrer Hoffnung getäuscht waren, übergaben sie sich und die Stadt. Hierauf kam Alexander nach Patalia, wo er sich längere Zeit aufhielt und dann zum Meere.

Justinus endlich erzählt folgendes: Alexander führt mit Schiffen an den Ufern des Ocean hin. Als er nach der Stadt des Königs Sambus kam und die Bewohner derselben vernahmen, dass er mit dem Schwerte nicht besiegt worden sei, versehen sie ihre Pfeile mit Gift, vertreiben so die Feinde mit doppelten Todeswunden von den Mauern und tödten sehr viele. Unter vielen Verwundeten befand sich auch Ptolemaios dem Tode nahe; da wurde dem König in Schlaf ein Mittel gegen das Gift gezeigt, ein Kraut, das Ptolemaios in einem Tranke nahm. Er wurde sogleich von der Gefahr befreit und der größte Theil des Heeres gerettet. Hierauf wird die Stadt erobert und Alexander kehrt auf das Schiff zurück und opfert dem Ocean.

Diese vier Berichte beurtheilt Fr. folgendermaßen: S. 79 wird behauptet, dass Curtius und Diodor diese Geschichte „absolut congruent“ berichten; man staunt daher mit Recht, wenn man S. 41 bei dem Vergleich von Curtius, Justin und Diodor findet: dass Justin in dieser Erzählung mit Curtius harmoniere, aber von Diodor abweiche. Auf S. 156 heißt es, dass Strabon für diese Geschichte den Nearchos gefolgt sei, dass Kleitarchos aus dem Manne einen Drachengemacht habe und zugleich den Ort des Ereignisses geändert habe und wahrscheinlich auch die Art der Bereitung des Giftes (bei Diodor, der den Kleitarchos fast unverändert wiedergebe) hinzugefügt habe. Allein abgesehen von dem Widerspruch, in den Fr. mit sich selbst geräth, ist noch Folgendes zu bemerken: Curtius und Diodor stimmen zwar in der Erzählung selbst am meisten überein, doch bestehen auch Unterschiede. Curt. IX. 8. 17. wird von Sambos gesagt, er habe sich kürzlich unterworfen gelobt und nur die Bewohner seiner Hauptstadt widerstanden; bei Diodor heißt es, Sambos floh erst seit des Indus und entkam so der Gefahr, die äußerste der Brahmanenstädte Harmetelia widerstand. Ein bloßes Missverständnis bei Curtius wird es sein, wenn er §. 18 sagt, Alexander habe die geringe Anzahl der Stadtbewohner verachtet und nur 500 Agrianiern aussetzen lassen, während es bei Diodor heißt, die Stadtbewohner hätten die geringe Zahl der Angreifer (auch 500) verachtet und deshalb den Ausfall gemacht. Bei Curtius wird das Kraut durch das Suchen vieler gefunden, bei Diodor leitet es der König selbst; auch dieser Unterschied bedeutet nicht viel. Verschieden ist aber ferner die Angabe des Curtius und des Diodor über den Weitemarsch Alexander. Im übrigen ist das Verhältniß beider Berichte das, dass bald Curtius bald Diodor ein Detail mehr haben, und zwar Züge von solcher Art

des des Philipp gewesen und man wisse nicht, ob er dessen
war (Curt. IX. 8. 22). Allein ein Autor, der an der Person
Ptolemaios großes Interesse hatte, muss hier vorliegen, zugleich
ein unterrichteter Mann, da er gewisse ganz zufällige, nur
Augen bekannte Details zu geben in der Lage ist; ferner muss
er geschrieben haben, als Ptolemaios bereits König geworden
war, darauf deutet nicht die Bemerkung Diodors: „Ptolemaios, der
König wurde“ wohl aber was Curtius sagt: Ptolemaios habe
zuerst die Gesinnungen der Seinen kennen gelernt, so zwar,
dass ein Makedonier in jener glücklich bestandenen Gefahr ein An-
theil des Glückes erblickten, dessen er später theilhaftig wurde.“
Aber sicherlich auch der einzige Grund, weshalb wir die ganze
Erzählung heute überhaupt noch lesen, sie ist anknüpfend an eine
halb mythisch gewordene Thatsache aus den Feldzügen Ale-
xanders, erzählt worden, als Ptolemaios bereits Herrscher von Ägyp-
ten und als die Diadochen ihre Herrschaftsansprüche theils mit
Verweisung auf die Abstammung vom makedonischen Königshause, theils mit der
Erbschaft, die sie bei Alexanders Lebzeiten hatten, zu begründen be-
zogen waren. Das spricht nun sehr wenig für Nearchos als Quelle,
da wir sehen, auf schwache Gründe hin F. ermittelt zu haben,
denn dieser war späterhin ein Parteigänger des Antigonos.
Aber stimmt diese Erzählung zu Fr. 11 des Kleitarchos,
so macht Ptolemaios zum Retter Alexanders macht, obschon dieser selbst
nichts berichtete und behauptet, Ptolemaios habe von dieser
Erzählung den Beinamen Soter erhalten. Dies war schon für Geier: de
Alex. Lag. p. 14 und 15 der Grund, als Quelle dieser Geschichte
Kleitarchos zu vermuthen. Ihm folgte C. Müller in den Frag-
mentis script. rer. Alex. Magn., wo auf S. 74 auch unveräch-
tet wurde, für den späteren Aufenthalt des Kleitarchos in Ägypten.

genau so findet (mit Ausnahme des Satzes *draco is, quem Olympias alebat*), so wird man durch äußere wie innere Kritik auf Kleitarchos als die Quelle der Erzählung bei Diodor und Curtius geführt: darin stimme ich F. bei, allein eben jene inneren Kriterien, die wir aus der Betrachtung der ausführlichsten Fassungen des Kleitarchischen Berichtes eben bei diesen beiden Autoren gewinnen, zwingen im Gegensatze zu Fränkel ihn auch für den ursprünglichen Gewährsmann der Geschichte zu halten und die Zurückführung desselben auf Nearchos für falsch zu erklären. Die Würdigung der Merkmale innerer Kritik vermisste ich in F.s Buch überhaupt; halte seine Art, sich auf die äußerliche Vergleichung der Fassungen zu beschränken, für verfehlt.

Allein auch Strabon muss der Bericht in der Form vorliegen haben, wie wir ihn bei Curtius und Diodor lesen mit jener Verherrlichung des Ptolemaios, denn nur so ist seine Bemerkung zu verstehen, der sagenhafte Zug sei der Schmeichelei wegen hinzugefügt; panegyrisch ist die ganze wunderbare Rettungsgeschichte immer für Ptolemaios nicht für Alexander, der nur als Werkzeug in der Hand der Götter zu Gunsten des Ptolemaios auch bei Strabon scheint. Dass Strabon, der Verfasser einer Alexandergeschichte, Kleitarchos kannte, bedürfte keines weiteren Beweises, er zitiert ihn auch in der Geographie fünfmal, tadelt ihn auch gelegentlich und verwendet seine Nachrichten, wie es scheint nur vereinzelt; auch diese Erzählung ist in den Bericht über die gedrosische Expedition augenscheinlich eingefügt, Strabons eigene Forschungen und Nachrichten über die Geographie Asiens werden ihn veranlassen, entweder selbst diese Geschichte ins Land der Oronten zu versetzen oder anderen Quellen folgend dies zu thun. Die Erscheinung des Drachen Kleitarchos folgend wiederzugeben, nahm er an, er sagte daher allgemein „jemand sei Alexander im Traume erschienen“ und fügt am Schlusse, damit man sehe, dass die Rationierung der Vorlage von ihm stamme, hinzu, es sei wahrscheinlich, dass jemand, der die Sache wusste, sie mitgetheilt habe. jenes *τινα* „ein Mensch“ bedeute, hat F. auf eigene Verantwortung behauptet, ebenso dass Nearchos von einem Manne statt von einem Drachen berichtet habe (S. 155 u. 156). Die Vorlage des Strabon erwähnte vielmehr den Drachen wie Curtius und Diodor, könnte Strabon nicht von dem *μυθώδες* sprechen, was man (als seine Vorlage) der Erzählung beigegeben habe.⁴⁾

Es erübrigt noch die Besprechung des Berichtes des Curtius, aus dem gleichfalls sich ergeben wird, was wir soeben bei Diodor sahen, dass die uns erhaltenen Autoren ihren Antheil an der Umarbeitung der ihnen vorliegenden Berichte haben, was bei

⁴⁾ Es ist für die Alexandergeschichte charakteristisch, dass die Geschichte zwar in allem wesentlichen gleich erzählt wird, die Localisierung derselben in der Überlieferung schwankt.

wenig berücksichtigt ist. Auch bei ihm ereignet sich diese Ge-
 schehnisse im Reiche des Sambos, worin er wesentlich mit Diodor
 und genau mit Curtius stimmt (der, weshalb vermag ich nicht zu
 erklären, vielleicht pragmatistischer, auf eigene Faust von einer Er-
 zählung des Sambos spricht und die Stadt Harmatelia zur Haupt-
 stadt von dessen Reich machte). ein Zeichen, dass die Verlegung
 ins Land der Uriten Strabons eigene Zuthat ist. Es ist nur eine
 Neugierigkeit, aber für die selbständige Rhetorik sei es des Trogus,
 was des Justin charakteristisch, wenn statt der vergifteten
 Schwerter bei Diodor und Curtius hier Pfeile genannt werden und
 dieser Übereinstimmung mit Strabo liegt wohl nichts anderes zu
 Grunde, als dass bei Kleitarchos von Waffen überhaupt die Rede
 nur oder sowohl von Pfeilen als Schwertern. Dass aber Justin ge-
 nauer erstere nannte, das geschah um seines eigenen Einfalles willen:
*primum ferro audientes sagittas veneno armant atque ita
 primo mortis vulnere hostem . . . submoventes*. Also selbst in die-
 ser kürzesten aller Fassungen sehen wir noch die schriftstellerische
 Individualität des letzten Erzählers zum Ausdruck gelangen. Die-
 se Thatsache sind denn auch kleinere Differenzen aller Überliefe-
 rung zuzuschreiben und durchaus unrichtig ist es, wenn dieselben,
 wie so oft in Quellenuntersuchungen, auch bei F. zur Consta-
 tation von neuen Quellenströmungen verwendet werden. Jeder
 Autor benutzt seine Vorlagen theilweise und lässt manches aus, je-
 nachdem ihn der Vorfall im Rahmen seiner Darstellung interessiert,
 und kaum einer versagt es sich, einige Pinselstriche aus der eige-
 nen Palette hinzuzufügen. Es heißt antike Historiographie gründ-
 lich verkennen, wenn man Sätze schreibt, wie S. 92 „bei dem
 gewöhnlichen Verfahren der alten Historiker, ohne Gewissensbisse
 Vorzänger nach Kräften auszubeuten und sich dadurch die Mühe
 der Geschichtsschreibung bedeutend zu erleichtern . . .“ Das trifft
 auf einen modernen Darsteller, der doch weit mehr an quellen-
 liche Rechenschaftsablagen gebunden ist, als ein Geschicht-
 schreiber bei den Alten, ebenso wenig zu und hat für die früheste
 mittelalterliche Chroniken- und Annalen-Literatur allein Berechti-
 gung, die ganz andere Voraussetzungen hat und andere Zwecke ver-
 folgt, endlich für einen anderen Leserkreis bestimmt ist, als der
 für den Curtius, Diodor, Plutarch oder Trogus Pompeius
 schrieben.

Ich habe in der vorstehenden Besprechung nur zwei Punkte
 aus den zahlreichen Argumentationen F.s herausgegriffen und darin
 gegenüber einem Buche von fast 500 Seiten gegenüber eine
 Unrechtfertigkeit; die gleichen Fehler, wie die oben gerügten, finden
 sich überall mehr oder minder und dies offen auszusprechen halte
 ich für Recensentenpflicht; mit Argumenten wie die F.s baut man
 ein Haus, die jede nächste Untersuchung umwirft.

A. Fokke: Rettungen des Alkibiades. 1. Theil. Die sicilische Expedition. Emden 1883. 87 SS. 8°.

In dem vorliegenden ersten Theile ist der Verfasser bestrebt, die Nothwendigkeit der sicilischen Expedition darzuthun, in folgenden soll Alkibiades von dem Vorwurfe des Landesverraths gereinigt, seine Thätigkeit nach seiner Rückberufung nach Athen dargestellt und endlich sein Verhältniß zu Sokrates untersucht werden. Im wesentlichen hatte der Verf. den hier abermals behandelten Gegenstand bereits 1879 in dem Programm der hiesigen Bürgerschule zu Emden unter dem Titel: „Alkibiades und die sicilische Expedition“ veröffentlicht.

Alkibiades und Lysandros sind nach Fokke die beiden Männer, welche den hellenischen Staatsgedanken der Einigung der griechischen Nation gehegt haben, wodurch allein der Kampf zwischen Athen und Sparta „eine höhere sittliche Weihe“ erhalten habe. Man kann auch ohne den ausdrücklichen Hinweis auf die Einigung der deutschen Nation durch die Ereignisse der Jahre 1870/71 diesen Standpunkt der Betrachtung erkennen. Sollte die Parallele zwischen Athen — deutsches Reich nicht hier Gevatter gestanden sein? Alkibiades ist daher „eine tragische Gestalt“; die Mitwelt hat ihn nicht erkannt, Sokrates, Platon, Aristophanes haben nicht begriffen, was er wollte. Erst Hadrian hat durch Errichtung einer Bildsäule dem Mannes in Athen gezeigt, dass er in ihm die Congenialität mit dem Geiste des Römervolkes erfasst hat. Alkibiades wollte Athen zu Griechenland zu dem machen, was in Italien Rom gewesen war. Von diesem Standpunkte aus betrachtet Fokke die sicilische Expedition. In dem Zustande, dessen sich Athen unter Perikles erfreute, war die Stadt nicht zu halten, sollte nicht ein Rückschritt eintreten, weiter aussehende Unternehmungen waren daher in dem Kampfe um die Hegemonie ins Auge zu fassen. Der Verf. unterzieht nur die beiden Reden des Nikias und Alkibiades bei Thukydides einer kritischen Betrachtung, als deren Resultat sich ergibt, dass die Ansichten des Nikias ausspricht, durchaus banal, hingegen jene des Alkibiades nicht nur von hohen Gedanken erfüllt sind, sondern auch den gegebenen Verhältnissen Rechnung tragen.

Es will mir jedoch scheinen, als ob mit dieser Abwägung der Argumente, die Thukydides den Alkibiades und Nikias vorbringt, eben so wenig als mit der kurzen Behandlung der Urtheile der Alterthums über Alkibiades auf S. 74 das Meritorische der Expedition keineswegs erschöpft sei. Das Unternehmen gegen Sicilien war unter den gegebenen Verhältnissen ein gewagtes Spiel, um so mehr, als doch damals bereits die Erfahrungen der perikleischen Politik aus Anlass der allzugroßen Kraftanspannung insbesondere in Argos zu Gebote standen. Und wenn es sich um die Beurtheilung der Motive von des Alkibiades Handeln fragt, dann darf doch auch die Frage, welche Gründe ihn bestimmten, die sicilische Expedition zu unternehmen, nicht unberücksichtigt bleiben.

zu befürworten, nicht vergessen werden, wie sich Alkibiades nach dem Beginn des Unternehmens Sparta in die Arme warf, so dass es schwer wird, ernstlich an das Lebensziel und den Gedanken des Atheners zu glauben, den ihm sein Apologet zuschreibt. Wir müssten, wenn Alkibiades wirklich jene hochfliegenden und trefflichen Gedanken hegte, die Fokke ihm zumuthet, die Raschheit, mit der er diesen Plan aufgab und gegen Athen auftrat, erst recht tadeln.

Auch sonst ist der Verf. nicht frei von Voreingenommenheit: so heißt es S. 13: Die ionisch-attische Tapferkeit „hatte vor der lakodämonischen Stierköpfigkeit den Glanz schöner Menschlichkeit voraus, der seit den Tagen des Kodrus auf ihr ruht“; das sind so ziemlich ebensoviel Verkehrtheiten als Worte. Der Wunsch, seine Ansicht zu beweisen, hat den Verf. veranlasst, breit und apologetisch zu werden. Letzteres liegt in der Tendenz der Schrift, die doch wohl auch vollständig hätte publiciert werden sollen; statt beider Eigenschaften wäre man für gute Gründe dankbarer, und ich theile die Befürchtung, die der Verf. am Schlusse selbst ausspricht, ob er nicht der Nüchternen, nur an die Thatsachen sich haltenden Forschung zu weit gegangen sei.

S. Dehner: Hadriani reliquiae. Bonn 1883. Diss. 43 SS. VIII.

Diese vorzüglich ausgestattete Dissertation enthält zunächst einen abermaligen Abdruck der zuerst von Renier, dann von Wilmanns (C. J. L. VIII 2532) herausgegebenen, in Numidien gefundenen Inschrift, die man als oratio Lambaesitana bezeichnet. In der Ergänzung und Anordnung der Fragmente weicht D. in einigen Punkten von den bisherigen Herausgebern ab, und begründet in einer ausführlichen adnotatio critica diese seine Ansichten. Es zeigt sich, dass die Inschriftfragmente mehrere adlocutiones des Kaisers an verschiedene Truppentheile enthalten. Von der Erwähnung der equites legionis auf einem Fragmente nimmt D. Anlass, über diese auch als equites legionarii bezeichneten Reiter in einem Excurs zunächst in sehr sorgfältiger und übersichtlicher Weise alle bekannten Stellen bei Schriftstellern und auf Steinen zusammenzubringen. Die Sichtung und Betrachtung dieses Materials ergibt folgende Resultate. Es gab solche equites legionis oder legionarii seit augusteischer Zeit und sind dieselben bis an das Ende des 3. Jahrhunderts nachweisbar; vor den Legionaren haben diese Reiter, die stets römische Bürger sind, den Vorzug, vermuthlich waren ihrer 300 bei jeder Legion, was Dehner gegen die Angabe des Vegetius, es seien 726 gewesen, mit Recht aus den sonstigen Nachrichten ermittelt. Eingetheilt waren sie in Turmen, sie haben ihr eigenes Feldzeichen, sie standen ferner vermuthlich unter dem directen Commando des Legatus legionis, sie sind auf dem Marsche in seiner Nähe oder, wenn mehrere Legionen sind, in der Nähe des Obercommandanten.

Eine Reihe von anderen Fragen werden in dieser Abhandlung gestreift und zeigt ihre Behandlung die gleiche kenntnisreiche Methode des Verf. wie diese selbst.

Graz.

Adolf Bauer.

Die Anfänge des Handels und der Industrie in Oesterreich und die orientalische Compagnie. Nach bisher unbekannten Quellen bearbeitet von Dr. Franz Martin Mayer. (Innsbruck) Verlag der Wagnerschen Universitätsbuchhandlung, V und 134 S.

Der Name des Verf. ist von gutem Klange in der Geschichtsschreibung und Forschung Oesterreichs, und man nimmt das mit günstiger Voraussetzung zur Hand. Die Vorrede des Verfs. kennzeichnet genauer den Zweck und Gehalt seiner Publication, dass man durch den Titel zu keinem Missverständnis verleitet wird. Nicht über die Anfänge des Handels und der Industrie in Oesterreich überhaupt will der Autor schreiben, sondern über die Anfänge einer systematischen Förderung beider durch die Regierung, wie sie sich besonders seit Kaiser Leopold I. zeigen lassen und unter Karl VI. in ein neues wichtiges Stadium treten, worin die sogenannte orientalische Compagnie das bedeutendste Moment darstellt.

Mit dieser Einschränkung gewinnt das Thema seine Grenzen und innerhalb derselben bewegt sich der Verf. mit reichem, lohnenden Bewusstsein, neues, actenmäßiges Material verarbeitet. Die Genesis, Wirken und Ende der orientalischen Compagnie ist zum erstenmal umfassender klargelegt zu haben, als dies bisher geschehen ist, und zunächst in der kleinen Schrift C. v. Zehden (Wien 1872, Progr. Abh. d. Handelsakad.) versucht wurde. Seine Hauptquellen bildeten Abschriften von Sitzungsprotokollen der Hofkammer, welche seinerzeit Franz v. Reigersfeld angefertigt hat, und welche im Laibacher Musealarchive befinden. An der Möglichkeit, dieses Material in Wien und Graz zu ergänzen, hatte der Verf. gezweifelt. Dass er darauf verzichten musste, kann der Geschichtsfreund um so leichter verschmerzen, als das, was Mayer beibringt, jedenfalls den Kern der ganzen Angelegenheit ausmacht. — Der Verf. theilt seine Monographie in 8 Abschnitte; der erste „Vorbereitung der wirtschaftlichen Ansichten zur Zeit Kaiser Leopold I., Becher und Horenigk“ betitelt, ist eine recht ansprechende Studie, worin die Anschauungen eines Fachmannes ersten Ranges, des National-Ökonomen Roscher, die leitenden Gesichtspunkte abgeben, aber auch die eigene Bekanntschaft des Verf. mit Bechers und Horenigks Schriften nicht vermissen lassen. — Im 2. Abschnitt „Beginn einer Thätigkeit zur Zeit Karls VI. Triest und Fiume“ beginnt die Würdigung des actenmäßigen Materials, neben dem Wenigen, was sich hierüber in Löwenthals Geschichte von Triest findet, die Schöpfung der „orientalischen Handelscompagnie“ 1718—

endet sich im 3. Abschnitt erörtert; interessant ist die Haltung der Grazer innerö. Commerzien-Hauptcommission zu der ganzen Sache und die Replik der Subdelegirten-Commission. Für die bedeutenden Geldbedürfnisse der orientalischen Handelscompagnie sollte eine Classenlotterie sorgen. Von den industriellen Unternehmungen der Compagnie in Fiume, Linz, Schwechat, den privilegierten Privatunternehmungen zu Wien, in der Grazer „Karlau“ u. a. O., den Waarenverboten und Schutzzöllen handelt der nächste Abschnitt, während uns der fünfte mit den commerciellen Unternehmungen der orientalischen Compagnie in Belgrad, Fiume, Triest, Messina usw., dann mit der Scheelsucht Englands, Hollands und insbesondere Venedigs, mit dem Plane einer Straßenverbindung zwischen Buccari und Croatien, mit den Plänen zur Hebung des innerö. Handels und des innerösterreichischen Straßenwesens bekannt macht. Das anschließende Capitel hat es mit dem schwierigen Projecte der Regelung des Mautwesens zu thun. 1730 wurde eine wöchentliche Stellfuhr zwischen Wien und Triest eingerichtet. Der vorletzte Abschnitt erörtert den Handelsverkehr der Compagnie mit Portugal und die Hebung des Triester Marktwesens, während das Schlusscapitel den Niedergang der orientalischen Compagnie zufolge der Zersplitterung ihrer Unternehmungen und der Finanzmühsamkeit entwickelt und die Sachlage in den ersten Regierungsjahren Maria Theresias kennzeichnet.

Den Schlussworten folgt der Abdruck des sachlich wichtigen *Protocollum commissionis commercialis aulicae* die 12 Julii 1731 *habita*.

Mayers Monographie ist ein wichtiger Beitrag zur materiellen Culturgeschichte und Verwaltungspolitik Österreichs, und dass der Verf. dem lückenhaften und spröden Stoffe eine ansprechende Darstellung zutheil werden ließ, dient dem Buche zur doppelten Empfehlung. Etwas Ganzes und Abschließendes konnte und wollte der Verf. nicht bieten; aber was er bietet, ist das relativ Vollständigste, was wir über diese Angelegenheit des inneren Geschichtsbildes Österreichs besitzen.

Graz.

F. Krones.

Rechtl. Alois, ordentl. Professor der Philosophie an der Universität Freiburg: *Über wissenschaftliche und nichtwissenschaftliche Philosophie*. (Eine Antrittsrede). Freiburg und Tübingen 1883.

Der Verfasser geht von der Erklärung aus, dass Philosophie die „Erkenntniswissenschaft“ sei. „Sie forscht nach den Quellen des Erkennens, ermittelt seine Bedingungen und bestimmt seine Grenzen.“ In diesem Sinne allein ist sie in seinen Augen Wissenschaft und nimmt unter den Wissenschaften jene „Centralstellung“ ein, welche sich die „alte Philosophie über denselben“ angemäße. Letztere ist dem Verfasser keine Wissenschaft; sie ist viel-

mehr nur die Form, welche die Wissenschaft in einem bestimmten Zeitalter besessen hat. Dieses Zeitalter ist dem Verf. das griechische und demgemäß bezeichnet er die Philosophie als die „griechische Wissenschaft“ oder „als die Wissenschaft in ihrem griechischen Zeitalter.“ Dieser griechische Charakter zeigt sich ihm zufolge vornehmlich darin, dass die Wissenschaft die Form des Systems, d. h. diejenige Einheit anzunehmen bestrebt ist, welche sonst Kunstwerken eignet, und dadurch nach dem geistreichen Worte Sophie Germain zu einem bloßen „Romane des Denkens“ wird. Das Unwissenschaftliche der Philosophie scheint sonach vom Verf. hauptsächlich in deren systematischer Form gefunden zu werden; daher er auch an einer anderen Stelle „philosophische“ und „wissenschaftliche“ Methode als Gegensätze behandelt, die einander ausschließen. Wie es dem ungeachtet möglich sein soll, dass die „Wissenschaft“, die nicht Philosophie, also nicht systematisch sein darf, dennoch „die Forderung eines Erkenntnissystems“, wenn auch „nur annäherungsweise“, erfüllen soll, bleibt unklar. Der sich aufdrängenden Frage, was, wenn Philosophie in wissenschaftlichem Sinne nur „Erkenntniswissenschaft“ sein soll, aus den übrigen „philosophischen“ Wissenschaften: Logik und Metaphysik, Psychologie, Ästhetik und Ethik werden solle, begegnet der Verf. dadurch, dass er die beiden ersten als „Bestandtheile der allgemeinen Erkenntniswissenschaft“, die drei letzteren aber als „positive“ Wissenschaften betrachtet, d. h. nicht nur die Psychologie gänzlich des „philosophischen“, sondern auch (trotz Kant!) Ethik und Ästhetik ihres normativen Charakters entkleidet; jene aus einer psychologischen zu einer physiologischen, diese beiden aus vorschreibenden zu bloß beschreibenden Disciplinen herabsetzt.

Wien.

Robert Zimmermann.

Die Elemente der Planimetrie und Stereometrie. Ein Beitrag zur Methode des geometrischen Unterrichtes. Von Dr. Hubert Müller, Oberlehrer am Gymnasium zu Metz. Metz und Diedenhofen. G. Scriba, Hofbuchhändler.

Der Verf., der bereits einige treffliche Schriften über Geometrie veröffentlichte, sucht in den beiden vorliegenden Heften den geometrischen Lehrstoff durch Einfachheit und Anschaulichkeit so zu behandeln, dass eine beträchtliche Verminderung der Gedächtnisarbeit und eine Erhöhung des Verständnisses erzielt wird.

Dieses vorgesetzte Ziel wird auf mehrfache Weise erreicht. Es werden in erster Linie die Constructionen und die daraus folgenden Beweisdeductionen berücksichtigt. Welche Vortheile sich daraus ergeben, ist jedem Fachmann zur Genüge bekannt und es hat vor einiger Zeit auch Petersen auf diesen Punkt mit starker Betonung verwiesen. In der Planimetrie behandelt der Verf. die

erlehte unabhängig von der Congruenzlehre und vermittelt so
 der die Sätze, welche für die Symmetrie von Körpern, Linien
 und unter die geometrischen Örter. Der Organismus
 ist worden in der Form einer Theorie durch Grundlagen der
 Natur dargestellt. Viele Sätze von Parallelen und der
 ähnlichen Vielecken leitet der Verf. in einfacher Weise durch
 Uebersetzung der Figuren um einen Punkt ab. — Die Ähnlichkeitsthe-
 ore wird in der üblichen Weise vorgetragen; daselbe gilt von
 Flächenberechnung und der Cyclometrie im Specimen. Unter
 „Übungen“ finden wir auch die Lehre von den Potenzen
 der Ähnlichkeitspunkten zweier Kreise und der
 harmonischen Strahlen berücksichtigt.

Auch in der räumlichen Geometrie finden wir die
 alte Sparsamkeit mit Formeln und der Anschauung ein weites
 Feld eröffnet. Ziemlich eingehend behandelt der Verf. den Schnitt
 einer Ebene und einer Kegelfläche und die Theorie der daraus fol-
 genden Curven in jener Weise, wie sie auch von Carl Neumann
 dargestellt wurde. Im Anschlusse an die Lehre von der dreiseitigen
 Ableitung der Verf. die Grundformeln der sphärischen Trige-
 nometrie ab. Bei jedem stereometrischen Unterrichte wäre die
 Kränze jener Übungen, welche Körperformen betreffen, durch
 Zeichnung derselben zu empfehlen, die man auf S. 35 u. d. f. findet.
 Zeichnung des Grundrisses und Aufrisses einer Figur
 ist zum vollen Verständnisse der letzteren gute Dienste.

Wir machen die Fachgenossen auf diese zwei Schriften haupt-
 sächlich deshalb aufmerksam, weil dieselben den geometrischen
 Inhalt in einer neuen, originellen Form bieten.

Wien.

J. G. Wallentin.

Elemente der Organographie, Systematik und Biologie der
 Pflanzen. Mit einem Anhang: Die historische Entwicklung der
 Botanik. Von Dr. Julius Wiesner, o. ö. Prof. der Anatomie und
 Physiologie der Pflanzen an der k. k. Universität usw. Wien 1884.
 Alfred Holder. 8°. 449 88.

Das vorliegende Buch bildet den II. Theil jener „Elemente
 der wissenschaftlichen Botanik“, deren I. Theil (Elemente
 der Anatomie und Physiologie der Pflanzen) wir im 32. Bande
 der Zeitschrift angezeigt haben. Ref. hat das Buch genau gelesen
 und kann nur constatieren, dass es sich, ebenso wie der I. Theil,
 als eine ganz zweckentsprechende, mit großer wissenschaftlicher
 kenntnis und didaktischer Schärfe verbundene Auswahl des
 Materials, sowie durch eine klare, leuchtfassliche Darstellung in Wort
 und Bild auszeichnet. Eine lichtvolle Exposition des Gegenstandes,
 verbunden mit seltener Präcision im Ausdruck ist eben ein Vorzug
 der Schriften des in der Litteratur rühmlichst bekannten Ver-

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Die neue Vorschrift über die Prüfung der Candidaten des Lehramtes an Gymnasien und Realschulen in Österreich.

(Verordnung des k. Ministeriums für C. und U. vom 7. Februar d. J. Z. 2117).

Schon lange hatte man erkannt, dass eine durchgreifende Revision der Vorschriften über die Prüfung der Candidaten des Lehramtes an Mittelschulen eine dringende Sache sei. Die bisher bestehenden Normen aus den Jahren 1853 und 1856 hatten durch Ministerial-Verordnungen erhebliche Abänderungen erfahren, die auf Grund des eben sich ergebenden Bedürfnisses getroffen wurden. Daneben waren in Enquetes und Berichten Vorschläge gemacht worden, die sich noch auf andere, und zwar sehr wichtige Punkte jener Vorschriften bezogen. Ja es hatte sich sogar der Reichsrath mit der Frage beschäftigt und für eine Vereinigung der Prüfungscommissionen für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen ausgesprochen. Es galt daher dies alles nach genauer Erwägung zu verwerten und durch eine eingehende Revision ein in allen seinen Theilen übereinstimmendes einheitliches Ganze herzustellen.

Demgemäß hat das k. Ministerium im Jahre 1882 einen Entwurf veröffentlicht, welcher auf der Basis der Vereinigung der bisher getrennten Prüfungscommissionen für Gymnasien und Realschulen aufgestellt war, und denselben begleitet von einer eingehenden Begründung der Hauptpunkte den einzelnen Commissionen zur Berichterstattung übermittelt. Die Frucht einer nochmaligen Erwägung unter Berücksichtigung der eingelaufenen Berichte, die wohl in manchen Punkten anders anzuordnen mochten, ist die vorliegende Vorschrift, über welche wir im folgenden sprechen wollen. Es versteht sich übrigens von selbst, dass wir dem Zwecke dieser Zeitschrift gemäß in diesem Aufsatze überall zunächst die Gymnasien vor Augen haben.

Was zuvörderst die in der Vorschrift ausgesprochene Vereinigung der beiden Commissionen betrifft, so hat sie für uns insofern ein Interesse, als Abiturienten der Realschulen, welche sich dem Lehramt an Realschulen widmen wollen, jetzt nur mehr die Prüfung für die

den Lehrer in erster Reihe die wissenschaftliche Durchbildung als ist. Und dieser bedarf er ja, weil auf ihr wesentlich jener Eifer beruht, der das Gedeihen des Unterrichtes bedingt, durch sie die Frische und der ideale Schwung bewahrt wird, den Lehrer nothwendig sind, um belebend und erhebend auf den einzuwirken; er bedarf ihrer nicht, um alles zu lehren, was er die Forschung in die Schule zu tragen, sondern um zu erkennen, zu lehren hat, und dieses mit den geringsten Ansprüchen an die Leistungskraft der Schüler lehren zu können.

Aus dieser Anschauung hängt eine andere Bestimmung der neuen zusammen, die Einführung des Quadrienniums statt des bisherigen Trienniums. Dieselbe ist schon durch den Umstand, dass die einzelnen Gruppen gegenüber den früheren Bestimmungen mehrfach eine Erweiterung in Betreff der Lehrfächer und namentlich der an die Examinanden in ihrem Hauptfache zu stellenden Anforderungen eine, wenn auch mäßige Steigerung erfahren haben. Aber die Erfahrung gezeigt hat, dass das Triennium in der Regel selbst zu einem Quadriennium ausdehnte, indem die meisten das Bedürfnis fühlten, noch ein Jahr über die gesetzlich vorgeschriebene Zeit hinaus an der Universität zu verbleiben, so ist die Einführung eines Quadrienniums bei der nun geforderten Erweiterung und Vertiefung der Studien gewiss eine Nothwendigkeit. Dazu kommt, dass ein Mangel an Candidaten nicht besteht, dass im Gegentheil nur allzu reichliche Zahl von geprüften Bewerbern vorhanden ist, daher ohne Bedenken eine Maßregel getroffen werden konnte, die die Candidaten erst bei einer größeren Reife und einer gründlichen Durchbildung dem Lehramte zuführt. Ist es einem Candidaten an der erforderlichen Begabung und vollkommen ausreichender Vor-

Anforderungen, die man an den Doctoratscandidaten stellen mag (und uns außer allem Zweifel) diese Zeit zur Ausarbeitung einer Dissertation verwenden, welche ihm den Weg zu dieser Würde eröffnet, die mit von vielen Candidaten erstrebt wird und noch von mehreren erreicht werden sollte.

Da, wie gesagt, gegenwärtig ein Mangel von Lehrkräften mehr besteht, so konnte die Abstufung der Prüfung, worunter einstweilige Beschränkung derselben auf das Untergymnasium gewesen war, nunmehr entfallen, eine Wohlthat für die Examinanden und, wir es offen, auch für die Examinatoren. Es lässt sich kaum sagen, welchen Schwierigkeiten die Ausführung der bisherigen Vorschriften verbunden war. Die Anforderungen für das Untergymnasium waren mäßige, dass denselben auch ein Candidat entsprechen konnte, von dem man die Überzeugung gewinnen musste, dass er im zweiten Semester der Prüfung kaum bestehen werde. Und wie traurig gestaltete sich die Lage des Candidaten, wenn er seine Studien auf der Universität sei es durch seine oder ohne seine Schuld, nicht abgeschlossen, dennoch einen Theil der Prüfung abgelegt hatte, welcher ihm Anrecht zur Anstellung, wenn auch nicht zu einer definitiven Stelle, gab. Wie sollte er seine Studien ergänzen, wenn er aus dem Dienst herausgerissen an einem Orte lebte, wo infolge der mangelhaften Mittel an eine Vollendung dieser Studien nicht zu denken war. Nach längeren Dienstjahren, oft verheiratet und in kümmerlicher Lage, erschien er, um seine Prüfung zu vervollständigen. Wir wollen dies Bild nicht weiter ausführen und uns freuen, dass diese Zustände für immer verschwunden sind. Wir hoffen überdies, dass die Commissionen von dem ihnen im Artikel VII zugestandenem Rechte zu entscheiden, der Candidat habe nur insoweit genügt, als bezüglich des Gegenstandes in den unteren Classen zu lehren, nur geringen oder lieber gar keinen Gebrauch machen werden. Ob nämlich nicht mehr die früheren üblen Folgen zu besorgen sind, die Anstellung eines solchen Candidaten nicht zulässig scheint und den gegenwärtigen Umständen auch nicht zu erwarten steht, so ist nicht abzusehen, was eine solche Entscheidung nützen soll. Wir sind daher auch gewünscht, dass dieselbe nicht in die Vorschrift aufgenommen worden wäre. Sie ist ein leerer Trost und gibt auch weder für den Candidaten einen Anhalt, um über sich selbst ein Urtheil zu fällen, noch eine Directive für den zukünftigen Examinator, da man die eben so gut aus den ausführlichen Gutachten entnehmen kann.

Was die Gruppen anbetrifft, so sind dieselben unverändert geblieben mit Ausnahme der ersten und sechsten. Bei der classischen Philologie wird nämlich noch die Ablegung einer Prüfung aus der Unterrichtssprache angeordnet, welche gegenüber der eigentlichen Fachprüfung etwas ermäßigte Forderungen zeigt, und die Philosophie ist jetzt zweckmäßig bloß mit Griechisch als Hauptfach und Latein als Nebenfach oder mit Mathematik als Hauptfach und Physik als Nebenfach verbunden.

berad die Vereinigung derselben mit Geschichte und Geographie be-
 steht ist. Wenn nun so bei den Vertretern der classischen Philologie
 nicht unerhebliche Mehrbelastung eintritt, und zwar um so mehr,
 je auch der Umfang der geforderten Lectüre erweitert wurde,
 so es wundernehmen, dass in der Gruppe der Geographie und Ge-
 schichte keine Veränderung vorgenommen wurde. Hier sind die Anfor-
 derungen, wenn man von der nun genauer und etwas schärfer gefassten
 Zuweisung über Geographie absieht, so ziemlich dieselben geblieben.
 Es kommt, dass die Frage über die Verwendung derjenigen, welche
 die Prüfung aus diesem Fache bestanden haben, und die Zuweisung von
 Stunden an dieselben bekanntlich eine äußerst schwierige
 Sache ist, dass, wie die Verhältnisse stehen, solche Candidaten, wenn sie nicht
 eine Prüfung aus einem anderen Fache nachweisen, höchst selten oder
 gar nicht eine Anstellung finden, dass endlich die Zahl der aus diesem
 Fache geprüften Candidaten eine sehr große ist und somit ihre Aus-
 beute als sehr traurige bezeichnet werden müssen. Diese Sache ist
 der Aufmerksamkeit des h. Ministeriums nicht entgangen. Der Motiven-
 entwurf des oben erwähnten Entwurfes hebt S. 42 ff. diese Übelstände
 überzeugender Weise hervor, und zwar so, dass gegen die dortige
 Forderung ein Einwand sich nicht erheben lässt; ausdrücklich wird
 anerkannt, welche große Bedeutung tüchtige philologische Kenntnisse,
 namentlich im Griechischen und Lateinischen, für den Historiker haben.
 Gemäß bestimmt auch der Entwurf, dass die Geographie und Ge-
 schichte als Hauptfach entweder mit Latein und Griechisch als Neben-
 fach oder mit deutscher Sprache oder irgend einer Landessprache, welche
 Unterrichtssprache ist, als Hauptfach verbunden werden solle. Warum
 dieser vortrefflichen Bestimmung abgegangen wurde, lässt sich
 nicht ermesen. Allerdings werden die Verhältnisse, wie sie dies
 schon gethan haben,¹⁾ ihre zwingende Macht ausüben und die Can-
 didaten, welche die Prüfung aus Geschichte und Geographie abgelegt
 haben, zu einer Erweiterung derselben nöthigen. Warum soll aber das,
 was geschehen muss und factisch geschieht, nicht gleich als Norm auf-
 gestellt werden? Und wenn auch wirklich einzelne dieser Candidaten
 ihre Befähigung erweitern, so bedenke man doch, welche Schwierigkeiten
 mit verbunden sind; man erwäge, dass die Candidaten statt einen geord-
 neten methodischen Unterricht zu erhalten, bloß auf ihren Fleiß angewiesen
 sind und daher auch das nicht zu leisten vermögen, was unter geord-
 neten Verhältnissen geleistet werden könnte. Das Richtigste bleibt die
 Bindung der Geographie und Geschichte mit classischer Philologie
 als Nebenfach²⁾; nur wäre es zweckmäßig für solche Candidaten den
 Inhalt der Prüfung aus Latein und Griechisch eigens und schärfer zu

¹⁾ Vgl. den Entwurf S. 44.

²⁾ Wir halten dies für das Richtigste, weil wir es für zweckmäßig
 halten, dass die deutsche Sprache (resp. Landessprache) immer mit
 classischer Philologie verbunden werde. Dafür entscheiden sich auch
 stimmig Germanisten, Romanisten und Slavisten.

302 Die neue Vorschrift über d. Prüfung d. Candidaten d. Lehramtes

begrenzen und von ihnen außer dem, was für das Untergymnasium, zu welchem sie ja verwendet werden sollen, nothwendig zu fordern, noch die Lectüre bedeutender Historiker des classischen Alterthums verlangen, damit sie im Stande seien die Quellen für den Unterricht zu verwerten. Allerdings müsste für die Ausbildung dieser Candidaten, von jener, die sich die Befähigung für die deutsche oder eine Landessprache erwerben wollen, in entsprechender Weise an der Universität getrennt werden; denn dass der Gang ihrer Bildung nicht ganz der gleiche ist wie bei den Candidaten für classische Philologie und daher auch der Unterricht besondere Formen annehmen muss, ist selbstverständlich. Eins erhöhte Wichtigkeit gewinnen unter diesen Verhältnissen die Proseminare und es ist allerdings sehr zu wünschen, dass dieselben gut organisiert, gut geleitet und freilich auch gut besucht seien.

Wir zweifeln nicht daran, dass schon eine nahe Zeit die hier ausgesprochenen Wünsche verwirklichen wird. Es wäre dies nur eine Wohlthat für die Candidaten und eine Vorsorge für ihr Bestes.

Auf die Bestimmungen über das Maß der in den einzelnen Lehrfächern angestellten Forderungen können wir hier nicht eingehen, es ist dies Sache der Fachmänner. Nur soviel wollen wir bemerken, dass diese Bestimmungen gegenüber der früheren Vorschrift mehrfach schärfer und präciser gefasst sind, auch hie und da speciellere Anweisungen enthalten, was für den Examinanden und Examinator nur wünschenswert sein kann.

Wir wenden uns daher zu Art. XIX 7, in welchem ein Punkt zur Besprechung erheischt. Dass Art. V nicht in der Weise, wie ihn der Entwurf bietet, in die Vorschrift aufgenommen, sondern die alte Formulirung (gleich mit einer nicht ganz unerheblichen Änderung⁷⁾ beibehalten wurde, muss als sehr zweckmäßig bezeichnet werden. Die didaktisch-pädagogische Hausarbeit ist höher anzuschlagen als Colloquienzeugnisse über einen philosophischen und pädagogischen Gegenstand. Colloquien geben ja bei der engen Begrenzung des Gebietes, auf welchem sie zu bewegen, und dem Umstande, dass sie sich ihrer Natur nach auf die Reproduction beschränken, wohl von dem Fleiße, aber nicht von der Durchbildung des Candidaten Zeugnis. Und was die Betheiligung an einem pädagogischen Seminare anbetrifft, müssen wir gestehen, dass wir uns von solchen Seminarien nur unter gewissen Bedingungen eines gedeihlichen Erfolg versprechen.

Dass der Lehrer eine philosophische Bildung besitze, dass daher der Candidat an der Universität solche Studien, zunächst Ethik und Psychologie betreiben muss, leuchtet von selbst ein. Aber wenn auch

⁷⁾ Was nämlich den Inhalt der Hausarbeit zur Erprobung der allgemeinen Bildung anbetrifft, so lautet jetzt die Bestimmung 'ein Thema allgemeineren philosophischen, pädagogischen oder didaktischen Inhaltes' während in der früheren Fassung als Thema dieser Arbeit eine 'allgemeinere, namentlich didaktischen oder pädagogischen Inhaltes' bezeichnet war.

...Bildung besitzt und längere Zeit hindurch ein Gymnasium mit
...Erfolge geleitet hat^{*)}, Candidaten des Lehramtes die
...seiner Erfahrung vorträgt, ihnen die Idee des Gymnasiums,
...Organisation, den Zusammenhang der einzelnen Lehrgegenstände,
...und Weise, wie sich die Lehrer derselben Classe gegenseitig
...können u. dgl. darlegt, so kann dies allerdings von großem
...sein und dasjenige vorbereiten, was die Prüfungsvorschrift
...IV 5 weise anordnet. Wie soll man es aber nicht sonderbar finden,
...Candidaten in der Gymnasialpädagogik unterrichte, der das
...etwa nur von der Zeit her kennt, wo er Schüler an dem-
...gewesen ist? Oder soll man das alles, was doch nur Resultat einer
...Erfahrung ist, a priori construieren können? Dass es verschiedene
...des Unterrichtes gibt, die neben einander ihre Berechtigung
...können, ist evident. Aber wenn sie gleich alle die sana ratio für
...haben, so entscheidet doch über ihre Verwendbarkeit der Usus,
...uns lehrt, dass unter diesen oder jenen Verhältnissen die eine
...andere vorzuziehen ist. Diese Ergebnisse der Erfahrung, nieder-
...in den Schriften von Männern, die den größten Theil ihres Lebens
...reicher Wirksamkeit an Gymnasien verbracht haben, sind der
...Schatz, aus welchem immer und immerfort die nachwachsende Lehrer-
...schöpft, welchen nichts zu ersetzen im Stande ist, am wenigsten
...ge Doctrin, die nicht auf dem Boden der Wirklichkeit fußt. Der
...soll fleißig solche Werke studieren und diesen Schatz sich soviel
...möglich zu eigen machen. Wenn nun der Leiter des Seminars die
...ang dieser Werke darlegt, wenn er die Candidaten anleitet sie
...Verständnis zu lesen und sich davon überzeugt, wie sie gelesen
...wenn er endlich die Zöglinge anweist, die darin mit Rücksicht
...stimmte Verhältnisse gegebenen Rathschläge auf die in dem Heimats-

und Schüler, ihm an und wächst zu einem innig verbundenen Ganzen zusammen, in welchem sich einträchtiger Wille und gemeinsame Arbeit regt; Verehrung und Liebe sind ein starkes Band, das fester verknüpft, als jede Theorie, jede Lehre und Vorschrift. Wenn man, um nur ein Beispiel zu erwähnen, an die goldene Zeit der Gymnasien in Nürnberg und Erlangen, an die Namen von Nägelsbach und Döderlein denkt, wird man das, was oben gesagt wurde, fühlen.

Wenn man aber aus der reichen Quelle der Erfahrung nicht schöpfen kann oder will, dann darf es nicht wundernehmen, dass man sich in trüben Quellen wendet und darnach sein Urtheil über die Zustände der Gymnasien bildet. Und solche trübe Quellen fließen nur allzu reichlich, namentlich in der Tagespresse, welche gegenwärtig so oft einseitige, geradezu unwahre Berichte über die Zustände an den Gymnasien bringt. Wollte man sich z. B. nach diesen Berichten ein Bild von der Behandlung des philologischen Unterrichtes (denn dieser ist aus leicht begreiflichen Gründen derjenige, welcher den meisten Angriffen ausgesetzt ist) entwerfen, so würde man nur ein Zerrbild erhalten, welches der Wirklichkeit nicht im Entferntesten entspricht, ja nach der Organisation des Unterrichtes nicht entsprechen kann.

So hoch wir nun, wie gesagt, die philosophischen Studien schätzen, so wenig glauben wir, dass jene allgemeine Pädagogik, die sich als eigene Wissenschaft von der Philosophie abweicht, und Übungen auf solcher Grundlage schon tüchtige Lehrer bilden können. Mit allgemeinen Sätzen ist noch nichts geholfen, und das, was das Wesentliche im Unterricht ist, das Detail, kann diese Pädagogik, so hochmüthig sie auch auftritt, nicht lehren. Aber auch die Erfahrung kann nicht alles bewirken, da hier noch andere wichtige Momente in Betracht kommen. Vor allem das rege Interesse des Lehrers für seinen Gegenstand, und dieses Interesse kann nur da vollkommen lebendig sein, wenn der Lehrer eine gründliche wissenschaftliche Bildung besitzt, die ihn fähig macht, den Unterricht in einer den Bedürfnissen des Gymnasiums angemessenen Weise zu ertheilen. Das ist ja auch der Grund der Instabilität der Fachlehrer, von welcher abzugehen wohl niemandem einfallen wird. Wer nicht das lebendige Interesse, durch den wissenschaftlichen Trieb genährt, besitzt, der wird, mag er auch berufstreu und in seiner Wissenschaft eifrig sein, niemals jene Kraft entfalten, die mit gleicher Macht auf den Schüler einwirkt. Ein zweites, ebenso wichtiges Moment ist die Anlage. Was man vom Dichter sagt, das gilt auch im gewissen Sinne vom Lehrer: *non fit, nascitur*. Das war so zu jeder Zeit und wird auch immer so bleiben. Oder ist es nicht auffällig, dass von zwei Candidaten, welche an Kenntnissen und Eifer einander gleich stehen, der eine schon wenige Monate nach seinem Eintritte in die Schule Ersprießliches leistet, während der andere Jahre braucht, um ein tüchtiger Lehrer zu werden, oder auch nicht wird? Mag man daher auch für die pädagogische Ausbildung der Candidaten anordnen, was man will, immer werden doch diese Dinge bei den Lehrern in erster Reihe in Betracht kommen.

Wir würden uns nicht auf diese Abschweifung eingelassen haben, wenn nicht eine jüngst erschienene Broschüre, die bei auffallender Unkenntnis der wirklichen Verhältnisse auch einige unqualifizierbare Ausfälle auf bestimmte Classen oder Kreise enthält¹⁾, uns veranlasst hätte, mit schlichten Worten und ohne jenen Schwall von Phrasen und Terminen, wie er leider in der 'wissenschaftlichen' Pädagogik hie und da gebräuchlich ist, unsere Ansicht darzulegen. Um nun auf den schon angedeuteten Punkt Art. XIX 7 zurückzukommen, so enthält derselbe eine die didaktisch-pädagogische Hausarbeit betreffende Bestimmung, welche von in mehr als einer Hinsicht bedenklich erscheint. Dieselbe, welche schon in einer vor wenigen Jahren erlassenen Verordnung enthalten ist, lautet: 'Dem Beurtheiler der didaktisch-pädagogischen Hausarbeit steht es frei, sie mit dem Candidaten im Anschlusse an die mündliche Prüfung zu besprechen. In jedem Falle, in welchem er eine solche Besprechung sich vorbehält, hat er dies bei Abgabe des schriftlichen Urtheiles über das Elaborat des Candidaten durch einen entsprechenden Beisatz zu bezeichnen. Von diesem Vorbehalte ist der Candidat bei seiner Vorladung zur Clausur und mündlichen Prüfung in Kenntniss zu setzen'. So vornehm auch dieser Absatz, über welchen der Motivenbericht nichts enthält, abgefasst ist, so lässt sich doch nicht leugnen, dass er die Möglichkeit einer mündlichen Prüfung aus Pädagogik eröffnet. Die Grenzen zwischen einer Besprechung und Prüfung sind so schwach gezogen, dass die erstere sehr leicht in die letztere übergehen kann. Eine eigentliche Prüfung aus Philosophie und Pädagogik ist nicht gemeint; denn sonst würde sie ja direct vorgeschrieben sein. Wir müssen uns daher fragen, was denn der Anlass zu dieser Verordnung ist. Ist die didaktisch-pädagogische Arbeit schlecht oder ist sie auch nur mittelmäßig, dann scheint es viel zweckmäßiger sie zurückzuweisen als daran eine Besprechung zu knüpfen, die doch kein irgendwie günstiges Ergebnis verspricht. Der Candidat möge dann eine neue Arbeit ausführen, was für ihn keineswegs eine so drückende Last sein wird, zumal da diese Hausarbeit gegenüber den anderen streng wissenschaftlichen gewiss nicht so viel Zeit und Mühe in Anspruch nimmt. Eine mittelmäßige Arbeit und eine Besprechung mit einem mittelmäßigen Resultate wiegen sicher nicht so schwer als ein wirklich genügendes Elaborat. Man könnte nun meinen, diese Besprechung habe dann einzutreten, wenn der Censor irgendwie den Verdacht schöpft, dass die Arbeit nicht von dem Candidaten herrührt. Dagegen ließe sich nichts einwenden; einige Fragen würden genügen, um die Sache klar zu stellen. Dann dürfte aber der Candidat nicht von der bevorstehenden Besprechung in Kenntniss gesetzt werden; denn bei einem solchen Verfahren würde man den angestrebten Zweck ganz und gar verfehlen; im Gegentheile muss der Candidat bei einem solchen Falle geradezu überrascht werden. Auch bedarf es hiefür nicht einer besonderen Bestimmung; es ist dies ein Recht des Censors, bei dessen Ausübung es aber lediglich sich darum

¹⁾ Th. Vogt, Das pädagogische Universitätsseminar. Leipzig. Veit, 1894; vgl. bes. S. 36 ff.

handelt, ob die Arbeit wirklich von den Candidaten verfaßt ist oder nicht, was sich wie gesagt in der kürzesten Frist erweisen läßt. Wir sehen daher den Nutzen dieser Bestimmung nicht ein und glauben, daß der ganze Passus ohne Bedenken wegfallen könnte. Wohl aber kann noch hieraus etwas entwickeln, woran man bei der Abfassung dieses Punktes nicht gedacht hat: Die Besprechung kann nämlich zum Colloquium oder Colloquium zur Prüfung werden. Eine Vorbereitung von Seite der Candidaten auf jene Besprechung scheint die Vorschrift ins Auge zu fassen, denn sie verlangt, dass der Vorbehalt demselben mitgetheilt werde. Somit ist man von einer Prüfung aus Philosophie und Pädagogik nicht weit entfernt und je unbestimmter die Fassung dieses Passus ist, desto größer sind die Schwierigkeiten für den Candidaten, der ja nicht wissen kann, was bei dieser Besprechung von ihm verlangt wird. Wir fühlen uns nicht berufen für mittelmäßige Candidaten einzutreten, wir wünschen im Gegentheile, dass bei den Prüfungen mit aller Strenge vorgegangen werden und zwar um so mehr, als die Zahl der geprüften Candidaten in allen Fächern eine beträchtliche ist, ein Bedarf also nirgends besteht und es gilt bei Lehranstalten nur ganz tüchtige Leute zuzuführen, aber wir vermögen wie gesagt, nicht einzusehen, was mit dieser Verordnung gewonnen ist gegen eine mündliche Prüfung aber aus Philosophie und Pädagogik müssen wir uns entschieden aussprechen; dieselbe könnte eine Belastung für die Candidaten werden, welche ihre Ausbildung in dem Fache, das sie zu vertreten haben, beeinträchtigen müsste.

Noch ein anderer Punkt in diesem Abschnitte erheischt eine kurze Bemerkung, nämlich der Absatz 6, der gegenüber der früheren Fassung durch den Zusatz 'oder eine approbierte Doctoraldisertation' erweitert ist. Es ist also von der früheren Bestimmung, welche durchaus die Vorlage einer gedruckten Arbeit forderte, Umgang genommen worden. Fragt man nun, welche von den beiden Vorschriften den Vorzug verdient, so würden wir uns unbedenklich für die ältere entscheiden. Nicht ohne Grund wurde in derselben die Vorlage einer gedruckten Arbeit gefordert (denn es hätte dieser Passus ja auch einfach: 'eine von ihm verfasste wissenschaftliche Arbeit' lauten können); vielmehr sollte die gedruckte Abhandlung nach außen hin als Zeugnis gelten, wie die Commission in solchen Fällen vorgegangen sei. Und diesen Gesichtspunkt wünschten wir festgehalten zu sehen. Allerdings ist die Entscheidung, ob eine approbierte Doctoraldisertation als Ersatz für eine Hausarbeit zu gelten hat, dem Ermessen der Commission überlassen; aber das Ansehen derselben kann nur gestärkt werden, wenn die Abhandlungen, welche sie den Hausarbeiten gleichstellt, dem allgemeinen Urtheile zugänglich sind. Die Kosten, welche dem Candidaten durch die Drucklegung erwachsen, können gegenüber dieser Erwägung nicht in Frage kommen.

Dies sind die Punkte der neuen Prüfungsvorschrift, welche ein Anlass zu Bemerkungen boten. Wir müssen aber nun dankbar anerkennen, dass die neue Vorschrift gegenüber den früheren eine wesentlich verbesserte ist. Sie ist den veränderten Verhältnissen mit Umsicht angepasst.

es gibt was den Inhalt der Prüfung anbetrifft, eingehendere Anweisungen und zwar, wie schon früher bemerkt, in schärferer und präziserer Weise. Ganz vortrefflich sind die Bestimmungen in Artikel XXV, welcher das Probefahr behandelt; sie werden gewiss bei gewissenhafter Durchführung eine regenreiche Wirkung nicht verfehlen. Sind auch die Anforderungen, welche an die Candidaten gestellt werden, im ganzen merklich höher, so wird dies doch durch die Einführung des Quadrienniums, durch die mannigfache Erleichterung in den Hausarbeiten, durch die Verfügung, welche die getrennte Ablegung der Prüfung für das Hauptfach und das Nebenfach gestattet, mehr als ausgeglichen. Und je gründlicher die wissenschaftliche Bildung der Lehrer ist, desto bessere Erfolge werden gewiss auch im Unterrichte erzielt werden.

Die Redaction.

Jahresbericht des Vereines 'Mittelschule' in Wien. November 1882 April 1883. Veröffentlicht von L. Fischer, Schriftführer. Wien 1884, im Selbstverlage des Vereines. 8°. 131 SS.

Der Verein 'Mittelschule' hat auch in dem verflossenen Schuljahre, wie dieser Bericht bekundet, seine altbekannte, rüstige Thätigkeit entfaltet. Diesmal war es die Frage über den deutschen Unterricht in der VII. und VIII. Classe des Gymnasiums, welche angeregt durch einen Vortrag des Herrn Prof. L. Blume die Mitglieder beschäftigte und nach längerer, durch mehrere Abende fortgesetzten Debatte zu einer Resolution führte, welche den Inhalt und die Vertheilung des Lehrstoffes genau normiert. Diese Resolution wurde dem k. Ministerium in einer Eingabe vorgelegt. Außerdem wurden drei Vorträge gehalten: 'Die Ausgrabungen auf dem Forum Romanum' von Herrn Prof. Dr. H. Sedlmayer, 'Über neuere Fortschritte der Elektrotechnik' von Herrn Prof. Dr. J. Rumpf und von Herrn Prof. W. Schmidt über das von ihm konstruierte Tellurium. Auch fasste der Verein den Beschluss gegenüber den ganz unberechtigten Angriffen, welche in Tagesblättern gegen die Mittelschullehrer gerichtet wurden, entschieden aufzutreten und die Standesehre zu wahren. Möge der Verein unbeirrt von allen Anfeindungen seine gedeihliche Thätigkeit eifrig fortsetzen, in dem festen Bewusstsein, dass der Sieg nur der Wahrheit bleiben kann!

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Kirchengeschichtliche Anekdoten nebst neuen Ausgaben patristischer und kirchlich-mittelalterlicher Schriften veröffentlicht und mit Abhandlungen begleitet von Dr. C. P. Caspar: Prof. der Theologie an der Norwegischen Universität. I. Lateinische Schriften. Die Texte und die Anmerkungen. (Universitätsprogramm zur vierten Säcularfeier der Geburt Luthers.) Christiania 1866 gedruckt in der Mallingschen Buchdruckerei. XXX u. 360 SS. 8°.

Das vorliegende Werk enthält folgende interessante Inedita: 1. Rufinus lat. Übersetzung der fünf Dialoge des Origenes gegen die Gnostiker nach einer Schlettstädter Handschrift, welche die argen Fälschungen des griech. Originals deutlicher erkennen lässt; 2. die altercatio Heracliani laici cum Germinio episcopo Sirmensi aus der Zeit um 366 n. Chr., bestimmt für Nicaenische Glaubensgenossen in Vulgarlatein; 3. Dicta abbatis Priminii de singulis libris canonicis scriptis aus dem Cod. Einsied. nr. 199 P. III saec. VIII–IX in barbarischem Latein, das Mabillons Ausgabe oder richtiger die von dem Most Placidus Roding gemachte Abschrift des Einsiedlensis verbessert lautet; 4. die Homilia ubi populus admonetur, welche Caspari dem Cassian von Arelate zuzuschreiben geneigt ist; 5. die Altercatio s. Ambrosii contra eos qui animam non continentur esse facturam aut ex traduce videntur, wegen vieler Citate aus der Italia wichtig; 6. Meginhards von Fulda De fide varietate symboli ipso symbolo et pestibus haereticis (Köln 1532 zum erstenmale gedruckt); 7. De in praepositione explanatio aus einem Leidensis Voss. Q. 17, S. XI–XII; eine interessante Probe des Lateinunterrichtes in der mittelalterlichen Kirche; 8. drei Auslegungen des Taufsymbols; 9. drei alte Glaubensbekenntnisse; 10. zwei Homilien des Faustus von Ravi über das Symbol, und 11. die Explanatio symboli des Nicetas von Aquileja. Die Ausgabe ist mit sichtlicher Sorgfalt und Sachkenntnis gemacht. Zu bedauern bleibt nur, dass nicht die kurze Form der adnotatio critica, womit Übersichtlichkeit und Raumersparung verbunden gewesen wäre, gewählt ist. Wir behalten uns vor, nach Erscheinen des 2. Bandes, welcher die Abhandlungen enthalten wird, auf das wertvolle Buch und die älteren in sprachlicher Hinsicht interessanten Inedita zurückzukommen.

Delectus inscriptionum Graecarum propter dialectum memorabilium iterum composuit Paulus Cauer. Lipsiae 1863, impensis Salomonis Hirzelii. XVI u. 366 SS. 8°.

Das nützliche Buch, über dessen Inhalt und Anlage ausführlicher in dieser Zeitschrift 1877 S. 626–30 gesprochen worden ist, liegt uns

in neuer Ausgabe fast als ein neues Werk vor, indem nicht bloß die zahlreich zum Theil mit übertriebener Strenge gerügten Gebrechen der 1. Auflage gewissenhaft und soweit es die Umschrift der Texte in Mängel gestattete, genau verbessert worden sind, sondern der Verf. den in den letzten Jahren gewonnenen großen Zuwachs an neuen dialectologisch wichtigen Urkunden und die Fortschritte der Dialectologie wie billig ausnützte. Die vorliegende Ausgabe zählt 366 Seiten gegenüber 176 der früheren. Dabei ist die Anordnung des Materials im großen und ganzen dieselbe geblieben, indem weder das Princip wissenschaftlicher noch geographischer Beziehung streng durchgeführt ist über die bei Umschrift der Texte beobachteten Gesichtspunkte und die angewandten graphischen Zeichen handelt die knappe Einleitung, welche an die Stelle der umfangreichen Praefatio der ersten Ausgabe getreten ist. Recht nützlich ist die Hinzufügung eines zweifachen Index, wovon erster die Numeri dieses delectus in der ersten Ausgabe desselben wie in CIG und CIA, nachweist, zweitens eines index vocabulorum et aliarum rerum grammaticarum, quarum in adnotationibus mentio fit. Wir zweifeln nicht, dass das Buch neben den wissenschaftlichen Zwecken dienenden großen Sammlungen dialectologischer Urkunden einen Platz behaupten werde.

Das Jagdwesen der alten Griechen und Römer für Freunde des classischen Alterthums und den gebildeten Waidmann nach den Mittheilungen der alten Schriftsteller, dargestellt von Max Müller, München 1883, Verlag von Heinrich Killinger. 104 SS.

Das nett ausgestattete Büchlein behandelt in 10 Capiteln (Jagdschriftsteller, Bedeutung und Wertschätzung der Jagd bei den Alten, Jagdwerkzeuge, Jagdhunde und Jagdpferde, Jagdbetrieb, Jagd auf Hasen, Jagd auf Rothwild, Jagd auf Schwarzwild, Jagd auf Raubwild, Jagd auf Federwild) seinen Gegenstand in populär ansprechender Form. Es trägt unter den bezeichneten Capiteln die betreffenden Stellen der alten Schriftsteller zusammen, ohne sich kritisch oder exegetisch bei schwierigen Stellen aufzuhalten und ohne die archaologischen Quellen weiter auszunutzen. Ein warmer frischer Ton belebt die Darstellung und gewinnt dem Gegenstande das Interesse der Leser.

P. Willems, professeur à l'Université de Louvain: Le sénat de la république Romaine. Section II: Les attributions du sénat. Louvain 1883. 8°. pp. 784.

Dem im Jahre 1878 erschienenen ersten Theil ist nach mehr als vierjähriger Pause der zweite Band dieser umfassenden Monographie gefolgt, der den Schluss des ganzen Werkes bildet.

Während der erste Theil die Zusammensetzung des Senates in der republikanischen Zeit behandelt, finden wir hier die Competenz und den Wirkungskreis desselben in ausführlicher Weise dargelegt. Der erste Abschnitt (S. 7—31) ist dem Interregnum gewidmet; der zweite (S. 33—120) behandelt das Verhältniß des Senates zu den verschiedenen Arten der Volksversammlungen, d. h. die wechselnde Bedeutung der *patrum auctoritas* in Bezug auf die Gesetzgebung und die Wahlen nebst einem Anhang über das Recht des Senates, Wahlen zu cassieren, resp. Beamte abzusetzen, Gesetze zu annullieren und zu suspendieren, resp. von ihnen zu entbinden. Der dritte und größte in acht Capitel gegliederte Theil (S. 121—772) umfasst unter dem keineswegs erschöpfenden Titel: 'Die Beziehungen des Senates zu den Beamten' die gesamte

politische und Verwaltungsthätigkeit des Senates nach innen und außen in Krieg und Frieden, in Rom, Italien und den Provinzen. Das letzte Capitel dieses Abschnittes ist der Stellung des Senates in der Zeit der Auflösung der Republik von Caesars Dictatur bis zur Einsetzung des Principates gewidmet. Den Schluss des Werkes bilden Nachrichten, Berichtigungen, insbesondere mit Rücksicht auf die inzwischen erschienenen Bücher von Madvig, Mispoulet, Soltan und ein Verzeichnis der einzelnen Paragraphen.

Die Vorzüge, die wir bei der Besprechung des ersten Theiles in dieser Zeitschrift (Jahrgang 1879 S. 469 ff.) hervorgehoben haben, treten in nicht minderm Grade auch in diesem zweiten Theil zu Tage: vollständige Beherrschung und übersichtliche Gliederung des Stoffes, vollständige Darlegung des Thatbestandes, umfassende und gewissenhafte Benützung der neueren, auch in verstreuten Einzelschriften niedergelegten Forschungen. Übersehen scheint der Verfasser bei Besprechung des tumultus und iustitium (S. 243 ff.) die Ausführungen von Heinrich Nissen 'Der Ausbruch des Bürgerkrieges 49 v. Chr.' in Nybels historischer Zeitschrift N. F. Bd. 8 und 10 zu haben.

Auf den reichhaltigen Inhalt des Werkes im einzelnen einzugehen ist bei dieser kurzen Anzeige nicht statthaft; für entschieden missglückt halte ich den Versuch des Verf., die *patrum auctoritas*, entsprechend der vor Niebuhr gültigen Auffassung, mit der *senatus auctoritas* zu identifizieren (S. 38–57), wobei er gezwungen ist, die Rede de domo gerade eine der gelehrtesten Reden Ciceros, nach dem Vorgang von Markland und F. A. Wolf für das Machwerk eines Declamators zu erklären. Die Einwendungen, die gegen Mommsens Theorie (Rom. Forschungen I S. 233 ff.) gemacht worden, sind wenig stichhaltig, besonders die Schlüsse *ex silentio* (S. 53), wie auch die Beseitigung der entscheidenden Zeugnisse des Livius und des Gains (S. 44 ff.) dürfte kaum auf Zustimmung rechnen können. — Beachtung verdient dagegen die neue Hypothese des Verf. über das viel und in verschiedenem Sinne gedeutete Verhältnis der drei Gesetze (Valeria-Horatia, Publilia, Hortensia) betreffs der Gültigkeit der Beschlüsse der *plebs* und ihr Verhältnis zur *patrum auctoritas* (S. 79 ff., vgl. S. 92: '*la lex Valeria Horatia de 449 créa les comices tributes et fit dépendre la force légale de leurs décisions législatives de la sanction subéquente des patres*'), die *patrum auctoritas* fut rendue préalable par la loi Publilia de 339, et abolie par la loi Hortensia de 286'), wenn auch bei dem traurigen Stand unserer Überlieferung zu einer Gewissheit in dieser Frage nicht zu gelangen ist. — Durch reichhaltige Sammlung und geschickte Gruppierung des Materials ist der dritte Abschnitt ausgezeichnet, überall gewinnt man den Eindruck, dass Willems mit großem gewissenhaftem Fleiß und kritischem, selbständigem Urtheil seiner Aufgabe gerecht geworden ist. Bedauerlich ist gerade bei diesem aus unzähligen Details zusammengefügten Werke der Mangel eines Index, den uns hoffentlich der Verf. nicht dauernd vorenthalten wird.

—d

Transactions of the Cambridge Philological Society. Vol. II For 1881–82. Edited by J. P. Postgate. M. A. Honorary Secretary. London 1883, Trubner, S. VIII, 285, 43. 8°.

Dem in Jg. 1882 S. 948 dieser Zeitschrift besprochenen I. Bande ist in verhältnismäßig kurzer Zeit der zweite gefolgt. Er bringt auf S. 1 bis 153 die Transactions der Gesellschaft aus den Jahren 1881 und 1882 d. h. größere Aufsätze aus dem Gesamtgebiete der Sprach- und Alterthumswissenschaft, dann S. 157–194 die Sitzungsberichte (Proceedings) für das Jahr 1881; zum Schlusse Jahresberichte (S. 199–243) und in

besonders Paginierung die Proceedings des Jahres 1892. Besonders dankenswerth ist ein ausführlicher Index zu beiden Bänden, welcher die jedem Bande vorgesetzte Table of contents in erwünschter Weise ergänzt und das Nachschlagen erleichtert; nicht minder die S. 263 ff. mitgetheilten Statuten und das Personalverzeichnis. Der Inhalt ist auch diesmal wieder ein sehr reicher. Unter den Aufsätzen nimmt vor allem ein umfangreicher Artikel aus der Feder des Prinzen Louis Lucian Bonaparte unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, der eine möglichst vollständige Zusammenstellung aller lateinischen und romanischen Wörter, die sich auf den Weinstock beziehen, enthält. Wir erfahren unter anderem aus demselben, dass der fürstliche Verfasser ein 'Lexicon comparativum omnium linguarum Europaearum' vorbereitet. Weniger anspruchsvoll, aber für Leser, die nicht in gleichem Maße wie die Engländer für 'Noble and Royal Authors' präjudicirt sind, ungleich interessanter präsentiert sich der folgende Aufsatz von H. Sweet 'Über die Reform der Rechtschreibung in ihrem Verhältnisse zu der Geschichte der englischen Literatur', der in jeder Zeile eine seltene Beherrschung des Stoffes zeigt, wie sie eben Sweets Arbeiten eigen zu sein pflegt. Außerdem mögen hier noch ein Aufsatz von Hermann Hager über den Humanisten Richard (Hagen) mit bisher unpublicierten Actenstücken) und ein anderer von H. J. Babington über einige Specialfragen aus den römischen Agrimensoren hervorgehoben werden. Auf den Inhalt der Proceedings kann hier nicht näher eingegangen werden; doch sei wenigstens darauf aufmerksam gemacht, dass die Cambridger philologische Gesellschaft auf Anregung ihres Secretars J. P. Postgate auch die Frage einer Reform der gegenwärtig in England herrschenden Aussprache des Lateinischen in Angriff genommen hat. Die Jahresberichte beziehen sich auf die Jahre 1891 und 1892 und zwar auf Homer (W. Leaf), Plato in England (R. D. Hicks), Virgil (H. Nettleship), Properz (Postgate), topographische Untersuchungen in der Insel und Westasien (H. F. Tozer) und englische Etymologie (J. Zupitza).

Die Ausstattung ist von solider Eleganz, der Druck von wohlthuernder Correctheit.

Griechische Heldensagen für die Jugend bearbeitet von J. C. Andra. 2. Auflage mit 21 in den Text gedruckten Holzschnitten und 7 Farbendruckbildern nach antiken Mustern. Kreuznach 1892. R. Voigtländer. 8°. XVIII und 444 SS. Preis 4 M. 25 Pf., in elegantem Ganzleinenband 5 M. 50 Pf.

Das vorliegende Buch hat nach zwanzig Monaten eine neue Auflage erlebt. Es verdient auch, was die geschickte Auswahl und die treffliche Darstellung anbetrifft, alles Lob. Mit Recht hat der Verf. den Stoff vereinfacht, den Kern der Sagen herausgehoben, das Beiwerk beseitigt. So treten denn in den Erzählungen die Figuren der eigentlichen Helden lebendig hervor, die Nebenfiguren und Scenerien werden nur so fern erwähnt, als sie zum Verständnis der Erzählung nothwendig sind, und die Belastung des Gedächtnisses mit unnöthigem Detail, mit leeren Personen- und geographischen Namen ist glücklich vermieden. Der Stoff ist so gegliedert, dass in dem ersten Buche die ältesten Helden befragt werden: Perseus, Bellerophon, Pelops, Meleagros, Orpheus, im zweiten Herakles und Theseus, im dritten der Argonautenzug und Oedipus und sein Haus, im vierten und fünften der trojanische Krieg und Aeneas behandelt werden. Die Darstellung ist klar und lebendig, frei von jeder Phrase. Dass für die Oedipussage Sophokles, für die Darstellung des trojanischen Krieges und der Schicksale des Odysseus Homer und in einzelnen der Darstellung verworfen sind, ist gewiss zu loben. Wer wird sich nicht freuen, wenn z. B. bei der Schilderung von Kolonos

S. 182 und des wunderbaren Endes des Oedipus uns die herrlichen Worte des Sophokles aus der Erzählung wiederklingen. Einen besonderen Schmuck hat die zweite Ausgabe durch die oben berechneten Illustrationen gewonnen. Solche hatte H. Dütschke in der Anzeige der ersten Auflage (Phil. Rundsch. 1881, 900) gewünscht und auf das Anerbieten des Verf. für die zweite Auflage eine Auswahl zusammengestellt. Diese Auswahl so wie die Ausführung wird gewiss allseitig Anerkennung finden. Wir verweisen besonders auf die schönen Vasenbilder, das reiche pompejanische Bild Phryxos und Helle, das Wandgemälde vom Faakle Odysseus bei den Lästrygonen, das unter den antiken Landschaftsbildern eine bedeutende Stelle einnimmt. Das Buch kann für Schulbibliotheken aufs beste empfohlen werden.

Programmenschau.

16. Kraßan, Fr. Beiträge zur Geschichte der Erde und ihrer Vegetation. Dreizehnter Jahresbericht des zweiten Städtischen Gymnasiums in Graz. 1882. 18 SS.

Der Verfasser weist nach, dass es eine Zeit gab, in welcher zu organisches Leben auf der Erde unmöglich war, und zwar wegen der allzu hohen Temperatur, die damals auf der Erdoberfläche herrschte. Aus der Beschaffenheit der großen Granit- und Urgneisslager, aus ihren Bestandtheilen und dem chemischen Verhalten derselben wird bewiesen, dass der Granit und Urgneiss sich nicht aus einer wässrigen Lösung bilden konnte, sondern nur durch sehr langsame Erstarrung unter dem Drucke einer Atmosphäre, die an 500mal dichter war als die heutige. An der Hand des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft wird hierauf gezeigt, woher die frühere große Wärme der Erde stammt, und zugleich dargelegt, warum die Erde jetzt nicht mehr einen so hohen Warmegrad besitzt. Im Innern der Erde sammelt sich noch heutzutage Wärme an, welche die Quelle der gebirgsbildenden Kräfte und der secularen Hebungen ist. Erst als die Erde durch Wärmestrahlung sich soweit abgekühlt hatte, dass sich auf derselben Niederschläge bildeten, konnten Organismen entstehen. Die einzelnen Behauptungen werden durch passende Vergleiche veranschaulicht und durch Experimente belegt. Auch derjenige, dessen Fach die Geologie nicht ist, wird diesen Aufsatz gern und mit Nutzen lesen.

17. Fugger, E. Über Quellentemperaturen. Progr. der k. k. Oberrealschule in Salzburg. 1882. 80 SS. mit 4 Tafeln.

In den einleitenden Worten dieses umfangreichen und mährlichen Aufsatzes wird gesagt, was mit dem Wasser der atmosphärischen Niederschläge geschieht. Dann folgen Tabellen, in welchen die Monatsmittel der Temperatur der meteorologischen Station Salzburg (424 m Seehöhe) und Schafberg (1756 m Seehöhe) vom Juni 1871 bis December 1881 angegeben sind, um daraus die Temperaturdifferenzen zwischen den genannten zwei Stationen zu berechnen. Eine weitere Tabelle gibt die mittleren Temperaturen der einzelnen Monate des Jahres von Orten verschiedener Meereshöhe an. Hierauf wird die chemische und physikalische Beschaffenheit des Fürstenbrunnens am Untersberg, der Wasserstand der Quelle und die Temperatur in der Zeit vom Jahre 1877 bis 1881 inclusive angegeben. Es folgen noch die Resultate der Beobachtung über 24 Quellen tabellarisch zusammengestellt, während von 120 anderen Quellen nur vereinzelte Temperatur-Beobachtungsergebnisse angeführt

wurden. Aus diesen Daten werden dann Schlüsse gezogen über Maxima und Minima der Wassermenge und Temperatur und des Zeitpunktes des Eintretens; es wird gezeigt, dass die Abnahme der Temperatur rascher erfolgt als die Zunahme, dass schwächere Quellen größeren Temperaturschwankungen unterworfen sind als stärkere. Die einzelnen beobachteten Quellen haben zu verschiedenen Zeiten des Jahres eine Temperatur, welche ihrer mittleren Jahrestemperatur gleich kommt. Sehr interessant sind auch die Schlüsse, welche aus dem gesammten Beobachtungsmaterial in Bezug auf die unterirdischen Sammelstellen der Quellen, ihre Zuflüsse, ihre Tiefe unter der Oberfläche usw. gezogen werden. Die beigezeichneten Tafeln versinnlichen einige der Beobachtungsergebnisse noch auf anschaulichere Weise.

8. Programm des k. k. Staatsgymnasiums in Krumau 1882, des k. k. Obergymnasiums in Melk 1882 und des Real- und Obergymnasiums und der Oberrealschule in Prerau 1882.

In sämmtlichen drei Programmen wird die Behandlung des im Jahre 1881 angefangenen Stoffes in derselben Weise fortgesetzt, wie es in dem Jahrgange dieser Zeitschrift Seite 77, 78 und 79 angedeutet wurde. Professor R. Allram führt in seinem analytischen Schlüsse zur Bestimmung der Phanerogamen der Umgebung von Krumau zunächst aus den ersten 14 Familien mit 19 Arten an, dann aus den Gamopetalen 6 Familien mit 277 Arten. Die schwierige Familie der Salicaceen musste der Verfasser in einer für die Schüler verständlichen Weise zu handeln. Leider sind so manche Druckfehler nicht entdeckt worden; der Referent außer vielen (etwa 20) bei Abkürzungen ausgelassenen Punkten noch etwa 14 eigentliche Druckfehler. Hinsichtlich der Rechtschreibung des zweiten Theiles der wissenschaftlichen Pflanzennamen macht der Verfasser mehreremal von der gewöhnlichen Schreibweise ab, auch kommen mehrere Fälle vor, wo der zweite Name einmal mit dem großen, das anderemal mit einem kleinen Anfangsbuchstaben geschrieben erscheint, so bei *Chrysanthemum Leucanthemum*, *Artemisia Achillea millefolium* u. a. — Im Jahresberichte der Prerauer Mittelschulen wird vom Prof. L. Kastner die Aufzählung der Mineralien Jahrens beendet. — Prof. P. Gabr. Strobl beendet in gewohnter gründlicher und ausführlicher Weise die Aufzählung der Phanerogamen der Flora von Admont, im ganzen sind 1256 Phanerogamen nach ihrem Standorte ermittelt. Von Cryptogamen werden einstweilen 463 Arten behandelt. Der größeren Sicherheit wegen ließ der Autor die von ihm gesammelten Laub- und Lebermoose von Dr. Poetsch, Juratzky und wieder revidieren. Auf die Correctur des Textes wurde die größte Aufmerksamkeit verwendet.

9. Muhr, J. Die Mundtheile von *Scolopendrella* und *Polyzonium*. Programm des deutschen Staatsgymnasiums in Prag, Altstadt. 1882. 10 SS.

Zunächst werden einige der verschiedenen Namen, mit welchen mehrere Autoren die Kiefer und Kieferfußpaare der Myriapoden benannten, genannt. Hierauf werden der Kopf und die Mundtheile von *Scolopendrella* ausführlich beschrieben und die Ansicht, dass die Mundtheile der Saugen dienen, widerlegt; in ähnlicher Weise werden die Mundtheile von *Polyzonium* behandelt. Eine Tafel mit 4 Figuren dient zur deren Erläuterung.

20. Bruck, M. Th. Beiträge zur Morphologie einiger Knollen- und Zwiebelgewächse. Programm der gr.-or. Oberrealschule in Czernowitz. 1882. 23 SS.

Der Verf. lenkt durch diesen Aufsatz die Aufmerksamkeit auf die unterirdischen Achsengebilde, die in der beschreibenden Botanik in der Regel nur oberflächlich behandelt werden. Nach einer Beschreibung des Wurzelstockes und der Zwiebel im allgemeinen werden die Zwiebeln von 19 Monocotyledonen, dann die zwiebelartigen Rhizome von *Oxalis acetosella* und *Adoxa moschatellina* ausführlich beschrieben, wobei zu- zumeist die einzelnen Phasen während und nach der Blütezeit berücksichtigt werden. In derselben Weise werden dann die Rhizome von *Polygonatum multiflorum*, *Convallaria majalis*, *Clivia indica* und die Knollen von *Crocus vernus*, *Colchicum autumnale*, *Arum maculatum* behandelt. Zur größeren Verdeutlichung des beschriebenen Theiles dienen 173 Figuren auf 8 Tafeln nach Zeichnungen des Verfassers.

Braunau.

P. Čtvertečka.

21. Jełowicki, Artur. O obecnym stanie krytyki tekstu pism Cezara. (Über den gegenwärtigen Stand der Textkritik der Schriften Caesars.) Progr. des k. k. Obergymnasiums in Brzezan. Jahrg. 1882. 41 SS. 8°.

Nach einigen einleitenden Worten und nach Angabe der Quellen, woraus die Texte der bisherigen Caesar-Ausgaben geflossen sind, handelt der Verf. nach vorläufiger Erwähnung der drei ältesten Caesar-Codices (Parisinus I, Bongarsianus und Romanus) über die Einteilung sämtlicher Handschriften der Commentare Caesars in die drei Classen in *Codices integri vel optimi*, der *interpolati vel correcti* und der *deteriores vel mixti*, verbreitet sich sodann über den verlorenen Codex arceutypus sowie über das Abhängigkeitsverhältnis der aus ihm geflossenen Handschriften und erörtert darauf speciell die charakteristischen Merkmale der einzelnen den drei genannten Classen zugehörigen Handschriften, ihr Alter, ihren Aufbewahrungsort, ihre Bedeutung für die Textgestaltung und die Art ihrer bisherigen Benützung bestimmend. Darauf folgt ein Verzeichnis der ältesten Editionen, ein Excerpt aus der Praefatio zur Ausgabe Schneiders. Daran reiht sich ein Abschnitt über die Hilfsmittel zur Handhabung der Textkritik der Schriften Caesars. Bei der nun folgenden Erörterung der Textkritik der Commentare werden zunächst die Bücher vom gallischen Kriege behandelt, indem gezeigt wird, wie die verschiedenen Herausgeber zur handschriftlichen Überlieferung sich verhalten haben. Sehr eingehend wird sodann die Ausgabe Nipperdeys besprochen, wobei sein kritisches Verfahren dargestellt und die eminenten Vorzüge wie die Mängel seiner textkritischen Leistung gewürdigt werden. Hierauf wird die von Schneider bei dessen Textgestaltung befolgte Methode beurtheilt und als eine conservative bezeichnet im Gegensatze zur radicalen Nipperdeys. Alsdann wird eine Parallele gezogen zwischen der Textrecension Nipperdeys und der Schneiderschen und als Ergebnis der Vergleichung die These hingestellt, dass die Ausgabe Schneiders durch Nipperdeys Textrecension in Schatten gestellt sei. Es folgt nun eine Charakteristik der Ausgaben Frigelli und Dübners. Von ersterer wird ausgesagt, dass sie ungeachtet ihrer aus einseitiger Bevorzugung des Codex Parisinus und Romanus hervorgegangenen Mängel nicht wenig beigetragen habe zur Reinigung und Feststellung des Textes; über Dübners Edition lautet das Urtheil, dass selbe wegen unzureichender Auswahl der Varianten und wegen schwach-

der und inconsequenter Methode trotz einzelner beachtenswerter Text- und Editionen vom Standpunkte der gegenwärtigen Kritik nicht als unbedeutend angesehen werden könne; bei allen ihren Gebrechen seien doch beide Werke wegen ihres kritischen Apparates nicht ohne Wert für jeden künftigen Herausgeber wohl zu beachten. Bei der Erörterung der Textkritik der Commentare über den Bürgerkrieg werden Verdienste Nipperdeys, Forchhammers und Kraners um Textgestaltung dieser Bücher nach Gebühr hervorgehoben und wird Satz betont, dass die Commentare über den Bürgerkrieg noch heute recht eigentlich ein Feld der Conjecturalkritik seien, da man mit den interpolierten und verdorbenen Handschriften allein nicht komme. Bezüglich der Textkritik der Commentare über den alexandrischen, afrikanischen und spanischen Krieg äußert sich Hr. J., dass man ganzes brach liege und dass die Vernachlässigung ihren Grund in Schwierigkeiten habe, die infolge der groben theils vom Autor selbst, theils von den Abschreibern verschuldeten Irrthümer dem Kritiker entgegenstellen. Zum Schlusse wird alles über das Thema Vorgelegte in geschickter Weise recapituliert.

Herr J. hat die einschlägige Literatur gründlich studiert, das vorhandene Material mit umsichtigem Fleiße verarbeitet und ein völlig neues Bild von dem Stande der gegenwärtigen Textkritik der Schriften heraus geliefert.

Statt Scaligerianus und Skaligerianus ist Scaligeranus und Lugdunensis statt Lugduniensis zu schreiben. In dem Verzeichnisse der ersten Ausgaben sind einige Incorrectheiten bemerkbar. Der Druck ist ganz fehlerfrei.

Dolnicki, Julian. Jak powstała mowa Demostenesa *peri tou stegaron* i jaki jest jég stosunek do mowy Eschinesa *κατά Κτησιφώντος*. (Über die Entstehung der Rede des Demosthenes vom Kranze und über ihr Verhältniß zur Rede des Aeschines gegen Ktesiphon). Progr. des k. k. Gymnasiums in Zloczow. Jahrg. 1882. 41 SS. 8°.

Im Anschlusse an die Ausführungen Kirchhoffs über den gleichen Gegenstand versucht Herr D. aus einer Anzahl von Widersprüchen in der Demosthenischen Kranzrede den Nachweis zu führen, dass dieselbe in der überlieferten Fassung nicht von Demosthenes unmittelbar herrühre, sondern dass eine fremde Hand bei ihrer letzten Redaction thätig gewesen sei. Er beginnt seine Erörterungen mit dem ersten Theile der Rede (§. 9–52), knüpft daran die Behandlung des dritten und vierten Hauptabschnittes (§. 53–122 und §. 123–Ende), greift schließlich zur einleitenden Partie (§. 1–8) zurück. Bezüglich des zweiten Theiles meint Herr D., dass §. 9 nur verstanden werden könne, wenn man ihn als eine die Verbindung des zweiten Theiles mit dem dritten ermöglichende Zugabe ansehe; betreffs des ersten Theiles erklärt Herr D., dass §. 53–63, 70, 73, 79, 82, 85, 110–112 nur spätere Zusätze, §. 62 aber sei mit §. 49 zu verbinden; endlich des vierten Theiles wird wiederum behauptet, dass §. 140–149, 209–210, 227–232, 251 später hinzugekommen seien; über den Gang der Rede urtheilt Hr. D., dass nur §. 8 mit der echten, von Demosthenes aufgeschriebenen Rede sich vereinigen lasse, dagegen sei §. 1–7 fremder Zusatz.

Der Cardinalpunkt der Erörterungen betrifft die Frage, ob die Demosthenische Kranzrede sich thatsächlich als Antwort auf die Rede Aeschines darstelle, d. h. ob Demosthenes als die angeklagte Partei gegen durch Aeschines gemachten Vorwürfe Punkt für Punkt wider-

lege. Herr D. gelangt nun zu dem Resultate, dass sowohl der erste wie der dritte Theil nebst mehreren kleineren Abschnitten des Werkes eigentlich in gar keiner Beziehung zur Rede des Aeschines stehen. Diesen Umstand sucht Herr D. damit zu erklären, dass er behauptet, Demosthenes sei bereits mit einem fertigen Concept seiner Rede im Gerichte getreten, dessen Entwurf von der Art war, dass er allenfalls eine Entgegnung auf die Rede des Aeschines dienen konnte, zumal Demosthenes die Widerlegung der beiden das Gesetzmäßige betreffenden Punkte der Anklage dem Ktesiphon überlassen habe. Dieses Concept habe folgende Partien der überlieferten Rede enthalten: §. 8, 10-49, 62-110, 50-53, 122-276. Das Ende der Rede dagegen von §. 276 an habe Demosthenes im Gerichte selbst entworfen, nachdem er die ihm von Aeschines in dessen Rede gemachten Vorwürfe vernommen hatte. Diese aus dem Stegreif gesprochene Schlussrede habe Demosthenes nach beendigtem Prozesse zwar vervollständigt, jedoch, da er aus unbekannten Gründen die Rede nicht selbst publiziert habe, nicht gehörig ausgeführt und verbessert. Der Herausgeber der Demosthenischen Rede, die Beobachtung machend, dass sie der Rede des Aeschines nur theilweise entspreche, da sie nämlich auf zwei Partien der Anklage keinerlei directe Entgegnung enthalte, habe die entsprechenden Episoden hinzugefügt; um aber diese mit dem Organ einer Rede zu verschmelzen, habe er bedeutende Änderungen vornommen, müssen theils durch Hinzufügung mehrerer die Verschmelzung unterstützender Factoren, theils durch künstliche Versetzung der hinzugefügten Abschnitte, woraus eben die Widersprüche hervorgegangen seien, in sich in der uns erhaltenen Rede vorfinden.

So plausibel auch die von Herrn D. versuchten Ausführungen erscheinen mögen, die zum Theil freilich auch nur als Hypothesen zu erkennen geben, so ist doch selbstverständlich, dass so tief einschneidende Fragen wenigstens so lange nicht als erschöpfend behandelt gelten können, bis nicht evident nachgewiesen ist, dass die vorliegenden fremden Zuthaten mit den Eigenthümlichkeiten Demosthenischer Rhetorik in allen wesentlichen Punkten disharmonisiren. Dieser Nachweis ist aber nicht im geringsten angestrebt worden.

Die sonst mit lobenswerthem Fleisse ausgeführte Arbeit enthält über hundert Druckfehler (!).

23. Bednarski, Stanisław. Dualis u Sofoklesa. (Der Dual bei Sophokles.) Progr. des k. k. Obergymnasiums in Wadowe. Jahrg. 1882. 37 SS. gr. 8°.

Nach einer kurzen Skizze vom Vorkommen des Duals in der europäischen Sprachengruppe und speciell in den unterschiedlichen Mundarten der griechischen Sprache behandelt Hr. B. im ersten Capitel die morphologischen Erscheinungen des Duals in sämtlichen Sophokleischen Dramen und Fragmenten (hier sowohl wie in den folgenden Capiteln mit gelegentlichen Seitenblicken auf Euripides, Aristophanes und Platon). Im ersten Unterabschnitte die Declination, im zweiten die Conjugation in detaillierter und präciser Weise darstellend. Das zweite Capitel enthält die syntaktischen Verhältnisse, wobei insbesondere der Übergang vom Dual zum Plural und vom Plural zum Dual durch eine lange Reihe von Beispielen veranschaulicht wird. Im dritten Capitel wird die Bedeutung des Duals dargelegt und der Nachweis geliefert, dass in diesem Punkte Sophokles als echten Jünger Homers sich kundgebe. Eine tabellarische Übersicht der Stellen in den einzelnen Tragödien belehrt uns, dass Sophokles den Dual am häufigsten von Haupt-, Für- und Zeitwörtern gebraucht und dass die meisten Beispiele im Oedipus auf Kolonos, am wenigsten in den Trachinierinnen vorkommen.

Abhandlung zeichnet sich durch sachgemäße Anordnung und scharfe Gliederung aus; die einschlagige Literatur ist wohl gewählt und auch die vergleichende Sprachwissenschaft keineswegs vernachlässigt. Leider ist die hübsche Arbeit durch incorrecten Druck

Chrowicz, Franciscus. De Horatio et Iuvenale satirarum auctoribus. Progr. des k. k. zweiten Obergymnasiums in Prag. Jahrg. 1882. 33 SS. 8°.

Das Schriftchen gliedert sich in folgende sechs Abschnitte: 1. De utroque poeta vixit. 2. De natura, moribus, ingenio Horatii et Iuvenalis. 3. Quanam re compulsus sit uterque poeta ad satiras componendas. 4. Quomodo institutus utque prae paratus uterque poeta satiras scribere aggressus sit? 5. De satirae argumento ab Horatio et Iuvenale. 6. Quid intersit inter satiram Horatianam et Iuvenalianam in vitiis castigandis?

Bei sorgfältiger Benützung der gesamten einschlägigen Literatur hat der Verfasser ein recht anschauliches Bild sowohl von den Ähnlichkeiten als von den Unterschieden zwischen den beiden Satirikern geliefert. Die Darstellung ist im ganzen gefällig und durch echt lateinischen Colorit ansprechend. Im einzelnen wäre freilich manches zu verbessern. So finden sich an etlichen Stellen Verstöße gegen die Consuetudo, und auch der Unterschied der Modi ist nicht immer gewahrt. Auch Anakolutheen kommen an paar Stellen vor, die Folge von Unachtsamkeit. Gegen die Reinheit der Sprache zu Phrasen *sermo est de* (statt *agitur*), *iudicium ferre* (statt *ferre iudicium*), *audere assyllaba* (statt *-dos*). Statt *poetas* wäre *poetae* und statt *poematum* zu schreiben, und für *filii* (*suae aetatis*) zu setzen. Die *Tmesis et ipse enim* (*sentit*) kann auch nicht werden. Aber auch in der Orthographie ist nicht durchgehendes achtungsvolles Standpunkte der Forschung Rechnung getragen. Die Schreibungen *Boethius*, *coelum*, *coenare*, *Jupiter*, *obscenus*, *saecula*, *saecula*, *stylus*, *succus*, *toties* sind nicht mehr zu schreiben; auch die Wortform *Prosopographia* lässt sich nicht vertheidigen. Falsches Citat ist *'rusticus expetit'* statt *expectat*. Bezüglich der Interpunction sei noch bemerkt, dass an vielen Stellen in sinnvoller Weise ein Beistrich gesetzt ist, dagegen an andern Stellen nicht. Um die Correctur des Druckes scheint man sich nicht bekümmert zu haben. Dem Register der Corrigenda wären noch einige andere beizufügen.

Orski, Eugen. Die Slavenkriege zur Zeit Ottos III. und dessen Pilgerfahrt nach Gnesen. Ebendasselbst. S. 34—74.

Die quellenmäßig abgefasste Abhandlung bekundet ein nicht zu verkennendes Erzählertalent, verräth jedoch nach ihrer formellen Seite, die Muttersprache des Verfassers nicht die deutsche ist. Die Darstellung ist an manchen Härten und Unebenheiten und ist an einigen Stellen unklar und verworren. So heißt es auf S. 39: die That sache, welche Stämme... hervorbrachte (statt hervorbrachten); auf S. 40 hat ihre schwere Schuld damit ausgeführt, dass... (statt nicht oder einfach gestöhnt); auf S. 64: Wie der Einfluss der Männer so nebeneinander, in Ottos Naturell sich vertragen zu begreifen; auf S. 66: da war Papst Gregor V. am 4. Februar 999, einen plötzlichen Tod. Insbesondere ist die Lectüre eine unglaublich fehlerhafte Interpunction. Es ist, wie Beistriche aus voller Hand über den Text gestreut worden.

Als Besonderheit sei noch bemerkt der falsche Gebrauch der Partikel *so* statt des Relativpronomens. Verstöße gegen die Orthographie, die Annerkennung, byzantisch, Einverständnis, gentill, Gericht (= ritterl. Kute, Lebenlicht, Sylwester, Teritorium, Verwandtschaft, sollten doch in einer Druckschrift fern bleiben.

26. Fischer, Cornel. Dramaturgische Tafel. Sophokles Oedipus Rex. — Übersichtliche Inhalts-Tabelle der Olynthischen Reden. Ebendasselbst.

Die erste der beiden Tafeln, 44 Cm. hoch, 55 Cm. breit, bietet in geschickter Gruppierung ein übersichtliches Bild der Ökonomie des Sophokleischen Dramas König Oedipus, den Inhalt der *ofoi*, sowie in bündiger Weise darlegend. Auffallend erscheint der nicht *andere* concinn stilisierte Satz 'Oed. frohlockt dem Orakelspruch entgegen', sein, seinen Vater zu tödten', sodann der incorrecte Ausdruck *des* jähzornigen Drängen nachgebend; auch sagt man doch nicht 'an *den* beten', desgleichen nicht 'um Jmd. schicken' (= *arcessere*). An einigen Stellen ist die Interpunction fehlerhaft. Von Druckfehlern bemerke ich nur 'Appollo' und 'misliegt' (statt *misslingt*).

Die andere Tafel gleichen Umfangs theilt die Vorzüge der ersten. In recht gefälliger Manier wird in drei symmetrisch gestalteten Columnen der Inhalt der drei Olynthischen Reden mit präciser Darlegung und Gliederung und auch äußerlich durch den Druck ersichtlich gemachte Hervorhebung der wesentlichen Punkte vor Augen gestellt. Eine Parallelismen der Gedanken überschriebene Partie bildet einen schönen Abschluss dieser Tafel.

Möge Hr. Prof. Fischer es bei diesen Proben nicht bewenden lassen.

Czernowitz.

Joh. Wrobel.

Bemerkung zu Dr. A. Goldbachers Recension der lateinischen Schulgrammatik von H. Koziol.

Auf die Ausstellungen des Herrn Recensenten meiner Grammatik will ich nicht eingehen. Die Beurtheilung derselben überlasse ich getrost den Fachcollegen, die ja seine und meine Grammatik in den Händen haben, und erkläre nur, dass ich, soweit die Bemerkungen berechtigt und sachlich sind, dieselben mit Dank annehme, da mir, der ich mich keineswegs für infallibel halte, daran liegt Irrthümer zu beseitigen. Soweit aber die Ausstellungen auf rein subjectiver Ansicht fußen, zumal bei Punkten, die noch Gegenstand der Controverse sind, will ich nur bemerken, dass es mir der Herr Recensent doch nicht verübeln und als Fehler anrechnen kann, wenn ich mit ganz tüchtigen Mittelschulprofessoren anderer Meinung bin. Allseitige Billigung zu erringen ist, wie auch der Herr Recensent weiß, sehr schwer. So werden, wie ich hoffe, aus solchen Stellen, an denen vorgefasste Meinung die Anlassungen dictiert hat, vorurtheilsfreie Leser das Richtige herauslesen. Auch den Ton der Recension, den ich bei Männern der Wissenschaft bedauere, da er der guten Sache mehr schadet als nützt, will ich nicht berühren. Ich will nur, indem ich alles andere übergehe, die Leser der Recension aufmerksam machen, dass der Herr Recensent seiner Besprechung den Abdruck zugrunde gelegt hat, der ursprünglich dem Ministerium zur Erlangung der Approbation mit dem Vorbehalte vor-

setzt wurde, alle bei dieser Gelegenheit gemachten Ausstellungen in der Öffentlichkeit und die Schule bestimmten Ausgabe zu ändern. Das ist auch geschehen. Da somit die von ihm recensierte Ausgabe nicht mehr existiert, fällt ein Theil der Bemerkungen über die Formenlehre und Syntax weg; und auch das, was an dieser Ausgabe noch auszuheilen ist, aber die Verwendbarkeit nicht hindert, wie die Approbation des Ministeriums zeigt, wird, wenn das Buch trotz der abfalligen Kritik des Herrn Recensenten eine neue Auflage erleben sollte, geändert. Jeder neue Weg ist eben mehr oder minder unsicher. Erfahrung und längeres Betreten bringt erst Sicherheit. Unbillig scheint es daher einem nicht allseitig gelungenen Experimente, und dieserwurf wird ja auch der Grammatik des Herrn Recensenten gemacht, leichtweg die praktische Verwendbarkeit abzusprechen. Mich tröstet der Umstand, dass jede Kritik mehr oder weniger subjectiv ist, dass Fachgenossen billiger geurtheilt haben und urtheilen werden.

Wien.

H. Koziol.

Erwiderung.

Was in der voranstehenden „Bemerkung“ zu meiner im vorigen Heft dieser Zeitschrift S. 199–204 erschienenen Recension der lateinischen Schulgrammatik von Heinrich Koziol eine Antwort erheischt, ist natürlich wohl nur jener Punkt, wo Herr K. sagt, dass ich meiner Recension jenen Abdruck zugrunde gelegt habe, der ursprünglich dem Ministerium zur Erlangung der Approbation mit dem Vorbehalte vorgelegt wurde, alle bei dieser Gelegenheit gemachten Ausstellungen in der Öffentlichkeit und die Schule bestimmten Ausgabe zu ändern. Da nun diese Änderung in der That eingetreten sei und somit die von mir recensierte Ausgabe nicht mehr existiere, so falle ein Theil der Bemerkungen über die Formenlehre und Syntax weg. Darauf erwidere ich, dass ich, wie es sich von selbst versteht, meiner Recension nur jenes Exemplar zugrunde legen konnte, das mir zu diesem Zwecke von der Redaction dieser Zeitschrift zugesandt worden ist. Da Herr K. nachträglich zu derartigen Änderungen seines Buches sich entschließen musste, so dass er sagen zu können glaubt, die von mir recensierte Ausgabe existiere nicht mehr, so ist das eben seine Schuld, nicht des Recensenten. Übrigens habe ich mich sofort auf die obige Bemerkung hin an die Redaction um ein richtiges Exemplar gewendet und bin nun gerne bereit im Folgenden jene Punkte zusammenzufassen, die ich in meiner Recension berührt habe, die aber in den neuen Abzügen der Grammatik geändert erscheinen. Die Sache ist geschehen.

Fallen gelassen ist nämlich die Eintheilung in zwei Hauptdeclinationen; die Declinationen erscheinen jetzt in der gewöhnlichen Folge mit jenen Bezeichnungen, wie ich sie in meiner Grammatik angegeben habe. — Die anstößige Erklärung des Dativ und Accusativ der Declination ist weggestrichen und ebenso auch die Bemerkung über Annäherung der E-Declination an die II. Hauptdeclination. — Bei der A-Declination heißt es nicht mehr, dass der Stammauslaut *a* durch Suffix *i* zu *ae* getrübt werde, und im Anfange der III. Declination ist jetzt etwas bestimmter, aber nicht richtiger: „Man erkennt den *am* im Gen. Sing. nach Abwerfung der Endung *is(s)*.“ — In der That ist nur die Anmerkung zu §. 322 verschwunden.

Das sind die wenigen Punkte der Recension, die für die Grammatik, wie sie jetzt ausgegeben wird, nicht mehr zutreffen. Alles andere ist aufrecht, und ich glaube doch gewiss eine so reichhaltige Collection bedeutender Unrichtigkeiten geboten zu haben, dass auch nach

Abzug der obigen Änderungen zur Beurtheilung des Buches mehr als genug noch übrig bleibt. Dass Herr K. in seiner Entgegnung es ablehnt, auf sachliche Erörterungen sich einzulassen, muss um so mehr bedauert werden, als er zugleich von „rein subjectiven Ansichten“ des Recensenten spricht, der ihm auch Dinge vorwerfe, „die noch Gegenstand der Controverse seien.“ Ich möchte sehr gerne wissen, was Herr K. darunter versteht, da ich mir bewusst bin, in meiner Anzeige streng darauf gesehen zu haben, aus der reichen Fülle des mir zu Gebote stehenden Materials nur eine den beschränkten Raumverhältnissen entsprechende Auslese solcher Dinge zu bieten, die keinem Zweifel unterliegen können und über die selbst ein Laie auf diesem Gebiete zu urtheilen im Stande wäre. Dass eine solche Auslese nicht jenen „Ton“ geben kann, wie ihn der Herr Verf. wünscht, ist leicht begreiflich; doch muss man die Schuld davon nicht im Recensenten suchen, sondern in der Qualität des Buches, das recensiert wurde. Ich kann daher diese Erwiderung nur mit der Bemerkung schließen, dass erstens gerade die von Herrn Verf. schnelligst getroffenen Änderungen die beste Rechtfertigung meiner Recension sind, und dass zweitens in jener Recension noch immer mehr als genug Material vorhanden ist, um auch der erneuerten Gestalt der Grammatik gegenüber mein Urtheil in vollster Masse für begründet zu halten: der Herr Verf. verfüge durchaus nicht über jene sprachwissenschaftliche Durchbildung, die ein solches Unternehmen unumgänglich erfordert.

Graz, 16. Mai 1884.

Al. Goldbacher.

Bekanntmachung.

Mit höchster Genehmigung wird die 37. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner vom 1. bis 4. October d. J. zu Dessau stattfinden.

Indem wir unter Vorbehalt weiterer Mittheilungen uns beehren, zu derselben hiermit ganz ergeben einzuladen, bitten wir um baldige vorläufige Anzeige der von einzelnen Theilnehmern beobachteten Vorträge.

Dessau und Zerbst, 1. Mai 1884.

Das Präsidium:

Dr. Krüger.

G. Stier.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Reim und Alliteration in der griechischen Poesie.

Dass der Reim bei den altgriechischen Dichtern ein Product des Zufalls ist, kann für die Mehrzahl der vorkommenden Fälle mit Recht angenommen werden. Folgende Beispiele dürften dafür genügen:

ἴστανε νῦν μοι μοῦσαι Ὀλύμπια δώματ' ἔχουσαι B 484. II 112.
ἴσταν' ἐν δ' ἵπποισι καὶ ἄρμασι πολλήτοισι A 366.
οἱ δ' ἐπεὶ οὐδ' ᾤχοντο ἰδὲ πρὸ ὁδοῦ ἐγέροντο A 882.
ἔργιστοι γέροντο ἰδὲ κλέος ἐσθλὸν ἄρουτο E 8.
οἱ δ' ἄρα φωνήσαντες, ἐς ἄρματα ποικίλα θάντες E 239.
οἱ δ' οὐτ' ἑκαβροῖσι κασιγνήτοισι τε σοῖσι E 474.
σοῖσι τ' ἐκ νεᾶχιλοι ἐπὶ λαχὸν ἢ δεκάχιλοι E 860.
οἱ δ' ἄρα φωνήσαντε, καὶ δ' ἵππων ἀΐξαντε Z 232.
ἄρουσιν τ' ἀγανοῖσι(ν) ἑλίσσι τε μελιχίοισι I 113.
οἱ δ' ἐν κλισμοῖσι ταπησί τε πορφύροισιν I 200.
οἱ δ' ἄρ' ἀπὸ πύργου νεοσσῶν προφέρουσι I 323.
τοῖσι γ' ἐσπομένοισι καὶ ἐκ πυρός αἰδομένοισι K 246.
οἱ δ' ἀπὸ πύργου γέσθου καὶ ἀλλήλοισι κέλεισθαι M 274.
οἱ δ' ἐκ πυλέμοιο καὶ ἐγχεος ἡμετέροιο T 73.

Diese Fälle ließen sich aus anderen Dichtern noch vermehren. Dagegen kommt es seltener vor, dass zwei Verse hintereinander denselben Ausgang haben, wie

πολλοῖσι δὲ κήδε' ἐγῆκεν
τόνον καὶ κήδε' ἐθῆκεν Φ 524, 25.
ὅ μιν ἐπιπιδὸν ἠνιόχευεν.
ὅ δ' ἄρα μίστυγ' ἐκέλευεν Ψ 641, 42.
[ἠέ μιν δὲ] πλόκαμον ἱνέχῃ θρεπτήριον
τοῦ δευτέρου δὲ τόνδε πενθητήριον Aisch. Cho. 6, 7.
καὶ τὸν γὰρ μὴ αἰών' ἀποκτείνειν χρεῶν.
ἀλλ' αὐτὸ δηλοῖ τοῦτον οἱ τείνειν χρεῶν Eur. Orest 1128, 29.
ἐν φιλοῖσι αὐτοῖς ποιεῖ. σπένσασθαι δ' ἐστὶ μάλιστα
ἐκ τῶν παίδων τοὺς γὰρ πατέρας φεύγονσι φρονόνια, ἄρ' οἱ
Arist. Plut. 575, 76.

Dagegen lässt sich nicht leugnen, dass die Tragiker in Chöreparteen und die Komiker sich des Reims absichtlich bedient haben:

αιδαρόπλακτοι μὲν ᾧδ' ἔχουσι
 αιδαρόπλακτοι δὲ τοὺς μένουσι Aisch. Sept. 911, 12.
 δορὶ δ' ἔκατες δορὶ δ' ἔθαντες Aisch. Sept. 962.
 Ἑέρξης μὲν ἄγαγεν τοιοῖ
 Ἑέρξης δ' ἀπώλεσεν τοιοῖ Aisch. Pers. 560, 51.
 νᾶες μὲν ἄγαγον τοιοῖ
 νᾶες δ' ἀπώλεσαν τοιοῖ Aisch. Pers. 560, 61.
 νᾶιος, γῆιος Aisch. Suppl. 826.
 τοιῶν θέμενος συγγνωμοσύνην
 μεγάλην δὲ θεοῖς ἡγνωμοσύνην Soph. Trach. 1266, 66
 ταῦτ' οὐ κατάγελας ἔστιν ἀνθρώποις πλατύς;
 ταῦτ' οὐ πλακούς; θητ' ἔστιν ἀνθρώποις γλυκούς; Arist. Ach. 1126, 27.
 τὰ στρώματ' ᾧ παῖ δῆσον ἐκ τῆς ἀσπίδος.
 τὸ δειπνον ᾧ παῖ δῆσον ἐκ τῆς κιστίδος Arist. Ach. 1136, 31.
 στιγερός ἐγώ, μογερός ἐγώ.
 τί με σὺ κενεῖς, τί με σὺ δάκνεις Arist. Ach. 1208, 9.
 ἥλλ' οὐκ ἂν μάχισαιτο χέσσαιτο γὰρ εἰ μάχισαιτο Ar. Equ. 1057
 καὶ σκοτοδινίῳ
 καὶ σκοτοδινίῳ Arist. Ach. 1219, 21.
 ἐμφερὲς γενήσομαι
 ἡμιθνης γενήσομαι Arist. Nub. 502, 4.
 καὶ τὰς πλευράς; διαρτίπτουσιν
 καὶ τὴν ψυχὴν ἐκπίνουσιν
 καὶ τοὺς ὤφεις ἐξέλευσαν
 καὶ τὸν προκτὸν διορίττουσιν
 καὶ μ' ἀπαλοῦσιν Arist. Nub. 711—15.
 ὦμοι σοφίας ὦμοι μαλίας Arist. Nub. 925.

Doch dies sind nur vereinzelte Fälle. Im ganzen kann man behaupten, dass die griechischen Dichter den Gleichklang am Ende der Worte vermieden, ihn dagegen am Anfang mit Vorliebe gebrauchten. Dies sieht man aus dem Bestreben derselben verschiedene Wörter derselben Wurzel oder dieselben Wörter in verschiedenen Formen nebeneinander zu stellen (Paronomasie, Anastrophe)¹⁾ ἄλλοτε ἄλλος, ἀλλόδις ἄλλη, οἰόθεν οἶος H 39. 226. σκῶν σπύρσια ξ 101. βοὸς βοείην P 389. ἐκ χειρὸς χεῖρα σπάσσει β 321. ἐθέλων ἐθέλωσαν γ 272. ε 155. προσάντες δίφω δοίη. σάκος σάκει προθέλιμν. ὑπὸς ἄρ' ἀσπίδ' ἔριδος, κόρης κόριν. ἀνέρα δ' ἀνῆρ N 130. ζῆλοῖ δέ τε γείτονα γείτων Hes. op. 23. καὶ κεραμεὺς κεραμεὶ κοτέει καὶ τέκτονι τέκτων καὶ πτωχῷ πτωχῷ φθονέει καὶ αἰδοῦς αἰδοῦ Op. 25. οὐδὲ πατὴρ παιδισσιν ὅμοιος οἰδὲ τι παῖδες, οἰδὲ ξείνης ξεινοδόκῳ καὶ ἐταίρῳ Op. 180. ἄκοντά σ' ἄκων Aisch. Prom. 19. 671. Suppl. 227. σπεύδων σπεύδοντι Prom. 192. ἔρδομον πρὶς ἐρδούης Sept. 631. ἄρχοντί τ' ἄρχων καὶ κασιγνήτῳ καίσις ἐχέτης σὶν ἐχέτῳ Sept. 674, 75. Von den übrigen zahllosen Fällen mag folgende Auswahl genügen: δόσι κακὰ κακῶν κακοῖς Pers. 1041. οὐκ εἴχριτον τὸ κρίμα. μή μ' αἰροῦ κρίτην Suppl. 397. Ἐλένην ἔτι προπτόνως ἔλενας, ἔλανδρος, ἔλέπιολις Ag. 689. πείθοι σὶ, εἰ πείθοι ἀπειθοίης δ' ἴσως Ag. 1049. τοῖς θανοῖσι θανόν

¹⁾ Homer. Stud. S. 26*.

πράσσει φόνον Orest 1587. σοφός σοφός σὺ πλὴν ἃ δεῖ σ' ἔργον Bacch. 655. ἕτερον δ' ἕτερος ἕτερον Bacch. 905. κρίνεται ἢ σε κρινθῆναι χρεών Bacch. 955. θύσας γε θύμαθ' ἢ θύσαι θεοῖς Iph. A. 721. δεξόμεθα δέξιν ἢ σε χρεών Iph. A. 1182. ἀκούει δ' οὐδείς οὐδέν οἶδενός 0. ὦ μισαὶ καὶ παμμίαρε καὶ μιαιώτατε πῶς δεῦρ' ὦ μιαιῶν μιαιώτατε Arist. Pac. 183, 84. (vgl. 85—87). αἷς κέλητα παρακλήττει Pac. 900.

Ein gehört auch die sogenannte Figura etymologica (ἀγοράς ἀπειλὰς ἀπειλεῖν, βουλὰς βουλεύειν, νείκεα νεικεῖν, πολέμειζεν, τέκνα τεκέσθαι, ξείνους ξεινίζειν, οἶνον οἶνοχοεῖν, vgl. Hom. Stud. S. 26 ff. Anhang zu von welcher Constructionsweise die griechischen Dichter über die Prosaiker, aber diese in anderer Weise, den umfassen Gebrauch gemacht haben. Ebendahin gehört auch das: ἴσος ἄισος σ 73. μήτηρ δύνμητερ ψ 97. μήτηρ Soph. El. 1154. ὕπνος ἀυπνος Phil. 847. αἰκὼν αἰκῶνι μοι δίσπονοι Ant. 1276. ἄγαμον γάμον Oed. R. 1214. 690. ἄδωρα δῶρα Soph. Ai. 665. νόμος ἀνομος Aisch. ἀπολέμιστος πόλεμος Prom. 904. νᾶες ἄναες Pers. 680. εὐλὺς Eumen. 457 (Plat. Leg. VI, 766 D). χάριν ἀχάριτον Eur. Phoen. 1757. χάρις ἄχαρις Aisch. Prom. 544. Ag. Tr. Iph. T. 566. γάμους διγάμους Eur. Phoen. 1047. γα Hel. 263. αἰὼν δυσαίων Hel. 213. ἀπόλεμος πόλεμος 1133. δίσφημος φήμη Hek. 195. πότμος ἀποτμος Hipp. Men. 1306. δεσμος ἀδεσμος Suppl. 32. δυσδαίμων δαίμων T. 203. νυμφεῖον δύνυμφον 216. δάκρυ ἄδακρυ 832. νυμφον, παρθένον ἀπαρθένον Hek. 612. ἀβήτοτος βίος 963. Philomena 3. Stob. 98 14. Floril. Marce 964.

Eur. Orest 646—48. Iph. A. 1327—29. Anacreontea 42, 6—9, 54, 1—3; 5—7, 55, 11—13. Pseudophok. 181—86), in der Mitte (B 102—5. I 37—39. K 268—70. Y 404, 5), oder am Ende (δ 339, 40 = ρ 130, 31. Arist. Eccl. 221—28. 773—76. 793, 800. 862—64) wiederholt wird; was aber häufig vorkommt, ist der gleiche consonantische Anlaut verschiedener Worte in demselben Verse oder mehreren Versen hintereinander, die Alliteration. Dass diese kein Werk des Zufalls ist, sondern mit Absicht angewandt wurde, dürften nachstehende Beispiele klar machen:

τὰ Ταντάλου τάλαντα τανταλίζεται Aristoph. b. Ploia 570, 13 (vgl. Stob. 22, 19. 118, 10). τίμμα τίμματι τίσαι Aisch. Ag. 1430. τεμεῖ καὶ τέκνοις ταφὰς ληψόμεσθα Eur. Suppl. 370. ἐν τῷδε λαιμοῖς τρεῖς τριῶν μύλων τεμῶν Suppl. 1201. τοῖτο τολμᾷ τουπος εἰς ἡμᾶς λέγειν El. 329. ποῖας τελευτᾷ τίνα μέσον τάξω λόγον El. 908. ἀξία γ' οὐκ εἰ τοκον, τεκοῖς τοιοῦτον τόκον Ar. Thesm. 845. τοῦτοι γε τοῖνυν τὴν ἐπιτοίαν ἡμέραν τόλμημα τολμῶμεν τοσούτον Eccl. 105, 6.

μεμαγμένην μικρὰν μελαγχρῇ μάξαν Poliochos b. Aesch. II, 60 C. μήτε μοι μέλι μήτε μέλισσα Sappho 113. χειμῶνι μοι θείντες μεγάλῃ μάλα Alkaios 18, 5.

Σῶσος καὶ Σωσὼ σωτήρια τόνδ' ἀνέδειξαν, Σῶσος καὶ σωθεῖς, Σωσὼ δ' ὅτι Σῶσος ἐσώθη Simonid. Frg. 165. ποιεῖ σάλην σείσαντες ὤρθωσαν πάλιν Soph. Ant. 163. ἐρραστὶ θεός σοι σαφῶς σώζειν ἐμέ Arist. Equ. 1042. δέσποινα πρόσδεδομέσθα σὶν γὰρ σοὶ νοσῶ Eur. Ion 808.

κατάμομψα δὲ φάσματα φαίνων Aisch. Ag. 157. τοῦ φίλης φίλῳ φέρειν Cho. 89. ἦν φίλα φάρεα πορφύρεα Eur. Hipp. 125. οὐ σοφὸς ἀληθὲς δ' ἐς φίλους ἔφην φίλος Orest 424. Φοῖβη μνηναὶ φησὶ τις φίλων ἐμῶν Ion 338. χύντο χαλὰ χολάδες A 526. Φ 181. χώρει χαίρων χρυσοχαλίνων Aris. Pa. 154. δαίνιντ' οὐδέ τι θυμὸς ἐδείετο δαιτὸς A 468 602 u. s. w. δεῖ δὲ σε δεῖξαι τῇ ἐρόῃ διεφθάρην Eur. Hipp. 1106. δρωῖντα; δοιλείοντα δοιλείαις ἐμαῖς Bacch 803. δεῖ διακρούειν δραχμῶν Arist. Frg. 53. ὦ Λάμαχ' ἴσως τῶν λόφων καὶ τῶν λόγων Arist. Ach. 575. ταχέως λατόντα τοῖς λόγοις καὶ τοῖς λόφοις Ach. 1074. θειὼν θισίαι θαλίαι τε Nub. 309.

Dies sind jedoch nur vereinzelte Fälle: bei zwei Buchstaben hingegen, bei κ und π , sind die Beispiele der Alliteration zahlreich, namentlich bei dem letzteren. Für diese habe ich auch die Beispiele in möglichster Vollständigkeit zusammengestellt.

οἱ κόρις ἄχρη κόρον κορίσαντό μοι. ἀλλ' ἐκορέσθην ἀπὸ κόρον καί τος τοῖς κόρις ἐκκορίσας Anta. Pal. IX, 113. ἐκκορή κορώνων Schol. Pind. Pyth. 3, 27. καὶ κεραυνὸς κεραυνὸς κοίρει καὶ Hes. Op. 25. ἀγκίλῳ κραί, γλεφάρων ἄδι κλαίει κατέχευας Pind. Pyth. 1, 8. ἱαίνει καρδίαν κρηναί, κίτα καὶ Pyth. 1, 12. κελადόντι μὲν ὑπὲρ Κινίραι πολέας φῶν Κιπρίων Pyth. 2, 15. τί κομπέει κατὰ κρηνὴν Pyth. 10, 1. καὶ κενὸς κενὸν καλεῖ Aisch. Sept. 353. το κείνων κακὸν ἴδ

φός, Soph. Phil. 511. καιρός κλήρου κατὰ μοῖραν Eur.
545. Κρείοντος ὃς κρατεῖ Κάδμιον χθονός Suppl. 400.
κράτει δ' εἰς τὸν νόμον κεκλιμένος 431. Καπανέως
πύριον δέμας καπνοῖται κλιμάκων ὀρθοστάτας 496, 97.
κάρα κρέμαίτο Arist. Ach. 946. κατακρεάξομαι σε κράων
287. κίρσις, κρόταλον. κίναδος Nub. 448. ἑκατὸν δὲ κύλιον
καλαὶ κολακῶν Vesp. 1033. Pac. 756. κλέπται κεντάζειν
κακοποιεῖν Pac. 731. καλὴ καλῶς κατακείσαι Pac. 1330.
καχίρα καλὴ καλῶς Recl. 730. ἄκρον ἱγρὸν Ἀκρίων Ἀκρα-
τίων πατρὸς ἄκροι κρύπτει κρημνὸς ἄκρος πατρίδος ἄκρο-
ς Empedokles b. Diog. Laert. 8, 65.

καίτε καὶ κομποὺς κωδυνοκρότους παρὰ πορπάκων κελα-
στας Eur. Bhes. 384. προσήγε πρῶτος καὶ καλῶς τὸν κάρ-
νον Sosikrates bei Athen. XI, 474 A. in beiden Fällen Alli-
tion von κ und π nebeneinander.

κίλιν, ἀλλὰ μιν οὗς ἐπίστατο πῆλαι Ἀχιλλεύς
Πηλεΐδα μέλιν, τῇν πατρὶ γέλω πόρε (Var. τάμε) Χείρων
Πηλεὶ ἐκ κορυφῆς Π 142—44

Πηροκλῆς δὲ πρῶτος ἀκύντισι δουρὶ φαινή
ἀπικρὶ κατὰ μέσσην, ὅθι πλείστοι κινέοντο.
καὶ τῶν προκινῆ μεγαθύμων Πρωτεσίλῃου,
καὶ βαλε Πηροκλήν, ὃς Πάριον, ἱπποκοριστὴς
ἦμαρ Π 284—88.

ἰς τὴν πτόλιστο πόλις Υ 217.

καὶ δ' ἐτόχε πέλοισι πεισὼν Φ 407.

Προιδίαν δὲ γὰρ αὐτοῦ πατρὶ ἐμψ Πηλῆ Ψ 277.

καὶ τὴν περὶ πικρὰ βαλόντες Α 454.

καὶ γὰρ τοὶ παῖδες ὁμοῖοι πατρὶ πέλονται,
καὶ πλείους κακίους, παῖδοι δὲ τε πατρὸς ἀμείους β 276, 77.

καὶ πᾶσα κέκλεδε πόλις Tyr. 12, 28. πάντες πλὴν Προκλέους,
Προκλῆς Demodokos 1, 2. Phokyl. 1, 2. πάντες γὰρ πενήτες
καί μεθ' αὐτῆς πολυπλάγχτου Pseudophok. 40. παῖς πατρὶ
καὶ χρόνον Euenos 6. περὶ πόλιν πολυμένω Archil 46.
καί τε, καί ταισιν πέμπων πλόον εἴπλοον ἰχθί, πομπείσας
καί τε Eriinna 1. ποταμοὶ παρὰ παγὰς ἀπείρνας Stesich.
καὶ πεκινὰς πέμφιγας πύομενοι Ibykos 17. Πισάτα παρὰ
πρὸς εἰδοξὸν Ἱπποδάμειαν Pind. Ol. 1, 70. πατήρ, πύρ
πύτων ἀρχὸς Ἱππων Ol. 7, 71. ἦν ὅτι νιν πεπρωμέ-
νην πύτων πολέμων πολυπόροισι ἐν μάχαις λάβρον
καί τε καλὸν Ol. 8, 33. πατρὶ δὲ πατρὸς ἐνέπνευσεν
καὶ γέρας ἀντίπαλον Ol. 8, 70. οὐ πολλὸν ἴδε πατρίδα
κατάνον ὑπὸ στερεῷ περὶ πλαγαῖς τε σιδάρου Ol. 10, 36.
καὶ πολέσειν περὶ πλῆθει Ol. 13, 44. ἀπλάτου πρὸς ἀγνό-
ναι ἐκ μετῶν παγαί, ποταμοὶ δ' ἀμέραισιν μὲν προχέοντι
Α 1, 21. ὃς Πριάμοιο πόλιν πέρσεν τελεΐταςεν τε κόνις
Α 1, 54. πύτων, παρὰ παισὶν Pyth. 2, 72. σάων ποτὶ
πύας ἄγαν πύγην διαπλέκει Pyth. 2, 82. προτροπάδων Πέλιος
πύ σπείδων, τάφῃ δ' αὐτίκα παπτάνας ἀρίγνωτον πέδιλον
πύ μόνον ἀμφὶ ποδὶ Pyth. 4, 94. καὶ Ποσειδάων πειραίου
Α 4, 136. πύμα πορὶν, ἀπαθῆς δ' αὐτὸς πρὸς ἀσπίων Pyth.

4, 297. Παλιόν δὲ πὰρ ποδὶ λατρείαν Ἰαωλὸν πόλεμῳ χει-
ποτραπῶν Πηλεὺς παρέδωκεν Nem. 4, 54. περὶν πάντων
πᾶλλον αἰετοὶ Nem. 5, 21. Πριάμου πόλιν Νεσπτόλῳ ἐπέ-
πράθεν Nem. 7, 35. παῖροι δ' ἐν πόνοι μιστοὶ Nem. 10, 75.
παντίον Θηρὸς πετραῖον χρωτὶ μάλιστα νόον προσφέρων παρὰ
πολίεσσιν ὁμίλῃ Fig. 19. ποιῶν παλαιοὺ πένθος Fig. 110.
ἀπολέμιστος ὅς γ' ὁ πόλεμος ἀπὸρα πόρους Aesch. Prom.
904. πῆμα πατρὶ παρέειπον Sept. 1004. τίνα πόλις ποιεῖ ποῦ
Pers. 682. πέπλοισι περιπετῇ παντὶ θυμῷ προνοπῇ Ag. 353.
ποιὸν χρόνον δὲ καὶ κεπήθηται πόλις Ag. 278. ἰὼ πόνοι τοια
πόλεος ὀλομένης τὸ πᾶν ἰὼ πρόπρησι θυσίαι πατρός Ag. 1167.
68. πότος πόνον πόνον φέρει παπαῖ Soph. Ai. 866. παντὶ πῃ
πᾶρεσσι σοι Ant. 213. πολλοὶ πέραν λόντων Ant. 335. πῃ
ποῖς πῶς ποθ' αἱ πατρίαι Oed. B. 1212. πῶς ποῖσι πῃ
ποτ' ἀμφιπλήκτων Phil. 688. προσπέθον, λείσσε' νιν, προσ-
δέχκοι πανταχ'· πλανάτας πλανάτας τις ὁ πρόσθετος Oed. Col.
121, 22. ποῦ ποῦ; τί γῆς; πῶς εἶπας; ὦ πάτερ πάτερ Oed.
Col. 1099. ποιῆμα πάθεα παθεῖν πόροι El. 210. τῇ ταυρίᾳ
πατρὶ παιδὶν πόθος παρεῖτο El. 544, 45. ποιῶς τὰ πολλὰ πῃ
ματ' ἔσχε El. 564. ὦ παῖ ποῖ ποτ' αἶ Trach. 1024. προημῶς
ἐκ πατρός πάλοι Trach. 1159. πρὸς ἐμὴν αἶψα χεῖρα προημῶς
πειρῶ τὸ παρὸν θεραπεύειν Phil. 148, 49. πολέ τι πολὶ περ
πόδα Phil. 838. ὦ παῖ ποῖ ποτ' ἐξέθης Phil. 896. ὦ πῆρ σὶ κα
πᾶν δῆμα καὶ πανουργίας Phil. 927. πλὴν τὸ προσταχθῆναι
ποιεῖν Phil. 1010. πόλιν πάλιν παλαιὸν ἀλγὴν ἐπέμνησας
Phil. 1170. Ποιῶται πατρὶ πρὸς πατέρα Οἰγῆς πλάκα Pb.
1430 In dem mit ἀπαπασπαῖ beginnenden Vers 746 des zweiten
Dramas sind 17 π.

κοντα πόδας πτόησε Φαίλλος, dessen Anfang auch in einem
 dem Sophokles bei Plutarch an seni sit ger. resp. Cap. 3
 παῖδος παιδί προσήκων μόρον Eur. Andr. 1063.
 πατων γὰρ ἄξια πάσχω τε καὶ πέπονθα καὶ πείσομαι
 168. παῦσαι πόνων με καὶ σέ καὶ πᾶσαν πόλιν Phoen.
 καὶ μῖτε πορθεῖν πατρίδα μῖτε προσφέρειν πύργοισι
 κλισιάων προσημνάσεις Phoen. 488, 89. ποῖ ποτε
 πρὸ πύργων Phoen. 622. πράσσειν σὶ πόλλ' εἰώθας ἢ τε
 λῆς, τοιγὰρ ποιοῦσα πολλὰ πόλλ' εἰδαιμονεῖ Suppl. 576,
 παρόντα πολλὰ πῆμας οὐκ ἔχω τί πρῶτον εἰπω, πότερα
 686. 87. ἤλπιζον ἂν πεπονθέναι πάθος περισσόν Suppl.
 91. πάλιν μεταστὰς δέῖμα προσβάλλεις πατρί Ion 584.
 τρέφων τὸν παῖδα κάπλεκεν πλοκάς Ion 826. ποῖον τεκεῖν
 παῖδα: ποῦ κθεῖναι πόλεως Ion 932. πρῶτον μὲν ὁρόφω
 ἡρα περιβάλλει πέπλων Ion 1143. ποίοισι παροῖς ἢ πυρός
 γλῶγῃ Ion 1294. μέσον περῶσι πέλαγος Αἰγείου πόρου
 130. πόσιν πέλας παρόντα Hel. 1529. πλεῖ σὺν πόσει σῶ,
 ἡ δ' ἔξεται οὐρίον Hel. 1663. πόντον παριππεύοντες
 ἡμεν πᾶσαν Hel. 1665. πικρὰς μὲν πελέκτως τομᾶς σᾶς,
 πικρὰς El. 160, 61. πεπόνθας αὐτὸ πρὸς τὰ πράγματα
 366. Πέλοπα κατόμνιμ', ὃς πατὴρ τοῖμ' οὐ πατὴρ Iph.
 75. πόθεν πάρεισι Σικελὸν Αἰγυῖον πάγον Kykl. 96.
 δέ ποῦ ὅσι καὶ πόλεως περγίματα Kykl. 115. πέφικε
 τως παῖσι πολέμιος γυνὴ τοῖς πρόσθεν ἢ ζυγεῖσα δυνάττω
 Fig. 4. πτηνὸς πορεῖσει πῦλος Fig. 665, 4. Arist. Pac. 126.
 ἔγω δέ δεκάπαλαι γε καὶ δωδεκάπαλαι καὶ χιλιόπαλαι
 ἀροπαλαιπαλαιπαλαι Arist. Equ. 1154, 55. λαβὲ νῦν
 οἶντος πόνοτος παρ' ἐμοῦ τόμον Equ. 1190 ὦ παῖ πιθοῖ
 ἢ δέ πιθίωμαι Nub. 87. πρῶτον παππᾶς παππᾶς, κάπειτ'
 παπαπαππᾶς Nub. 390. ἡ Μαλλάδα περσέπολιν δεινάν
 968. τὸν πύλον ὦ πάτερ πάτερ Vesp. 248. ποῖ γῆς: ἰδοὺ
 ἔλλα καὶ: πορρω πάντ' Pac. 198. πολλοὶ πάντ' ποθοῦντες
 127. ποῖ: πᾶ; πῶς φῆς An. 318. πρέμνον πράγματος πε-
 An. 320. ἐπαγ', ἐπιθ', ἐπίφερε πολέμιον ὄρμαν φονίαν,
 γὰρ τε παντὶ περιβάλε περί τε κύκλωσαι An. 344—46.
 ἀνθρώπους πέτομαι παρὰ τοῦ πατρός An. 1230, ἄνευ
 πολλὴν ὁδὸν περαίνεις Ran. 401. πλειμόνων πολὴν πόνον
 629. ἢν πως παραλαβεῖν τῆς πόλεως τὰ πράγματα Eccl.
 ποῖα πολλὰκις πάθω Eccl. 1105. πολὺ τῆς πενίας
 Plut. 590. πολλοὶ γέροντες πλοῖν πολὴν πεπλευκότες
 An. b. Athen. IX, 379 F. ὡς ἀνέπλαττε Πλάτων πεπλευ-
 σάματα εἰδῶς Timon Fig. 71. πληγαὶ λέγονται ποικίλου
 μένου Arist. Fig. 235.

Künige von diesen Beispielen mögen zweifelhaft sein: was
 nicht bezweifelt werden kann, ist der Gebrauch der Allite-
 bei griechischen Dichtern.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Q. Ennius. Eine Einleitung in das Studium der römischen Poesie. Von Lucian Müller. St. Petersburg 1884. C. Richter IX und 313 SS. 8°.

Der nordische Gelehrte, dem wir diese Monographie verdanken, schafft planmäßig an seiner alle außerscenische Poesie der Römer umfassenden großen Arbeit. Von Lucilius gelangte er selbstständig zu Nonius, jenem unvergleichlich reichen und treuen Schatze von Fragmenten, dessen Kritik jedoch leider noch so sehr im argen liegt. Denn wenn auch Quicherat und Onions in neuester Zeit zwei vortreffliche Quellen (cod. Par. 7667 und Harl.) erschlossen haben, so mangelt es doch an einer für kritische Zwecke brauchbaren Ausgabe. Wir hoffen, dass Müllers Nonius, der (Vorw. p. III) nunmehr abgeschlossen wird, diesen Mangel beseitige. Eine weilen führte Nonius mit seinen 165 Enniuscitaten den genannten Gelehrten zur kritischen Bearbeitung des seit Vahlens und Bergks ennianischen Studien über Gebühr vernachlässigten 'Vater der römischen Poesie'. Nächstens erscheint also bei C. Richter in St. Petersburg die Recension des Ennius (vereint mit den Fragmenten des năvianischen bellum Punicum), das vorliegende Buch anticipiert aber in der bekannten popularisierenden Weise des Herrn Verf. die Resultate der Ausgabe. Doch unter den Händen wächst ihm der Stoff, der ursprünglich als 'literarhistorische Biographie' gedacht war, zu einer isagogischen Darstellung römischer Poesie nach allen Seiten.

Sollte ich den Eindruck, den das Buch auf mich machte, in eine Formel präcisieren, es fiel mir schwer; denn von dem Herrn Verf. gilt das Goethesche 'Zwei Seelen wohnen, ach, in seiner Brust'. Die einen Theile des Werkes nämlich treten den Erscheinungen des Alterthums mit jugendlich frischem Idealismus entgegen, mit einer in unserer hyperkritischen Zeit seltenen Hingabe vertieft sich Herr Müller in den Stoff, den er schildert, so dass der Leser hie und da auch über manche Schwäche der Argumente fortreißt. Aber der derbe Realismus in seiner Polemik gegen die Berliner Gelehrten, die bisweilen geradezu ungenießbar wird, ver-

den Eindruck des rein sachlichen Theiles und lässt eine einseitige Stimmung auch bei bestem Willen des Lesers nicht recht kommen. Ref. will nicht nach der Berechtigung und den Anlässen dieser Angriffe überhaupt fragen, zumal da literarische Kritik als solche sich nie wird vermeiden lassen — genug, diese Correctiven sind da und schmälern in den Augen des objectiven Urtheilers das Verdienst der Schrift. Freilich weiß Ref. auch, dass jedes Wort in dieser Richtung unnütz ist (siehe 'Leb. u. Wk. d. Lucil.' pag. VII); doch mag es nicht unnütz sein, die a. O. von Herrn Müller vorgebrachte Parallele von Lessings antiquarischen Briefen zurückzuweisen. Herr Müller kann sich mit Lessings Beispiele nicht mehr decken, seit wir in seinen Büchern allerlei Anomalien (Lessing antiqu. Br. 57 Z. 1—20) wider Herrn Müllers Annahmen lesen, wie auch im vorliegenden Buche S. 69, 74 u. a. Das widerfährt dem geehrten Herrn Verf. (z. B. S. 262 gegen R. G.² 919) manchmal, seinen Gegner unrichtig auszulegen, doch weiter begründen könnte, wenn ich bei dieser Seite der Schrift länger verweilen wollte¹). Doch gehen wir lieber zu dem Nächstlichen.

Mittelpunkt des Ganzen ist die Behandlung von Ennius' Annalen (120—191). Überzeugend wird dargethan, dass die Annalen stoffweise entstanden. Den ersten sechs Büchern (Cic. nat. 19, 76), die bis zum ersten punischen Kriege führten, folgte die Behandlung der Ereignisse bis z. J. 189, die Buch IX—XV umfassen. Diese Bücher waren erschienen (Plin. n. h. VII. 101), als ausgezeichneten Thaten zweier Kriegstribunen im istrischen Kriege 178/576 den Dichter bewogen, in einem (den homerischen *ergastus* ähnlichen) Buche XVI ihr Lob zu singen. Dass auch durch dieser Istrierrummel in Buch XVI (Vahlen meinte XVIII) handelt wurde, wird durch eine unwiderlegliche Emendation bei Vers 330 gesichert, wo Müller liest (coll. Varro l. l. VI. 82, Verg. Aen. III. 459 Liv. XLI. 11):

quos ubi rex [E]pulo spexit de cotibus²) celsis.

Daraus ergibt sich die Nothwendigkeit für Buch XVII und VIII die zeitlichen Grenzen weiter hinauszurücken, als Vahlen annahm hat. Ein näheres Resultat zeigt sich nicht, da kein Zeugnis obliegt; M. nimmt den Endpunkt i. J. 173/581 an, doch meint er, dass in Ennius' Plan gelegen, die Besiegung des Peraeus als Hauptthat zu behandeln, worüber ihn der Tod überrascht habe.

¹) Was speciell Vahlen anbelangt, so steht es mir als Vahleus' Schüler schlecht zu, hier meinen Lehrer zu vertheidigen. Wer den Zustand der Grammatikertexte um 1850 kennt, weiß, dass H. Müller mit dem wegwerfenden Urtheile nicht im Rechte ist. Mehr spreche ich diesen Punkt nicht, da meine Ansichten zu subjectiv scheinen und von Pietät beeinflusst.

²) Handschrift *contibus*, d. i. wohl *cautibus*, siehe unten.

Diese Darlegung der Entstehung des großartigen Werkes bildet das Hauptverdienst der neuen Schrift. Vollständig und richtig giltig freilich wird sich dies Resultat erst auf Grund der Fragmente selbst beurtheilen lassen. — Wir versagen es uns ungern, der Herrn Verf. kritisch auf alle Theile seiner Ausführungen zu folgen und theilen dem Leser ein Summarium mit, da uns Rücksicht auf den Raum dazu zwingen.

Das erste Buch behandelt die Grundlagen der römischen Poesie, die Stellung ihrer Vertreter im Volke, die vorennianische Poesie, namentlich die livianische und deren Individualität. In heftiger Polemik gegen Mommsen sucht Buch II den Nachweis zu erbringen, dass das römische Publicum zu Ennius' Zeit von einer merkwürdigen Reife (?) gewesen sei, so dass es dem athenischen der perikleischen Zeit mindestens gleich zu achten sei — wobei es an scharfen Seitenhieben auf Berlin nicht mangelt. Buch III behandelt die bekannten Lebensumstände des Dichters und fasst ihn namentlich von seiner rationalistisch-aufklärerischen Seite. Im IV. Buch wird die Geschichte der römischen Tragödie mit allen Aenderungen bis auf Accius behandelt und die Trauerspiele des Ennius gewürdigt — natürlich in polemischer Behandlung Zibbecks. Die Satiren bilden den Stoff für Buch V, wobei wir von der noch immer so dunklen Urgeschichte der *satira* aus bis zu Horaz geführt werden. Daneben gehen natürlich eingehende Betrachtungen über die ennianischen Satiren, soweit die Unzulänglichkeit des Materials hier überhaupt eindringen lässt. Der Kernpunkt der Schrift ist Buch VI (131—189), welches in überaus scharfer Polemik gegen Vahlen für die Annalen reiche Resultate, aber auch manches Unhaltbare bringt. Das VII. Buch, welches Grammatisches über Ennius²⁾ enthält, ist am wenigsten befriedigend und rechtfertigt sich nur dadurch, dass die ganze Schrift eben einen isagogischen Charakter trägt, also für solche bestimmt ist, die nicht in die Fragmentliteratur, ja vielleicht in die Dichter überhaupt nicht eingelesen sind. Dagegen legt Buch VIII jene Hand, die man aus dem Buche *de re metrica* kennt, es bespricht nämlich die Metrik und Prosodie des Ennius in anschaulicher Weise, leider jedoch nicht vollständig. — Auf schöpferischem, ästhetischem Gebiete schreitet der Abschnitt über den Kunstwert der Dichtungen des E. (Buch IX); denn der Mangel an ausreichendem Materiale lässt wie bei jedem fragmentarisch überlieferten Dichter die Schlüsse insgesamt problematisch erscheinen. Namentlich über Ennius' Beziehungen zu Naevius wird es schwer sein, sich ein richtiges Urtheil zu bilden. Wie weit ist z. B. Naevius hartes Wort berechtigt: *'qui a Naevio vel sumptis multis profueris, vel, si negas, surripuisti.'* (Brut. 76.). Im letzten Buche endlich wird der Einfluss des Dichters auf die Nachfolger

²⁾ Einen sehr lesenswerten Beitrag bietet Bachrens J J 1892. 774 ff. dessen Anschauungen in mancher Hinsicht beizupflichten sein dürfte.

erklären sich die Stellen, wo statt *III* in den Handschriften *III* steht; der Schreiber las: *III*.)

S. 170 gedenkt Herr Müller der 'übrigens noch verderbten Verse' bei Non. 110, die er nach Adrijan de Jonghe citiert. Handschriften:

*mortalem summum fortuna repente + reddidit
summo [—] regno famul ut [—] optimus esset.*

Nichts kann planer sein als folgende Herstellung:

*mortalem summum fortuna repente recidit,
summo[tus] regno famul ut [rex] optimus esset.*

Das *recidit* belegt Cicero: *nationes eas esse partim recisas partim repressas*. Die Stelle — an sich für jeden deposseidierten Fürsten passend — scheint mir auf Kroisos zu gehen, der Her. I 89 α Kyros spricht *ἐπειτε με θεοὶ ἔδωκαν δοῖλόν σοι. δίκαιόν, εἰ μὲν ἐνογέω πλέον, σημαίνειν σοι* cf. Xen. Kyrup. VII, 2. Dazu stimmt dann das *rex optimus*; denn *tantus Croesi amor apud omnes urbes erat: passurusque Cyrus grave bellum Graeciae fuit & quid in Croesum crudelius consuluisse* Justin. I, 7. In gewissem Sinne ließe sich auch das *mortalem summum* auf ihn deuten (cf. Prop. III 5. 17); allein dies ist ungewiss und weiter auch nicht von Belang. Gewiss ist mir dagegen, dass die von Herrn Müller S. 138 angezogenen Verse

*nostra Latinos
per populos terrasque poemata clara cluebunt*

— so sauber sie sind — mit Ennius nichts zu schaffen haben. Handschrift:

latos populos res atque poemata nostra cluebunt.

Wenn hier Herr Müller auf Grund von Lucr. I. 119 *Latinos* schreibt, so ist dies unhaltbar, da Vergil Aen. I. 225 (cf. IV. 19) das *latos* schätzt, so dass umgekehrt Baehrens (J. J. 1881) bei Lucrez *latas* für *Italas* lesen wollte, zwar nicht überzeugend, aber methodisch genug; vgl. dazu Aen. VI 888 *aëris in latis campis* Georg. I. 492 *latos Haemi. . . campos* mit dem bei Nonius 66. 2 überlieferten anapästischen Tetrameter¹⁾:

testes sunt lati campi, quos gerit 'Africa terra polltos.

In dem Fragmente nun, von dem wir ausgingen, hat Herr Müller unwidersprechlich richtig zwischen *latos* und *populos* per (d. i. f.) eingeschoben. Allein schon seine zweite Änderung *terrasque* war tumultuarisch; denn *poemata* kann, wie der Plural zeigt, nur die sonstigen Gedichte aber nicht die Annalen bezeichnen, wenn

¹⁾ Ganz anders der Herr Verf. S. 109; allein wenn Cic. d. or. II 42. 167 statt des gewählteren *lati* einfacher *magni* schreibt, so ist das nur Gedächtnisfehler und berechtigt nicht zur Annahme einer *latis* bei Nonius — wobei natürlich die Identität beider Stellen, obwohl nicht erwiesen ist, vorausgesetzt wird.

auf Stellen verweise, wie die bei Herrn Müller zu Lucilius VIII
S. 22. Man sehe Lucil. XXX. 4. M., der seine Satiren meint:

et sola ex multis nunc nostra poemata ferri.

Es ist daher sehr wahrscheinlich, dass in dem überlieferten
eine Bezeichnung der Annalen als epischer Poesie stecke. Man
vergleiche die Ausdrücke *rerum scriptor*, *res gestae* und ähnliches.
Interessanter sind ja nach Horaz a. p. 73 Hauptgegenstand epischer
Darstellung.

Wenn übrigens Ilberg (nach Lucretz I. 119) vor *cluebunt*
etwa einsetzt, so ist dies unmethodisch, da es einen metrischen
Fehler schafft (Spondens im 2. Fuße): ich möchte in Rücksicht auf
den eben citierten Vers des Lucilius jeden Einschub perhorreszen.
Auch Lucilius meint *clara ferri*, lässt sich jedoch an dem
Wort allein genügen. Und sollte das *clara* wirklich nöthig sein,
so mag es eher vor *latos* (*claraque*) anzusetzen scheinen. Es
wäre am besten sein, bei der Überlieferung zu bleiben:

latos

[*per*] *populos res atque poemata nostra cluebunt.*

Ich behaupte ich von dem Fragment bei Non. 471. 18, welches
Herr Müller S. III in Hexameter (*agros ???*) umarbeitet. Man lese:

agros audaces depopulant servi dominorum domini[s].

Handschrift *dominis*, was unsinnig ist. Deutsch: 'Sclavenfrechheit
verwüdet die Marken für der Herren Schwelgerei'. Diese Lesart hat
sich dadurch etwas für sich, dass *depopulant* in die Hauptcaesur
fällt. Eine andere Stelle aus der Ambracia berühre ich im Archiv f.
d. Lex. Heft II. S. 196. Auch in der Behandlung des Fragments
Gellius XIII. 20 (daher Non. 195. 24 mit sammt dem Fehler)
meint mir Herr Müller nicht glücklich. Er will S. 225 *captibu*
anstatt des handschriftlichen *capitibu* lesen oder gar umstellen. Ich
würde den Fehler durch Tilgung der *basta* im Minuskel-p oder des
Bogens im Majuskel P beseitigen zu können.

cautibus nutantis pinos rectosque cupressos.

'Auf den Felsen nicken Pinien, steil auf ragen die Cypressen.'

Nach Fest. in dem oben besprochenen Fragment. Handschrift
capibus, was wohl eher auf *cautibus* als *cotibus* zeigt.

Doch zu solchen Erwägungen wird bessere Gelegenheit sein,
wenn Herr Möller seinen Enniustext vorlegen wird. Mag er uns
auch so manches problematische bieten, er wird jedenfalls aufs neue
Bewegung in die einschlägigen Fragen bringen und schon dies wäre
schon ein Verdienst. Doch steht nicht zu zweifeln, dass uns die neue Aus-
gabe auch viel Vortreffliches bieten wird.

Freistadt (Ob.-Öst.).

J. M. Stowasser.

P. Vergili Maronis Aeneis. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Oskar Brosin, Oberlehrer an der Ritterakademie in Legation. I. Bändchen. Buch I—III. Wien 1883. Verlag von Karl Grunert. Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.

Unter veränderter Firma haben wir in diesem Bändchen die Nummer A, 12 der bei uns rasch heimisch gewordenen 'Bibliotheca Gothana' vor uns. Wir haben selbstverständlich nichts dagegen, dass es für zweckmäßig erachtet wurde, einem Theile der Auflage des Buches den Stempel einer österreichischen Verlagfirma aufzuprägen, was für uns Österreicher nur schmeichelhaft sein kann, doch darf man dann auch billigerweise den Wunsch hegen, dass die für österreichische Schulbücher vorgeschriebene Orthographie dann befolgt worden wäre. Einige andere Äußerlichkeiten, deren Anlehnung wir in den weiteren Bändchen dieser Vergilausgabe im Interesse des von ihr angestrebten Zweckes, nämlich Schülern Dienste zu leisten, wünschen möchten, wollen wir, ehe wir zur Besprechung der Arbeit selbst schreiten, gleich hier berühren. Da sind einmal die zahlreichen Anmerkungen in französischer Sprache, deren Sinn, wie wir fürchten, gar manchem unserer Schüler verschlossen bleiben wird, was um ihrer Vortrefflichkeit willen — sie sind Benoist entnommen — zu bedauern ist. Auch von den freilich minder zahlreichen Einstreunungen in englischer Sprache lässt sich kaum ein Nutzen erwarten. Ferner dürfte bei dem Umstande, dass die vorliegende Ausgabe eingeständenermaßen einzig und allein für Schüler bestimmt ist, die häufige Anwendung von Fremdwörtern, beziehungsweise das durch den Gebrauch solcher erschwerte Verständnis des Vorgetragenen die Brauchbarkeit des Buches hemmend beeinflussen. Ich verweise in dieser Beziehung auf Nr. 14, 34 f), 42 (*clamor*), 50, 51, 53, 66 c) der 'Allgemeineren Bemerkungen'; vgl. auch die Anm. zu I, 93, 567, II, 497, III, 66. Endlich wäre auf eine ziemlich auffällige Ungleichmäßigkeit in der Art und Weise des Citirens von Beleg- und Parallelstellen aufmerksam zu machen, in welcher Beziehung ich hier nur wiederholen könnte, was ich in dieser Zeitschrift 1883, S. 836 gegen Gebhardi zu bemerken gefunden habe.

Um auf das Meritorische des Buches überzugehen, so wollen wir anerkennen, dass wir in demselben eine tüchtige Leistung mehr auf dem Gebiete der Vergilliteratur zu begrüßen haben und dass die Unternehmung der unter dem Namen 'Bibliotheca Gothana' erscheinenden Sammlung für die Erklärung der Werke Vergils an Herrn Dr. Brosin den richtigen Mann gefunden hat. Der Commentar dieses Gelehrten hat nämlich genau den Umfang des Gebhardischen; aber anders als in dem letzteren wird das Hauptgewicht in jenem auf eine treffende und correcte Übertragung des Dichters in die Muttersprache gelegt. Dieser Zweck wird zu erreichen gesucht durch Warnung vor Falschem, durch anleitende Winke, endlich durch Darreichung einer geeigneten Übersetzung. Namentlich wird

die Anführung passender Parallelstellen — vornehmlich aus Homer, Shakespeare und Homer — angestrebt, das Verständnis des Textes für den Schüler zu erschließen oder doch zu fördern. Sorgfalt ist auch gewidmet der Aufzeigung des Gedanken- zusammenhanges und der Erklärung schwieriger grammatischer Beziehungen. Nicht mit Unrecht rechnet Brosin auf Beifall für solche Gedanken, solche Bemerkungen, auf welche der Erklärer des Textes häufiger zurückkommen muss, von dem eigentlichen Commentar abzusondern und an einem Platze zu vereinigen, an dem sie mehr hervortreten, nämlich am Ende des Buches. So entstanden „Allgemeinere Bemerkungen“, und zwar 1. zur Grammatik, 2. zur Wortkunde und Übersetzung, 3. zur Poetik, im ganzen 11 Nummern. Eingehendere Aufschlüsse über Historisches, Mythologisches und Antiquarisches, über Metrum, Rhythmus und Alliteration, Hinweisungen auf Darstellungen der bildenden Kunst, zusammenfassende Inhaltsangaben kürzerer und längerer Abschnitte hat Brosin im bewussten Gegensatze zu Gebhardi ab, um diese dem lebendigen Worte des Lehrers zu überlassen.

Wenn wir nun fragen, ob und wie Brosin seinen Hauptzweck, nämlich die Schüler bei ihrer häuslichen Vorbereitung genügend in angemessener Weise zu unterstützen, erreicht hat, so kann eine beruhigende Antwort gegeben werden, dass bei gewissenhafter Benutzung dieser erklärenden Ausgabe selbst ein Schüler mittlerer Begabung seine Vergillectüre recht fruchtbringend wird gestalten können. Schon der bedeutende Umfang des Commentars lässt den Dank kaum aufkommen, dass innerhalb der vom Erklärer selbst gezogenen Grenzen etwas für den Schüler Wissenswerthes überliefert sei; in der That wusste ich nur die einzige Stelle III, 28 zu finden, an der vielleicht eine Bemerkung über *Autocypria* empfohlen würde. Eher scheint an nicht wenigen Stellen bei Schülern gar zu wenig vorausgesetzt und denselben die Arbeit nicht gemacht, z. B. mit der Constructionsnachweisung I, 695 u. s., bei Fragen wie I, 295. 602, II, 10, 26, 33, III, 33, 408 u. s., Winken wie zu I, 266, III, 445, 748, 493, 652 u. s. St. In den „Allgemeinere Bemerkungen“ scheint Nr. 4, 16 und 44 zu fehlen, weil dem Schüler jedenfalls bekannt (ob III, 389 *secretum* *numen* „eine abgelegene Stelle des [oder eigentlich eines] Ortes“ heißt, möchte ich dahingestellt sein lassen); nicht als hätte ich möchte dagegen Nr. 40 zu verwerfen sein, wenn es auch von den ersten Blick sehr bekannt aussieht. In Nr. 8 (über das *additum*) ist der Fall übersehen, wo im Vordersatze ein *quod* steht, z. B. III, 8, 90.

Was den Text betrifft, der Brosins erklärender Ausgabe beige gelegt erscheint, so hat der Herausgeber möglichste Wahrung der Überlieferung und lobenswerte Zurückhaltung gegenüber Conjectur und Athetese sich zum Grundsatz gemacht. Wir finden aus den drei Büchern 7 Verse beseitigt: I, 367 f., 426,

711, 744, III, 230, 595; angezweifelt wird die Richtigkeit von II, 76, 331, 502, 579. Fast bei keinem dieser Verse steht Brosin mit seinen Zweifeln allein. Von Conjecturen haben nur zwei Ribbeck'sche Aufnahme gefunden: I, 455 *intrans* statt *inter* u. und II, 738 *fato mi* statt *fatone*. Dagegen erscheint die herkömmliche Interpunction, in manchen Fällen mit Glück, öfter geändert. Als gelungen möchte ich die Änderung des Unterscheidungszeichens betrachten in II, 350—353, die den Nachsatz *moriamur* (353) statt wie bisher bei *quae sit rebus fortis videtis* (350) beginnen lässt, ferner in III, 36 (*rite: secundum visus* etc.) und III, 123 (*litora Cretae hoste vacare, domos* etc.). Die Stelle III, 684 f. ist durch die Interpunction: *Charybdis Inter* etc. möglichst glatt gestaltet. Sehr annehmbar erscheint eine Änderung der Interpunction in III, 93 und 539—535, wenn nöthig, weil im wesentlichen nichts ändernd, in I, 243, II, 27 bis 277, III, 14 und 106; für nicht recht begründet halte ich den diesbezüglichen Versuch in III, 346, für entschieden verunglückt in II, 204. Ob der verzeifelten Stelle II, 178 mit der neuen Interpunction aufgeholfen wird, muss dahingestellt bleiben; die Änderung endlich in II 739 f. hängt mit der Conjectur *fato mi* zusammen und hat darum problematischen Wert.

Indem wir uns nun der Exegese zuwenden, bestätigen wir uns Vergnügen, dass Brosin nicht genug damit gethan zu haben geglaubt hat, seinen Vorgängern das Beste zu entlehnen, sondern an einer beträchtlichen Zahl von Stellen als selbständiger Forscher auftritt. Sein besonnenes und wohlabgewogenes Urtheil macht den Eindruck, dass Übereilungen bei ihm gänzlich ausgeschlossen sind. Aus der stattlichen Reihe trefflicher Bemerkungen, die das Betzieren, hebe ich folgende heraus: I, 90 (*poli*); 561 (*vultum de missa*); 585 (*lactissima*); II, 19 (*caeco lateri*); 71 (*ipsi*); 111 (*trahibus acernis*: der bisherige scheinbare Widerspruch dieser Stelle mit andern erscheint behoben); 242 (*portaci*); III, 2 (*tumulus*); 97 (*oris*); 128 (*vatio certamine*); 335 (*Chaonia omnem*); 530 (*crebrescunt*); 664 (*dentibus infrendens*).

Offenen Widerspruch gegen Brosins Auffassung zu erheben finde ich nur an verhältnismäßig wenigen Stellen Veranlassung. In I, 5 hat Brosin sowenig wie seine Vorgänger gesehen, dass *passus* Verbum finitum sein muss, ganz analog dem 4. Verse der Odyssee: *πολλὰ δ' ὅγ' ἐν πόντῳ πάθεν*. Man erwäge nur, dass erst nach der Ankunft des Aeneas in Italien seine kriegerischen Leiden begannen, während *venit passus* den gegentheiligen Sinn ergibt. Meiner Ansicht nach muss man also hinter *iram* (Vers 4) setzen, interpungieren, wodurch überdies auch die Inhaltsangaben der beiden Hälften des Epos im Prooemium schon äußerlich scharf als bisher auseinandergehalten werden. In I, 8 *quo numine laud* wird es wohl am gerathensten sein, *quo* prädicativ zu fassen: „welcher Eigenschaft sie ihre Gottheit verletzt erachtete“ (offen-

der Eigenschaft einer Schutzherrin Karthagos, vgl. *gens inimica* (I. 67). Was die Stelle I, 393–400 anbelangt, verweise ich auf meine Darlegung in dieser Zeitschrift 1882, S. 731 f. Als schwerstes Bedenken gegen Brosin muss ich anführen, dass das Bitten der Schwäne mit den Flügeln in der Luft doch wohl nicht angeht. Ebenso möchte ich in Betreff der beiden Stellen II, 442 und II, 480–482 die Aufmerksamkeit des Herrn Verf. auf meine Ausführungen a. a. O., S. 732–734 lenken. Namentlich wird aus Brosins Erklärung der letzteren Stelle klar, zu welchem Zwecke Pyrrhus ein Loch in die Thüre schlägt. Warum II, 723 *dextra* nicht die 'rechte Hand' bedeuten soll, gestehe ich nicht zu begreifen. Im III. Buche befriedigt mich die Erklärung des 39. Verses nicht. Da Aeneas jedenfalls die Absicht fernlag, sich in den Sand einzubohren, so kann von einem Widerstreben der Düne nicht die Rede sein. Hinsichtlich des V. 48 verweise ich auf meine Bemerkung gegen Gebhard in dieser Zeitschrift 1883, S. 840. Gegen die Erklärung des V. 242 wäre einzuwenden, dass durch flache Schläge auf das Gefieder den Harpyien doch beizukommen war, da sie ja eilig fliehen sehen. Im V. 247 wird doch wohl eine Wiederholung des Gedankens angenommen werden müssen, da von Saub und Verzehrung der Thiere keine Rede ist.

Die Erklärung einer Reihe von Stellen ist so geartet, dass kein meinen Beifall nicht findet, obwohl ich es nicht wagen möchte, sie geradezu als unrichtig zu bezeichnen. Dahin gehört I, 249 (*rempostus*), 293 f. (*Belli portae, furor*), 370, 469 (*niveis velis* gehört zu *agnoscit*). Das Zelt des Rhesus war nicht an dem man Stoffe zu erkennen, sondern an dem daran oder darin sich befindenden Blutbade), 492 (*subnectens*), 506 (*solio alte subnixa* = „postquam in solium sursum nixa est“; richtiger scheint mir: „Sie ließ sich in großer Höhe nieder, den Thronstanz als Stütze benützend“), 597 (*sola*), 730 (*omnes a Belo*); II, 178 (*flumen reducant*), 252 (und 298 *moenia*), 279 (*ultra*), 307 (*maius*), 322 (*quo res summa loco* „wie steht es um das Wichtigste, d. h. um die Burg?“ Ist nicht vielmehr *res summa* = *res summorum*: „Wie steht es mit denen oben“?), 377 (*delapsus*), 503 (*illi*), 512 (*acribus in mediis* wäre doch besser in Atrium zu fassen); III, 9 (*fatis*), 17 (*moenia prima loco*), 32 (*maiorum*), 464 (*dona secto elephantis*), 489 (*super Astyanactis iugo*), 535 (*gemino muro*), 621 (*nec*), 674 (*curvis cavernis*).

Besser zu stilisieren wäre die Bemerkung zu I, 65 („zur Erfüllung der Bitte nicht im Stande“), I, 430 („in dem Verhältnis von Vorder- und Nachsatz“; vielmehr: „eines Vordersatzes zum Nachsatze“) und III, 162 („Die Dichter construieren auch größere Inseln“ usw.).

Nicht berichtigte Druckfehler entdeckte ich im Texte zwei: 125 *hiemen*, I, 345 *intactum* (l. -am). Die nicht zahlreichen

Druckfehler in den Anmerkungen sind unwesentlich und ^{Wien} nicht, mit Ausnahme vielleicht von S. 94, Sp. 1, Z. 4 v. u. wo 1, 178 zu lesen ist.

Wien.

Edmund Eichler.

Detto, W. A., Horaz und seine Zeit. Ein Beitrag zur Belehrung und Ergänzung der altclassischen Studien auf höheren Lehranstalten. Mit Abbildungen. Berlin 1883. VII. 189 SS. 8^o.

Anlass zur Herausgabe dieses Buches gab dem Verf. die Erwägung, dass zur Förderung des Verständnisses der antiken Schriftsteller gelegentliche mündliche Belehrung über die sogenannten Alterthümer unzureichend erscheine, dass es daher eines gedruckten Hilfsmittels und der Privatlectüre bedürfe. Die Berechtigung eines solchen Buches gegenüber den Werken von Stoll, Bender u. a. sieht *Detto* in zwei Vorzügen: in der Begrenzung des Stoffes auf eine bestimmte Zeit und in der Verschmelzung des antiquarischen Stoffes mit dem dazu geeignetsten literarhistorischen.

Der gebotene Stoff wird im Anschlusse an Becker, Marquardt, Friedländer, Overbeck, Guhl und Koner u. a. nach folgenden Gesichtspunkten behandelt: 1. Lebensgang des Dichters; 2. die politischen Verhältnisse; 3. das damalige Rom; 4. die socialen Zustände in Rom; 5. Wohnung, Kleidung und tägliches Leben; 6. Geselligkeit und Gastereien; 7. das öffentliche Leben und Spiele; 8. Glaube, Sitte, Bildung; 9. die Zeitgenossen des Dichters; 10. die Sentenzen des Horaz. — Die Auswahl ist im großen und ganzen gut, die Darstellung klar, fließend, manchmal schwungvoll, die einzelnen Capitel aber sind ungleich gelungen. Bei 1 hätte man für die idyllische Ausschmückung der Kinderjahre des Horaz gern eine eingehendere Schilderung seines Bildungsganges und seiner schriftstellerischen Laufbahn eingetauscht. Die unter 5 gegebene Beschreibung des römischen Hauses lässt klare Übersichtlichkeit vermissen. S. 61 ist das impluvium mit dem compluvium verwechselt. S. 66 werden insulae als Häuser bezeichnet, welche Miete aufnahmen, mit dem Zusatze: 'ein Wort, welches in diesem Sinne einen plebeischen Beigeschmack hatte.' Was soll sich der Schatz bei diesem Zusatze denken? Es war zu inulae (Miethäuser) der Gegensatz domus (Privathäuser, erbliche Palais des Adels, des Ritterstandes und der reichen Plebejer) anzugeben. Unter 8 S. 14 ist die Behauptung, Horaz habe sich zu Epikur gehalten, in dieser Allgemeinheit nicht richtig. Unter 9 wäre es zweckentsprechender gewesen, statt der dürren Aufzählung einer Reihe von Männern, an die Horaz einzelne Gedichte gerichtet hat, die literarischen Richtungen und Bestrebungen jener Zeit, wofür in den Satiren und Episteln reiches Material vorlag, vor Augen zu führen und die Stellung zu beleuchten, welche Horaz unter seinen Zeitgenossen gegenüber seinen dichterischen Freunden und seinen Gegnern einnahm. Diese Seite ist für die richtige Würdigung der Horazischen Muse gewiss nicht minder wichtig als die Kenntniss 'der alltäglichen

gebung und Lebensweise', auf welche der Verf. S. 61 das größte Licht legt. In der Biographie des Augustus ist das Anekdoten-
allzusehr hervorgekehrt. Ebensovienig befriedigt Abschnitt 10,
die Sentenzen des Dichters enthält, Text und Übersetzung,
21 Gesichtspunkten geordnet. Mit Unrecht beansprucht der
S. 173 mögliche Vollständigkeit derselben; ihre Zahl ließe
erheblich erhöhen. S. 185 passt die angeführte Sentenz
II. 2, 135) nicht zur Überschrift, 'Launenhaftigkeit des
S. 174 oben stimmt die Übersetzung nicht zum gegebenen
Überhaupt wäre es zu empfehlen gewesen, statt der ein-
deutschen Übertragung aus den deutschen Classikern selbst
sprechende Kernsprüche einzusetzen, wie dies auch zweimal
(174, 175) an Aussprüchen Goethes und Schillers versucht
ist. — Der Verf. liebt es wiederholt, moderne Verhältnisse
Vergleich heranzuziehen, was nur zu billigen ist. Manches ist
recht entbehrlich, wie S. 102 f. die Bemerkung über das
beschränkt; dagegen hätte man S. 121 eher einen Hinweis auf
'Toros' der Spanier oder auf die so beliebten Parforcejagden
vermerkt. Was ist ferner gewonnen mit so vagen Behauptungen wie
122: 'Schon unter August mochte Horaz zu den wenigen Ver-
dignen gehören, die sich von dem allgemeinen Taumel frei
halten'?

Zur Belebung des darstellenden Textes sind an passenden
Übersetzungen einzelner Gedichte eingestreut, die meist
Behrendt und Wieland zurückgehen. Die Änderungen, die
Verf. sich hie und da erlaubt, haben den Wert derselben nicht
vermindert. Einmal (S. 104) hat Detto eine selbständige Übersetzung
gebracht (Od. III. 21), die nicht am besten gelungen ist. Warum
nicht Geibels mustergiltige Übertragung aufgenommen?
Scheint aber scheint mir den Übersetzungsstücken ein zu großer
Raum gestattet zu sein, denn sie machen mehr als ein Fünftel des
ganzen Textes aus. Dabei begegnen uns manche Verse zweimal kurz
hineinander; so S. 128 und 139; vgl. auch S. 69 unten mit 89
oben. — Beigegeben sind dem Buche 9 Abbildungen, darunter
ein Bild des Horaz nach einem Contorniat aus der Sammlung Gon-
zales (?) und die bekannte statua thoracata des Augustus im Vatican,
von guter Ausführung, wie denn überhaupt die äußere Ausstat-
tung sehr ansprechend ist. Nicht minder sorgfältig ist der Druck.
Es ist Behrendt zu lesen statt Behrend; S. 164 Epist. I 9 statt
19; S. 166 Brundisium statt Brundusium.

Wenn man nun mit dem Plane, die Jugend gerade durch
den Blick in die damaligen sittlichen und literarischen Zustände Roms
zu führen, sich einverstanden erklären kann, so bedarf das Buch
auch, um seinem Titel und Zwecke zu entsprechen, einer noch-
gelegenen Durchsicht und theilweisen Umarbeitung.

Krems.

F. Hanna.

Adiumenta Latinitatis. Grundzüge des lateinischen Stils, verbunden mit Übersetzungstücken für die oberste Stufe des Gymnasiums von Dr. Ernst Schulze, Director der Reformatorschule zu St. Petersburg, Leipzig 1893, Druck und Verlag G. Teubner. VIII und 238 S. 8°.

Für die theoretische Behandlung des lateinischen Stils in besonderen Stunden haben wir im Gymnasialunterricht keinen Raum, das hindert aber nicht, auf vorstehendes Buch dem Wunsche hinzuweisen, es möge dem Lehrer ein Füllhorn stilistischer Bemerkungen sein, die sich außer den sog. stilistischen Übungen mit der Classikerlectüre zu verbinden haben. Ich halte nun nicht, dass es geeignet ist, die trefflichen Werke von Bach, Klotz u. a. zu verdrängen, das beansprucht der Verleger nicht, glaube aber, das Buch biete gerade so viel, als bei einer Berücksichtigung der stilistischen Seite der Schriftsteller des Lehrers am Schlusse des Gymnasialunterrichtes auch von den Schülern kann verlangt werden. Thatsächlich werden freilich auch stilistische Übungen, nicht nur im Stundenplan, mit der sonstigen Angeltlichkeit auseinandergehalten und die Unterrichtszeit nimmt kaum bei dem einen und anderen Lehrer einmal Ansehen. Den Unterschied zwischen lateinischer und deutscher Diction zu zeigen, ein Mangel, infolge dessen der Schüler bei der Beschäftigung kein Gefühl für den *color latinus* erwirbt, gleich bei Beginn der zusammenhängenden Lectüre, also *Tertia*, lateinische und deutsche Ausdrucksweise in ihrer Verschiedenheit vom Lehrer aufgezeigt werden, würden von Zeit zu Zeit zusammenfassende, dem Standpunkte des Unterrichtes entsprechende Uebersichten nach Anleitung eines oder sagen wir gleich des vorstehenden Buches gegeben werden, so müsste es schlimmer ausfallen. Die Begabung unserer Schüler stehen, wenn sich nicht allmählich Gewandtheit und Correctheit in der Übersetzung aus dem Lateinischen in dasselbe bemerklich machte und der Inhalt des Buches, S. 126 schließlich nicht ihr sicheres Eigenthum wäre, so dass S. 126 sich anschließenden Stücke — sie behandeln fast alle Werke lateinischer Classiker — für Maturitätsarbeiten Verwendbar finden könnten. Doch es handelt sich mir vorläufig nicht um das Buch, sondern um die Frage, ob und inwiefern von der Theoretik des lateinischen Stils beim Unterrichte kann Gebrauch gemacht werden und ich glaube sie kurz dahin beantworten zu dürfen, dass es nicht genthchen, auch an die Classikerlectüre anzuknüpfenden stilistischen Bemerkungen zeitweiliger entsprechender Zusammenfassung, weil erst so dem Schüler die Sprachmittel des Lateiners zu einem bewussten Bewusstsein gebracht werden, dass aber ein bestimmtes rhetorisches Lehrbuch den Lehrer von vornherein mit Rücksicht auf die nachmalige Zusammenfassung des zerstreut gebotenen leitet.

Für die angegebenen Zwecke, aber auch für die unmittelbare Benützung seitens des Schülers, halte ich vorliegendes Buch

gigentlich geeignet, nicht bloß weil sich der Verf. an die besten Stil-
 breiter anschließt und aus eigener Lectüre dieselben ergänzt, also
 vollkommen verlässlichen Stoff bietet, sondern der Hauptvorzug des
 Werkchens besteht meines Erachtens in der reichen Beispielsamm-
 lung und der den Beispielen beigelegten, mit offenkundiger Sorgfalt
 gearbeiteten Übersetzung der stilistisch wichtigen Wendungen. Nur
 so ist es möglich, dass das Buch für beiderseitige Übersetzungen
 auftragend wirkt, namentlich aber dem Schüler den großen Ab-
 stand beider Sprachen klar vor Augen stellt und ihn vor jener nicht
 genug zu bekämpfenden Denkfaulheit bewahrt, die sich Wort für
 Wort an den deutschen Text anhängt und keiner Phrase, keinem
 Satzbau Rechnung trägt.

Nur eine kleine Ergänzung wünschte Ref. an dem Buche vor-
 genommen, wodurch dasselbe kaum nennenswert vergrößert würde;
 es ist die historische Seite des lateinischen Stils. Für den dichter-
 ischen *Usus* dürfte genug geboten sein, wiewohl auch für diesen hie
 und da, z. B. bei Besprechung des Plurals der Abstracta S. 6, mehr
 geschehen könnte; aber die Historiker, namentlich Tacitus, ver-
 dienen umso mehr Berücksichtigung, als die Sache selbst bisweilen
 zu herausfordert, wie z. B. S. 9, wo von dem Unterschied zwischen
 dem Verbalsubstantiv auf -io und dem auf -um (*cogitatio, cogitatum*)
 die Rede ist, ein Hinweis auf den seit Livius in Aufnahme kommen-
 den Sprachgebrauch, das substantivierte neutrale Part. Perf. Pass.
 auch einem Verbalsubstantiv auf -io zu verwenden, nicht uner-
 wünscht wäre. Vgl. S. 15.

Zu Besserungen im einzelnen gibt die sorgfältige Arbeit wenig
 Anlass. Etwa S. 7 wäre neben *gloria* = 'Ruhmredigkeit' auch die
 Bedeutung 'Ruhmbegierde' nicht unpassend; vgl. Cic. Arch. 11, 26
 Fam. VII 13 Verg. Ge. IV 205, wiederholt bei Tacitus. — S. 8
 fremdet die Theilung *pe-racere*. — S. 15 ist nicht scharf genug
 betont, dass man nur sagt *sapientis est*, nicht *sapiens est*. Kühner
 S. II 1092. — S. 18: 'zum Beispiel' heißt auch *velut*. — S. 32
 für 'Biographie' auch *vita et mores* (Nep. Cat. 3, 5 Tacitus
gricola) anzugeben. — S. 42: für 'gewinnende Rede' vgl. auch
secunda oratio Sal. Jug. 65, 3. — S. 73 möchte ich die falschen
 Formen *rens* und *solens* dem Schüler nicht einmal im Verbote vor-
 führen. — S. 224 steht wohl nur infolge eines Schreibfehlers:
 'Durch Eintracht wachsen große Dinge.'

Möge das Buch seinen Weg in die Kreise finden, für die es
 bestimmt ist, und bieten, was es verspricht, 'adiumenta latinitatis'.

Olmütz.

J. Golling.

Origines ariacae. Linguistisch-ethnologische Untersuchungen zur
 ältesten Geschichte der arischen Völker und Sprachen. Von Karl
 Peuka. Wien und Teschen 1883, K. Prochaska. VII, 216 SS. 8°.

Auf S. VII dieser Schrift ist zu lesen: 'Bei dem Umstande,
 daß [statt: dass] die arische Sprachwissenschaft immer mehr und

mehr der Methodelosigkeit, Phantasterei und Verflachung verfallen kann es nur von Nutzen sein, wenn dieselbe einer Disciplin untergegliedert wird [der Anthropologie], die infolge ihres exact-naturwissenschaftlichen Charakters schon von vornherein nicht da angethan ist, zum Tummelplatze subjectivischer Velleitäten bernsteinsinken.

Es erscheint nothwendig die Berechtigung des Herrn Penka zu diesem strengen Verdict über die moderne indogermanische Sprachwissenschaft etwas näher zu untersuchen.

Im Anfang des sechsten Abschnittes, der überschrieben 'Phonologischer Charakter der arischen Grundsprache' heisst S. 154: 'Der Vocalismus der arischen Grundsprache war sehr einfach: dieselbe kannte bloß die Vocale *a i u*'. Es war 'verfehlt', wenn 'einige Gelehrte' *e* und *o* schon in die Ursprache versetzten. Dass diese 'einigen Gelehrten' die weitaus überwiegende Mehrheit der heut lebenden Sprachforscher bilden, wird verschwiegen; da diesen der Umstand, der Herrn Penka gegen diese Annahme zu sprechen scheint, nicht unbekannt war, darf man annehmen: dass der Redensart 'abgesehen von anderen Erwägungen' ist eine Theorie, die in Bezug auf den *e*-Laut wenigstens durch die Erscheinung bei den indo-eräischen Palatallauten und einiges andere, was Herrn Penka absolut unbekannt ist, sicher erwiesen ist, nicht widerlegt. Herr Penka hatte die Verpflichtung, wenn er von dem phonologischen Charakter der Grundsprache handelte, die alte Lehre ordentlich zu widerlegen, ehe er die längst antiquierte Theorie wieder vortrug. Er hat die Frage offenbar gar nicht studirt.

Auf derselben Seite führt Herr Penka 'die bekannte Thatsache' an, dass 'der gotische Vocalismus neben dem indisch-eräischen dem Vocalismus der arischen Grundsprache am nächsten kommt'. Man sollte es nicht für möglich halten, dass heute noch etwas derartiges gedruckt werden könnte! Es gehört zu den elementarsten Thatsachen der Sprachwissenschaft, dass das Urgermanische, also auch das Gotische, *e* besaß, dass das *i* von got. *giba* jünger ist als das *e* von nhd. *geben*. Das haben nicht die alten Junggrammatiker gelehrt, sondern Müllenhoff und andere.

Auf dem Gebiete des Consonantismus hat Herr Penka S. 155 zunächst die Existenz von tönendem *s* (*z*) im Indogermanischen übersehen, welche sicher steht. Vgl. z. B. Osthoff, *Kuhn's Zeitschrift* XXIII, 87. Kluge, ebenda XXV, 313. Dazu jetzt Barrow, *loma*, ebenda XXVII, 351 ff. Er hat ferner die Entdeckung gemacht, dass die indogermanische Grundsprache keine reinen Tennes, sondern nur aspirierte Tennes besessen habe, also nicht *k t p*, sondern nur *kʰ tʰ pʰ*. Aus diesen sind in den Einzelsprachen die reinen Tennes durch den Einfluß ugro-finnischer Sprechweise hervorgegangen! Warum im Indischen, Eräisch und Griechischen die gehauchte Tennes neben der ungehauchten erscheint, diese Frage zu lösen, ist Herrn Penka nicht in den Sinn gekommen.

gekommen, denn die Bemerkung auf S. 163 kann nicht als Lösung gelten.¹⁾ Umbrisch *rechte* usw. geht nicht auf *rechte*, sondern auf *rehte* zurück, hier ist die indog. Tenuis aspirata erhalten (S. 163)! Also spiegelt wohl auch neugriechisch *ρίχτα* ein ursprüngliches *ri'xhta* wieder? Im Armenischen hat sich das *ph* und *kh* in einigen Fällen erhalten: *pheru* = *πέρα*, *phur* = *πύρ*, *phetur* = ahd. *sedara*; Flexionssuffix *kh* = *k* (S. 164). Leider heißen die beiden ersten Worte nicht so, sondern *heru* und *hur*: man sollte doch erst die Buchstaben einer Sprache lernen, ehe man Worte daraus citiert! Die Zusammenstellung von *phetur* mit ahd. *sedara* usw. (ein zend. *ptara*, das Herr Penka anführt, existiert überhaupt nicht) 'ist bedenklich, da sie den bisher bekannten Lautgesetzen widerspricht'. Hübschmann, *Armenische Studien* I 53. Das Flexionssuffix *kh* kommt im Nominativ Plural der Nomina und Pronomina sowie in der 1. und 2. Person Plural des Verbums vor; 'eine befriedigende Erklärung hat sich bis jetzt nicht gefunden' Hübschmann a. a. O. S. 89; jedenfalls ist in den verwandten Sprachen keine Spur von einem entsprechenden *k*. Über die Vertretung der indogermanischen Tenuis aspiratae, die ja der Grundsprache, natürlich neben den unaspirierten Tenuis, vielleicht zuzuschreiben sind, im Germanischen ist mehrfach schon ernsthaft verhandelt worden: siehe Kluge in Kuhns Zeitschrift XXVI, 88 ff., Bezzenberger in den Göttinger gelehrten Anzeigen 1883, No. 13/14, S. 394 ff. Herr Penka hat es nicht für nöthig gehalten, davon Notiz zu nehmen, ebenso wenig wie von der bekannten, allgemein anerkannten Entdeckung Verners auf dem Gebiete der germanischen Lautverschiebung, denn er sagt S. 168 ganz fröhlich: 'aus diesen tonlosen Spiranten wurden in dem einen Idiom früher, in dem andern später tönende Spiranten und aus diesen wiederum entwickelten sich hie und da Mediae'. Die ganze Lautverschiebung ist nach ihm auf finnischen Einfluss zurückzuführen: der Einfall ist nicht einmal neu, vgl. z. B. Förstermann, *Geschichte des deutschen Sprachstamms* I 610. Die Annahme von zwei bereits im Indogermanischen geschiedenen Gutturalreihen ist gegenwärtig Gemeingut der Wissenschaft; Herr Penka will davon nichts wissen, für ihn hat es nur ein indogermanisches *k* (vielmehr nach ihm *kh*) *g gh* gegeben, das im Arischen und Slavischen durch die Einwirkung finnischer Völker zu einem Zischlaut geworden ist! Wie gründlich er die Frage studiert hat, zeigen die Beispiele auf S. 140, die theils unvollständig, theils unpassend sind. Herr Penka hat den Aufsatz von J. Schmidt, *Kuhns Zeitschrift* XXIV 1 ff., bes. S. 125 ff. wohl nicht gelesen, dort ist die Frage fast erschöpfend behandelt, dort konnte er z. B. erfahren, dass

¹⁾ Eine andere ist natürlich die Frage, ob lautphysiologisch überhaupt eine reine Tenuis möglich sei. Ist dies wirklich nicht der Fall, dann muss bei der sprachgeschichtlich nachweisbaren Scheidung es sich nur um den größeren oder geringeren Grad der Aspiration handeln.

lit. *šcimyna* Gesinde von *kēmas* Dorf zu trennen ist. Dass *ar* *srūdica* usw. mit ai. *hrd* nicht verwandt ist (vielmehr mit *ai. grad-dādhami*), wusste man schon längst, ebenso dass *ai. pētē* 'er liegt' mit slav. *pokoј* usw. nichts zu thun hat. Lat. *centum* ist Herrn Penka S. 141 *tsentum*, nicht *kentum*! Dass die alte Schiedung der beiden Gutturalreihen auch im Griechischen, Italischen, Albanesischen, Germanischen, Keltischen noch deutliche Spuren zurück gelassen hat, mit dieser Thatsache versucht Herr Penka sich nicht abzufinden.²⁾

Herrn Penkas Etymologien sind nicht minder abenteuerlich als diese Erklärungen phonologischer Thatsachen. *Arya* sind die 'Weissen'; eine Wurzel *ar* mit der Bedeutung 'strahlen, flammen' wird S. 35 mit Hilfe des beliebten Experimentes der 'Wurzeldeterminative' ganz willkürlich erschlossen. Kymrisch *arian ariant* etc. S. 36 gesperrt gedruckt, wahrscheinlich fand hier Herr Penka die reine Wurzel *ar* ohne das *g* von *ἀργήρος argentum*; leider ist ihm entgangen, dass die keltischen Wörter für 'Silber' lateinische Lehnwörter sind (Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte S. 269). Der Aufsatz Zimmers über den Namen der Arier und seine Ausbreitung (in Bezzenbergers Beiträgen III 137 ff.) scheint Herrn Penka unbekannt zu sein; dagegen weiß er, dass *Romani* 'die Römer' auf **Aramani* zurückgeht (nach welchem Lautgesetz!?) und dass auch der Name der Zigeuner *Romanes*, Sing. *Roman* auf dieser Grundform **Aramanas* zurückzuleiten ist (S. 39)! Schade, dass weder *Romanes* ein Nominativ Plural noch *Roman* der Singular dazu ist: *romanes* ist lediglich Adverbium, der Singular heisst *rom*. Miklosich, Mundarten und Wanderungen der Zigeuner Europa VIII 58. Die schwierige Frage nach der Herkunft dieses Zigeunernamens wird natürlich durch einen solchen dilettantenhaften Einfall nicht gelöst.

Dass die Adjectiva 'weiß' und 'weise' etymologisch mit einander nicht das geringste zu thun haben, ist Herrn Penka wiederum unbekannt (S. 40); jenes ist got. *hveits*, ags. *hveit*, dieses got. *reis*, ags. *wis*. 'weissagen' und 'hellschen' sind ihm synonyma, also steckt in dem erstern wohl auch 'weise'?!! Es widerstrebt mir, hier die gangbarsten Wörterbücher wie Weigand oder Kluge zu citieren.

Zu *arya* gehört auch lat. *crus* (S. 41)! Leider steht dies für *esus*. Loewe, Acta societatis philologiae Lipsiensis II 472 ff. Brugmann, Kuhns Zeitschrift XXIII 95 f.

²⁾ Für Herrn Egger, der S. 143 das Unglück hat, von Herrn Penka als Stütze für seine Ansicht citiert zu werden, bemerke ich, dass *kē-* sehr wohl zu *k'e- ēe-* werden, dass das *e* durch das *v* hindurch palatalisierenden Einfluss üben kann; vgl. jetzt Brugmann in Teichmüllers Internationaler Zeitschrift für Sprachwissenschaft I (S. 10 des Separat-Abdruckes).

Germanen und Gallier sind von der 'blonden' Haarfarbe be-
 zogen S. 41 ff. Dass die Wurzel *ghar* in der Bedeutung 'gelb',
 im Europäischen nur mit *l* erscheint, stört nicht. Auch
 aber besteht kein Zweifel, dass der Name der *Golthen* =
lithi ebendaher stammt; 'das *l* ist vor *l* (*th*), wie auch sonst
 aus, ausgefallen'!! Warum heißt es doch aber *gulpha* - 'Gold'? Ital.
 die figuriert in Reih und Glied mit lauter unverwandten Wörtern;
 wie wie Diez sahen es für entlehnt aus dem Germanischen an.

πελασγοί, die 'Urbewohner' ist, bis auf das Suffix, = lat.
para (S. 98): *paras peres piris priis pris!* Vergleiche *ἀλώπηξ*
puz für Fuchs!

Die 'Britten' sind wieder die 'Weißen' (S. 122), die 'Kelten' =
celta - die 'Dunklen', der volle Anlaut ist in 'Skoloten' erhalten
 (124); *krvat* Kroat ist, wie *slovan*, der 'Hörige', von Wurzel
 = ai. *gru*; die Wurzel erscheint aber im Slavischen eben
 immer mit *s-*. Skythen = *skudha*, Saken = *skaka*, *sku* = *ska*,
 also die 'dunklen'; dazu auch *čádra*, der italische *Cacus* und
 die Čechen!!

Im Litauischen soll *vėšpats* 'jetzt Herr überhaupt bedeuten'.
 135. Das ist falsch. In Kurschats Wörterbuch II 503 heißt es:
 man braucht *višpats* nur zur Bezeichnung Gottes oder eines
 herrlichen Herrn. Sonst wird niemand, auch kein Oberpräsident,
 Kaiser, commandierender General usw. *višpats* genannt. Der
 König wird angeredet *višpatis karaliau*, *višpats* allein und
 ohne alle Beifügung wird nur von Gott, von Christus gebraucht.

Ich höre auf mit meiner Blumenlese. Das Mitgetheilte wird
 dienen um zu beweisen, dass Herr Penka überhaupt gar keine
 Berechtigung zu einem irgendwie gearteten Urtheil über die
 moderne Sprachwissenschaft und ihre Vertreter hat, geschweige
 denn zu einem solchen, wie es im Eingang abgedruckt ist. Das ist
 ein Verfahren, für das mir, wollte ich es nach Gebühr kennzeichnen,
 ein unparlamentarischer Ausdruck zur Verfügung stände.

Herr Penka will mit seinem Buche nachweisen, dass die
 Heimat der Indogermanen Scandinavien gewesen ist. Ich kann
 den Anthropologen die Versicherung geben, dass alles Linguistische
 in dem Buche auf den mangelhaftesten Kenntnissen aufgebaut ist
 und von einer durchaus unwissenschaftlichen Methode getragen wird.
 Ich würde mich freuen, von den Anthropologen zu hören, dass die
 ethnologische Seite des Buches besser ist.

Herr Penka hat, wie viele Dilettanten, eine recht hohe
 Meinung von sich. Er hat seine Schrift dem Andenken Herders
 gewidmet.

Graz.

Gustav Meyer.

Goethes Faust, ein Fragment in der ursprünglichen Gestalt neu herausgegeben von Wilhelm Ludwig Holland. 168 und 188 kl. 8°. Freiburg i. B. und Tübingen, 1882. J. C. B. Mohr 1 1/2 (auf holländischem Büttenpapier 4 M.)¹⁾

Ein genauer Abdruck des Goetheschen Faustfragments²⁾ vom Jahre 1790 war ein zweifelloses Bedürfnis. Diese Ausgabe soll nach den Intentionen des Herausg. den ursprünglichen Druck ersetzen. Die Vorlage wurde mit peinlicher Genauigkeit wiedergegeben, der Nachdruck ist seiten- und zeilengleich; wo im Original wegen unzureichender Breite des Papiers Zeilen gebrochen werden mussten, ist es auch dort geschehen. An der Schreibung und der häufig ganz unrichtigen Interpunction wurde nichts geändert; desgleichen sind die Druckfehler der ersten Ausgabe wiederholt worden. Die Nachahmung erstreckt sich auch auf die Äußere des Buches; denn in Format und Lettern wurde die neue Ausgabe der alten möglichst ähnlich gemacht.

In dieser Rücksicht verdienen der Fleiß und die Sorgfalt des Herausg., wie die Umsicht des Verlegers alles Lob. Freilich ist dasselbe einigermaßen einzuschränken, wenn man auf die Authentizität des Textes eingeht. Hollands Arbeit hatte das Geschick, wenige Tage nach ihrem Erscheinen durch eine concurrende, aber viel früher angezeigte Ausgabe in textkritischer Hinsicht überholt zu werden. Seuffert publicierte nämlich in seinem DLZm. d. XVIII. Jh., Th. IV den thatsächlich ersten Druck und überholte in seiner Einleitung weitaus die Auseinandersetzungen des Hollandschen Nachwortes. Aus Seufferts exacten Untersuchungen geht hervor, dass Götschen im Jahre 1790 vier Ausgaben des Faust besorgte. A E erschienen im 7. Bande von Goethes Schriften, a b sind Separat- ausgaben. Die ersten fünf Bogen wurden bei allen vier Ausgaben von einem Satze abgezogen; vom sechsten an theilen sie sich in die beiden obgenannten Gruppen, da zahlreiche Druckfehler dieser Bogens und der folgenden einen neuen Satz B b erforderlich erscheinen ließen. Neben diesen vier Ausgaben erscheinen noch drei andere aus Druckbogen der früheren zusammengestoppelten Teilausgaben mit zufällig oder absichtlich geänderten Jahreszahlen. Die erste 1787 ist aus Geflossen — ich bezeichne sie daher mit A' — die zweite Ächte Ausgabe 1787 schließt sich gleichfalls an die Gruppe Aa an; sie war bisher nicht bekannt und ist zuerst von Holland S. VI f. nachgewiesen. Nach Hollands Notiz stimmt sie zu

¹⁾ [Seither erschien desselben Buches 'zweite Auflage'. XIV und 168 SS. kl. 8°. 1 M. s. hierüber A. f. d. A. IX, 205 ff. (R. M. Werner).]

²⁾ Schema desselben bei W. Scherer 'Aus Goethes Frühzeit' q. P. XXXIV, 94 f. A. a. O. findet man auch die Entstehungsgeschichte der Scenen; denselben Zweck verfolgt Schröder in seiner Ausg., einige neue Gesichtspunkte bringt Seuffert in der Einl. seiner Ausg. des Fragments. Vgl. nun auch R. M. Werners Aufsatz 'Wieland im Faust' im 6. Hefte des vorigen Jahrg. dieser Zs. und Seufferts gleichzeitig erschienenen Aufsatz 'Der junge Goethe und Wieland' Zs. f. d. A. XXVI, 252.

Ich nenne sie also vorläufig *A*⁰. Die dritte Titelausgabe (1789) ist nach Seufferts Vermuthung der Gruppe *Bb* zuzuweisen. Das Verwandtschaftsverhältnis der Texte ließe sich also in folgendes Schema bringen:

A A' A'' α

B b β

Ist der erste theilweise fehlerhafte Abdruck der Hs., *Bb* eine ihr vorgenommene Correctur, die neben kleinen, vom Dichter genommenen Verbesserungen und Änderungen, auch einige neue Druckfehler aufweist. Es kommt also *Aa*, welches Seufferts Neudruck zum Muster diente, der Hs. des Dichters am nächsten, während *Bb* (bzw. *b*) die Grundlage von Hollands Text, von ihr in einigen Punkten abweicht. Holland liefert uns weder den ältesten Text, noch einen klaren Einblick in die Geschichte des Textes. Es kommt, dass bei ihm das Citieren nicht so bequem ist, wie bei Seuffert, der außer einer Numerierung der Zeilen des Fragments die Lóper- und Schrödersche Verszählung oben und am Rande beibringt. So bleibt unter allen Umständen Seufferts Druck brauchbarer und verdienstlicher. Holland war die Existenz sämtlicher Ausgaben — mit Ausnahme von *β* — aus Hirzels Goethe-Bibliographie bekannt. Es befremdet, dass er bei seiner Arbeit sich auf diese Angaben verließ und nicht darnach strebte, das ganze Textmaterial durch Autopsie kennen zu lernen. Seine Angabe, dass der (1) Sonderdruck des Faust heute in Deutschland so gut wie verschwunden zu sein scheint, mag zwar eine gewisse Berechtigung haben; doch wären die übrigen Texte immerhin aufzutreiben gewesen, da Seuffert zur Collation von *Aa Bb* acht Exemplare benutzte.

Seuffert hat in seinem Neudrucke nur offenbare Druckfehler correctirt, dagegen Ungleichheiten in Orthographie, Anwendung von Apostrophs und der Interpunctionen bestehen lassen. Holland ist im Nachworte S. VI f. ein Verzeichnis der Stellen an, wo er bedingt Druckversehen annimmt, dagegen zählt er S. VII f. eine Reihe von Fällen auf, bei welchen die Sache mindestens zweifelhaft ist. V 1110 dürfte grade in Hs Text ein Druckversehen sein, da in den Varianten von *Bb* grade anführt.¹⁾ Hörsal *Bb* (Vers 12) scheint besser als Hörsaal *Aa*. Jenes mag in der Hs. des Dichters gestanden haben und wurde im zweiten Satze wieder herbeigeholt, dieses vielleicht vom Setzer von *Aa* geändert. Noch erwähne ich bei dieser Gelegenheit, dass außer der von v. Löper (I. Theil pag. XII) erwähnten Recension eine Besprechung Klingers Faust in Vergleichung mit den Arbeiten Lessings und

¹⁾ [In der zweiten Auflage hat Holland bereits grade, S. 1863.]

Goethes in der Jenzer Litz. 1792, III, 349 von Huber veröffentlicht wurde.

Zur Stelle V. 1268 f. Mephistopheles: Bey'm böllischen
Elemente'

Ich wollt' ich wüßte was ärgeres, dass ichs suchen könnte;
verweise ich auf die Parallele im Puppenspiele E:

Teufel (alle). Wir sind die Teufel! wir sind die Teufel!

Hans Wurst (spuckt aus). Pfui Teufel!

Der Spass wiederholt sich nochmals in diesem Stücke.

Geschichte der deutschen National-Literatur. Zum Gebrauche
an österreichischen Schulen und zum Selbst-Unterrichte bearbeitet
von Paul Strzemcha. Professor an der deutschen Commun-
Oberrealschule in Brünn. (202 S. 918). Dritte verbesserte Ausgabe.
Brünn, Verlag von R. Knauth. 1883. Preis 1 fl.

Für die Beliebtheit dieses Buches legt der Umstand, dass in
sechs Jahren drei Auflagen nöthig wurden, genügend Zeugnis ab.
Die erste Auflage enthielt bloß 127 Seiten, die vorliegende dritte
nimmt dagegen bereits 202 Seiten in Anspruch, theils deshalb,
weil nun der Druck größer und splendor ist, theils aus dem
Grunde, weil bereits in der zweiten Auflage der Schilderung der
ersten Blüteperiode mehr als der doppelte Raum gewidmet wurde.
Dieser Abschnitt hat in der Umarbeitung überhaupt wesentliche Ver-
besserungen erfahren. Was die Composition des Ganzen anbelangt,
so würde Ref. rathen, die classische Epoche des Mittelalters von der
Übergangsperiode im zwölften Jahrhunderte schärfer zu sondern,
in der Eintheilung in Perioden ersichtlich zu machen, dass die
Blütezeit sich nur auf wenige Jahrzehnte erstreckte und über-
haupt die historische Entwicklung stellenweise schärfer hervortreten
zu lassen.¹⁾ So verdiente Heinse, um nur ein Beispiel heranzu-
greifen, seine Stelle bei den Störmern und Drängern oder hinter
Wieland. Rücksichtlich des Nutzens, den ein kleines literarisches
Handbuch in den Händen der Schüler gewährt, wird sich wohl kaum
ein Zweifel erheben lassen. Das vorliegende Büchlein hat vor ähn-
lichen den Vorzug, bei den Hauptclassikern brauchbare Inhalte
angaben zu bringen. Die Übersicht über die in den Rahmen des
Schulunterrichtes nicht einbeziehbare neueste Literatur wird stude-
samen und leselustigen jungen Leuten ein erwünschter Wegweiser
sein. In Folgendem theile ich einige Notizen, welche ich mir bei der
Lectüre verzeichnet habe, als Beiträge für eine eventuelle künftige
neue Auflage mit. S. 1 Goten besser als Gothen. — S. 2 schien

¹⁾ Der §. 86 „Deutsche Literatur in Österreich“ ist im Capitel
die romantische Schule nicht am Platze. Einiges darin Enthaltene hat
bereits früher bemerkt werden sollen. In einer neuen Auflage des
Buches würde es sich empfehlen, die allmähliche Entwicklung unserer
heimischen Literatur von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zu
ihrer gegenwärtigen Blüte mehr historisch darzustellen.

mir vielleicht passend, einiges mehr zu bringen, als das in einzelnen Punkten etwas veraltete Gesetz der Grimmschen Lautveränderung bietet. — Die Bemerkung über das Fränkische wäre vielleicht etwas schärfer zu präzisieren. — S. 4 die erste Blütezeit durch die Worte: „Vom Beginn des zwölften Jahrhunderts bis zum Ausgang des dreizehnten“ etwas zu sehr ausgedehnt, was zum Theil schon oben angedeutet wurde. — Die erste Ableitung des Wortes *Hardiet* könnte nun, da sie wissenschaftlich völlig haltlos ist, weggelassen werden. — S. 11. Die beiden Dichter sind nicht ohne der Frau Ava; diese Ansicht Diemers ist völlig unbegründet. — S. 14. Die Nibelungenstrophe hat nur stumpfe Reime. Dass sie von Künringer, der mythische Verfasser der Nibelunge, erfunden sei, zu bestreiten, ist hier nicht der Ort. — S. 26. Lies *Herzere* für *Herze*. — S. 30 wäre anzudeuten, dass es fraglich ist, ob Walther den Kreuzzug mitgemacht hat. — S. 67 könnte Goethes *Legendwerk* „Poetische Gedanken über die Höllenfahrt Christi“ erwähnt werden. — S. 70. Warum Hyon? — S. 78. Nicht Leisewitz selbst hat seine Dichtungen verbrannt, sondern laut testamentarischer Verfügung die Erben. — S. 83. Über die Quellen des *Cid* vergleiche jetzt A. S. Vögelin „Herders *Cid*, die französische und die spanische Quelle.“ — S. 84. Lenz folgte Goethe ungerufen nach Weimar nach. Die Lustspiele nach Plautus sind schon 1774 edirt. Erwähnenswert wären die „Anmerkungen übers Theater“. — S. 85. Klingers „Falsche Spieler“ waren nicht das Vorbild von Schillers „Räubern“, dies hat Erdmann in seiner Studie über Klingers Dramen S. 30 ff. überzeugend nachgewiesen. Klingers reifstes Werk „Die Betrachtungen“ verdient einige Worte. — S. 118. Jensees Geburtsjahr und -tag ist nun richtiggestellt in Schobers *Gene* S. 7 (15. Februar 1746). — S. 128. Haschka verfasste den ersten Text der österreichischen Volkshymne. — S. 122. Rückert trug vor seiner Pensionirung in Berlin.

Das Buch sei allen Fachgenossen bestens empfohlen.

Kremsier, August 1882.

F. Prosch.

Deutsche Literaturdenkmale des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert; Nr. 8 Frankfurter Gelehrte-Anzeigen vom Jahr 1772, zweite Hälfte nebst Einleitung und Personenregister; Nr. 12 Vier kritische Gedichte von J. J. Bodmer; Nr. 13 Die Kindermörderin, ein Trauerspiel von H. L. Wagner, nebst Scenen aus den Bearbeitungen K. G. Lessings und Wagners; Nr. 14 Ephemerides und Volkslieder von Goethe, Heilbronn 1883, Verlag von Gebr. Henninger. 3 Bde. 1-20, 1-50, 1-10 Mk.

Die vorliegende Sammlung hat laut des dem dreizehnten Hefte beigegebenen neuen Prospectes nach zwei Seiten hin eine Erweiterung erfahren. Zuerst ist nach Analogie der „Neudrucke deutscher

Literaturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts“ der Zeitraum, über welchen sich dieselben erstrecken sollen, nun definitiv auch auf das neunzehnte Jahrhundert ausgedehnt worden, nachdem schon der erste Prospect gelegentliche Ausfälle in dasselbe in Aussicht stellte. Dann aber sollen nicht nur Neudrucke, sondern auch Originaldrucke älterer, in Handschriften vorhandener Literaturdenkmale aus dem bezeichneten Zeitraum Aufnahme finden. In beiden Fällen wird die Abänderung des ursprünglichen Planes nur mit Befehl aufgenommen werden können und eine erwünschte Abwechslung gewähren. Ich rathe nur, vor Überschätzung der Handschriften an der Hut zu sein und die zur Veröffentlichung bestimmten eine strengen Kritik zu unterwerfen.

Heft 8 bildet ohne Zweifel mit dem im vorigen Herbst vorgegangenen Hefte 7 die bedeutendste der in dieser Sammlung bisher erschienenen Publicationen. Der Wunsch, einen Neudruck der Frankfurter Gelehrten-Anzeigen vom Jahre 1772 zu besitzen, war bei der ungeheuren Seltenheit des Originals in uns allen lebendig: Scherer hat diesem Wunsche vor fünf Jahren bereits öffentlich Ausdruck gegeben. Mit einer ausgezeichneten Einleitung von Scherer und einer in Bezug auf den Text orientierenden Vorbemerkung des Herausgebers liegt nun ein stattlicher Band von mehr als 800 Seiten vor, der alle unsere Wünsche befriedigt. Die Einleitung ist, was Gruppierung und Kritik der Quellen betrifft, ein Meisterstück. Was man sich sonst von allen Seiten zusammensuchen, wie erbetteln mußte, das findet man hier kritisch gesichtet und geordnet. Ja noch mehr als die bekannten, weit zerstreuten Nachrichten: Scherer benutzte auch ungedrucktes Material, wovon den Briefen Mercks an Jacobi (von Dr. Konrad Reichard zur Verfügung gestellt) ein bedeutendes den aus dem Herderschen Nachlasse benutzten handschriftlichen Anzeichnungen Gernings (nach Passavant) freilich nur ein geringer Wert beizumessen ist. Die Händel, in welche die Zeitung mit dem Hamburger Pastor Götze verwickelt wurde, werden mit Zuhilfenahme der gedruckten Acten geschildert. In einem ersten Capitel, dessen Eingang stark an die Goethesche Ausdrucksweise erinnert, legt der Vorredner dem Leser die „Urtheile“,¹⁾ in einem zweiten die „Zeremonien“, welche über den Antheil der verschiedenen Autoren verhanden sind, in einem dritten die „Vermuthungen“ vor, welche theils selber nach eigener Empfindung und größtentheils in der bestechenden Frageform aufwirft oder seinem Vorarbeiter und Mitarbeiter, Biedermann und Seuffert, entlehnt, während die jüngere

¹⁾ Übersehen ist hier (S. X) die Stelle in einem Briefe von Biedermann an Knebel (dessen Nachlass II 119), welcher vom 2. März 1772 datirt ist: „Eine Frankfurter gelehrte Zeitung werden Sie noch gar nicht kennen, und am wenigsten vermuthen, dass sie vortreflich ist. Von Basedows Agathokrator, Sulzers Lehrbuche, dem Usang, der Fabel von Sternheim hab' ich keine bessern Kritiken gesehen, als darin stehen. Der gute Ton verbreitet sich doch durch ganz Deutschland, und die ganze Sektirerei nimmt ab.“

biologischen Heißsporne glimpflich beiseite geschoben werden. Aber denjenigen Vermuthungen, welche Scherer mit Parallelen belegen, erheben sich die auf die Schlosserschen Beiträge bezüglichen zur Evidenz: durch Vergleiche mit anderen gleichzeitigen Recensionen des Recensenten (auf einem Wege, den ich in den Recensionen gleichfalls eingeschlagen habe) hat Scherer seine sichersten Resultate gefunden. Dass ich die Recension über Lavaters Aussichten auf die Kynigkeit „gar Merck“ zugeschrieben habe, wird Scherer selber in Verwunderung setzen, wenn er sich erinnern will, dass ein äußeres Zeugnis dafür zu erbringen gesucht habe und auchbracht hätte, wenn mir Biedermann nicht einen fehlerhaften Text geliefert hätte. Nachdem die Autorschaft durch Hirzel festgestellt ist, ist Goethes Athem darin allerdings für jedermann kenntlich; er sollte dies die einzige Recension sein, in welcher Goethe nicht verkannt ist, und wolten sich unter den durch kein äußeres Zeugnis gesicherten nicht noch andere mit gleicher Bestimmtheit dem Dichter zuweisen lassen? Der Vorredner hätte uns über den Grund seiner Zuversicht nicht im unklaren lassen und die Recensionen empfohlen sollen, bei denen er an Goethes Autorschaft eigentlich nicht zweifelt.

Heft 12 bringt, von Jacob Baechtold herausgegeben, vier deutsche Gedichte von Bodmer: „Charakter der Teutschen Gedichte“; „Die Drollingerische Muse“; „Untergang der berühmten Namen“; „Bodmer nicht verkannt.“ Bodmer gegenüber haben die „Neudrucke“ auch einen schweren Stand. Es besteht die Nothwendigkeit und wird von dem Herausgeber wohl erkannt, den ehemuligen Herausgeber der Schweizer in einer planmäßig angelegten Sammlung zum Worte kommen zu lassen; hat man sich aber (was durch keine leichte Sache ist) für diese oder jene aus der schier unerschöpflichen Menge seiner Schriften entschieden, so wird leicht der Gang derselben die Rezeptionsfähigkeit weit überschreiten, welche ein weiterer Kreis von Lesern einer Bodmerschen Publication entgegenzubringen vermag. Unter solchen Umständen war es kein unglücklicher Griff, anstatt umfänglicher Prosawerke Dichtungen zu wählen, in welchen Bodmer sich kürzer zu fassen gezwungen und gleichwohl nicht eigentlich als Poet, sondern als Kritiker der Literatur in Anspruch nimmt. Zum mindesten die beiden von der mitgetheilten Gedichte dürfen als eine wertvolle Bereicherung der Sammlung gelten; während die Stimme des alten Bodmer in den beiden letzteren heute keinerlei Beachtung mehr verdient. Die Einleitung Baechtolds bezieht sich denn auch größtentheils auf den „Charakter der deutschen Gedichte“, indem sie der von Bodmer selber Seite dagegen ins Feld geführten Streitschrift „der Arne Dichterkönig“ (in Schwabes Belustigungen des Verstandes, Winter 1741) einen genauen Auszug, vom dritten Buche an, einem Neudruck widmet. Es wäre für die Sammlung sehr zu wünschen, dass dieses Beispiel Nachahmung fände und uns

auch in den Einleitungen mittels Auszuges und nur stellenweise Nachdruckes die Kenntniss solcher, mit dem Texte in Zusammenhang stehender Literaturdenkmale vermittelt würde. Baechtold benutzte in seinen Einleitungen reichlich den auf der Stadtbibliothek in Zürich befindlichen Briefwechsel Bodmers, aus welchem besonders die Äußerungen Stäudlins über den Dichter der „Räuber“ von Interesse sind. Man wünschte für diese Papiere, ebenso wie für den (durch Danzel lange nicht erschöpften) Gottschedschen Nachlass in Leipzig ausgiebige, nicht bloß zufällige und gelegentliche Verwandelung unter welcher ich aber nicht nackten und rohen Abdruck aller bedeutenden und unbedeutenden nach und hinter einander verstehe.

Das folgende Heft 13, von Erich Schmidt sorgfältig herausgegeben und die „Kindermörderin“ von H. L. Wagner enthaltend, gibt uns principiellen Bedenken Anlass, welche wir nicht verschweigen können. Dasselbe Trauerspiel ist wenige Monate vor diesem Neudrucke bereits in Kürschners „Deutscher Nationalliteratur“ durch Sauer wieder abgedruckt worden. Wer mit den Herausgebern derartiger Sammelwerke in Verbindung steht, weiß, dass dieselben eine etwaige Rücksichtnahme auf den Inhalt eines concurrirenden Unternehmens hartnäckig abweisen. Wie mir scheinen will, sehr zu Ungunsten der Sache! Nicht bloß aus geschäftlichen Gründen (in dieser Hinsicht wird sich die Sache schließlich von selbst rächen), sondern noch mehr aus literarischen sollten sich dieselben zu einer gegenseitigen Rücksichtnahme und Anerkennung der Priorität verstehen. Dass ein Trauerspiel, welches (von den Bühnenbedürfnissen dienenden Bearbeitungen abgesehen) die Theilnahme des Lesepublicums im vorigen Jahrhundert nur einmal in Anspruch nehmen durfte, in unserem Jahrhundert zweimal in einem Jahre gedruckt wird, ist ein seltsamer Widerspruch, der wohl beachtet werden muss. Auf diese Weise wird aus der Vergangenheit eine Parallelliteratur mit der des Tages entstehen, welche ganz unzulässig ist. Wir haben zu Recht, die Aufmerksamkeit eines größeren Publicums für Producte der Vergangenheit in Anspruch zu nehmen; keineswegs aber in dem Maße, dass dadurch — und noch dazu durch Werke von eingeständenermaßen geringem Kunstwerte — die Gegenwart verdrängt würde. Sind wir denn wirklich so tief ins alexandrinische Zeitalter gerathen, dass solche Erscheinungen möglich sind? Man wende dagegen nicht ein, dass die Absichten und Principien der verschiedenen Herausgeber verschiedene sind; ein sorgfältiger Abdruck der „Kindermörderin“ genügt für alle Zwecke und die Zeit der kritischen Ausgaben ist für H. L. Wagner noch weit. Eine gleichmäßig zur Anwendung gebrachte philologische Strenge kann erst bei einer Literatur Anwendung finden, welche durch den Lauf der Zeit gesichtet und verkleinert worden ist; wir aber, wenn wir allein die Dichtung des vorigen Jahrhunderts mit allen Varianten zum Worte kommen lassen wollten, würden jede Übersicht verlieren. In unserem Falle hätte freilich die „Nationalliteratur“ die Priorität der „Neu-

drucks anerkennen sollen, welche die „Kindermörderin“ schon seit längerer Zeit in ihr Programm aufgenommen hatten. Wäre es denn für die erste Sammlung ein Verlust und nicht vielmehr ein Gewinn gewesen wie für uns alle, wenn der Herausgeber die „Reue nach der That“ von demselben Dichter in seinen Band aufgenommen hätte?

Das Heft 14 beschäftigt sich wieder mit Goethe und der sorgfältige Abdruck seiner aus dem hochwichtigen Jahre 1770 stammenden Tagebuchaufzeichnungen, welche bisher nur zum (allerdings größeren) Theile und nicht in der Reihenfolge des Originals durch Scholls „Briefe und Aufsätze“ bekannt waren, wird uneingeschränkte Billigung finden. Das Hauptmoment bildet hier der Einfluss Herders und diesem entsprechend die Frage, wie viel von diesen Aufzeichnungen in die Leipziger, wie viel bereits in die Straßburger Zeit zu setzen ist. Martin scheint mir in der Entscheidung dieser Frage nicht glücklich gewesen zu sein. Nach seiner Einleitung (S. IV f.) waren nur die letzten Seiten des Tagebuches mit voller Sicherheit in die Straßburger Zeit zu setzen. Bis S. 12, Z. 29 des Neudruckes ist das Monatsdatum durch Angaben sichergestellt, welche von Anfang 1770 bis in den März gehen. Die sich an frühere anschließenden Citate aus Quintilian, welche Martin mit Recht in dieselbe Zeit verweist, reichen nur bis S. 13, 12. Von da ab bis S. 24 lässt uns Martin in Stich. Denn dass die Gegenüberstellung von Platons und Mendelssohns Phädon (Neudruck 18, 30—22, 15) eine Ruhe und Sammlung voraussetzt, wie Goethe sie in Straßburg schwerlich lange bewahrt haben soll, beweist nichts; viel eher könnte man bei dem schroffen Gegensatz, welcher zwischen dem Sokrates Hamanns und dem Mendelssohns besteht, auf die Vermuthung gerathen, dass Goethe gerade durch Herder angeregt worden sei, diese Vergleichung anzustellen. Entscheidend aber ist S. 15, 3 f.: „Wer in einer fremden Sprache schreibt oder dichtet, ist wie einer, der in einem fremden Hause wohnt.“ Dieser Satz, auf welchen Goethe vielleicht gerade dadurch aufmerksam wurde, weil er gewohnt war, seine Gedanken auch in französischer und lateinischer Sprache aufzuzeichnen (S. VI der Einleitung) stammt von Hamann (vgl. meine Monographie S. 38 ff.), welcher sagt: „Wer in einer fremden Sprache schreibt, der muss seine Denkungsart wie ein Liebhaber zu bequemen wissen. Wer in seiner Muttersprache schreibt, hat das Hausrecht eines Ehemannes, falls er dessen mächtig ist.“ Ebenso nennt Herder in den „Fragmenten“ (Suphan I, 400 ff.) den Dichter in seiner eigenen Sprache „Hausherr“; gerade in einem Capitel, welches, als Goethe die Fragmente im Jänner 1772 zum erstenmale las (d. junge Goethe I, 305/6) seinen besonderen Beifall hatte. Goethe kann also diesen Gedanken Hamanns nur mündlich durch Herder erfahren haben; weil nach Martins Neudrucke die Möglichkeit einer späteren Aufzeichnung, welche ich in den Studien S. 86 Anm. offen gelassen habe, ausgeschlossen ist (ebenso auch bei der Vergleichung des Mendelssohnschen und Platonschen Phädon, vgl. Studien S. 97

Anm.). Dieser Grundsatz Hamanns ist für Goethe auch von praktischer Wichtigkeit geworden; an derselben Stelle des Tagebuchs hören die Aufzeichnungen in fremder Sprache auf, und dass er in Straßburg sein letztes französisches Gedicht gemacht hat, wird nicht weniger diesem Grundsatz, als der unbarmherzigen Kritik eines Franzosen, von welcher Goethe in Dichtung und Wahrheit erzähl. zuzuschreiben sein. — Zu S. 18, 30 ff. hätte es sich verlohnt, in den Anmerkungen die Stellen zu kennzeichnen, welche aus Mendelssohns wörtlich entlehnt sind. Ich werde Goethes Aufzeichnungen deshalb unter den Text des „Phädon“ in der Kürschnerschen „National-literatur“ setzen lassen. — Die 28, 20 ff. aufgezeichneten Worte zur skaldischen Literatur sind vielleicht aus einer Anzeige der Werke Ossians in der Neuen Bibliothek der Wissenschaften 1766 (II, 250 f.) ausgeschrieben; in dieser Bibliothek findet man auch die von Wagners unter Oesers Beistand übersetzten Reden Reynolds, deren eine 129 citiert wird. — 27, 18 f. erinnert die Aufzeichnung: „Als das Wachlicht weggenommen und die Verlichteten dunkel gelassen worden“ an das Wort des Narren in Lear: „So, out went the candle, and we were left darkling“ (Schlegel: „Da gieng das Licht aus und wir saßen im Dunkeln.“). Begierig wäre ich gewesen, wo möglich etwas über die Übersetzungen aus Phädrus und Aesop (etwa in der Anmerkung zu S. 27) zu erfahren, von welchen Schöll S. 115 spricht und ob meine Vermuthung, dass sie von Herder herrühren, richtig war (Studien S. 50). Das Register S. XIII ff. lässt viel zu wünschen übrig. Es fehlt z. B.: Catull 11, 26. Wieland 13, 14. Homer 23, 11. Horaz 23, 12. Die Schriften über Homer, Aesop usw. hätten nicht bloß unter dem Namen des Verfassers, sondern auch (was wichtiger ist) unter dem des behandelten Autors citiert werden sollen.

Vöslau, August 1883.

J. Minor.

Josef Venns deutsche Aufsätze, verbunden mit einer Anleitung zum Anfertigen von Aufsätzen, 315 Dispositionen, sowie 400 per Thematia zur Auswahl, vorzugsweise für die oberen Classen d. Gymnasien und höheren Lehranstalten. 21. Auflage. Wiesbaden 1883. A. Giesewitz.

Wenn der deutsche Aufsatz in einem innigen Contact mit den in den Lehrstunden sich stetig erweiternden Gedankenkreise des Schülers stehen, wenn er also aus der Schule selbst herauswächst und in derselben wurzeln soll, wozu, fragt mancher, erst eine Aufgabensammlung? Allerdings, die Gedanken sollen nicht nur das Eigenthum des Schülers sein, wie die Form. Aber gerade die schöne Form ist das Resultat langer Übung, gerade sie wird durch nichts so sehr wie durch die freie Nachbildung des Musters gefördert. Und die Fertigkeit im Disputiren, die der Schüler aus dem Buche von Venn gewinnen kann, rechtfertigt zur Genüge den außerordentlichen Krfolg dieses Werkes.

Venns „Aufsätze“ unterscheiden sich in der That sehr vortheilhaft von Büchern ähnlicher Art nicht bloß durch die Reichhaltigkeit des Inhaltes, sondern auch durch die Mannigfaltigkeit und die zweckmäßige Wahl der Beispiele. Außer einer bedeutenden Anzahl von Musterstücken (40; v. S. 14—190) bringt es eine Fülle von Dispositionen (315; v. S. 192—417) und überdies 400 Themen zur Auswahl, deren Stoff den verschiedensten Wissensgebieten entnommen ist. Den „Aufsätzen“ ist eine theoretische Anleitung beigegeben, die das Wesentlichste enthält und im allgemeinen vollkommen ausreicht.

Wenn ich aber dennoch in einzelnen manche Bedenken äußere, geschieht dies nicht in der Absicht, den Wert des Buches zu vermindern; vielmehr wünsche ich, dass durch die Beseitigung einiger Mängel die Brauchbarkeit und Beliebtheit des Buches eine noch größere werde.

In der „Anleitung“ könnte in einzelnen Paragraphen auf entwerfende Dispositionen verwiesen werden; das wäre ja ganz im Sinne des Herausgebers, dessen Grundsatz „Lehre ist trockenes Holz, Beispiel aber Muttermilch“ einen directen Zusammenhang zwischen Lehre und Beispiel erheischt. So würde in § 9 (die einzelnen Theile des Aufsatzes Einleitung) Nr. 1 durch die Disposition Nr. 41 (S. 227) oder Nr. 151 (S. 305), Nr. 3 durch die Disposition 143 (S. 297) oder 191 (S. 336) u. ä. treffend veranlaßt. Derselbe Vorgang würde sich auch bei §. 11 (Schluss) empfehlen, nur dass auch hier in ähnlicher Weise, wie es oben in § 9 geschieht, die Arten der Schlüsse anzuführen wären. Dies ist sehr für durchaus nöthig, da ein guter Schluss dem Schüler eine geringere Schwierigkeit macht als eine geschickte Einleitung, die trivialen, moralisierenden Schlüsse (daher soll man etc.)¹⁾ denen er so gerne greift, der Jugend recht schlecht zu Gesicht kommen.

Von den Aufsätzen scheint mir zunächst Nr. 9 (S. 48) „Der Sturm auf dem Meere“ unpassend. Den Gegenstand der Schilderung muss, soll anders die Darstellung wahr sein, der Schüler aus eigener Anschauung kennen. Noch verfehlter ist das Thema „die Schönheit des Polarwinters“ (Disp. 67, S. 247). Bei solchen Aufgaben kann sich der Schüler nur mit fremden Federn schmücken. In Nr. 12 der Aufsätze (S. 61) ist der Titel „der stolze Antenor“ falsch. Antenor ist nicht so sehr stolz, als vielmehr bescheiden. Auch ist in diesem Stücke die Sprache durchaus nicht energiegelad. Vgl. „Es ist kein Fehler, der uns an andern beschwerlicher fällt als der Stolz, und keiner, den wir uns leichter erlauben als weniger in uns gewahr werden, als ebenderseibe. — Elemente der Demuth. — Erweisungen der Hochachtung.“

¹⁾ Leider finden sich auch in Venns Dispositionen nicht wenige derartige Schlüsse.

Die Demuth ist etwas sehr anständiges und eine notwendige Tugend“ usw.

Unter den historischen Aufsätzen finden wir die psychologischen Themen Nr. 13 „Unentschlossenheit“ (S. 64) und Nr. 14 „Über den Charakter“, während in dem dritten Theile des Buches ähnliche Aufgaben [z. B. 98. Über die Vergnügungssucht (S. 270). Nr. 150 Seelenruhe (S. 304). Nr. 151 Selbsterkenntnis (S. 305). Nr. 154 Der Instinkt (S. 309) u. a.] richtig unter die „Dispositionen zu philosophischen Aufsätzen“ eingereiht sind.

In Nr. 29 der Aufsätze („Wir sind dem Alter Achtung schuldig“ S. 136) ist Punkt 1 der „Ausführung“ („Wegen seiner Schwäche und Hilflosigkeit“) falsch; denn die Gebrechlichkeit z. B. eines Krüppels erregt Mitleid und Erbarmen, aber noch keine Achtung. Dagegen fehlt ein sehr wichtiges Motiv: das ruhige, sichere, leidenschaftslose Gebaren des Greises, das uns Respect einflößt. Auch in diesem Aufsatz sind manche stilistische Härten, z. B. „Einer Pflanze gleich, die, nach dem sie eine Zeit lang durch ihren Farbenschmuck und Blüthenduft unsere Sinne ergötzt hat, vom kalten Winde des rauhen Lenzes angeweht, hinwelkt und allmählich erstarrt, so sind auch durch die Reihe der Jahre, durch die vielen Stürme und Mühsale des Lebens die Kräfte des Greises aufgezehrt.“ (Einschachtelung, Anakoluthie, Katachrese.)

Was die Dispositionen anbelangt, so fallen zunächst abgesehen von den bereits erwähnten, zahlreichen moralisierenden Schlüssen, die in mehreren Beispielen ganz gleichbedeutenden, ziemlich platten „allgemeinen Einleitungen“ auf. So besteht es beispielsweise Nr. 178 (S. 326) „Das Leben des Menschen ist vielfach verglichen worden mit einem Traum, einer Reise, einer Seefahrt usw.; mit Recht lässt sich behaupten, dass das Leben ein Traum sei.“ Nr. 136 (S. 293) „Das Leben wird mit vielen Dingen verglichen, z. B. mit einem Strom etc. Sehr passend wird dasselbe auch mit einer Reise verglichen.“ Nr. 119 (S. 282) „Die Rede wird oft mit dem Strome, dem Donner und dem Feuer verglichen. Recht passend etc.“ Vgl. Nr. 157, Nr. 177 etc. Wenn fällt da nicht das *ἀκρίδιον ἀνῳλεσεν* ein? — Im einzelnen wäre zu bemängeln: Nr. 14 (S. 209) fehlt im 1. Theil der Ausführung die bekannte spartanische Akyrologie. Punkt 2 und 3 wäre zusammenzuziehen, die Akyrologie als 4. Punkt anzuführen, so dass dann I, 1 mit II, 1, I, 2 (jetzt 2 und 3) mit II, 2, I, 3 (jetzt 4) mit II, 3 und I, 4 mit II, 4 correspondieren würde.

In Nr. 41 (S. 227) lautet die Einleitung: „Jedes Volk ist stolz auf seinen Namen, so auch der Deutsche, der die besten Gründe dazu hat.“ Schöner wäre: Wer gewaltige Thaten vollführt hat, wer auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft Großes geleistet, wer durch edle Charaktereigenschaften hervorragt, der darf

auf seinen Namen sein. Zu diesem Stolz hat das deutsche Volk besten Gründe; denn etc. Daraus ergäbe sich sofort eine trichotomische Gliederung der „Ausführung.“

In Nr. 177 (Das Leben ein Kampf) ist der Punkt a) „Gefahr zu Krüppel zu werden“ gewaltsam herbeigezogen. Besser wäre die trichotomische Eintheilung: a) Äußerer Kampf (um die Existenz, gegen Willkür, gegen Vorurtheile etc.). b) Innerer Kampf gegen Leidenschaften, Gewohnheiten, eigene Vorurtheile etc.).

Nr. 198 (S. 333 f.) heißt es 4. Gegentheil (d. h. Refutatio): „Braucht nicht besonders behandelt zu werden, da es im Vorhergehenden enthalten ist.“ Es fehlt oben der directe Beweis, die Argumentatio. Ebensovienig ist in Nr. 189 das „Gegentheil“ (IV) „der Besonnene und Vorsichtige thut nicht leicht etwas, was er später bereuen muss“ eine Refutatio.

Nr. 212 (S. 350) ist falsch aufgefasst. Vgl. Normann, Neue Axiomaten etc. S. 331.

Nr. 273 (S. 390) stehen die beiden Sätze der Einleitung in keinem rechten Zusammenhang. Besser wäre: Der Beruf ist das Resultat eigener Wahl oder der Verhältnisse (Horaz, 1. Sat.). Und doch — Punkt 1 und 4 der Ausführung kommen einander ziemlich

Nr. 276 (S. 392) „Bei den Alten wurde kriegerische Tapferkeit am meisten gefeiert etc.“ Bloß bei den Alten?

Nr. 304 (S. 409) muss „Pech“ und „Furchtsamkeit“ streng getrennt werden, zumal auf Aristoteles verwiesen ist, der zwischen dem richtigen φόβος und dem Zustand eines φοβητικός einen klaren Unterschied macht (Pol. VIII, 7 und Nik. Eth. III, 9 f.).

In Nr. 304 (S. 412) würde der 1. Theil der Ausführung lauten:

1. Dass seine Rede der guten Sache diene,
 - a) indem er sich nur von seiner besten Überzeugung, nicht von egoistischen Motiven leiten lässt;
 - b) das Wohl seiner Mitmenschen als den obersten Grundsatz hat.

Ein seltsames Unicum ist S. 208 die Schreibweise „Carny C. Körner.“

Ich habe mich im Vorangehenden mit einzelnen Mängeln befasst. Die vielen Vorzüge des Buches, für welche ja der Absatz 44000 Exemplaren deutlich spricht, sollen darüber hin genügt im mindesten geleugnet werden.

Wien.

Dr. Kar. Tumlirz.

Deutsches Lesebuch für österreichische Gymnasien von Dr. Ferd. Kummer und Dr. Karl Stejskal 2. Band. Wien: Mauzschke k. k. Hof-Verlags- und Universitätsbuchhandlung.

Von dem im letzten Jahrgange dieser Zeitschrift im allgemeinen besprochenen Lesebuche liegt nun der 2. Band vor; Vergleichung desselben mit dem ersten gestattet schon ein ziemlich klares Urtheil über den Weg, welchen die Herausgeber zur Erreichung ihres Zieles eingeschlagen haben, so ähnlich auch die beiden Bände in Bezug auf die Auswahl und Anordnung des Lesestoffes ausfallen mussten. Die Arten der prosaischen Darstellungsformen sind theils um die „Bilder aus der Welt- und Culturgeschichte“ vermehrt worden, andererseits haben eine kleine Anzahl Beschreibungen Muster für den Aufsatz Aufnahme gefunden. Die Rubriken poetischen Stücke sind in beiden Theilen ganz dieselben, nur unter die Erzählungen auch dichterische Bearbeitungen historischer Stoffe eingereiht worden. Die Erzählung herrscht bei weitem etwa die Hälfte der 192 Nummern gehört ihr an.

Sieht man nun die gewählten Stücke bezüglich ihrer Eignung für die 2. Classe näher an, so muss anerkannt werden, dass die Herausgeber bis auf wenige Ausnahmen in der Auswahl glücklich gewesen sind, und dass sie namentlich den Fortschritt gegen die vorhergehende Classe stets im Auge behalten haben; sind ferner den bekannten und guten Stücken anderer Lesebücher nicht ängstlich aus dem Wege gegangen, denn etwa ein Drittel Lesestücke findet sich in den ersten Bänden der sonst in Österreich üblichen Lesebücher wieder, daneben aber haben sie auch manche neue Fundgruben eröffnet, wie jedem die Stücke 14, 50, 51 und die Verwendung der Sprichwörter beweisen kann. Ausstellen lassen sich da allerdings noch immer leicht machen, da der Lehrer dieses, der andere jenes mehr berücksichtigt wünscht. Meinerseits muss ich bezweifeln, ob die Wahl von Nr. 1 „Die Gründung Karthagos“ von Platen zu billigen ist. Gegen Historische wäre freilich nichts einzuwenden, aber der 1. Witwe Liebe, welche der Liebe einer Braut gleicht, ist dem 5. unverständlich, der schönste Busen für ihn bedenklich. — Lesestück über die Gesetzgebung des Lykurgus ist jedem erwünscht, allein der Schillersche Aufsatz passt nicht für diese Stufe, da derselbe zu rhetorisch gehalten und die Einleitung einem in den Thaten nicht begründeten Standpunkte ausstruiert ist. Auch von den lyrischen Gedichten sprechen die Gefühle aus, für welche sich in einem Secundaner schwerlich Anknüpfungspunkte finden; man sehe daraufhin Nr. 41 „Trennung von Sturm und Nr. 77 „Opferlied“ von Matthiessen an. Gewiss hat es mich, dass der Ring des Polykrates fehlt und die Kriege durch kein Stück vertreten sind. Wenn nun auch die einzelnen Lehrer das eine oder andere Stück nicht geeignet finden sollten, es bleibt des Guten und Brauchbaren noch die Fülle zu

In der Anordnung der Lesestücke haben die Herausgeber für 1. und 2. Classe Poesie und Prosa regelmäßig abwechseln lassen und den aus anderen Unterrichtsgegenständen entnommenen Themen den Platz angewiesen, dass man bei zusammenhängender Lectüre wenn dann bei ihnen anlangt, wann der Stoff derselben auch in dem betreffenden Gegenstande behandelt wird; dadurch aber sind oft zusammengehörige Sachen getrennt worden. Gibt man auch die Regelmäßigkeit obiger Anordnung zu — ich gestehe, dass ich es nicht kann — so wäre es in mehreren Fällen doch leicht möglich gewesen, dem Gedanken Seidls, den er in einem der ersten Jahrgänge dieser Zeitschrift ausführlich dargelegt hat und nach welchem das Gedicht und das darauffolgende Prosastück denselben Grundgedanken enthalten sollen, mehr Rechnung zu tragen. So könnte Nr. 9 zu Nr. 6 gesetzt werden; Nr. 84 würde passend auf Nr. 81 folgen; Nr. 138 gehört zu Nr. 143; Nr. 104 und 159 sowie Nr. 113 und 158 stehen sich nahe. An der Stelle sei auch erwähnt, dass die Titel von Nr. 8 „Der Nil“ und von Nr. 152 „Die Ruinen von Selinunt und Akragas“ unpassend sind und dass der Anfang von Nr. 108 „Constantinopel“ stark gekürzt werden muss, weil den Schülern die mittelalterliche Geschichte noch ganz fremd ist. — Die Anmerkungen der Lesebücher befriedigen gewöhnlich am wenigsten; man sucht bei der Vorbereitung oft vergeblich über neue Dinge Auskunft, während man hundert unnütze erklärt findet. Die Herausgeber haben die Anmerkungen nur für die Schüler bestimmt. In dieser Beschränkung sind sie vielleicht zu weit gegangen; so wie Gätulien, Meroë, Barden, Pinakothek verlangen doch mindestens ebenso gut eine Erklärung wie Nomade (1. Theil), Quirinal und Arn. Einigemale ist die Auskunft zu unbestimmt; so wenn Neumaterdam eine englische Besetzung in Südamerika heißt, oder von hierarchisch mit kirchlich übersetzt wird; manchmal ist sie auch unrichtig. So wird im 90. Lesestücke der Bukkefjord in Südosten Norwegens verlegt, im 8. Memnon König der Äthiopier genannt und in Nr. 96 die Aussprache von New-Orleans mit Deahn wiedergegeben, während doch die englische Aussprache allgemein angenommen ist.

Schließlich erwähne ich noch die wenigen Druckfehler, die im 2. Bande aufgefallen sind. p. IV und X. „Graf Richard die Furcht“ statt Ohnefurcht; Nr. 15 Str. 15 ewigen statt ewgen; St. 22 Z. 60 eide statt beide; Nr. 11 Z. 10 Frau'n dagegen Nr. 19 Str. 3 Jungfrau; Nr. 22 Z. 56 ist bei Eumeniden auf eine Anmerkung verwiesen, welche fehlt; Nr. 97 Z. 16 steht Kuckuk; Nr. 105 Z. 28 sein statt sehn, Nr. 118 Schuld statt schuld, Nr. 144 Z. 29 zu Herzen statt zuherzen (siehe Kummers Grammatik); Nr. 150 Z. 2 weiten statt zweiten und p. 289 Dädakus. Denn ich im Vorhergehenden manches aussetzen fand, so geschah nur im Interesse des Buches selbst, dessen Wert dadurch nicht im geringsten vermindert wird.

Der Verlagsbuchhandlung gebührt für die würdige und elegante Ausstattung alles Lob.

Wien im Februar 1884.

Karl Albert Schmidt

Über die Physiologie und Orthographie der Zischlaute mit besonderer Rücksicht auf die Heyssesche Regel von J. Michaelis. Zugleich als zweite Auflage der Schrift: 'Über die Physiologie und Orthographie der S-Laute, 1863.' Berlin 1882, h. d. Mittler und Sohn. 94 S. 8°.

Michaelis stellt hier in bibliographischer Form den Wechsel und die Entwicklung in der physiologischen Auffassung und Orthographie der S-Laute dar. Das Hauptinteresse zieht dabei die Bezeichnung des geminierten S-Lautes und des sogenannten scharfen ß auf sich. Es hat lange gedauert, bis die richtige Erkenntnis von Unterschieden beider Zeichen und Laute gewonnen war: so ist geminiertes tonloses s nach kurzem, ß einfaches tonloses s nach langem Vocal. Der Unterschied beider Laute ruht daher bloß in ihrer Quantität. Michaelis' Versuch, sie auch qualitativ zu trennen, das ß als 'marginales' s (vgl. Herrigs Archiv 32, 133 ff. und vorliegende Schrift 63 f. und 93 f.) zu erklären, beruht auf seiner individuellen Art der Aussprache und hat keinen objectiven Wert. Das aber, was er über die praktische Verwendung der beiden Zeichen lehrt, wird von dieser irrthümlichen Ansicht nicht berührt. Es ist jene Schreibung, die seit der verordnungsmäßigen Regelung unserer Schulorthographie in Österreich allgemein gelehrt und geübt wird — die einzig den lautphysiologischen Verhältnissen unter möglichster Rücksicht auf den überlieferten Gebrauch entsprechende.

Was man immer einwenden wolle — die in den letzten Jahrzehnten von corporativen Verbänden, seien es Lehrercollegien, oder Verbindungen von Officinen, oder Unterrichtsverwaltungen ausgegangenen Normen der Orthographie haben sich als die wirksamsten Erscheinungen zur Regelung der Schreibung in praktischer Hinsicht ergeben. Sie sind in den das 19. Jahrhundert betreffenden Theilen der vorliegenden Schrift zu wenig hervorgehoben worden. Auch ein landschaftliches Moment trat in ihnen zu Tage. In der Frage der S-Laute ist Österreich mit dem guten Beispiel vorausgegangen; die österreichischen Arbeiten hat Michaelis (namentlich S. 69) recht Beachtung gewidmet, doch unvollständig. Drei Perioden lassen sich unterscheiden: Die Zeit der letzten 50er und ersten 60er Jahre, in denen Kaumer in dieser Zeitschrift seine wichtigen Aufsätze veröffentlichte, auf denen innerhalb und außerhalb Österreichs der Fortschritt der orthographischen Bewegung beruhte. In den letzten 60 Jahren fasste man dann die Regelung corporativ in Angriff; die Versuche erwähnt Michaelis a. a. O., Pfeiffers und Schüfers Arbeit sind dort genannt. Die letzte Periode wurde 1875 durch den Verband der innerösterreichischen Mittelschule eröffnet; bald darauf lagte

Berliner Conferenz und auf deren Grundlage ergriff der Wiener Verein 'Mittelschule' neuerdings die Initiative, gab seinen Vorschlägen nach einem Referate L. Blumes bestimmte Form, bis die Bewegung verhandelt durch die Publication der officiellen Regeln und des Wörterverzeichnisses für die deutsche Rechtschreibung 1879 ihren Abschluss erhielt. Die hier aufgestellten Normen galten anfänglich als Directive, deren vollständige oder annähernde Aufnahme den Mittelschulen freigestellt wurde; seitdem aber haben die Anstalten fast durchweg ihren völligen Anschluss bindend erklärt.

Niemand wird den temporären Charakter des amtlichen Regelbuches leugnen wollen; aber das muss gesagt werden: ein lautliches Grundgesetz unserer Sprache wird in ihm nicht verletzt, wie das z. B. bei dem preussischen und bairischen in der Schreibung der S-Laute der Fall ist. Dies neuerdings hervorzuheben, wie ich es bei dieser Gelegenheit gethan habe, bietet die Schrift von Michaelis, welche so reiches Material zur Beurtheilung der Sache beibringt, vortreffliche Gelegenheit.

Der Thatsache gegenüber, dass das officiële Regelbuch nunmehr bindende Norm für die Mittelschulen geworden ist, muss aber auch der dringende Wunsch ausgesprochen werden, dass es seinen angestandenermaßen temporären Charakter nicht verleugne, sondern den nothwendig werdenden Veränderungen sich zugänglich erweise. Und schwereres Bedenken erwecken jetzt bereits die Regeln über die Schreibung der Fremdwörter. Ich sehe ab von theoretischen Gesichtspunkten und will hier nur einen rein praktischen betonen: in der Absicht jeder Anstalt muss es gelegen sein, der eingegangenen Verpflichtung nun auch wirklich nachzukommen, in der Absicht der Unterrichtsbehörde aber, dies auf jede Weise zu erleichtern. In der Schreibung der Fremdwörter veranlasst jedoch das Regelbuch lästige und zeitraubende Unzukömmlichkeiten. Im einzelnen habe ich sie in dieser Zeitschrift 1880, S. 350 f. nachgewiesen. Die Abhilfe ließe sich ohne Schwierigkeit treffen; sie böte auch in theoretischer Hinsicht Vortheile — in praktischer würde sie alle an das Regelbuch störend Angewiesenen zu großem Danke verpflichten.

Wien

Joseph Seemüller.

Delpino Dott. G., Grammatica etimologica teorico-pratica della lingua tedesca. Ferrara, Tipografia sociale 1883. 273 SS. 8°.

Zu den schon vorhandenen mehr oder weniger praktischen deutschen Sprachlehren für Italiener, welche in den letzten Jahrzehnten jenseits der Alpen erschienen, wie, um hier nur einige anzuführen, die Sprachlehren von Claus, Fritsch und Müller, gesellt sich jetzt noch Delpino's etymologische Grammatik.

Das Buch ist, wie uns der Verf. in der Einleitung belehrt, die Frucht einer dreißigjährigen Lehrthätigkeit an deutschen und italienischen Lehranstalten und hat den Zweck, die größten Schwierigkeiten

rigkeiten beim Erlernen der deutschen Sprache zu beheben, als diejenigen, welche sich dieser Sprachlehre bedienen, in Stand zu setzen, binnen wenigen Monaten wissenschaftliche in deutscher Sprache geschriebene Werke mit Verständnis zu lesen, einfache und leichte Stilübungen zu verfassen und ihren Gedanken und Bedürfnissen (?) in deutscher Sprache Ausdruck zu geben.

Der gesamte Unterrichtsstoff wird, abgesehen von den allgemeinen Regeln der Aussprache, Betonung usw., in 27 Lectures (eigentlich in 3 Theilen — *Parte prima*: Parole radicali — *Parte seconda*: elementi della Grammatica. — *Parte terza*: Cenni grammaticali ed etimologici. — *Parte quarta*: Cenni grammaticali ed etimologici intorno alle singole parti del discorso. — *Esercizi pratici* sulle teorie grammaticali ed etimologiche della parte seconda. der Leser mitgetheilt.

Die Methode ist vorwiegend analytisch. Der Verf. geht von allgemeinen Regeln aus, um zu den speciellen sowie zu den Ausnahmen zu kommen. Diese sowie die Regeln werden nach Bedarf „allgemeine“ und „specielle“ eingetheilt. Zu diesen letzteren fügen die Anmerkungen hinzu. Den Regeln gehen meistens Beispiele voran und diesen folgt wieder die Auslegung und Erklärung der Paradigmen. Passend ausgewählte Übungen (deutsche und italienische Sätze, deren letztere mit Nummern versehen sind, um die Wortstellung im Deutschen zu bezeichnen) sollen dem Anfänger die richtige Anwendung der Regeln erleichtern und ihn mit den fremdartigen Constructions vertraut machen. Der Lantlehre geht eine skizzenhafte Darstellung der historischen Entwicklung der neuhochdeutschen Sprache voran. Diese Darstellung beruht auf den bekannten Lehrbüchern von Kluge und Bauer und bietet daraus nichts Neues.

Was nun die Art und Weise betrifft, wie Delpino seinen Landsleuten die deutsche Sprache zugänglich zu machen sucht, erlauben wir uns, es in Zweifel zu ziehen, dass Delpino's Lehrmethode zu dem Ziele führen werde, welches der Verf. anstrebt. Erstens sind wir der Ansicht, dass eine Grammatik, die den Schüler in kurzer Zeit in eine ihm ganz unbekannte Sprache einführen beabsichtigt, auf die historische Entwicklung der Sprache nicht so viel Gewicht legen solle. Dadurch wird ein Schüler, der doch der Regel mit der Sprachvergleichung nicht vertraut ist, nur verwirrt. Zweitens scheint es uns im Interesse des Unterrichtes durchaus nicht zweckmäßig, in einer Elementargrammatik bei Angabe der Casus von der bisher üblichen Reihenfolge abzuweichen wie das der Verf. S. 34 bei Auführung des Paradigma der schwachen Declination thut, wo die Endungen in dieser Ordnung aufeinander folgen: Nom., Acc., Dat., Gen. Es befriedigt uns nicht, wenn der Verf. S. 28 als unterscheidendes Merkmal der starken und schwachen Declination angibt, dass die starken Hauptwörter in der Mehrzahl ein *e*, die schwachen ein *en* (nach *e*, *el* und *er* ein *n*) annehmen.

Es scheint uns richtiger zu sagen: die schwachen Hauptwörter bekommen, wenn sie Masculina sind, in allen Endungen mit Ausnahme des Nom. sing. ein *en*. Abgesehen von den Abarten der starken Declination vermisst man im ersten Theile die sogenannte „gemischte Declination“, wovon erst S. 140, aber auch dort nur sehr unvollständig und lückenhaft gehandelt wird.

Dass man gleich bei der 1. Lection (S. 26) auf starke Verba stößt, kann den guten Willen des Anfängers nur auf eine schwere Probe stellen. Die Anführung der entsprechenden Partikeln im Lateinischen und Französischen bei Angabe der deutschen Vorwörter, welche den dritten Fall regieren (S. 53), scheint uns ganz überflüssig. Denn in den „Istituti tecnici“ (die ungefähr unseren Realschulen entsprechen), wo nach des Verf. Wunsch sein Buch Eingang finden soll, wird unseres Wissens wenigstens, kein Latein gelehrt.

Die Aufzählung der eines Umlautes fähigen Substantiva (S. 62 f.) ist sehr lückenhaft; es fehlen etwa 30 Wörter. S. 41 werden unter den starken Zeitwörtern einige (bringen, sein, werden, haben) angeführt, die man sonst anders einzutheilen pflegt. Im zweiten Theile (lezione XV, S. 154) werden diese Zeitwörter wider Erwarten als unregelmäßige bezeichnet. Wenn im ersten Theile des Buches die Wörter unmittelbar vor den Übungen angeführt werden, so ist es inconsequent, von Übung Nr. 40, S. 198, an von dieser Anordnung des Lehrstoffes plötzlich abzuweichen und die Wörter erst am Schlusse des Buches zusammenzustellen. Die Sucht, alles zu vertheilen und zu zergliedern, verursacht manchmal Verwirrung und Unklarheit. So wird z. B. (II. Th. S. 139 ff.) bei der Theilung der Hauptwörter, nachdem bereits allgemeine und specielle Ausnahmen unterschieden wurden, noch von „eccezioni specialissime“ gesprochen. Unter diese werden die Hauptwörter der gemischten Declination eingereiht, wobei nicht ganz richtig bemerkt wird, dass die Feminina nicht einmal theilweise hieher gehören können, weil sie im Singular unverändert bleiben. Sie bekommen zwar im Singular keine Endung, allein einige Feminina nehmen abweichend von der großen Mehrzahl im Plural *e* an und dieses *e* ist doch das Kennzeichen der Mehrzahl der starken Declinationsform (Hand — Hände, Luft — Lüfte, Nacht — Nächte, Stadt — Städte).

Sehr störend sind die vielen Druckfehler, von denen es besonders bei den deutschen Wörtern des ersten Theiles wimmelt. Man scheint auf die Correctur der Druckbogen wenig Sorgfalt verwendet zu haben, was doch bei einem Lehrbuch von höchster Wichtigkeit ist. Wir können dem Verfasser bei einem eventuellen zweiten Abdrucke des Buches eine gewissenhafte Verbesserung der vielen Verstöße gegen die Rechtschreibung nur dringen das Herz legen. Der Verf. versündigt sich doch etwas zu stark gegen die italienische

Syntax, wenn er S. 72 ganz nach deutscher Art den Satz bildet: *Poiché non ti lavi le mani, non andrai con me alla città!*

Das Bestreben, dem Schüler sich verständlicher zu machen, ist loblich, es auch an sich ist, darf doch nicht zu Monstruositäten wie die folgende verleiten: *Questa all'orecchio italiano spara volte assai strana costruzione ecc.* (S. 114.) Dies scheint unsern Ohren wenigstens sehr befremdend. Wir hätten noch manche Bemerkungen hinzuzufügen in Betreff des letzten Theiles, der über die Ableitung und Zusammensetzung der Wörter handelt, aber wir ersparen dem Leser ein weiteres Aufzählen von Mängeln, welche Delpino's Grammatik aufweist. Es sei uns zum Schlusse gestattet, nochmals in Zweifel zu ziehen, ob eine solche Grammatik den Anforderungen eines streng systematischen und zu gleicher Zeit praktischen Lehrbuches entspricht.

Roveredo.

A. Ivo.

Die einfachen Formen des französischen Zeitwortes in geordneter Darstellung von Karl R. Holzinger von Weidich, k. k. Lehrsachulinspector i. R. Graz 1883, Verlag von Leuschner und Lubbe etc.

Ich muss gestehen, dass ich mit einem gewissen Misstrauen an die Lectüre des vorliegenden Werkes gieng, da ich fürchtete, zu demselben einem jener zahllosen missglückten Versuche zu begegnen, alle Formen der französischen Verba (*avoir* und *être* ausgenommen) in wohlgegliederte Abtheilungen und Unterabtheilungen zu bringen. Es freut mich nun, vor allem constatieren zu können, dass meine Befürchtungen nicht begründet waren.

Doch ich will zuerst den Gang, welchen der Verf. einhält, allerdings nur in ganz allgemeinen Zügen klarlegen. Zunächst werden die allgemeinen Begriffe, der Stamm und die Endungen besprochen, die Formen werden in stamm- und flexionsbetonte eingetheilt und auf diesen Umstand wird ganz mit Recht besonderem Gewicht gelegt. Dann wird von der Bildung der einzelnen Tempusstämme gehandelt und es werden dem Französischen eigentlich nur zwei verschiedene Conjugationen zuerkannt. Darauf folgt der wichtige Abschnitt über die Stammesänderungen, welche in euphonische und prosodische eingetheilt werden, woran sich noch eine Besprechung mehrstämmiger, defectiver, supplirender und zusammengesetzter Zeitwörter anschließt. An diesen ersten, analytischen Theil tritt nun ein zweiter, synthetischer; der Verf. geht nämlich an die äußerst schwierige Aufgabe, die französischen Zeitwörter nach ihrer Formenbildung zu gruppieren. Er bietet ein Verbsystem, welches trotz einer ziemlich großen Mannigfaltigkeit doch leicht übersichtlich ist und dies gelingt ihm nur dadurch, dass er das richtige Maß einhält und sich nicht dazu verleiten lässt, für eine jede auch noch so absonderliche Form immer eine eigene Classe aufstellen zu wollen.

Als eine ausgezeichnete Einrichtung des Buches muss es bezeichnet werden, wenn der Verf. außer der Eintheilung des Stoffes in größere Paragraphen eine jede auch nur einigermaßen wichtige selbständige Regel mit einer Randnummer bezeichnet, auf diese Nummer dann im Verlaufe des Werkes gebührende Rücksicht genommen wird. Besonders in dem Verbalssystem ist es erwünscht, wenn man bei einer jeden, auch nur einigermaßen abweichenden Form nach der in Klammern beigeschlossenen Randnummer das betreffende Lautgesetz augenblicklich einsehen kann. Wenn die Lösung der Frage nicht immer als vollständig befriedigend angesehen werden kann, so liegt die Schuld an dem Gegenstande selbst, welcher schon so oft ohne Erfolg behandelt wurde. — Es folgen nun die Bemerkungen, welche mir beim Durchlesen des Buches einfallen sind.

Einige Bedenken flößt mir die Aufstellung des Verbalstammes ein; da wird als Stamm aufgestellt:

1. Dasjenige, was den stammbetonten Formen zugrunde liegt, 16: *cèle, achève, possède, protège, règne, pénètre*. 17: *falls, etc.*

2. In 80 dagegen wird der Stamm der Verba, die in den stammbetonten Formen vor der Endung ein *ay, ey, oy, uy* haben, mit diesem *y* und nicht mit *i* endigend angesetzt, obgleich in den stammbetonten Formen derselbe auf ein bloßes *i* ausgeht.

3. 59 und 154 wird aus den lat. Verbalstämmen *na, pa, cre, etc.* (*con*) *no* der franz. Praesens- und Futurstamm derart gebildet, daß die Vocale *a* zu *ai*, *e* und *o* zu *oi* verändert werden und an diesen das Inchoativ-Suffix (*ss*) gefügt wird. Aber die französischen Formen beruhen bereits auf inchoativen lateinischen Formen, verdanken ihr *i* eben dem Inchoativsuffix *sc*.

4. Anderswo werden als Stämme aufgestellt Gebilde, welche weder rein lateinisch sind oder doch nur in der ältesten Zeit des Französischen sich vorfinden. Dies ist der Fall bei *vène* (*vèn-*) *rière* (16), *tène, fère, mor* (17, 98), *pov* (75*), *mov* (98, 102) (98), *mol* (99), *asse(d)* (101), vgl. auch 91 und 151. Annehmlich ist es in den angeführten Fällen, weil dies den Gesetzen der französischen Lautlehre nicht zuwiderläuft; etwas ernster wird die Sache, wenn Stämme aufgestellt und daran Gesetze über Lautveränderung geknüpft werden, welche der Lautgeschichte nicht entsprechen. so wenn 16 und sonst citiert wird der Stamm *dève, recève* (corr. statt *recèpe*), — *cève* (102), *bève* (102), *crè* (103, 154.).

5. Ein Stamm wie *plaign* ist weder lateinisch noch französisch, nirgends vorkommt, sondern eher *plain*; dieses *plain* wird in Consonanten zu *plain*, daher braucht nicht, wie 62 erklärt wird, der Ausfall des *g* vor *s* und *t* angenommen zu werden.

6. Warum wird 142 *ri* von *ridere* unter die vocalischen Stämme 153 *croy* (*créder*) unter die consonantischen, *tray* 143 unter die diphthongischen gerechnet?

In 10 und auch sonst wird der Unterschied zwischen Stammbetonten und Flexionsbetonten Formen mit Recht hervorgehoben. Es hätte aber doch, wenigstens in einer Anmerkung, erwähnt werden können, dass die schöne Abwechslung der Stammvocale *ou* und *ie*, *e* und *oi*, die wir heutzutage bei einigen Verben der literarischen Verbalclassen antreffen, nur der Rest eines früher allgemeinen Lautgesetzes ist, welches auch bei Verben der I. Conjugation galt. Dies hätte um so eher erwähnt werden können, als man ja noch bei den classischen Schriftstellern Frankreichs solche Beispiele vorfindet, so *trouve*, und weil in den sogenannten aufgelassenen Ableitungen, wie *relief*, *aveu*, *espoir*, dieses Gesetz deutliche Spuren zurückgelassen hat. Es ist überhaupt des in der Conjugation so mächtigen Principes, der Analogie, wenig gedacht worden; wie z. B. auch die 3. Pl. Präs. des Verb. *s'asseoir* nämlich *s'asseyent*, die sich doch nur aus Analogie mit der 1. und 2. Pl. erklären lässt, gar nicht angeführt, so ist auch nicht bei *sont* auf die Angleichung mit *ont*, *sont*, *vont* verwiesen worden; auch die Stammbetonten Formen, die den Stamm *assoi*, *choi* aufweisen, beruhen auf Angleichung und zwar mit dem Infinitiv.

Endlich will ich noch ein Wort sagen über die im §. 15 erhaltenen euphonischen Stammesänderungen. Diese betreffen nur Consonanten. Was ich da zu bemerken habe, ist vielleicht nicht anderes als eine kleine Undeutlichkeit im Ausdruck. Wenn es 62 heißt, dass vor *s* und *t* ein *l* oder *ll* ausfällt und gleich darauf *au* und *all* im Munde des Volkes in *au* übergehen, und *ol* in *ou* und dass statt *au(l)s* und *au(ll)s* man *aux*, statt *eu(l)s* = *ous* schreibt, so können doch die Worte des Verf. nicht anders aufgefasst werden, als dass thatsächlich die Vocale *a* und *o* hier diese Veränderungen eingehen und *l* ohne eine Spur zurückzulassen ausfällt. Es ist aber doch bekannt, dass das *u* in solchen Fällen eben nur ein vocalisiertes *l* ist, also dass das *l* nicht kurzweg verschwindet, sondern sich in *u* verwandelt. Man könnte allerdings einwenden, dass die Schule nicht dazu bestimmt sei, sich mit der Lautgeschichte abzugeben; aber gerade für diesen Wechsel gibt es sowohl in der Declination als auch in der Conjugation so viele Beispiele (vgl. mit dem Dativ des Artikels *au*, *aux* und Plur. wie *chevaux*), dass man gerade diesem Lautgesetz nicht aus dem Wege gehen sollte. Derselbe Bemerkung gilt auch von 71. 72 desselben Paragraphen.

Das Lautgesetz 66 mit den dort angeführten Beispielen lässt sich nur von dem Standpunkte der modernen Grammatik einigermaßen rechtfertigen; denn in historischer Beziehung ist die Sprache gewiss nie in der Lage gewesen, ein *sr* in *faire*, *lire*, *claire* u. s. w. zu verändern, da von allem Anfang an *fac're*, *legere*, *claudere* nur *faire*, *lire*, *claire* geben konnten.

Ich hätte beim Schwund der Consonanten auch gewünscht, dass ein Unterschied gemacht worden wäre zwischen solchen Fällen, wo der Endung *-re* zwei Consonanten vorausgehen oder nur einer, z.

weiteren Falle der Schwund des mittleren der drei Consonanten selbstverständlich ist und dadurch diese Gesetze bedeutend vereinfacht würden. — Diese Bemerkungen sollen den Wert der gewissenhaften Arbeit keineswegs beeinträchtigen, sondern nur zeigen, dass der Referent sich nicht mit einer oberflächlichen Prüfung derselben begnugte, sondern dass sein Urtheil auf einem gründlichen Studium beruht. Schließlich soll noch der äußern typographischen Ausstattung lobend gedacht werden, welche geradezu musterhaft genannt werden kann; auch die Correctheit des Druckes lässt nichts zu wünschen übrig: habe ich doch nur auf S. 14 die Bandnummer 5 statt 45 und S. 31 Z. 20 *barbéycr* statt *barbéyer*, außer dem im Laufe der Anzeige bezeichneten *recépe* getroffen.

Prag.

J. U. Jarník.

Jo. Loos, Gymn.-Prof. Lesebuch aus Livius. Ein historisches Elementarbuch. Im Sinne des erziehenden Unterrichtes verfasst. Bevorwortet von Prof. Dr. O. Willmann in Prag. Mit 3 lithogr. Beilagen. Leipzig. Verlag von Gustav Gräbner, 8°. IV und 277 SS.

Ch. E. Krämer, Historisches Lesebuch über das deutsche Mittelalter, aus den Quellen zusammengestellt und übersetzt von ... Leipzig 1882. Verlag von Teubner, V. und 503 SS 8°.

1. Das Büchlein von Loos wird in dem Vorworte des Prager Universitäts-Professors O. Willmann, als ein den beiden anhängen Publicationen des Letztgenannten (Lesebuch aus Homer, A. A. Lesebuch aus Herodot, 3. A. Vgl. „Der elementare Geschichtsunterricht“ 1872, sämmtlich im gleichen Verlage erschienen) bereinigtes Vehikel der Bekanntschaft des jugendlichen Geistes mit dem Geschichtsstoffe und Geiste des classischen Alterthums empfohlen. Das Ganze stellt sich als eine möglichst sach- und wortgetreue Bearbeitung des livianischen Geschichtswerkes in engerem Rahmen, andererseits als eine Erläuterung desselben dar. Der Stoff des Buches erscheint daher in zwei Theile gegliedert, in einen umfangreicheren „erzählenden“ (S. 1—211) und in einen kürzeren „systematischen“. Jener greift aus Livius in chronologischer Folge die typischen Gestalten und maßgebenden Ereignisse der römischen Gegenwart und Geschichte heraus und bietet zunächst in 33 Capiteln die römische Historie von Aeneas Ankunft in Italien bis zum Schluss der Samniterkriege, woran sich anhangsweise ein „Ausblick“ auf die Folgezeit: die vollständige Unterwerfung Italiens und die Gewinnung der Weltherrschaft durch Rom und zweitens eine Skizze des Lebens und der Zeit des Livius knüpft. Dieser, der „systematische Theil“ oder der sachliche Commentar zur obigen Erzählung gliedert sich in zwei Abschnitte, deren erster (S. 212—236) eine Geographie und Ethnographie Altitaliens enthält, während der folgende (S. 237—273) das innere Staatsleben oder Gemeinwesen der römischen Republik nach den wichtigsten Gesichtspunkten kennzeichnet.

Der Anhang bietet (274—277) eine nur die wesentlichsten Innenmarkierende „Zeittafel“, eine Übersicht der „Münzen und Maße“, einen Schlüssel für die „Abkürzungen der römischen Vornamen“ und eine Erklärung der drei möglichst ökonomisch gehaltenen Bildertafeln, auf denen ein Kärtchen Italiens, Abbildungen im Bereiche des römischen Kriegswesens und ein Plan von Rom vorgebracht erscheinen. Das Büchlein macht den Eindruck sachgemäßer Stoffwahl und Darstellung und dürfte als Hilfswerk Lehrern und Lernenden im öffentlichen und häuslichen Unterricht willkommen sein.

2. Krämers historisches Lesebuch behauptet durch zweckmäßige Auswahl, getreue Übersetzung, die doch auch wieder nach dem Geiste der deutschen Sprache Gewalt anthut, und durch ziemlich gleichmäßige Berücksichtigung der Hauptperioden des deutschen Mittelalters einen der vordern Plätze im Kreise der jetzt immer mehr anschwellenden Publicationen dieser Art.

Wir sagen „ziemlich“ mit Bezug auf die Gleichmäßigkeit der Stoffvertheilung, weil der Herausgeber die beiden Hauptperioden I: „Die älteste Zeit bis zu Karl d. Gr.“ und II: „Von Karl d. Gr. bis zum Interregnum“ mit viel Geschick abgewogen hat und auch die III. (Schluss-) Periode „von Rudolph von Habeburg bis Maximilian I.“ verhältnismäßig mehr berücksichtigt als dies bei manchen seiner Vorgänger der Fall ist. Immerhin scheint doch dem Referenten manches gerade in diesem Schlusstheile minder glücklich ausgewählt, und andererseits manches wieder, was dankbarer gewesen wäre, bei Seite gelassen. So ist z. B. der goldenen Bulle von 1356 ein unverhältnismäßig großer Raum (S. 424—438. 14 SS.!) zugewiesen, während es doch ungleich nützlicher und zweckmäßiger gewesen wäre, sich hinsichtlich des erwähnten Reichsgesetzes auf eine charakteristische Probe zu beschränken und dafür an dem, was zur Charakteristik Karls IV. ein Petrus Zittaviensis, Benessius de Weitmil und vor allem die Autobiographie Karls IV. beitragen nicht ganz vorüber zu gehen. Das „Decret über die Absetzung Wenzels vom 20. August 1400“ — bekanntlich eine der bedenklichsten Auslassungen kurfürstlicher Parteitaktik, hätte sich vielleicht besser durch die Charakteristik Wenzels bei dem Zeitgenossen Ed. Dyncel ersetzen lassen. Eine zeitgenössische Stimme über K. Sigismund fehlt gänzlich, und doch bietet Aeneas Silvius in seinem Schreiben *de viris illustribus*, Eberhard, Windeck u. A. genügendes Material für die Zeiten Kaiser Friedrich III. Ließe sich denn doch aus Aeneas Silvius „*historia Friderici*“, aus Eberhard, Windeck, aus den „*Zeittungen*“ oder „*Hofmären*“ jener Epoche Charakteristisches genug herausgreifen: so für seine erste Romfahrt, die Zusammenkunft mit dem Burgunder in Trier, den Neusser Krieg u. s. w. Auch Maximilian I. ist nicht sonderlich gut weggekommen; denn man muss sich da mit der Stilübung des abenteuernden Hofgeistlichen bescheiden, während doch der Teuerdank, der Weiskopf, die Humanistenliteratur jener Zeit, Pirckheimers „*beleh-*

Verhandl. d. 3. deutschen Geographentages, ang. v. J. Ptaschitz. 369

„Helveticum“ und die fliegenden Blätter jener bewegten Tage des markbaren Stoffes nicht wenig boten. Diese frommen Wünsche hat Bel auf dem Herzen; sie sollen den Wert des Gebotenen nicht herabdrücken.

Lexikon deutscher Stifter, Klöster und Ordenshäuser, herausgegeben von O. Freiherr Grote Osterwieck a. H. — Comm.-Verlag von A. W. Zickfeldt. (Vollständig in circa 20 Lief. Pr. pro Lief. 1 Mark) 1—4 Lief. 8°. (auf 20 Lief. à 1 Mark berechnet).

Der Verf. des 9bändigen Werkes „Münzstudien“, einer Arbeit von großem Fleiß und nicht geringerer Fachgelehrsamkeit, kommt mit seinem Lexikon einem wirklichen Bedürfnis entgegen. Grote beschränkt sich auf Deutschland im engeren Sinne, schließt somit Deutsch-Österreich, Böhmen, Mähren und Österreichisch-Schlesien aus, was insofern bedauerlich ist, als abgesehen von dem mittelalterlichen Verbands dieser Gebiete mit dem deutschen Reiche, die Relation der Ordensklöster die Aufnahme der österreichischen in den genannten Ländergruppen nahelegt. Doch darf man darüber mit dem Verf. nicht rechten, da er seinem Werke strenge Grenzen setzen wollte. Die vorliegenden vier Hefte reichen von Aachen bis Hammönster. Jedem Klostersnamen ist eine möglichst knappe Gründungs- und Bestandgeschichte und die thunlichst vollständige Literatur beigegeben. Möge der Verf. mit gewohnter Ausdauer das gewerbliche Werk bald zu Ende führen!

Graz.

F. Krones.

Verhandlungen des dritten deutschen Geographentages zu Frankfurt a. M. Am 29., 30. und 31. März 1883. Mit zwei Karten. Berlin 1883. Verlag von Dietrich Reimer. 8°. 208 SS.

Der dritte deutsche Geographentag, der in der Stadt Frankfurt a. M. mit einer Ansprache von Prof. Dr. J. Rein eröffnet wurde, fand eine sehr warme und sympathische Aufnahme daselbst, die sich dies in der Begrüßung der Versammlung durch den Vorsitzenden des Frankfurter Vereines für Geographie und Statistik, Geheimen Sanitätsrath Dr. G. Varentrapp, und in der Begrüßung durch den Oberbürgermeister dieser Stadt, Dr. Miquél, zeigte.

Mit diesem Geographentag stand auch eine geographische Ausstellung in Verbindung, die gewiss zur Vermehrung jener bleibenden Anregungen beitrug, welche der dritte Geographentag seinen Anwesenden (derselbe zählte 504 Theilnehmer) bereitet hat. Es sei hier gleich hervorgehoben, dass XI Gruppen von Objecten ausgestellt wurden, und zwar brachte Gruppe I. Ansichten, Pläne, Umgebungskarten von Frankfurt a. M. von 1550 bis auf die neueste Zeit;

Gruppe II. (Historische Abtheilung) Kartenwerke aus älterer Zeit bis zum Schlusse des 18. Jahrhunderts;

Gruppe III. Entwicklung der Terraindarstellung auf unseren Karten seit Ende des vorigen Jahrhunderts in 5 Abtheilungen mit 178 Nummern;

Gruppe IV. Diverse neuere Karten (politische, Verkehrskarten, Geologische Karten, Bergbaukarten, Bevölkerungs- und statistische Karten). 62 Nummern;

Gruppe V. Karten zur Alpenkunde. 17 Nummern;

Gruppe VI. Schul- und Hand-Atlanten. 55 Nummern;

Gruppe VII. Pläne. 24 Nummern;

Gruppe VIII. Globen, Reliefs und Veranschaulichungsmittel für den mathematisch-geographischen Unterricht wie Armillarsphären, Tellurien etc. 62 Nummern;

Gruppe IX. Schulwandkarten. 65 Nummern;

Gruppe X. Geographische Werke. Abbildungen und Reise-literatur. 209 Nummern;

Gruppe XI. Chinesisch-japanische Karten, circa 32 Nummern, größtentheils aus dem Besitze Professor Reins so wie durch die Beisteuern anderer Japankenner wie der Herren B. Haassenstein, Müller-Beck usw., sowie der japanischen Ministerien.

Die Verhandlungen des Geographentages enthalten I. Vorträge und zwar:

1. Von Dr. Pechuel-Loesche in Leipzig: der Gebirgsaufstieg des Congo.

2. Von Prof. Dr. Friedrich Ratzel in München: die Bedeutung der Polarforschung für die Geographie.

3. Von Dr. Max Buchner in München: Über die Kibnographie Südwestafrikas.

4. Von Prof. Dr. Günther in Ansbach: die neueren Bemühungen um schärfere Bestimmung der Erdgestalt.

5. Von Lieutenant Wißmann: die Durchkreuzung des äquatorialen Afrikas.

6. Von Albrecht Penck: Einfluss des Klimas auf die Gestalt der Erdoberfläche.

7. Von Dr. W. Cramer in Gebweiler: über die Bedeutung Emil Sydows für die Entwicklung der wissenschaftlichen Erdkunde.

8. Von Dr. Richard Lehmann in Halle a. S.: die Thätigkeit der Centralcommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland.

9. Von Dr. Neumayer in Hamburg: Bericht über den Stand der deutschen Polarforschung an den III. deutschen Geographentag. Hiezu 2 Karten.

II. Vorträge über schulgeographische Fragen und zwar

1. Heimatskunde, eine Vorbereitung zur Erdkunde. Von Dr. Friedrich August Finger.

2. Über kartographische Darstellbarkeit verschiedener Gegenstände. Ein Beitrag zum Kartenzeichnen in der Schule. Von Jaroslav

Königk. Professor an der k. k. böhmischen Lehrerbildungsanstalt in Prag.

3. Die geographischen Schulbücher Michael Neanders. Ein Beitrag zur Geschichte des geographischen Unterrichts. Von Dr. F. Schuch. Realgymnasiallehrer in Gera.

4. Welche Grundsätze sollen bei Herstellung und Begutachtung von Schulwandkarten maßgebend sein? Von Seminarlehrer Cordes in Kassel.

III. Bericht über die Verhandlungen des dritten deutschen Geographentages und über die damit verbundene Ausstellung.

Wie in den früheren Berichten werden auch diesmal nur jene Momente hervorgehoben, welche auf die Schulgeographie Bezug nehmen. Dennoch können wir uns nicht versagen auf den Inhalt eines Vortrages kurz einzugehen, der zwar nicht in der Reihe der Vorträge über die schulgeographischen Fragen erscheint, der aber für die Schule ein besonderes Interesse haben dürfte; es ist der Vortrag des Dr. W. Cramer in Gebweiler „über die Bedeutung Emil von Sydows für die Entwicklung der wissenschaftlichen Erdkunde“, aus dem dasjenige hervorgehoben wird, was auf die Lebensverhältnisse dieses auch um die Entwicklung der Schulgeographie so hoch verdienten Mannes Bezug nimmt.

Emil Theodor von Sydow wurde am 15. Juli 1812 zu Freyburg in Sachsen geboren; sein Vater war Friedrich Wilhelm von Sydow, Hauptmann im 31. Infanterie-Regiment zu Erfurt; in dieses Regiment trat Emil Theodor 1829 als Fähnrich ein und machte im nächstfolgenden Jahre als Secunde-Lieutenant den Wechsel an die belgische Grenze mit. Nach drei Jahren kam er in die Divisionsschule zu Erfurt anfangs als Lehrer für Taktik, Instruction, Geographie und Terrainlehre; später vertrat er nur das Lehrfach der Geographie. In dieser Stellung schuf er seinen Wandatlas über alle Theile der Erde, welcher 1838—1847 bei Justus Perthes in Gotha erschien. Diesem Werke verdankte er seine Ernennung zum Mitgliede der Examinations-Commission in Berlin, wohin er nun 1843 übersiedelte. Der Aufenthalt in dieser Stadt, wo er mit Karl Ritter, Alexander von Humboldt und anderen berühmten Männern Verkehr trat, förderte seine kartographische Thätigkeit in hervorragender Weise; hier vollendete er seinen Wandatlas, schuf daselbst den methodischen Handatlas für das wissenschaftliche Studium der Erdkunde und schloß den Schulatlas.

Im Jahre 1849 wurde ihm der geographische Unterricht an der Preussischen Militär-Academie übertragen; dieser Unterricht wurde jedoch auf kurze Zeit unterbrochen durch seinen Rücktritt in den praktischen Dienst, welchen er bei der Mobilmachung und in dem kurzen russischen Feldzuge 1850 zuerst als Premier-Lieutenant und Com-

pagnieführer vom 31. Infanterie-Regiment, dann als Generalstabsoffizier der 4. Cavallerie-Division zu leisten hatte.

Darauf übernahm er als Nachfolger des Major von Hoo, des späteren Feldmarschalls und Kriegsministers, den Vortrag an der allgemeinen Kriegsschule, der jetzigen Kriegsakademie, wurde 1852 nach 23jähriger Dienstzeit zum Hauptmann befördert, erhielt 1854 die große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft und nahm 1855 seinen Abschied, um nach Gotha zu übersiedeln, wo er als Mitarbeiter der „Geographischen Mittheilungen“ und anderen Zeitschriften eine höchst bedeutende Wirksamkeit als Geograph und Kritiker entwickelte.

Im Jahre 1860 erfolgte sein Wiedereintritt in die Armee, er wurde zum Major befördert, dem großen Generalstabe attaché und übernahm aufs neue den Vortrag in der Militär-Geographie an der Kriegsakademie, wobei er eine Reihe von Karten und kriegsgeschichtlichen Specialstudien anfertigte, von denen einige veröffentlicht wurden, während andere noch als Manuscript vorliegen sind.

Während des Feldzuges 1866 blieb von Sydow in Berlin den stellvertretenden Generalstabe zugetheilt, in welcher Stellung er sich ein hervorragendes Verdienst um die kartographische Ausrüstung der preußischen Armee erwarb.

Im Jahre 1867 wurde bei dem Großen Generalstabe als Nebenetat für wissenschaftliche Zwecke gegründet und Oberlieutenant von Sydow zum Chef der neu zu schaffenden geographisch-statistischen Abtheilung desselben ernannt. Die Hauptarbeit dieser letzteren war die Redaction und Herstellung der gesammten kartographischen Ausrüstung der Armee, und wesentlich von Sydows Verdienst ist es, wenn in dem großen Kriege 1870/71 in dieser Beziehung auch hochgestellten Anforderungen in überraschender Weise genügt wurde.

Emil von Sydow hatte in seiner Familie schwere Schicksalsschläge zu verwinden. Von seinen drei Söhnen war der älteste 1866 bei Burgersdorf gefallen; der zweite fiel 1870 in der Schlacht bei Gravelotte, der dritte wurde aus derselben Schlacht ansehnlich tödtlich verwundet ins Elternhaus gebracht. Während er langsam erholte, starb die Mutter nach langen Leiden, und am 13. October 1873 schloß auch der hart geprüfte Emil von Sydow seine Augen, ein Opfer der Cholera und des in ihrem Gefolge eintretenden typhoiden Fiebers.

Von den drei Vorträgen über schulgeographische Fragen dürfte wohl jener des Jaroslav Zdeněk, Professor an der k. k. böhmischen Lehrerbildungsanstalt, „über kartographische Darstellbarkeit verschiedener Gegenstände. Ein Beitrag zum Kartenzeichnen“ das meiste Interesse für sich in Anspruch nehmen. Der Inhalt des Vortrages ist kurz folgender: Nach der Ansicht des

man lassen sich sämtliche Gegenstände, die kartographisch zur Anschauung gebracht werden sollen, ihrer Darstellbarkeit nach in Typen theilen, und zwar umfasst die erste Gruppe Gegenstände, sich mit aller Bestimmtheit darstellen lassen; diese erscheinen auf der Karte als geometrisch richtiges Bild des Gegenstandes in der horizontalen Projection; dahin gehören die horizontale Gliederung des Landes, die Darstellung der hydrographischen Verhältnisse, die Anordnung der Zeichen für bewohnte Orte, die Verzeichnung der politischen Einteilung, der Eisenbahnen, Straßen, wobei jedoch zu merken ist, dass auch hier bei Karten kleinen Maßstabes eine Beschränkung eintritt.

Die zweite Gruppe enthält Gegenstände, die nur durch conventionelle Zeichen dargestellt werden. Dahin gehören die topographischen Zeichen, dann in gewisser Hinsicht das Gradnetz, deren Darstellung wohl ganz bestimmten Regeln folgt, die auf Symmatik und Description basieren, aber dennoch nie dem Bilde entsprechen, das man beim Anblicke des Globus hat.

So weit es sich um Schulkarten handelt, besteht in der Wahl der conventionellen Zeichen hinreichende Gleichförmigkeit.

Der Redner schreitet nun zur Beantwortung der Frage, wie Kartenzeichnen in der Schule sich zu diesen zwei Gruppen verhalten, und hebt hervor, dass die angeführten Typen bis auf das Gradnetz für die Kartenskizzen ganz geeignet sind. Das Kartenzeichnen, fährt er fort, könne entweder eine möglichst genaue Wiedergabe des Originals unter Benützung desselben anstreben, und dann eigne sich der Zeichenatlas von Kirchhoff-Lehmann-Debes, oder aber es könne die Aufgabe gestellt, dass der Schüler auch aus dem Gedächtnisse, also ohne Benützung der Vorlage eine richtige Skizze zu zeichnen vermöge: dann müsse man das vollständige Gradnetz aufgeben und sich mit der Zeichnung der Grundlinien begnügen; solche seien der Äquator, die Polarkreise, die Polarkreise, welche Linien besonders bei Darstellung größerer Erdstrecken zur Anwendung kommen, dann charakteristische Parallelen und Meridiane. Was die Projectionsarten betrifft, so empfiehlt sich nach des Redners Ansicht für die Skizzen am besten die Merkators-Projection.

Zur Illustration des Gesagten entwirft der Redner in aller Eile zwei Kartenskizzen, zunächst die Südküste Asiens, der Äquator und der Wendekreis ferner der 50. M. als Grundlinien gezogen sind, dann eine Skizze des Vierwaldstädter-Sees und seiner Umgebung (z. B. bei Erläuterung von Schillers Tell), wobei der 6. M. und der 47. P. als Orientierungslinien gebraucht werden.

Zuletzt entwirft er auf Grund der beiden genannten Linien eine Kartenskizze der Schweiz, enthaltend Seen, Flüsse, wichtige Pässe und Orte.

Der Redner wendet sich nun zur dritten Gruppe geographischer Objecte, der Darstellung der verticalen Gliederung und äußert sich kurz dahin, dass das Kartenzeichnen in dieser Richtung beinahe nichts bieten könne, weshalb er der Ansicht sei, man möge, nachdem die Bezeichnung der Gebirge mit starken Linien auf dem ersten Geographentag verworfen sei, von einer Bezeichnung der verticalen Gliederung in den Kartenskizzen ganz absehen; es genügen in der Kartenskizze Flüsse, Berggipfel und Pässe zur Eintheilung und Benennung der Gebirge, damit endlich einmal die Zeit erscheine, wo der ausübende Kartograph seine mühevollen und prächtigen Terraindarstellungen nicht mehr schädigen müsse durch Eintragung überflüssiger, weil meist unzureichender Namen.

Dieser Vortrag hatte eine eingehende und lebhaftes Discussion zur Folge, an der sich besonders Prof. Dr. Wagner und Prof. Dr. Kirchhoff theilnahmen. Ersterer bekämpfte die ausschließliche Anwendbarkeit der Merkators-Projection beim Kartenzeichnen und wies darauf hin, dass die wechselnden Distanzverhältnisse der Gradlinien die Merkators-Projection als Hilfslinien bei freihändiger Zeichnung ungeeignet machen; auch halte er eine Beschränkung auf die beiden Hauptdirectionen, die Nordsüdlinie und die Ostwestlinie für nicht ausreichend, wenn der Entwurf einen größeren Grad an Richtigkeit erreichen soll. Eine Herbeiziehung von Zwischenrichtungen erscheine daher wie im Unterrichte überhaupt notwendig.

Bezüglich der Terrainzeichnung billigte er jene Reserve, die sich Prof. Zdeněk hier auferlegt; es sei die Schwierigkeit, ein richtiges Bild zu geben, nicht zu verkennen, und sie liege darin, weil es an geeigneten Mitteln fehle, um rasch eine ganze Fläche mit dem Symbol der Terrainskizze zu bedecken; daher könne man kaum je in der Schule die Terrainskizze anführen und müsse sich auf einige Andeutungen beschränken. Um so eifriger nimmt sich Prof. Kirchhoff der Terrainzeichnung an und indem er auf die Terrainskizze der Schweiz, die inzwischen Director Matzat mit großer Schnelligkeit entworfen hat, sowie auf die von den Herren Dr. Lehmann, Dr. Regel, Holzthauer ausgelegten Schulhefte hinweist, in denen die Methode (die Andeutung der Höhen durch stärkere oder schwächere Schraffur) zur vollgiltigen Anwendung gekommen ist, gibt er zu bedenken, dass es doch nur ein misliches Stützwerk wäre, wenn diese von ihnen warm empfohlene Methode zur Zeichnung nur die Umrisse des Landes, die Flußläufe und die Lage der Städte bezeichnen könnte. Ja der Gegner würde darin nur einen berechtigten Anhalt für seine Angriffe finden, indem er sagt: Wo bleibt denn das Moment, das uns seit Ritter und Humboldt aus besonders eingeschärft ist?

Prof. Zdeněk vertheidigt seinen Standpunkt und bemerkt, dass dort, wo die Anwendbarkeit der Merkators-Projection zu einer auffälligen Verzerrung des Bildes führe, man von dem Zeichnen

zeichnen könne; es sei ja doch überhaupt fraglich, ob man solche Theile, wie z. B. Nordasien zeichnen müsse.

Die Beschränkung auf die beiden Hauptdirectionen deute nur das Minimum der Hilfslinien zum Zeichnen an, schließe also keineswegs die Anwendung von Diagonalen aus. Was endlich die Terranzzeichnung betrifft, bemerkt Prof. Zdeněk, so habe er das Terranzzeichnen durchaus nicht verwerfen wollen; er ziehe es aber vor den Schülern lieber nichts zu geben, als etwas, was nur einen ungelähmten Anhalt biete. Darauf wurde die Debatte geschlossen.

Wien.

J. Ptaschnik.

Die Elemente der Planimetrie in ihrer organischen Entwicklung.
Von Dr. E. Schindler, Professor am Joachimthal'schen Gymnasium in Berlin. In vier Stufen. Berlin 1883. Verlag von Julius Springer.

In der ersten Stufe des vorliegenden Buches wird die wirkliche Größe der Grundgebilde der Planimetrie, in der zweiten die wirkliche Größe der Umfänge der Figuren, in der dritten die scheinbare Größe der ebenen Gebilde und die Fläche der Figuren behandelt. Die vierte uns noch nicht vorliegende Stufe der Elemente der Planimetrie wird die meßbaren Beziehungen der Figuren und die Entwicklung der Analyse umfassen. Verfolgen wir den Lehrgang in diesem Buche, so finden wir eine wohlthuende genetische Behandlung des Lehrstoffes. Die Anschauung tritt in den Vordergrund und wird mit Recht als das Fundament der gesamten Entwicklung der wissenschaftlichen Geometrie betrachtet. Aus diesem Grunde findet man in dem vorliegenden Lehrbuche der Planimetrie eine eingehende Berücksichtigung der Constructionen geometrischer Gebilde; doch auch die eigentliche mathematische Deduction der Beweise hat ihre volle Würdigung erfahren. In letzterer Beziehung möchten wir erwähnen, dass die Beweisführung an manchen Stellen zu umständlich und ausführlich erscheint. Kürzungen hie und da hätten bewirkt, dass Raum für Übungsaufgaben, die man in dem Buche vergeblich suchen wird, erspart worden wäre. Der Verf. ist nicht richtiger Ansicht, wenn er glaubt, dass das Breittreten der einzelnen Partien sei didaktisch wichtig; vor allem geht die Übersicht bei einem so gearteten Vorgange verloren und der Schüler vermisst nur zu leicht den leitenden Faden. Dadurch wird auch nicht dem Selbststudium gedient, welches der Verf. bei der Abfassung seines Buches vor Augen gehabt zu haben scheint. Zum Selbststudium geeignete Bücher müssen nach der Ansicht des Referenten so, wie die trefflichen Lehrbücher von Helmes, Hens und Eschweiler u. A. verfasst sein. Immerhin wird man aber angesichts der methodischen Behandlung des Lehrgebäudes der Geometrie, wie wir sie im allgemeinen hier antreffen, leicht die manchmal breiten Erörterungen vergessen.

Zu bemerken wäre noch, dass manche Sätze in sprachlicher Beziehung viel zu wünschen übrig lassen. So, um nur einiges zu

erwähnen: Der Satz, „wenn Dreiecke, die in ihren Grundlinien und in ihren Höhen übereinstimmen, mit ihrer gleichen Grundlinie congruent sind usw.“ (S. 104, III.) ist dahin zu verstehen, dass nur gleichflächige Dreiecke auf derselben Grundlinie ruhen.

„Die Flächenvorstellung gehört zu den Größen“ (S. 90, III) ist jedenfalls auch ein recht sonderbar gefasster Satz. Nachzutraz geben auch Sätze der folgenden Art: „Ein gegebener Kreis kann in Bezug auf einen gegebenen Punkt durch Multiplication eines Raths mit einem gegebenen Verhältnis multipliciert werden (S. 83, III) Ausdrücke dieser Art, die — wenn sie auch noch so correct von Verf. aufgefasst werden — nur allzuleicht zu Schwierigkeiten oder unrichtigen Auffassungen Anlass geben können, dürfen in einem Lehrbuche nicht vorkommen. Jedenfalls sind diese Mängel schwerwiegender als die früher erwähnte unangenehm sich fühlbar machende Breite der Darstellung.

Sammlung von arithmetischen und algebraischen Fragen und Aufgaben, verbunden mit einem systematischen Aufbau der Begriffe, Formeln und Lehrsätze der Arithmetik; für höhere Schulen von Dr. Hermann Schubert, Oberlehrer an der Gelehrtenschule des Johanneums in Hamburg. 1. Heft. Potsdam 1883. Verlag von Aug. Stein.

Das vorliegende Buch erfüllt einen doppelten Zweck: es kann als Lehrbuch und als Aufgabensammlung dienen; denn der Verf. hat einmal in systematischer Weise den Aufbau der Begriffe, Formeln und Lehrsätze der Arithmetik und Algebra dargestellt, dann hat er zur Einübung dieses Lehrstoffes ein sehr umfangreiches und instructives Aufgabenmaterial beigegeben. Das Buch enthält die Grundoperationen mit allgemeinen Zahlen, die Lehre von den Proportionen, die Theilbarkeit der Zahlen, das Wichtigste über Zahlensysteme, die Theorie der Decimalbrüche und die Gleichungen des ersten Grades mit einer und mehreren Unbekannten, unter welchen die der griechischen Anthologie entnommenen Gleichungen letzteresse erregen werden. Den Schluss dieses Heftes bilden die arithmetischen Reihen erster Ordnung. Im zweiten Hefte wird der arithmetische Lehr- und Übungsstoff bis zum binomischen und pot-nomischen Lehrstoff inclusive fortgeführt werden und es wird dieses Heft anhangsweise mehrere einfachere Probleme der algebraischen Analysis und der Theorie der höheren Gleichungen im besonderen enthalten.

Die Anlage des Buches ist eine gelungene, die sorgfältige Durchführung der einzelnen Partien ist lobenswert. Wir empfehlen dieses Buch insbesondere als Übungsbuch aufs beste.

Regeln der Bruchrechnung (gemeine und Decimalbrüche)
von G. Arendt, Professor am kgl. französischen Gymnasium zu Berlin. Für Gymnasien und Realschulen. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. Berlin 1882. Verlag von F. A. Herbig.

In diesem kleinen Buche werden die Sätze der Bruchrechnung in dieselben leitenden Gesichtspunkte, wie sie in dem viel besprochenen Rechenbuche von Harms und Kallius vorgefunden werden, leicht und meist an instructiv gewählten Beispielen demonstriert. Besondere Sorgfalt ist den abgekürzten Rechnungen mit Bruchzahlen gewidmet; auch wurden die Fehlerbestimmungen bei den abgekürzten Rechnungen auf das Erheben zum Quadrat und Kubus und auf die Quadratwurzel und Kubikwurzel ausgeführt. — Von größter Wichtigkeit für das praktische Rechnen ist der dritte Abschnitt, in welchem unter anderen die decimalen Münz-, Gewichts- und Gewichts-systeme erörtert werden, ferner der Anhang, in welchem wir neben besonderen Regeln des schriftlichen Rechnens drei Tafeln antreffen, welche auf die dreistelligen Logarithmen natürlicher Zahlen, auf die Logarithmen der trigonometrischen Functionen und auf letztere selbst Bezug nehmen.

Logarithmisch-trigonometrische und andere für Rechner nützliche Tafeln. Für Techniker, sowie für den Schulgebrauch von Dr. Montz Rühlmann und Dr. M. Richard Rühlmann. Neunte, vollständig umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig 1883. Arnoldische Buchhandlung.

Die Rühlmann'schen Tafeln erfreuten sich in ihren früheren Auflagen einer großen Beliebtheit und man wird wohl behaupten können, dass die Rechner sie in der nun vorliegenden neunten Auflage noch freudiger begrüßen werden, da wichtige Änderungen in derselben vorgenommen sind und mehrere bemerkenswerthe Zusätze eingefügt wurden, welche gewiss dazu beitragen werden, diesen Tafeln in den Kreisen der Ingenieure, Physiker und Chemiker Freunde zu erwerben. Wir finden in der neuen Auflage eine auch ausführliche Erläuterung der einzelnen Tafeln, in welcher die Theorie der Logarithmen in ihren Grundzügen zur Darstellung gelangt; dadurch wurde jedenfalls die Vervollständigung des schönen Werkes erzielt.

Die Tafeln sind sechsstellige, da — wie die Verf. mit Recht bemerken — gute fünfstellige Tafeln in großer Anzahl vorhanden sind und da viele Rechner es vorziehen, statt mit fünfstelligen Tafeln zu rechnen, deren letzte Ziffer mit einem Strich versehen (als zu groß) ist, eine Stelle mehr beizubehalten und dafür weniger sorgfältig beim Interpolieren zu verfahren. — Es finden diesmal die logarithmischen Tafeln in ihrer ganzen Ausdehnung mit Proportionaltafeln versehen, wodurch die Interpolation eine wesentliche Erleichterung erfährt.

Eine von den Neuerungen, die wir in den vorliegenden Tafeln finden, ist die, dass in den logarithmisch-trigonometrischen Ta-

bellens negative Charakteristiken gebraucht werden, was jedenfalls nur zu billigen ist.

Man kann von der großen Reichhaltigkeit dieser Tafeln nur einen Begriff bekommen, wenn man erwägt, dass außer den Logarithmen der Zahlen, der goniometrischen Functionen, den natürlichen goniometrischen Functionen, der Angabe der Längen der Kreistücke für den Radius 1, der Verwandlung der Minuten und Secunden in Decimalbrüche eines Grades und der natürlichen Logarithmen der Zahlen von 1—100 in diesem Buche noch Tafeln enthalten sind, durch welche Kreisumfänge und -Inhalte, Quadrate, Kuben, Quadratwurzeln und Kubikwurzeln angegeben werden, wenn man ferner in Rücksicht zieht, dass außer diesen rein mathematischen Tafeln auch solche für barometrische Höhenmessungen, Maß- und Gewichtvergleichungstabellen, Tabellen aus der Zinseszinsen- und Rentenrechnung, auch eine Mortalitätstafel vorhanden sind und zahlreiche Constanten aus der Astronomie und aus allen Theilen der Physik und Chemie angegeben werden.

Der Druck des Buches ist deutlich und — soweit sich Referat überzeugen konnte — correct; die Ausstattung lässt nichts zu wünschen übrig. Wir können im Interesse der guten Sache die Logarithmentafeln von Rühlmann zum Privatgebrauche bestens empfehlen; dem Schulgebrauche tritt allerdings der Umstand entgegen, dass für denselben durch behördliche Erlässe feststehende Logarithmentafeln normiert sind.

Tafeln der Logarithmen und anderer beim mathematischen Unterrichte unentbehrlicher Zahlenwerte für Mittelschulen herausgegeben von Karl v. Ott, Director der 2. deutschen Oberrealschule und a. o. Prof. an der Technik in Prag. 2. verbesserte Auflage. Prag 1883. J. G. Calvo'sche k. k. Hof- und Universitätsbuchhandlung.

In der zweiten Auflage der recht handlichen Logarithmentafeln von Director v. Ott findet man eine Reihe von Tafeln, die dem Unterrichte von Belang sind und in der ersten (1874 erschienenen) Auflage nicht enthalten waren. Diese Tafeln beziehen sich zum Theil auf die Renten- und Versicherungsrechnungen, zum Theil auf geometrische und geodätische Constanten. Dass der Verf. unter anderem auch die Tafel der Potenzen von 10, wie sie von Long aufgestellt wurde, aufgenommen hat, kann nur gebilligt werden; mittelst dieser Tafel kann man nämlich in leichter Weise die numerische Auswertung des Brigg'schen Logarithmus einer Zahl zeigen. Wir finden auch die Nebeneinanderstellung der natürlichen und Briggschen Logarithmen der Primzahlen, wie wir sie in den vorliegenden Tafeln antreffen, recht zweckentsprechend bei der Vergleichung dieser erwähnten beiden logarithmischen Systeme. Die Angabe der Logarithmen der Primzahlen von 1—1063 auf elf Decimalstellen wird man in manchen Fällen mit Vortheil benützen können, wenn

stehende Rechnungen handelt. — Zu
welche auf die Zinsseszinsen-
eine Erweiterung erfuhren,
wurden.

den Unterrichts-

benen Geometrie.

rofessor an der Real-
den Text eingedruckt
die Verlagsbuchhandlung.

Geometrie von Komme-

zuzu drei Decennien erschien,

liegenden Hauptgedanken, die

er zusammengehörigen Lehrsätze

manchen Stellen aber Erweiterungen

erricht sich als unbedingt notwendig

sonders von leichteren Übungsaufgaben

gehenderen Behandlung der geometri-

mit vollem Rechte ein Platz im geometrischen

werden muss. Es ist auch in der Planimetrie

heit auf derartige Aufgaben aufmerksam zu

braucht zu einfacheren Problemen dieser Art nicht

die Geometrie ins Treffen zu führen.

im vorliegenden Lehrbuche der Planimetrie, welches in

nicher Weise die Entwicklung der Hauptlehrsätze derselben

ndet man die constructive und rechnende Geo-

rie in gleicher Weise berücksichtigt. Es ist instructiv, wenn

— wie in diesem Lehrbuche geschieht — die aus dem pytha-

ischen Lehrsätze folgenden Theoreme auf constructivem Wege

Schüler vorführt. — Etwas zu breit scheint dem Referenten

Einführung in die Lehre von der Proportionalität der

eben geboten zu sein; insbesondere gilt dies von §. 90, in wel-

die Lehre von den Proportionen zu extensiv behandelt wurde.

von Interesse und auch nützlich in der Theorie der regulä-

Vielecke sind die in §. 124 enthaltenen Theoreme, welche

reguläre Fünfeck betreffen. Überhaupt muss der Behand-

der Vielecklehrsätze alle Anerkennung gezollt werden; die

chnung des regulären Zehnecks wird mit aller Ausführlichkeit

der Tabelle dargestellt.

Referent ist der festen Überzeugung, dass das vorliegende

nach der ebenen Geometrie in seiner jetzigen Form sich für den

unterrichtsgebrauch recht gut eigne und bald die Gunst der Schul-

ler gewinnen werde. Nur möchte Referent wünschen, der Herr

Verleger möge in der nächsten Auflage noch einige wesentliche

der rechnenden Geometrie, z. B. die Beziehungen zwischen

und umschriebenen Kreis, aufnehmen.

Wien.

J. G. Wallentin.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Über die Hausaufgaben, insbesondere die lateinischen und griechischen.*)

Seit Jahresfrist, seitdem durch einen speciellen Erlass die Verpflichtung eine allgemeine wurde, die im Organisationsentwurf bestimmte Anzahl von Haus- und Schularbeiten genau einzuhalten, erregt im Gemüthe der Professoren an den Mittelschulen das Thema über die Hausarbeiten, und von allen Seiten erhebt man Klagen über die hierdurch geschaffenen Zustände. Diese Thatsache, sowie jene, dass es überhaupt für nothwendig erachtet wurde, durch einen eigenen Erlass die Bestimmungen des Organisationsentwurfes zu reactivieren, beweisen, dass dieselben in praxi längst nicht mehr allgemein zur Richtschnur dienten, und dass sich allenthalben bereits ein Usus eingelebt hatte, der, in erster Linie wohl dem praktischen Bedürfnisse Rechnung tragend, nicht mehr mit jenen ursprünglichen Bestimmungen im Einklange war.

Ein Jahre lang unter den Augen der Behörden bestehender Usus erhält hierdurch eine gewisse rechtliche Basis, seine plötzliche Abolition muss wohl durch gewichtige Gründe veranlasst worden sein. Wenn nun nun gegen dieselbe einstimmig alle dadurch betroffenen Kreise erheben, so muss auch das gewisse seine sachlichen Gründe haben. Demnach erscheint es nothwendig einmal objectiv das Für und Wider beider Standpunkte mit aller Offenheit zu prüfen.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst, wie sich im Detail die Bestimmungen des Organisationsentwurfes¹⁾, — also die jetzige Ordnung der Dinge — ausnehmen. Nehmen wir zunächst das Lateinische.

- I. Classe: wöchentlich eine halbtägige Schularbeit.
- II. " " " " "

*) Die Redaction hat den vorliegenden Aufsatz, welcher zunächst durch einen Erlass des niederösterreichischen Landeschulrathes herangezogen wurde, aufgenommen, um den Anschauungen, welche in Lehrkreisen obwalten, Gelegenheit zum Ausdruck zu geben, erklärt aber ausdrücklich, dass sie keineswegs ihre eigene Ansicht mit jenen Anschauungen identificiert.

Anm. d. Redaction.

¹⁾ Mir liegt der unveränderte Wiederabdruck des Textes vom Jahre 1849 (Wien, im k. k. Schulbücher-Verlag 1871) vor.

		und zwei Hausaufgaben per Monat,	
Classen I. Semester	{ zwei Schularbeiten vier Hausarbeiten }	per Monat,	
II. "	{ zwei Schularbeiten " Hausarbeiten }	"	
"	{ zwei Schularbeiten " Hausarbeiten }	"	
Obergymnasium	{ zwei Hausarbeiten eine Schularbeit }	"	

Zuvörderst ist es nothwendig darzulegen, welchen Zeitaufwand Haus- und Schulaufgaben in der Schule erfordern. Derselbe hängt sehr von der Methode ab, die richtige Methode aber ergibt sich aus Zwecke der Aufgaben.

Haus- und Schulaufgaben nun sind im allgemeinen in erster Linie Aufgaben, durch welche die Schüler das mit ihnen an der Hand der Grammatik und des Übungsbuches durchgenommene grammatikalische Materiale anzuwenden gewöhnt, d. h. dahin geführt werden sollen, das ihnen anfangs die Grammatik, später Lectüre und Grammatik geboten, es ihnen nun im Gewande der Muttersprache entgegentritt, in die sie die Sprache präcis und adäquat umzusetzen. Ihr Zweck ist also, ein Lernen bei beiden in Hinsicht auf Gewandtheit und Correctheit; die Hausaufgaben bieten einen sprodereren, schwierigeren, weiter hergehenden Stoff, die Schulaufgaben aber das durch oftmalige Übung erhaltene und das eben Durchgearbeitete, das noch frisch im Gedächtnisse haftet. Insofern namentlich die Schularbeiten unverfälschte Ausweise von dem Wissen und Können der Schüler sind, gelten sie als Prüfungsacte¹⁾, ihr Zweck aber ist ein Üben.

Ist aber dieser Zweck schon erreicht, wenn der Schüler die Arbeit liefert und der Lehrer seine Striche unter die Fehler gemacht hat? Das nicht. Jede Arbeit kommt erst dann zu ihrem vollen Werte, wenn sie mit den Schülern nachträglich gründlich durchgearbeitet, alles, was sich an grammatischem Materiale vorfindet, durchgesprochen, mangel-

¹⁾ Dieser Schulzweck, um mich so auszudrücken, der jedenfalls ein anderer ist, sollte nicht übermäßig betont werden; dann würden auch Compositionen nicht so viel Furcht erregen und von den Schülern mit mehr Ruhe und weniger Ängstlichkeit gearbeitet werden; überhaupt ist es für schädlich, wenn der Lehrer stets nur mit dem Kataloge der Hand mit dem Schüler verkehrt. Das ewige förmliche Prüfen der Schüler, das Classificiren jeder Antwort drückt das moralische Gefühl der Schüler herab, und der Unterricht in der Schule wird dadurch nur leicht ein bloßes, continüierliches Abfragen. Den Schülern und mit ihnen den Eltern werden die Noten die Hauptsache, das Wissen und Können ist ihnen Nebensache. Charakteristisch dafür ist, wie unsere Lehrer, wenn sie von der Schule sprechen, nur von den Noten, die sie bekommen, erzählen. Unsere Knaben sagen: Du heute hab' einen Sechser, Zweier, Dreier bekommen, während wir — ich war in den ersten Classen an einer bairischen Lateinschule, wo mündliche Leistungen gar nicht censiert wurden — uns von dergleichen Ereignissen gar nichts gekonnt u. s. w.

hafte Partien sogleich wiederholt, mit den schwächeren Schülern die Fehlerhafte verbessert und der Grund, warum es fehlerhaft ist, erörtert; schließlich das pensum correctius auf die Tafel geschrieben wird. Erst damit hat die Schule ihre Pflicht gethan. Dazu ist aber Zeit erforderlich und es bedeutet somit jede Arbeit, ob Haus- oder Schularbeit, eine Stunde Correctur in der Schule. Sehen wir uns nun hiernach obige Ziffern an, so braucht in der I. Classe eine halbstündige Composition noch eine Stunde Correctur, es werden somit aus acht Stunden wöchentlich zur Ausarbeitung des vorgeschriebenen Pensums $6\frac{1}{2}$, womit gleichwohl ein Auskommen gefunden werden kann. Anders steht es in den übrigen Classen. Denn in der

II. Classe braucht man zu 4 halbstündigen Schularbeiten $2 + 4 = 6$

„ „ „ 2 „ Hausarbeiten eine Stunde Dictat
+ 2 = 3

somit fallen von 32 Stunden per Monat ab 9 Stunden

Dass in 23 Stunden das Pensum, das ohnehin für 32 Stunden übergrößer ist, nicht ohne die größte Überbürdung der Schüler und eine Aufopferung der Gründlichkeit geleistet werden kann, braucht keine Beweise.

²⁾ Um jedem Missverständnis zu begegnen, bemerke ich noch, dass für jede Hausarbeit eine halbe Stunde Zeit für die häusliche Ausarbeitung gerechnet ist. Für das Obergymnasium wird wohl kaum auch jeder zugestehen, dass selbst für Aufgaben dieses Umfangs eine Stunde zur Correctur benöthigt wird. im Untergymnasium, namentlich für die II. mag aber die Forderung zu hoch gegriffen erscheinen. Aber sie ist es nicht. Die Correcturstunde soll eine Repetitionsstunde sein, nicht nur die in der Aufgabe vorkommenden Regeln und Partien der Grammatik mit den Schülern, namentlich den schwächeren, durchgenommen werden, sondern, was sich fast immer von selbst ergibt, auch solche, in denen der eine oder andere der Schüler Lücken verrath, so soll dem ungefährlichen Verkehre des Lehrers mit dem Schüler gewidmet sein; dass da jedem fleißigen Lehrer die Stunde nur schnell vergeht, wird wohl niemand in Abrede stellen, der dieses Verfahren durchgemacht hat. Damit entfällt aber auch der Einwand, den man noch vorbringen könnte, die Aufgabe sei so kurz zu geben, dass eben selbst die gründlichste Correctur höchstens eine halbe Stunde Anspruch nehme. Vielmehr darf die Aufgabe, wie sie nicht zu lang sein darf, ebenso nicht zu kurz sein; denn es ist eine bestimmte Menge grammatischen Stoffes vorhanden, der durchzuarbeiten ist; dass aus einer halb so langen Aufgabe nicht das grammatische Pensum einer solchen Arbeit, wie sie von mir als regular angesetzt ist, verfertigt werden kann, ist selbstredend. Aber selbst wenn die Arbeiten den geringsten Umfang haben, der zulässig ist, ohne dass der Zweck und die Bedeutung derselben herabgedrückt wird, auch dann findet der besorgliche Lehrer, namentlich bei den schwächeren Schülern, noch reichlich Stoff für die ganze Stunde. Also noch einmal sei es betont: Die Aufgaben und zwar gleichviel ob Haus- oder Schulaufgaben, die ihrer zweckentsprechenden Einrichtung nach größere Partien der Grammatik umfassen, erheischen, sollen sie ihren Zweck ganz erfüllen, eine Stunde zur Correctur, die der Wiederholung gewidmet ist.

der III. Classe im I. Sem. brauchen 2 Schularbeiten $2 + 2 = 4$ Stunden
 „ „ 4 Hausarbeiten $2 + 4 = 6$ „

vorgeschriebenen Aufgaben consumieren also. . . . 10 Stunden.

Nun sind nach den Bestimmungen des Organisationsentwurfs von sechs wöchentlichen Lateinstunden im Maximum drei der Grammatik zuzuthun = 12 Stunden per Monat.

Also von 12 Stunden entfallen 10 auf die Haus- und Schularbeiten: ausdrücklich und mit Recht bestimmt derselbe Organisationsentwurf, dass die Zeit zu den Aufgaben nicht den Lectürestunden abgebrochen werden dürfe. Es verbleiben also zur Durchnahme und Einübung der ganzen Jahr per Monat zwei Stunden, also im I. Sem. 12 Stunden, die doch einmal hinreichen die betreffenden Seiten aus der Grammatik auch mit den Schülern zu lesen.

Nicht viel günstiger steht es im II. Sem. der III. Classe.

Es brauchen die 2 Schularbeiten $2 + 2 = 4$ Stunden

„ „ 2 Hausarbeiten $1 + 2 = 3$ „

somit consumieren die Aufgaben 7 Stunden von den 12 Stunden im Monate; dass auch da das vorgeschriebene grammatische Studium nicht durchgenommen und eingeübt werden kann, wird eben- keinem Zweifel begegnen.

In der IV. Classe brauchen 2 Hausarbeiten $1 + 2 = 3$ Stunden

„ 2 Schularbeiten $2 + 2 = 4$ „

somit sämtliche Aufgaben 7 Stunden.

Nun erhält die Grammatik von den sechs wöchentlichen Stunden im Monate also acht Stunden; somit verbleibt eine Stunde per Monat = 10 Stunden im Jahre zur Durchnahme der ganzen umständlichen Moduslehre. Noch merkwürdiger wird die Rechnung im Ober- gymnasium. Der Organisationsentwurf bietet vier Stunden monatlich der Grammatik, verlangt aber

2 Hausarbeiten = $1 + 2 = 3$ Stunden

1 Schularbeit = $1 + 1 = 2$ „

5 Stunden.

Dass in vier Stunden die Arbeit von fünf Stunden nicht geleistet und dabei ein dickes Übersetzungsbuch nicht bewältigt werden kann, ist jedenfalls außer aller Frage.

Es wird wohl diese detaillierte Rechnung für das Latein genügen. Es ähnlich verhält es sich im Griechischen und im Deutschen, namentlich am Obergymnasium.

Was folgt also daraus? Dass die Vertheilung der Haus- und Schulaufgaben, wie sie im Organisationsentwurf vorgeschrieben ist, praktisch ganz und gar undurchführbar d. h. für den gewissenhaften Lehrer, dem es nicht darauf ankommt, das zu thun, was vorgeschrieben ist, sondern es gründlich zu thun.

Nun wird man mit Recht fragen: Wie konnte aber dem ausgezeichneten Manne, den dieser Theil des Organisationsentwurfs der Autor hat, ein derartiger Rechenfehler passieren? Die Antwort darauf ist sehr leicht.

Der Organisationsentwurf fußt eben auf ganz anderen Voraussetzungen, als sie heutzutage vorliegen; denn derselbe kennt, wie schon in den Instructionen, 1. kein lateinisches Übungsbuch in der III. und IV. Classe und im ganzen Obergymnasium (p. 169). 2. er kennt keine ganz einfache Grammatik mit Beispielen; die Einübung, die jetzt in Übungsbüchern vorzunehmen ist, besorgen eben die Haus- und Schularbeiten, 3. die Zurückgabe der Aufgaben stellt er sich ganz einfach vor, die Correctur überlässt er dem Lehrer als hässliche Arbeit, 4. Hausaufgaben zu dem Zwecke, wie er ihnen jetzt neben dem Übungsbuche untergelegt wird, nämlich dass durch sie den Schülern eine größere Partie grammatischen Stoffes vor Augen geführt und aufgefrischt werde, kennt der Organisationsentwurf gar nicht. 5. die Sätze aus dem Übungsbuche in II. Classe sind nur wundlich zu machen.

Alle diese Voraussetzungen aber treffen heute nicht mehr zu; und dass sie nicht mehr zutreffen, bezeichnet einen entschiedenen Fortschritt in der Entwicklung der Gymnasialpädagogik. Wer also die im Organisationsentwurf enthaltene Vertheilung unseren heutigen Verhältnissen octroyirt, dem bleibt nichts übrig, wenn er nicht Unmögliches will, als die alten Verhältnisse wieder herzustellen; aber in unseren heutigen Verhältnissen lässt sich die alte Vertheilung nicht mehr halten.

Damit ist nun erwiesen, dass der bisher geführte Vorgang, insofern er von der im Organisationsentwurf vorgeschriebenen Vertheilung der Aufgaben abwich, der Berechtigung nicht entbehrt, und dass den heutigen Klagen der Gymnasiallehrer über die Unleidlichkeit der durch die Beibehaltung der alten Aufgabenvertheilung geschaffenen Zustände ein solcher Grund nicht abgesprochen werden kann. Wie soll aber eine Besserung der Verhältnisse herbeigeführt werden? Man hört vielfach darauf die Antwort: Durch gänzliche Abschaffung der Hausarbeiten, da sie keinen Wert seien. Prüfen wir nun ruhig und objectiv die Gründe, die gegen die lateinischen und griechischen Hausarbeiten namentlich ins Feld geführt werden.

Erstens heißt es, sie überbürden wegen der massenhaften Correcturen die Lehrer. Dass dies kein Argument gegen das Bestehen der Hausaufgaben sei, liegt auf der Hand; denn wenn die Hausaufgaben wirklich als notwendig, ja nur als nützlich erweisen, so sind sie notwendig und nützlich, auch wenn sie für den Lehrer unangenehme Folgen haben. Logisch ist nur zu sagen: Es wird uns mit diesen Correcturen Unmögliches zugemuthet. Die Überbürdung der Lehrer muss dann auf andere Wege beseitigt werden. Dass aber wirklich eine große Überbürdung der Lehrer durch die Correctur so vieler Arbeiten bewirkt wird, lässt sich leicht durch folgende Ziffern erweisen: Nehmen wir den Lehrer in der I. Classe Latein und Deutsch lehrt mit 12 Stunden am

eine zwei Drittel seines Pensums). Als Durchschnitt ist die Zahl von 60 Schülern genommen, jede Arbeit ist, den thatsächlichen Verhältnissen entsprechend, da der Lehrer die Pflicht hat, die Correctur noch einmal zu lesen, sowie das deutsche Dictat durchzusehen hat, doppelt gerechnet.

In I. Classe also sind im latein und Deutsch per Monat acht Arbeiten $8 \times 60 = 480$, $480 \times 2 = 960$. Also zwei Drittel seines Pensums belasten den Lehrer mit 960 Arbeiten per Monat. Noch schlimmer steht es in der II. Classe, da gibt es sechs lateinische und vier deutsche Arbeiten, d. i.

$$6 \times 60 = 360; 360 \times 2 = 720$$

$$4 \times 60 = 240; 240 \times 2 = 480$$

1000 Arbeiten per Monat,

ebenfalls nur von zwei Dritteln des Pensums.

In der III. Classe gibt es im I. Semester sechs lateinische Arbeiten = 600 Arbeiten von sechs Stunden;

im II. Semester 400 lateinische Arbeiten,

800 griechische

700 Arbeiten per Monat

von 11 wöchentlichen Stunden, also gleichfalls von circa zwei Drittel des Gesamtpensums. Die gleiche Anzahl bringt die IV. Classe. Diese nur ganz oberflächlichen Rechnungen, bei denen nur die Correctur der Arbeiten, nicht aber die gleichfalls mühsame Zusammenstellung derselben in Rücksicht gezogen wurde, bedeuten ohne Zweifel eine große Überbürdung der Lehrer, die gewiss nicht ohne die bedauerlichsten Folgen für den ganzen Stand sein kann, der nur dann gedeihen wird, wenn er in der Lage ist wissenschaftlich thätig zu sein und sich hierdurch fortzubilden. Denn man darf nicht übersehen: In keinem Stände ist die Fortbildung wichtiger und nirgends hat das Wort mehr Berechtigung: 'Wer nicht vorwärts schreitet, geht rückwärts', als bei den Mittelschullehrern. Die wissenschaftliche Thätigkeit bei uns, die einen nicht unerheblichen Aufschwung trotz der schwierigen Verhältnisse genommen hatte, wird, wenn die jetzige Überbürdung fort dauert, gewiss bald wieder ganz brach liegen.

Also die Thatsache der Überbürdung ist factisch vorhanden. Derselben soll und kann aber auf anderem Wege abgeholfen werden, aber ein Argument gegen die Hausaufgaben ist sie nicht. Ebenso wenig stichhaltig ist der zweite Grund, den man stets gegen die Hausaufgaben vorbringen hört. Dieser betrifft das Lehrernwesen. Man sagt: Die Hausaufgaben sind nichts wert, weil sie den Schülern von den Lehrern gemacht werden; also weg mit den Hausaufgaben! Das Lehrernwesen, das namentlich in Wien zu gewissen Zeiten die schlimmsten Dimensionen angenommen hatte, scheint zwar in Abnahme begriffen zu sein; denn allseitig hört man von der Noth der ärmeren Universitätslehrer, die doch das Hauptcontingent derselben stellen, klagen das unbegreiflich wäre, da doch die Zahl der Gymnasialisten zugenommen, während die der Universitätshörer zurückgegangen ist. Das Lehrer-

wesen aber ganz auf seine richtigen Grenzen zurückzubringen, und damit um so eher gelingen, je mehr untaugliche Elemente von Schülern aus dem Gymnasium ganz entfernt werden. Allein geben wir zu, dass dies bis zur Stunde noch nicht gelungen ist, so behaupte ich doch, dass trotz der Hauslehrer die richtig zusammengestellte, gut überlegte Hausarbeit an ihrem Werte nichts einbüßt. Denn abgesehen davon, dass der Lehrer in der Schule durch fleißige Benützung seiner den Schülern gegebenen Erklärungen, durch gewisse Winke beim Dictieren der Arbeit dieses oder jenes übersetzt haben wolle und durch hundert andere Mittel wohl im Stande ist, die Hilfe des Correpetitors, wenn auch nicht ganz zu paralysieren, so doch auf ein sehr geringes, kaum mehr schallendes zu neunendes Maß zurückzuführen, abgesehen davon, dass dem sehr thätigen Hauslehrer in dieser Weise gegebene Hausaufgaben keine Freude bereiten, da er sich damit nur zu leicht vor dem Schulleiter und vor den Eltern bloßstellt — Thatsache ist, die ich aus meinen Arbeiten erweisen kann, dass die Hausaufgaben in der Regel schlechter als die Schulaufgaben ausfallen, ferner, dass es mir nicht selten genug durch die Hausaufgaben unfähige Lehrer beim Publicum zu demaskieren — also von allem dem abgesehen, auch wenn der Hauslehrer mitunter ja selbst die Arbeit für den Schüler macht: eine den Bedürfnissen des Schülers angepasste Hausaufgabe verliert hiedurch höchstens ihren Wert als Grundlage für eine Censur, aber nicht ihren didaktischen Wert. Denn wenn der Schüler an gewisse Hauptregeln durch die Arbeit selbst nur erinnert wird, so hat dies schon für ihn seinen Nutzen, selbst wenn aber erhält die Arbeit ihren Wert durch eine gründliche Durcharbeitung und Besprechung in der Schule. Wir kommen somit zu dem Schluss: Wenn die Hausaufgaben nothwendig oder auch nur nützlich sich erweisen, so sind sie, trotz der Überbürdung der Lehrer und des Lehrerunwesens, welches beiden Umständen auf anderem Wege abgeholfen werden muss, zu behalten.

Nun gilt es noch die Frage zu beantworten: Sind die Hausaufgaben, und zwar speciell die lateinischen und griechischen, wirklich nothwendig? Diese Frage muss ich entschieden bejahen. Sie sind nothwendig wegen der mangelhaften Einrichtung unserer Compendienbücher. Dieselben gehen fast alle von dem Principe aus, dass wenn die Aufgabe haben, die in der Grammatik angeführten Regeln und jede noch so unwichtige, also nach Schmidts Anordnung jeder Hauptregel, Zusatz, Anmerkung durch eine womöglich unzählige Masse von Beispielen einzuüben.

Dabei gilt noch als Hauptgrundsatz: Das Beispiel sei so kurz und treffend als möglich und enthalte stets nur eine Regel. Dass man solchen Büchern die Schüler nicht Lateinschreiben lernen, sondern nur sie höchstens die eben durchgenommenen Paragraphen den Schreibern bringen, liegt auf der Hand. Wer sich z. B. nicht vermag bei der Lectüre im Untergymnasium stets wieder und wieder die entsprechenden grammatischen Erscheinungen zu besprechen und immer

wiederholen, und in den Haus- und Schularbeiten stets wieder die Hauptregeln der Grammatik den Schülern vor die Augen zu führen — der die traurige Erfahrung machen, dass die Schüler z. B. beim Genetiv die Wesentliche vom Accusativ sicher schon vergessen haben, dass diese in der folgenden Classe das in der vorhergehenden mühsam gearbeitete grammatische Materiale den Schülern gänzlich abhand gekommen ist. Man wird mir hier nun gewiss einwenden, dass sogenannte gemischte Übungen zur Wiederholung in die Übungsbücher aufgenommen sind. Allerdings, aber 1. bis man sich zu ihnen beibringt, muss man alle vorangegangenen Sätze durcharbeiten, da fast den Schülern die Vocabeln unbekannt sind, 2. die Hauptsachen und selten nach Gebühr betont, minder Wichtiges überragt bei weitem die Wichtigste, 3. selbst wenn sie noch so gut zusammengestellt sind, so passen sie doch den Aufgaben, die den individuellen Bedürfnissen der Classe angepasst sind, an Wert niemals gleichkommen. Und eben dies ist auch der Grund, warum die Hausaufgaben, auch wenn die Übungsbücher einmal mehr von Vollendung sein werden, doch nie entbehrt werden können. Es gibt zwar Dinge, die traditionell den Schülern Schwierigkeiten machen; diese sollen und können hoffentlich in der Zukunft in den Übungs- und Vortragsbüchern gebührend berücksichtigt werden. Daneben aber hat jede Classe ihre individuellen Schwächen und diese kennt und kann nur kennen der jeweilige Lehrer, also kann sie auch nur heilen durch die von ihm gegebenen Haus- und Schularbeiten. Noch habe ich den oben gebrauchten Ausdruck „höchstens bringen sie die eben durchgenommenen Paragraphen beibringt“. Auch dieser Zweifel wird verschuldet durch die Einrichtung der Übungsbücher. Der Schüler, natürlich in erster Linie der schwächere, dem die Übungen am meisten Noth thun, schaut sich zuerst den Titel des Übungstückes an und nun übersetzt er gewöhnlich die ähnlich analogen Sätze ohne viel zu denken nach einander durch. So findet er im Paragraphen betitelt „Folgesätze“ stets nur in allen Sätzen und *ut non*, im Abschnitte Absichtssätze stets nur *ut* und *ne* setzen im Abschnitte Acc. c. Inf. nur diese Construction anwenden — kurz er ist förmlich verleitet seine Aufgaben mechanisch zu machen und nicht nachzudenken; so wird auch gar oft nicht einmal der Zweck erreicht, das eben Durchgenommene verständlich einzubüben, obwohl eine Masse von Beispielen verarbeitet wurden*.

* Weil ich schon einmal bei diesem Thema über die mangelhafte Einrichtung unserer Übungsbücher bin, sei es mir erlaubt mein Herz auszusprechen und auf einiges aufmerksam zu machen, was gerade jetzt zum Thema gehört. Vor allem kommt es mir stets wie ein wahrer Stein auf alle Didaktik vor, wenn man z. B. unseren Quartanern Seiten lang nur einfache Satzchen vorlegt, während sie gleichzeitig gezwungen werden Perioden von nicht unbeträchtlichem Umfange im Cäsar zu durchwühlen und zu verstehen. Ein weiterer Übelstand ist dass namentlich in den 1. Classen Massen schwieriger Vocabeln dem Schüler zugemuthet werden, die er nie und nirgamer behalten kann; dies ist aus der all zu eifrigen Befolgung des Grundsatzes resultiert, dass jeder Satz möglichst den Schüler spreche. Dieses Princip ist exact durchgeführt

Ich hatte bis jetzt in erster Linie die lateinischen und griechischen Arbeiten des Untergymnasiums vor Augen. Anders steht es im Obergymnasium. Dort wird man von Hausaufgaben, die dem Schüler zu dictieren sind, wegen der geringen Anzahl der Stunden ganz absehen müssen, sollen nicht die Schüler ihr Übersetzungsbuch umsonst gekauft haben. Dort fallen auch die oben entwickelten Gründe der Nothwendigkeit von zu dictierenden Hausaufgaben weg. Bezüglich der deutschen Aramemesse ich mir nur für die I. und II. Classe ein Urtheil bei. Da auch ich es entschieden, wenigstens für die Wiener Verhältnisse, beklage, dass in der Schule nur die orthographischen Übungen gemacht werden, während die Nacherzählungen stets nur über Haus zu geben sind. Im Obergymnasium entfielen aber, wie schon gesagt, die zu dictierenden Hausaufgaben ganz, was freilich ein gutes Übersetzungsbuch in den Händen der Schüler voraussetzt, aus dem sie von 14 zu 14 Tagen einen Abschnitt schriftlich zu machen haben und einen eventuell für cursorische Übersetzung aufbekommen. In Mähren sind die lateinischen und griechischen Hausaufgaben am Obergymnasium bereits seit 1871 (L. S. R. vom 6. October 1873, Z. 22.198) abgeschafft.

Aus diesen Gründen erscheinen mir die Hausaufgaben im Rahmen der heutigen Unterrichtseintheilung unbedingt nothwendig.

Blicken wir auf den Gang unserer Auseinandersetzung zurück, so habe ich zunächst gezeigt, 1. dass die jetzige Vertheilung der Schul- und Hausaufgaben praktisch ohne die größten Übelstände nicht durchführbar ist, 2. dass aber die vor magistrorum über das richtige Ziel schießt, wenn sie deshalb die Beseitigung der Hausaufgaben fordert. Nachdem wir so erkannt haben, dass ein Übel vorhanden ist, und der Sitz desselben gefunden haben, wird es wohl auch leicht sein, dasselbe rationell zu heilen. Das Übel ist die unpassende Vertheilung der Haus- und Schulaufgaben, die Heilung wird durch eine passende, den Bedürfnissen der Schule entsprechende Vertheilung derselben gegeben sein. Specielle Vorschläge für eine solche zu machen halte ich mich nicht für berechtigt; auch lassen sich schwer solche Details hinreichend motiviren. Nur das eine möchte ich noch hervorheben, dass als äußerste Grenze für die Aufgaben eines Gegenstandes einer Classe per Monat vier zu betrachten sind; mehr als eine Aufgabe in der Woche kann nicht bewältigt werden⁴⁾.

im griechischen Übungsbuche von Schenkl für das Untergymnasium, aber das Nachschlagen und gar das Auswendiglernen dieser zahlreichen Vocabeln kostet namentlich dem schwächeren Schüler viel Zeit und Mühe. Doch über dies alles bei anderer Gelegenheit ausführlicher.

⁴⁾ Somit entfielen z. B. in der II. Classe zwei Schularbeiten, wofür dann vielleicht statt halbstündiger Schularbeiten solche von dreierlei Stunden Arbeitszeit gegeben werden könnten, wodurch auch ein Fortschritt gegenüber der I. Classe, wo halbstündige Schularbeiten per Woche vollkommen angemessen erscheinen, erzielt wäre. Dass nach meiner Aufstellung in der III. und IV. Classe bei wöchentlich drei Stunden Grammatik höchstens die Hälfte der Zeit auf die Schul- und Hausaufgaben d. i. auf die Repetition verwendet werden kann, liegt auf der Hand.

Aber mit der besseren Vertheilung der Aufgaben ist noch nicht Alles gethan, was für nothwendig erkannt wurde. Es gilt noch einen verhängnisvollen Paragraphen unseres Organisationsentwurfes richtig und verständig zu interpretieren. Dies ist §. 51, 1. wo es heißt: Die schriftlichen Arbeiten der Schüler (Aufsätze, Ausarbeitungen, Übersetzungen, Pensen, Compositionen u. s. w.) gewinnen erst ihren vollständigen Wert und Erfolg durch den Ernst und die Sorgfalt, womit der Schüler sie von dem Lehrer beachtet sieht. Die Lehrer haben es sich daher zum Gesetze zu machen, dass sie keine schriftliche Leistung von den Schülern weder in den Lehrstunden noch als häusliche Arbeit fordern, welche sie dann nicht zu Hause corrigieren, d. h., dass sie die Fehler, das Unpassende oder Ugenügende in denselben bezeichnen, und den Aufsatz mit ihrem schriftlichen Urtheile versehen den Schülern zurückgeben.

Diesen Paragraphen, dessen ersten Theil mit seinem Axiome gewiss jeder unterschreiben wird, nannte ich verhängnisvoll; er ist es auch für Schüler und Lehrer, wenn er eine pedantische Auslegung erfährt. Man sagt ja richtig: der Gedanke, dass der Lehrer die Aufgabe liest und beurtheilt, ist auch ein Grund für die Schüler, dieselben ordentlich zu machen; es ist aber zunächst schon unlogisch, demnach den vollen Wert der Aufgabe von der häuslichen Correctur des Lehrers abhängig zu machen. Die Sorgfalt und Beachtung desselben kann wohl auch eine andere Form annehmen als die der rothen Striche und der Censur; ein einziger Gang durch die Reihen der Bänke kann den Lehrer von der Form der Aufgabe und der Mühe der Schüler hinreichend überzeugen, natürlich bei Aufgaben, die nicht als Grundlage für eine Censur gelten. Alles was der Schüler schriftlich macht, zuhause zu corrigieren, kann kein Lehrer der Welt leisten. Also die Folgerung der häuslichen Correctur aller Arbeiten des Schülers durch den Lehrer, ergibt sich einmal, streng logisch genommen, nicht aus dem gewiss richtigen allgemeinen Grundsatz, weil der Begriff Sorgfalt und Beachtung zu eng gefasst sind; sie ist aber auch gar nicht pädagogisch und moralisch. Der Schüler soll zum Bewusstsein gebracht werden, dass er die Aufgabe der Aufgabe wegen, der Pflicht wegen so gut als möglich mache, dass er seinetwillen lerne, nicht wegen der Correctur des Lehrers und der Noten. Die Überwachung, die Beachtung der Aufgaben von Seiten des

Demnach wären im ersten Monate drei, u. zw. zwei Haus- und eine Schulaufgabe, im zweiten zwei Haus- und zwei Schularbeiten und so abwechselnd drei und vier Arbeiten zu geben; denn per Monat gehören 12 Stunden der Grammatik, in zwei Monaten 24 Stunden; die Hälfte also 12 Stunden d. h. im ersten Monate

2 Hausaufgaben = 3 Stunden

1 Schulaufgabe = 2 "

5 Stunden,

im zweiten Monate

2 Hausaufgaben = 3 Stunden

2 Schulaufgaben = 4 "

7 Stunden

gibt also in zwei Monaten 12 Stunden.

Lehrers ist gewiss nothwendig, um den Schüler allmählich an pünktliche Pflichtleistung zu gewöhnen. Immer aber und überall kann und darf nicht der Lehrer mit seinem Kataloge hinter dem Schüler stehen, das ewige Classificieren, über das ich schon früher klagte, hat bei uns in Österreich im Publicum schon arges Unheil angerichtet, und jeder, der ein Urtheil hierüber hat, wird mir zustimmen, wenn ich, allerdings mit großem Bedauern, die Behauptung aufstelle, dass es dem besten Theile der Eltern — natürlich um so mehr der Schüler — um die Noten, u. zw. um gute zu thun ist, das Wissen und die Fertigkeit ihrer Kinder ist ihnen gleichgiltig. Die Zahl der Eltern, die eine streng geleitete Anstalt um dieser Strenge wegen und deshalb, dass ihr Kind soviel als möglich lerne und gebildet werde, aufsuchen, ist eine verschwindende, und erschreckend viele würden ihren Söhnen um jeden Preis ein gutes Zeugnis zu kaufen sehr gerne bereit sein, wenn durch auch nicht das mindeste zu leisten und zu lernen hätten. Die heiligeren Begriffsverwirrung aber hat zum Theile auch der Umstand herbeigeführt, dass unsere Schulen stets nur in Classificationsnoten mit Eltern verkehren. Allerdings soll die Note nur der kurze Ausdruck sein, was der Schüler weiß, in Wirklichkeit sagt sie aber den Eltern, ihr Sohn im Laufe des Semesters so und so oft, sei es schriftlich, oder mündlich, examiniert wurde; das Mittel der Leistungen gibt ihnen die Note an. Also, was dringend Noth thut, ist, dass die Schule das Zeugnis als einen rein praktischen, secundären Zweck möglichst in den Hintergrund treten lässt. Deshalb wird, um wieder zum Thema zurückzukehren, jede Art auch dann ihren vollen Wert und Erfolg erhalten, auch wenn sie nicht vom Lehrer zu Hause corrigiert und censiert ist, sondern wenn es ein einfacheres Mittel anfangs die Schüler gezwungen werden ihre Aufgaben gewissenhaft zu machen, bis sie gewöhnt sind ihre Aufgaben mit vollen Verständnisse des Zweckes derselben und aus Pflichtgefühl möglichst sorgfältig zu arbeiten. Das Pflichtgefühl wird den Schülern gewiss angezogen, angewöhnt; das sittlich am tiefsten stehende Mittel das ewige Classificieren.

Da nun dieser §. 51 in seinem zweiten Theile sowohl logisch als sachlich nicht glücklich formuliert sich erwiesen hat, so glaube ich, thut uns nichts mehr Noth, als eine zutreffende Fassung desselben in eine verständige Interpretation. Der Lehrer hat allen Arbeiten der Schüler seine vollste Sorgfalt zu schenken, um sie dadurch an eine pünktliche Pflichterfüllung zu gewöhnen und durch die Correctur möglichst individuell mit jedem einzelnen Schüler zu verkehren; häuslich zu corrigieren sind aber in der Regel nur die als Prüfungsacte geltenden Schularbeiten, wenigstens im Lateinischen und Griechischen, wobei natürlich nicht ausgeschlossen ist, dass sich der Lehrer die Hausaufgaben hie und da zu Hause durchsieht. Damit ist aber auch der von mir als thatsächlich bestehende erwiesenen Überbürdung der Schüler ebenso einfach als energisch geholfen. Ich bin am Ende meiner Auseinandersetzungen angelangt.

Nochmals also die Resultate derselben:

1. Eine den Bedürfnissen der einzelnen Classen angepasste neue Einteilung der Haus- und Schularbeiten, da die jetzige undurchführbar und unbrauchbar ist, hat sich als dringend nöthig ergeben.

2. Nur die Arbeiten, die als Prüfungsacten gelten, sind vom Lehrer durchzusehen und zu corrigieren.¹

Wien, am 1. April 1884.

Dr. Aug. Scheindler.

F. Die Irrwege der Gymnasiallehrmethode. Wien, Wallishausersche Buchhandlung 1883. gr. 8¹. 26 S., Preis 40 kr.

Das Büchlein gehört zu der jetzt sehr beliebt gewordenen Überfüllungsliteratur. Der Hauptgrund der Überbürdung wird hier in das Schreiben verlegt, in den Mittelschulen eine Art wissenschaftliche Methode zu lehren, ohne zu berücksichtigen, dass hier nur dem physischen und dem jugendlichen Gemüthe jene Form zu geben ist, welche die Bedingungen zu einer den Bedürfnissen des gebildeten Menschen entsprechenden Lebensstellung enthält. Der anonyme Verf. klagt weiter, dass der Lehrerstand zum Gelehrtenstand geworden sei, die Lehrfächer werden Tiefe und der Peripherie nach ungebührlich erweitert, das Fachlehrerthum habe seine Rechte misbranchirt. Trotz der vielen Arbeit sind die Leistungen solche, dass man staunen muss, warum sieben oder acht Jahre notwendig sind, um eine solche Unkenntnis zu erlangen, wie sie die Abiturienten sehr häufig zeigen. Um das zu beweisen, werden aber allerdings auffallende Beispiele von crasser Ignoranz gegeben, die der anonyme Verf. „gehört haben“ will. Der Betrieb des altclassischen und des deutschen Unterrichtes wird als ungenügend dargestellt, die alten Lehrer seien noch in den Oberclassen der Leierkasten für die unendlich geringe Melodie grammatischer Regeln. Die deutschen Arbeiten hätten eine Last von Rechtschreibfehlern und der Stil sei eine Empörung.

Als weitere Misstände wird das Vorlesen der Lection statt ihrer Bearbeitung und das Stundengeben der Lehrer betrachtet, ferner die ungenügende pädagogische Vorbildung der jungen Lehrer, endlich noch mangelhafte Kenntnisse im Deutschen bei einer nicht kleinen Zahl der Lehrer. Als Uebelstände seien die Entfremdung zwischen Schule und Haus, ferner hier „ein Abfertigungsmodus Platz gegriffen.“ Auch sei das Recitations-system ungünstlich gewählt, weil es zu viele subtile Unterstellungen enthalte. Die Sittennotte möchte der anonyme Verf. bis auf die Ausnahme strafgesetzlicher Vergehen beseitigt sehen. In den neueren Sprachen lernen die Schüler nichts, weil die große Mehrzahl der öffentlichen Lehrer diese entweder gar nicht oder nur sehr schlecht sprechen.

¹ Der vorstehende Aufsatz, den ich am oben angegebenen Tage der hiesigen Redaction übermittelte, mag nun allerdings, nachdem die neuen Instructionen für die Gymnasien erschienen sind, etwas anders erscheinen. Doch dürfte derselbe nicht alls Interesse verloren haben, insofern er zeigt, welche Forderungen erfüllt sind und welche noch der Erfüllung harren.

302 Lacher, Die Schulüberbürdungsfrage sachl. bel., ang. v. E. Hochwart

kann. — Der anonyme Verf. rechnet auf keine Anerkennung in Fachkreisen; denn gerade das Mißbehagen in den betreffenden Kreisen veranlasste ihn, diese musivisch an einander gereihten Bemerkungen im Product langjähriger Beobachtungen und eigener Erfahrungen, in einer Broschüre zu publicieren, nachdem sie früher als Zeitungsartikel erschienen waren. Für viele seiner schweren Anklagen bringt der anonyme Verf. keine stichhaltigen Beweise; dennoch muss man zugeben, dass manche davon begründet sind, oder es wenigstens einst waren. Die einfache Negation von vorgeworfenen Fehlern im Erziehungswesen, selbst wenn diese in übertriebener Weise dargestellt sein sollten, könnte nie zu einer Besserung desselben führen.

Allerdings tritt diese umso sicherer ein, je maßvoller und mit je mehr unumstößlichen Beweisen die Anschuldigungen erhoben wurden. Statt einer abweisenden Entrüstung aber prüfe man, ob diese Beschuldigungen wahr sind. Sind sie es nicht, so schützt das ruhige Bewusstsein gegen alle Vorwürfe, die sich als nichtig erweisen müssen, und es aber berechtigt, dann möge man verbessern, was zu verbessern ist.

Die zahlreichen Producte der Überbürdungsliteratur bringen alle so ziemlich dieselben Anschuldigungen und Vorschläge, die Hauptmangel wird halb und halb gefunden und Vorschläge gibt es wie Brombeeren im Herbst. Trotzdem der anonyme Verf. mit scharfen Worten und maßlosen Übertreibungen nicht spart, so gehört er doch nicht zu den Umarmungsmännern auf dem Schulgebiete. Er sieht hier die Hauptmängel in der Methode und in gewissen Vorkommnissen. Seine Anschauung über das Classificationssystem ist subjectiv, er scheint nicht zu wissen, dass es ein Werk vieler Discussionen und langer Erfahrungen ist. Wollen wir Gymnasiallehrer den Inhalt des Schriftchens, den Rec. in den Hauptpunkten angeführt hat, uns ad notam nehmen, umso besser, was wir es nicht brauchen.

Lacher Dr. H. Die Schulüberbürdungsfrage sachlich beleuchtet.
Berlin, C. Habel 1893. 55 SS. Preis 1 M. 20 Pf. (im Abonn. 75 Pf.).
Heft 1893 der deutschen Zeit- und Streitfragen. Herausgegeben von Franz Holzendorff.

Das Werkchen enthält thatsächlich, wie der Titel verspricht, eine streng sachliche und fachmännische Beleuchtung der jetzt so oft ventilirten Frage. Als untrügliches Symptom der Überbürdung betrachtet der Herr Verfasser die Zunahme des Percentsatzes der Kurzsichtigen mit der Höhe der Classe. Obgleich sich ärztliche Stimmen auch dahin ausgesprochen haben, dass die Kurzsichtigkeit sich als eine Art Anpassung auffassen lasse, und daher auch bei veränderter Lebensweise wieder verschwinde; dass sie nicht gleich sei mit der Augenschwäche; dass sie in vielen Fällen als Erbübel sich fortpflanze und eben im Jünglingsalter sich bemerkbar mache; dass endlich schon vielfach kurzsichtige Knaben in die unterste Classe der Mittelschulen eintreten — und obgleich die Kurzsichtigkeit sehr häufig nur Folge der schlechten Haltung beim

Lesen und Schreiben ist, so will Ref. dieses Symptom immerhin gelten lassen, wenn auch nicht unbedingt. Sehr richtig bezeichnet der Herr Verfasser die geistigen Erkrankungen, die bei Schülern höherer Anstalten oder bei solchen, die es gewesen sind, eintreten, als ein viel weniger sicheres Symptom. Und doch wird gerade dieser Umstand in der Überbürdungsliteratur als höchst besonders wichtig und ausschlaggebend hingestellt.

Der Herr Verfasser führt an, dass von 13.365 Geisteskranken der preussischen Irrenhäuser 803 studierte Leute waren, also ein Studierter auf 16 Unstudierte. Diesen starken Percentsatz erkennt er als nicht beweisend an, da man nicht nachweisen konnte, dass die Überbürdung mit Schularbeiten die Geistesstörung verursacht hat. Er hätte hier bemerken können, dass überhaupt das normale Verhältnis der Gelehrten unter den Geisteskranken noch nicht zweifellos festgestellt ist.

Der Herr Verf. hat recht, wenn er behauptet, dass auch äußere Symptome der Überbürdung nicht nothwendig sind, da ja das Factum existiere, dass Schüler oberer Classen zu einer zehnstündigen täglichen Arbeitszeit verpflichtet sind. Eine zehnstündige geistige Arbeit ist für jeden Menschen, umso mehr für den heranwachsenden unbedingt zu viel. Dazu ist die Arbeit der Jugend schwierig, weil sie zumeist bloß receptiver Natur ist und verschiedenen Gebieten angehört, während bei Erwachsenen die Berufsgeschäfte immer wiederkehren und vorzugsweise einem Gebiete angehören. Die Ansicht des Herrn Verf., dass sich durch eine Änderung der Methode die Überbürdung nicht beheben lässt, ist unrichtig. Denn bei zweckmäßig eingerichteten Lehrbüchern, bei Vereinfachung und Sichtung des Lehrstoffes und wenn die Aneignung des Wissensstoffes vor allem in der Schule angestrebt wird, muss sich die häusliche Arbeit sehr verringern lassen; dass sich hierin schon vieles gebessert habe, gibt der Herr Verf. zu, warum sollte sich nicht noch mehr verbessern lassen?

Weitere Gründe der Überbürdung findet der Herr Verf. in der zu großen und ausgebreiteten Betreibung der Grammatik, in der mangelhaften pädagogischen Vorbildung der Lehrer, in dem Zuviel der häuslichen Aufgaben, in einzelnen Fällen auch im Fachlehrerthum und in dem Uebelstande, dass sich zu viel Schüler in die Mittelschule drängen und dass daher auch die Zahl der gering begabten Schüler wachse.

Aber alle diese Gründe haben ihren Einfluss nur auf einem bestimmten Gebiet; dass die Überbürdung zu Stande gekommen ist, dafür kann nach der Ansicht des Herrn Verf. nur der Zeitgeist d. h. wir alle verantwortlich gemacht werden. Zu den alten Sprachen, die einst die Hauptmasse des Unterrichtes bildeten, kamen die neueren Sprachen und das große Gebiet der Naturwissenschaften, ohne dass etwas weggenommen werden wäre. Ebenso musste die Realschule, um mit dem Gymnasium concurren zu können, das Latein aufnehmen. Veranlasst ist diese Last durch die naive Ansicht, dass, weil alle diese Gegenstände nützlich zu wissen sind, sie auch deshalb von der Jugend gelernt werden müssten.

Zur Beseitigung der Überbürdung schlägt der Herr Verf. vor: Abschaffung aller fremdsprachlichen Aufsätze und Exercitien, der mathematischen Hausaufgaben, die Einschränkung der Präparats und eine größere pädagogische Vorbildung der Lehrer.

Bei der Verfassung von Lehrplänen darf man nicht fragen: Was ist nützlich und wünschenswert zu lernen? sondern: Wie lang kann ein Knabe in einem bestimmten Alter täglich arbeiten? Als Maximum werden sechs Stunden in den untern, sieben in den mittlern und acht in den obern Classen bestimmt. Es müssen daher die Anforderungen der Regierungen ermäßigt werden. Vor allem gienge das bei den fremdsprachlichen Fächern, wo die philologische Behandlungsweise mit ihren Exercitien, Extemporalen und Aufsätzen nur in einer Sprache durchgeführt werden sollte. Alle andern Sprachen sollten ungefähr so behandelt werden wie Gothisch oder Angelsächsisch an der Universität oder Hebräisch am Gymnasium d. h. auch nicht ein Satz sollte aus dem Deutschen in diese Sprachen übersetzt werden. Damit dürfteen wohl die wenigsten Lehrer der alten und neuen Sprachen übereinstimmen; aber wenn thatsächlich eine Reduction der Anforderungen eintreten, so dürfte die Gesamtwirkung des Mittelschulstudiums noch relativ am wenigsten beeinträchtigt werden. Ein anderer Vorschlag ist eine Art Arbeitstheorie in den obern Classen. Der Herr Verf. denkt sich getrennte Abtheilungen für sprachliche und naturwissenschaftliche Fächer; Religion, Deutsch, Geschichte, Geographie sollten gemeinsam bleiben. Der Philologe sollte in einem mündlichen Examen bloß den Nachweis liefern, dass er nicht elementaren Physik und Mathematik Bescheid weiß, der Mathematiker und Naturhistoriker, dass er in drei fremden Sprachen einen Satz stellen von mittlerer Schwierigkeit verstehen kann. Der Herr Verf. geht dabei von dem Princip aus: Weshalb soll jemand auf ein Fach, das er nach dem Examen nie mehr cultivieren wird, nutzlos eine große Masse Zeit verwenden?

Dieses Princip hat bedenkliche Consequenzen. Ref. meint freilich, dass sich diese durch gesetzliche Verfügungen einigermaßen beschränken ließen; es würde dann auf unseren Mittelschulen etwas Ähnliches eintreten wie auf den französischen. Allein wenn man auch zugiebt, dass diese Vorschläge discutierbar sind, so dürfte doch ihre theilweise Verwirklichung wohl in ferner Zukunft liegen. Das Verbot mag als lehrnswert empfohlen sein; denn es gehört durch seine abgemäßigten Ausführungen zu den bemerkenswertesten Arbeiten der jetzt im großen Publicum beliebten und modern gewordenen Überbürdungsliteratur.

W. Willmann, Lesebuch aus Herodot. Ein historisches Elementarbuch. Im Sinne des erziehenden Unterrichts bearbeitet. 2. Auflage. Leipzig 1884.

Lucas, Lesebuch aus Livius. Ein historisches Elementarbuch. Im Sinne des erziehenden Unterrichts bearbeitet. Bevorwortet von Eduard Otto Willmann. Leipzig 1881.

In 21. Bande dieser Zeitschrift (1869) S. 373 ff. sind die pädagogischen Vorträge Willmanns sowie sein Buch: „Die Odyssee im erziehenden Unterricht“ besprochen worden. Von letzterem ist der zweite Theil als Lesebuch aus Homer selbständig erschienen und daran reißen sich die sogenannten Bücher, wozu noch als „Begleitwort für das Lesebuch Herodot“ das Buchlein „Der elementare Geschichtsunterricht“ (Leipzig 1872) gehört. Wir haben es hier mit reformatorischen Bestrebungen zu thun, die auf Herbart zurückgehen. Der geschichtliche Unterricht soll sich womöglich an die Lecture classischer Werke anknüpfen und aus ihnen Leben und Anschaulichkeit gewinnen. Mit der Odyssee ist zu beginnen, auf die dann Herodot folgt, die Stellen aus Lucius Werken bei Willmann, Die Odyssee im erziehenden Unterricht S. 4; der elementare Geschichtsunterricht S. 8). Um die Odyssee mit Knaben lesen zu können, waren vor allem die Schwierigkeiten der Sprache zu überwinden. Dazu wurden verschiedene Versuche gestellt, auch Übersetzungen wurden benutzt usw. Spät erst kam es auf den Gedanken diese Bücher als deutsche Lesebücher zu veröffentlichen.

Der Anstoß ging von Ziller aus. Er war bestrebt, einerseits die bildende Kraft, welche in diesen classischen Werken liegt, auch auf die unteren Klassen zu lassen, die keine gelehrte Bildung erhalten, also auch Real- und Bürgerschüler, und andererseits den Unterricht in einem Zustande, der in die verschiedensten Gebiete hinübergreift und so Mittelpunkt des gesammten Unterrichts bildet, zu concentriren. Stelle, sittlich bildende Erzählungen sollen die Grundlage schon des elementaren Unterrichts sein, das epische (Hörnische) Märchen und Robinson Crusoe im Sinne des erziehenden Unterrichts von Gräbner) erweisen sich als geeignet für das 7 und 8 Lebensjahr. Daran reiht sich im 9. Jahre die bildliche Geschichte, vor allem die Geschichte der Patriarchenzeit, an diese schließt sich die Odyssee an und im 11. und 12. Jahre tritt der Knabe an Herodot heran, dem weiter Livius folgt. Herodot lernt er die Griechen in der glanzvollsten Epoche ihrer Geschichte kennen. Im Vergleich zur Odyssee ist der Schauplatz erweitert. Die staatlichen Einrichtungen sind anders, die Menschen sind anders, das ganze Weltbild ist ein anderes. Aber wie der kluge Odysseus über die rohe Kraft des Cyclopen den Sieg davonträgt, so überwindet die gewaltige Kraft der Barbaren der Tapferkeit des freien Griechen, dem Heldensinn, der durch Pflichtgefühl und Vaterlandsliebe befeuert wird. Und dieselben Tugenden beherrschen auch den Römer, der in verschiedenen auch Zustände und Begebenheiten, die Livius vor dem früher Betrachteten sein mögen.

So besteht ein innerer Zusammenhang zwischen den einzelnen Büchern und zum Combinieren und Vergleichen und Rückblicken überall reiche Gelegenheit geboten. Aber an die Erzählungen knüpfen sich noch gar verschiedene Besprechungen. Es werden nun von den einzelnen Epochen Weltbilder geboten. Dazu ist es nöthig, die Aufmerksamkeit auch auf Zustände und Verhältnisse zu lenken, nicht bloß auf Personen und Vorgänge. Es soll die Lectüre den Mittelpunkt des Unterrichts bilden, Beziehungen zu anderen Disciplinen (Geographie, Naturkunde u. a., auch „Fremdwörterlehre“) anknüpfen; dazu sind die mannigfachsten Verweisungen nöthig und da ist die Gefahr der Zerstückelung nahe. Dem vorzubeugen ist jedem dieser Lehrbücher ein „systematischer Theil“ beigegeben. Darin besteht gerade die Eigenthümlichkeit dieser Lesebücher. Es ist dadurch dem Lehrer genau das Ziel bestimmt, welchem er zusteuern muss, und dem Schüler ist dadurch Sicherheit geboten, die erfassten Einzelheiten in ein Ganzes zu vereinigen. Die Unterabtheilungen dieser Zusammenfassung sind: 1. der Schauplatz der Begebenheiten (wobei auch der gegenwärtige Zustand der Länder in Betracht gezogen wird), 2. die Beschäftigungs- und Lebensweise, wobei hier wird die Gegenwart zur Vergleichung herbeigezogen), 3. die Sitten der Gemeindung, gesellschaftliche und staatliche Einrichtungen, 4. die sittlich-regiöse Einsicht und der Gottesdienst. — Diese Gruppen kehren bei allen Lesebüchern wieder und so ist auch hier die Einheit gewahrt. Bei aller Verschiedenheit der Völker und des Schauplatzes bleiben doch die Kategorien dieselben und der Fortschritt tritt klar zu Tage durch Vergleich mit dem früheren.

Das Lesebuch aus Herodot enthält im erzählenden Theil zum Herodots Einleitung, dann die älteren Streitigkeiten zwischen Hellenen und Barbaren; Kroisos und die Hellenen, Kroisos und Solon, Kroisos und Kyros; die Joner und Kyros, Kyros Vorfahren und Jugendgeschichte; Kyros König der Perser und Meder; Glauben und Brauch der Perser, Babylon und sein Fall, Kyros' Tod; Kambyzes und Ägyptens Eroberung. Dann folgen mehrere schöne Lesestücke über die Ägypter und ihr Land; Polykrates Glück und Fall, Kambyzes Fall und der Mages Herrschaft; Darios Königswahl und dann seine Herrschaft und die Kämpfe der Griechen gegen die Perser. Diese behandelt eine ganze Reihe vortrefflicher Lesestücke — sie bilden den wichtigsten Theil des Buches und kaum können diese Kämpfe für die Jugend interessanter erzählt werden. Den Abschluss bildet die Schlacht bei Mykale, doch folgt noch ein Anhang, enthaltend einen Ausblick auf die Folgezeit bis zum persisch-griechischen Frieden und weiter Herodots Leben und die Blüte von Athen. — Im systematischen Theil werden die verschiedenen Völker besprochen und die Länder, die sie bewohnten, ihre Beschäftigungs- und Lebensweise: Jäger- und Hirtenthum, Landbau, Gewerbeleiß, Handel und Verkehr, Kriegswesen, Ständegliederung aller der Völker, die bei Herodot genannt werden, wird besprochen, dann sind die verschiedenen Staatsformen zusammengestellt, Kunst und Wissenschaft, Religion und

Hanemart betrachtet; schließlich sind noch Zeittafeln, Stammtafeln, ein Namensverzeichnis und ein paar Karten beigegeben.

Das Lesebuch aus Livius ist ganz ähnlich angelegt. Doch befriedigt hier der erzählende Theil nicht ganz. Wie bei Herodot die Erzählung bis auf seine Zeit fortgeführt und ist an seine Biographie sich die Schilderung der Glanzzeit Griechenlands anschließt, so sollte es hier auch sein. Ganz dasselbe zu erreichen ist wohl bei der Überlieferung des Livius nicht möglich, aber man muss doch alle Theile, die erhalten sind, ausbeuten. Loos hat — gezwungen durch andere Rücksichten — nur die erste Dekade berücksichtigt und doch zeigen sich gerade in dem Kampfe gegen Hannibal alle die „Hübertugenden“ in höchster Entfaltung. Schon darum hätte diese prägnanteste Partie“ in einem Lesebuch aus Livius nicht unberücksichtigt bleiben sollen. Dafür hätte mit den ersten Büchern etwas weiter umgegangen, minder wichtige Partien weggelassen oder zusammengezogen werden können. Die großen Gesichtspunkte würden stärker hervortreten, auch die Diction würde gewinnen, die sich zuweilen allzu sehr den lateinischen Constructionen anschließt. Ein erster Abschnitt müsste abschließen mit der Unterwerfung Italiens, ein zweiter die Anschauung der Weltherrschaft durch die Besiegung der Carthager darstellen, dann erst könnte an die Biographie anschließend eine Übersicht über die Zustände Roms zur Zeit des Livius gegeben werden. Jetzt aber bricht die Erzählung plötzlich ab mit der Schlacht bei Sentinum und der Überblick über die Folgezeit ist allzu dürftig. — Wenn ich in dem erzählenden Theil gegenüber allerlei zu wünschen hätte (eine neue Auflage wird ja wohl vieles verbessern), so verdient der systematische Theil alles Lob Italien und seine Bewohner, das römische Reich und seine Einrichtungen sind trefflich beschrieben. Auch hier ist ein Anhang und 8 lithographierte Tafeln beigegeben.

Es ist mir hier nicht möglich, noch näher auf den Inhalt einzugehen. So viel ist wohl auch aus dem Gesagten ersichtlich, dass diese Lesebücher sehr reichhaltig sind und dass ein Knabe, welcher dieselben in der beabsichtigten Weise durcharbeitet, eine so eingehende, wie Kenntniss von den alten Völkern erhält, wie es beim gegenwärtigen Geschichtsunterricht kaum möglich ist. In der Rückkehr zu den Schulen haben ja auch schon andere die sicherste Garantie der Hebung des Unterrichtes in der Geschichte und der Lehrer versucht wohl auch gelegentlich die Quellen vorzuführen, um dem Unterrichte den Eindruck der Frische und Unmittelbarkeit zu verleihen. Es wurde darauf in der Debatte im Verein Mittelschule 1882 hingewiesen, welche sich an den Vortrag von Loos: Über die Vertheilung des geographisch-historischen Lehrstoffes angeschlossen. Da wurde auch erwähnt, dass in den meisten Schulen im Unter- gymnasium Lehrbücher eingeführt seien, „welche keines schönen, anregenden Darstellungen bieten können“, aber trotzdem der Gedanke, „ob es nicht nicht sprechend wäre, wenn sich die Lehrbücher in eine Art von Lese- buchform verwandelten“ nicht verfolgt. Bei den gegenwärtigen Einrich-

tungen ist es auch nicht möglich, die vorliegenden Lesebücher gründe zu legen. Aber sie sollen der Privatlectüre nachdrücklich empfohlen werden. Diese Geschichten sind so anziehend geschrieben, dass sie jeden geweckten Knaben fesseln müssen. Und wenn sie nur privatim aufmerksam gelesen werden, kommen sie doch an Fächern zu Hilfe. An unseren Gymnasien kann von den Classiken ein geringer Theil gelesen werden. Für Herodot ist nur ein Name bestimmt, und da wird manchmal noch das Hauptgewicht auf Historik gelegt. So kommt es, dass viele Schüler kaum eine Ahnung bekommen, wie schön und wie schöne Dinge der Vater der Geschichte erzählt. Denn was der Lehrer in der Einleitung über die Vortrefflichkeit Herodots sagt, nützt wenig, wenn nicht die Lectüre selbst Überzeugung bringt. Mancher würde einzelne Partien nachlesen, er würde wenigstens eine andere Meinung von Herodot mit ins Leben hinausnehmen, wenn ihnen das „Lesebuch“ in die Hand gegeben wird, und das Buch ist für Sextaner noch ebenso lesenswert wie für Secundaner, denn das ist ja der Vorzug der classischen Erzählung, dass sie in ihr einen Besitz hat und der Zögling stets zu ihr zurückkehren Antrieb fühlt.“ — Solche Privatlectüre ist endlich auch im deutschen Unterricht gefordert worden. Schon Hiecke hat da die Nothwendigkeit betont, den Privatunterricht zu regeln und auf hohe Geschichten, die homerischen Dichtungen, die herodoteischen Erzählungen verwiesen. Dass die Beziehungen zwischen dem deutschen und dem geschichtlichen Unterricht, wenn diesem die „Lesebücher“ beigelegt werden, sehr innige sind, bedarf keiner Erklärung. An den Abschnitten des historischen Lesebuches müssen ja theilweise die Übungen vorgenommen werden, wie an denen des Deutschen, und zwar da noch ausdrücklich auf die methodischen Rathschläge Willmann in dem Buchlein: „Der elementare Geschichtsunterricht“, Ja die Stücke dienen auch dem deutschen Unterrichte. Die Lesebücher von Paulsiek haben manches aus W. aufgenommen und jedes der Lesebücher enthält Stoffe aus der griechischen Sage und Geschichte, man darf nicht die historischen Lesebücher ganz an die Stelle des deutschen setzen wollen. Ich stimme da ganz mit Richter überein (deutscher Unterricht an höheren Schulen S. 24), der sich entgegen dagegen wendet. Willmann selbst hat an verschiedenen Stellen die Nothwendigkeit betont, vor und neben den classischen Stoffen Grimms Sagen, deutsche Sagen und Dichtungen, namentlich Uhlands Gedichte zu lesen. — Für uns ist diese Frage übrigens von keiner Bedeutung, denn die bestehenden Vorschriften sind auch hier der Verwerfung dieser Lesebücher in den Schulen entgegen. Wir können sie nur Privatlectüre empfehlen, aber das sollte auch geschehen. In jeder Schulbibliothek sollten sie vorhanden sein und fleißig benutzt werden.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

K. A. I. Hoffmann, Rhetorik für höhere Schulen. I. Die Lehre vom Stil. Sechste Aufl. bes. von Dr. Ch. F. A. Schuster. Gmünd 1883. X u. 44 SS. 8°.

Ob der Naturalismus wirklich die gepriesene Panacee für den deutschen Stil sei, wage ich nicht zu untersuchen; aber das weiß ich, daß ich als Philologe den gänzlichen Mangel einer rhetorischen Unterweisung an unseren Gymnasien bedauern muss; denn für die Vertreter der naturalistischen Richtung im Aiterthume hat unser Schriftsteller kein Platz und was wir am Gymnasium behandeln — ob griechisch oder lateinisch — ist mehr oder weniger rhetorisch gefärbt. Ein Philologe muss ich also ein Buchlein willkommen heißen, das in — nicht mehr als — knapper Darstellung die Hauptsachen leicht zusammenfasst und strebsamen Schülern die Elemente der antiken Rhetorik anlegt. Der vorliegende Theil behandelt die nothwendigen Erfordernisse des sprachlichen Ausdrucks (dies wohl etwas trivial), Tropen und Figuren nach Quintilian unter Benützung der *rhetores Graeci*, den Satzbau und metrischen Numerus. — Freilich wäre zu wünschen, dass das Buch sich dem Einflusse neuerer Theorien (Gerber, Volkmann) etwas zugänglicher erweise, dass ferner manches als zu triviale ausgereutet¹⁾ werde, allein bei dem Mangel an ähnlichen knappen Darstellungen wird es wohl seinen Platz auch fernerhin behaupten.

Freistadt in Ob.-Öst.

J. M. Stowasser.

Dr. Heinrich Beitzkes Geschichte der deutschen Freiheitskämpfe in den Jahren 1813 und 1814. Vierte, neu bearbeitete Auflage, von Dr. Paul Goldschmidt. 2 Bde. Bremen 1882/3. Verlag von M. Hensius.¹⁾

Bei einem Buche, das wie das vorliegende in vierter Auflage erschienen ist, scheint es überflüssig, eine ins einzelne gehende kritische Analyse zu bieten. Vorzüge und Fehler des Buches sowie der Standpunkt des Verfassers sind ohnedies bekannt. Es genüge daher die Bemerkung, dass sich auch die neue Bearbeitung durch ihren klaren und lebendigen Ton auszeichnet und viele Irrthümer der früheren Auflage berichtigt wurden. Im ganzen und großen sind die Resultate der neueren Forschung verwertet worden. Eine von Beitzke selbst verfasste und von dessen Sohn ergänzte Skizze seines Lebens ist dem Werke vorausgeschickt.

¹⁾ Druckfehler wie Achill der Held von Pythia, Schakopeere u. a. könnten in einer sechsten Auflage schon beseitigt sein.

Gustav Schubert, ist Nicolaus von Clemanges des Buches 'De corrupto statu ecclesiae'. Abhandlung im Programm der Realschule 2. O. zu Großenhain. Ostern 1883.

Aus zahlreichen Stellen verschiedener Werke des Nicolaus von Clemanges, welche hier einer Anzahl von Stellen aus dem Buche 'De corrupto statu ecclesiae' an die Seite gestellt werden, wird der Beweis geführt, dass Nicolaus von Clemanges in der That der Verfasser des genannten Buches ist. Diese ehemals bekannte Thatsache wird durch den Strassburger Theologen Müntz in Zweifel gezogen. Nach den Ergebnissen der Schubert'schen Schrift wird man zu der älteren Anschauung zurückkehren müssen.

Czernowitz.

J. Loser.

Programmenschau.

27. Strimmer, H. Der römische Sklavenstand.

nach den Gedichten des Horaz. Progr. des k. k. Oberrealschul-Programms zu Meran. 1883. 36 SS.

Nach einer Einleitung, die sich über die große Menge der Sklaven verbreitet, wird zunächst die Frage beantwortet, woher die Sklaven kamen. Dann werden der Reihe nach folgende Punkte behandelt: Preis der Sklaven, Namen, Zahl, Eintheilung, Kleidung, Behandlung, Einschränkungs- und Züchtigungsmittel, Beauftragte, Wohnung, Beschäftigungen, gestattete Befugnisse, Unterhalt, Freilassen, Beerdigung der Sklaven.

Wie schon dieses Schema eine scharfe Gliederung lässt, so fehlt es auch in der Durchführung desselben nicht an Wiederholungen und störenden Verweisungen, wozu noch unnötig aus Cicero, Livius, Tacitus und manchmal platte Bemerkungen wie S. 17, dass die funes „angewendet Spuren der Züchtigung“ u. dgl. In der Behandlung des Stoffes geht der Verfasser ständig zu Werke. Sein Orakel ist J. M. Ernesti (Horaz Werke übersetzt und erklärt, München 1825), den er hier um Heindorf und Krüger corrigieren lässt. Wo er auf eigenen Füßen stehen scheint, findet man Unvollständiges, Unklares, Unrichtiges. So S. 6 statt machina der technische Ausdruck catasta (Rich. Illustr. Wörterb. s. v.). Unrichtig ist, dass zu einer Saft sechs oder acht Sklaven erforderlich waren. Aus Ep. I, 1, 55 St. (S. 28), dass der junge Römer seine Schulsachen selbst nicht der capsarius! Die Belegstellen werden nach alten Texten und sind oft noch durch Druckfehler entstellt, deren sich in der Schriftchen überhaupt nicht weniger als 35 finden. Dazu kommen fehlerhafte Wort- und Satzverbindungen. So liest man S. 17 war der ianitor, um die Flucht zu verhindern. S. 31: Auch wenn baum ist an mehreren Stellen die Rede, was ebenfalls sehr erforderlich. S. 32: Bei Hof befand sich auch das vivarium. Sklaven brachten Wein in den Speisesaal und beobachteten den Anstand oder in das für die commensatio bestimmte Local. Droschen geschah durch übergetriebene Lastthiere oder Wagen usw. Abgesehen von 'Servildienste' (S. 24, 31) begegnen ganz ungebräuchliche Ausdrücke wie Weidenweiden (S. 1, 3, 4), leute (28), Fahrkeit (32), Sanftträger (28). Unbeholden ist auch die Citirung.

Krems.

F. Hartmann.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Lexikalisches.

I. Wörter und Wortbedeutungen.

1.

Ans des Optatus Milevitanus sechs Büchern

De schismate Donatistarum.

Optatus, Bischof von Milevis in Numidien, schrieb seine sechs (nach Anderen sieben) Bücher gegen die Donatisten um das Jahr 368 n. Chr., unter den Kaisern Valentinianus und Valens. Aus dieser Schrift geben wir im Nachstehenden solche Wörter und Wortbedeutungen, für welche im Handwörterbuch von Georges (7. Aufl. 1879 und 1880) Optatus nicht ausdrücklich als Zeuge angeführt ist.

Substantiva.

eramentum Optat. schism. Donat. 3, 8: *ero acramentum tinniens*; cf. Clarom.: *sum ut eramentum sonans*, Vulg.: *factus sum velut aes sonans*.

memoratorium 1, 17: *commemoratorio facto, quod cuidam aniculae dedit*.

lotor 3, 9: *apud lotorem pariter mundati sumus*.

sartor (von *sarcio*) 3, 9: *nullus illuc missus est, ut ita dixerim, sartor, et hic in Africa . . vestis fuerat sana; aemula manu inimici discissa est . . . Displicet tibi sartor, qui scissuram dum sanat, vulnerat: ille tibi magis displiceat qui fecit ut sartor peccare potuisset*.

sartura 3, 9: *sartura fuerat necessaria*. — *scissura* 3, 9.

circumcellio 3, 4: *circumcelliones agonisticos nuncupans . . circumcellionum furor*.

illuminatio 3, 2: *ad illuminationem Tobiae non videntis*.

inratio 2, 22 (cf. Paucker 3, p. 647). — *rebaptizatio* 6, 7 (noch mehr Belege bei Paucker 6, p. 15).

prosapia 5, 1: *Abrahæ prosapia, qua Judaei censentur*.

buccella 4, 6: quod dictum est per prophetam Ezechielem (11, 19): Et maledicebant mihi in populo meo propter plenum manum hordei et *buccellam*. — Anders die Vulgata: Et violabant me ad populum meum propter pugillum hordei et fragmen panis.

diapsalma [= Zwischenspiel der Musik allein, ohne Gesang, hebräisch Selah] 4, 3: Legimus in XLIX. psalmo ad secundo *diapsalma* [d. h. unmittelbar nach dem zweiten Zwischenspiele, nämlich im 16. Verse, da in der alexandrinischen Übersetzung am Ende des 15. Verses zum zweitenmale im 49. Psalm *διάψαλμα* steht], spiritum sanctum dixisse: 'Peccatori autem dixit deus.' — Ebenso erklärt Augustinus das Wort im Commentar zum 4. Psalm: *diapsalma*: *interpositum in cantu silentium*.

brevis, is, m. [Verzeichnis] 1, 18: *brevis* auri et argenti.

castimonialis, f. [Nonne] 2, 19: matres, quas de *castimonialibus* fecerant mulieres.

coniugales [Eheleute] 6, 4: docuit quomodo *coniugales* Christiani debeant vivere.

gremium = *marsupium* 4, 6: (dictum esse) de subducto vestimento aut de involato gremio.

memoria = Grabdenkmal 2, 4: '*memoriae* [ταῖς μνήμας] sanctorum communicantes' (Rom. 12, 13). Ecce praesentes sancti ibi (Romae) duorum *memoriae* apostolorum.

tinctio = Taufe 5, 3: unus deus, unus Christus, una *tinctio*, una *tinctio* [ἐν βάπτισμα] = Eph. 4, 5.

Adjectiva.

infantilis 5, 9: in *infantilem* carnem immutari.

perfunctorius 4, 5: in *perfunctoria* salutatione oscula denotare solita.

Montensis 2, 4: speluncam quandam foris a civitate cratibus repperunt, ubi ipso tempore conventiculum habere potuissent unde *Montenses* appellati sunt.

inconsummatus 4, 8: In Salomone propheta lectum esse dicitur, filios adulterorum *inconsummatus* (fore), = Sapient. Salom. 3, 16: τέκνα δὲ μοιχῶν ἀτέλεστα ἔσται, Vulg.: filii adulterorum in *inconsummatione* erunt.

deificus 1, 27: omnium enim interrogatio suprascriptorum manifesta est, nullas scripturas *deificas* vel inventas vel corruptas vel incensas fuisse.

semiperfectus 2, 20: omnes *semiperfecti* sumus.

septiformis 6, 3: ubi est *septiformis* ecclesia . . Diese Bezeichnung weist jedenfalls zurück auf Cyprians Vergleichung der christlichen Kirche mit dem siebenarmigen Leuchter in der Stiftshütte, Testim. 1, 20: . . ut servetur septenarius numerus . . et *lucerna septiformis* in tabernaculo martyrii, =

Fortunat. c. 11, p. 338, 3 Hart.; — vgl. die Beschreibung des letzteren im Exodus c. 25, 30 sqq., namentlich V. 37 LXX: καὶ ποιήσεις τοὺς λίχνους αὐτῆς [τῆς λυχίας] ἑπτά. καὶ ἐπιθήσεις τοῖς λίχνους, καὶ φανοῦσιν ἐκ τοῦ ἐνὸς προσώπου.

agonisticus 3, 4: circumcelliones *agonisticos* nuncupans.

petrobolus 3, 10: parietem dealbatum, cui deus comminatus est tempestatem, pluriam et lapidos *petrobolos*, — cf. Ezech. 13, 11: ἔστιται ἑτέρος κατακλίζων, καὶ δώσω λίθους πετροβόλους εἰς τοὺς ἐνδύμους αὐτῶν ...

placitus = gefällig, wohlgefällig, genehm. 2, 15: pax deo *placita*. 3, 5: deo *placita* est. 3, 8: deo *placitam* unitatem. 5, 7: operarium *placita* mercede conducit. 6, 3. 5. 6.

placitus = omnes 2, 4: *toti* Afri et peregrini.

scabrosus. Hier notieren wir auch den Superlativ *scabrosissimus* (5, 9: si invenires aliquem catechamenum *scabrosissimis* moribus), der als ein Ersatz für den (nach Neue II. 136 nicht vorhandenen) Superlativ von *scaber* angesehen werden kann.

Adverbia.

apertose 1, 4: ne *apertose* ac nude, ut ceteri, loqueretur.

competenter 3, 4: *competenter* suscepti non sunt. — Vgl. Gloss. Cynil. p. 396, 26: ἀποδοῖως, *competenter*.

ignoranter 1, 5: *ignoranter* dixisti. — Bei Paucker (2 und c) findet man noch folgende Belege: Rufin. Origen. in Num. homil. 28, 2: qui *ignoranter* homicidium commiserunt. — August. c. Faust. 14, 10 in. c. duas epist. Pelagianor. III, 3, 5 al. — Facund. epist. fid. cath. p. 878. Isidor. Sent. II, 17, 5.

foris 5, 3: *deforis* quaerendus est index. — *forinsecus* 1, 10. quid 2, 1. 3. 9. 4, 4. 5, 3. 9. 10. 11. 6, 3 (bis). 6, 6.

aliter a 4, 7: Unget te dominus deus tuus oleo exultationis *aliter a* consortibus tuis. = Psalm. 44, 8 Septuag.: παρὰ τοῖς συντόχοις σου, Vulg.: *prae* consortibus tuis.

foris a 2, 4: *foris a* civitate (speluncam cratibus sepeserunt).

minus a 5, 2: illic video nihil *minus a* tribus. — Hierzu vgl. meine Itala und Vulg. S. 442 f., Wölfflin Lat. und romau. Compar. S. 52, Paucker Scrutar. p. 26 und 9.*

Verba.

sponsare 6, 4: qui *sponsabat*. — Steht in der Vulgata (außer Hos. 2, 19. 20) auch 1 Maccab. 3, 56: et *sponsabant* uxores.

iniuriare 3, 4: *iniuriatos* esse quam plurimos .. aliquos necatos. — Vgl. meine Itala und Vulg. S. 156 und Paucker Subind. p. 427.

purpurescere 5, 7: confectione vellus candidum *purpurescit*.

canis 4, 6: sacrificium peccatoris quasi qui *victimet* canem, — entnommen aus Jes. 66, 3 LXX: ὁ δὲ ἀνομιος ὁ θίγων μοι

- μόσχον ὡς ὁ ἀποκτείνων κίνα*, wofür in der Vulgata: qui immolat bovem, quasi qui interficiat virum: qui maculat porcum, quasi qui excerebret canem. — Zu den Belegen bei Georges fügen wir noch Pass. Maximiani et Isaac Donat. (ap. Galzet. V. p. 554): alterum tradiderunt propriis manibus simile *victimari*. — Gloss. Cyrill. p. 412, 21: *βουθυτιώ*, *victimare*. 501, 16: *καλλιερώ*, *victimo*. Gloss. Amplon. p. 371, 29: *adoletum*, *victimatum*, *hostium*.
- sordidare* 5, 3: qui dum lavant, sordidant. — Vgl. Gloss. Cyrill. p. 603, 43: *ῥεπαίνω*, *sordido*.
- udare* 3, 10: (paries) pluvia *udatur* . . . *udatus est paries*. — Hierzu vgl. Gloss. Cyrill. p. 413, 45: *βρέχω*, *udo*, *modo*, *pluvio*.
- opimare* 2, 14: sanctorum sanguine et carnibus *opimatur* (Petrus). 2, 15: Christianorum sanguine et carnibus *opimatur*.
- proximare* 3, 4: cum ad Bagaiensem civitatem *proximarent*. — Zu den Beispielen in Itala und Vulg. S. 173 lassen wir mehrere hinzufügen, z. B. Hist. Apollon. reg. Tyr. c. 46: exercitu *proximante* [cod. β]. Gloss. Cyrill. p. 582, 40: *ἀντιπρόσκειν* . . . *proximans*.
- turatus* [i. e. qui idolis tus adolevit] 1, 15: *turati* homicidae. — Synonym mit *turificatus* bei Cyprian Ep. 55, 2: qua ratione Trofimio et *turificatis* communicet, und bei Pseudo-Cyprian De duplici martyrio c. 26: *turificatis* et libellatis detinet.
- confibulare* 1, 22: quae cum veritate *confibulent*. — Dieses Lehnwort finde ich nirgends erwähnt; gebraucht aber hat es auch Novatianus de Trinitate c. 23: ut in semet ipso concordiam *confibularet*, sowie das Subst. *confibulatio* c. 24 ex.
- exorbitare* 1, 3: ab Esiae prophetae vocibus *exorbitare* non possumus.
- inalbare* 5, 4: 'Et si fuerint peccata vestra velut coccum, ut *inalbamini*' (*Inalbabo* dixit, non: 'faciam inalbari') . . . Ecco wie Esaias se promissit deus *inalbare* peccatis affectos. — In der hier angezogenen Stelle Jes. 1, 18 lautet bei den Alexandrinern der Hauptsatz: *ὡς χιόνα λευκαῖω*, in der Vulgata aber: *quasi nix dealbabitur*. — Das Verbum *inalbare* findet sich auch beim Übersetzer des Irenäus.
- indulcare* 6, 6: *indulcata* (aqua) ligno. — Kommt in der Vulgata dreimal und bei Tertullian vor (s. Itala und Vulg. S. 193 f.) ingleichen bei Hieronymus in der Übertragung einer Homilie des Origines. Die Nebenform *indulcere* ist bezeugt in Gloss. Cyrill. p. 446, 27: *ἐγγλυχαίνω*, *indulceo*.
- renovellare* 1, 26: *renovellatae sunt partes*. — Sonst nur bei Columella und jetzt noch im ital. *rinnovellare* und französ. *renouveler*.
- transglutire* 1, 21: ad *transglutiendos* praedictos.
- exorcizare* 4, 6: *exorcizatis* hominem. 5, 3: *exorcizemus* satan.

pro = abstammen (woher) 5, 1: *Abraham prosapia, qua*
Isaeli censetur; über Gebrauch und Bedeutung s. mein
Neues Testament Tertullians (Leipzig 1871) S. 625
bis S. 628.

conferre = sich versammeln 2, 4: *locum, ubi colligerent,*
non habebant.

involare = stehlen 4, 6: *dictum esse . . de subducto vestimento*
aut de involato gremio . . fur diabolus cupit aliquid involare
. . fur diab. aliquid involare contendit . . volebat quasi fur
aliquid involare. — Außer den Belegen in meiner Itala und
Vulg. S. 372 vgl. noch Gloss. Ambron. p. 262, 340: *abacta,*
involata, sowie bei Löwe Prodröm. p. 163.

offerre absolut = opfern 2, 12: *offerre vos deo dicitis (bis) . .*
quid offers? 6, 1: *altaria (dei) in quibus obtulistis . . u. d.*

potare = tränken 2, 8: *alios potare.*

promereri aliquem = Jemand für sich gewinnen, seine
Günstigkeit erlangen 6, 6: *promeriti estis deum*; — s. Itala
und Vulg. S. 377.

renuntiare alicui = sich von Jemand lossagen usw. 5, 7: *an*
renuntiet diabolo. 5, 10: *renuntiaveras diabolo.* 6, 4: *saecu-*
laribus nuptiis renuntiassc. — s. obenda S. 379 f.

obstupescere = stumpf werden (von den Zähnen) 3, 1: *ut vobis*
obstupescerent dentes, ipsi uvas acidas comederunt; — in der
Vulgata Jerem. 31, 29: *patres comederunt uvam acerbam, et*
dentes filiorum obstupuerunt [Septuag.: *ἡνωδίασαν*]; ebenso
im folgenden Vers: *obstupescant dentes eius.*

persecutus qui passivisch 2, 14: *quem a nobis persecutum esse aut*
dicere poteris aut probare?

In syntaktischer Hinsicht ist bemerkenswert der Gebrauch von
potuissent für *possem*, z. B. 2, 4: *speluncam . . seposuerunt, ubi*
ipso tempore conventiculum habere potuissent. 2, 5: *ne regredi*
ad meliora potuissent . . ne ad pacem reverti potuissent. 3, 4:
expectantes ut venirent in quos furorem suum exercere potuis-
sent et facerent quidquid . . 3, 9: *qui fecit ut sartor peccare*
potuisset.

2.

Anderweitiger Provenienz.

Eine sehr glücklich gewählte Bezeichnung für den Puls-
schlag, der bei den Medicinern entweder *pulsus* schlechthin oder
pulsus venarum, pulsus arteriarum genannt wird, ist das glosso-
graphisch nachweisbare Wort *turges*, das zu gleicher Zeit den
Anstieg des Blutes und die dadurch bewirkte Schwellung der
Arterien abschildert. Dasselbe finden wir angeführt in den Glossen
Grillon p. 628, 48: *σφρυγμός, turges*, sowie bei Philoxenus
p. 18: *turges, σφρυγμός.*

Vom griechischen *κολυμβάν* abgeleitet ist das Subst. *colum-*
ba = Teich, aus der Sylloge Vulcani bezeugt bei Labbaeus

(Glossaria, Lutet. 1679) p. 33: *columbum*, λίμνη. Das Wort *limne* Verbum latinisiert worden ist, erhellt aus Gloss. Amplon. j. 288. 189: *columbare*, natare.

In der Mulomedicina des Vegetius sind zur Behandlung der Knöchelchen über und unter der sogenannten *gamba* (gamba) der Pferde die Composita *supragamba* und *subgamba* gebraucht, welche ich nirgends angeführt finde, nämlich III. 20: si quod iumentum coxam frerit aut *supragambam*, scias esse posse curari, quia partes istae ligaturas tenere non possunt II 47. 2: similis desperatio est, si coxam frerit aut acroteria aut *supragambam* [so ist zu lesen und nicht *supra gambam*, wie bei Gesner]. III. 22, 3: sanguis ei de *subgamba* detrahatur *supra* [wo allerdings auch die Lesart *desub gamba* einen guten Sinn geben würde]. Von analog gebildeten Substantiven in den Glossen finden wir einige hier an, Gloss. Cyrill p. 646, 40: ἐπιογλίσσιον, *supragamba*. Gl. Philox. p. 205, 36: *subsumen*, ἀνακολαγή, ἱποκόλαμο. 205. 9: *submentum*, ἀνδραγαθόν. 207. 4: *summentum*, ἀνδραγαθόν. Gl. Cyrill p. 647, 37. 38: ἱποκοίλον, *submen*, *subventric*, ἱποκοίλον προβάτον, *subrellamen*.

Den Belegen für *satullus* im Archiv für lateinische Lexicographie und Grammatik 1884, 1. Heft, S. 103 lässt sich noch derjenige zugesellen, den wir im Rhein. Museum 1879, 3. Heft, S. 296 aus dem Italacodex Corbei, Nr. 625 des Jakobusbriefes beigegeben hatten, wo die Stelle Jac. 2, 16 so lautet: radite in pace, carissimi estote et *satulli* [ῥαδίαντες θε καὶ χορηάζετε].

Das Intensivum *impulsare* kommt nicht bloß in den Glossen des Placidus (s. Georgasi), sondern auch dreimal in Pseudo-Cyprianischen Schriften vor (s. den Hartel'schen Index p. 436) ingleichen bei Gregor von Tours (s. Paucker Subrel. p. 9^o). Es gibt jedoch noch zwei andere Belege dafür, nämlich bei Vercellone in der vorhieronymischen Bibelversion auf dem Rande des Vulgatacodex Legionensis, wo ἀνακρούεσθαι durch dieses Wort wiedergegeben ist, 2 Reg. 6, 16: (vidit regem David subsistentem et *impulsantem*, et vituperavit eum in corde suo. sowie in den Cyprianischen Glossen p. 593, 16: προπιλακίζω, *impulso*.

In den Wörterbüchern fehlen die 2 Composita *subumbrare* = ἐπισκιαίνειν, *subvastare* = ἀλεθρεύειν. Letzteres findet sich im Evangelien-codex Veronensis (s. Itala und Vercellone S. 200) und nach Vercellone im Ottobonianus Exod. 25, 20: et erat Oberubin extendentes pinas a susum, *subumbrantes* pinas et das zweitgenannte im Italacodex Claromontanus der Paulinischen Briefe Hebr. 11, 28: ne qui *subvastabat* [so lies für *que subvastabat*] primitivam tangeret eorum, Graec.: ἵνα μὴ ὁ ἀλεθρευτὴς τὴν πρωτότοκον θύγῃ αὐτῶν, Vulg.: ne qui vastabat primitiva tangeret eos.

Nach Analogie von *colligere* = *hospitio excipere* (s. Itala Vulg. S. 353) erscheint *collectio* auch in der Bedeutung Herberge. Gloss. Amplon. p. 386. 53: *xenodoc(h)iorum, collectionum*.

II. Noch einige Verba mit eingefügtem -in-

Von den im Stamme durch -in- erweiterten Zeitwörtern haben in dieser Zeitschrift 1882, S. 587—596 ein Verzeichnis gegeben, welches deren 37 aufzählt. Einige wenige wollen wir jetzt nachtragen.

Zunächst gehört in diese Kategorie wohl auch *fuc-in-are*, aus dem Subst. *fuc-us* gebildet und von Paucker im Supplementum ad Tacit. Latin. (Berol. 1883) p. 302 angeführt aus Gloss. Isid. 750: *fucinat* [im Texte *fuginat*], *adulando impedit, laudando decipit*.

Ferner sind dahin zu rechnen *con-qu-in-iscere* und *oc-in-iscere*, welche Vaníček 'Etym. Wörterb.' S. 45 auf die Verbalien KAK binden, gürtten, krümmen, und den Stamm **kuk*, *kuk* krümmen zurückführt, wobei man jedoch anzunehmen geneigt wird, dass dieser Stamm vor dem antretenden -in- sich gekürzt hat und erst im Perf. *con-quec-si*, wieder voll hervortritt. Diese beiden Ausdrücke der Vulgärsprache hat uns Nonius geliefert, den ersteren auch Plautus.

Zu *sarc-in-are* u. O. S. 594 haben wir das Derivat *resarcinatio* nachzutragen, welches in den Glossen des Cyrillus angeführt ist p. 648, 48: *ἐντοπᾶρῆ*, *plicatura, resarcinacio* (cf. Gl. Alex. p. 205, 35: *substitutio, ἐντοπᾶρῆ*); — ebenso in Betreff von *oc-in-are*, dass es bei Arnobius auch l. c. 36 vorkommt: *membrum coniugum lancinatum*, und in Gloss. Philox. p. 129, 20: *ἐκκαῖναι, κατακτείνῃ*.

Endlich muss ohne Zweifel auch *ratio-cin-ari* in unser Verzeichnis mit aufgenommen werden, da es durch Anfügung von -cin- an auf o auslautenden Stamm genau so gebildet ist, wie *intro-cin-ari, lenocinari, patrocinari, sermocinari*.

Lobenstein.

Hermann Rönisch.

Der Schild des Abas.

Soviel sich die Doctrina schon mit dem „magni gestamen punctum“, Verg. Aen. III. 286, zu thun gemacht, das punctum ist ihr bis zur Stunde verhüllt geblieben. — Dass nach Schönheit und Scenerie die ganze Stelle dort Bezug auf Octavians bei Actium nehme, liegt ja nahe genug und ist auch nicht unbekannt worden. — Sowie allgemein die von Aeneas am Ort der Iliaci ludi mit verbundener Iustratio als Typus auf die von Augustus eingesetzten alle fünf Jahre zur Erinnerung an seinen Sieg zu feiernden gedeutet werden, so hat man auch in dem Hängenden des Siegesbildes einen Bezug auf Augustus geglaubt entdecken zu müssen.

So belehrt uns Heyne im Excurs. IX ad lib. III de *clipeo Abantis*: „de clipei autem dedicatione Holdsworthus deditur ab Augusto post pugnam Actiacam X naves a poeta respectu petabat.“ — So lässt auch heute A. Weidner sich in seinem Commentar zu Aen. I und II p. 20 vernehmen: „Händig kann der Dichter den Augustus in der Gestalt des Aeneas austreten. Hierher gehört, wie mir scheint (!), der Siegesschild, welcher im Tempel des Apollo bei Actium geweiht und mit der Inschrift versehen wird: „Aeneas haec de Danais victoribus arma“.

Bezüglich der Bezeichnung des Schildes als *magni gestatoris Abantis* ist man, wie darin der Commentar des Servius vorangegangen, da eben von Erlegung eines Abas durch Aeneas sonst nirgends verlautet, auf den Sohn des Lynceus und der Hypermnestra, den Enkel des Danaos, verfallen.

In der That tritt dieser Annahme bestätigend zur Seite eine interessante mythologische Parallele, bezüglich deren wir da Heyne l. c. also lesen:

„Abantis clipeus habebat famam ex eo, quod ille a Lyce Abanti donatus occasionem dederat ludis in urbe Argorum instituendis (in Iunonis quidem honorem, τὰ Ἱερὰ, in quibus victor eo honore afficiebatur, ut clipeum in Iunonis templo affixum tolleret et in pompa duceret, mox prisco loco reponendum).“

Die wichtigste einschlagende Stelle lesen wir bei Hygin f. 170:

„Hypermnestra Lynceum servavit, qui cum Danaus penitus primusque Abas ei nuntiasset, Lynceus, circumspiciens in tempore quid ei muneris daret, casu conspexit clipeum, quem Danaus consecraverat Iunoni, quem in iuventa gesserat: refixit et donavit Abanti ludosque consecravit qui quinto quoque anno aguntur, qui appellantur ἀσπιδὶς ἐν Ἀργεῖ, quibus ludis cursoribus corona non datur sed clipeus. At Danaides post patris interitum viros duxerunt Argos e quibus qui nati sunt, „Danai“ (cf. „de Danais victoribus“ appellati).

Aber noch immer vermissen wir das Bündige der geahnten Bezugnahme des Dichters auf seine eigne Zeit.¹⁾ — Lässt sich nicht zwischen jenem Schilde des Abas und Octavianus aktischen Sieges eine innere Beziehung entdecken?

¹⁾ Wie uns in dieser Hinsicht die oben erwähnte, von Holdsworth geltend gemachte Beziehung auf die „dedicatas ab Augusto post pugnam Actiacam X naves“ nicht genügt, so nicht einmal anzureichen die andere, weit näher liegende, die aber ebenfalls, soweit wir gesehen, bisher noch unbeachtet geblieben, nämlich die, welche uns Aen. VIII 720—722 an die Hand gibt. Dort heißt es: „Ipae (Augustus) edunt niveo candentis limine Phoebi — Dona recognoscit populorum, *apertae superbis* — *Postibus*.“ wozu bei Ladewig die Bemerkung: „Augustus hing die goldenen Kronen, welche die unterworfenen Völker beim Triumph vor allem wegen des aktischen Sieges Aen. VIII, 714 l. V.) bringen mussten, in dem Tempel des Apollo auf.“

Den Schlüssel des Verständnisses hielten wir in Händen, als wir in Lübkers Reallexikon unter dem Titel „Danaos“ lasen, wie Danaos habe seinen Sohn Abas mit dem Schilde des Danaos versehen, der die wunderbare Kraft hatte, Volksaufruhr zu beschwichtigen.“

Wir überlegten so: Was ergibt sich, wenn mit Grund hier Aeneas und Augustus in Parallele treten?

Aeneas feiert mit Weihung jenes Schildes und bezüglicher Inschrift seinen Erfolg epigrammatisch als Sieg des Besiegten über die Sieger. In welcher Richtung, fragen wir, müsste entsprechend Augustus seinen Sieg bei Actium feiern?

Ein Sieg war davongetragen worden über Mitbürger. Ihn solchen zu rühmen, wäre ein Verstoß gegen die pietas gewesen, dessen pios Aeneas - Augustus sich gewiss nicht wird schuldig machen. — Statt dessen etwa den Gesichtspunkt hervorzuheben, dass man zugleich über die Ägypterin triumphiert, müsste eine nahe als geschichtliche Fälschung erscheinen und erkältend wirken.¹⁾ — Soll zugleich der Wahrheit die Ehre bleiben, ohne Pietät zu kränken, so muss in den Vordergrund treten die durch jenen Sieg bedingten Wiederherstellung des Bürgerfriedens.

Dazu bedarf es aber nicht einmal einer besonderen Inschrift, genügt die bloße Weihung des Abasschildes an sich; ist doch derselbe mit dem des Danaos, „der die wunderbare Kraft hatte, Volksaufruhr zu beschwichtigen.“ — Wir hatten uns Ursache uns zu wundern, dass diese nahe liegende Erklärung bisher von der Gelehrsamkeit versäumt worden.

Doch woher hatte Lübker seine interessante Notiz? — Servius zu unserer Stelle zu denken, was das nächste gewesen, verbot uns sogleich das abfertigende Urtheil Heyne's l. c.: „*Serviana commenta parum se probant*“; ebenso: „*Fabulam narrat*“ (l. c. f. 170, unde etiam Serviana lucem foenerantur“. So fahnen wir denn bei Hygin (s. o.), Apollodor, Pausanias. Umsonst: wir in Paulis Realencyklopädie über unsern Abas also lesen: „Der Ruf seiner Tapferkeit war so groß, dass auch nach seinem Tode durch das Vorzeigen seines Schildes, den Aeneas in Rom weihte, empörte Völker zur Ruhe gebracht wurden.“

Und worauf sahen wir uns dafür verwiesen? Sage, auf Servius zu unserer Stelle.

Wir fragen uns billig, wie lässt sich ein solches Verfahren verstehen, wie es hier Heyne beliebt hat? Wir konnten den Grund nur darin finden, dass eben Heynes eigne gelehrte Deutung

¹⁾ Aen. VIII, 678—688 wählt der Dichter in der That diesen Ausg., indem er, wie uns bedünkt, in höchst geistreicher, auch nicht unbegründeter Weise, die Schlacht darstellt als den Sieg des Italikerthums über den barbarischen Orient.

des „suspensus clipeus“, die er „Excurs. I ad h. lib. p. 43“ gegeben, damit hinfällig wird: „deduxere eum (poetam) in fana notione ea, quae Dodonae monstrabantur Troianorum domina.“ — Die gleiche Leichtfertigkeit im Urtheil hatten wir bei Heyl; übrigens auch in unseren Cruces phil. (Mainz, Diemer, p. 19 n. rügen Anlass.¹⁾)

Servius nun berichtet so:

„Abans Lyncei et Hypermnestrae filius viribus praestans et magni Abantis) cum vicinas civitates subvertisset, magnus terror universis esset, diem supremam obit: populi autem quos devicerat, regno eius infesti, manu facta urbem diruturi consubiere, cumque in eo essent, ut iam civitatis potirentur, cum quidam juvenem egregiae formae securum in publico exedro notum in foro, cumque ex eo quaesisset, cur patriae non succurreret, respondisset, quod arma non haberet, tunc senex ei Abantis aram consecrata demonstrat, hortaturque, ut eis uteretur: quibus consumptis invenis properat in aciem. Hostes vero viso Abantis clypeo fugerunt.“

Wir müssen gestehen, dass es uns ein Opfer gekostet, angesichts des Servianischen Wortlauts auf unsere obige, gewiss entsprechende Deutung zu verzichten. — Uns ist es leider unmöglich in dem Erzählten mit Lübker die „Boschwichtigung eines Volksanführers“ zu entdecken und schwerlich wird sich dazu ein anderweitiges, tüftigeres Zeugnis beibringen lassen.

Doch verliert darum jene Notiz bei Servius nicht ihren Werth für die Deutung unsrer Stelle. Bestehen bleibt das Wunder: „Hostes vero viso Abantis clypeo fugerunt.“ — Und dürfte es nicht Augustus eines gleichen Wunders in der Schlacht bei Actium rühmen, wofür er sich eben Apollo verpflichtet weiß,²⁾ dass nämliche beim ersten Angriff Kleopatra mit ihrer Flotte die Flucht ergreift und der Nebenbuhler ums Reich, nur seiner Leidenschaft folgend schimpflich davon gieng?

Durfte da nicht der Dichter seinem mächtigen Gönner so rosa sagen: Den Schild des Abas, den dein Ahn in des Gottes Tempel aufgebauten, ihn hat Apollo dir gereicht; mit ihm darfst du den Feind mit Schrecken schlagen.³⁾

¹⁾ Diese absprechende Art ist eben die große Gefahr der wissenschaftlichen Koryphaen nur zu leicht verfallen, wie man von Freund und Colleague am Gymnasium zu Mainz, Dr. Munter, in der heurigen Heristprogramm des Mainzer Gymnasiums dies wieder an zufälligen Beispielen möchte dargethan haben. Es hat diese Unsitte doppelt Schlimmes, insofern manches kleinere wissenschaftliche L.M. dadurch verführt wird, gerade in dieser Unsitte eine Documentierung der eignen Bedeutung zu suchen.

²⁾ cf. Aen. VIII 704—706: „Actius haec cernens arcum ostendebat Apollo — Desuper: Omnis eo terrore Aegyptos et Indus — omnes Arabs, omnes vertebant terga Sabaei.“

³⁾ Entdecken wir nicht vielleicht hier den Punkt, an dem der mystische Pythagoras ansetzte, welcher die Lehre eines Pythagoras als

Diese unsere Deutung erhält eine erfreuliche Bestätigung, und wir gewahren, wie gerade die Danaossage im Gesichtskreis des Interesses des neuen Machthabers lag. Gehörte doch zu dem Tempel des Apollo Palatinus, den Augustus 726 zum Dank für seinen Sieg bei Actium weihte, auch die „Danai porticus.“ (Ov. *Met.* 2, 2, 4: *illa, quae Danai porticus agmen habet*; Prop. II, III, 1: *Quaeris cur veniam tibi tardior? Aurea Phoebe — Porticus a magno Caesare aperta fuit; — Tota erat in speciem Poenis caesa columnis, — Inter quas Danai femina turba senis*; Schol. *Pers.* 2, 56: *Acron tradit, quod in porticu Apollinis Palatini erant Danaidum effigies et contra eas sub divo totidem equestres eorum Aegypti.* —)

Es begreift sich dies wohl; bot doch die Danaossage zu dieser Tempelweihe mit ihrem Anlass, dem Siege Octavians über Antonius bei Actium, eine höchst interessante Parallele.

Auch Danaos hatte, wie Pausanias II, 19 berichtet, um die Herrschaft über Argos mit einem Gegner, des Sthenelaos Sohn Gekor, zu ringen; und wie Augustus Sieg und Herrschaft der Gunst der Hilfe Apollos zuschrieb und seinen Dank mit Erbauung der Tempel zu Rom und bei Actium bekundete, so hatte auch Danaos dem Apollo Lycius denjenigen erkannt, der ihm den argivischen Tempel zugewendet, und zum Dank ihm ein Heiligthum gestiftet.

Nunmehr erschließt sich uns aber noch eine weitere geistreiche Bezugnahme unserer Stelle. — Wir sagten oben, und dies auch bei unserer verbesserten Deutung: soweit in Aeneas Augustus zu denken ist, bedürfte es einer besonderen Inschrift, genögte vielmehr das bloße Aufhängen des Abasschildes. Ja! Welchen Leser hätte nicht befremdlich der Anachronismus gemuthet, dieses graphische historische Document, hinterlegt einem Helden der Heroenzeit! Sicher sieht sich hier die Interrogation vor einer Frage: wer löst sie?

Nun, in jener erwähnten Danai porticus war die neu gegründete Doppelbibliothek, die *bibliotheca Palatina*, die dritte öffentliche,

Stiftung von der „*migratio animarum*“, zugleich mit der Mähr neu in die Welt gesetzt, dass Pythagoras seine Identität mit dem Panthoiden Euphorbus trojanischen Andenkens dadurch dargethan, dass er in einem Junotempel unweit Mycenä unter vielen anderen Schilden denjenigen ausgemacht, den er als Euphorbus in seinen Tagen geführt? Sehen wir doch in diesem Punkte gleicherweise Vergil *Aen.* VI, 724—751; *in Carm.* I, XXVIII 10—15; Ovid *Met.* XV, 164 Vorschub leisten. Darbiete sich Pythagoras als den erstandenen Euphorbus durch den Schild, dann war es frommer Ahnung auch nahe gelegt, in dem Hänger des Abasschildes bei Actium den erstandenen Aeneas zu sehen. — In diesem Sinne könnten wir Heyne beipflichten, wenn er sagt: „*Alludit Ovid. Met. XV, 164, ubi Pythagoras agnovit clipeum Euphorbi Abantis templo Iunonis Argis.*“ Die Bezeichnung Abantei erklärt sich sonst ausreichend dadurch, dass nach unserem Abas argivischen Könige Abantiadae hießen. Heyne hatte darum allerdings keinen Grund hier von einem alludere zu sprechen.

für lateinische und griechische Schriftwerke untergebracht. Sueton. vit. Aug. 29: „Templum Apollinis in ea parte Palatini domus excitavit, quam fulmine ictam desiderari a deo haruspices pronuntiarant. Addidit poëticis cum bibliotheca Latina Graecisque“; Or. A. am. 1, 71—74: „Nec tibi vitetur, quae prae-sparsa tabellis — Porticus, auctoris Livia nomen habet; — Quae parare necem miseris patruelibus ausae — Belides et tuus barbarus ense pater.“)

Wer erkennt nun nicht, bei der offenkundigen Tendenz unserer ganzen Stelle, in dieser unserer Inschrift: „Aeneas haec de Danaïis victoribus arma“, die der Ahn in dem Apollotempel in Actium hinterlässt, eine vom Dichter gewollte geistreiche Prophezie auf die „prae-sparae tabellae“, welche der in Augustus neu erstarrte Aeneas demaleinst zu Rom ebenfalls in einem Apollotempel bergen sollte? *)

Wir können nicht schließen, ohne noch einen Wurf zu thun. — Wir vermissen in der überlieferten Inschrift unseres Abasschildes entschieden die wirksame Pointierung der Fassung. — Wir behaupten kühn: ein Meister und Liebhaber der Rhetorik, wie Vergil, der seinen Vers zimmert Aen. III 383: *longa procui longavia dividit invia terris (Italiam)*“, er konnte hier nur schreiben: „Aeneas haec de Danaïis victoribus victor.“

Das Alterthümliche der vernachlässigten Position (vgl. die bekannte treffende Parallele: Cic. Cat. m. 1. *Ille vir haud magis cum re sed plenus fidei*) diene gerade dem Zwecke des Dichters während schulmeisternde Schlimmbesserung hinterher durch *et arma* statt *victor* zugleich Sinn wie Form schädigte.

Mainz.

Theodor Maurer.

*) Das Obige stand geschrieben, da finden wir folgende evidente Bestätigung unserer Deduction, zugleich eine höchst pikante Ergänzung in gleichem Sinne.

Becker, Handbuch der Röm. Alth., lesen wir in einer Anmerkung p. 426: „Denn in der Bibliothek (ist die Rede von der Palatina) befanden sich die Busten oder *chapeatae imagines* der Schriftsteller dazu der instructive Beleg Tacit. Ann. II. 83: „Cum censeretur (Germanico) *clipeus auro et magnitudine insignis inter auctores eloquentiae adseveravit Tiberius, solitum paremque ceteris dicaturum: neque eloquentiam fortuna discerni; et satis inlustre si veteres inter corpora haberetur.*“ — Leidet es einen Zweifel, dass Vergil uns hier in der Aufhängen eines „aere caro clipeus“ durch Aeneas in dem Tempel Apollons, zugleich mit Inschrift, den Ursprung der Sitte der „chapeatae imagines“ in den Bibliotheken entdecken lassen will?

Haben wir damit, dürfen wir fragen, nicht einen neuen Beleg zur Rechtfertigung des anerkennenden Urtheils Nagelsbachs über Vergil, wenn es in seiner Gymnasial-Pädagogik p. 132 heißt: „Die ganze Aeneide ist ein Reflex der gesamten Größe Roms; ein Nachhall der ganzen Geschichte; sie ist das geistreichste *calcinum post mortuum*; gerade das ist das Allerherrlichste und dem Dichter am besten Gelungene, in der Vorgeschichte Roms die ganze Herrlichkeit des stürzenden historischen Roms zu zeigen.“

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Chronicon Parium recensuit et praefatus est Joannes Flach. Accessit appendix chroniconum reliquias continens et marmoria quorundam partim ex Seldeni apographo partim ex Maassii ectypo descriptum. Tubingae (Fr. Fues) 1884 (XVII und 44 SS.) gr. 8^o.

Diese Einzelausgabe der parischen Marmorchronik ist das letzte Product von Flachs nimmermüder literarischer Thätigkeit. Man könnte dazu einen Abklatsch des jetzt noch vorhandenen Beiles des Steines benützen, den in den letzten Jahren Ernest Curtius durch Kaibels Vermittlung für Ernst Dopp, der ihn bereits in der Rostocker Dissertation 'Quaestiones de marmore Pario' (Vratislaviae 1883) verwertete, besorgte. War schon für Dopp die Ausgabe in Hin-sicht auf neue Lesungen äußerst gering, so gilt dies natürlich noch mehr von Flach. Was diesen dennoch zur Herausgabe der vorliegenden Ausgabe bewog, gibt er S. IV an: 'ad novam editionem chronici editionem aggressus sum, cum inter lyricos parios versatus et separatam editionem omnibus hodie gratam videri posse et multa a Boeckhio liberius expleta esse animadvertirem, nonnulla etiam lacunarum spatia, quae Seldenus notaverat, prorsus neglectis.'

Wir zweifeln nicht, dass vorliegende Separatausgabe gar hoch von Philologen willkommen sein wird, zumal da in derselben Resultate, die Dopps oben erwähnte Forschungen erzielt, reichlich verwertet sind, und auch A. von Gutschmid, in chronologischen Fragen eine unbestrittene Autorität, manchen schönen Beitrag dazu geliefert hat. Flachs eigene Thätigkeit beschränkte sich hauptsächlich auf eine Anzahl von Textergänzungen, auf die wir bald zu sprechen kommen werden.

Die vier Capitel umfassenden Prolegomena handeln zuerst von der Geschichte des Steines und von den Herausgebern, die die Chronik gefunden hat. Hierbei war die Marburger Ausgabe Wagners¹⁾ zu berücksichtigen, nachdem doch die um vieles unbedeutendere Göttinger Edition (1790) erwähnt wird.

¹⁾ Dass der Verfasser in Wagners Marburger Dissertationen Einiges gefunden hat, beweist er S. VIII: freilich werden sie daselbst in dem Zusammenhange angeführt, dass niemand dahinter auch eine Seite vermuthen kann.

Im folgenden Capitel werden ganz im Anschluss an Dopp die Quellen des Autors der Chronik besprochen. Dopp hat nach Boeckhs Meinung, der Chronist habe insbesondere Phanias Eresos Buch über die Prytanen von Eresos benützt, gründlich widerlegt und nachgewiesen, dass erstlich für den die mythische Zeit behandelnden Theil des Marmors die kyklischen Gedichte die indirecte Quelle seien, die directe ein Attidenschreiber, der älter als Phanias gewesen sein müsse. Den Namen desselben zu eruieren, gab Dopp auf. Flach dagegen hält das Problem für gar nicht schwierig (S. VII, 1): *quam rem si quis inquisiverit, quin fontem marmoris in rebus Atticis nullo adhibito opere possit explorare, extra dubitationem positum est*. Wir bedauern, dass Flach diese Untersuchung nicht selbst geführt hat, wenn sie ihm ein Resultat verheißt schien. Über die Quelle des historischen Theiles lesen wir bei Flach nichts, als dass es ein Athener war: es wird also eines der wichtigsten Resultate Dopps mit Stillschweigen übergangen. Dopp weist nämlich in dem Capitel 'de synchronismo qui sunt in marmore Pario' nach (S. 42—47), dass jener Athener ein Chronograph war, der dem Synchronismus in der Weise huldigte, dass er gewöhnlich drei Ereignisse in ein Jahr verlegte. Diese Chronographie excerpierte unser Chronist und ließ dabei nach seinem Belieben ein oder das andere Ereignis, was er in seiner Quelle verzeichnet fand, aus, trotzdem sind aber auch noch in den Excerpte synchronistische Spuren zu erkennen. Der Beweis dafür ist nach meiner Ansicht Dopp vollständig gelungen — es ist wirklich zu verwundern, dass Flach Dopp hier mit völligem Stillschweigen abthut.

Das dritte Capitel handelt de temporum vel magistratuum ordine. Vorerst wird eine Zeittafel der attischen Könige und Archonten (bis zur Zeit der jährlich gewählten Archonten) aufgestellt nach Gutschmids Berechnung, die von der daneben angeführten Boeckhschen öfters abweicht. Hierauf werden die Zeitangaben der Chronik (für die älteste Zeit) mit denen bei Eusebius (Dopp S. 62), Eratosthenes, Pseudo-Herodot (in der vita Homeri), Pseudo-Thrasyllus, Velleius Paterculus und dem *Chronicon Romanorum* (Henzen) vergleichend gegenübergestellt, woraus sich ergibt, dass die parische Chronik noch am meisten mit den Zeitangaben des Pseudo-Thrasyllus stimmt, indem sich meistens nur eine Differenz von 4—10 Jahren ergibt.

Die verwickeltste Frage wird im letzten Capitel behandelt von welchem Gesichtspunkte aus nämlich der Chronograph seine Zeitangaben machte. Es ist bekannt, dass der Verfasser der parischen Chronik die Zeit eines Ereignisses durch die Anzahl der Jahre ausdrückt, die zwischen dem jeweiligen Ereignisse und dem Jahre, in welchem er schrieb (unter dem Archontat des Diognetus) liegen. Da nun bei jedem in der Chronik angeführten Ereignisse das Jahr, in dem es stattfand, durch Angabe des betreffenden

Archontennamens fixiert ist, wir aber die Reihe der Archonten im großen Theile (aus Diodor und Dionys.) kennen, so ist es uns möglich, jene Differenzzahlen des Marmor Parium auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen: dabei ergibt sich, dass zwischen unserer Zählung und der Angabe des Marmor eine Differenz von einem Jahre so häufig vorkommt, dass hiefür ein hinlänglicher Grund gesucht werden muß. Bei dieser Untersuchung sind zwei gleichzeitige Fragen zu beantworten: erstens, in welchem Jahre die Chronik verfasst ist, d. h. in welchem Jahre Diognetus erster Archont war, und zweitens, in welchen Epochen der Chronik sich das Schwanken der Differenzziffern um ein Jahr bemerkbar macht. Gewiss Verdienst ist es, diese Untersuchung zuerst methodisch angestellt zu haben: er nahm das Jahr 264 v. Chr. (Ol. 129, 1) als Archontatsjahr des Diognetus an, und bezeichnete die Epochen, in denen die Zeitangaben genau mit dem Jahre 264 stimmten, mit A, diejenigen, in denen sich eine Plusdifferenz um ein Jahr ergibt, mit B, dreimal fand er sogar eine Differenz von 2 und 3 Jahren. Dopps Arbeit hat das schätzenswerte Resultat erzielt, dass er mit wesentlicher Modification von Boeckhs Ansicht, es seien die Zeitangaben nach A und B ganz willkürlich neben einander gemacht worden, nachwies, dass anfangs der Chronograph nach dem Comput B, zum Schlusse aber nach A seine Berechnung angestellt habe. Für verfehlt aber halte ich Dopps Versuch, beide Zählungssysteme zu vereinigen. Er ging dabei von der Ansicht aus, dass der Chronograph sich in der Art und Weise zu zählen, stets gleich gehalten sein müsse. Demnach sei jenes scheinbare Plus von einem Jahre so zu erklären, dass die auf diese Weise berechneten Epochen im Chronographen erst im Jahre 263 verzeichnet wurden. Einorthischen Deutung steht aber entgegen, dass gerade in dem ersteren Theile der historischen Epochen der Comput B sich findet, er müsste also dieser Theil später verfasst sein (263 v. Chr.), und der folgende. Um auch dies Hindernis aus dem Wege zu räumen, ist das sonst so nüchterne Urtheil Dopps entschieden nicht das Richtige mit der Annahme, dass der Chronograph eigentlich in sehr natürlicher Weise seine Berechnungen und Aufzeichnungen mit der Zeit begann, die seiner eigenen Zeit am nächsten lag. Dies, meint Dopps, war viel leichter, da er dabei nur mit geringeren Ziffern zu hantieren hatte; vom Leichterem gieng er dann zum Schwierigeren, von den kleineren Zahlenansätzen zu den größeren über und machte sich an die älteren Zeiten. Inzwischen war aber das Jahr 264 verflossen, und er legte er bei der Datierung dieser älteren Epochen das Jahr 263 als terminus ad quem zugrunde, woraus sich jene Differenz um ein Jahr erkläre. Das Prooemium sei erst nach Vollendung der Chronik geschrieben (wegen ἀνέγραφα!) und deshalb auch der darin erwähnte Archont Diognetus dem Jahre 263/62 (Ol. 129, 2) zuzurechnen. Die Unhaltbarkeit dieser Hypothese, die eine grenzenlose Rapidität des parischen Chronisten zur Voraussetzung hat, ist wohl

jedem sofort einleuchtend. Freilich gewinnt sie eine scheinbar Bestätigung dadurch, dass einige Gelehrte, darunter ein so angesehener Chronologe, wie Rohde die Olymp. 129, 1 (264/63 v. Chr.) für den Archont Arrhenides in Anspruch nehmen (vgl. Dopp S. 51; Flach S. XVI, 2). Indes hat A. von Gutschmid (in einer brieflichen Mittheilung an Flach s. S. XVI, 2) hierbei ein kleines Missverständnis in der Berechnung aufgedeckt und dem Arrhenides das Jahr 263/62 zugewiesen, weshalb also für Diognetus die Ol. 129, 1 = 264/63 v. Chr. verbleibt. Auch mit der Erklärung der verschiedenen Compute A und B scheint mir Gutschmid das Richtige getroffen zu haben²⁾, wenn er schreibt: *'iam si annus 263/62 ad Arrhenidis, Diogneto relinquitur 264/63 itaque marmoris datum in priore chronici parte annum, in quem desinit, includit, in posteriore excludit: eu vero inconstantia tritissima est et tale exemplo commode defenditur.'*

Man möge mir verzeihen, dass ich hier ohne Bezug zu Flachs Darstellung die Frage erörtert habe. Ich kann übrigens nur das Versäumte nachtragen. Nachdem Flach Dopps Hypothese auseinanderzusetzen, schließt er mit folgenden Worten (S. 11): *'quae omnia licet concedendum sit artificiosius excogitata et probata esse neque errore prorsus immunia esse videri, cum auctor chronici diuini eamque recentiore operis partem a. 264. dimittens eamque antiquiorem a. 263 scripsisse putandus est, usquequaque eadem ratione computasse censendus sit, ut annum quo scripsit adderet, tamen Doppii ratio. . . Boeckhii calculis praefertur est.'* Es gefällt also auch Flach Dopps Hypothese nicht so ganz, jedoch ist unbegreiflich, wie er gerade auf diese Weise seine Zweifel an der Stichhaltigkeit von Dopps Ansicht begründen konnte. Immer der parische Chronograph stets dieselbe Zählungsweise eingehalten haben müsse, ist doch der Fundamentalsatz von Dopps Darlegung (vgl. S. 53: *'altera [computandi] ratio, qua nos adhuc utimur, communum ad quem excludit, qua ratione Parium usum esse ostendimus'*), wie konnte also Flach von Dopp gerade das Gegentheil behaupten? Doch dies nur nebenbei; im Grunde gibt ja der Verfasser Dopp doch in Allem Recht und nimmt auch als Archontatsjahr an Diognetus ganz mit der Doppschen Argumentation Olymp. 129, 2 (263/62 v. Chr.) an. Gutschmids von uns bereits oben benutzte wichtige Notiz ist in einer Anmerkung verstellt und wird weiter von Flach nicht berücksichtigt. Schließlich bemerke ich noch zu den Prolegomenen, dass der Satz S. XVI: *'auctor qui ex multorum fontibus opus suum confecit'*, der Gelehrsamkeit und dem literarischen Eifer unseres Chronisten zu viel Ehre anthut.

Wir kommen nun auf die eigentliche Edition zu sprechen. Sie bietet immer auf einer Seite den Text, während auf der gegen-

²⁾ Wilamowitz-Möllendorffs Hypothese ist schon von Dopp (S. 51) widerlegt worden.

derstehenden Seite eine fünf- beziehungsweise sechstheilige syn-
chronistische Tabelle steht, die außer den Rubriken: annus marmo-
reus ante Christum natum, magistratus Atticus (olympiadum anni)
auch die einschlägigen Stellen aus Eusebius und die Eusebischen
Jahre Abrahams bietet. Unter dem Text und den Tabellen stehen
kritischen und exegetischen Noten. Der Text ist an vielen
Stellen anders ergänzt, als bei Boeckh, meistens nur aus dem einen
Grund, weil der von den Herausgebern, die den Stein gesehen
hatten — und zu diesen gehörte Boeckh bekanntlich nicht —
vierte Raum der Lücke eine andere Ergänzung zu erfordern
sahen. Flach hat aber dabei öfters des Guten zu viel gethan und
nicht bedacht, wie wechselnd besonders die Breite der Buchstaben
und die Größe der Zwischenräume zwischen den einzelnen ist: er
hat darüber Dopps Bericht (S. 9) zu seinem eigenen und der
seiner Nutzen in die Prolegomena aufnehmen können: 'praeterea
totum lapidem spatia inter singulas literas maxime variant,
ut re sit ut coniecturae latissimus locus datus sit.' V. 9 wird im
Länge $\delta\eta\mu\iota\sigma\iota\varsigma$ ergänzt 'propter trium literarum spatium.' Wor-
dem Seldenschen Apographon, unserer einzigen Quelle, die Stelle
fehlt, dem muss sofort klar werden, dass für drei sich der Breite
so ausdehnende Buchstaben, wie \mathcal{JHM} kein Platz ist: es
lassen sich auch gar nicht drei Buchstaben hier gestanden haben, die
in Punkte wenigstens, die in der Lücke stehen, beweisen dies
nicht, da auch in der unmittelbar darüberstehenden Stelle der vor-
gehenden Zeile das Apographon wohl zwei Punkte bietet, aber
E($\tau\tau$) zu ergänzen ist. (Übrigens wäre $\delta\eta\mu\iota\sigma\iota\varsigma$, sowie es hier im
Text steht, so wenig passend, als der Vorschlag von Prideaux
zu dem Boeckh einfach 'male' anmerkte. Seldens Ergän-
zung $\tau\iota\sigma\iota\varsigma$, die auch Boeckh annahm, war ohne Zweifel beizubehal-
ten. In V. 11 wird Boeckhs Ergänzung $\pi\alpha\upsilon/\epsilon\lambda\lambda\eta\gamma/\iota/\alpha$ $\epsilon\theta\epsilon\sigma\alpha\upsilon$
mit Recht angefochten und sicherlich mit Recht darauf beharrt,
da hier trotz Ep. 10 der Panathenäen Erwähnung geschah; im
Folgenden scheint mir der Versuch den Wortlaut der Stelle herzu-
stellen, weder Paulmier, noch Prideaux, denen sich Flach an-
schließt, gelungen zu sein. Ferner durfte nicht unerwähnt bleiben,
dass unmittelbar vor der Zahl Selden Ω 1 notierte; dies ist sicher
nicht richtig, aber wir dürfen wenigstens annehmen, dass darin
ein H (von $\epsilon\tau\eta$) steckt, da dies doch Selden gewiss erkannt hätte,
während $\epsilon\tau\eta$ sonst stets den Zahlen beigelegt ist. Demnach
scheint hier der Steinschneider irrthümlich das Wort $\epsilon\tau\eta$ (und
vielleicht noch mehr) ausgelassen zu haben. V. 12 scheint
Flachs Ergänzung $\epsilon\iota\varsigma$ $\Theta\acute{\epsilon}\beta\alpha\varsigma$ $\alpha\gamma\iota\alpha\tau\omicron\varsigma$ $\tau\eta\varsigma$ $\beta\omicron\iota\omega\tau\iota\alpha\varsigma$ /
wegen der Wortstellung unglücklich und die ange-
gebene Apollodorstelle nichts beweisend; Boeckhs $\epsilon\kappa$ $\Phi\omicron\iota\nu\iota\chi\eta\varsigma$
in V. 14 $\epsilon\kappa$ $\mathcal{A}\iota\gamma\iota\alpha\tau\omicron\upsilon$ kann durch Flachs Einwurf, V. 14
da es $\epsilon\kappa$ $\mathcal{A}\iota\gamma\iota\alpha\tau\omicron\upsilon$ $\epsilon\iota\varsigma$ $\tau\eta\upsilon$ $\mathcal{E}\lambda\lambda\acute{\alpha}\delta\alpha$, während hier $\epsilon\iota\varsigma$ $\Theta\acute{\epsilon}\beta\alpha\varsigma$
ausgegeben, nicht zweifelhaft gemacht werden. Zu V. 13 wird statt

Ἐπειὸς καὶ Ἀσπεδαίων Ἀσπιδίου ἐβασίλευσεν ὁ
 Νέων Μίλεις καὶ Πολυκάων Ἀσπιδίου vorgeschlagen (s. Hamacher). freilich scheint die Lücke für jede von beiden Ergän-
 zungen zu klein zu sein. Mehr dem Umfange der Lücke entsprach
 Ἀσπεδαίων Ἀσπιδίου, und vielleicht ist das ἐβασίλευσεν
 am Schlusse in ἐβασίλεισεν zu ändern? V. 15 ergänzt Flach
 καὶ μετὰ τῶν πεντήκοντα Δαυιδίων nach Boeckhs Ver-
 muthung, der nach μετὰ noch Δαυιδ καὶ hat. Jedoch gerade die
 Nennung der Danaiden ist hier überflüssig, da darauf gleich
 καὶ αἱ Δαυιδίαι ἱγυαίεσσι, während man andererseits den Na-
 men Danaos ungern vermisst. Ich möchte mit Benützung von Char-
 ters Ergänzung vorschlagen: καὶ Δαυιδίαι πεντήκοντα καὶ
 zur Vermeidung eines Irrthumes bemerke ich übrigens, dass
 Flach im Texte fehlerhaft Δαυιδίων statt Δαυιδίων sie
 V. 16 ist Flachs ἄγαλμα ἰδρύσασθαι wahrscheinlicher, als
 ἰδρύσασθαι: unrichtig ist aber, wenn V. 16 μετὰ ἰδρύσασθαι
 vorgeschlagen wird mit der Begründung 'lacuna tra-
 litterarum ante ON extante': das ON ist ja nicht der Überrest
 des ON (der ersten Silbe von ἰδρύσασθαι), sondern von OM (in
 der zweiten Silbe dieses Wortes). Zu V. 44 merkt Flach an: 'ἐγ-
 γράφειν; fortasse erat ἐγγραφίσθαι, coll. Eusebii permultas
 quumquam quattuor tantum litterarum spatium est.' Flach
 entgangen, dass es eine Eigenthümlichkeit unseres Chronicon
 ἐγγραφί, zu sagen, wo Eusebius ἐγγραφίσθαι und Andere ἐγ-
 γραφί gebrauchen, vgl. V. 50 Οὐίτος ὁ ποιητής ἐγγραφί. V.
 51 Οὐίτος ὁ ποιητής (ἐγγραφί). Übrigens hat Flach selbst das W
 in V. 80 ergänzt! Zu V. 51 (Ep. 35) war betreffende Ergänzung
 Zahl auf Dopp. S. 28 zu verweisen. V. 54 hätte die von Dopp.
 verbesserte Zahl HHHJJIII in den Text gesetzt werden sollen
 nachdem doch prolog. p. XV diese Verbesserung als unbestreit-
 richtig hingestellt wird, und auch sonst Dopps Correcturen (V.
 59, 61, 70, 76) in den Text aufgenommen sind. V. 72 ist die Be-
 merkung über Clintons Conjectur Ἀντιγόνη in dem Zusammen-
 hange, in dem sie hier erwähnt wird, nicht verständlich
 wenigstens sehr leicht misszuverstehen.

Durch einen merkwürdigen Zufall sind die Stellen des Me-
 ters, wo Ereignisse, die sich auf literarische Persönlichkeit
 beziehen, angeführt werden, stark beschädigt. V. 20 schlägt Flach
 ἐν/τε/μπίδιον νόμον/ oder ἐν/τε/μπίων νόμον/, womit man
 sich wohl ganz gut einverstanden erklären kann. Dass V. 46
 Philochos Erwähnung geschah, ist seit Baumgarten wohl
 herrschende Ansicht (vgl. auch Bergk, griech. Literaturgesch.
 2. Anm.); die einzelnen Worte aber wiederherzustellen, ist
 nicht, Flach will lesen: ὅτι οἱ Ἀρχιλόχοιοι ἐκ Νάξου
 ἐκ τῆς ἀποικίας ἦσαν/; dass eines Dichters in der Wor-
 dnung geschieht, dass ein Ereignis, das eigentlich gar nicht
 seiner dichterischen Thätigkeit in Verbindung steht, angeführt

und ist zwar nicht auffallend, man vgl. V. 51 Σανκῶ ἐγ Μιτιλήνης εἰς Σικελίαν ἐκλεῖσε φερούσα: jedoch hier halte ich Flach's Ergänzung für nicht wahrscheinlich, da wir unmittelbar eine Zeile vorher: Ἀρχίως . . ἤγαγε τὴν ἀποικίαν [εἰς τὰς] Σιρακούσας lesen. Außerdem war es ja auch nicht Archilochos, sondern dessen Vater Telesklos, der die Colonie nach Thasos führte. V. 51 hat Flach in den Text gesetzt: Σανκῶ ἐγ Μιτιλήνης εἰς Σικελίαν ἐκλεῖσε φερούσα [οὐκ ἄλλως] ὀλίγαρχικῶς; diese Ergänzung kann zu ihrer Rechtfertigung vorbringen, dass sie sich den muthmaßlichen Stellenweiten möglichst genau anpasst, ferner dass Phaons Name in der Lücke nicht stand, wie Boeckh meinte, ist sicher; auch Alcæus' σιανουτικά konnten nicht erwähnt gewesen sein (wie A. Schoene meinte), da dann die Zeitbestimmung dieser Epoche durch die sicilischen Geomoren nicht recht erklärlich wäre (vgl. Bergk, Litertgesch. II 273 Anm.: 'in der parischen Chronik wird Alcæus nicht erwähnt'). Zu V. 61 (Ep. 47) bemerkt Flach: 'de appis vel belli suasore sermonem fuisse puto et sic fortasse locus restituendus: ἀπ' οἱ νέσον πόλεμον' Ἰωνία[ς] αἰεσθαι Πέρσας ἡνυσεν Ἀθηναίους.' Ich mache darauf aufmerksam, dass Bergk an dieser Stelle eine geistreiche, glänzende Ergänzung gegeben hat, die dem jüngst erschienenen zweiten Bande seiner Literaturgeschichte (S. 536 Anm. 39): 'Der Name dieses Dichters (Melampus des Alteren von Melos) ist in der parischen Chronik Z. 61 zu stellen: ἀπ' οἱ Με(λαν)ιππίδ(ης) ἐνίκησεν Ἀθηναίους . . . ὁρμητός Ἀθηναίων Μεθαρσίον (st. NE. . ., IIIIA)'.
Den Schluss der Edition bilden die Chronikenfragmente des Kallisthenes, des Chronicon Romanum, des Pseudo-Thrasyllus und des Volleius.

Den Schluss der Edition bilden die Chronikenfragmente des Kallisthenes, des Chronicon Romanum, des Pseudo-Thrasyllus und des Volleius.

Die äußere Ausstattung der Ausgabe ist elegant, leider wird sie durch viele Druckfehler entstellt. Man verbessere S. V Anm. vixisse für vixisse, S. XIII Z. 6 multo für multa, S. XV Z. 10 ΠΗΗΠΠΠ für ΗΗΗΠΠΠ, Z. 27 concedendum, Z. 28 artificiosus, munusia, Anm. annum für animum, S. 4 Z. 17 καὶ für καί, Z. 19 revocavi, S. 5 Anm. 12 Apollod. III 4. 1 für III 9, 1, Z. 34 Anm. Z. 5 fehlt vor χωρίον das Wort Κερραῖον, S. 35 Anm. extr. dissimile: endlich ist S. 22 Z. 3 der Text am Schlusse verknüpfelt, da nach Ne . . . wenigstens noch IIIIA hinzuzufügen ist. Bei einer eventuellen Neuauflage des Buches möchte es sich sehr empfehlen, stets genau anzugeben, welche Ergänzung Boeckh setzt, an zweifelhaften Stellen auch dann, wenn er bloß eine seiner Vorgänger aufgenommen hat, so zu V. 9, 48, 51, 76 usw.

Wien.

A. G. Engelbrecht.

Grundmeli sive Fulchari ars metrica. Zum erstenmale herausgegeben von Dr. Joh. Huemer. Wien 1883, Hölder. VIII, 32 SS. v.

Aus zwei Münchener (Emmer. 14420 und Frising. 6411) und einer Pariser (13026) Handschrift (alle drei saec. IX) hat mein Freund Huemer das vorliegende Anekdoton gezogen; die Lesarten des E. und F. sind vollständig mitgeteilt, von dem F. hatte H. nur Excerpte. Was uns vorliegt, ist ganz im Geiste der Halbgelehrsamkeit, welche die kerlingische Renaissance überzeichnet charakterisiert, gehalten; es ist eine Katechese aus allerlei ungleichartigen Schriften compiliert und hat daher für die Kritik der citierten Autoren vielfach die Bedeutung einer secundären Quelle. Von größerem Werte ist es dadurch, dass es ein ziemlich vollständiges Bild vom Zustande der grammatisch-metrischen Studien in jener Zeit gibt und viel Materiale zur Sprachgeschichte während der kerlingischen Periode bietet. Hoffentlich wird der Herausgeber selbst sein Anekdoton in dieser Weise ausnützend Vorläufig nehme ich wenigstens Einzelheiten heraus, indem ich mich auf Georges² beziehe. So findet sich S. 6. 23 in EF der Accusativ *climam* (vgl. *schemá* Pl. Amph. prol. 117, Apul. met. 4. 20 u. a. m.), den H. wohl hätte in den Text stellen können, wie S. 45. 28 den Dat. plur. *poëmaticis* aufnahm. 2. 19; S. 23 hat *conclitas* die Bedeutung 'Vocalnatur', G.¹ citiert es nur als *erigonis*. 2. 23 *iecor* wie bei Diom. 422. 16, Rückbildung aus den cas. obliq. 5. 2 *conceptio* ('Silbe') wie bei Charis. XI. 11; *complexio* ebenfalls in gleicher Bedeutung kennt G.¹ nicht. S. 12. 24: *in tertiarum: sero, servi, satus* Rückbildung vom Perfect. Dasselbe Wort beruht S. 6. 18 auf Conjectur, die Handschriften haben *sevi* *cum severo* und da ist es wohl sehr möglich, dass *sevi*, *severo* gemeint ist.¹) Beide Handschriften verwechseln *e* und *i* fortwährend. S. 6. 18 *carco cavi vel cavi cum cevero* kann nicht von *cêro* kommen, wie der Zusammenhang lehrt. Wenn ebenda 6. 16 die Lesart *fodeo, fodi* richtig ist, dann hätten wir das Wort in allen Conjugationen belegt; denn *fodiri* und *fodiit* weisen auf die *i*-Conj., Ennius brauchte *fodare*. 6. 22 *tondo, tondo* cf. CIL I. 358 (bis). *Dimedietas* und *dimedium* (11. 27 und 21. 16) könnten vielleicht richtig sein, cf. ital. *dimezzare*. An *hps* (8. 10) mag man glauben; auch dies wäre Rückbildung vom Perfectum (wie z. B. unser 'kommen'). S. 8. 8 finden sich die Nominative *Achilleus* (cf. Grut. inscr. 669. 6) und *Ulixæus*²) letzterer G.¹ noch nicht verzeichnet; aber aus dem Genetiv *Ulixæi* (Hor. c. l. 7 u. a.) mit Leichtigkeit zu erschließen. S. 19 wird *discisio* als *discisio* übersetzt (von *discidere*) G.¹ hat nur *discissio* von *discindere*.

¹) Ist *sero* Rückbildung vom Perfect, dann ist *e* lang anzusetzen. S. 6. 18 aber fordert der Zusammenhang kurzen Vocal.

²) Cf. Ibykus ap. Diom. I. 321 K. nach Bergk p. 1. gr. p. 100. *Ὀδυσσεύς*.

S. 9. 23 steht neben dem bekannten *adpretior* das bei G.⁷ nicht verzeichnete *pretior*. Aber warum sind die Verba passiv? S. 42. 11 *adbrecriato diptongo*, dieses Compositum hat G.⁷ nicht; vgl. die Glosse des cod. Ambr. B. 31 *epithomarius: abbreviatur* (i. tor). S. 46. 20 steht *superscriptio* als Übersetzung von *ὑπεγραφή* — Wernicke sagte bekanntlich 'Überschrift'. *Sesum* (= *sesqui*) S. 21. 15 ist wohl nichts als erschlossene Form aus den Compositis. Über Formen wie *furtuna*, *fortunatus* (12. 6, 14. 30 u. F.), *ammonet* 17. 17 verweise ich auf Löwes prodr. 111. 316, 13; *commōnes* (in EFP) = *communes* möchte wohl sprachlich gerechtfertigen sein, cf. Löwe a. a. O. 93 und englisch *common*. Ein starkes Stückchen ist es dagegen, wenn 45. 25 *Aeneidos* (Nominativ³) auftritt, von da ist nur noch ein Schritt bis zu dem Gebrauche Chaucers, der *Aeneidos* (Canterbury tales 15365) und *Homorphosos* (ebenda v. 4513) als Dichternamen behandelte. Es sind einige addenda lexicis, die aus dem opusculum zu schöpfen sind, freilich nicht alle.

Der Name des Autors ist nicht zu eruiren. Im P. wird ein Buch vor dieser Metrik dem Iren Cruindmell zugeschrieben, damit ist er noch nicht als Verfasser erwiesen, ebensowenig die rhythmischen Verse des Fulhari im F. etwas beweisen. Am ehesten sei also das Werkchen *ἀδελφότητος*. Fulharis Verse (bei Hammer pag. VI) bieten übrigens noch viel Räthselhaftes:

In nomine domini	tempus certe croazare;
de metro filioli	nunc nitimur narrare.
adiurent nos angeli	ac sanctorum agmina
facere ut possumus	versu Christo carmina.
cavete, filioli,	botrate Fulcharium
ne non suum socium	sic sane Sedulium.

V. 5 soll offenbar nicht *filiolē* (Nounen?) sondern *filioli* *grae* gelesen werden. *Botraz* (welches bei G.⁷ fehlt) ist zuweisen aus Isidor XII. 4 *botraz dicta, quod ranas habeat* *idem; nam Graeci ranam βότραζα vocant*. Im cod. Harl. 2719 Nonius liest eine Hand des zehnten Jahrhunderts (p. 25 M. v. 100) nach Isidor in margine: *ratraz et varicosus: intortis* *idus araneae* (lies *a ranae*) *vocabulo, quae grece ratraz* *(etacismus) dicitur*. Die Existenz eines vulgärgriechischen *βοτράζ* (= *βάρπαξ*) kann also nicht bezweifelt werden. Was entsteht das lateinische Wort durch Verdüpfung des *a*. Ich richtig emendiere, zeigt *croazare* in Vers 1; denn dies offenbar = *coazare* (Suet. Aug. 94 u. a.), *quazare* (Fest. 258). Ich habe ich damit die Stelle freilich noch nicht. Ist vielleicht nur sonderbare Bescheidenheit? Was den kritischen Standpunkt H.s betrifft, so ist er mit Recht dem conservativen

³ Man denke an die Verwandlung griechischer Stadtnamen in lateinischem und barbarischem Munde, um reiche Analogien zu finden.

Principe treu geblieben und hat sich eug an die Überlieferung halten; denn bei dem Umstande, dass das mittellateinische Leben erst in neuerer Zeit sorgfältige Beachtung findet, ist es wohlgethan, von der früher beliebten 'Uniformierung' abzuweichen. Doch sind noch viele Stellen in vorliegendem Buche emendationsbedürftig, was bei einer editio princeps nicht anders sein kann. Ich gebe einige kritische Bemerkungen, wobei ich erkläre, dass die Besprechungen von Börsch (phil. Wochenschrift) und (Centralblatt) hier im Waldstädtchen nicht zugänglich sind, ich daher etwas bringen, was jene Herren bereits gebracht haben! S. 2. 5 lies *catarizo* (fehlt bei G.¹; aber die LXX und das N. T.), die Handschrift *cata cizo* F, *cata* An t = th darf man sich nicht stoßen, unser Verfasser hat *diptongus*, was nicht zu ändern war, da es die Bemerkung rechtfertigt⁴), *character*, *speram* (= *sphaeram* cf. *Isid. orig.* 49. 2.) u. a. m. 2. 9 lies: *A similiter* [et] 52 cf. 12. 16. dürfte lückenhaft sein; ich möchte schreiben *ut rrv* [et] *dictum est ab anti/quis*. Für den Ausdruck siehe 4. 15; und die Lücken 43. 15 und 20. S. 2. 33 war wohl mit F zu streichen cf. 3. 20; 3. 27; 4. 32. S. 4. 5 lies: *E alio quando brevis est [vicina], sanum diptongi adsimilatus, simulatus Terentio teste; quando vero longa sit, ut i litteram, ut evitat et rel.* S. 4. 11 die Worte *et pro quando i aliquando u scribebant* sind aus einer Marginalie eingedrungen. S. 4. 14. *et ist* zu streichen und mit S. 5. 11 neuer Satz zu beginnen. S. 4. 30 muss wohl vor *invenimus* eingeschoben werden.

S. 5. 9 empfiehlt sich das *quia si* des F. durch den G. des Folgenden. S. 5. 13 ff. muss die Interpunction so werden, dass Z. 14 hinter *mater* Semikolon, hinter *licenti* Punkt kommt; der Satz: *hic enim acute dicitur patet* in Parenthesi zu stehen. Mit Z. 18 beginnt ein neuer dreigliedriger Satz, der hinter *breves sunt* und *longae sunt* Kommata hat. S. 8. 19 *id est discisio* scheint Glossem zu sein, zumal da es fehlt. S. 9. 22 war die Unform *hisdem* ebensowenig aufzuheben wie 4. 28 oder *honus* 15. 14 u. a. m. Die Stelle S. 11 ist nach den Handschriften arg verdorben. Zunächst ist hinter *fieri* eine Lücke. Ich emendiere so:

Similiter si muta et liquida in parte altera posita ē (est; Handschrift positaē), antecedentem vocem in altera parte orationis positam producere non potest (quia nullus versus latinus potest fieri [positione in hoc sciendum, quod nihil praestatur] positione) ga sequente muta et liquida in altera parte orationis, ut virumque cano Troiae; no enim in hoc versu non ideo pro-

⁴) Sed hoc sciendum, quod non saepe invenimus duas nulla alia littera intercedente in principio partis orationis positas in paucis, ut *bdellum* legitur in lege, *ptongon* et *rel.*

quod et i in altera parte orationis sequuntur, sed quia ultima pars orationis est. Et²⁾ si tres vel quattuor consonantes post se aliam brevem positas invenimus, quot tempora illa syllaba habet habere?

Diese Construction der Stelle wird sie klar machen. S. 11. 27 und hinter *duae* Punkt zu setzen sein. S. 12. 20 lies *Similiter* *peris* erit / i / in mediis syllabis v. q. s. S. 13. 16 ist *monimus* (ergänze *syllabae* nach 14. 22; 15. 10; 15. 27) richtig in K. S. 14. 32 — 15. 6 enthalten eine Lücke hinter *liquidas*. S. 15. 7 lies *quod Virgilius /s/ in media*. S. 24. 13 ist eine Lücke: *u qua siquis plus minusse [demere oder minuere?] auerit*. S. 25. 4 ist bei *Persinus* wohl an nichts als an den *Persius* zu denken, der Sat. 1. 93 schreibt: (*doctus scilicet a Lino*)

claudere sic versum didicit Hercynthus Atin.

S. 25. 1 steht *accule* in den Noten; ich hätte es in den Text gesetzt, da Formen wie *exquilinus*, *inquilinus* die Verdampfung des *o* in *u* zur Voraussetzung haben.

So wechselt *colina culina quulina* (allerdings nicht stammverwandt) bei Nonius p. 55 Löwe prodr. 348. Ausführlicher muss ich über 14. 5 reden. Handschrift: *exantlarit, quod in Platone lectum est, hoc est exaruit*. Lies: *quod in Plato lectum est, hoc est exaruit*. *Platus* für *Plautus* vgl. Löwe prodr. 421. 8, wo wir im Dialecte sprechen 'Bäm', 'Träm', oder wie unser 'Schlafrock' volksetymologisch zum 'Schlafrocke' wird. Für den vulgären Sprachgebrauch dient auch *exaruit* als Zeugnis; offenbar ist an *haurire* zu denken, da dies Wort (Fest. s. v. Non. 292 7, Löwe prodr. 371) das ständige Interpretament zu *exanclare* ist. Löwe a. n. O. (Note) zeigt, dass die Schreibung *aurire* in den Classen constant ist. Huemer selbst bringt *exauruit* bei (G. L. IV 477), zu welcher vulgären Perfectform gehören *antlia: rota exauratoria* gl. 'Isidori' oder *auritoria* gloss. Amplon. 1. Von *aurire* zu *arire* ist derselbe Schritt, wie von *Plautus* zu *Platus*³⁾. Man könnte nun an *exaruit* denken, allein, wie *ait* sich alle Augenblicke zu *aut* verdorben findet (z. B. 43. 17; 42. 8) so meine ich, soll man (vgl. z. B. das vulgäre *jodit*) *exaruit* (d. i. *exauruit*) herstellen. Die Schreibung *antlare* beruht bekanntlich auf falscher Etymologie: *exanclat: ἐξανκλεῖ* (gloss. Steph.); *antlare: ἀντλῆσαι* (Philostr.) *exanclare: exaurire, a (tracco) re-aurare* (Placidus).

Und damit nehme ich von der Schrift Abschied, durch deren Veröffentlichung Huemer sich die philologische Welt zu Danke verpflichtet hat.

Freistadt (Oberöstr.).

J. M. Stowasser.

¹⁾ Handschrift *etia*, es beginnt eine neue Frage des Schülers.

²⁾ Umgekehrt heißt in EF der bekannte Grammatiker durchaus *Quintus Serrus Honoratus* (cf. 24. 18, 27. 1) ähnlich wie in den Lateinischen B. P. des Nonius 42 15 *coaugmentavit* (statt *cong...*) steht.

De genere neutro intereunte in lingua latina. Scripta Erasm. Appel, Weilburgensis. Erlangae. In aedibus A. Deichert. MDCCCLXXXIII. 121 S. 8°. M. 2,40.

Ein Anonymus (Wölflin?) im philol. Anz. XII 172 taucht an Mercier's Dissertation *de neutrali genere quid factum in Gallica lingua* (Paris 1880) nichts geringeres auszustellen, als 'dass von lateinischer Seite für die Lösung der interessanten Frage nichts geschehen ist'. Was hier vermisst wird, bietet A. in sorgfältiger Untersuchung.

Nachdem er in Abschnitt I gezeigt, wie manche Nomina in der ältesten Latinität in demselben Genus erscheinen, in welchen sie später in der Vulgärsprache oder in den romanischen Sprachen wieder auftreten (*arra* fem. bei Naevius und Pacuvius, so in mittelalterlichen Schriftstellern, *corius* bei Plautus, it. *cuajo* u. a.), nachdem er darauf hingewiesen, wie schon bei Cicero und Varro ein Schwanken des Genus bei gewissen Worten bemerkbar ist und wie dem Umsichgreifen dieser Unsicherheit die Grammatiker ihre *libri de dubio sermone* und wie sie sonst heißen, entgegenseitig bezeichnet er das Hereinbreiten barbarischer Völker, welche an den *sermo cotidianus* kennen lernten, als denjenigen Zeitpunkt, von dem an die Vermengung der Genera weitere Fortschritte machte, bis sie zuerst in Gallien und Italien, im 9. Jahrhundert endlich auch in Spanien, vollendet erscheint.

Von Alters her schwankte das Genus bei Worten, die aus dem Griechischen entlehnt waren (so bei denen auf — *μα*, und bei solchen, die das Landvolk zumeist im Munde führte, v. g. *praedium, territoria, prata, funda* u. a. Bei anderen wiederum war man, bevor man das Neutrum aufgab, unschlüssig, welchen Geschlechte man sie zuweisen soll; daher die Erscheinung, dass einige Nomina heute in der einen Sprache Masculina, in der anderen Feminina sind: da ist nun ersteres aus dem Singular des Neutrum, letzteres aus dem Plural gebildet. So wurde aus *debitum* entweder *debitus*, daher it. *debito*, oder aus *debita-orum* wurde *debita-ac*, daher franz. *dette* fem. — Umgekehrt sind manche Fem. und Masc. durch das Neutrum hindurch in das entgegengesetzte Genus übergegangen. Diese Metamorphose zeigt einerseits z. B. *tegula, tegulum* (Plin. n. h. n. a.), it. *tegolo*, andererseits (Masculinum—Neutrum—Femininum) die italienische Pluralbildung bei *il riso* (lat. *risus*), *le risa* u. a. Vgl. auch Vockerodt Lehrb. d. it. Spr. I. §. 86, 1 a und b.

Abschnitt II *Formae quid valuerint ad genera commutanda* beschäftigt sich mit der Verwirrung, welche der Abfall von Schluss-m und —s anrichtete, wie hiedurch nicht nur Masc. und Neutr. der II. Declination ungeschieden blieben, sondern auch Acc. pl. der Feminina I. Declination und der Acc. plur. der Neutra gleichen Ausgang erhielten: *Quid igitur est, heißt es, cur mireremur, si Romanici genus neutrum non receperunt, quod se conser-*

ment, novam distinctionis formam debuissent fingere. Nach Sprechung noch anderer die Genera- und Casusvermengung (erforderlicher Ursachen¹⁾) geht A. auf die Verwechslung von Singular- und Pluralformen ein und kommt so zu dem wichtigsten Theile des Abschnittes, der die Frage erörtert *quando primum in litteris genus pluralis neutrorum praefer necessitatem frequenter sit corruptus*. Hier wird nachgewiesen, wie die epischen und elegischen Dichter, um den für den Vers unentbehrlichen Dactylus zu erhalten, in der Sprache an sich wenig vertreten war, den Plural der Nomina dem Singular vorzogen, zumal sie Nomina wie *gaudium, silentium, convivium* u. ä. ohne Elision — und diese man bei vorausgehendem Vocal vermieden — nur in den Versen auf — a im Verse unterbringen konnten. Dazu kommt, dass die zu den Substantivis gehörigen Adjectiva der zweiten Declination, wie *optimum, pessimum* sich im Plural dem Verse nicht fügten, die der dritten wie *tristia, illustra* in diesen Versen ebenfalls den erwünschten Dactylus enthielten. Unter den im einzelnen behandelten neutralen Pluralformen wird der Plural *gaudia* am eingehendsten bis in den Anfang des Mittelalters verfolgt und gezeigt, wie die christlichen Schriftsteller den Plural anfangs durchaus mit Recht von den Freuden des Jenseits trennten und durch diesen stereotypen Gebrauch dem Femininum der romanischen Sprachen (fr. *la joie*, it. *la gioia*) vorgeeignet haben.²⁾ — Der Plural *iussa* bedurfte hier insofern keines Besonderen, als er geradezu regelmäßig ist gegenüber dem nur ausnahmsweise zugelassenen Singular. Nägelsbach Stil. (6. A.) S. 89.

Durch diese Darstellung glaubt A. erwiesen zu haben, dass die Dichter nur in der Noth des Metrums von dem Plural mancher Nomina Gebrauch gemacht haben. Schade, dass er, wiewohl er die reiche Literatur für die Betrachtung des Einflusses des Metrums auf die Sprache heranzieht, sich A. Zingerles schöne Arbeiten hat entgehen lassen. Aus dessen Sammlungen ergibt sich, dass das Streben, den fünften und sechsten Fuß des Hexameters mit je ein Wort zu decken, also das Schema — — — — — zu erreichen, auffallend häufige Wiederholungen und Anklänge der Wörter aneinander herbeigeführt hat, was offenbar nicht auf bloße Nachahmung zurückgeht. Auch das Schlusschema — — — — — ist nicht unbeliebt und hatte ähnliche Erscheinungen zur Folge. Dies erklären sich die immer wiederkehrenden Plurale im sechsten Fuße: einerseits *nubila, funera, litora, pectora, oscula,*

¹⁾ Der hier (S. 11) erwähnte Übergang der Declinationen ineinander erstreckt sich auch auf das Adjectiv, worin schon Plautus vorgegangen: *dapsilus* (= — lis) Pseud. 396 *largitus dictus dapsilis* *latus*, *exsilus* (= vigil) in der Composition *nocturnigila* (vox) Cure. 196. Vgl. G. Schmalinsky, de proprietate sermonis Plautini usque linguarum barbaricarum illustrato. Halle 1866 p. 7.

²⁾ Vgl. jedoch jetzt Appel in Wölfflins Archiv I 451*).

aquora, marmura, nomina, lumina, semina, andererseits *castra, obliqua, certamina, solatia* u. ä. Selbstverständlich wurden an die bezeichnete Stelle auch andere drei-, beziehungsweise vier-silbige Formen dieser Nomina gesetzt, die prosodisch dem Plural gleich kamen. Vgl. Zingerle, Ovid und sein Verhältniss usw. (Hans 1869—71) II 25 ff.; 113 ff.; III 31; zu späteren lat. Beispielen s. ibid. 1873—9) I 45 ff., II 49 ff. An Zingerle schließt sich Huemer an *de Sedul. poet.* (1878) p. 105 sqq., p. 108 sqq.

Den Schluss des Abschnittes bildet die Zusammenstellung von localen Adjectivis, wie *maritima, plana, campestris* (in der romanischen Sprachen meist Feminina) und weiterhin der Nachweis, wie die Endung Wandlung des Genus herbeiführte (z. B. *albus* u. ä. wurden Masculina; besonders die aus dem Griechischen entlehnten Substantiva änderten der Endung gemäß das Geschlecht) wie *promissa, responsa* an die Analogie der Feminina auf — *ae* die Concreta *adiacentia, pertinentia* an die der Abstracta auf — *entia*, die Simplicia an die der Composita (*fugum* nach *per fugium*) und umgekehrt sich hielten. Bisweilen wurde auch der scheinbare Widerspruch zwischen Endung und Genus durch Änderung jener ausgeglichen: *cometus* für *cometes*.

In dem III. Abschnitt *Significatio quid valuerit ad genus mutandum* wird gezeigt, wie das Genus der Nomina bestimmt wurde, je nachdem man sich *urbs, mons, arbor, herba* ergänzte, besonders die Thiernamen auf Grund der den Thieren beigelegten Eigenschaften hierin einer Wandlung ausgesetzt waren, wie die collectiven Neutra, in denen man nur den Begriff der Masse erblickte (*alvina, cibaria, ablata, vianda* u. a.) zu Femininis wechselten. Andere Einzelheiten des interessanten Abschnittes muss ich übergehen.

Ein systematisch geordneter Index (A. *Neutra cum Femininis commutata* B. *Neutra cum Masculinis commutata*) zu welchem die Genuswandlung der einzelnen Worte mit Stelenweisen verfolgt wird, und ein alphabetischer bilden den Abschluss.

Aus diesen wenigen Andeutungen dürfte doch so viel hervorgehen, dass das Buch mehr bietet als es verspricht: nicht als ob der Verf. Fremdartiges hereingebracht hätte, sondern um den Untergang des Neutrum allseitig verständlich zu machen, hat die Vermengung der Genera überhaupt von den ältesten Schriftstellern bis in die Zeiten des Verfalls und darüber hinaus — geht bis ins 11. Jahrh. — betrachten zu müssen geglaubt und man staunt über das Geschick, womit er sich auf dem schwierigen Gebiete des Spätlateins zurecht zu finden und die ihnen schwer zugänglichen Hilfsmittel, über die p. 1—3 Auskunft gegeben ausfindig zu machen wusste. Was letztere betrifft, so hat der Verf. jedenfalls auch das Wiener Corpus script. eccl. assist. benützt, wenigstens glaube ich die Benutzung der Indices zu v. Hieronymus, Cyprian und Ennodius durchgängig bemerkt zu haben. Hinsichtlich

Mit A. den Index zu Victor Vitensis ed. Petschenig nicht beachtet, wo es unter 'declinatio' heißt: *In casu accusativo numeri singularis substantivo neutrius generis adiungitur adiectivi genus masculinum* und unter anderen Belegen (*maiores obprobrium, capitale officium, talem responsum, ingentem gaudium, senilem iras* auch *communem sepulchrum* aufgeführt wird, während L. p. 87 ein *sepulchrum* annimmt. Auch hat er das Schwindeln der Neutralform des Adjectiv von der Behandlung ausgeschlossen, obwohl schon Rönsch It. u. Vulg. S. 277 dieser Erscheinung Rechnung getragen. Weniger hat es zu sagen, wenn A. Beger Lat. und Romanisch (Berl. 1868), wo besonders S. 42 ff. der Beachtung wert ist, oder die schon erwähnte Dissertation Schmidt's nicht nennt, welche Arbeiten freilich in der Zusammenstellung der einschlägigen Literatur auch ihren Platz hätten finden sollen.

Solcher Arbeiten, die, wie die vorliegende, A.s. bis in die Länge der lat. Literatur zurückgreifen, bedarf es, um jenes Gebiet aufzuheilen, wo die falsche Analogie ihr Wesen treibt, und andererseits, um den Romanen ihre eigene Sprache erst völlig verständlich zu machen; jedenfalls wird die Anregung Wölfflins zu wertigen Leistungen auch in Zukunft nicht ausbleiben.

Olmütz.

J. Golling.

Vergleichende Syntax der indogermanischen Comparison, insbesondere der Comparationscasus der indogermanischen Sprachen und sein Ersatz von Dr. Hermann Ziemer. Berlin 1884. XII. 282 SS. 8°.

Herr Ziemer hat zuerst durch eine Programmabhandlung das psychologische Moment in der Bildung syntaktischer Sprachen (Colberg 1879, die Aufmerksamkeit sprachwissenschaftlicher Kreise auf sich gezogen, in welcher er den psychologischen Anschauungen, welche heut in der Sprachwissenschaft in hervorragender Weise maßgebend sind, auch bei der Betrachtung syntaktischer Erscheinungen Geltung zu verschaffen suchte. Die Arbeit, welche günstig aufgenommen wurde, erschien erweitert und mit einer etwas schwächlichen historischen Einleitung versehen als 'Juggrammatische Streifzüge im Gebiete der Syntax', Colberg 1882. Die neueste Arbeit des Herrn Verfassers hat manche Mängel, welche den ersten Versuchen anhafteten, abgestreift: eine gewisse Unklarheit, die hie und da (wie z. B. bei der Besprechung des griechischen Genitiv-Ablativ S. 84) Unklarheit der Auffassung zu entdecken scheint, dürfte mit zunehmender Reife von selbst schwinden. Das Buch des Herrn Ziemer muss als ein tüchtiger Beitrag zur vergleichenden Syntax der indogermanischen Sprachen bezeichnet werden. Die vorhandene Literatur ist in ansgebreiteter Weise verwertet worden (das Citat aus den gänzlich unnützen

Schriften des Herrn Zirwik auf S. 47 hätte billig fortbleiben sollen. Die einzelnen indogermanischen Sprachen sind in aussergewöhnlicher Weise berücksichtigt, besondere Bevorzugung haben die klassischen und die für syntaktische Studien so sehr wertvollen slavischen Sprachen erfahren. Etymologischen Auseinandersetzungen geht der Verf. meist aus dem Wege, doch werden sie nicht vermieden, wie der Excurs über die Herkunft von griechisch *ῥαγ*, auch nicht immer sind sie glücklich, S. 20 werden wohl etwas zu rasch Herrn Scherers Annahmen adoptiert, oder S. 32 das Genitiv-as aus Differenzierung von ablativischem *at* erklärt. Klein-ungenauigkeiten sind z. B. S. 33 skr. *preyas* für *preyan*; S. 34 *vyakaraṇasāstra* für *vyākaraṇasāstra*; S. 36 *māhātān* für *mahātān*; S. 38 *gariyāmsam* für *gariyāmsam*; S. 83 und 85 aslov. *boha* statt *boga* usw. Leo Meier S. 19 ist unrichtig für Meyer, und Herr Boehltingk hat hier wie so oft das Unglück mit *th* statt mit *ht* geschrieben zu werden.

Gehandelt wird zuerst von dem indogermanischen Comparationescasus, als welcher der Ablativ schon längst erwiesen war, dann von dem Ersatz desselben durch Praepositionen so wie dem separative und comparative Partikeln. Die Untersuchung ist überall eingehend und verständnisvoll; auch den modernen Ausläufern des Indogermanischen, wie den romanischen, neukeltischen, slavischen Sprachen, dem Neugriechischen wird, gemäß dem Zuge der heutigen Linguistik, überall gebührende Aufmerksamkeit geschenkt. Alle Einzelheiten habe ich nicht nachgeprüft, es liegt in der Natur der Sache, dass sich Verbesserungen und Nachträge nicht scheuen lassen. Ich will darauf hinweisen, dass von dem germanischen comparativen Dativ (S. 74) Kehrein Grammatik der deutschen Sprache des fünfzehnten bis siebenzehnten Jahrhunderts III 141 noch einige Beispiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert anführt z. B. *ist krencker dem nachwendigen fleisch vicina carne humilior: der das huse ziert treffenlicher allem gemelde*. Zur Negation im comparativen Nebensatze (S. 15) führe ich noch an aus der ersten Scene des Don Carlos: *Doch hab ich immer sagen hören, dass | Geberdenspäher und Geschichtenträger | des Uebels mehr auf dieser Welt getan, | als Gift und Dolch in Mörden Hand nicht konnten; und: weisz | dass König Philipp — — — jede von mir aufgefangne Silbe | dem Hinterbringer fürstlicher bezahlt, | als er noch keine gute That bezahlte*. In der Behandlung des Neugriechischen hätte leicht eine ausführlichere sein können und besonders hätte der Unterschied der Volkssprache von der künstlich archaisierenden Schriftsprache mehr hervorgehoben werden müssen; so wäre auch der Gebrauch des Genitivs in den S. 98 Anmerkung angeführten Beispielen dem Herrn Verfasser nicht so 'wunderbar' vorgekommen, die neugriechische Volkssprache hat den alten Dativ ganz verloren. S. 112 hätte es auch verdient 'bemerkt zu werden', dass für rumänisch *de cut*, wie dem

steht, in der britischen Bibelübersetzung *de cātu* steht; beides nur verschiedene Umschreibung des cyrillischen *de kātō*. Was litauisch *dėmay* S. 106?

Doch ich will mit derartigen kleineren Ausstellungen aufhören und lieber ein paar Nachträge geben. Herr Ziemer hat nicht in indogermanischen Sprachen ihr Recht widerfahren lassen. Es wäre interessant gewesen zu sehen, wie sich die aus dem Sanskrit geleiteten Sprachen zu der Frage der Comparation stellen. Herr Ziemer erwähnt nur ganz flüchtig, und zwar merkwürdiger Weise (so wie das Armenische!) unter lauter nicht indogermanischen Sprachen, das Bengali und das Zigeunerische S. 137. Die Sache ist folgendermaßen. Die neuindischen Sprachen kennen die Bildung des Comparativs und des Superlativs mittels besonderer Formen aus der positiven Form nicht mehr. Der Comparativ ist also nicht dem Positiv, der verglichene Gegenstand steht im Ablativ, im östlichen Hindi gewöhnlich durch das Affix *sē* gebildet wird, sondern man nimmt zu Hilfe andere Affixe zu Hilfe; der Superlativ wird durch Vorsetzung des Adjectivs selbst oder des Pronomens 'alle', beides ebenfalls im Ablativ, ausgedrückt. Z. B. östl. Hindi *oh sē barā* größer als er = Bengali *tukā haite* (Ablativ) *bara* = Oriya *taha-ru bara* usw.; östl. Hindi *ī sab sē mākhānā am bātai* dies ist der süßeste Mango, wörtlich: dies ist Mango süß im Vergleich mit allen; *acchī sē acchī tarakārī* best vegetable, *acchē sē acchē dāur kārī bhāt* the best (cooked) rice. Hoernle, A comparative grammar of the Gaudian languages (London 1880), S. 250. Shakespear, A Grammar of the Hindustani language, 6. edition, London 1855, S. 31. Carey, A Grammar of the Bengalee language, 2. edition, Serampore 1805, S. 164. App. Grammar of the Sindhi language, London 1872, S. 156. Aber an der erstgenannten Stelle lehrt: in order to express the idea of the Comparative, the object or objects, with which another is to be compared, is put in the Ablative, or, which is the case, the postpositions *khā, khā, khū, mā, manjhā* and similar are employed, the adjective itself remaining in the Positive. In order to express the idea of the Superlative, the pronominal adjective *all* is placed before the Ablative. By the Ablative the difference or distance, which exists between the objects compared, is indicated. Die Übereinstimmung dieser neuindischen Fügungen mit dem Sanskrit-Sprachgebrauche liegt auf der Hand. Diese Übereinstimmung fällt umso mehr ins Gewicht, als die Zigeuner-Sprachen einen mit Suffix *der* = ai. - *tara* - gebildeten Comparativ kennen; dieser Comparativ hat den verglichenen Gegenstand im Ablativ mit der Postposition *tar* bei sich, der Accusativ mit *tar* aber hat durchaus ablative Functionen. *lēstar anglēder* größer als er, *darānē amēndar isās o cor* timidiore nobis erant. In dem zweiten Beispiele hat durch den beigesetzten Comparativ der Positiv comparative Function bekommen, wie in den

neuinischen Sprachen. Miklosich, Mundarten und Wandel der Zigeuner Europas X 45. XII 41.

Befremdlicher noch ist die gänzliche Nichtberücksichtigung der iranischen Sprachengruppe. Im Alteräranischen steht falls der Ablativ, welchen auch Herr Spiegel Vergleichendematik der alteräran. Sprachen S. 438 richtig als Ablativ der Ausgangspunktes definiert. Aus dem Altpersischen ist nur ein Beispiel zur Hand, *apatarām hacā pārsā* ein anderes als Persien, im Ablativ die Praeposition *hacā* beigelegt ist, wie im Neupersischen. Im Vendidad findet sich *hacā* beim Comparativ noch einmal, 16, 6 *fratarā hacā nmīna verēyān* sie soll höher als die Wohnung machen, also mit dem Instrumental hat im Awesta gewöhnlich die Bedeutung 'aus' und wird mit dem Ablativ, event. Genitiv verbunden. Etymologie und die Verbindung mit ai. *sāca* 'in Gemeinschaft mit' führen auf eine comparative Grundbedeutung, die nach Spiegel in einer Stelle der Gāthās erhalten ist; Ys. 37, 5 *yoī dēush hacā shkyānti* welche zusammen mit dem Vieh wohnen. Aber auch an jener Stelle ist die comparative Bedeutung noch zu erkennen: höher zusammengestellt als die Wohnung. Die Anschauung ist hier also keine separative, sondern eine wirklich comparative, und damit stimmt es, dass im Awesta die Partikel *yatha* 'wie' (= lat. *quam*) nach Comparativen steht. Spiegel a. a. O. 439, z. B. *dacrayasnaēibyo paourro nō yatha mazdayasnaēibyasēid* an den Daēvaverehrern sollen früher versuchen als an den Mazdayaverehrern, Vd. 7. 96. Es scheidet sich nicht nur das Ostiranische vom Westiranischen, sondern auch das Iranische vom Altindischen. Beispiele vom Ablativ beim Comparativ sind sowohl in den Gāthās wie im Awesta häufig, s. Spiegel a. a. O. S. 438. Ein Positiv in objectivem Sinne mit *yatha* verbunden z. B. Yt. 15. 54 (Spiegel a. a. O. S. 472). — Im Pehlevi gibt es Comparativ (Suffix - *ām*) und Superlativ (Suffix - *tām*); der erstere wird mitunter dem Positiv vertreten, z. B. *shapir men zak* besser als dies, *bonum quam hoc*. Der verglichene Gegenstand wird mit dem Partikel *men* oder *cīgōn* angefügt. *Men* ist semitisch (= hebr. *ergōn*) entspricht in der Bedeutung dem awestischen *yatha* erklärt es ausci und *gaona* 'Art'. es bedeutet sonst comme, *comme que, afin que, en sorte que*, Harlez, Manuel du Pehlevi, Paris S. 28. 240. Über das Pārsi s. Spiegel, Grammatik der persischen Sprache S. 57. Das Kurdische kennt noch das Comparative; der verglichene Gegenstand kommt in den durch die Praeposition *ze* ausgedrückten Ablativ: Justi, Kurdische Grammatik, Petersburg 1880, S. 114. 130. 249. Das Afghānische besitzt ebenso wenig wie die neuindischen Sprachen besondere Formen für Comparativ und Superlativ; es drückt das comparative Verhältniß durch den Positiv aus, zu welchem der verglichene Gegenstand in ablativischer Beziehung tritt. Trompp, G.

in the *Païto*, London 1873, S. 120. Werden zwei Sätze verglichen, so gibt es ein doppeltes Mittel des Ausdrucks: the sentence which is to be compared with another, is either subordinated to the main sentence by means of the conjunction *ēih* 'that', the comparison itself being already expressed in the main sentence by *tar hayah* 'where that, that —'; or the comparison is expressed by coordinating the sentence to be compared to the other sentence, the difference between both sentences being pointed out by rendering the second (coordinate) sentence negative'. Trumpp a. a. O. S. 317; vgl. die Beispiele.

Das Armenische wird gegenwärtig von der Mehrzahl der Sprachforscher als eine selbständige indogermanische Sprache betrachtet. Bei Herrn Ziemer wird es S. 136 nur beiläufig gestreift, und zwar unter lauter unverwandten Sprachen. Die dort gemachte Angabe bedarf der Berichtigung. Lauer, Grammatik der klassischen armenischen Sprache (Wien 1869, S. 26 lehrt: 'Das deutsche 'als' nach Comparativen und solchen Positiven, welche Comparativverhältnisse haben, wird durch *k'an* mit folgendem bestimmtem Accusativ des verglichenen Gegenstandes ausgedrückt'. Damit stimmt Schroeder, *Thesaurus linguae armenicae* (Amstelodami 1711) überein, der S. 190 sagt: 'Adjectiva comparativa accusativum regunt interposita particula *k'an*; — — aliquando ablativum postulant'. Danach scheint die alte ablativische Fügung im Armenischen zurückzutreten zu sein. Die Partikel *k'an* stellt Herr Hübschmann, *Armenische Studien* I 54 zweifelnd mit lat. *quam quantum* etymologisch zusammen.

Endlich sei noch der Ausdruck der Comparison in einer Sprache behandelt, die man in Zukunft bei Untersuchungen über indogermanische Spracherscheinungen nicht wird vernachlässigen dürfen, im Albanesischen. Herr Ziemer erwähnt sie überhaupt gar S. 205, wo statt *che* vielmehr genauer *kë* zu schreiben ist. Auch dem Comparativ, der mit *më*, gegisch *mū* 'mehr' umzusetzen wird, steht *nga* oder *se*, Hahn, Albanesische Studien II 48. Dozon, Manuel de la langue chkepe S. 318. Die Grammatik von Kristoforidis S. 33 kennt nur *se*, und auch in seinen anderen Schriften scheint derselbe nur *se* zu verwenden. *nga* ist eine Präposition, die in ihrem Gebrauche fast ganz mit dem neugriech. *ἀπό* zusammen trifft: von - her, aus, z. B. *rij nga vešti* 'ich komme von dem Weinberge'; *nga pëmetë të turë do t' a njihni* 'aus ihren Früchten werdet ihr sie erkennen. Wenn es also heißt *se mënde nga ai* größer als er, so ist hier wiederum das separative Verhältniß klar zu erkennen. Auch *se* scheint hier eigentl. separativen Sinn zu haben, wenigstens heißt *se - se* 'entweder - oder' (so bedeutet die Partikel 'weil', 'dass' bei Einführung directer oder 'ob' in indirecter Frage); Vergleichungspartikel ist *si*. *si* dagegen ist die Partikel weder etymologisch (aus lat. *si* = ital.

se?) noch in ihrer Grundbedeutung schon hinlänglich klar Beispiele: *mę mirę nię rę sot se nię pulę mot* besser ein Ei heut als eine Henne übers Jahr. *mę šumę tę diš se šumę tę kės* besser i. e. zu wissen als viel zu haben. *ajó ęstę mę e vógelę se giđę šarę* es (das Senfkorn) ist kleiner als alle Samenkörner, Matth. 13, 32 toskisch nach Kristoforidis. *ajó ęstę mę vógelę nga giđę šarę* dass. in der Übersetzung von Athen. In der Matthäusübersetzung von Sentari lautet die Stelle *e tsila ąst mą e vogla nner i gđ farat*, also mit der Praeposition *nner* = toskisch *nder* unter: Dasselbe steht im Matthäus von Frascineto: *ajó ę mę vógelę se gđ farat, kūr prana vřtętę, ęst mę e made nder giđ lakrat*. Dasselbe Verhältnis wird durch den Genitiv ausgedrückt in dem Matthäus von Piana dei Greci: *kjō ę mę e vógla e giđę šarę e kure tę vřtętę, ištę mę e made se giđę lakratę*. Wegen der Bezeichnung der Quellen vergleiche man das erste Heft meiner Albanesischen Studien. Die Grenzen zwischen Comparativ und Superlativ sind verwischt: 'in der Conversationsprache wird häufig der Comparativ für den Superlativ gesetzt und daher der erste Artikel ausgelassen' v. Hahn Alb. Studien II 48.

Graz.

Gustav Meyer.

Albrecht von Hallers Gedichte. Herausgegeben und eingeleitet von Dr. Ludwig Hirzel, o. Prof. der deutschen Literatur zu Bern. Frauenfeld, Verlag von J. Haber, 1882.

(Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz und ihres Grenzgebietes. Herausgegeben von Jakob Baechtold und Paul Vetter. Dritter Band.) 6 unpag. Bl. DXXXVI und 423 SS. 8°. M 10

Zwei Werke in einem Bande müsste eigentlich auf dem Titel stehen! Die 'Einleitung', welche Hirzel seiner Ausgabe von Hallers Gedichten voranschickte, ist eine große selbständige Leistung. Mit pietätvoller Hand hat der Verf. alles gesammelt, was zur Charakteristik des Mannes und des Dichters Haller bisher meist unbeachtet dalag; mit liebevollem Eingehen in die Eigenart Hallers verbindet Hirzel einen Blick für die ganze Bedeutung des vielseitigen Gelehrten und Schriftstellers. Eine Unmasse biographischer und bibliographischer Stoffes, eine Flut verschollener Schriften und handschriftlicher Notizen ist verarbeitet und trotzdem wird Hirzel von der Last nicht erdrückt, sondern schwebt mit dem ganzen Ballast von Thatsachen und Anmerkungen sicher seinen Ziele zu. Er bescheidet sich zwar ausschließlich auf Hallers Bedeutung für die Geschichte der Poesie Rücksicht nehmen zu können (DXXXIII), allein zahllos sind die Winke, welche dem Leser auch die Wichtigkeit Hallers für die verschiedensten Gebiete mensch-

seinen Wissens zeigen. Zum erstenmale hat dabei Hirzel den kaum überblickenden Antheil Hallers an den Göttinger gelehrten Sitzungen und Anzeigen für die Darstellung herbeigezogen und die Charakteristik für das Verhalten Hallers der zeitgenössischen Literatur gegenüber ausgebeutet. Auch sonst hat er vieles bisher unbeachtete aus seinem Verstecke hervorgeholt und dadurch manches bedeutende Denkmal zugänglich gemacht. So gelang es ihm in der Mailänder Bibliothek, wohin ein Theil der Hallerschen vom Kaiser Joseph angekauften Büchersammlung geschenkt wurde — die beiden andern lombardischen Städte Padua und Pavia theilten das übrige (DVI) — sehr interessante Tagebücher zu entdecken, welche er unter dem Titel: 'Albrecht Hallers Tagebücher seiner Reisen nach Deutschland, Holland und England 1723—1727' mit Anmerkungen und einem 'Anhang: Einem bisher unbekannten Gedichte Hallers aus dem Jahre 1721' herausgab (Leipzig, Verlag von S. Hirzel, 1883. 146 SS., 8°. vgl. Deutsche Literaturzeitung 1883, p. 741 f.).

Hirzel erweist sich nicht bloß als genauer Hallerkenner, auch seine innige Vertrautheit mit der deutschen und den fremden Literaturen, wie der Philosophie des 18. Jahrhunderts tritt allenthalben zu Tage. Seine Darstellung ist schlicht und sachgemäß, ohne jedoch den Schmuck ganz zu verschmähen, wie er denn auch die bezeichnenden Überschriften die einzelnen Capitel bedacht hat. Wenn zu bedauern ist, dass Hirzel selbst ganz hinter seinem Gegenstande sich verliert und fast ausschließlich referierend auftritt, so muss dieser Fehler der überall bemerkbaren vielleicht zu großen Bescheidenheit des Verf. zugeschrieben werden. Hirzel lässt die Quellen für sich sprechen, wobei freilich eine gewisse Einseitigkeit sich einstellt. Das Verhältnis, welches zwischen den jüngeren Dichtergenossen und Haller bestand, wird nicht zusammengefasst, sondern die Urtheile werden chronologisch aneinandergereiht, so dass dem Leser manches selbst zu thun übrig bleibt, was doch ein Namenregister erleichtert wird. Um ein bestimmtes Factum herauszugreifen: es wird nicht gesagt, so oder so dachte Herder von Haller, sondern S. CDXXIII ff. steht das Urtheil aus den 90er Jahren, S. CDXXX Anm. ein anderes aus den 90er Jahren, S. CDXLVIII wird ein Brief an Merck citiert, S. DXII ein Absatz 'Gott', endlich folgt S. DXXII die Stelle aus den 'Briefen zur Beförderung der Humanität'. Vielfach kommt dadurch Unruhe in die Darstellung und das ganze Gebäude zerfällt in seine Bestandtheile. Oft muss einzelnes wiederholt werden, was sich mit einem Male abthun ließ; aber darüber bei einem so ausgedehnten Werke zu rechten, wäre unbillig. Ob Hirzel die literarischen Beziehungen zwischen Haller und Rousseau wohl völlig genügend dargelegt hat? Es scheint mir, dass das erste Auftreten Hallers große Ähnlichkeit mit den Anfängen Rousseaus, und es wäre ein überaus dankbares Thema gewesen, diese beiden Männer als Repräsentanten

verschiedener Geistesrichtungen in Ähnlichkeit und Unterschied darzustellen. Wie Haller angeregt durch die Alpenwelt zu seiner Bekämpfung der modernen Einrichtungen gedrängt wird, ebenso Rousseau; beide sind entzückt über den Genfersee, beide werden begeisterte Schilderer der Alpnatur und der Alpenscönheit; beide lernen in den einfachen Zuständen der Schweizer Landbevölkerung ein sociales Ideal kennen und halten ihrer verdorbenen Zeit als Spiegelbild die Sittenreinheit und bedürfnislose Zufriedenheit des Alpenbauers entgegen. Haller wie Rousseau geräth in Gegensatz zu Voltaire, aber während Haller gleich anfangs in ganz merkwürdiger Weise die modernere naturwissenschaftliche Anschauung mit dem positiven Glauben vereinigt, Glauben und Wissen aber als zwei streng geschiedene Gebiete auseinander hält, vollzieht sich bei Rousseau die entgegengesetzte Wandlung. Haller wird immer positiver um schließlich als politischer Reformer und strenger Glaubensmann zu enden, Rousseau dagegen immer negativer, wodurch er als ein Hauptfactor der Revolution und als leidenschaftlicher Bekämpfer der damaligen socialen Einrichtungen erscheint. Beide gehen von demselben Punkte aus, ihre Wege trennen sich aber bald, und wenn Haller später so leidenschaftlich gegen Rousseau auftritt, so erregt er oft den Eindruck, er bekämpfe die Irrungen — seiner eigenen Vergangenheit. Rousseau ist consequenter auf der einmal betretenen Bahn vorwärtsgeschritten, Haller dagegen macht eine Umkehr durch und lässt sich dann von dem Bestreben leiten, sich und seiner Familie die Vortheile eines regierungsfähigen Berner Bürgers zu sichern. Es wird immer ein Makel im Charakter Hallers bleiben, dass er um weltlichen Nutzens willen zum Vertheidiger des aristokratischen Regiments wurde; er hatte es früher so lebhaft bekämpft, als er noch nicht — Mitglied des Berner Rathes war. Auch in dieser Richtung könnte man einen Mangel des Hirzelschen Buches finden: er vermag Haller zu rechtfertigen, ohne seine eigene Ansicht kundzutun.

Wo man es jedoch aufschlägt, auf jeder Seite wird man reichliche Belehrung erhalten und den unermüdlichen literarischen Forscher anstaunen. Man wird die Einleitung nur mit dem Gefühl der Dankbarkeit aus den Händen legen und alle kleineren Bedenken auch gegen manche stilistische Härte bescheiden unterdrücken.

Über eine Schrift habe ich auch bei Hirzel keinen Anschluss gefunden, obwohl von ihm die Tractätlein gegen und über Haller sonst kurz aber scharf charakterisiert und übersichtlich zusammengestellt wurden. Ich weiß nicht, ob das Schriftchen, dessen Nicolai Erwähnung thut, wirklich existiert hat, oder eine Fiction ist. Im Gespräche zwischen Sebaldu und dem Buchhändler Hieronymus (Sebaldu Nothanker 1773, I, 113) findet sich ein Verzeichniss von Büchertiteln, um nachzuweisen, dass es katholischen Buchhändlern leichter sei durch das Verlegen von werthlosem Zeug ein Geschäft zu machen; u. a. wird angeführt,

*Sehnenzwickels ernstliche Kurzwelt für die zenonische
Behaust der machiavellistischen Staatsklugler, worin das edle
Gebüderreichen Atherismus und Naturalismus, samt
hallersischen Gedichten dem Sileno als Riesenschreckler
kopiert werden* Dieser Titel ist so absonderlich, dass man
kaum für eine Erfindung Nicolais wird halten können.

Und dann sei gleich noch etwas erwähnt, was gleichfalls
kannt geblieben zu sein scheint. Nicolai ließ in den sechziger
Jahren *'Kleine Hertoken im Zollformat, (an Uhren zu hängen)'*
hervorkommen, *'enthaltend die Bildnisse Hallers, Hagedorns,
Kants usw. mit Versen'* z. B. auf Haller:

Wer nicht die Alpen will ersteigen,
Dem wird sie Haller im Gedicht
Mit schauender Empfindung zeigen.
Natürlicher mahlt die Natur sie nicht.

Gramberg in Oldenburg fragte am 3. März 1808 bei Nicolai
'Können Sie mir nicht ein Exemplar hiervon verschaffen?' Ni-
colai war aber genöthigt zu antworten; *'Davon ist leider Alles ver-
kauft'*, indem er stillschweigend die Vermuthung Grambergs:
'Sie hatten mir gesagt, sie seien von Ihnen' als richtig zu-
nahm. Es zeigt sich also auch hier wieder die Verehrung Nicolais
Haller, welche Hirzel durch drei aus verschiedenen Zeiten
stammende Stellen nachgewiesen hat.

Wie Pyra (S. CCXII ff.) so zählte auch sein Freund Samuel
Johann Lange zu den begeistertesten Verehrern Hallers, was an
mehreren Stellen seiner *'Horatizischen Oden'* (1747) laut ver-
spracht wird; so heißt es in der Ode *'Die rechte Grösse, oder
Lob der Schwelger'* (S. 91 f.) vom Gerechten u. a.

Er stimmt sein hohes Spiel zu starken Tönen
Wie Haller, des Apollo Erb und Sohn,
Vor dem das grosse Heer des Todes fliehet,
Und dessen Lied die harten Felsen zwingt...

'Gegen-Parnass' (S. 96 ff.) nimmt Lange Stellung gegen
Gottsched, welchen er vom Parnass vertreibt, dagegen ver-
setzt er *'an Hypocrenens Quell'* Gleim, Bodmer, Hagedorn, Klop-
stock, Ramler und lernt *'Haller voll und schweren Grif'*. Und
am Ende ertönt Hallers Lob in der Ode *'An Hr. Haller'*
(S. 96 ff.) in welcher Lange Hallers Poesie mit dem Donner ver-
gleicht und sagt:

So donnerst Du im schwerem hohem Flug,
Mit starkem Grif auf sterbliche Gemüther,
Sie hören Dich, ganz aus sich selbst geäoet,
Und hören nicht das Heer der andern Dichter.

Die Sprache wälzt sich von Gedanken schwer,
Und steigt Berg an, mit mächtigerem Geräusch
Als das verwünte Ohr des Volks vertrugt.
Das durch den Tadel Deine Töne rühmet.

Lange wirft einen Blick auf Hallers Thätigkeit und schließt mit der Bitte: *'Du, der Musen Erb und Sohn, Belehre mich und Hirzeln, Dir zu folgen'*. Auch Frau *'Anna Dorothea Lagers, geborne Gnßgin'* zeigt sich in ihrer Ode *'An Hr. J. C. Henne'* (S. 167, vgl. S. 149) als eine Schülerin Hallers, dem sie in jubelnder Schilderung der Alpenwelt nacheifert.

Gar keine Erwähnung fand das Verhältnis Fritz Stolberg zu Haller, obwohl es interessant ist. Ich verweise nur auf den Brief an Katharina vom 9. November 1772 aus Göttingen (Haller Jugendjahre S. 27), in welchem es von Haller heißt: *'sein Herz wird nicht für so gut gehalten als seine Schriften; oft habe ich dieses Urtheil schon in Halle gehört'*. Auf seiner Schweizer Reise besuchte Fritz Stolberg auch Hallern und schrieb aus Basel am 7. October 1775 an Katharina: *'Der alte Haller taumelt noch am schalen Wein der Gelehrsamkeit etc. Da wir bei ihm waren, sprach er immer von seinem Buch gegen Voltaire, das trocken genug werden wird. Er soll ein großer Pedant sein.'* (Hennes S. 59).

So ließen sich manche kleine Notizen nachtragen, ohne dass damit ein Tadel ausgesprochen würde; es ist unmöglich, alles zu sammeln, Hirzel hat genug gethan, indem er das Wichtigste vereinigte; und der Recensent bringt, was ihm gerade zur Hand ist, nur schüchtern als kleine Dankesgabe dar.

Das zweite Werk dieses Bandes besteht in einer kritischen Ausgabe der Hallerschen Gedichte; und eine solche war notwendig. Man weiß wie sorgfältig Haller die kleine Anzahl seiner Gedichte von ihrem ersten Erscheinen an feilte, wie er alle geringen Fehler gegen das *'meißnische Deutsch'*, alle Anklänge an seinen Heimdialekt zu tilgen suchte; er hat aber auch seinen gelehrten politischen wie religiösen Anschauungen Rechnung getragen, so dass schon die Zeitgenossen vielfach klagten, Haller opfere häufig die schönsten Stellen, um keinen Mangel stehen zu lassen. Die Wichtigkeit der Hallerschen Poesie für die Entwicklung unserer modernen deutschen Sprache wie für die Ausbildung poetischer Bilder und Gedanken legten eine solche Arbeit nahe.

Hirzel gibt den Text der letzten von Haller besorgten Ausgabe mit kleinen orthographischen Änderungen, was er damit zu rechtfertigen im Stande ist, dass Haller selbst nicht consequent in seiner Schreibung verfuhr, und man muss gestehen, dass die Lesbarkeit der Gedichte für den heutigen Leser gewonnen hat, wenn auch strengere kritische Ansprüche das Beibehalten solcher Äußerlichkeiten fordern dürften. Die Lesarten sind getrennt vom Texte S. 293—346 gedruckt, wodurch es möglich gemacht wurde, die Gedichte zu genießen ohne durch den gelehrten Apparat fortwährend aus der Stimmung gebracht zu werden. Freilich hat diese Einrichtung den Nachtheil für den Forscher, dass er fortwährend auf- und abblättern muss, was um so unbequemer ist, weil die

Einzelnen Gedichte getrennt mit Verszahlen versehen sind, und in den Anmerkungen verweisende Seitenüberschriften mit den Versen und Zahlen der Gedichte fehlen. Manche Resultate, welche sich dem vergleichenden Studium der Lesarten ergeben, hat Hitzel in seiner Einleitung nur angedeutet, indem er eine zusammenfassende Behandlung von Hallers Sprache in einer eigenen ausführlichen Darstellung für nöthig erachtet; darin wird ihm jeder Gelehrte zustimmen und nur wünschen, dass ein solches Werk bald erscheint. Hitzel findet hoffentlich selbst Zeit diese Lücke auszufüllen, oder wenigstens unter seiner Leitung von einem Schüler ausfüllen zu lassen, wie er schon die schöne Arbeit Freys angeregt hat. Es ist nur zu bedauern, dass er nicht in den Anmerkungen zu den einzelnen Gedichten jedesmal aus den Recensionen und Streit-Anstissen diejenigen Wörter, Ausdrücke und Wendungen hervorgehoben hat, welche Hallers Zeitgenossen als Solbicismen, als *barbarisch* oder 'schweizerisch' erschienen sind. Er war dazu wie kein anderer befähigt: sein Überblick über die gesammte einschlägige Literatur und seine genaue Vertrautheit mit Hallers Schriften hätte ihm diese Mühe zu einer leichten gemacht und ihn in den Stand gesetzt, die Motive für manche Hallersche Änderung rasch zu erkennen.

Eine ganze Reihe von 'Machtwörtern', von dialectischen Wendungen und glücklichen Archaismen sind durch Hallers Poesie in unsere Sprache eingedrungen, obwohl sie von seiner Zeit als veraltete Neuerungen angesehen wurden. Ich verweise nur auf das Verbum *staunen*, zu welchem Haller selbst (Doris V. 31) merkt: *Dieses alte schweizerische Wort behalte ich mit Fleiß. Es ist die Wurzel von erstaunen und bedeutet rêver, ein Wort, mit keinem andern gegeben werden kann*. Für uns hat die Phrase 'Du staunst' gar nichts auffallendes, wenn sie auch in 'Neologischen Wörterbüchern' einen Platz fand. Eine ausführliche Darstellung von Hallers Sprache wird daher auch vielfach die Altersbestimmung von uhd. Wörtern wichtig werden¹⁾.

Gewisse allgemeine Tendenzen fallen sogleich in die Augen; das Bestreben, die fehlerhaften Plurale, wie *Nebeln*, *Sternen*, *Grüßeln*, *Grüßten*, *Dämmen* usw. zu tilgen, obwohl selbst in der ersten Ausgabe manches der Art stehen bleibt, so vor allem *die Tränen* 3, 95. 203. 5, 177. *unsre Sinnen* 3, 154. 5, 283. 6, 167. 21, 49. 23, 163. *in tiefe Schächten* 4, 426. *die Teufeln* 3, 300. *altre Weisen* 5, 375. 6, 317. 7, 31. *der Seraphinen* 6,

¹⁾ Es sei mir gestattet, diese Gelegenheit zu einer kleinen Abweichung zu benutzen, welche das Gebiet solcher Altersbestimmungen betrifft. Das Verbum *vergegenwärtigen* ist uns allen gelaufig, wenn es auch in Weigands Wörterbuch nicht erwähnt wird. Nun findet sich in der Recension über die Erzählung Charitas and Demophil Leipzig 1776 in der *schwarzen Magazin der deutschen Critik* IV, 2 (1776) S. 263 gesagt: '*vergegenwärtigen lässt sich besser mit einem alten ächten unbedeutenden Worte vertauschen*'.

vermögen 1. B. 3, 88 *der größte von der Natur*
scher von der Welt, 3, 99 *Steuer von der Erde*, 3, 191
Kräfte vom Gemülhe, vgl. noch 3, 232. 4, 325. 34
 35. 272. 6, 148. 149; oder wo wir eine adjectivische
 brauchen müssten, so 3, 77 *unterm Stein vom höchsten*
 5, 74 *kein Einfall von Vernunft* [kein vernünftiger Einfall]
 wo wir andere Präpositionen so 3, 93 *größer noch von*
digkeit; oder endlich ein Compositum verwenden, so
Hass von Gott; Gottesbass; andrerseits braucht er den
 wir präpositionale Construction wählen, z. B. 4, 296 *das*
heute noch Europens Hälfte trägt; die Hälfte von Europa
den Umgang jener Weisen; 14, 1. 107 *Gott und die Ver*
Gründe größerer Schrecken (Grund zu größeren Schrecken)
 62 *der Hunger stillen Ruhms* (nach).

Durchaus getilgt ist der Hiatus wie unzählige
 weisen 1, 10. 13. 44. 3, 11. 17. 60. 81. 140. 156. 200.
 Und so ist es ihm wirklich gelungen, diesen Anstoß
 wenige Fälle zu entfernen; es findet sich 9, 111 *der Kle*
Arten, was erst in K wieder eindrang, nachdem es seit
 Auflage in verschiedener Weise geändert worden war;
verborgne Eigenschaften und 14, 3. 117 *die weiche*
 blieb seit der zweiten Auflage, ebenso 16, 38 *edle Art*
seine Ahnen; 17, 41 *eine Uhr* und 17, 67 *haufe ungeheu*
 steht seit C, wo das Gedicht zuerst erschien; ebenso 19,
Arten und 19, 128 *cile, ewig*. 23, 163 *stärker Ang*
st erbe, ach. 30, 6 *Sünde unter* steht so seit dem ersten
 der Ausgabe J. Dass Haller den Hiatus wirklich vermei-
 beweist außer den erwähnten Änderungen seine Prosa,
 auf Hiatus folgt, so finden sich in 19 Zeilen 10 Fälle
 Anmerkung): auch vermieden, so nur Zusammenst.

Bym. 1878 S. 532). Haller sagt 'schimmernde Altäre'. Er läßt diesen Hiatus nicht etwa stehen, sondern hat ihn in der letzten Ausgabe erst eingeführt, früher lautete der Vers in allen Ausgaben: *Europa schmückt sein Bild auf schimmernden Altären*. Dies ist kein Zufall und kein Durchbrechen der für die nhd. Metrik geltenden Regel, obwohl dies Scherer (S. 14 des besondern Abdruckes) annimmt. Wir können folgende Fassung der Hiatusregel einführen: Der Hiatus ist das Zusammenstoßen eines kurzen (oder geschwächten, schwachen) e in der Senkung mit vocalischem Anlaut. Wenn das geschwächte e dagegen nach dem Betonungsgesetze den Nebenaccent trägt, also in der Hebung steht, wird es wie ein einsilbiges Wort mit auslautendem e behandelt. Ich habe diese Beobachtung an den verschiedensten Dichtern gemacht und gerade die drei von Scherer in der Iphigenie beobachteten Fälle des Hiatus hätten die allgemeine Ausnahme nahelegen können. Goethe gestattete sich nur: *Tagerte Ob*, *Verderbliche ein*, *Innerste in*, sonst keinen einzigen Hiatus. Bei Gerstenberg nur der Fall *Beleidigte, ihr* (vgl. diese Zeitschrift a. a. O. S. 532). Auch im 17. Jahrhunderte finde ich diese Praxis, obwohl streng auf den Hiatus geachtet wird. In Neukirchs Sammlung Herrn von Hoffmannswaldaus und anderer Deutschen . . . Gedichte I 356: *Flavie ist das erbarmen*; ebenda 333 (H. M. = Mühlforth): *Astérie, ich bin gebunden*; derselbe I 301. *Dass, wenn sich Könige und Fürsten musten biegen*; derselbe 3. 332 *Triumph! mein A. B. C! ich bin nunmehr gerichtet*; Gryphius im verliebten Gespenst V. 210 (Tittmann 132): *Cornelie, ich bin durch ihre Reu versöhnt*; so steht auch in der Ausgabe von 1661. V. 270 (S. 135) *Wenn nicht Cornelia ob ihrer Schuld gezagt*, sonst z. B. IV Vers 17 (143) steht die Form *Cornelia*. In den Epigrammata (1663) Nr. LXXX IX *Ich mag, Eugenie, ich muß doch nur verlieren*. Das Gedicht ist überschrieben: *An Eugenien*. Angeführt sei noch Besser, der den Hiatus streng vermeidet (z. B. *Die stoltz Asterie*), aber gestattet 427. *Nun kommt Astérie, und suchet*. Das Angeführte genügt zur Unterstützung der obigen Regel.

Nach dieser etwas weiten Abschweifung möge gestattet sein noch einiges über die Umarbeitungsweise Hallers anzuführen. Einiges Dunkle und Unverständliche, ja ganze Strophen, welche durch größere Anmerkungen erläutert werden mussten, fielen fort; ebenso gewisse rohere Wendungen; ich erinnere nur an die Strophen 3. 199 ff. Freilich brachte Haller diesem Streben manches schöne Wort zum Opfer, ich erwähne nur das treffende Bild für Sonne 4. 10 *Das verklärte Aug der Welt, wofür Licht der Welt*, ein viel matterer Ausdruck eingeführt wurde. Auch sonst einigemal Besserungen, welche wieder nach anderer Seite Bedenken erregen: 3. 9 ward ganz richtig: *lass mich doch die Thäler küssen* als auffallend köhn empfunden. Haller schreibt nun dafür *grüßen*, was

sinngemäßer ist, aber einen unreinen Reim (*Wasser-Glücken*) anfügt. Das konnte Haller jedoch nicht hindern.

Auch in der letzten Ausgabe steht es mit der Reinheit des Reimes noch nicht zum besten, obwohl ein allmählicher Fortschritt auch auf diesem Gebiete zur bemerken ist. Consonantisch reimen die Reime, es wäre nur zu erwähnen 4, 111 *weiße: Heide*, was Gleise meint und 9, 215 *entnervet: schärfet*, 14, 2, 173 *Nerven* Schärfe, was die Aussprache *Nerfen* beweist; störend sind für die Contractionen und Elisionen im Reime wie 3, 177. 9, 225. 16, 17 21, 92 *findt: sind*, 4, 232. 12, 53 *findt. Kind* 14, 2, 135: *Kind* 20, 74 *bindt: findt*, was eigentlich ein weiblicher Reim wäre, 5, 189 *veracht(l): gemacht*. 5, 45 *entfernt: geerdnt* und 5, 251 *kennte: blendte*. 5, 21 *abgericht: nicht*.

Was die vocalisch unreinen Reime betrifft, so muss vor allem erwähnt werden, dass *e* und *a* völlig identisch sind, obwohl gegen den Schluss der Sammlung zu auch diese Bindung weniger auftritt. Am zahlreichsten ist die Bindung von *i* und *ü*, besondern *Geschicke: Glück* reimt nicht weniger als 10mal 3, 217 4, 41. 79. 5, 371. 7, 49. 9, 191. 14, 1, 61. 14, 2, 197. 14, 3, 81. 16, 58: Haller reimt kurzes *i* auf kurzes *ü* u. zw. vor *h* 3, 147 *unerfüllt: stillt*. 7, 45 *Willen: verhalten*. 14, 136 *Süde Fülle*. vor *ld*: 4, 321 *vergüldet: gebildet*; vor *nd*: 4, 175 5, 271. 355 *Gründen: finden*. 2, 13 *Winde: Gründe*. 2, 45 *geschwinde Gründe*. 6, 79 *gründet: findet*. vgl. 11, 91 *ergründet: finden*. 4, 369 *finden: ergründen*. 11, 27 *unempfindlich: gründlich* 3, 35, *Winde: Ründe* [mit ungebräuchlichem Plural]; vor *nk*: 9, 129 *missdünckt: trinkt*; vor *m*: 4, 282 *nimmt: krümmt*. 9, 23 *krümmt: angestimmt*. 4, 461 *Rümpfen: schimpfen*; vor *ck*: 5, 61. 26, 8 *Blicke: Glück*. 21, 102: *Blick: Glück*. 5, 101. 30, 9 *Blick: zurück*. 14, 3, 151. 17, 38 *Augenblick: zurück*. 4, 401 *blicket: geschmückt*. 4, 322 *unterdrückt: erblickt*. 8, 58 *Geschicke: zurücke*. 3, 205 *erquicket: schmücken*. 4, 241 *berühmte dicke*; vor *bt*: 6, 173 *Gelübt: umgibt*; vor *ss*: 5, 107 *wissen müssen*; vor *st*: 14, 3, 49 *Lästen: Zwißen*; vor *tt*: 4, 256 *Hütten: erlitten*. 12, 69: *stritten*. 14, 1, 17 *Bauern-Huten: gelitten*; vor *tz*: 14, 3, 211 *schützt: verschwitzt* Dabei ist zu bemerken, dass die nachfolgende, oder wie im letzten Beispiele die vorangehende Consonanz die Verdunkelung des *i* erleichtert.

Langes i: langes ü: im Auslaut: 3, 159. 6, 317 *Müh: sie*. 4, 76: *nie*. 3, 189. 6, 317. 25, 1, 11 *Müh: sie*. 4, 76: *nie*; vor *l*: 8, 52 *Gespielen: fühlen*. 12, 79 *Gewühl: Ziel*. 14, 3, 63 *undurchwühlt: erzielt*. 14, 3, 147 *Spil: Gefühl*; vor *r*: 3, 45 *für: ihr*. 11, 19 *führet: zieret*. 11, 75 *Thüren: frieren*. 14, 2, 37 *führet: verlieret*. 14, 2, 137 *rühret: gebietet*. 15, 2 *geführt: ungezieret*. 21, 18 *gezieret: gerühret*. 27, 77 *ruhrt: regiert*; vor *n*: 1, 9 *Sternen-Bühne: Rubine*. 5, 379 *dienen: grünen*. 6, 29. 16, 82 *stüch: blüch*. 14, 1, 145: *bemüch*. 16, 71 *verdienen*:

nenen; vor nt: 28, 7, 4 dienen: grünten; vor g: 3, 232 Ver-
nügen: versiegen. 4, 85 vergnügt: besieget. 4, 335 Hügel:
siegel. 8, 15 wiegt: vergnügt. 14, 3, 21 versiegen: Vergnügen:
r d: 3, 73 Suden: Pyramiden. 27, 30: unterschieden. 5, 183:
rschieden. 5, 43. 12, 111 wieder: Brüder. 5, 219 Brüder:
ruder. 7, 41 Friede: müde. 14, 3, 87 gebietet: brütet. 16, 81
emaden: Frieden; vor b: 4, 69 geschrieben: üben. 8, 115
bte: ubte. 27, 37 übt: liebt. 28, 2, 2 geliebt: betrübt; vor ß:
439 Füßen: fließen. 6, 167 fließen: küssen. 17, 29 versüßen:
fließen; vor t: 4, 316 sieht: hinht. 9, 207 gebieten: wüthen.
2, 83 Gemüht: sieht. 26, 46. 27, 43 Gebiete: Güte. 11, 23
erburtig: gütig.

Kurzes i: langes ü: 4, 269 sicher: Bücher. 9, 37 übt:
aus [welches aber eine Neigung zur Länge hat s. u.].

Langes i: kurzes ü: 14, 1, 91 Begierden: Bürden. 16,
7 Wurde. Begierde. 14, 3, 209 müssen: fließen.

i: y: 8, 64 Hirten: Myrten lässt sich am besten hier
prechen.

Am häufigsten nach diesen finden sich die Bindungen von
und ö auch hier:

Kurzes e: kurzes ö: vor lb und ll: 1, 37. 5, 167 Ge-
llter: selber. 14, 1, 103 Quelle: Hölle; vor ss: 3, 229 bessern:
schlössem; vor sch: 9, 39 löscht: gedrescht [st. gedroschen];
or ll: 5, 195 Gartenbettel [st. -beete]: Götter. 6, 67 vergöt-
ten: verschmettert; vor ts: 4, 259. 12, 123 setzen: ergötzen,
auf die jetzige Form ergötzen hindeutet, während 4, 236
Schrecken: Höcken die Form Schrücken als Hallerisch nahelegt.

Langes e: langes ö: im Auslaut: 12, 118 Höh: Schnee; vor
e 1, 34. 11, 157 ausgehört: beseelt. 4, 242 Mehl: Öl. 14, 2,
ölle: Seele; vor r: 3, 184 verheeret: zerstört. 6, 275. 27,
4 ehren: hören. 6, 323 lehren: hören. 10, 7 Ehre: höre.
11 31: Verhöre. 11, 107 schiören: ehren. 16, 88 verehren:
ehren. 14, 2, 163 versehrt: empört. 16, 2 werth: härt; vor
asp. vocal: 1, 29 gedreht: erhöht. 5, 131 erhöht: ver-
erhet. 6, 77 erhöht: besteht. 14, 2, 79: steht. 4, 331. 431. 14, 1,
37 Seen: Höhen. 5, 327. 14, 1, 1 Höhen: stehen. 17, 71 Höhe:
rke: vor n: 3, 121 erwöhnet: belehnet. 4, 452 gehn: schön.
152 stehn: schön; vor g: 4, 379 Regen: Regnbögen [mit
einerhafter Plural]; vor d: 8, 79 blöde: Rede. 9, 5 Feder: öder;
ort: 27, 78 Trompete: Flöte.

Kurzes e: langes ö: 4, 39 verbessert: vergrößert. 4, 489
bessern: vergrößern. 5, 299 besser: größer. 17, 86 Größe: messe.
10 1, 125 fest: aufgelöst.

Einigemal wird sogar ä und ö gereimt, wozu freilich die
wenigen Stellen 4, 309 Schätzen und 20, 21 schätzen: ergötzen nur
deinbar gehören. 5, 127 Blätter: Götter. 8, 121 Blättern: ver-
ättern. Länge. 3, 40 Sühet: Pöbel. 8, 70 Schönen: Thränen.

Zahlreich sind auch die Bindungen von *ei* und *eu*: im Anlaut: 14, 3, 91 *treu*: *sei*; vor Vocal: 1, 1 *Schleier*: *Feuer*; 3, 65: *Ungheuer*: 4, 119 *Reihen*: *erfreuen*. 4, 271 *leest Feuer*. 8, 109 *Freier*: *Feuer*. 5, 199 *Ungheuern*: *feiern*. 6, 131 *entweicht*: *gestreut*. 28, 2, 1 *geweiht*: *erfreut*; vor *i*: 4, 9, 43 *Eppigkeit*: *Freudigkeit*: *heut*. 6, 285 *Sterblichen*: *erst*. 14, 1, 32 *Dunkelheit*: *streut*: *Dichtigkeit*. 14, 2, 119 *steht Vollkommenheit*. 23, 69 *Ewigkeit*: *überstreut*. 16, 77 *Freiheit*: *vernut*. 14, 2, 91 *Zeit*: *vernut*. 17, 61 *weit*: *heut*; vor *d*: 4, 179 *Freuden*: *kleiden*. 7, 47, 10, 55, 24, 33 *Freude*: *bede*. 14, 3, 117: *Leude*; vor *n*: 7, 23 *Freunde*: *Feinde*; vor *g*: 4, 14 *Zueigen*: *Zeugen*. 4, 311 *übersteiget*: *gezeuget*, vgl. 5, 161, 13, 75 *genügt*: *erzeugt*. 14, 3, 29 *steigend*: *zeugend*; vor *ch*: 6, 61, 27, 39 *schmeicheln*: *heucheln*. 4, 446 *euch*: *reich*. Es zeigt sich hier und im folgenden, dass Haller den unirenen Reim erwartete, wenn die reimende Silbe nur den zweiten Hauptaccent der Worte trug. Da für Haller *eu* und *äu* ganz gleich klangen, der Unterschied wird sich überhaupt schwer hören lassen, und er auch:

ei und *äu*: vor *l*: 6, 227 *Säulen*: *theilen*. 10, 27 *Mauern*: *Säulen*: *Zeulen*. 14, 2, 177 *fäulet*: *eilet*; vor *ch*: 3, 166 *glückliche Strauchen*. 14, 2, 165 *Schlüuchen*: *reichen*; vor *b*: 14, 1 *treibt*: *stünbt*; vor *sch*: 8, 69, 14, 2, 39 *herrscht*: *berauscht* (= *berauscht*); vor *n*: 6, 57 *dräun*: *ein*; vor *s*: 4, 411 *Gebräuse*; vor *t*: 9, 63 *Häuten*: *Zeiten*. 4, 365 *heiter*: *Kraut*; vor *f*: 11, 35 *gefreitlich*: *erhäuflich*.

Von allen Vocalen reimt Kürze auf Länge, wobei man freilich die gerade in diesem Punkte auch heute noch schwankende Lautsprache berücksichtigen muss; bekanntlich ist Süddeutsche auf dem Wege, alle Stammsilben, auch die einsilbiger Wörter zu verlängern; der Süddeutsche sagt *Koch*, *Bäd*, *Täg*, wo der Norddeutsche noch die Kürze spricht; das erstere ist wohl auch für Haller anzunehmen.

a: *ā*: 3, 21, 63, 24, 6, 28, 5, 1, 29, 6 *Grab*: *ab*. 28, *Grab*: *gab*: *ab*. 14, 2, 139 *gab*: *ab*. 3, 51 *obenan*: *gethan*. 3, *Unterthan*: *kann*. 5, 249 *unterthan*: *an*. 6, 41, 9, 3 *gethan*. 14, 1, 93 *an*: *Kohn*. 14, 3, 95 *Bahn*: *an*. 22, 12 *ersann*: *an*. *gethan*: *kann*. 14, 1, 113, 28, 7, 3 *Art*: *spart*. 26, 26 *gerat*: *Kraft*. 21, 107, 23, 129 *Stadt*; 23, 1 *Vaterstadt*: *hat*. 11, *Pfad*: *Rath*.

e: *ē*: 4, 186 *Steg*: *weg*. 4, 295 *zerstreten*: 6, 127 *hiet Ketten*. 6, 3 *Geherden*: *werden*. 6, 327 *Meer*: *her*; statt *er* ist 5, 57 *Sterbliche*; *ch*, 21, 37 *lustige*: *See*.

e: *ā*: 4, 129 *Donnerwetter*: *Väter*. 5, 339 *untergemessen*.

i: i: 4, 196, 382, 5, 265 *ihn: hin*, 6, 233: *Gewinn*, 11, 77
27, 28 *Wien: Königin*, 4, 275 *Hirten-Liedern: Widern*.
i. *Begriffen: vertiefen*, 14, 1, 141 *Begriff: lief*, 14, 2, 89
Begriffe: Tiefe, 6, 53 *Bild: befehlt*, 9, 181 *liest: ist*, 9, 233
gegen-Dienst: Gewinnst, 14, 3, 215 *Wirth: ausgeziert*, 16, 67
erd: ausgeziert; und durchaus entsprechend der Orthographie:
lebt in den verschiedenen Formen auf i gereimt: 18, 15 *geliebt*:
19, 122 *geliebt: umgiebt*, 22, 77, 24, 74, 27, 55 *liebt*:
23, 65 *ergiebt: liebt*, 24, 25 *liebet: ergiebet*, 24, 85 *giebest*:
Best.

o: o: 12, 28, 19, 11, *allezuwohl: soll*, 15, 5 *soll: wohl*,
2, 147 *Kost: Trost*, 14, 2, 211 *Hottentott: Gebot*, 14, 3, 131
von: Lohn.

u: u: 5, 177 *Schutt: Blut*, 8, 7 *Buchen: besuchen*, 14, 2,
aus: *Thuns*, 5, 25 *Eigenthum: warum*, 6, 21: *stumm*, 11,
24, 82: *um*.

ü: ü: 2, 9 *gräßen: Wassergässen*, 4, 179 *begräßen*:
11, 135 *Füßen: müssen*.

Noch seien die wenigen rührenden Reime erwähnt, die sich
finden: 5, 157 *Finsterniß: Ärgerniß*, 15, 29 *Trefflichkeit: Un-*
gütlichkeit (sonst reimt *keit: heit*), endlich der erlaubte: 14,
225 *kommen: vollkommen*.

In den Reimen blieben auch noch einige auffallende For-
men stehen, welche ohne gewaltsamen Eingriff nicht gut entfernt
werden konnten; 4, 436 *Erzt: schwärzt*, 5, 291 *wanderst*:
erdest, 5, 373 *erkennt (= erkannt): getrennt*, man mußte
sich eher *erkannt: getraunt* ansetzen, und die letztere Form ist
allern geläufig, 6, 297 steht sie im Reim auf *Vaterland*, vgl.
251, 6, 269 *Tacht: angefacht*, 6, 311 *verdrungen: zuge-*
drungen, 14, 2, 131 *zueung: Erleichterung*, 17, 51 *runge*:
runge (: *jung: Dämmerung*), 18, 11 *Verzweiflung*, 3, 61
unden: schwunden, 12, 2 *solt (= sollst): Gold*, 14, 2, 191
terscheid [eine Form, welche der Zeit entsprach, auch Gott-
schied schrieb noch so]: *Verschiedenheit*, 17, 7 *Gründe: fünde*,
81 *gläubt: betäubt*; endlich muss erwähnt werden 6, 165
achmann (= Brahman): kann. Bei diesen Zusammenstellun-
gen blieben die Gedichte der Nachlese deshalb außer Betracht,
da sie Haller selbst verworfen hatte, darum entweder in der
Form oder im Inhalte nicht mehr entsprechend fand. Übrigens
sind folgende Eigenthümlichkeiten, welche nicht schon durch
andere Gedichte ausreichend belegt sind: 11, 18 *empfund*:
erund, 11, 25 *erlage (= erlag): klage*; sonst reimt i und ü:
1, 10, 19, 10, 13, 11, 42, 11, 1, 13, 70; e und ö: 8, 2, 10, 5,
9, 23, 11, 57; ei und eu: 5, 1, 11, 54, 11, 5, 13, 22, 13, 54;
und au: 13, 45; a und ä: 5, 5; i und i: 11, 14; ü und ü: 14, 3.
Noch hier sind die Reime nur was die Vocale angeht nurein. Auf-

fallend ist an diesem Bestande nur die geringe Anzahl von schwererer Verletzung der Reimreinheit.

Dass freilich Haller dem Leser in den früheren Ausgabe weit mehr Schwierigkeiten zu überwinden gab, beweisen die Beispiele nur allzusehr: Reime wie 2, 46 *Müh: ich sieh* oder 3, 4 *Mühe: ich sieh*, wie 3, 39 *Bett: er redt* sind zahlreich und mussten das Ohr eines Obersachsen beleidigen.

Auffallend ist die Contraction, welche Haller fast ausnahmslos braucht: *daurt* 4, 50, *daurte* 6, 303, *unbedaurt* 25, 3, 1, *Daur* 5, 320, *Saur* 4, 224, 246, *saur* 25, 1, 10, *Feur* 4, 42, 459, 5, 140, 14, 3, 155, 16, 64, *Ungeheur* 5, 161, *Baur* 11, 12, *Steur* 14, 2, 67, *Schaur* 17, 9, *theur* 24, 51. Ungewöhnlich auch die Abkürzung *zu sein und andre Plage* 4, 467 für *zu seiner und anderer Plage*. Ein Zeugma steht 5, 99 *ihr seid gewohnt, an was ihr seht zu denken*.

Hirzels Hallerausgabe kann aufs nachdrücklichste empfohlen werden und wird sich auch durch die schöne Ausstattung (Medienvalcharaktere auf Chamoispapier) und den überaus billigen Preis Freunde erwerben.

Lemberg, 12. XII. 83.

R. M. Werner.

Carl Schiller, Professor der deutschen Sprache an der k. k. Staatsoberschule am Schottenfelde usw. Deutsche Grammatik für Mittelschulen. Siebente verb. Auflage. Wien 1881.

Selten bringt es eine mit geringer Sachkenntnis und schlechtem Deutsch geschriebene Grammatik in dem Zeitraum von zehn Jahren zu sieben Auflagen. Bei Schillers Grammatik ist dies seltene Fall eingetreten, und die folgenden Zeilen wollen die Pächtergenossen davon verständigen.¹⁾ Ursprünglich war die Grammatik für Handelsschulen bestimmt, später gerieth der Verf. auf den Einfall dieselbe „den Bedürfnissen der Mittelschulen“ auf Grundlage seiner „vieljährigen Erfahrungen auf diesem Gebiete unter Vereinbarung mit den allgemein anerkannten geistvollen Forschungen des k. k. Univ.-Prof. Wilhelm Scherer“ anzupassen. Wie unglücklich diese Idee zur Ausführung gelangte und wie ungeeignet das Buch für den Gebrauch an Mittelschulen ist, lehren eine Reihe trauriger Irrthümer, welche die Worte des Vorwortes über die „Vereinbarung“ mit Scherers geistvollen Forschungen Lügen strafen.

Vom Ablaut heißt es S. 5: „Ablaut heißt er als Laut, der abspringt vom Laute der Wurzel- und Stammwörter“. Der Verbalstamm kann eine starke und geringe Ablautung (S. 81). Um den Ablaut mit dem Umlaut nicht zu verwechseln, bediene man sich folgenden Receptes: Man fasse „das Ab- und Um- gleich vom ersten Aufhören“

¹⁾ [Mittlerweile erschien die Anzeige von Dr. Stejskal.]

Lautlehre schärfer ins Auge, und man wird in dem Ablaut nicht das gänzliche Abgehen von einem Selbstlaute zum in der Wurzel des Zeitwortes erkennen, während beim Umlaute der reine und einfache Selbstlaut vorhanden bleibt, aber hierum das Gewand einer Trübung legt! Die beiden Ausdrücke 'attributiv' und 'prädicativ' hält der Verf. für Substantive. Die Entstehung der Zahlwörter wird merkwürdiger Weise folgende Ursache zurückgeführt: »Da wir in den Formen der Zahlwörter nur eine Einheit und Mehrheit unterscheiden können, so brauchte die Sprache eine eigene Classe von Wörtern zum Ausdrucke einer gewissen Zahl oder Menge von Dingen!« Sonderbare Dienste hat der Artikel zu leisten; er soll nämlich »die Selbstständigkeit der Substantiva zum deutlichen Ausdrucke bringen!« Der sogenannte Rückumlaut ist dem Verf. ein wesentliches Kennzeichen starker Abwandlung, und die rückumlautenden Verba bilden ihm die Brücke von den starken zu den schwachen, »weil die Kennzeichen einer starken Abwandlung noch nicht so fest stehen (!) und unselbstständig auftreten und von den Kennzeichen der schwachen Conjugation verdrängt werden« (S. 77). Der Accusativ der Ausdehnung gilt dem Verf. für eine Art von Adverbium, wie die Anm. auf S. 98 lehrt. Gewisse Adverbia (z. B. *darauf, daraus, indessen, seitdem, jenseits u. ä.*) nennt er *Fürwörter* entlehnt, und leitet aus dem fragenden Fürworte *warum* und *wo* ab: *warum, woran, worauf, worüber u. ä.* usw., merkwürdiger sind des Verf. *Adverbia aus Zeitwörtern*; er stellt als solche an: *Gottlob, weiß Gott oder Gott weiß, wollte Gott behüten! bewahre! versteht sich, meine ich u. ä.; sonst!* gehört hierher denn — *horribile dictu* — es ist entlehnt aus *'so es nicht ist'*. Man sieht, die naive Methode mittelalterlicher Wortableitung wird noch immer geübt! Auf S. 111 ff. bespricht die Conjunctionen in Hinsicht unsers vorwiegend praktischen Bedürfnisses sehr kurz abgefertigt, um so genauer aber auf das wichtige (!) Capitel der Interjectionen eingegangen. Der Verf. unterscheidet — abgesehen von der besonderen Classe, die er sich humoristisch ausdrückt, »die Sprache für Thiere nicht bat«, nicht weniger denn sechzehn Classen von Emphaticis, darunter auch einige »der Hitze und Kälte leidend«, »des Wegtreibens«, »des Auslachens« und des »Stille Stehens«.

Auch die Metrik, von welcher die Vorrede sagt, sie hätte »auszeichnend gütige Behandlung« erfahren, liefert manches Neue. Sie beginnt mit dem überraschenden Satze: »die gebundene Rede oder Schreibart heißt Poesie«. Die Seite 182 gibt den Verf. manches zu enträthseln auf, unter andern enthält sie die bare Behauptung, dass sich die »Metrik« mit »dem Reime« Ganz neu und für Germanisten gewiss interessant ist die

Entdeckung, dass die „Versfüße der deutschen Sprache“ also einzutheilen seien: In a) einfache, b) einfach zusammengesetzte und c) verdoppelte. Ein würdiges Seitenstück zur Etymologie „sonst“ ist die von „Tribrachys“, welchen Terminus der Verf. „Dreiarms“ übersetzt. Er verbindet also das griechische *tríbrachys* mit dem lateinischen *brachium* (er denkt dabei natürlich an ein gebogenes oder gebrochenes *brachium*) und lässt das „ium“ wohl „übel“ in „-ys“ übergehen. In „Amphibrachys“ hat man offenbar an das Umarmen einer Länge durch zwei Kürzen zu denken. Das Griechenvolkes Humor tritt uns eben auch in seiner Metrik entgegen.

Humoristische Färbung zeigen übrigens eine große Menge von Äußerungen des Verf. selbst. Freilich dürfte dieselbe in den wenigsten Fällen von ihm beabsichtigt sein, denn eine Reihe von Stellen beweist, dass er in der Handhabung unserer Sprache (S. 5) kein Geschick besitzt. So liest man auf S. 5: Zeitwörter, in denen der Ablaut erscheint, nennt man starke Verba, „weil ihnen mehr Klang erscheint als in anderen Zeitwörtern.“ Gleichmäßig fortönen in allen Formen und Zeiten. Auf S. 17 steht: „Die Erfahrung lehrt, dass eine alte Gewohnheit gerade gegen solche Vereinfachung hartnäckig ankämpft, gering ihre Tragweite scheint, so wird doch mit ihr (?) Sinn im Auge (!) des Schreibenden geöffnet (!) und dadurch der unerschatzbare Vortheil gewonnen, dass das gedankenlose Führen der Feder bei einem reiferen Schüler aufhört!“ Gleich im Folgenden ruft der Verf. zeitgemäß von einer „Überbürdung der Consonanten“ und lässt in „werth“ das *h* nicht einmal mehr als „selbständige Buchstaben“ gelten! Unter den Fremdwörtern findet er auch „Mischlinge mit nur theilweise deutsch geschriebenen oder gesprochenen Buchstaben“. Mitunter wird der Ausdruck so elend, dass man mit Bestimmtheit wohl nicht sagen kann, was gemeint ist. So z. B. heisst es auf S. 36: „Das Sprachgeschlecht stellt sich dar in der reinen Grundform und in allen Biegungsformen des Wortes als ausdrücklich dar. Die Bedeutung des Gegenstandes selbst wird durch eine Veränderung des Geschlechtes eine andere werden.“ Auf S. 37: „An ihnen (sc. den Adjectiven, Zahlwörtern, Articulen und Färwörtern) zeigt sich der Geschlechtsunterschied der Substantiva in eigenthümlichen Endungen“. Auf der nächsten Seite: „Jemand unter den Anfängern sprachlicher Bildung gab sich der Täuschung hin, als ob das alleinige Fragewort 'wem?' die richtige Anwendung dieser Endung bewerkstelligen helfe.“ Ebenda: „die Aushilfsweise der Fragestellung wem? lässt jeden Ungeübten noch im Stiche“, u. s. f. Eine ganz singuläre dabei höchst merkwürdige Beobachtung liegt der Ann. auf S. 38 zugrunde: „der Bequemlichkeit in der Sprache zuzuschreiben, dass jenes *m* der dritten Endung immer nur gehört wird, so zwar, dass der Ungeübte, sobald er einmal

„Deutsch sprechen will, dieses *in* fälschlich einer Menge von
 Tönen *nein* des Satzes anhängt“. Auf Seite 105 wird von jedem
 nachhaft Gebildeten eine „Empfindlichkeit im Gehöre“ gefordert,
 welche das richtige Sprachgefühl erwecken soll. Mit Hilfe einer
 richtigen Empfindlichkeit trifft der Verf. sofort folgende Unter-
 scheidung: „Diese Classe Vorwörter ist die bei weitem wich-
 tigste für uns.... Sechs von ihnen sind die allerwich-
 tigsten und ihre Anwendung machen wir uns zur allerersten
 Aufgabe und charakterisiert eine Eigenthümlichkeit Schillers zum
 Unterschiede von der anderer Dichter also (S. 113): „Ein zu häufig
 benutztes 'und' ist selbst im unterhaltenden Tone einer leichten
 Erzählung das untrügliche Kennzeichen von kümmerlicher Sprach-
 bildung (!) ebenso, wie es einen trägen Gedankengang verrath,
 sobald es in solcher Rede sonst an treffenden (!) Bindewörtern
 fehlt. Eine merkwürdige Ausnahme bildet darin vorzugs-
 weise Schiller..... Ebenso steht dieses 'und' nicht nur bei
 Schiller, sondern auch bei andern bedeutenden Schrift-
 stellern trotz häufiger Wiederholungen in richtiger Geltung“. In
 der That eine merkwürdige „Ausnahme“! Auch die Absicht
 des Verf., durch eine blumenreiche Sprache den Schülern
 mehr zu treten, ist deutlich zu merken und lebhaft zu tadeln.
 Man lese gewiss mit großem Erstaunen S. 28: „Die arti-
 culirte Aussprache dieses verdoppelten S-Lautes sei für die
 Vocale (sic) des zum Bewusstsein erweckten (sic) Schö-
 nen so ein wahrer Tummelplatz als für die Kehle
 des K; auf S. 38: „Kari kann nach unserem Grundsatz um
 weniger mit C geschrieben werden, als seine echt deutsche
 Bedeutung im Worte 'Kerl' immer neben dem Namen einher-
 streift; auf S. 37: „jeder Schüler mache sich einmal zur
 Aufgabe, achtsam aufzuhören..., ob er irgend wo im Verkehre
 oder der Schule einen Genitiv ertappe. Dann wird er gewiss ohne
 die Mahnung diese Lucke seiner eigenen Rede (sic) zur
 Fülle seiner Sprachstunde auszufüllen sich gewöhnen; auf
 S. 104 ebenso unbeholfen hören wir den zwölfjährigen Knaben
 den beschränkten Redekreis (!) seiner eigenen Muttersprache
 ertappen, und ebenso knollig und fehlerhaft wächst die
 Form des Ausdrucks mit den späteren Jahren bis zur Un-
 empfänglichkeit auf; auf S. 204: „Auf dem fünften Fuße der
 Verszeile Verkettung lugert... ausnahmsweise ein Spondeus.“ usw.

Besonders die Metrik gibt dem Verf. Gelegenheit, Stilproben
 in der reichsten Art ans Licht zu fördern. Der Beschränktheit des
 Raumes halber seien nur die schönsten ausgewählt. Auf S. 189
 steht: „Jedes Durchschneiden eines Wortfußes verursacht die
 sogenannte Cäsur und weiter unten: „Mehrere Strophen bilden
 ein Gedicht, welches aber auch von einer einzigen Strophe gebildet
 werden kann“. Vom „jambischen Vers“ heißt es, er sei keine
 hochsch-deutsche Form, ursprünglich aus lauter Jamben bestehend

und aus Doppelfüßen zusammengesetzt. In diesem Verhältniß schon Gedichte verfasst werden; vom iambischen Doppelheiß dieser Vers wird wegen seiner knappen Eintönigkeit meist zu vermehrten Trochäen erweitert, für die dann Dactylus zur größeren Abwechslung eintreten können. Das Interessanteste aber wird vom Hexameter, Pentameter und Elativus berichtet. Vom ersten: »Der Name dieses Verses ist schon auf seine (!) Abstammung aus dem Griechischen hin. Der epische Dichter dieses poetischen Volkes gebrauchten ihn, um ihre (!) Heldensagen darzustellen, und Klopstock führte ihn mittels seiner *Messiade* in unsere Muttersprache ein«. Der Pentameter »besteht seinem Namen gemäß aus fünf Versfüßen, in denen aber der dritte und fünfte zusammen nur einen Spondeus bilden dürfen, also halbiert erscheint. Dieses Zerstückeln hat zur Folge, dass die Cäsur nach der dritten Halbfuß einfällt.« Der Quinar endlich hat folgende Bildungsgeschichte hinter sich: »Aus Frankreich übernahm England diesen Vers, aus fünf Jamben bestehend, zur weiteren Ausbildung, und ließ die Jamben häufig mit Spondeus manchmal mit Anapästus wechseln«. Wie fruchtbar ist nicht die Thätigkeit englischer Ministerien!

Doch nun genug! Von den Eigenschaften, die man von einem Lehrbuche für Mittelschulen fordert, besitzt, um es kurz zu sagen, das Buch keine. Im Gegentheile: es ist geeignet, eine Quelle von Misverständnissen und falschen Vorstellungen für die Schüler zu werden und darnach angethan, den Stil und Ausdruck derselben, der ohnedem selten genug gut ist, abscheulich zu verderben.

Graz.

Ferdinand Knull

Tumltz Dr. Karl, Deutsche Grammatik für Gymnasien. Mit einem Anhang, enthaltend Hauptpunkte der Stilistik. Prag 1864. Dominicus, V und 161 S. 8.

Der Verf. will die, wie man meinte, längst abgethane Beckersche Methode in den deutschen Unterricht wieder einführen. Er behauptet unter Beziehung auf Wilhelm, der in seiner *Pädagogik* soweit der deutsche Unterricht in Frage kommt, derselben Recht folgt, Aufgabe des grammatischen Unterrichtes in der Muttersprache sei es, 'den Schülern durch Zurückführung der grammatischen Verhältnisse auf die Beziehungen der Begriffe und Gedanken eine tiefere Einsicht in die Sprache zu eröffnen'. Daher beginnt er die Syntax mit einer Erklärung der Ausdrücke 'Vorstellung', 'Begriff', 'Urtheil'. Wir hören §. 52: 'Dieses im Denken vollzogene Verknüpfung einer (neuen) Vorstellung mit einem bereits vorhandenen Begriffe nennt man ein Urtheil oder einen Gedanke'. Der sprachliche Ausdruck eines Gedankens ist der Satz' 53. 'Das Substantiv drückt den Begriff eines Dinges aus' (gelegentlich vgl.

Subst. statt 'Substantiv' 'Begriffswort' gesagt). 60: 'Durch die Betonung des Prädicates wird die Einheit des Gedankens ausgedrückt'. 62: 'Ein Merkmal, das mit seinem Gegenstande zu einer Gesamtvorstellung verschmilzt, nennen wir Attribut'. 80: 'Die Verbindung von Subject- und Prädicatsbegriff erfolgt 1. entweder nothwendig, d. h. sie ist a) durch das Wesen der beiden Begriffe von selbst gegeben, b) wirklich vorhanden oder bestimmt ausgesprochen; 2. oder sie ist nur unter einem oder mehreren Umständen gültig' (vgl. auch die Anmerkung). 81: 'Der Umstand des Ortes enthält die locale Bedingung der Wahrheit einer Aussage'. 83: 'Die Causalbestimmung enthält jenen Umstand, der die Verbindung von Subjects- (oben 80 'Subject'-) und Prädicatsbegriff begründet... Der Grund kann ein doppelter sein, 1. ein objectiver, 2. ein subjectiver'... Anm. 2: 'Ein subjectiver Grund ist auch der Erkenntnisgrund, d. i. ein Grund, auf dem ein Urtheil oder ein Schluss des denkenden Subjectes beruht'. 84: 'Die modale Bestimmung gibt die Art und Weise an, wie ein Prädicat einem Subjecte beigelegt wird... Die Modalität besteht 1. entweder in einer bestimmten Qualität (Beschaffenheit) der Handlung oder 2. in einer bestimmten Intensivität (Stärke oder Grad) derselben'. (S. 146, 19) Die Form der Erläuterung ist im allgemeinen die Abhandlung, d. i. die sprachliche Darstellung des Wesens eines geistigen Objectes mit Rücksicht auf seinen logischen oder ästhetischen Wert, u. z. vermittelt der Beweisführung.)

Das Angeführte dürfte genügen, den Vorgang des Verf. zu charakterisiren und zu verurtheilen. Wer die Hilflosigkeit der Primaner im Denken aus eigener Anschauung kennt, muss es für annehmlich halten, mit solchen Mitteln zu operiren. Dass aber der Sprachunterricht eine andere Aufgabe hat, als die ihm von Becker aus seinen Nachfolgern aufgedrängte, braucht heute hoffentlich nicht mehr bewiesen zu werden.

Die Formenlehre des Verf., in der die 'Begriffe' nur gelegentlich (S. 30, 33, vgl. 45, 46) ihr Wesen treiben, muss aus einem andern Grunde als misslungen betrachtet werden. Hier erscheinen nämlich neben lateinischen wieder gothische, althochdeutsche und mittelhochdeutsche Formen. 'Diese sind', sagt der Verf., 'nicht für den Primaner bestimmt, sondern theils Andeutungen für den nicht germanistisch geschulten Lehrer (im Sinne (?) des Organis.-Entw., S. 125), theils für den Tertiärer berechnet, der doch mit der Kymologie bekannt gemacht werden soll und deshalb öfter auf die Formenlehre verwiesen werden muss'. Dass ein Lehrbuch vorzuziehen ist, das zugleich Lehrer und Schüler dienen soll, darüber ist man sich jetzt vollständig klar. Was die Beziehung auf das Altdeutsche den Schülern gegenüber für einen Wert habe, darüber spricht auch nur eine Stimme. Und die 'nicht germanistisch geschulten' Lehrer, ein Begriff, der doch mit der Zeit verschwinden muss, werden hoffentlich andere Quellen haben als ein Schulbuch.

dessen abgerissene Notizen ihnen ebenso unverständlich sein müssen als den Schülern.

Ein anderer Gesichtspunkt, der den Verf. bei der Abfassung seines Buches leitete, ist 'das Verhältnis, welches zwischen dem deutschen Sprachunterrichte und dem Unterrichte in den lateinischen Sprachen an Gymnasien besteht'. Also wieder eine Parabel, und eine, die es so ernst nimmt, dass man stellenweise eine lateinische Grammatik vor sich zu haben meint. Eine solche sind die endlosen Aufzählungen von theilweise gar nicht hieher gehörigen oder selbstverständlichen Dingen (man vgl. außer der Casuslehre die §§. 84, 93, 102), ein Vorgang, der den Schülern den Gegenstand vollständig verleiden muss.

Der Verf. gibt auch mit der üblichen merkwürdigen Parabel an, dass die dritte Classe ohne Lehrstoff für den Deutschunterricht sei, einen Abriss der Wortbildungslehre (S. 111—130). Dem Schüler etwas von Etymologie erfahren, ist durchaus wünschenswert; aber gewiss dürfte es nicht in der Weise geschehen, dass man sie die Ableitungssilben u. dgl. auswendig lernen lässt.

Der letzte Abschnitt 'Hauptpunkte der Stilistik' (S. 131—134) wäre nicht unnützlich, wenn er mit der gehörigen Vorsicht behandelt würde. Warum er aber im ersten Semester der dritten Classe genommen werden soll, sieht man nicht ein. Das Naturgemässe ist, dass der Lehrer schon von der ersten Classe an die Schüler zur Vermeidung der ihnen besonders geläufigen Fehler anzuweisen. Wenn er dabei zielbewusst stufenmäßig vorgeht, bedarf es allerdings gar keiner gedruckten Anweisung. Soll aber schon eine Zusammenfassung an der Hand eines Buches vorgenommen werden, so geschieht dies am besten gegen Schluss des Untergymnasiums. Wenn jedoch der Abriss der Stilistik nur etwas 'Lehrstoff' zur Ausfüllung der Zeit liefern soll, dann bleibt er lieber ganz geschlossen. Dass das Buch im einzelnen mancher Nachbesserung bedarf, können folgende Bemerkungen hauptsächlich formeller zeigen, die sich auf die ersten Seiten desselben beziehen. §. 1. Der Verf. unterscheidet 10 Redetheile, andere 9. Es wäre zu wünschen, dass mit Rücksicht auf den Gebrauch der Schule hierüber Einigung erzielt würde. Der Verf. beginnt die Aufzählung mit dem Verbum. In der Einzelbehandlung der Redetheile erscheint aber §. 8 der Artikel an erster Stelle. — 3, 6, 7. 'Der Indicativ, Conjunctiv und Imperativ bilden zusammen das Verbum finitum' ist unklar ausgedrückt. Ähnlich im nächsten Abschnitte: 'Das Participium zum Verbum infinitum zu rechnen, ist nicht richtig' vgl. §. 100. — 5, 1 Anm. 'Wenn dasselbe Wort scheinbar verschiedener Bedeutung aufweist... so sind das stets Worte (1. 'Wörter') verschiedener Bedeutung' ist bekanntlich nicht richtig. — 6, 2. Das Citat 'Schm.' wird nirgends erklärt, es bildet einen Faux pas. A. 1, Punkt 3. 'Sand' ist ein Collectivum(?) — 7, §. 12. 'Die substantiva Masculina und Neutra declinieren gleich' — daneben aber

den Unterschied ihrer Declination angegeben. Dann heißt es 'die Neutra haben nie den Umlaut', §. 13 erscheint aber eine 'Abart' mit Umlaut. Der Ausdruck 'Umlaut' wird nicht erklärt. — 8, Zusatz 2 ist unvollständig. — 9, Z. 3 'die hieher gehörigen Subst. entsprechen . . . der lateinischen (org. 'Declination') auf — is (es). Felsa (feles)' sollte in umgekehrter Ordnung angeführt werden. In den Paradigmen §. 14, 15 erscheint die Form 'Genitiv' sonst 'Genetiv'. — 11, §. 17. Der Begriff 'unregelmäßige Declination' wird sehr weit gefasst. — 12, 'Übersicht über die Declinationen' I. b) 1. 'Der Nom. Sing. bleibt in allen Casus des Singulars' nicht gut ausgedrückt; ähnlich III, 3 'der Nom. und Acc. des Neutr. und des Feminins sind in allen Numeris einander gleich'; ebenso S. 14, P. 2, δ). 16, 23, Anm. 'dichterisch zählt . . . das i . . . aus' (§. 55, 4, b). — 13. Die Buchstaben α) β) γ) sind hier nicht am Platze. — 18 wird der Begriff der unregelmäßigen Comparation wieder sehr weit gezogen; vgl. S. 38 Verba anomala. — 19, 27, 3. 'Wenn Heinrich in die Schule geht, so' . . . 'so' zu streichen. — 21, 1 wird schon der Ausdruck 'identisch' gebraucht. Z. 5 der Terminus casus obliquus, der hier gebraucht erscheint, wird erst S. 53 erklärt. — Z. 13 'uns einander' sollte nicht verbunden werden. — 23, 33. Das Beispiel 'Nicht der ist König unter den Sterblichen, der Krone und Hermelin trägt, sondern der, den, sei es . . .' nicht mustergiltig. — 24 werden mit Bauer die unbestimmten Pronomina und die unbestimmten Numeralia identifiziert. Wörter wie 'viel' bleiben dabei ganz unclassificiert. — 45, 53, II, 2 werden die Numeralia unter die Adjectiva gerechnet. — 25, Z. 3. 'eins, das wie der unbestimmte Artikel geht' vulgär. Z. 5. 'Alle andern (Zahlwörter außer 'eins', 'zwei', 'drei') sind undeclinabel' (?). — §. 37. Der Ausdruck 'intransitiv' u. a. werden erst später erklärt. — 26, 6 P. 'göße' l. 'gösse' — 27, 38 letzte Zeile wird nach den Grundformen gefragt, die sich erst im nächsten Paragraph angegeben finden. — 28, Anm. 'Die 1. und 3. Person Sing. des Imperfects hat keine Personalendung (ich gab, er gab; ich, er lobte)'. — 31. bei 'Plusquamperfectum' fehlt '), das Zeichen, dass 'worden' ausgelassen werden kann, welch letzterer, oder erscheinende Ausdruck (§. 55, 4, 100, 131, 2) auch der Umgangssprache angehört. — 35, 42, P. 3, A. erscheint die Form 'Da wäscht'; 'ruhte' (zus.) sagt jetzt niemand. — 36. Z. 1. wird von den rückumlautenden Verben gesprochen und dann fortgefahren: 'Ähnliche Verba sind: bringen, denken, dänken', was den Schüler verwirren muss. Z. 17 4 wird behauptet, dass 'erwägen' auch 'erwäge' und 'erwägt' bilde. In einem Beispiele erscheinen 'geschmolzene Schneewasser'.

Wien.

Johann Schmidt.

Denkmäler der Kunst. Zur Übersicht ihres Entwicklungs-ranges von den ersten künstlerischen Versuchen bis zu den Standpunkten der Gegenwart. Bearbeitet von Prof. Dr. W. Lubke und Prof. Dr. L. Lützow. Stuttgart 1884, Verlag v. Neff.

Die sogenannte „Classikerausgabe“ dieses Werkes ist jetzt vollständig vor uns. Was wir schon in der ersten Anzeige hervorgehoben, dass die deutsche Nation an diesen Werke einen kostbaren Schatz besitzt, an dem sich die gegenwärtige und die künftigen Generationen in Kunst-sachen Erhöhen werden, können wir auch jetzt, nachdem die Ausgabe vollendet, vollinhaltlich bestätigen. Das deutsche Volk von in diesem Werke (193 Foliotafeln und 30 Bogen Text) ein Anschauungsmittel zur Selbstbildung, zur Orientierung, zum Auf-frischen des Gesehenen in allen Zweigen der bildenden Kunst: Architektur, Plastik und Malerei besitzen, um das es alle andere Culturvölker nur beneiden können. Und das alles, was in der vorigen Auflage 160 Mark kostete, heute um 30 Mark = 18 fl. ö. W., also eine Summe, welche selbst der minder Bemittelte erschwingen kann.

Es ist unmöglich, bei dem Reichthum der Abbildungen das Gebotene nur annähernd erschöpfend zu besprechen; es genügt zu sagen, dass die Hauptwerke der gesamten bildenden Kunst des classischen Alterthums, des Mittelalters und der Renaissance repräsentiert sind und dass auch von den neuen und neuesten Schöpfungen jedes Landes eine Fülle charakteristischer Objecte zur Anschauung gebracht ist. Für besonders gelungen halten wir die Partien über griechische Plastik, römische, gothische und Renaissance-Architektur. Bei dem wirklich fabelhaft billigen Preise wird es auch den Gymnasial- und Realschulbibliotheken möglich werden, sich das umfangreiche Werk anzuschaffen, und dass gerade dieses Anschauungswerk, welches die edelsten und höchsten Kunstblüthen so correcter Weise und lehrreicher Auswahl wiedergibt, als ein eminentes Bildungsmittel für die studierende Jugend der Mittelschulen angesehen werden muss, bedarf wohl hier keiner Begründung.

Graz.

Josef Wastler.

Leitfaden der ebenen Geometrie für höhere Lehranstalten. Von Prof. H. Kostler, Oberlehrer am Domgymnasium zu Naumburg a. S. Mit vielen in den Text gedruckten Holzschnitten. 1. und 2. Auflage. Halle a. S. 1883. Verlag von L. Nebert.

Das erste Heft der ebenen Geometrie umfasst alle jene Sätze, welche aus der Congruenz der Figuren sich ergeben und alle jene, welche zu letzterer leiten. Die Behandlung des Lehrstoffes ist durchwegs knapp und dem Lehrer ein großer Spielraum in der Behandlung desselben gesichert. Besonderes Gewicht wird auf die selbstständige Arbeit des Schülers gelegt und dieser dienen die zahlreich eingeflochtenen Aufgaben, die in ihrer Gesamtheit ein gut geordnetes Übungsmaterial repräsentieren. — Die mannigfaltigen Wast-

„Anleitungen zum Beweise“, wie wir sie Seite 51 n. d. f. m., halten wir für überflüssig; jeder gewissenhafte Lehrer wird seiner Beziehung den Schülern das Nöthige mittheilen und diesen anhalten, das Gesagte zu befolgen. Derartige Recepte zum „arbeiten“ und zur „Reinschrift“ nehmen sich in einem gemeinten Lehrbuche etwas komisch und naiv aus!

graphische Rechnen und die graphische Statik. Von Karl v. Ott, Director der 2. deutschen Staatsoberrealschule und a. o. Professor der k. k. deutschen Technik in Prag. 4. gänzlich umgearbeitete Auflage. Zweiter Theil: Die graphische Statik. 1. Abtheilung. Prag 1884. J. G. Calve'sche k. k. Hof- und Universitätsbuchhandlung.

Ziemlich rasch ist dem ersten Theile des graphischen Rechnens, in welchem die graphische Arithmetik zur Behandlung kam, die nun vorliegende erste Abtheilung des zweiten Theiles gefolgt, in welchem die Zusammensetzung und Zerlegung der Kräfte und die Statik der geradachsigen einfachen und der Fachwerkträger in großer Ausführlichkeit erörtert wird.

Die ersten Abschnitte des vorliegenden Buches werden auch Physiker interessieren, da in ihnen Probleme der reinen Mechanik gelöst werden; so z. B. sind die Sätze vom Kräfte- und Polygon, vom statischen Momente einer Kraft, ferner die wichtigen Aufgaben über die Bestimmung des Schwerpunktes von Körpern, die so recht gut neben rein analytischen Entwicklungen Platz finden können.

Es bieten denn auch die graphischen Lösungen von Aufgaben der Statik viel des Instructiven und sie führen oft auf Theoreme, mittelst des Calculs ungleich schwerer zu erreichen sind.

Der zweite Theil des Buches hat für den Techniker besonderes Interesse, da in demselben ausschließlich Probleme der Ingenieurwissenschaften zur Sprache kommen; was die Methodik des Vorstehenden betrifft, dürfte nach der Ansicht des Referenten auch Geometer viele Anregung aus diesem Theile erhalten. Es ist in demselben die Wirkung paralleler Kräfte auf einfache Systeme mit gerader Längsachse, ferner die Theorie der Fachwerkträger erörtert.

Außer eigenen originellen Darstellungen der betreffenden Gegenstände hat der Verf. insbesondere die Arbeiten Culmanns, des Meisters der graphischen Statik, und Cremonas, welcher sich um diesen Zweig der angewandten Mathematik große Verdienste erworben hat, berücksichtigt. Dass die vorliegende „graphische Statik“ und die „graphische Arithmetik“, welche in diesen Blättern besprochen wurden, auch im Auslande sich großen Ansehens erfreuen, beweist unter anderem wohl der Umstand, dass diese Werke in sechs Sprachen übertragen wurden, genüge.

Wien.

J. G. Wallentin.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Gegen den Unterricht im Mittelhochdeutschen an Gymnasium ¹⁾.

I.

Wenn ich in den folgenden Zeilen einen Angriff auf den mittelhochdeutschen Zweig des deutschen Unterrichtes an unseren Mittelschulen unternehme, so kann ich es nicht wohl thun, ohne mit dem Ausdruck lebhaften Bedauerns, dass ich mich dazu gezwungen sehe, im Anfang zu machen.

In den zahlreichen Schriften, welche innerhalb und außerhalb Österreichs sich das Lob und die Vertheidigung des Gegenstandes beigegeben sein ließen, wird meist nur die Frage behandelt: Ist die Kenntniss des Mhd. und die darauf sich gründende Lectüre mhd. Musterwerke von Wert für die Ziele des Gymnasiums? Wie viel Schönes, Treffliches und sich da nicht warm empfunden sagen; und wer nicht selbst wiederholte Erfahrungen bei dem Unterrichte im Mhd. gesammelt hat, müsste ein hervorragend kühl und nüchtern denkender Kopf sein, dass er nicht gerne sich den Lobrednern des Faches anschliesse. Es wird niemanden wundern, dass der Organisationsentwurf in seine Reform der Gymnasialstudien auch das Mhd. einbezog, und von der entgegenkommenden warmen Aufnahme, die er hierin fand, legen die zahlreichen in 12 Jahrgängen der österr. Gymn.-Zeitschrift jener Zeit laut gewordenen Stimmen Zeugnis ab. Von weiten Gesichtspunkten und in zusammenfassender Darstellung hat später Laas dem Mhd. die Stelle angewiesen, die es in seinem Entwurfe des nationalen Gymnasiums haben sollte. Über den Wert, den die Kenntniss des Mhd. am Gymnasium haben könnte, ist nach meiner Meinung überhaupt kein Wort mehr zu verlieren. Es sind zwar Urtheile bedeutender Schulmänner bekannt geworden (insbesondere Wilmanns Zeitsch. f. d. Gymn. 1869), welche den sachlichen

¹⁾ Dieser Aufsatz wurde uns bereits vor dem Erscheinen des neuen Lehrplanes übergeben. Wir bringen denselben auch jetzt noch, weil er einerseits sich ebenso wie der neue Lehrplan für den Ausfall des mittelhochdeutschen Unterrichtes ausspricht und dies eingehend motivirt, andererseits weil er zeigt, wie der Entgang dieses Unterrichtes wenigstens einigermaßen ersetzt werden kann.

Wert des Mhd. auf dieser Stufe angriffen; aber wir dürfen uns nicht verhehlen, dass durch Einwendungen, Abschwächungen, Einschränkungen gegenüber einer enthusiastischen Wertschätzung die überzeugten Lobredner niemals ins Wanken gebracht, die Wankenden niemals überzeugt werden können.

Die Hauptfrage ist vielmehr diese: Ist die Kenntnis des Mhd. im Rahmen des Gymnasiums überhaupt erreichbar?

Die Maximalzeit, über die der Lehrer in Österreich den Unterricht im Mhd. erstrecken kann — über die hinaus (fügen wir hinzu) er sie auch ohne alle Verordnung nicht erstrecken dürfte — ist ein Jahr. Dem deutschen Gegenstande stehen drei Stunden wöchentlich zur Verfügung: ein Theil derselben muss auf die schriftlichen Arbeiten verwendet werden, ein anderer geringerer auf literarhistorische Erläuterungen, vielfach werden auch nhd. Proben gelesen. Jedenfalls ist die Verwendung der ganzen Zeit für das Mhd. ausgeschlossen. Der Organisationsentwurf will den mhd. Unterricht für Lectüre und für historische Erkenntnis der deutschen Sprache nutzbar gemacht wissen. Von Anfang an bildete sich nun die Tradition heraus, dass die Lectüre als Hauptzweck angesehen werde, und man suchte sie thunlichst schnell zu ermöglichen. Der Organisationsentwurf selbst meinte, dass ein eigentlicher und selbständiger Unterricht in mhd. Grammatik nicht nothwendig sei. Daraus ergaben sich verschiedene Methoden: 'Man lese und lerne lesend die Grammatik, welche zu einem verstehenden Lesen nothwendig ist' (öst. Gymn.-Ztsch. 1850, 229. 1876, 543), man lasse das Mhd. auf dem Wege der Muttersprache lernen (d. h. wohl: vorläufig durch Errathen; ebda.). Besonnenere wollten das aus der Formenkenntnis Nothwendige abgesondert lehren, entweder gleichzeitig mit sogleich beginnender Lectüre (ebda. auch 1850, 248, ferner Ztsch. f. d. Gymn.-Wes. IV, 538), oder vor Beginn der Lectüre (öst. Gymn.-Ztsch. 1850, 345 ff., 566 ff., 565 ff.; 1858, 833; 1869, 71; 1864, 728 uzw.); als Dauer dieses grammatischen Unterrichts werden 6—8 (öst. Gymn.-Ztsch., I, 571; X, 71), 4—6 Stunden (öst. Gymn.-Ztsch. VIII, 329, XV, 726) genannt; die meisten wollen ihn gedrängt und auf das Nöthigste beschränkt. Eine Minderzahl von solchen steht gegenüber, welche intensive Behandlung der Grammatik wünschen, auf das Got. und Ahd. zurückgreifend, mit paralleler Lectüre got. und ahd. Lesestücke (öst. Gymn.-Ztsch. I, 560, Ztsch. f. d. Gymn.-Wes. IV, 39; auf ahd. und mhd. sich beschränkend (Ztsch. f. d. Gymn.-Wes. IV, 538. 1875, 39). Diese Richtung der Grammatiker *κατ' ἑξῆς* ist heute vollständig fallen gelassen, und die heutige Praxis ist im allgemeinen diese: entweder wird eine gedrängte Grammatik der Lectüre vorausgeschickt, oder sie wird gleichzeitig mit der Lectüre (systematisch, oder auch rein empirisch) gelehrt.

Ganz abweichend ist der Vorschlag Karajans: er schließt die Lectüre aus und will in den zwei obersten Classen eine Stunde wöchentlich auf mhd. Grammatik verwendet wissen (öst. Gymn.-Ztsch. I, 161 ff.). Über denselben ist nicht weiter zu discutieren: die pädagogischen Bedenken gegen ihn formuliert der Min. Erl. vom 22. II 1850 (öst. Gymn.-

Ztsch. I, 217), der die Ertheilung eines anschießlich oder auch vorzugsweise theoretischen Unterrichts in der deutschen Sprache für nicht statthaft erklärt.

Die Frage ist also diese: Kann das Gymnasium im Zeitraum eines Schuljahres bei durchschnittlich zwei bis zwei einhalb Stunden wöchentlichen Unterrichtes Kenntniss des Mhd. verschaffen?

Ich verneine diese Frage auf das entschiedenste. Selbst unter der Annahme eines fortgesetzten selbständigen grammatischen Unterrichts.

Wenn wir am Gymnasium eine fremde Sprache lehren, Lateinisch oder Griechisch, so bauen wir sie allmählich aus ihren Elementen auf; wir lehren allmählich die Formen der wichtigsten Redetheile und lassen den Schüler im praktischen Gebrauch derselben, indem wir ihm entsprechend einfache Sätze aus der fremden in die Muttersprache und umgekehrt übersetzen lassen. Ganz stufenweise, durch lange Gewöhnung verschaffen wir ihm ein Gefühl für die innere Sprachform der fremden Sprache. Später legen wir ihm einfachere classische Werke in Prosa und zuletzt poetische und schwierigere prosaische.

Dieser Stufengang ist für das Mhd. durch den Mangel classischer Prosaschriften der besten Zeit erschwert, für das Gymnasium durch die beschränkte Stundenzahl überhaupt ausgeschlossen. Die Belebung der Grammatik gegebenen todtten Sprachstoffes soll unmittelbar in der Lectüre eines classischen poetischen Werkes, der Nibelungen, geschehen. Was den Erfolg dieses Unterrichtes illusorisch macht, ist nun der Umstand, dass das mhd. Sprachgefühl die Grundlage zum Verständnis des Mhd. wird. Die Ähnlichkeiten des Mhd. mit dem Nhd. — scheinbar Erleichterungen des Studiums — verhindern am allerlängsten das Durchbrechen der Empfindung für die eigenthümliche innere Sprachform des Mhd. von ihnen zu abstrahieren, das Mhd. so zu lesen und zu empfinden, dass die Hinnengung des Nhd. beseitigt erscheint, ist das allerschwerste. Was ich meine, wird im besonderen am besten der ermessene, welcher sein Ziel für die classische Poesie des 12. und 13. Jahrhunderts ganz oder annähernd für sich selbst erreicht hat, und dann in die Prosa des 14. oder beginnenden 15. Jahrhunderts sich einzulesen versucht: er wird bemerken, wie anfänglich und durch längere Zeit sein Verstehen nur großen Theil durch ein gleichzeitiges mit dem Lesen vor sich gehendes Übersetzen in das Nhd. bewirkt wurde. Das sicherste Zeichen, dass man sich dem eigentlichen Verständnis der Sprache nähert, ist das Verschwinden jener übersetzenden Auffassung. Ich bitte nun jeden, in die Zeit seines akademischen Studiums des Mhd. sich zurückzusetzen und zu bemessen, wie lange es gedauert habe, bis er der Sprache in der bezeichneten Grade mächtig geworden. Denn auch hier bildete das Nhd. zuerst die Brücke, und wie sorgfältiges, wiederholtes Beobachten des Sprachgebrauches war nöthig, um zum wahren, zuletzt aus dem Boden des Mhd. hervordachsenden stilistischen Verständnis eines einzelnen Autors, sagen wir eines höfischen Epikers, zu gelangen; dieselbe Arbeit dann für das Volksepos, für die höfische Lyrik. Und auch nur von dem Ähnliches soll im Zeitraum eines Jahres bei geringer wöchentlich:

Endzahl mit Gymnasialschülern erreicht werden? Von jenen Lehrern, welche den Unterricht über das ganze Jahr erstrecken, für die Nibelungen für Walther, von jenen, die bloß einen Theil des Jahres benutzen, für die Nibelungen allein? Wer dies guter Treue und guten Glaubens bejahen will, bei dem überwiegt wohl das construierte Ideal eines mhd. Unterrichts über die thatsächlichen Verhältnisse und Erfahrungen.

Sehen wir näher zu. Fest steht: die Einführung in das Mhd. geht unmittelbar durch Lectüre eines classischen poetischen Werkes; zweitens: die fortwährende Angleichung des Mhd. an das Nhd. stellt sich als psychologisches Bedürfnis anfänglich ununterbrochen ein. Die notwendige Abstraction vom Nhd. wird dem Schüler durch jene Methode der Einführung — darüber dürfen wir uns nicht täuschen — keineswegs leichter gemacht; denn sie kann nur durch fortgesetztes sorgfältiges Nachdenken des Sprachgebrauches und durch feinsinnige, lebendige Anwendung des Beobachteten gewonnen werden. Der scharfsinnige Schüler wird die Beobachtung machen — wird er sorgfältig genug sein sie zu machen? Der fleißige wird die von anderen gemachten Beobachtungen nachvollziehen — wird er sie lebendig auffassen können? Scharfsinn, Feingebittheit, Beobachtungsgabe, Sorgfalt, das sind Anforderungen, die an die Durchschnittsqualität der Mittelschüler, insbesondere der Sextaner, gestellt werden dürfen. Überdies, wo es sich um Beobachtungen in einem so intimen Gebiet handelt, wie das sprachlich-stilistische ist, wird es leichter und sicherer käme er zu einem Sprachgefühl für das Mhd., wenn die Methode dieselbe aus den Elementen construirende sein könnte, wie es bei den classischen Sprachen ist. Nur sie, die nicht genug zu thun ist (wie sich nebensbei gesagt auch aus dieser Vergleichung mit der vorliegenden Mhd. ergibt), ist im Stande, dem sprachlichen Unterricht bei dem Mittelgut unserer Schüler bildende Ergebnisse abzuwickeln.

Der Adept des Mhd. sieht sich also an den Beginn dieses schwierigen Weges gesetzt. Nehmen wir an, der Lehrer habe ihm einen Grundriss der mhd. Formenlehre gedrängt vorgetragen, habe ihn auch mhd. zusammenhängend lesen lassen (wobei die Mitschüler und er selbst ziemlich an den Anklängen an urwüchsigen Dialect ergötzen), es habe die Lectüre der Nibelungen. Die ersten Lesestunden verlaufen natürlich ganz ohne ästhetisches Vergnügen, weil der sorgfältige Lehrer die grammatische Analyse verlangt: sie fällt nicht zu seiner Befriedigung aus, weil der Schüler, trotz sorgfältiger Präparation und trotz der vorausgegangenen Declinier- und Conjugirübungen das nackte Geplänkel zahlreicher Paradigmen, deren Erlernung durch die oberflächliche Ähnlichkeit mit dem Nhd. noch schwieriger wurde, sich nicht aneignen machen konnte. Die Übersetzung selbst war im ganzen nicht aus dem Groben gehauen: hier half scheinbar das Nhd. wenig. Die Zeit drängt aber: es ist nicht möglich durch längere Zeit abgehend mit der grammatischen Analyse fortzufahren: man schreitet in der Lectüre nicht genügend vorwärts, man benähme dem Schüler die Freude an dem Gegenstande. Natürlich: man muss im Fleißigen doch

er das ganze im ganzen doch leidlich verstand. Nun geht es um Verstehen des 'ganzen im ganzen' lustig vorwärts. Der Zwang Beobachtung jeder Einzelheit Rechenschaft geben zu müssen gehört: er präpariert sich so, dass er den Text Strophenweise durchliest, ihren stofflichen Sinn auf Grundlage des Nhd. nachhört, hinterdrein jene Vocabel, die ihm unverständlich blieb, nach

ganz denselben Gang nimmt sein Lernen, wenn der Grammatik nicht vorausschickt, sondern sie im 'Fortschritte' stückweise entwickelt.

Nun aber sucht sich der Lehrende auch später doch vom Verständnis der Formen zu überzeugen: dann sieht er die Kenntnis derselben Geheimgut einzelner Fleißiger geworden, anderen schlendern so mit — nicht alle aus anfänglicher Fragtätigkeit verführt von der verhängnisvollen Ähnlichkeit mit dem Nhd. entgegengearbeitet werden konnte. Man bemerkt bei Gewissen ihnen zuweilen spät im Semester noch ein Sichaufrufen; sie mögen nicht mehr zum Ausgangspunkt sich zurückfinden — sie ihn fänden, wäre nicht viel gewonnen: denn auch jene Formen Festen würden rathlos im mhd. Satzbau umher, sie nicht ängstlich an den Faden des Nhd. sich klammerten.

Dieses bleibt schließlich das Leitende.

Ich versuche den psychologischen Vorgang bei dieser Wirkung zwischen Mhd. und Nhd. zu beschreiben: Der Schüler findet unwillkürlich das Nhd. erstens zum Auffinden des Sinnes der verwandten Wörter. Das Element, das die Verknüpfung derselben ist der Gleichlaut der Wurzel. Nun ist außerdem entweder die Gleichheit oder Verschiedenheit der Flexionsform des betreffenden Wortes in Mhd. und Nhd. vorhanden. Der einzige für die Erlernung des Mhd. Vorgang wäre nun der, dass das Wort, dessen Bedeutung man zu dem nhd. Worte gleicher Wurzel errathen wurde, der Flexionsform Anschluss an eine Apperceptionsmasse gleichartiger mit

der nhd. Sprache apperzipiert werde; insbesondere dann, wenn die mhd. Flexion des Wortes der nhd. gleich ist. Diese zweimalige Einreihung der mhd. Form in nhd. Sprachvorstellungsgruppen erzeugt dann die nach dem Muster des Nhd. gestalteten Declinationen und Flexionen mhd. Wörter, die wir stündlich beim Unterrichte bemerken können. Wenn aber die Flexionsform des zu apperzipierenden Wortes eine vom Nhd. verschiedene ist, so tritt eine schwerere Gefahr ein: geschieht nämlich die Einreihung der Form in die Masse analoger mhd. nicht unmittelbar und sicher, so ist das Wort zwar der Bedeutung nach apperzipiert, aber die Vorstellung von seiner Form schwebt vereinzelt, es erzeugt sich die Vorstellung von einer Ausnahmeform, die aber nicht etwa auf mhd. Vorstellungsgruppen bezogen, sondern direct den nhd. Formen des verwandten Wortes entgegengehalten wird und so eine Störung der bisherigen sicheren Function derselben verursacht. So kann man in Schülerarbeiten den Gen. 'des Helden' finden, oder eine unstatthafte Verwendung der pronom. Form des gen. sg. masc. bei dem starken Adjectiv.

Solche Schädigungen des nhd. Sprachgefühls auf dem Gebiete der Flexionen sind übrigens seltener: einerseits weil in den weitaus zahlreichsten Fällen dieser Wechselwirkungen die mhd. Form der nhd. nachgebildet wird, andererseits weil das, was der Schüler sich wirklich vom Mhd. nachlässigst aneignen kann, gerade dem Gebiete der Wortformen angehört.

Weniger arg steht es aber in allem, was mhd. Syntax, insbesondere was mhd. Satzbau angeht, Wortfolge im einzelnen Satze sowohl als Bau der Periode. Auch der Nachsichtigste wird hier wohl nicht behaupten wollen, dass der Schüler zu einem Stilgefühl für das Mhd. gelange. Von Anfang an, gerade damals, als wenigstens bezüglich der Wortformen ein gründlicheres Verständnis angestrebt wurde, war der Schüler in der Auffassung der stofflichen Bedeutung des Satzes, der Periode ganz auf die nhd. Analogie angewiesen. Das setzte sich fest und griff später, als die Lectüre beschleunigt wurde, als auch die Auffassung der Formen als specifisch mhd. verblasste, nur immer weiter um sich. Was für eine Wortfolge ist das nun, was für ein Periodenbau, den der Schüler auf Grund des Nhd. auffasst und zu verstehen sucht! Die Wortfolge, namentlich was die Stellung des Verbums und des Adverbials im Haupt- und Nebensatz betrifft, oft eine vom Nhd. ganz verschiedene, der Satzbau, besonders im Ausdrucke der Stufen der Unterordnung, ein verschiedener: all das wird nicht als mhd. empfunden, weder als regelmäßig noch als unregelmäßig mhd.; auf Grundlage des Nhd. gedeutet, schließt es sich doch nicht an die gewohnten nhd. Regeln an. Für das Mhd. ist gar nichts gewonnen, für das Nhd. erwächst ein Schaden auf demselben Wege, den ich oben angedeutet, hier aber ohne Correctiv und auf einem Gebiete, auf dem der Schüler noch viel geringere Sicherheit besitzt als auf dem der Wortformen.

So stellt sich die Wechselwirkung zwischen Nhd. und Mhd. bei unserem Gymnasialunterricht dar; es ist keineswegs jene, die der Organisationsentwurf im Auge hatte, die wohl auch mehrere meiner Collegen zum Glaubens herzustellen wännen: dass eine sichere, feste, auf eigenem

Grund und Boden ruhende Kenntniss des Mhd. das sprachliche Verstehen der Tochtersprache steigern, das Sprachgefühl des Nhd. vertiefen; das der Abiturient, weil er eben eine gründliche Kenntniss beider gewonnen hat, ihre Verschiedenheiten fest und sicher erkenne und den gesetzmässigen Charakter derselben zu erfassen wisse. Die Wechselwirkung, die ich beobachtet habe, ist leider eine jammervolle Verneuerung des Mhd., eine grundfalsche Umdeutung der inneren Form der älteren Sprache ins Nhd., ohne jeden Nutzen für die Fähigkeit des nhd. Ausdrucks, eher eine Abschwächung und Verwirrung derselben.

Hat in der That etwa schon ein Lehrer an den schriftlichen Arbeiten seiner das Mhd. lernenden Schüler einen stilistischen Fortschritt bemerkt, der mit Sicherheit auf Rechnung jenes Studiums zu schreiben wäre? Missverständene Nachahmungen eines als verzerrtes Neuhochdeutsch empfundenen Stils, geschmackloses Archaisieren, zur Duz Stellen reckenhafter Wörter, das fand ich.

Und es gibt kein Mittel, dem Gymnasialschüler zu einem rechten Verstehen und Empfinden des Mittelhochdeutschen zu verhelfen, wozu kein Mittel gibt, in der zugemessenen Zeit das elementare Verstehen der alten Sprache so zu steigern, so zu vertiefen, dass es den verheerenden Einfluss des Nhd. überwinde, weil im Gegentheil die Anlage des ganzen Unterrichts nothwendig diesen Einfluss immer steigert. Man wende sich ein, dass etwa eine Steigerung der Intensität des Unterrichts, eine Vermehrung der Stundenzahl wesentlichen Nutzen brächte. Was das erstere betrifft, so habe ich im vorhergehenden immer einen Lehrer im Auge gehabt, der seine Aufgabe ernsthaft auffasst und selbst das Mhd. im rechten Sinne beherrscht. Was das letztere betrifft, so müsste die Vermehrung der Stundenzahl eine ganz unverhältnismässige sein; denn man vergesse ja niemals, dass man zur Erlernung des Mhd. nach der bestehenden Methode, d. h. durch Lectüre eines classischen Werkes, mit Gymnasialschülern die doppelte und dreifache Zeit brauchen würde, die der mit viel umfassenderen Hilfsmitteln, mit exacter Methode, kurz mit rein wissenschaftlicher Weise arbeitende akademische Unterricht bedarf. Die Methode selbst wieder kann nicht geändert werden: die bestehende Art ist in dem eigenthümlichen Charakter der mhd. Literatur wohl begründet, die construirende — nach dem Muster des grammatischen Unterrichts in den classischen Sprachen — ist schon durch den Mangel einer systematischen wissenschaftlichen Darstellung der mhd. Syntax ausgeschlossen.

Zu diesen inneren Schwierigkeiten der Erlernung des Mhd. tritt schließlich, nochmals verzögernd, nochmals zeitraubend, nochmals ohne rechte Aussicht auf Bewältigung, die äußerlichen: phonetisch, prosodisch und metrisch richtige Aussprache. Das rein phonetische Element wird bis zu einem gewissen Grade verhältnissmässig am leichtesten bewältigt, obwohl auch hier noch am Schlusse des Unterrichts störende Wiederholungen und häufige Correcturen eintreten müssen. Alle Bemühungen aber um consequente, prosodisch richtige Aussprache bleiben ohne befriedigenden Erfolg: der Schüler, der gerade in diesen äußerlichen Dingen

der sinnlichen Faßbarkeit wegen und anfanglich aus einer gewissen Freude am sonderbaren Neuen, dem leitenden Zuge am willigsten folgt, wird später durch den in der Auffassung der inneren Sprachform immer stärker werdenden Einfluss des Nhd. fortgerissen und ergibt sich zuletzt auch hierin dem verwandten nhd. Klange. Gegen den Einfluss dieser unbewussten Factoren kann der Lehrer dann nicht mehr aufkommen; er findet gar kein entgegenkommendes Verständnis mehr, wenn er immer und immer wieder die Aussprache — die dem Schüler das Elementarste dünkt — tadelt. Wie es nun mit dem metrischen Lesen solcher prosodischer Beschaffenheit des Sprechens bestellt ist, mag man ermesnen. Die Modulation der Haupt- und Nebentöne, die im Mhd. noch enge mit der Quantität zusammenhängt, kann nur von dem erzeugt werden, der prosodisch richtig spricht. Es mag nun sein, dass sorgfältige Schüler aus den prosodischen und metrischen Regeln, die sie gelernt haben, sich über die Silben, welche im Verse den Accent tragen, klar werden; aber dieses Kenntniss bleibt eine mechanische, zur feinen und tiefen Empfindung des Tonfalles im Verse, zum Gefühle für die Rhythmik des Verses werden sie doch nicht gelangen, weil sie die mhd. Quantität der Silben nicht beachten. So wird von ihnen auch der mhd. Vers als sonderbar und schlecht gebauter neuhochdeutscher empfunden werden: und hier greift die äußere Sprachform in die innere über. Denn wenn man in ihrem sinnlichen Klange richtig empfundene metrische Form ein wesentliches Element in dem künstlerischen Gesamteindrucke eines deutschen Werkes ist, so kann der schlecht, ja hässlich gesprochene Vers den Gefallen an der Form aufheben. So beeinträchtigt einerseits das Mhd. auch von diesem Angriffspunkte aus die esoterische Auffassung des Dtl., andererseits erfährt die durch den deutschen Unterricht der älteren Jahre einigermaßen gebildete Fähigkeit zur Auffassung nhd. poetischer Formen eine bedauerliche Abschwächung.

II.

Zu welchem Zwecke bemühen wir uns am Gymnasium mit dem Sprachunterricht?

Ist die Sprache eine fremde — und das Mhd. muss bei der Erlernung dem Nhd. gegenüber als eine fremde angesehen werden — so soll der Schüler zunächst durch die Aneignung einer neuen inneren Sprachform der in eminentem Grade bildenden Wirkungen theilhaftig werden, die in solcher Process in seinem Denken und Empfinden hervorruft. Kommt der Schüler — in diesem Falle ein Opfer — jemals zur Aneignung der inneren Sprachform des Mhd., wenn er die Sprache nicht aus ihr selbst, sondern durch ein Verneuen in das Neuhochdeutsche ununterbrochen auffasst?

Wir wollen ferner, dass der Schüler die Sprache in ihrer lebendigen Form als künstlerisch gestaltetes Mittel des Gedankenausdruckes kennen lerne. Wir lesen daher mit ihm sprachliche Kunstwerke, poetische und prosaische. An ihnen soll seine Stilempfindung erzogen und geübt werden. Der Zweck des Unterrichts ist hier ein rein formaler,

und wir halten gerade ihn vor allem anderen hoch, weil uns kein andrer in dem Grade als wahrhaft bildend gilt wie dieser. Darum halten wir ihn für das Wahrzeichen des Gymnasiums, darum vertheidigen wir ihn gegen alle äußeren Angriffe. Und vor dem schreiendsten Widerspruch gegen diesen Zweck, dem Mhd. am Gymnasium, wollen wir die Ausschlüsse? Wir bestreben uns doch sonst mit aller Sorgfalt, einen Schüler bei der Lectüre classischer antiker und deutscher Kunstwerke zur Beobachtung und Empfindung der Form anzuleiten. Es genügt es nicht, dass sie stofflich den Gedanken auffassen, sie sollen beobachten, wie dieser Gedanke ausgedrückt ist, sollen empfinden, welche Schönheit Kraft oder welche besondere rhetorische Färbung ihm aus der speciellen Art seines Ausdruckes erwächst. Diesem eigentlichen Zweck der Lectüre treten wir erst dann näher, wenn die Schüler sicheres Verstandes der Sprache, vielleicht sogar eine begrenzte Gewandtheit in ihrer Handhabung erworben haben. Im Mhd. aber haben sie kaum gelernt, dass man *er vuor du vüere* conjugiert, *kraft krefte* decliniert, und schon wird gelehrt, der Sinn des Gelesenen wird natürlich nach Analogie des Nhd. verstanden, zu dem aber, um dessen willen wir sonst lesen lassen, zur Empfindung der Form, gelangen sie niemals. Es bleibt bei einem rudimentären Anenehmen des Stoffes; seine alte sprachliche und poetische Form erscheint zuletzt als etwas recht Überflüssiges, weil sie doch im Grunde nichts anderes als ein archaisches Nhd. sei.

Der Schüler hascht immer mehr nur nach der nothdürftigen Erfassung des Stoffes, und wird dadurch zu einem Lesen gezwungen, das nicht nur oberflächlich sondern geradezu barbarisch genannt werden kann, weil er die Form nicht etwa übersieht, sondern durch sie fortwährend gestört wird. Sorgfältige Lehrer suchen dem Schaden, welchen das Mhd. hier stiftet, dadurch entgegenzuwirken, dass sie die Übersetzung einerseits genau, andererseits möglichst im Geiste des Nhd. gestalten. Sie wollen damit erreichen, dass der Schüler zum Bewusstsein der großen stilistischen Verschiedenheit zwischen Mhd. und Nhd. gelange und so auf dem Wege des Gegensatzes zur Erfassung des Mhd. aus seiner eigenen Sprachform heraus fortschreite. Diese streng nhd. Übersetzung diese sorgfältige Ausschließung aller archaischen Anklänge ist gerade bei der herrschenden Methode der Erlernung des Mhd. als ein unerlässliches, wesentliches Mittel erkannt worden und wird auch bei dem akademischen Unterrichte im Mhd. sorgfältig geübt. Die Anzeichen für den Erfolg des Mittels sind diese, dass der Lernende mit dem Fortschreiten des Studiums die stilistische Verschiedenheit zwischen dem Original und seiner Übersetzung immer lebendiger empfindet und immer besser in der Übersetzung den Sinn der Vorlage und den Stil des Nhd. selbst trifft. An dem Gymnasium zeigt sich so ziemlich das Gegentheil: Natürlich war auch hier im Anfange die stilgerechte Übersetzung vollständig ein Werk des Lehrers, bei der unwillkürlich schärferen Aufmerksamkeit, welche die neue fremdartige Sprache im Schüler zuerst erregte, fiel auch der Gegensatz zwischen Original und Übersetzung scharfer ins Auge. Nun machen wir aber alle am Gymnasium die Erfahrung, wie schwer

Es möhsam wir die Schüler bei dem stilgerechten Übersetzen festhalten, wie eigentlich gar nicht eine Ahnung von der außerordentlichen Wichtigkeit, welche eine genaue im Geiste der Muttersprache gerathene Übersetzung für das stilistische Verständnis der Vorlage besitzt, in ihnen aufklingt. Selbst Schüler, welche sonst gewandt und auch correct in der Muttersprache sich ausdrücken, stümpfern hier und verrenken den deutschen Satzbau auf dem Gerüste des fremden. Die Schwierigkeit liegt in der Nothwendigkeit eines rascheren Überganges aus der einen inneren Sprachform in die andere. Bei den antiken Sprachen nähern wir uns hinter dem Ziele, weil ihre große Verschiedenheit von der deutschen im Bewusstsein des Gegensatzes immer wach erhält. Bei der mhd. wächst aus ihrer großen Ähnlichkeit mit der nhd. ein neues psychologisches Hemmnis, und der früher beleuchtete Assimilationsprocess, dem sich der Schüler von anfang an willig hingibt, steigert es fortwährend. Der Lehrer macht die Erfahrung, dass die Empfindung für den stilistischen Gegensatz zwischen Übersetzung und Original immer schwächer, dass der Werth der Übersetzung vom Schüler immer schwieriger eingehalten wird, dass die Feststellung derselben nach wie vor im gleichen Umfange seine Aufgabe bleibt. Insbesondere beobachtet er, dass bei manchen die Version zwar fließender, dafür aber ungenauer wird. Nirgends aber ein Anzeichen, dass eine Empfindung für mhd. Stil aufwache. Man vergegenwärtige sich bei solchen Verhältnissen, was für ein verzweifoltes, ruinierendes Unterfangen es ist, den Schülern z. B. den Parival zum Gegenstande der Privatlectüre zu machen.

Während der Unterricht in den classischen Sprachen bei diesem Mangel der Belebung und Gestaltung des Stilgefühles, stehen bleibt, da der deutsche in der glücklichen Lage auf die Bethätigung, Verwirklichung desselben im lebendigen Gebrauche der Muttersprache hinzuwirken. Als letztes Ziel des gesammten deutschen Unterrichts am Gymnasium muss angesehen werden: möglichste Steigerung und Bildung der Ausdrucksfähigkeit in der Muttersprache. Grammatik, Lectüre der Dichter usw. ist nur Mittel dazu; was an Stoffen mitgetheilt wird, die nationalen Elemente des Unterrichts sind nur Mittel dazu. Der correcte Ausdruck jenes Zieles ist: Belebung und Vertiefung des mhd. Sprachgefühles. Das Stilgefühl ist eine Seite desselben.

Wie dient ihm der mhd. Unterricht? Ein Vertheidiger desselben hat in jüngerer Zeit nenerdings hervorgehoben, dass er das Sprachgefühl reiner (Ztsch. f. d. Gymnw. 1875, S. 19). Er könnte es; für denjenigen, der mhd. versteht, bedarf es da keiner Auseinandersetzung. Aber das muss gesagt werden, dass der mhd. Unterricht am Gymnasium es nur zu verwirren und zu verwirren geeignet ist. Ich habe mich oben zu zeigen gesucht, wie das fortwährende Angleichen des Mhd. an das Nhd. die Sprachvorstellungen des letzteren stört, und zwar vorwiegend auf dem Gebiete der syntactisch zusammenhängenden Rede. Was der Lehrer erreichen kann, ist etwa das bessere, d. h. historische Verständnis einzelner mhd. Formen, wie schön und schon, durchlaucht und erleuchtet usw. Aber sie schweben vereinzelt und zusammenhangslos in jenem Meere

unklarer Sprachvorstellungen, welche als Mhd. verstandenes Mhd. ist. Es ist wenig mehr als ein todtcs Wissen, weil die mhd. Formen im Gymnasialschüler niemals Bestandtheile einer lebendigen inneren Sprachform werden. Genau dasselbe wird erreicht, wie wenn der Lehrer schön und schön durch das bloß grammatische Heranziehen der Wörter erläutert. Mit dem Einwerfen solcher Dinge kann also nicht eine unbegründete Einwendung von Einzelheiten, durch die etwa meine Benutzung eingeschränkt würde, gemacht werden; solche Kenntnisse zu benutzen brauchen wir nicht Lectüre mhd. Texte. Dass wir aber lesen, und was wir lesen, ist nicht zur Vertiefung des mhd. Sprachgefühls angethan. Ist die ästhetische Seite desselben, das Stilgefühl, nicht gefördert werden kann, wenn nicht ein Stilgefühl für das Mhd. selbst entsteht, das zu brach liegen, vielmehr geschädigt werden muss, wenn das Mhd. abgezerrtes oder etwa der naiven Kindersprache ähnliches Mhd. empfunden wird, ergibt sich aus allem früher Gesagten von selbst.

Das arme Mittelhochdeutsch! Was ihm nicht alles aufgebürdet wird! Aber von dem, was zuerst das Unbehagen an diesem Unterrichtszweige in mir erweckte, was später zur Pein mir wurde und alle Freude des Lehrens erstickte, davon habe ich noch nicht gesprochen. Mittheilungen, großen Hoffnungen und freudiger Energie übernahm ich zum erstenmale eine begabte, stofflichen Anregungen an eine offene Classe. Das historische Element der selbstständig vorgetragenen Grammatik erweckte Interesse, ebenso der Stoff der Lectüre. Der zu jedesmal rasch aufgefasset. Zugleich bemerkte ich aber, in dem Maße, wie wir vorschritten, eine immer zunehmende, nicht durch wiederholte Festhalten der Schüler an einzelnen, nicht durch sorgfältigen Compariren des Gleichartigen zu beseitigende Unzulänglichkeit der formalen Auffassung. Sie kamen von der oberflächlichen Analogie des Mhd. zu los. Ich hatte die Empfindung, dass die Schüler in einem barbarischen Lesen begriffen seien, die Schüler empfanden an meinem Unbehagen meine Unzufriedenheit, dass in einem bestimmten Theile ihrer Lectüre eine Unvollkommenheit bestehe, über die sie nicht hinaus konnten, die ich ihnen selber daher nicht zu streng anrechnen dürfe. Damit war wir in ein unwahres Verhältniss zu unserem Gegenstande gerathen, dann war der sicheren Abschätzung zwischen Leistung und Verdienst, der sicheren Beurtheilung der Forderungen, die der gewissenhafte Schüler an sich selbst stellen müsste, der entscheidende Schlag versetzt. Die frische, freudige in Angriff Nehmen der Schwierigkeiten, die ermutigende Hoffnung auf Überwindung derselben war vorbei — damit der reinsten, in der Sache selbst liegende Impuls. Ich selbst musste in dieser Stimmung bleiben, konnte die Schüler nicht durch geheuchelte Zudendheit erfreuen, weil sonst ein heillosen, lügenhafter Betrieb des Unterrichts wie des Studiums eingerissen wäre.

Der Classe, die ich zunächst dann übernahm, fehlte jeder Schwung, jede Leichtigkeit der Auffassung; aber es waren viele, sehr Ausdauernde unter ihnen. Ernüchtert, aber noch nicht ohne Hoffnung, begann ich langsam mit ihnen zu arbeiten. Es war eine 'Arbeit' im alten Sinne des

Diesen Schülern blieb das Mhd. in der That fremdartig — das Jahr hindurch. Sie präparierten und construierten im ganzen Tag und konnten schließlich das Nhd. ebensowenig entbehren als im Laufe. Sie verließen sich nicht von vorneherein auf dasselbe, aber sie konnten es zuletzt nicht entbehren. Sie merkten die stilistischen Einzelheiten an, aber es blieb loses Stückwerk, nicht einmal ein Gerippe wurde erreicht. Ich gewann die Überzeugung: im Laufe von mehreren Jahren konnte man mit diesen langsam Gewissenhaften zum Verständnis des Mhd. vordringen, überzeugte mich aber auch, dass mittelmäßig begabte Schüler in einem Jahre überhaupt nicht zum formalen Verständnis irgend einer Sprache gebracht werden können — und sei diese Sprache auch das veraltete Mhd.

Ich merke an, dass beidemals die Classen mäßig besetzt waren: erst viel über zwanzig Schüler im ersten, nicht ganz zwanzig im zweiten. Bei meinem dritten Versuche fand ich eine noch geringere Zahl, im Durchschnitt nicht begabter als jene zweite Classe, überdies weniger sorgfältig. Das Resultat im Mhd. war wieder schlecht. Kein Unterricht konnte peinlicher sein, und ich hege den sehnlichen Wunsch, meine weiteren Erfahrungen auf diesem Gebiete im Gymnasium mehr zu müssen.

Das sind Erfahrungen eines Einzelnen! wird man sagen. Gut, aber solche und ähnlichen Erlebnissen nicht Unzugängliche werden nicht das weitere meine Gewissenhaftigkeit bestreiten wollen, manche von denen, welchen dieersprießlichkeit des mhd. Unterrichts ein Glaubenssatz ist, werden mir die Schuld an dem Misserfolg beimessen. Darum lasse ich aber mein Urtheil nicht früher laut werden lassen, ehe ich mich aus den sachlichen Gründen, die ich oben darlegte, die Überzeugung gewonnen hatte, dass nicht an mir, nicht an den Schülern, sondern an den thatsächlichen, überall gleichbleibenden Verhältnissen die Sache selbst die Schuld liegt. Mich bestärkt darin die erfahrungsgemäße Schwierigkeit, welche das Mhd. selbst bei dem mit ungleich reichem Apparate ausgerüsteten akademischen Unterricht bietet.

Und an dem hoffnungslosen Gegenstande experimentiert das Gymnasium. Die Anfangs- und Endpunkte sind diese: Selbsttäuschung, die Möglichkeit das Ziel zu erreichen und vollständige Hoffnungslosigkeit. Im ersten Falle werden die formalen Bildungsziele des Gymnasiums schwer geschädigt, der Oberflächlichkeit ist die Pforte geöffnet, ein Scheinwissen wird erzeugt. Der zweite antinuthigt Lehrer und Schüler, Abspannung und hoffnungslose mechanische Thätigkeit ist das Resultat, das schlechteste Resultat. Wer sich in der Mitte dieser Entwicklung befindet, ist in einem fortwährenden unruhigen Schwanken, zwischen leichtem und strengem wechseln, mit der sicheren Ruhe des Unterrichtes vorbei. In allen Fällen wird der sittliche Charakter des Gymnasiums verletzt. Die Autorität eines Lehrers ruht erstens in seinem Charakter, zweitens in seinem Unterrichtsgegenstande. Er ist eng mit ihm verbunden und darf sich am allerwenigsten in irgend einen Gegensatz zu ihm stellen. Er setzt seine Person für ihn ein, in der Voraussetzung,

dass der Gegenstand dieser Hingebung vollauf wert sei. Um des standes willen verlangt er die autoritative Geltung seiner Person. Ernst des Gegenstandes ist die Grundlage für seine Forderung der Disciplin. Die ernsthafte, ungehenkelte, willige Hingebung des an den Gegenstand erzeugt auch im Schüler die sittliche Unterwerfung unter den Gegenstand, dessen Vermittler der Lehrer ist. Das sittliche Verhältnis des Lehrers zu seiner Disciplin ist die Basis für das des Schülers. Nun ermessen man die Lage jenes Lehrers, der der Aussichtslosigkeit des Mhd. am Gymnasium überzeugt ist: gibt er sich dem Gegenstande wirklich hin — das nennt man die verzweifelte Hingebung? — oder er sucht peinlichst den Schein zu wahren — das nennt man doch Heucheln? Und das Scheinwissen im Stadium der Selbsttäuschung sich erzeugt, dient dies den sittlichen Zielen des Gymnasiums?

Es erscheint dringend wünschenswert, der Zwitterexistenz des Mhd. an unserem Gymnasium ein Ende zu machen. Erwählt der Unterricht die classische Philologie zum Fachstudium, so kann die Intensität auf seiner Kenntnis der alten Sprachen weiterbauen; der angehende Germanist aber muss das Mhd. von neuem lernen, ja er muss die dilettierende Art, mhd. Texte zu lesen, an die ihn das Gymnasium so sehr gewöhnt hatte, je extensiver er damals die Lectüre betrieb, verlernen, muss von der verführenden Ähnlichkeit des Mhd., mit der sich vorher übel behalf, absehen, wenn er in den Geist und die Form der alten Sprache eindringen will: der Studierende macht diese Erfahrung an sich selbst, noch deutlicher macht sie der Lehrende an ihm. Der mhd. Unterricht am Gymnasium erreicht seinen Zweck nicht und lässt ihn unter den thatsächlichen Verhältnissen nicht erleben, er isoliert seiner Art vereinzelt unter den übrigen methodisch bearbeiteten Gegenständen, er schädigt sie, er schädigt insbesondere das Deutsche, er erzeugt ein Scheinwissen und übt damit ein ganzes oder halbes Jahr lang in der Ausbeutung desselben, er bedroht den sittlichen Charakter des Gymnasiums schwere Gefahren.

III.

Worauf verzichten wir denn also, wenn wir das Studium des Mhd. aufgeben?

Die Vortheile, die man ihm zugeschrieben hat, sollten nicht aufgegeben werden. Ich erfahre hoffentlich nicht Widerspruch, wenn ich die ersteren, die wirklich das geistige Eigenthum des Schülers übergelien, nicht im Gedächtnis sondern in lebendiger Ausübung haften, als im eigentlichen Sinne bildenden voranstelle und bevorzuge. Man kann als solche: Vertiefung des mhd. Sprachgefühls (vermittelt durch das historische Verständniss des Mhd.) und alle jene formalen Bildungsgüter, welche bei der Lectüre eines poetischen Kunstwerkes vermittelt werden und insgesamt auf Weckung und Förderung des Stilgefühls abzielen. Beobachtung und Empfindung des betreffenden poetischen Stils.

ange-ten Sinne und Auffassung der Composition des ganzen wie seiner Theile, sind hier gemeint.

Dass unser mhd. Unterricht das mhd. Sprachgefühl nicht lebendig fördert, dass die mhd. Lectüre zur stilgemäßen Aneignung der Form niemals durchdringt, vielmehr eine barbarische Stoffüberlieferung heißen muss, habe ich in den vorhergehenden Abschnitten zu zeigen versucht. Sollte ich recht damit, damit, dass der Schüler zur Aneignung der mhd. inneren Sprachform nicht gelangt, so ist hiedurch schon alle Discussion über die Wirkung der formalen Bildungselemente, die auf jener Begründung beruhen, unnötig geworden. Ist da etwas, auf das überhaupt erst zu verzichten wäre?

So erübrigt denn die Auffassung der Composition. Diese kann erreicht werden, weil die Auffassung des Stoffes dazu genügt, weil es dafür im Grunde gleichgültig ist, auf welche Art die Schüler zum Verständnis des Stoffs gelangen, und wenn wir die Lectüre beseitigen, verzichten wir in der That auf die. Aber kann dagegen ein ernstes Bedenken erhoben werden, dass so vieles gegen die Voraussetzung, die mhd. Lecture, spricht; wollen wir hartnäckig auf der Lectüre der Nibelungen bestehen, wenn vom gewöhnlichen Standpunkte dasselbe formale Bildungselement durch Erörterung der Auffassung der Composition eines anderen, mhd. Kunstwerkes erreicht werden kann, dessen Lectüre in allseitig bildendem Sinne zu pflegen möglich ist. Und was den Nibelungen im Gegensatze zu allen mhd. Epen eigenthümlich ist, ihr Charakter als Volksepos, die Spuren ihrer Entstehung aus einzelnen Liedern, kann das nicht und wird das nicht erläutern? Schwieriger dünkt der Verzicht auf Vortheile, die sich aus dem Compositionselement zu ergeben scheinen, das Heinzel (in der Beschreibung der an. Saga) 'Auswahl aus dem Leben' genannt hat: er weise den Reichtum an Handlung und die daraus sich ergebende Art indirect die entsprechenden Empfindungen entstehen zu lassen. Der gewaltvolle Mitarbeiter am Organisationsentwurf, Mozart, sagt hierüber (Mon. f. d. österr. Gymn. 1861, S. 15): 'Darstellungen von Thaten und Handlungen . . . , welche dem Zwecke und dem Bedürfnisse, um die zuletzt es sich handelt, entsprechen, finden sich (in der mhd. Lit.) nur in geringer Anzahl; während gerade diese es sind, welche für Schüler am besten sich eignen. Um so mehr haben wir Ursache . . . dem Nibelungenliede die Aufmerksamkeit zu schenken, die es in seinen bedeutendsten Partien verdient'; und (S. 109): 'In den Nibelungen wird die Intensität und Gewalt der Empfindung nicht wenig durch die Sparsamkeit erhöht, womit sie angewendet, und durch die lakonische Kürze, in welcher sie ausgedrückt wird'. Trifft nun sein Schluss zu: 'Dies sind gewiss Vorzüge, um derentwillen allein schon das Studium der mhd. deutschen und der antiken Literatur für unsere Gymnasien immer ein unabwiesliches Bedürfnis bleiben wird'? So urtheilte er damals, als die allgemeine Erscheinung des Mhd. im Kreise des Gymnasiums alle Kapellen an sich zog. Thäte er es auch heute noch, da der mhd. Unterricht ewig ein Kind bleiben zu wollen scheint, obendrein ein Kind der werthvollsten Anlagen? Gerade die edle Absicht, die er in ihn legt,

schließt auch den Schein eines schlechten Mittels aus. Und die mhd. Lectüre am Gymnasium ist ein solches. Ferner: Gerade diese Wirkung des Stoffes, die er darlegt und sich verspricht, ist eng mit formalen Elementen verbunden. Der Reichthum, die Fülle der Handlung soll nicht bloß stofflich aufgefasst werden: dann würde sie bloß 'interessant'. Sie soll im bildenden Sinne 'gefallen', soll im Zusammenhange des Gedichtes als formales Darstellungsmittel empfunden werden. Und in der Forderung, dass die Art, wie indirect durch die Handlungen die Empfindung erregt wird, wirksam erkannt werde, liegen die Ansprüche an die formale Auffassungsfähigkeit selbst ausgedrückt. Aber mit allen diesen formalen Ansprüchen, die naturgemäß an die Lectüre gestellt werden müssen, ist es — ich wiederhole mehrmals Betontes — übel bestellt. Die Aufhebung der Lecture erzeugt hier nirgends das Bedürfnis nach einem Ersatz, weil damit nicht nur nirgends eine formale Forderung gehemmt, aufgehoben, sondern nur der formalen Verbildung, die eine schlechtere behandelte oder missverstandene Form ungemein nahe legt, wirksam gesteuert wird.

Die Bedeutung aller im engeren Sinne stofflichen Anregungen der mhd. Lectüre liegt in ihrem nationalen Werte. Und einzig diesem möchte ich conservativ bleiben, möchte trotz Aufhebung der Lectüre auf diese Anregungen nicht verzichten.

Das stoffliche Element des mhd. Unterrichts erfreute sich von Anfang an besonderer Bevorzugung und trat allmählich gänzlich in den Vordergrund: es lag dies im Unterricht selbst begründet, weil die stoffliche Unzulänglichkeit aller seiner formalen Theile sich doch fühlbar machte und zum Stoffe hinüberdrängte. Man behielt jene aber dem Namen nach bei, weil vom Beginne an aus richtigen theoretischen Erwägungen die Forderung gestellt wurde: Kenntnis unserer alten nationalen Poesie ist von hohem Werte, aber sie darf nur durch Lectüre der Originale gewonnen werden, weil sie nur in ihrem alten Gewande unverfälscht aufgefasst werden kann. Die Begründung des Positivismus ging von der Voraussetzung aus, dass die alte Form in der That zugänglich sei, sie fordert aber auch zu der Entgegensetzung auf: wenn die volle Würdigung des alten Stoffes erst durch seine unlösliche Verbindung mit der alten Form geschehen kann, so wird die Empfindung für ihn leiden, wenn die künstlerische Gestalt, in der er uns entgegentritt, vom falschen Gesichtspunkt betrachtet wird. Das geschieht durch die Formlosigkeit unserer mhd. Lectüre. Wenn wir auf diese verzichten, so verzichten wir keineswegs auf jene nationalen Anregungen, wir verzichten nur auf den falschen Weg, der uns nicht zum Ziele führt. In dem schönen Ziele hin, das Ihr uns steckt, führt ein anderer, zu lang und zu beschwerlich, als dass wir unsere Schüler auf ihm führen könnten. Was wir vermögen, das ist, dass wir uns dem Ziele bis zu einem gewissen Punkte nähern, und diesen wollen wir auf einem anderen Wege auch wirklich erreichen.

Verständigen wir uns aber über den Charakter der nationalen Elemente, die der deutsche Unterricht bewahren soll. Es gehen das

und fremde formale Elemente in den nationalen Besitz über: im 8., insbesondere im 9. Jahrhundert der Reim, im 12. die poetischen romanischen Formen, im 18. die antiken. Sofern die unmittelbare Bekanntheit mit diesen Formen nur durch das Mittel alter Sprachzustände gewonnen werden kann, ist sie doch ausgeschlossen? Oder sollen wir über die Ausichtslosigkeit ein Formgefühl für die alte Sprache zu erzeugen, noch immer verhandeln? Wir scheiden also den 'Minnesang' und die ausschließlich höflichen Epen aus, so bedeutsam sie für die Geschichte unserer nationalen Poesie geworden sind. Seit langem sind wir gewohnt, dasselbe mit der Allitterationspoesie zu thun, die doch von uns selbst geschaffener formaler Nationalbesitz war. Wir beschränken uns also auf die nationalen Stoffe und fassen hier insbesondere die unserer mittelalterlichen Blüthezeit ins Auge, welche ja nach Beendigung der Lectüre gerettet werden sollen. In erster Linie stehen hier sämtliche Reste unserer altheimischen Mythe und Sage, wie sie in den mhd. volksthümlichen Epen enthalten sind.

Die Mittheilung dieser Stoffe soll aber nicht durch Lectüre von Übersetzungen geschehen. Denn wir halten an dem Grundsatz fest, dass im Sprachenunterricht keine Lectüre, insbesondere keine poetische, betrieben werden dürfe, die nicht eminent auf Förderung des Stilgefühls berechnet ist, an dem Grundsatz, dass Inhalt und Form ein organisch zusammenhängendes, untrennbares Ganze sein müsse, dass die Lectüre das Bewusstsein, dieser Inhalt sei in dieser Form am vollkommensten ausgedrückt, zu immer größerer Klarheit steigere. Ich wage es nicht, eine der vorhandenen Übersetzungen als diesen Ansprüchen genügend zu bezeichnen. Jedes Experiment in dieser Hinsicht wäre schädlich; denn selbst der Lehrer sich mit voller Intensivität dem formalen Theile der Lectüre zuwenden, so ist vor allem das Vertrauen zur formalen Classicität der Vorleser, die Überzeugung, dass Form und Inhalt sich vollkommen decken, notwendig. Es wäre auch unstatthaft einem Theile des Unterrichts der sich vorwiegend Mittheilung und Durchdringung von Stoffen zum Ziele setzt, die unverhältnismäßig ausgedehnte Zeit zu widmen, welche die Lectüre einer Übersetzung erforderte. Aus den gleichen Gründen sind ausführliche prosaische Bearbeitungen ausgeschlossen.

Man erwäge ferner, welche Entwicklungsstufe des Schülers das Erreichen der besonderen Zwecke dieses stofflichen Unterrichts am meisten entspricht, in welchem Jahrgange einerseits noch die frische Lust, mit neuen Stoffen in Sagenstoffe zu versenken, andererseits bereits die geistige Reife, unter entsprechender Anleitung solche Stoffe verständig zu durchdringen, sich finden mag; wann endlich die Aufgabe der speciell zum Nachdenken bildenden Lectüre am wenigsten beschränkt oder gehemmt wird.

All dies überlegt, möchte ich die (im ersten Bde. d. Ges. Schriften die Mythe u. Sage enthaltenen) Uhlandschen Auszüge aus den mhd. Epen als Gegenstand der Lectüre, und als die Zeit derselben die erste Classe empfehlen. Jene sorgfältig ausgeführten Skizzen Uhlands vermitteln den Inhalt im geeignetsten Tone und sind auch an und für sich — was zu betonen ist — der formalen Aufmerksamkeit wert. Und

gerade in der fünften Classe ergänzen sie erwünscht, was sonst der concreten Beleges entbehrt: die Belehrung über Volksepos, Mythe und Sage. Die Lectüre muss sich jedesmal ununterbrochen über eine Reihe stofflich zusammengehöriger Auszüge erstrecken: zuerst über die Nibelungen, dann folgen die Gudrun, dann sämtliche Dietrich-sagen, dann Rother, Ortnit und Woldietrich, zuletzt die cyklischen Versuche des großen Rosengartens und des Biterolf; die stilistische Lectüre darf aber während dieser Zeit natürlich nicht außeracht gelassen werden. Nach Vollendung eines jeden der früher genannten Abschnitte sind abh. Proben nach der in der fünften Classe üblichen Methode zu lesen.

Die skizzierende Art Uhlands regt die Phantasie an: diese bei währende Thätigkeit der Phantasie zu unterhalten, und sachgemäß zu lenken, kommt dem Lehrer zu. So werden die Schüler selbst auch ein Bild des heroischen Lebens entwickelt zu haben glauben. Der Lehrer verlange nicht so sehr die consequente Entwicklung eines Charakters aus seinen Handlungen, als die Feststellung der Charakteristiken bei lasse die einzelnen, entweder 'malerischen' oder für den Fortgang der Handlung wichtigen Situationen, die das Epos besonders prägnant herausarbeitet, anmerken. Wenn die einzelne Gruppe für sich durchgearbeitet ist, greife er vergleichend auf die vorhergehenden zurück und wende besonders auf die beliebten, wiederkehrenden Motive. Der Stoff ist selbst in diesen Skizzen so fruchtbar, dass an Gefahr der Eintönigkeit nicht zu denken ist.

Wenn ich nicht sehr irre, so wird auf diesem Wege eine reiche Sagenkenntnis gewonnen werden, als auf dem jetzt beliebten; und die Möglichkeit seiner praktischen Durchführung wird um so weniger bezweifelt werden, als die Erhöhung der deutschen Unterrichtsstunden in der fünften Classe auf die normale Dreizahl doch wohl nicht lange mehr ausstehen wird.

Die 'Lücke', welche durch Besoitigung des Mhd. in der sechsten Classe entsteht, ist um so leichter auszufüllen, als durch die geübte Praxis die wirklich stilistisch bildende Lectüre ungebührlich stark gedrängt und das Bedürfnis nach einem bereits in dieser Classe intensiv zu betreibenden Studium nhd. classischer Denkmäler immer fühlbarer geworden ist. Der Hauptgegenstand im ersten Semester sind Werke Klopstocks, im zweiten Lessings (mit Ausnahme des Laokoon). Ich begnüge mich mit dieser Andeutung in der Überzeugung, dass — die Aufsätze und die literarhistorischen Erläuterungen inbegriffen — der Unterrichtsgegenstand die Unterrichtszeit völlig ausfüllen wird, um so mehr, da es wohl kaum eine Anstalt geben wird, die sich nicht genöthigt sähe, einen beträchtlichen Theil des dem mhd. Scheinunterricht gewidmeten Jahres den anderen Theilen des deutschen Gegenstandes zu widmen, und wohl sehr zahlreiche Lehrer dabei die Meinung gewonnen haben, dass auch das ganze Jahr, uneingeschränkt den Aufsätzen in der nhd. Lectüre gewidmet, kaum leere Stunden übrig lassen dürfte.

Wien.

Josef Seemüller.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

(Stiftungen.) Die Erben nach der am 1. Mai 1878 zu Wien verstorbenen Frau Agnes Fürth haben ein Capital von 1000 fl. zur Gründung einer Stipendienstiftung unter dem Namen 'Agnes Fürth'sche Studentenstiftung' gewidmet, welche für israelitische Schüler der Mittel- und Hochschulen zunächst aus der Nachkommenschaft der genannten Frau, eventuell für dergleichen Schüler, welche durch Geburt der Stadt Schüttenhofen, dem Bezirk Schüttenhofen und dem Lande Böhmen angehören, bestimmt ist. Die Stiftung ist mit dem Genehmigungstage des Stiftbriefes ins Leben getreten. (Stiftbrief v. 10. April 1884. — Min.-Act Z. 7607). — Die im J. 1882 in Neuhydzow verstorbene Frau Barbara Schwarz hat letztwillig ein Capital von 1000 fl. zur Gründung einer Stipendienstiftung gewidmet, zu deren Genusse ein angehender Studierender kath. Religion aus der Zbor-Vel-zie-Hrobyčaner Volksschule mit Bevorzugung der Verwandten der Stifterin berufen ist. Die Stiftung ist mit einem Capitale von 1030 fl. activiert worden. (Stiftbrief v. 26. Nov. 1883. — Min.-Act Z. 3975). — Die im J. 1882 verstorbene Frau Apollonia Werner hat letztwillig ein Capital von 1000 fl. zur Gründung eines für dürftige Studierende der Olmützer Mittelschulen (deutsches und böhmisches Gymn. und Oberrealschule) auf die Dauer dieser Studien bestimmten Stipendiums gewidmet. Diese Stiftung ist mit dem Capital von 1100 fl. activiert worden. (Stiftbrief v. 14. März 1884. — Min.-Act. Z. 5404). — Der im Jahre 1884 zu Taufers verstorbene Decan und Titulardomherr Josef Seyer hat letztwillig ein Capital von 2000 fl. zur Gründung einer Stipendienstiftung gewidmet, deren Ertrag für einen dürftigen Studierenden, abwechselnd aus der Pfarre Taufers und aus der Localität Reichbach, bestimmt ist. Der Genuss dauert bis zum Abschluss der theologischen, sonst nur bis zum Abschluss der Gymnasialstudien. Die Stiftung ist mit dem Genehmigungstage des Stiftbriefes ins Leben getreten. (Stiftbrief vom 31. März 1884. — Min.-Act Z. 6791). — Die im Jahre 1883 in Innsbruck verstorbene Frau Katharina Wolff, geborne Meyer, hat letztwillig ein Capital von 2000 fl. in Goldprioritäten zur Gründung einer Stipendienstiftung gewidmet, deren Ertrag für zwei würdige Studierende des Staatsgymnasiums in Innsbruck bestimmt ist. Diese Stiftung ist mit dem Tage des Stiftbriefes ins Leben getreten. (Stiftbrief v. 1. April 1884. — Min.-Act Z. 6657 ex 1884). — Der Brünner Baumeister und Gemeinderath Moriz Kellner hat aus Anlass der Beendigung des von ihm übernommenen Baues des Schulgebäudes für das zweite deutsche Staatsgymnasium in Brunn fünf Stück Silberobligationen à 1000 fl. zur Errichtung einer Studenten-Stipendienstiftung an dieser Lehranstalt gewidmet. Die Jahresrente von 210 fl. wird zu drei Stipendien à 70 fl. verwendet. (Stiftbrief v. 5. Mai 1884. — Min.-Act Z. 9999).

Literarische Miscellen.

Cornelii Taciti libri qui supersunt quantum recognovit Carolus Halm. tom. I. libros ab excessu divi Augusti. tom. II. historiae libros minores continens. Lipsiae in aedibus B.G. Teubneri 1882.

Die neue Stereotypausgabe der Teubnerschen Sammlung unterscheidet sich von den beiden vorausgehenden äußerlich vortheilhaft dadurch, dass die Adnotatio critica zur bequemeren Übersicht unter dem Text gestellt, nicht dem Text vorausgeschickt ist. Doch ist dieselbe da vieles reicher geworden, indem Halm die kritischen Arbeiten seit 1873 mit Benützung der in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen publizirten eingehenden Jahresberichte G. Andresens, allerdings wie häufig mit Auswahl benutzte. Die Vorzüge der früheren Ausgaben, welche beachtenswerthe Conjecturen älterer Kritiker für den Text in größerem Umfang verwerteten oder in der Adnotatio critica zu besonders schwierigen Stellen zusammenstellten, sind dadurch um einen neuen Gewinn und die Brauchbarkeit der sauberen Ausgabe für weitere Jahre gewahrt.

Lateinischer Sentenzen- und Sprichwörterschatz. Gesammelt von Dr. Hermann Hempel, Oberlehrer am k. Gymnasium zu Schwedel. Bremen 1884. Druck und Verlag von M. Hennsen VIII 237 SS. 8°.

Eine empfehlenswerthe Arbeit, die sich von Büchern ähnlicher Art nicht bloß dem Umfange nach unterscheidet. 4290 Nummern sind in die zwei Abtheilungen Sentenzen und Sprichwörter untergebracht (ein Verfahren, das, wie übrigens der Verf. selbst gesteht, nicht streng durchführbar war, insofern die Entscheidung, ob Sentenz, ob Sprichwort, bisweilen unmöglich ist), die Benutzung des Buches aber durch sachliche Anordnung in den Unterabtheilungen, durch allgemeine Überschriften derselben, als welche sich auch entsprechende lateinische Sinnsprüche finden, und endlich durch ein alphabetisches Sachregister erleichtert.

Der Inhalt ist nicht bloß für den Schüler, für den das Buch vor allem bestimmt ist, sowie es auch aus Sammlungen zum Zwecke des Unterrichtes entstanden ist, von Interesse. Es finden sich hier mannigfaltige Gedanken mit all ihren Nuancen und so reich vertreten, dass uns ihre Formulierung bei den verschiedenen Autoren durch die große Latinität hindurch vorgeführt und so ein Bild römischer Lebensweise geschaffen wird, das auch für den Philologen belehrend ist. Bei dem Reichthum der Sammlung wäre es übrigens angezeigt, anstatt mit bloßer Angabe der Nummern einen Kanon der dem Schüler zur Memorierung zu empfehlenden Sprüche zusammenzustellen; auf Widerspruch kann dabei der Verf. kaum stoßen, da es ja jedem Lehrer freisteht, diesen Kanon zu erweitern oder zu verengen.

Vermissten wird man kaum etwas wesentliches; im ganzen ist innerhalb der vom Verf. gezogenen Grenzen (s. Vorr.) Vollständigkeit erreicht; höchstens ließen sich hin und wieder die Belegstellen vermehren, etwa auch eine griechische Parallele — denn auch solche sind eingestreut — nachtragen; so z. B. könnte 473 (*invidia gloria comit est*) auch auf Sall. Jug. 65, 4 *post gloriam incidia sequitur* v. r. u. m. werden; 3038 (cfr. 4085) erinnert an Solons *γυμνάσω δει πάλιν δολοζόμενος*; S. 195 wünschte ich (entsprechend Nr. 485) *credula res amor est* Ov. Her. VI 21, Met. VII 826 angeführt zu sehen; zu 4030 f. *maria montesque polliceri*) vgl. auch Pers. Sat. III 65 *magnos promittite*

des und das griechische ἀγαθὴν εὐλασσαν, χαρισίαν πόρος; 4246 ist sich in ähnlicher Fassung auch Verg. Ge. IV 176 si parva licet *panere magna*, Cic. de opt. g. or. 6, 17 ut cum maximis minima *feram*, vgl. Herod. II 10. ὡς εἴρη σπουδὴ ταῦτα μὲν καὶ ἀνὰ πρῶτον, Thuk. IV 86 ὡς σπουδὴν μὲν ἐκείνου. Manche Ergänzung ließe sich auch aus Ant. Zingerles Arbeiten zu Ovid und anderen Dichtern ableiten. Doch wer könnte nicht aus eigener Lectüre ein Sprüchlein, eine Anekdote hinzufügen? Genug, der Verf. hat seine Aufgabe in dankenswerther Weise gelöst und es wäre seiner Arbeit nur ein entsprechendes Lob zu wünschen.

Olmütz.

J. Golling.

W. Gemoll, Untersuchungen über die Quellen, den Verfasser und die Abfassungszeit der Geoponika. Berliner Studien, herausg. von F. Ascherson. Berlin 1884. Calvary. I. Bd.

Die mit großem Fleiße geführten Untersuchungen beweisen uns 1. dass die in den Capitelüberschriften genannten Autoren der einzelnen Geoponika-Capitel bloße Mystificationen sind, 2. dass die Geoponika der Sprache nach aus den Georgika des Anatolius geflossen sind, welche Photius erwähnt werden. Anatolius lebte im IV. Jahrhunderte, beweist Gemoll, dass der Verfasser unserer Geoponika Cassianus von Scholasticus gewesen ist, dessen Heimat unbekannt ist, aber Lebenszeit aber mit Bestimmtheit die Mitte des X. Jahrhunderts gesetzt werden kann; ganz genau sind die Geoponika zwischen den Jahren 914 und 959 abgefasst. Für die Fortsetzung seiner Studien wollen wir dem verdienstvollen Verf. noch die Kleinigkeit beisteuern, welche nicht erwähnt gefunden haben, dass nämlich in den Geoponika das Wort ζίζυφος vorkommt, welches aus dem Arabischen des Abulfela im XIII. Jahrhunderte) abgeleitet wird; dort heißt es Zizuf, s. Koch 'Baume und Sträucher Griechenlands' S. 259.

Manistische Studien von P. Friedrich. 1. Lieferung. München. P. Friedrich.

Unter diesem Titel vereinigt der Herr Verf. „seiner persönlichen Neigung“ folgend Entwürfe zu deutschen Aufsätzen vorwiegend ethischen Inhalts mit der Übersetzung und psychologischen Erklärung classischer Dichtungen — zunächst der Antigone. Wir kennen nur die 1. Lieferung (die späteren sollen zwanglos erscheinen), dass wir im Urtheile vorsichtig sein müssen. Die aufgenommenen Aufsätze lesen sich, bis auf die Unmasse von Citaten (S. 12 z. B. 200 Zeilen Text, 63 Zeilen Citate) recht angenehm; die Übersetzung der Antigone v. 1–58 dagegen stoßt uns durch die Formlosigkeit der Verse. Es laufen Trimeter, Alexandriner, Nibelungenverse, Blancverse, iambrische Sinfonien bunt durcheinander. Manchmal auch haben die Verse kein Metrum mehr. Ja auch vom rein philologischen Standpunkte ist manches zu erinnern, wie z. B. bei der Übersetzung von ἄτροπος für ἀτρεπής, wo dem Herrn Verf. das „thun und lassen“ nicht eingefallen ist. Die psychologische Erklärung liest sich — bis auf eine gewisse Unschärfe (oder ästhetische Breite?) im Ausdrucke — recht gut. Wir können später auf das Unternehmen wieder zurück, bitten aber gleich um weniger Druckfehler.

Freistadt (Ob.-Öst.).

J. M. Stowasser.

Lehrbücher und Lehrmittel.

(Fortsetzung v. Jahrgang 1884, Heft 3, S. 231.)

Deutsch.

König, Dr. Arthur, Lehrbuch für den kath. Religionsunterricht in den oberen Classen der (Gymn. und Realschulen. I. Cursus, Allg. Glaubenslehre oder die Lehre von der christl. Offenbarung. 3. Aufl. Leipzig i. Br. 1884. Herder, Pr. 1 M. 80 Pf. (Min.-Erl. v. 16. Mai 1884, Z. 8838).

Nährhaft, Josef, Lateinisches Übungsbuch zu der Grammatik von Dr. Al. Goldbacher. II. Theil. Wien 1884, Schworella und Sohn, Pr. 90 kr., geb. 1 fl. 12 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 25. April 1884, Z. 7602).

Homeri Odysseae epitome in usum scholarum, ed. Pauly. Pars I. Odysseae lib. I.—XII. 5. verb. Auflage. Prag 1884, Tempsky, Pr. 23 kr. (Min.-Erl. v. 12. März 1884, Z. 4539).

Bibliotheca scriptorum graecorum et romanorum edita curantibus Ioanne Kvicula et Carolo Schenkl. Neu erschienen: Sophoclis *Electra*, ed. F. Schubert, Pr. 24 kr.; Cornelii Nepotis *vitae*, ed. G. Andreou, Pr. 40 kr.; M. Tulli Ciceronis *Cato maior de senectute*, Lactius *de amicicia*, ed. Th. Schiche, Pr. 30 kr.; P. Ovidi Nasonis *carmina in ephemeris*, *Tristium libri*, *Ibis*, *epistulae ex Ponto*, *Halieutica* rec. O. Gussling, Pr. 85 kr. Die Lehrkörper der Gymnasien werden auf das Erscheinen dieser Bücher aufmerksam gemacht. (Min.-Erl. v. 28. Februar 1884, Z. 3510, 2. März 1884, Z. 3835, 12. April 1884, Z. 6755, 9. Mai 1884, Z. 8575).

Von den bei K. Graeser in Wien erscheinenden commentata Schulausgaben griechischer und lateinischer Classiker sind ferner veröffentlicht worden: Cicero's Rede für Publius Sestius v. R. Boutsier, Pr. 90 kr.; Sophokles' *Antigone* v. G. Kern, Pr. 60 kr.; Ausgabe des Demosthenes v. J. Sörgel II. Bdehn. Pr. 1 fl. 8 kr.; Corneilii *Annales* v. W. Pfitzner II. Bdehn. Pr. 78 kr.; Titii Livii *Abcondita libri* XIII v. G. Egelhaaf, Pr. 72 kr.; C. Iulii Caesaris *commentarii de bello Gallico* v. R. Menge, Pr. 78 kr.; Xenophon's *Anabasis* v. R. Hansen III. Bdehn. Buch 6 u. 7. Pr. 72 kr. Die Lehrkörper der Gymn. werden auf diese Ausgaben aufmerksam gemacht. (Min.-Erl. v. 16. Mai 1884, Z. 8859).

Kummer, Dr. Karl Ferd., u. Stejskal, Dr. Karl, Deutsches Lesebuch für österr. Gymn. II. Bd. Wien 1884, J. Klinkhardt, Pr. 1 fl. 10 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 27. März 1884, Z. 5540).

— — Dr. Karl Ferd., und Stejskal, Dr. Karl, Deutsches Lesebuch f. österr. Gymnasien. V. Band. 2. Aufl. Wien 1884, J. Klinkhardt u. Comp. Pr. 1 fl. 60 kr. (Min.-Erl. v. 25. April 1884, Z. 7781).

Neumann Alois und Gehlen, Otto, Deutsches Lesebuch für die 2. Classe der Gymn. und verwandter Anstalten mit sachl. und sprachl. Erklärungen. 8. Aufl. Wien 1884, Hermann u. Altmann, Pr. 1 fl. (Min.-Erl. v. 23. Februar 1884, Z. 3228).

Schulausgaben classischer Werke, unter Mitwirkung mehrerer Fachmänner, herausg. v. Prof. J. Neubauer. Neu erschienen: *Lesung, Mithras* von Barnhelm, herausg. v. J. Neubauer, Pr. 30 kr.; *Goethe, Hermann und Dorothea*, herausg. v. A. Lichtenheld, Pr. 24 kr.; *Lesung, Der Koon*, herausg. v. K. Jauker, Pr. 30 kr.; *Schiller, Jungfrau von Orléans*, herausg. v. H. Kny, Pr. 36 kr. Die Lehrkörper der Mittelschulen werden auf das Erscheinen dieser Bücher aufmerksam gemacht. (Min.-Erl. v. 31. März 1884, Z. 5852 und 28. Mai 1884, Z. 9171).

Bechtel, A., Französisches Lesebuch für die unteren und mittleren Classen der Mittelschulen. Mit einem Wörterbuche. 2. verb. Aufl.

1884. J. Klinkhardt u. Comp. Pr. brosch. 1 fl. (Min.-Erl. v. 3. Mai Z. 8112).

Ptaschnik, J., Leitfaden beim Lesen der geographischen Karten. Wien 1884. Friedr. Beck. Pr. brosch. 90 kr., Drahtb. 1 fl. 5 kr. (Min.-Erl. v. 23. März 1884, Z. 5320).

Seydlitz, Ernst v., Grundzüge der Geographie, Separatausgabe Österreich-Ungarn, bearb. v. Prof. Dr. R. Perkmann in Wien. Illustriert durch 51 Karten und erläuternde Holzschnitte. 19. Bearb. für Österreich-Ungarn. Breslau 1883. F. Hirt. Wien. Frieso u. Lang. Pr. 1 fl. 1 M. (Min.-Erl. v. 12. April 1884, Z. 6821).

Umlauf, Dr. Friedr., Lehrbuch der Geographie für die unteren mittleren Classen österr. Gymn. und Realschulen. I. Cursus: Grundriss der Geographie (für die 1. Classe). Wien 1884. A. Holder. Pr. 32 kr. (Min.-Erl. v. 12. März 1884, Z. 4600).

Spruner-Bretschneider, v., Historischer Wandatlas. 10 Karten Geschichte Europas im Mittelalter bis auf die neuere Zeit. Maßstab 1:1,000,000. 3. Aufl. Gotha 1884. J. Perthes. Pr. compl. 56 M., aufgezogen und zusammengelegt in Mappe 90 M., aufgezogen mit Stäben 1 M., desgl. lackiert 155 M. (Min.-Erl. v. 15. April 1884, Z. 6762).

Keil, W., Politische und Eisenbahn-Wandkarte von Deutschland mit Nachbarländern. Maßstab 1:1,000,000. Pr. 4 fl. 70 kr., gespannt 7 fl. 20 kr. Auf diese bei Th. Fischer in Kassel erschienene Karte werden die Lehrkörper der Mittelschulen behufs Anschaffung der Bibliotheken aufmerksam gemacht. (Min.-Erl. v. 28. April 1884, Z. 7011).

Ziská, Wenzel, Methodischer Leitfaden der Mineralogie u. Geologie für die Unterclassen der Mittelschulen. Wien 1884. A. Pichlers u. Sohn. Pr. 40 kr. (Min.-Erl. v. 23. April 1884, Z. 7511).

Čechisch.

Hradička, Alois, Liturgika pro střední školy. Brünn 1884. Verlag Benedictiner Buchdruckerei. Pr. 70 kr. Wird, die Approbation der k. k. kirchlichen Behörden vorausgesetzt, allgemein zugelassen. (Min.-Erl. v. 28. Mai 1884, Z. 10000).

Homerova Iliada, k potřebě školní upravená a poznámkami opatřená. Steinmann. Díl I. Zpěv I.—XII. Prag 1884. Verlag des Vereines der Philologen. Pr. beim Verleger 85 kr., im Buchhandel 1 fl., allgemein zugelassen. (Min.-Erl. v. 30. April 1884, Z. 7921).

Titl, Dr. Ant., Učebnice zeměpisu obecného i rakousko-uherského pro školy střední a ústavy učitelské. II. Svazek: Zeměpis rakousko-uherského. 3. verb. Aufl. Prag 1884. Kober. Pr. 80 kr. in Leinwand geb. 1 fl. (Min.-Erl. v. 9. April 1884, Z. 6502).

Zahradník, Dr. Karl, Analytická geometrie v rovině. Prag 1884. Pr. 84 kr., allgemein zugelassen. (Min.-Erl. v. 23. Febr. 1884, Z. 6911).

Kapras, Joh., Zkušební duševní pro střední školy. Prag 1884. Pr. 1 fl. 20 kr., allgemein zugelassen. (Min.-Erl. v. 24. Mai Z. 9611).

Slovenisch.

Močnik, Dr. Fr. Ritter v., Aritmetika za nižje gimnazije II. Theil. 20. (deutsche) Auflage slovenisch bearb. v. J. Celestina. Laidach 1884. Kleinmayr u. Bamberg. Pr. 90 kr., geb. in Lwd. 1 fl. 10 kr. (Min.-Erl. v. 12. März 1884, Z. 4557).

Fünfte Abtheilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen und Erlässe.

Erläss des Min. f. C. und U. vom 28. März 1884, Z. 6024 betreffend die Veröffentlichung eines neuen Verzeichnisses der für österr. Mittelschulen allgemein zulässigen Lehrmittel und Lehrpersonen, s. Verordnungsblatt VII, S. 78 ff.

Verordnung des Min. f. C. und U. vom 26. Mai 1884, Z. 1444 betreffend mehrere Abänderungen des Lehrplanes der Gymnasien, die Herausgabe von Instructionen für den Unterricht an den Gymnasien, s. Verordnungsblatt XI, S. 161 ff.

Erläss des Ministers für C. und U. vom 17. Mai 1884, Z. 1445 betreffend die Modalitäten, unter welchen die Candidaten der Doctorwürde sowie die im Prüfungsstadium befindlichen Candidaten des Lehramts an Mittelschulen zum Entleihen von Büchern aus Universitätsbibliotheken berechtigt sind.

Um den Candidaten der Doctorwürde sowie den im Prüfungsstadium befindlichen Candidaten des Lehramts an Mittelschulen die freie Benützung der Universitätsbibliotheken zu erleichtern, haben wir in theilweiser Abänderung der Bestimmung des §. 3 des Min.-Erl. vom 9. Februar 1864, R.-G.-Bl. Nr. 144 und mit Beziehung auf den Min.-Erl. vom 22. Mai 1866, Z. 2562 anzuordnen, dass die bezeichneten Candidaten in Zukunft zur Entlehnung von Büchern aus Universitätsbibliotheken ohne Erlag einer Caution als berechtigt anzusehen sind, dass sie jedoch, um von diesem Rechte Gebrauch zu machen, das Matrikulationszeugnis und das Absolutorium über die zurückgelegten akademischen Studien bei der betreffenden Universitätsbibliothek im Original hinterlegen haben. Falls, wie dieses in der Regel der Fall sein wird, diese Zeugnisse sich bei dem Decanate der betreffenden Facultäten beziehungsweise bei der Prüfungscommission in Aufbewahrung befinden, an Stelle derselben eine von dem Decanate der Facultäten, beziehungsweise den Directoren der Prüfungscommission ausgestellte Bescheinigung zu treten, in welcher bestätigt wird, dass ihre Zeugnisse bei dem Decanate respective der Prüfungscommission erliegen.

Behufs Hintanhaltung etwaiger Missbräuche und Sicherung der Bibliothek vor Schaden werden die Decanate, sowie die Directoren der Prüfungscommissionen für das Lehramt an Mittelschulen gleichsam angewiesen, die erwähnten, von denselben auszustellenden Bescheinigungen in Evidenz zu halten, und die bei ihnen hinterlegten Zeugnisse nur gegen Rückstellung dieser Bescheinigungen auszufolgen.

Erläss des Ministers für C. und U. vom 27. Mai 1884, Z. 1446 betreffend die Aufnahmeprüfungen für die erste Classe der Mittelschulen.

Bei Abhaltung der mit Min.-Erl. vom 14. März 1870, Z. 2370 für die Aufnahme in die erste Classe der Mittelschulen vorgeschriebenen Prüfungen, deren Ergebnis nach Anordnung des Min.-Erl. vom 7. April 1876, Z. 844 zugleich mit den Noten der Volksschulzeugnisse der Schüleraufsätze

Grundlage zu dienen hat, ist fortan folgendes festzuhalten: 1. Die mündliche Prüfung aus der Religionslehre ist bloß mündlich, aus der Unterrichtssprache und dem Rechnen schriftlich und mündlich vorzunehmen. Von der im Min.-Erl. vom 14. März 1870, Z. 2370 aufgestellten Forderung der Bekanntschaft mit den Regeln der Interpunction und ihrer richtigen Anwendung beim Dictandoschreiben ist künftig abzusehen. Den Lehrkörpern, beziehungsweise den aus ihrer Mitte für die mündliche Prüfung bestellten Commissionen die Möglichkeit zu bieten, die Prüfungen mit der erforderlichen Gründlichkeit obzuliegen, werden die Lehrkörper ermächtigt, die mündliche Prüfung aus der Unterrichtssprache und dem Rechnen jedem Schüler zu erlassen, welcher seine Reife in diesen Gegenständen bei der schriftlichen Prüfung durch mindestens befriedigende Leistungen, und im Volksschulzeugnisse mindestens durch „Noten -gut-“ dargethan hat. 4. Ebenso können Schüler, deren Zeugnisnote aus dem vierten Schuljahre der Volksschule nicht geringer „gut-“ ist, von der mündlichen Prüfung aus der Religionslehre befreit sein. 5. Sind in einem Prüfungsgegenstande die Zeugnisnote und die Note aus der schriftlichen Prüfung entschieden ungünstig, so ist der Schüler zur mündlichen Prüfung nicht zuzulassen, sondern als unreif zu bezeichnen. Die auf diese Weise gewonnene Zeit ermöglicht es, mit den übrigen Aufnahmewerbern die mündliche Prüfung so gründlich vorzunehmen, als es erforderlich ist, um den als reif Befundenen die Aufnahme mit Beruhigung zu gewähren, dagegen die Unreifen mit Sicherheit herauszufinden und von der Mittelschule fernzuhalten.

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen. (März bis Mai.)

Der ord. Prof. an der Univ. mit deutscher Vortragssprache in Prag Dr. Karl Toldt zum ord. Prof. der Anatomie an der Univ. in Graz (a. h. Entschl. v. 8. März 1. J.), der s. o. Prof. der Geschichte der Orient und ihrer Hilfswissenschaften Dr. Josef Karabadek zum ord. Prof. dieser Fächer an der Univ. in Wien (a. h. Entschl. vom 1. März 1. J.), der a. o. Prof. Dr. Eugen Böhm Ritter von Bawerk zum ord. Prof. der polit. Oekonomie an der Univ. in Innsbruck (a. h. Entschl. v. 24. März 1. J.), der Privatdocent Dr. Longin Feigel zum ord. Prof. der gerichtl. Medizin an der Univ. in Lemberg (a. h. Entschl. vom 1. März 1. J.), der a. o. Prof. Hofrath Dr. Hermann Wiederhofer zum ord. Prof. der Kinderheilkunde an der Univ. in Wien (a. h. Entschl. vom 1. April 1. J.), die Privatdocenten Dr. Isidor Soyka und Dr. Max Mayer zu a. o. Prof. der Hygiene, u. z. ersterer an der Univ. mit deutscher Vortragssprache in Prag, letzterer an der Univ. in Graz (a. h. Entschl. v. 3. April 1. J.), der Privatdocent Dr. Franz Vejdovsky zum ord. Prof. der Zoologie an der Univ. mit böhmischer Vortragssprache in Prag (a. h. Entschl. v. 3. April 1. J.), der a. o. Prof. Dr. Johann Meier zum ord. Prof. der philos. Vorbereitungswissenschaften für Lehramt an der Univ. in Innsbruck (a. h. Entschl. v. 9. April 1. J.), der Privatdocent Dr. Franz Storch zum a. o. Prof. des österreichischen Civil- und Strafrechts an der Univ. mit böhmischer Vortragssprache in Prag (a. h. Entschl. v. 17. April 1. J.), der Privatdocent Dr. Johann zum a. o. Prof. des Strafrechts an der Univ. mit deutscher Vortragssprache in Prag (a. h. Entschl. v. 21. Mai 1. J.), der Privatdocent Dr. Lothar Ritter von Dargun zum a. o. Prof. des deutschen Rechts an der Univ. in Krakau (a. h. Entschl. v. 18. Mai 1. J.).

Dem Privatdocenten für Balneologie an der med. Fac. der Univ. mit deutscher Vortragssprache in Prag, Dr. Heinrich Enoch Kisch, wurde der Titel eines a. o. Universitätsprof. verliehen (a. h. Entschl. v. 10. März 1. J.).

Auszeichnungen erhielten:

Dem ord. Prof. der Zoologie und vergleichenden Anatomie an der Univ. in Graz, Dr. Franz Eilhard Schulze, wurde aus Anlass seines Abganges von dieser Univ. die a. h. Anerkennung seiner ausgezeichneten Thätigkeit auf dem Gebiete des öff. Unterrichtes und der Wissenschaft ausgesprochen (a. h. Entschl. v. 9. März l. J.).

Der Prof. an der Realschule in Innsbruck Karl Jele bei seineretzung in den bleibenden Ruhestand in Anerkennung seiner vielen ersprießlichen lehramtlichen und künstlerischen Thätigkeit das kleine Verdienstkreuz mit der Krone (a. h. Entschl. v. 16. März l. J.).

Der Religionsprof. am Gymn. in Spalato, Hieronymus Moscovita, wurde zum Ehrenlehrern des dortigen Kathedralcapitels ernannt (a. h. Entschl. v. 27. März l. J.).

Der ord. Prof. an der theolog. Fac. der Univ. in Prag, Dr. Josef Lindler, in Anerkennung seiner vorzüglichen Wirksamkeit den Titel des Regierungsrathes (a. h. Entschl. v. 29. März l. J.).

Dem ord. Prof. der Mathematik an der Univ. in Wien, Hofrath Leo Königsberger, wurde aus Anlass seines Abganges von dieser Universität die a. h. Anerkennung seiner ausgezeichneten lehramtlichen und wissenschaftlichen Leistungen ausgesprochen (a. h. Entschl. v. April l. J.).

Dem Lehrer der Stenographie und Mitglieder der Stenographie-Vereinscommission in Wien Karl Faulmann wurde der Titel eines Professors verliehen (a. h. Entschl. v. 13. April l. J.).

Der pens. Prof. der technischen Hochschule in Wien, Regierungsrath Johann Hönig, und der Prof. an der technischen Hochschule in Prag, Johann Rogner, in Anerkennung vieljähriger verdienstlicher Thätigkeit als Leiter von Realschulprüfungscommissionen, ersterer den Titel und Charakter eines Hofrathes, letzterer den Adel (a. h. Entschl. v. 17. April l. J.).

Der Prof. der Moraltheologie an der Brünner theologischen Lehranstalt, Consistorialrath Johann Wojtěch, wurde zum Ehrenlehrern des dortigen Kathedralcapitels ernannt (a. h. Entschl. v. 20. April l. J.).

Der a. o. Prof. in Wien Regierungsrath Dr. Karl Ritter von Moser aus Anlass der von ihm nachgesuchten Versetzung in den bleibenden Ruhestand in neuerlicher Anerkennung seiner ersprießlichen lehramtlichen Thätigkeit sowie seiner vieljährigen humanitären Wirkens den Titel und Charakter eines Hofrathes (a. h. Entschl. v. Mai l. J.).

Nekrologie.

(April bis Juni).

Am 16. März in Loanda der berühmte Afrikareisende Dr. Pogge.

Am 2. April in Dresden der Astronom Prof. Dr. C. W. Moesta, der Director der Sternwarte in Santiago, 59 J. alt.

Am 4. April in Berlin der Maler Gustav Richter, der sich besonders durch seine trefflichen Portraits einen bedeutenden Ruf begründete, 61 J. alt, und in München der Director der Thierarzneischule selbst, Prof. Dr. Ludwig Franck.

Am 5. April in Berlin der Director des k. Münzencabinetes in Kön. geh. Regierungsrath Dr. Julius Friedländer, Ehrenmitglied der Akademie der Wissenschaften, als Numismatiker hochgeschätzt, 71 J. alt.

Am 6. April in seiner Vaterstadt Lübeck der edle, liebenswürdige Vater Emanuel Geibel, 69 J. alt.

Am 7. April in Aussee der pens. Salinenhüttenverwalter Gustav Ritter, der sich als Volksdichter durch seine 'Dachsteinbleamln' bekannt gemacht hat, 78 J. alt.

Am 8. April i. J. in Kiel der a. o. Prof. der class. Phil. Dr. Chr. Lüttjohann, durch seine Arbeiten im Apuleius verdient.

Am 9. April in Hamburg der Lustspiel-dichter C. A. Götze, 78 J. alt.

Am 11. April in Paris der Chemiker Jean Baptiste Dumas, Mitglied der Akademie, 84 J. alt, zu Frankfurt a. M. Johann Gottlieb Mühlig, einer der hervorragendsten Entomologen, 72 J. alt, in Wiesbaden der Schriftsteller Dr. Heinrich Schweitzer, der sich als Molère-Forscher einen gerechtfertigten Namen erworben hat, in Stuttgart der Prof. der Mathematik Dr. Hugo Schöder, 48 J. alt, und in Clapham Park (London) der Lustspiel-dichter H. J. Byron, 47 J. alt.

Am 14. April in München der Gymnasialprof. a. D. Götthe Herold, 74 J. alt.

Am 19. April in Karlsruhe der Assistent der großherz. Bibliothek daselbst, Dr. Franz Teufel, als Orientalist bekannt.

Am 23. April i. J. in Kremsmünster der pens. Stiftsarzt Dr. Sigmund Pötsch, als Kryptogamenkenner und Schriftsteller auf diese Gebiete geschätzt.

Am 27. April in Mainz der Realschuldirektor a. D., Prof. E. Schödl, durch seine naturwissenschaftlichen und pädagogischen Schriften ('Buch der Natur') bekannt, 71 J. alt.

Am 28. April in Neuulm der vormalige Gymnasialprof. a. D. Ephorus Dr. Ed. Eyth, durch seine Übersetzung des Homer bekannt, 56 J. alt.

Am 29. April in London der durch seine Opern und Oratorien bekannte Componist Sir Michael Costa.

Im April der Prof. der Geologie an der Universität in Bonn Dr. Isidor Bachmann, der in den Fluten der Aare verunglückte.

Am 7. Mai in Genua der Übersetzer von Göthes Faust und Byron's Werken ins Italienische, Prof. Giuseppe Mazzino, 77 J. alt.

Am 8. Mai in Znaim der Gymnasialdirector Schulrath Art. Krichenbauer, bekannt durch seine homerische Uranologie, ein Werk, das trotz aller Verirrungen von dem Scharfsinne des Verfassers, der besser einer anderen Sache gewidmet worden wäre, 59 J. alt.

Am 9. Mai in Rom der Dichter Giovanni Prati, 69 J. alt.

Am 12. Mai in Paris der berühmte Chemiker Karl Ad. Wurtz, 69 J. alt.

Am 16. Mai in Göttingen der geh. Instizrath Prof. Dr. Heinrich Thöl, einer der Begründer der Wissenschaft des modernen Handelsrechtes, 77 J. alt, und in München der Statistiker und Publicist Dr. Fr. Kolb, 76 J. alt.

Am 18. Mai in Breslau der geh. Med.-Rath, Prof. Dr. R. Goppert, Director des botanischen Gartens daselbst, 84 J. alt.

Am 26. Mai i. J. in Rom der Bildhauer Th. W. Achtermann, 84 J. alt.

Am 28. Mai in Paris der Senator und Akademiker Graf d'Haussonville, als Geschichtsforscher anerkannt.

Im Mai i. J. in Petersburg der als Verf. mehrerer Werke des Beethoven bekannte russ. Staatsrath, Wilhelm von Lenz, 75 J. alt.

Am 4. Juni in Berlin der Prof. der Mechanik an der dortigen technischen Hochschule, Dr. Großmann, 61 J. alt.

Am 5. Juni in Heidelberg der Prof. der Rechte, geh. Rath Dr. Renand, 64 J. alt.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Zur Erklärung von Horazens Epistel II 1.

Der äußere Grund zur Abfassung dieses trefflichen Gedichtes nach Porphyrio eine directe Aufforderung des Augustus: inneren und eigentlichen aber bildete ohne Zweifel jener Streit, welcher sich zwischen den Anhängern der alten Richtung in der Literatur und den Vertretern der neuen entwickelt hatte. Je höher der ehrenvoller der Platz war, welchen Horaz unter den letzteren einnahm, um so mehr glaubte er verpflichtet zu sein, wie er schon vorher in dieser Sache das Wort ergriffen hatte, mit seiner ganzen Kraft in den Kampf einzutreten. Seine nahe Verbindung mit den höchsten Kreisen, die Stellung, welche er unter den gleichgesinnten Dichtern und Kritikern einnahm, sein Dichterruhm, die allgemeine Anerkennung, welche er als Mann von scharfem Urtheile und feinem Geschmacke genoss, ließen ihn auf guten Erfolg hoffen. Und um dieser Ansicht an maßgebender Stelle Ausdruck zu verleihen, beehrte er gerade den Brief an Augustus zu einem Angriff gegen die weitige Verehrung der alten Dichter.

Was die Zeit der Abfassung anbetrifft, so scheint den im Brief gegebenen Andeutungen das Jahr 743/11 am meisten zu entsprechen.¹⁾ In diesem Jahre war Augustus in Rom. Nach Dio Cassius (54, 35) hielt er daselbst den zweiten Census ab. Nun berichtet Suetonius (II 8): *censum tamen populi ter egit; primum tertium cum collega, medium solus*. Dazu passt aber ganz trefflich der erste Vers unseres Briefes, wo das *solus* durch die Stellung offenbar hervorgehoben wird. Nach dem Monum. Ancyranum ist Augustus den zweiten Census im Jahre d. St. 746/8; vielleicht läßt sich diese Angabe mit dem Ancyranum dahin vereinigen, dass bereits im Jahre 743 der Senat ergänzt wurde. Auch war Augustus nach des Lepidus Tod (741/13) Pontifex.

¹⁾ Bekanntlich sind über die Zeit der Abfassung verschiedene Meinungen ausgesprochen worden; vgl. Franke Fast. Hor. p. 66, Hertzsch, Schätz Episteln, Vahlen Monatsber. der Berliner Akad. 1878 S. 589 ff., Th. Mommsen Hermes XV 107 und andere.

VV. 2. 3. beziehen sich (nach Mommsen: ohne allen Zweifel) auf die dem Augustus angebotene *cura legum et morum*. Diese im Jahre 743 (Momms. röm. St. II 686) erfolgte wieder ein Antrag, während der vorhergehende in das Jahr 736 fällt. Noch mehr Wahrscheinlichkeit für das Jahr 743 bietet das Ende des Briefes. Horatius möchte v. 252 ff. zur Verherrlichung des Augustus *terrarum situs et flumina* besingen *et arces montibus impositas*. Zum Jahre 742 berichtet Dio des Tiberius Erfolge in Panonia, die des Drusus gegen die Sicambren, Friesen und Chatten. Im Jahre 743 heißt es von Drusus, dass er über den Rhein setzte, die Lippe überbrückte und bis an die Weser vordrang: also *flumina*. *Arces montibus impositas* lässt sich zwar unter Benennung auf c. IV 14, 11 mit Erstürmung der feindlichen Alpenfesten (um das Jahr 740) erklären; warum aber nicht mit ebensoviel Recht und vielleicht natürlicher mit der Anlegung von Festungen? Drusus gelang es (Dio l. c.) im Jahre 743: *ἐπεὶ τε ἡ δὲ τῆς ἡπείρου καὶ ὁ ἑλίσσον συμπλυνταί φροῖσιόν τι σφίδων ἐπιτιμῶν καὶ ἔπειτα ἐν Χάρτου παρ' αὐτῷ τῷ Πρύμ.* Für die endliche Sprache des Briefes ist der Gedanke an den Bau der *Castella* massener.

Die auffallende Hervorhebung (vv. 254, 255), dass alle Krieger beigelegt und der Janustempel geschlossen seien, scheint für die zwei ersten Schließungen vor dem Jahre 730 zu stark. Wenn die dritte Schließung stattfand, ist nicht ausgemacht; beschlossen also sie 743. Dio schreibt 54, 36: *ἐπιφύσθη μὲν οὖν τὸν Ἰαννὶν ἱερὸν ὡς καὶ πεπαιγμένων τῶν πολέμων (ἀνέφυτο γὰρ) ἀποσφίλαι' οὐ μέντοι καὶ ἐκλείσθη.* Es ist daher nicht unwahrscheinlich, dass Horaz diesen Brief gegen Ende 743 schrieb, da die Nachricht nach Rom kam, die Duker wären über den zugehorenen Ister gezogen und die Dalmaten hätten sich empört.

Der Brief an Augustus ist also wahrscheinlich eine der letzten, sicher ist er eine der besten Arbeiten des Horatius. Wie in den anderen Briefen ordnet der Dichter auch hier seine Gedankenreihe nicht mit logisch-rhetorischer Strenge; jedoch lässt sich die genaue Anordnung, ein mächtiges Zusammenwirken der scheinbar lose verbundenen Theile zur Hervorhebung der Grundidee nicht verkennen. Versuchen wir eine Art Disposition zu geben! Er kämpft gegen die blinde Hochschätzung der alten und die dadurch verbundene Geringschätzung der neueren Dichter.

A. Einleitung: Nach der Anrede und Begrüßung (1—4) zeigt er an Beispielen von Helden, dass alles Neue in der Regel von der Mitwelt verkannt wird; Augustus allein diese Anerkennung (5—17).

B. Zur Ausführung bildet den Übergang die Feststellung der Thatsache, dass Rom die alten Dichter einseitig bevorzugt (18—27). — Dagegen richtet Horaz seinen Angriff:

I. Dieses Verfahren stützt sich auf falsche Gründe (88—89), denn falsch ist: 1. dass bei den Römern die ältesten Gedichte die besten seien, weil dies bei den Griechen der Fall ist (88—49); 2. dass die alten Dichter gut seien, weil sie allgemein beliebt und anerkannt sind (50—89).

II. Es streitet gegen den Verlauf der Geschichte (90—138): Bei den Griechen gab es kein starres Festhalten am Alten; Vortheile hievon (90—102); 2. bei den Römern wechselte Anschauung und Branch ebenfalls; Vortheile hievon (103—138).

III. Es widerspricht speciell der Entwicklung der römischen Literatur (139—250): 1. sie hat sich nicht entwickelt, so dass nur tadellose Gedichte geschaffen wurden (139—176) a) nicht zur Zeit, so lange die lateinische Poesie auf sich angewiesen war (139—155); b) nicht, als sich griechischer Einfluss geltend machte, weder in der Tragödie noch in der Komödie (156—176). Sie konnte sich nicht leicht besser entwickeln (177—250), a) in Bezug auf das Schauspiel (177—213); die Dichter wurden durch die zur Unabhängigkeit, durch die Roheit und Theilnahmslosigkeit des Publicums vom Dichten abgeschreckt. b) in Bezug auf das Epos (214—250); daher soll Augustus helfen; denn große Tugenden und Thaten können nur durch gute Dichter verherrlicht werden.

Daran reißt sich eng verbunden c) der Schluss (250—270): Nach Horatius möchte gern mit einem Heldengedicht den Augustus verherrlichen; aber persönliche Unfähigkeit und die Größe des Herrschers stehen entgegen.

vv 1—4. Mit zarter Aufmerksamkeit redet der Dichter in der Begrüssung den Augustus als factischen Alleinherrscher an, der nach außen als Imperator Rom gegen Feinde schützt, nach innen aber als *ἐπιμελητής τῶν τε νόμων καὶ τῶν τρόπων* (Fragm. Coll. C. I. L. III 789) Zucht und Ordnung fördert. Zell und nach dem Kiesel deuten *legibus emendes* mehr auf Verbesserung der Staatsform: allein die Beziehung auf die Sitten ist hier vorwiegend. *Novum*. Ancyra. c. 8: *legibus novis latis reduxi multa exempla morum exolescentia iam ex nostra civitate*. . . Daher verdient die überlieferte *moribus* den Vorzug vor Bentleys *moribus* und dem neueren *molibus*. — Bei dieser weltumfassenden, angestrengten Thätigkeit des Augustus wäre längere Störung fast ein Frevel am Staatwohl; und Horaz wagt kaum, die einzelnen Augenblicke (*tempora*), die dem Caesar von Arbeiten frei bleiben und so recht seine eignen sind (daher *tua* voran), die also an sich günstig und heilbar wären (S. I 9, 58, wozu Fritzsche auf Aen. IV 293, 423 hinweist), durch einen langen Brief in Anspruch zu nehmen.

vv. 5—17. Höher als andere Menschen steht Augustus da: er trifft selbst die Heroen. Nicht einmal sie vermochten bei ihren Tugenden Anerkennung zu erlangen; dem Caesar dagegen ist es geglückt. Den ersten Theil des Gedankens zeigt Horaz zuerst an

Beispielen (5—12), dann an der Natur des Menschen selbst (13—14); hierauf folgt die Gegenüberstellung des viel glücklicheren Augustus (14—17).

Die vier Heroen, die auch sonst miteinander aufgeführt werden (C. III 3, 9—17; IV 8, 25—36. Cic. Tusc. I 12, 26) haben Bezug auf Augustus. Ihre sagenhaften Verdienste um Bildung und Hebung des Menschengeschlechtes sind die wirklichen Verdienste des Augustus durch Heiligung von Kriegen (Tyndareus durch Pflege des Landbaues (Bacchus), durch Gründung von Städten (Romulus). Diese Helden wurden erst nach vielen Thaten in den Himmel aufgenommen (cfr. C. III 3, 9.); auf Erden fanden sie während ihres Lebens keine Dankbarkeit; nicht Remus, *fuisse credo tum quoque aliquos, qui discriptum regum patrum manibus taciti arguerent* (Liv. I 16); nicht Baccus z. B. bei Pentheus und Lycurgus; nicht die Dioskuren in den Kämpfen gegen Theseus usw. — Schon Vergil (Aen. 6, 802) vergleicht die Ausdehnung der Octavianischen Expeditionen mit den weiten Zügen des Hercules. Warum hebt nun Horaz unter diesem vom Verhängnis auferlegten Arbeiten (II. 19, 96.) den Kampf mit der Hydra hervor? Wollte er ein einzelnes plastisches Bild geben? Hielt er nach dem ὄψαν τέμνειν (Pl. de rep. 424) das Ringen mit dem lernäischen Drachen für den schwierigsten Kampf des Helden? Wollte er Augustus als den Besieger der Hydra der Parteikämpfe bezeichnen?

An den Erlebnissen dieser Männer wird klar, dass große Verdienste erst nach dem Leben anerkannt werden. Den Grund dazu geben vv. 13. 14. Der Glanz großer Thaten, der das Thun und Treiben anderer in Schatten stellt, verletzt das Auge erst nach dem Erlöschen freut man sich des vorher zu großen Lichtes.

Von diesem Los der größten Helden ist jedoch Augustus ausgenommen. Während er noch auf Erden weilt (*praesenti tibi*) werden ihm Ehren zutheil, die andere erst nach ihrem Tode erhalten (*maturos*). Dem Zusammenhang genügt diese Auffassung von *praesenti tibi* vollständig; es ist nicht nothwendig an das helles Wirken und Walten der Gottheit zu denken. Auch weisen die beim Eid berührten Altäre genug auf das numen Augustus hin. So erhebt Horaz den Augustus über alle anderen Helden, die zu sein und die sein werden. *Nil* ist ein verstärktes *nemo* (Kühner Gr. 870).

vv. 18—27. Übergang. Jedoch sind die jetzigen Helden gegen Augustus allein gerecht. Alles andere, das nahe steht, verachten sie; so schätzen sie bloß alte Schriftwerke. Die vv. 18—22 wurden verschieden erklärt. Einige verbinden auch *bestia* in hoc uno *sapientis*; andere wollen v. 19 als matt und ungeschickt streichen; andere fassen die Stelle so: 'das Volk ist nicht gerecht, indem es dich einzig vor griechischen und römischen Helden

den erhebt' (Vahlen, Z. f. österr. Gymn. 1871, S. 2). Dagegen bemerkt Ribbeck (l. c. S. 242) mit Recht, dass *cetera* dem *uno* gegenüberstehe. Auch nimmt sich die Repetition des *te, te*, welche offenbar emphatisch ist, in der Verbindung in *uno te, te* etwas sonderbar ans. Jedoch können wir auch Ribbecks Erklärung: *sapiens et iustus in uno* = 'in einem Punkte' nicht beistimmen, doch weniger aber die Athetese des v. 19 annehmen. Das jetztlebende (*hic*) Volk, über welches Augustus herrscht (*tuus*), unterscheidet sich von den früheren gegen Wohlthäter undankbaren Generationen; es erkennt (*sapiens*) und würdigt (*iustus*) die Verdienste des Augustus. Dem '*sapiens et iustus in uno*' ist '*cetera non simili ratione . . aestimat*' entgegengesetzt. Die *sapientia* und *iustitia* zeigt sich im '*te . . anteferendo*'; die *non similis ratio* jemand in dem *fastidiendo et odio habendo*, wofür der Dichter aber *fastidit et odit* sagt; den '*Grais*' entspricht im v. 21 das '*quae terris semota*' und das '*suisque temporibus defuncta*' dem *nostris ducibus*. Was ist also '*in uno*'? Das Gegentheil von *cetera*. Letzteres scheint aber für *ceteros* zu stehen, wie häufig *omnia* für *omnes* und noch v. 17 *nil* für *nemo* gesagt wird; ja das '*defuncta*' legt bei *cetera* den Gedanken an Personen ganz nahe. Demnach bedeutet '*in uno*' an einem Manne allein, an Augustus. Der ganze Gedankenzusammenhang und eine gewisse Harmonie spricht also für die Echtheit des v. 19:

Sed tuus hic populus a) sapiens et iustus, b) in uno
(und nun folgt die Erklärung:) *α) te, β) nostris ducibus, te, γ) Graiis, δ) anteferendo; b) cetera, α) nequaquam s. r. m. aestimat.* (und nun als Erklärung) *α) et nisi quae, γ) terris semota, β) suisque temporibus defuncta, δ) fastidit et odit.* — Eine „unwürdige Schmeichelei“ und eine sonst bei Horatius beispiellose Übertreibung (Ribb. l. c. 242) liegt in dieser Verbindung nicht. Der jetztlebende Augustus wird allen früheren römischen Feldherren vorgezogen von einem Volke, welches sonst seiner Gewohnheit nach bloß jene Männer und Führer anerkennt, die nicht mehr in seine Zeiten hineinreichen, die bereits gestorben sind. (*Suis temporibus* sind die tempora des '*tuus hic populus*' und nicht, wie Erklärer wollen: '*quae sua vivendi tempora implere*', oder wie die Umschreibungen alle heißen). Dasselbe Volk '*incuriosa suorum actas*' (Tac. Agr. 1.), auf welches das Fernliegende, Answärtige solchen Reiz ausübt, erhebt den einheimischen, abgewandten Augustus über die ganze fremde, speciell griechische Heldenwelt. „Offene Anerkennung solchen Verdienstes, vergleichen keinem der Helden der alten Republik zu erwerben vergönnt war, ist keine Erniedrigung.“ Jacobs V 331.

Der Vers 23 *Sic fautor . .* leitet auf den eigentlichen Gegenstand über, auf die unberechtigte Vorliebe der Römer für die *te* Literatur, die mit Geringschätzung der neueren verbunden ist. Statt den tadelnden Satz einfach hinzustellen, um dann

dessen Haltlosigkeit zu zeigen, nimmt Horatius als Dichter concrete Beispiele aus den ältesten, hochgefeierten Überredungs-Sprache. Wie oben vier Helden werden hier vier alte Schriftsteller genannt; zwei Bündnisse (*foedera regum*) gehören zu ähnlichen wie die zwei Brüder *cum Castore Pollux*. Alle diese Beispiele waren schwer verständlich; so sagt Polybius III 2 *ἡλικίᾳ γὰρ ἡ διαφορά γέγονε τῆς διαλέκτου καὶ παλαιότητι τῆς νῦν πρὸς τὴν ἀρχαίαν, ὥστε τοὺς σὺν ἡμῶν ἐξ ἐπιστάσεως διακρίνειν*. Diese alten Gesetze, Bündnisse, welche das innere und äußere Volksleben regeln, rituellen Gebote, in welchen das religiöse Gefühl ausgesprochen, die Prophezeiungen, welche den Blick über die Gegenwart hinaus erweitern wollten, haben in den Augen vieler so hohen sprachlichen Wert, als wären sie von den Musen selbst an den nahen heimischen Bergen gesungen worden.

vv. 28—49. Horaz beginnt den Irrthum und die Grundsätze des Gegners zu widerlegen. Als ersten Beweis der Gegners nimmt er ein *argumentum a pari* vv. 28—49: 'Bei den Griechen sind die ältesten Werke die besten, also findet bei den Römern dasselbe statt'. Daß dieser Grund nicht selten geltend gemacht wurde, ist nach den häufigen Vergleichen, welche z. B. ja Horatius selbst zwischen der lateinischen und griechischen Literatur anstellt, nicht unwahrscheinlich. Es wird nun auf zwei Weise eine *reductio ad absurdum* geführt: 1. *a simili* a) zu beiden Ländern heimischen Früchte: dann ist das Evidente, daß dann hat die Olive eine harte Schale, weil die Nuss eine harte Schale hat; oder die Nuss birgt einen Steinkern, weil die Olive ihn birgt. Dies scheint der einfache Sinn des vielbesprochenen Verses 31. b) beider Völker selbst: vv. 32. 33. Wären die ersten Werke einer Kunst die besten, so würden wir unbeschwerd sein und den Höhepunkt erreicht haben im Malen, Musizieren, Turnen; damit fangen wir aber erst an, stehen weit zurück, wenig also die Erstlingsversuche von Künsten und Fertigkeiten Vollkommenheit Anspruch machen können, ebensowenig die ersten Gedichte gelungene Meisterwerke. Über die Vernachlässigung der hier genannten Künste und deren späte Aufnahme in Rom vgl. z. B. Cic. Tusc. I 2, 4, de rep. IV 4, Tac. Ann. XIV 20. *natura rei* 34—49): Im ersten Grunde, theilweise noch nicht berücksichtigt Horaz mehr das '*Graccorum*' Antiquität; jetzt greift er den Gedanken an, der im *antiquissima* liegt. Die Trefflichkeit eines Gedichtes hängt nicht vom Alter ab; so kann sich ja ein bestimmter Zeitraum festsetzen, nach dessen Ablauf aus einem neuen Gedicht ein altes, mithin aus einem schlechten ein gutes würde. Der Dichter führt sein Argument in dieser Form durch: er verlangt eine bestimmte Antwort, eine Zahl von Jahren, hinter deren Grenzscheide die Gedichte werden (der Comm. Cruqu. erklärt '*finis*' mit '*annorum d.*'

der Gegner genügen hundert Jahre. Das Zugeständnis benützt Horaz zu einem Sorites und fragt: Aber wie? wenn ein Dichter einen Monat oder ein Jahr später gestorben, ist er dann alt oder jung? Ribbeck vertheidigt v. 41 die Conjectur *veteresne probosque*, statt *poetas*; denn es drücke mehr aus und parodierte treffender als *poetas*, das nichtssagend sei. Allein *probosque* scheint nicht in die Argumentation zu passen. Horatius gibt einen streng philosophischen Sorites, soweit es die Natur dieses Sophisma gestattet. Seine Hypothese ist eine reine Frage nach der Zeit; die Möglichkeit ist ein Consequens des Alters. Wer einen Monat oder ein Jahr jünger ist als hundert Jahre, wohin gehört der? Zu den alten Dichtern? Zu jenen, welche die Gegenwart verachtet und die Folgezeit (ehe er sein Jahrhundert ausgefüllt hat)? Die Antwort lautet auch bloß: *veteres inter ponetur*. *'probosque'* wäre also ein Element, das nicht zum Beweis gehört, sondern erst erbracht wird. Auf die Concession des Gegners, ein Monat, ja ein Jahr mache keinen Unterschied, stützt sich die weitere Beweisführung. Zu Vers 45 erwähnen Wieland und viele Uebersetzer die Anekdote von Sertorius und den zwei Pferden. Hätte Horaz daran gedacht, so würde er, wie sonst bei Erwähnung geschichtlicher Ereignisse, doch irgend eine Andeutung auf Personen, den Ort usw. gemacht haben: so bekannt war das Vorgehen des Gegners der Römer doch nicht. Vielmehr scheint der Dichter seinem vielleicht schon damals nicht unbeliebten Beispiel vom Roßschweif sein Argument klar zu machen. Cic. Acad. II 29, *Nec hoc in acervo solum, unde nomen est, sed nulla in minutatim interrogati: dives pauper, clarus obscurus sit, multa pauca, magna parva... quanto aut addito aut dempto idem respondeamus non habemus...* Sind in dem Büschel viel oder wenig Haare? Viel. Auch noch, wenn ich eines nehme? Ja. Ein zweites? drittes? usw., bis der Gegner in die Irre geführt wird den dahinschwindenden Haufen (*ruentis acerri*) gestehen muß, die Zahl der Haare im Roßschweif verdiene nicht mehr das Wort viel. Also reicht ein Haar hin, um aus viel wenig, ein Haar, um einen Dichter alt, ein Gedicht gut zu machen. Weil es in v. 46 mehr um *'unum'* als um *'demo'* handelt, behauptet das Uebersetzer *etiam* mit Recht seine Stelle, da *item* (Bentley) sich vielmehr auf die Gleichheit der Prädicate bezieht, *item* aber keine nochmalige Wiederholung bezeichnet, als hier der Sorites verlangt.

vv. 50—89. Den ersten Grund für die Vortrefflichkeit der Dichtung hat Horaz durch Vergleiche und ein launiges Sophisma widerlegt. Nun stellt er einen neuen Gedanken der Gegner in voller Freiheit, schön und geordnet dar (50—62). Gut, wenn auch das hohe Alter noch nicht auf den Wert des Dichters schließen läßt, so berechtigt zu einem solchen Schluss doch die allgemeine Anerkennung. Diese besitzen aber allein die Alten. Und nun zählt die ältesten Dichter auf und zeigt zugleich seiner Gegner Urtheil

und Meinung über dieselben. Horaz selbst spricht dabei von Seite weder Lob noch Tadel aus; das geschieht erst vv. 63–

Ennius steht an der Spitze. *Sapiens* (v. 50) bezieht sich gewöhnlich auf seine Kenntnisse, *fortis* auf den Schwung und seine Gedichte. Allein beides ist schon vereinigt in dem *Homerus*. Wozu also das dreimalige *et*? Malt es die Übertreibung im Urtheil der Kritiker? Vielleicht bezeichnet *Sapiens* die philosophischen Schriften, *fortis* die dramatische Kraft, das *Homerus* die epische Tüchtigkeit des Ennius. *Leviter curare* gilt vielen als Tadel: Ennius sieht nicht sonderlich den großen Erwartungen, die er geweckt hat, zu erfüllen. Allen Porph. erklärt *leviter curare* durch *securus esse*. Ein durch die verstärkende Litotes noch hervorgehobene Sicherheit den Erfolg — soll ja Homers Seele in ihn übergegangen (*somnia Pythagorea*) — verrathen die Eingangsworte *Annales: Latos per populos terrasque poemata nostrae cluebunt*. In der Bemerkung über Naevius sieht Teuffel (4. Aufl. 95) ebenfalls einen Tadel. Andere wollen v. 53 nicht lesen. Keller sagt in den Epilogomenis: der Gedanke ist einfach und klar, wenn man nach *recens* ein Fragezeichen Vahlen (a. a. O. S. 6) betrachtet den Naevius hier als einen — Horatius setzt den Gedanken der Gegner zu Gunsten des Dichters fort. Ennius, der Philosoph, Dramatiker und Epiker voran. Ist (ferner) Naevius nicht in aller Händen, nämlich Epos über den 1. punischen Krieg (cf. 214: *qui se lectori malunt*)? Und weiß man seine Stücke nicht auswendig? kommt als Epiker und Dramatiker in Betracht. Das *paene* wird kaum heißen: *tanquam prope noster aequalis esset*, beklagt sich ja über die Zurücksetzung der Neueren: die verschmähen alles Neue. Die Worte sind entweder ironisch gesagt: und der ist doch sicherlich alt, da er ja noch älter als war und als Muster alterthümlicher Sprache galt (Cic. Brut. oder: man weiß ihn fast auswendig (über die Nachstellung *paene*, vgl. Anton. Stud. II 127 ff.), und zwar infolge der die letzte Zeit hineinreichenden Aufführung seiner Stücke).

Man zweifelt, läßt Horaz seine Gegner weiter redet, streitet, nicht über den Wert der beiden besten Tragödien Pacuvius und Accius, sondern bloß über die Vorzüge, durch die eine den andern überragt. Noch mehr, die Tugaten des Ennius erreichen die Komödien des Menander, sind selbst einander angemessen (*toga convenisse*); und Plautus eilt an Epicharmus zu erreichen, steht nicht hinter ihm zurück (*exemplar properat*). Einige Gelehrte denken bei diesen an die Lebhaftigkeit des Dialoges, andere an die rasche Entfaltung der dramatischen Handlung, andere verstehen sie von der Eleganz und Munterkeit des Epicharm, wieder andere von der

stat der Production. Schließlich werden auch noch zwei große griechischer Komödien unter einander verglichen.

Dies also sind Roms Dichter, als solche gelten sie; es ist keine vorübergehende Wertschätzung, sondern sie dauerte bis auf unsere Tage herab vom ersten Auftreten der Dichter an. Wie widerlegt nun Horaz dieses Argument, das sich auf den Erfolg stützt? Er gesteht zu, dass das Volk (nicht mehr *Roma potens* v. 61) manchmal das Rechte sieht; allein es urtheilt auch falsch. Diesen allgemeinen Satz, der die Zuversicht der Gegner schon etwas erschüttern kann, wendet er auf seinen Gegenstand an. Das Volk ist im Irrthum, wenn es die alten Dichter für unübertrefflich und unvergleichlich hält; erkennt es aber an, dass manches, wenn auch in gleicher Ausdehnung — *quaedam, pleraque, multa* — veraltet, alt, matt ist, so stimmt sein Urtheil mit dem der Kenner, mit demahren Sachverhalt überein. Wegen der Zusammengehörigkeit von 64—68 scheint das von Lehrs empfohlene *qui, qui* (v. 66) nicht zu passen. — Daher verdienen diese alten Werke nicht besondere Achtung, nicht das Epos (v. 69—76), nicht das Schauspiel (79—85), nicht die lyrischen Überreste (86—89).

Livius Andronicus wird als Vertreter der Epiker angeführt. Dinter (Jahrb. Arch. V, 211) empfiehlt Naevii statt Livii. *Intant Livii Odysseam hic respici; sed Horatius non solum in actione, verum etiam de argumento carminum loquitur, illam quae duram, hoc ignavum dicit, quod in Livii Odyssea vituperare non potuit.* Allein selbst angenommen, dass auch die argumente die Rede sei, wissen wir, wie frei Livius manches behandelt. Von einer anderen Nachahmung schreibt Gellius II, 23: *Itaque, cum haec Caccilii verba seorsum lego, neutiquam ridere ingrata ignaraque; cum autem Graeca comparo et conendo, non puto Caccilium sequi debuisse quod adsequi nequiret.*

Horaz bothenert nun zuerst, er sei kein Feind der Alten, wenn aus Pietätsrücksichten nicht. Allein zwei Affecte kann er nicht unterdrücken: Stutzen (*miror* v. 72) und Unwille (*indignor* v. 76). Er staune, dass man Gedichte, wie die des Livius, für vollendet und vollendet halte; er werde unwillig, wenn man dieses Urtheil auch andern aufbürde. — Platen sagt:

Das nicht heisst ein Gedicht, wenn irgend ein guter Gedanke,
Liegend ein glücklicher Vers zwischen erbärmlichen steht.

Ähnlich scheint der Gedanke unseres Dichters in den Versen 75—76 zu sein; ein zufällig treffendes Wort, der eine oder andere gelangene Vers in einem Gedichte, bringt mit Unrecht das ganze Gedicht auf den Markt zum Verkauf. Denn *vulgus* ist zu weit entfernt, um Subject sein zu können; *ducit ventque* (Bentley) ist zu gewagt und nicht einheitlich genug; das verallgemeinernde *ducit ventque* (Jahrb. 73, 323) = etwas für ein Gedicht gelten und dafür ausgeben, genügt schon deshalb nicht, weil die

Arbeiten der Alten ja auch in den Augen des Horaz Gedichte sind aber schlechte. *Ducere* und *rendere* (Xen. Anab. I. 5, 5 *ῥῆμα ἐπιδόλυν*) erregt, weil es mit Unrecht (*iniuste*) geschieht, den Tadeln des Horaz; derselbe Begriff wird mit einer gewissen Milderung wiederholt in v. 78 *honorem et praemia posci*; statt die Alten zu entschuldigen, verlangt man für sie Huldigung.

In den Versen 79—85 werden mehr die Dramatiker berücksichtigt. Atta ist ihr Vertreter. — Über den frechen Zuseher, die Stücke desselben auf die Bühne gehören, erhebt sich allgemeine Entrüstung. Als Gründe dafür und für die unberechtigte Hochachtung führt Horaz an: 1. Verwechslung des Stücker mit der trefflichen Darstellung (v. 82), 2. eigensinniges Festhalten an eigenen Urtheil (v. 83), 3. stolze Selbstüberhebung über das jüngere Geschlecht, die den eigenen Irrthum früherer Tage nicht einsehen (84—85). *Jam Saliare* (86—89): Horaz sprang vom Epos und Schauspiel; mit einer gewissen Emphase (*iam*) geht er zur Lyra über. Er nimmt nicht z. B. das *Carmen Saeculare* des Livius an (Liv. XXVII, 37 *nunc abhorrens et inconditum*: Livius ist bereits als Epiker erwähnt); er greift zum uralten, unverständlichen *salutarum Numae Carmen* zurück, um so besser das unedelmotiv der einseitigen Überschätzung zu brandmarken: Neid und Missgunst gegen die Neuere.

Bisher verhielt sich Horaz mehr defensiv; jetzt ergreift er die Offensive (90—138): Ihr beruft euch auf die Griechen; so thue ich auch. Wenn die Griechen euer Abneigung gegen das Neue getheilt hätten, gäbe es jetzt gar nichts Altes. Euer Vorgehen ist im Widerspruch mit der ganzen Gestaltung des griechischen (90—102) und römischen (103—139) Lebens.

vv. 90—102. *Positis bellis* (93) will Bibbeck, wie schon früher Zell, von den Kriegen der Heroenzeit und den gewaltigen Völkerzügen verstehen; auf die dorische Wanderung weist ebenfalls Riedel hin; doch schließt er die Perserkriege nicht aus. Hauptsächlich zu der Zeit nach den Perserkriegen passt *nugam, fortuna aequa*, besonders in *vitium labier*. Durch den glücklichen Ausgang derselben und den materiellen Wohlstand kam eine gewisse Verweichlichung (*vitium* hier, als Nachlassen der *virtus*; vgl. Thuk. II, 38: *καὶ μὲν καὶ τῶν πόλεων ἀλείψιας ἀναπαύειν τὴν γυναικὴ ἐπιπορεύμεθα. ἀγῶσι μὲν γὰρ καὶ θυσίαις διατίθοντες νομίζοντες, ἰδίαις δὲ κατασκευαῖς ἐμπροστίουν ὧν καὶ ἡμεῖς ἰ, τέφρις τὸ λεπτόν ἐκλήσσει*).

Bei der Aufzählung der Hauptbeschäftigungen und Liebhabereien kommen die gymnastischen Spiele zuerst. Zum Pfordern gehört auch der Wagenkampf. — Die Bildhauer arbeiten in den drei bedeutendsten Stoffen: Stein, Elfenbein, Metall; die Maler erfreuen durch ihre Kunstwerke nicht bloß das Auge, sondern heben auch den Geist zum Ideellen empor, weil sie neben der äußeren Ähnlichkeit auch das geistige Element, den Charakter

darzustellen wissen. Musik und dramatische Kunst blühen. Den Vers 101 wollen einige ganz tilgen, andere versetzen, weil er hier nicht unterzubringen sei; jene Erklärer, welche die Tradition aufbehalten, sehen darin eine Art Entschuldigung des griechischen Leichtsinnes. Sollte der Vers nicht eine Erklärung des vorhergehenden Satzes sein? Was Griechenland jetzt liebt und treibt, das läßt es gleich einem launischen Mädchen in kurzer Zeit überhastet fahren. Ob für immer? Nein. Denn sowohl 'quod placet' (quod cupide petit v. 100) als auch 'quod odio est' (*mature plera reliquit*) ist bei den Griechen dem Modewechsel unterworfen, so dass auch letzteres wieder ein Gegenstand der Liebe werden kann. Welche von diesen Künsten ist so im Schwange, welche so außer Curs, dass nicht die Vorliebe in Abneigung, die Abneigung wieder in Vorliebe umschlagen könnte? Und nun folgt der eigentliche Grund dieser für die Künste so günstigen Verhältnisse: es war der holde Friede, der nach den vielen Kriegen immer wiederkehrte (*pacis*), ja in den verschiedenen Fest- und Spielzeiten gar nie aufhörte. Nach v. 107 scheint v. 101 hauptsächlich deshalb nicht zu passen, weil in den vorausgehenden und nachfolgenden Versen 'aut odio est' nicht hinreichend motiviert ist.

vv. 103.—139. Das Beispiel der Griechen zeigt, dass starre, einseitige Bevorzugung des Alten ein Unding sei, dass der Wechsel Vortheile bringe; nun weist der Dichter an der Geschichte des eigenen Volkes einen großen Umschwung der Gesinnung nach. Zuerst entwirft er das schöne Bild eines alten römischen Hausvaters, welches zu *infans sub nutrice puella* einen wohlthuenenden Contrast bildet. Im Vers 105 wird *nominibus rectis* trotz der Stelle Cic. ad Att. V 21 kaum sichere Schuldner bedeuten; das liegt schon in *cautos*. Die Fassung: *nomina* = Schuldposten, der Hinweis auf genaue Führung und Ordnung des Hausbuches, der Gedanke: „Versichertes Geld trägt er genau (*nominibus certis*) in sein Cassabuch“, dies alles, scheint es, wird dem *expendere* nicht gerecht. Vielleicht zeichnet der Dichter den sparsamen Hausvater, der am Morgen sein Geld nicht unüberlegt (*cautos nummos*) für wahre Bedürfnisse (*nominibus rectis*) im Hauswesen auslegt. Für diese Auffassung spräche auch die Thatsache, dass in der guten alten Zeit Geld- und Wechselgeschäfte noch nicht so ausgebildet waren und das *expendere* noch mehr ein Auswägen war.

Ribbeck will nach v. 107 die Verse 32, 33 einschalten und dann v. 108 folgen lassen. Allein 1. war Rom schon längst eine Weltmacht, als es noch *diu dulce et sollemne fuit* . . . 2. vom Eifer der römischen Jugend sich über Hebung des materiellen und ethischen Lebens belehren zu lassen zum Eifer in der Verfertigung von Gedichten (*scribendi studium*) ist ein weiter Schritt, ein eigentlicher Wechsel; daher *mutavit* am Platze. Nicht so von *pingere* und *psallere* zur Dichtermanie.

Doch auch bei dem conservativen Römervolk änderte sich der Geschmack. Der vorher so ganz auf das Praktische gerichtete Sinn findet Gefallen am Verfassen von Gedichten. Jung und alt wird von einer wahren Leidenschaft befallen:

Alles schreibt, es schreibt der Knabe, der Greis, (die Matrone,
Götter erschafft ein Geschlecht, welchem das Schreiben so schreibt)
(Schiller, Xen.).

Zwar haben nicht alle Erfolg; sonst gilt überall der Grundsatz: *ἐξ ὧν τις ἢν ἑαυτὸς εἰδὲν τέχνην*; selbst unschädliche Hausmittel (*habrotonum*) verordnet bloß der Kundige; aber dichten will jeder mit oder ohne Geschick. Jedoch auch das hat Vortheile; denn es dichten auch *docti*. Also ein Grund mehr, warum man mit der einseitigen Bewunderung der Alten brechen soll. Und nun folgt die herrliche Stelle über den Wert der Dichtkunst (119—139). Um zu zeigen, wie scharf und logisch Horaz bei aller Eleganz geschrieben hat, wollen wir diese Stelle genauer analysieren, selbst auf die Gefahr hin, dass die Dispositio eine Dissectio scheint.

Vortheile (*virtutes*) der Dichtkunst: I. in Bezug auf die Person des Dichters: 1. nicht auf Geld und Gut, sondern auf die Kunst allein ist sein Streben gerichtet; 2. daher ist er erhaltend über zeitlichen Verlust, rechtlich im Verkehr, weil er wenig Bedürfnisse kennt (119—123); II. in Bezug auf das Vaterland, wenn auch nicht brauchbar im Krieg, so doch nicht unnützlich: 1. die Jugend unterrichtet und bildet er und bewahrt sie vor Unedelmuth durch gute Lehren den Charakter und entfernt die Hindernisse des geselligen Lebens: Roheit, Neid, Zorn. 2. Erwachsene regt er einestheils zu großen Thaten an, indem er den Ruhm desselben der Nachwelt überliefert und sie selbst als Vorbild für kommende Geschlechter hinstellt; anderentheils bietet er ihnen Trost in Leiden (Armut und Krankheit) (124—131); III. in Bezug auf Gott: 1. dadurch, dass er die unschuldige Jugend belehrt, erlangt er Hilfe und zwar Abwendung von Trockenheit, Pest und anderen Gefahren; und Gewährung von Frieden, Reichthum und Wohlstand, 2. lehrt er die Gottheit versöhnen (132—139).

Nach Vers 125 fügt Ribbeck aus der A. P. 391—407 an. Den Gründen, welche Vahlen gegen die Einschaltung anführt (l. c. 19, 20) könnte man noch Folgendes beifügen: Horaz spricht von v. 103 an von römischen Verhältnissen und berührt Griechenland (156), griechische Dichter (163), einen griechischen König (232) und griechische Künstler (239, 240) bloß, um das Römische mehr hervorzuheben. Ferner hat er fast alles, was in dem betreffenden Passus der A. P. gesagt wird, in der Einleitung unseres Buchs bereits den Heroen und indirect dem Augustus zugeschrieben, es hätten also größtentheils eine Wiederholung. Endlich scheint aus den großen Wirkungen das *'os tenerum pueri'* doch etwas zu folgen.

Os tenerum (126): an Gedichten lernt das Kind Aus-
 spreche und Sprache. In den Versen 132 und den folgenden lässt
 eine Anspielung an das *carmen saeculare* nicht verkennen.
 zeigt Horaz aber, dass auch neuere Gedichte factisch leisten,
 man von einem Gedichte verlangen kann, ja dass gerade einem
 neuen Gedichte — dem *carmen saeculare* — die Ehre und Weihe
 Religion zutheil wurde.

vv. 139—155. Hieran reiht der Dichter einen neuen Beweis
 aus der Entwicklung der römischen Literatur dar, dass
 Alten keine so große Bewunderung verdienen (139—250).
 es ist nichts Vollkommenes von den Alten geleistet worden.
 zwar zuerst in der Zeit, als die lateinische Poesie auf sich
 angewiesen war (139—155). Denn der kräftige, einfache
 Mann, der mit Hilfe von Weib und Kind (*cum sociis operum*
 142) seine Felder bestellte, brachte am Erntefest sein Opfer.
 sich und den Seinigen eine bescheidene Erholung. Daraus
 entwickelten sich (*inventa*) die Fescenninen, und man ergötzte
 an neckischen, kunstlosen Trutzliedern. Weil jedoch der Witz
 heftig wurde, musste die Gesetzgebung in dem Zwölf-Tafel-
 gesetz (tab. VIII od. Schöll) einschreiten. Zumpt (Criminalrecht
 182) meint (im Widerspruch mit Rein), dass das Gesetz bloß
 politische Schmähungen gerichtet war; vielleicht wurde es
 weiter ausgedehnt. — Durch das Einschreiten des Gesetzes
 es, wenn auch nicht zum Schaffen guter Gedichte, doch
 wenigstens zum Aufhören der Schmähverse. Das Höchste also, wozu
 römische Poesie sich aufschwang, so lange sie auf sich an-
 wies, war dieses: von verletzendem Spotte frei konnte
 wieder an Festen Ergötzung bieten. — Jetzt kommt ein neues
 Element; wie weit wird es zu Gunsten der alten Gedichte wirksam
 sein?

vv. 156—176. Mit der Unterwerfung Griechenlands, oder
 mit der Besiegung Unteritaliens wurde Rom mehr mit
 griechischer Kunst bekannt. Der Hexameter verdrängte den Satur-
 nischen Vers (vgl. Serv. zu Verg. Georg. II 385). Allein desson-
 wegen bleibt noch genug des Rohen. Gründe der mangel-
 haften Entwicklung sind nach Horaz 1. in Betreff der Tragödie
 späte Bekanntschaft mit griechischen Mustern (161—163),
 bei aller Befähigung Mangel an Anstrengung und Ausdauer im
 Nacharbeiten (164—167); 2. in der Komödie a) zur Scheu vor
 Plautus gesellt sich noch die Schwierigkeit der Sache (168—170),
 beim größten Komödiendichter kam noch flüchtiges Schaffen
 hinzu aus Mangel an Geld (171—176).

Nach dem ersten punischen Kriege führte Livius das erste
 Stück auf; Naevius und Plautus schrieben während des zweiten
 Kriege; noch vor Schluss desselben (550/204) brachte Cato den
 Komödien nach Rom. Bezeichnend für den Römer ist die Frage nach
 dem Nutzen (Tac. dial. 5). Unter diesem Gesichtspunkt betrachteten

sie die Hauptvertreter des griechischen Dramas: sie machten leicht anfangs nur Excerpte oder gebrauchten einige Sentenzen. Dann versuchten sie sich auch im Übersetzen. Der gewöhnliche Annahme, *digne* (v. 164) sei mit 'gut, entsprechend' zu übersetzen scheint v. 167 zu widersprechen. Wenn die Römer eine dem originalen entsprechende, würdige Übersetzung hätten geben können, wenn sie das Stück in freier Bearbeitung würdig auf römischen Boden hätten verpflanzen wollen, wäre Sorgfalt und Feile notwendig gewesen. An Talent fehlte es nicht (vv. 165. 166; vgl. Cic. de or. I 4, 15). Und doch waren die Übersetzungen schlecht. Cicero nennt (de fin. I 2, 45) die *Electra* des Attalus *male conversam*. — Gellius N. A. II 23 vergleicht den Wert der griechischen Originals von Menander und der Übersetzung des Caecilius mit den Waffen des Diomedes und Glaukos. Daher wird *digne* vielleicht besser in anderem Sinne verstanden: der Römische machte den Versuch, ob es sich mit der Römerwürde vereinigen lasse, mit literarischen Arbeiten der Griechen, zumal mit Übersetzen derselben sich abzugeben. Cicero vertheidigt mehr als einmal seine schriftstellerische Thätigkeit (vgl. de or. II 1, 4).

Bei seinen genialen Anlagen gefiel der Römer sich bald in seinen Leistungen; denn er hat Talent zur Tragödie; nicht das Glück (*satis* scheint wegen des folgenden Verses zu *felicitate* zu gehören) wagte er auch freie Nachbildungen; allein er verachtete die Feile. Für das gut beglaubigte *in scriptis* (v. 167) schreibt Bentley *inscitus*; andere (z. B. Keller) lesen nach mehreren Handschriften *inscite*; beides ist hart neben '*felicitate unde*' mit '*natura sublimis et acer*'. Wenn wir *litura* wörtlich nehmen, das Überstreichen der Wachstafeln zur Tilgung des Geschriebenen, so ist '*in scriptis*' nicht zu verwerfen, da es einestheils die littera näher bestimmt, anderentheils die Scheu der Römer vor Feile zur Verbesserung der Gedichte mit feinem Spotte als Abneigung gegen verbesserte Manuscripte darstellt (vgl. Cic. in Verr. II 2, 76 pro Arch. 5).

Wenn die Dichter auf die Tragödie nicht die gehörige Sorgfalt verwandten, so behandelten sie die Komödie noch leichtsinniger. Und doch verlangt sie größere Arbeit; denn sie nimmt den Gegenstand aus dem gewöhnlichen Leben; bei der Bearbeitung des alltäglichen Stoffes fühlt sich der Dichter nicht gehoben; der Zuschauer beherrscht scheinbar die Handlung ebensogut; die Kunst des Dichters muss alles thun. Daher das Wort des größten Komikers: *χωμυρδιδασκαλίαν εἶναι χαλεπώτατον ἔργον ἀπάντων* Aristoph. Eq. 514.

Die folgende Stelle enthält einen Tadel gegen Plautus. Die beliebtesten Rollen seiner Komödien werden aufgezählt; die Hauptmotive sind: Liebe, Geiz, Kupplerei, Schmarotzerthum. Unter dem viel besprochenen *dolosus* wird wohl am besten eine Charakterrolle verstanden (vgl. Teuffel R. L. G. n. 9); der bei Varro L. l.

VII 95 neben Dossenus stehende Manducus spricht für diese Ansicht. Zur Bestätigung dieses Urtheils über Plautus denke man z. B. an die Charakterzeichnung des Ergasilus in den Captivi. Der Grund, weshalb Plautus seine Stücke nicht besser durcharbeitete, war nicht Goiz (v. 119): aus Noth verkaufte er seine Stücke an die Veranstalter der Spiele (Gell. III 3, 14).

vv. 177—213. Nachlässigkeit in der Ausarbeitung verhin-
derte die alten römischen Dichter am Schaffen von Meisterwerken.
es konnte außerdem kaum anders kommen. Denn 1. schreckt
die Abhängigkeit von der Gunst oder Ungunst des Publicums einen
unabhängigen Sinn vom Dichten ab (177—181). Zu dem unwilligen
Abschiedswort valeat vgl. Serv. ad Aen. XI 97: „*Varro in libris
historicis dicit ideo mortuis salve et vale dici, non quod aut
salvi aut salvi esse possunt, sed quod ab his recedimus, eos num-
quam risuri. Hinc ortum est, ut etiam maledicti significationem
interdum valeat obtineat*“ (χαίρειν). v. 181 ist eine der Stellen,
voraus man auf die Existenz dichterischer Wettkämpfe in Rom
schließen wollte. Allein der Begriff: Ehre, Preis (*palma*) genügt.
Im Context deutet auch Cic. Phil. I 15, 36 (*Nisi forte Accio tum
laudi et sexagesimo post anno palmam dari putabatis, non
eruto*) bloß auf Kundgebungen des Beifalls. — 2. das Publicum
ist großentheils roh und ungebildet (182—186). So groß die Zahl
der Zuschauer, so gering ist ihr moralischer (*virtute*) und socialer
(*honore*) Wert; sie haben nichts gelernt (*indocti*), wollen in ihrem
tölpelhaften Dünkel nichts lernen (*stolidi*), suchen ihre Laune selbst
mit Gewalt durchzusetzen. — 3. auch das gebildete Publicum hat
keinen Sinn für Poesie (187—188), sondern „man kommt zu
schauen, man will am liebsten sehen“ (Faust). — 4. infolge dessen
verschärfen bei der Aufführung verschiedene Missbräuche: a) es ist
über das Gaffen der Menge berechnet (189—199). Horaz führt
drei Arten von Unterbrechungen an: größere Scheingefechte, Schein-
trumphe, Vorzeigung seltener Bestien; er beobachtet in der Auf-
führung gerade die umgekehrte Ordnung von Cic. ad div. VII 4, 2.
Beim Triumph folgten die Gefangenen gewöhnlich der Beute; hier
gehen die gefangenen Könige voran, dann kommen die zweiräd-
rigen keltischen Wagen, die Carossen, die Lastwagen, Schiffe, die
steuerten Kunstschatze (*ebur*), die Abbildungen eroberter Städte.
Noch größer wird die Aufregung, wenn eine Giraffe auftritt, eine
eigene Thierart, ein Panther, den man mit einem Kameel ver-
wechseln kann (Varro l. l. V 20); b) der Lärm ist so groß, dass
man das Stück gar nicht hören kann (200—207). Der Dichter predigt
oben Ohren, kein Schauspieler ist so *ποῦν ἀγαστός*, dass er den
Lärm übertönen könnte (Cic. pro Sest. 55, 117 ff.) Zum Ver-
weilen dienen das windige Waldgebirge Apuliens und das verrufene
adriatische Meer (Cic. de or. III 19, 69). Und dieser Lärm erhebt
sich wegen der wichtigsten Ursachen, z. B. wegen eines violetten
Todes des Schauspielers. Das Violette erregte zur Zeit, als der

Dichter dieses schrieb, vielleicht deshalb solches Aufsehen seit ungefähr einem halben Jahrhundert ausser Mode war (N. IX 39). — 5. Dazu ist es an sich schon schwer, ein Werk zu schaffen, das den Anforderungen genügt (208—213). Der Dichter ist kein Gegner der dramatischen Kunst, und seine Ansprüche verdienen um so mehr Berücksichtigung, als er nicht aus der Ferne spricht.

vv. 214—250. Auch die Epik und Lyrik (*qui se lecta malunt*) kann sich bloß durch die Sorgfalt des Augustus wahren (215—217). Es soll ihn aber 1. das Lästige der Dichtkunst nicht abhalten, die Sorgen der Dichter zu lindern (218). Als Hauptschwächen zählt Horaz auf: wir sind ohne Rücksicht, voll Rücksicht für uns, auf Kosten der Freunde. Zu Leser, ja des Fürsten selbst; also indiscret, empfindlich gegen gemeintem Tadel, aufdringlich, voll eitler Unzufriedenheit, spruchsvoll in Bezug auf Anerkennung und materiellen Lohn. Horaz selbst anders dachte, zeigt er mehr als genug an vielen Stellen. — 2. Allein trotz unserer Fehler verdienen wir Berücksichtigung (229—250): bloß ein tüchtiger Wächter des Heiligthums der ihm anvertrauten Schätze zu bewahren und auch andere vorzuzeigen. Alexander der Große war selbst einem Chöros (Jasos) gewogen, der Verse ohne Fleiß (*incultis*) (233) sein Talent (*male natis*) machte. Das war aber ein Irrthum des Königs; denn schlechte Gedichte entstellen glänzende Thaten. Er hatte ein scharfes Kennerauge für Gemälde und Statuen (*artibus* v. 242), aber nicht immer einen klaren Blick für das Innere eines Gedichtes. Dieses sonderbare Urtheil über Alexander Schüler des Aristoteles, den begeisterten Liebhaber der Homerischen Gesänge, gründet sich auf die angebliche Vorliebe des Chöros für Chörilus. Alexander dient als Folie für Augustus. Dieser hat keinen Geschmack; Vergil und Varius verdienen wirklich die Aufmerksamkeit und die Geschenke des Herrschers. Im Vers 246 fassen wir *cum laude* so: 'die Geschenke gereichten Augustus selbst die Bevorzugung tüchtiger Männer ehrt den Fürsten.' Das ist zum Theil schon in der steigernden Litotes (245): *neguerant*. Ferner wäre matt und tautologisch: Augustus hat ad munera unter belobenden Äusserungen, zum Ruhm der Dichter abgegeben. Besser scheint es, die Stelle so zu fassen: die Dichter vergalt dem Herrscher seine Gaben durch ihre Gedichte, z. B. durch den Panegyricus Augusti. Vergil an vielen Stellen Eklogen und besonders der Aeneide. Und während Alexander darum kümmerte von Lysippus und Apelles treffend dargestellt zu werden, schätzt Augustus wahre Dichter, und zwar mit Recht. Ein ehernes Standbild vermag bloß den äußeren Ausdruck und in ihm den Charakter anzudeuten; das Werk des Dichters zeigt das Innere, Geist und Herz des Mannes, und zwar mit größerer Genauigkeit als eine Statue die Gesichtszüge.

vv. 250—270. Aus dem Gesagten ergibt sich als Schluss-
 satz der Grund, warum Horaz den Augustus nicht durch ein
 verherrlichtes, sondern warum er eine einfache Epistel schreibe.
 Willen fehlt es nicht, an Stoff fehlt es nicht; die Thaten, welche
 vollbracht, die Länder, wo seine Heere siegten, die Flüsse, über
 die sie setzten, die Städte, welche sie anlegten, die Völker, welche
 unterjochten, bieten Stoff genug, um den Sieger und weithin ge-
 achteten Friedensfürsten zu preisen. Allein es fehlt mir an Kraft,
 ein kleines bieten wäre lästig und schädlich zugleich. Schlechte
 Dinge, die einer unüberlegten Dienstbefissenheit entspringen, bringen
 Verlegenheit (*urget*) und der Leute Spott, da jederman für Fehler
 ein offenes Auge hat und sie auch länger im Gedächtnis behält als
 das Gute, das Billigung verdient. Doch auch dem Adressaten per-
 sönlich sind sie lästig (*nihil moror*) und schädlich. Aus den all-
 gemeinen Wahrheiten, keiner will belästigt, keiner entstellt sein,
 dass Augustus fast froh sein muss, wenn Horaz ihn nicht besingt;
 ein schlechtes Gedicht und der Held desselben geht den Weg
 der Maculatur. So schließt der Brief mit echt Horazischer Lauge.
 Gleich aber drängt sich der Gedanke auf: Was mir bevorstände,
 wenn ich ein schlechtes Gedicht schriebe, das wird das Los aller
 schlechten Gedichte sein, selbst der alten, so sehr auch die blinden
 Führer für dieselben eintreten.

Feldkirch.

J. N. Fischer, S. J.

Zu Tacitus.

Ann. III, 58, 5 *cur Dialibus id vetitum* (esse) findet sich
 eine sehr seltene Construction des passiven *vetare* mit Dativ, auf
 welche in dieser Zeitschrift 1873, S. 538 aufmerksam gemacht
 wurde. Dräger bemerkt hierzu in der neuen (4.) Auflage: „*vetitum*
 (dat. nach Analogie von *non licere*¹⁾); sonst nicht beobachtet“.
 Dieselbe Construction findet sich aber auch Ov. Met. V, 273 *vetitum*
propterea scelere nihil, wo man wie oben mit Nipperdey *vetitum*
 activisch gleich *illicitum* fassen und *scelere* wie *Dialibus* als
incommodi (incommodi) nehmen kann. Eine zweite Stelle
 wird ist XI, 434 *nil illis (ventis) vetitum est*. Dagegen gehört
 V, 138 *unde fames homini vetitorum tanta ciborum?* der Dativ
homini nicht zu *vetitorum*, sondern zu dem ausgelassenen
est. Ich stelle hiemit diese ganz gleichen Parallelstellen
 den Herausgebern und Lexikographen zur Verfügung. Sie fehlen
 bei Georges II, S. 3106.

Hist. II, 11, 21 schreibt Halm auch in der neuesten (4.)
 Auflage *sed lorica ferrea usus est* (scil. Otho) *et ante signa*

¹⁾ Er konnte hinzufügen, dass *Dialibus vetitum* nur zur Abwechs-
 lung mit *non licere Dialibus* gesetzt ist, das zwei Zeilen vorher sich
 findet.

pedes ire, wo die beiden letzten Worte eine zutreffend Madvig's sind. Aber auch *est* ist nach einem Vorschlag eingeschoben, um nur eine Construction herzustellen. es jedoch für einfacher und natürlicher, an der *corru* nicht nur nichts einzufügen, sondern auch das Wort streichen, wie ich es in meiner Schulausgabe gethan. Construction wird dadurch ohne Zweifel um vieles glatter, während *usus est et...ire* unendlich matt und fällig klingt. Es ist nur zu verwundern, dass man sich solchen lahmen Verbindung des Perfects *usus est* mit dem Infinitiv *ire* so lange Zeit mit demüthiger Indolenz

Wien.

Ig. Pr:

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

schis tragoediae. Scholarum in usum edidit Fridericus Schu-
bert. Pragae-Lipsiae. Tempsky-Freytag. MDCCCLXXXIII.

Trigone. II. Oedipus rex. (In der Bibliotheca scriptorum Grae-
corum et Romanorum edita curantibus Joanne Kvicala et Carolo
Schenk.)

1. Einer Adnotatio critica (nahezu 11 in sehr kleinen Lettern
gedruckte Seiten) folgen die Personenangabe, die *προσέσεις* und
Text (41 Seiten). Hieran schließt sich (6 1/2 Seiten) ein Index
zum.

Die adnot. crit. zerfällt in zwei Theile: der erste (nahezu
11) enthält die wichtigeren Abweichungen von der Über-
setzung im Laur. A, der zweite die Stellen, in welchen gegen Bo-
thius und Conjecturen namhafter Herausgabe oder Kritiker die
Lesart des Laur. A beibehalten ist.

Diese Zweitheilung hat für denjenigen, welcher die Ausgabe
in ihrer textkritischen Seite hin prüft oder benützt, ihr Unan-
nehmliches (s. in dieser Zeitschr. 1883 S. 344). Einen Vortheil
sehen können wir nur in der dadurch ermöglichten Kürzer-
ung einiger Bemerkungen erblicken und darin, dass so ad-
not. demonstrirt wird, wie der Verf. hinsichtlich des Textes vor-
zugehen ist, dass er nämlich eine möglichst conservative Rich-
tung eingeschlagen hat. Doch sehen wir von diesen formellen
Dingen ab, so ist der zweite Theil, streng genommen, überflüssig:
wenn eine Stelle im Theile A nicht erwähnt ist, so gehört sie
unter Umständen zum Theile B. Es hätten daher im Theile B
genügend Stellen, wo der Verf. zur Vertheidigung der von An-
geföchtenen Überlieferung des Laur. A nichts Erhebliches
sagt und auch nicht auf Stellen verweist, an welchen jene
Überlieferung vertheidigt oder erklärt wird (und es gilt das von
vielen, ja von der Mehrzahl der Stellen), füglich übergangen
werden können; dadurch wäre der verhältnismäßig bedeutende
Umfang der adnot. crit. um ein beträchtliches kleiner geworden,
es wären wohl auch beide Theile derselben in einen zusam-
mengeslossen, was um so angezeigt wäre, als bei der jetzigen

Zweitheilung manche Stellen in beiden Theilen zu besprechen waren, so 2. 31. (156 ff.) 292. 578. 978. 1164. 1222. Oder hat der Verf. durch diesen Theil B in Zusammenfassung mit dem Theile A nebenbei auch einen Überblick über das bisher auf dem Gebiete der Forschung über den Sophokleischen Text leisten wollen? Aber eine solche Zusammenstellung hat nur den Wert, wenn sie einigermaßen vollständig ist, was von der vorliegenden keineswegs gilt. Zum Beweise dieser unserer Behauptung führen wir aus unseren Notizen, die sicherlich gleichfalls nicht vollständig sind, nur einige namhafte Textesbesprechungen bei Conjecturen an.

Vers 2 οἷσθας ἐν τι K. Schenkl in dieser Zeitschr. 1871 S. 698. οἷσθ' αὖ τι Pleitner Progr. v. Dillingen 1864 und Madv. Adv. crit. I 214, ferner die ausführliche Besprechung dieser Stelle (1—6) von Todt in Philol. 1872 S. 213 — 3 ἢ πολὺ Eichler Progr. v. Iglau 1875, ἀνάπαιλαν Mekler Progr. Alai Gymn. in Wien 1879 — 23 f. Conjecturen von Madvig, G. B. Müller, B. Engelmann, M. Kern, Pleitner ebendas. — 71 ἵερ' Rauchenstein Fleckeisens Jahrb. Bd. 115 S. 452—112 ὅραται μὲν οἶν Heilmann Philol. Anzeiger 5 S. 17—119 χιλοῖς (τοὺς λόγχοις) Dr. H. Keck Progr. Husum 1882 — zu 175 παρὰ die Besprechungen von Emlein Progr. Baden-Baden 1880 u. v. F. Kern in Fleckeisens Jahrb. Bd. 119 — zu 211 und 215 die Besprechungen von Todt Philol. 1872 S. 211 f., zu letzterer Stelle auch Pleitner wie oben. — 234 ἡρώων' ὅμως Wacke — 280 bis 292 besprochen von Todt a. a. O. — 287 Conjecturen κενώσω und ἐρείψω — 309 δὴ λίσσ' Herwerden — 331 τὰ δὲ λα Rauchenstein s. z. V. 71—351 Conjecturen von Autenrieth, Rauchenstein, Emlein, Engelmann — 376 ὡς Rauchenstein — 392 ἐντός F. Kern — 413 ἀφ' εἰδήσοι Golisch — 421 Conjecturen von Herwerden und Madvig — 509 σὺ σιόθω Keck — 575 Madvig und Frey — 608 θείων de Jan Eos II p. 13 — 675 βοπὰς Müller — 730 ἔργον γ' ἄριστον Herwerden — 775 ἄως Madvig — 776 πᾶν F. Kern — 836 μέγ' ἄκος πέλεται Herwerden — 853 ff. besprochen von Todt und F. Kern — 858 τριταῶν Madvig — 1056 δ' αὖ und αἰσχροκίδειαν Keck — 1061 θόλον Madvig.

Hieraus lässt sich im Zusammenhalte mit dem bedeutenden Umfange (4 Seiten) des Theiles B der adnot. crit. aber auch sehen, dass der Verf. sich gegen Conjecturen Anderer sehr ablehnend verhielt. Er verfiel jedoch nicht einem starren Conjecturalismus, sondern er verschließt seine Augen auch nicht gegen die Mängel der Überlieferung im Laur. A. Sein Streben war augenscheinlich darauf gerichtet, auf Grundlage der besten Überlieferung und der bisherigen Textforschung einen lesbaren Text zu gewinnen. Und dies ist ihm in befriedigender Weise gelungen. Die bisherige Textforschung ist mit Geschick und mit Besonnen-

neuer Weise verwertet. Im einzelnen freilich ließe sich mit dem Herausgeber über manche Stellen rechten, so gleich eingangs über das beibehaltene ἄρης ἄρεα, doch kann das auf einem verhältnismäßig so wenig sicheren Boden nicht befremden und auch kaum als Tadel gelten.

Wir wollen nur die Stellen kurz besprechen, wo Neues geboten wird. Hinter V. 2 ist ein Gedankenstrich gesetzt „orationis abruptae signum“, damit die Verse „intellegi aliquo modo possent“. Damit ist nach unserer Ansicht der Stelle gar nichts geholfen, auch abgesehen davon, dass ein Abbrechen der Rede hier gleich eingangs derselben nicht am Platze scheint. 392 ist γὰρ εἰκός (statt ἐκτός) καὶ παρ' ἐλπίδας χαρὰ vermuthet, wobei die Präposition ἀπὸ κοινοῦ zu nehmen. Diese Conjectur scheint uns plausibel, wenn auch die Stelle nicht minder hart bleibt. 1183 wird ἴππαιτες ἄστοί (für ὡ πάντες ἄστοί) vermuthet. Die angeführten Beweisstellen O. C. 831 und Ant. 988 sind nicht zutreffend, indem einerseits dortselbst ἄστοί fehlt, andererseits Ant. 988 auch an Kreon zu denken ist, O. C. 831 aber wohl unecht ist s. Wecklein. πάντες dürfte wohl zu halten sein s. Wolff z. St. u. Genthe i. Lex. — Die Einschlebung eines σοί in 836 τοῖσι φθιμένα σοι μέγ' ἀκούσαι gibt der Verf. als seine Conjectur. Doch dieselbe hat schon Meineke (Beiträge zur philologischen Kritik der Antigone des Sophocles. Berlin. 1861 S. 34) gemacht.

Freudig begrüßen wir den Index metrorum. Unseres Wissens ist dies die erste Textausgabe, welche einen solchen bietet. Schubert richtete sich hiebei nach J. H. H. Schmidt (das vorher erschienene Buch von Gleditsch konnte noch nicht berücksichtigt werden).

Druckfehler im Texte sind uns nur 844 und 1197 aufgefallen außerdem in der adnot. crit. A zu V. 100, B zu V. 30. 42. 124. 234).

II. Nachdem wir I etwas eingehender besprochen haben, können wir uns bei II kürzer fassen, indem wir bemerken, dass hier im allgemeinen so ziemlich das Nämliche gilt, auch hinsichtlich der Unvollständigkeit in der Ausführung der Stellenbesprechungen und Conjecturen (so vermissen wir die treffliche Abhandlung von A. Schwarz „Die Königsrede in Sophocles Oedipus rex“).

In dem zweiten Theile der adnot. crit. bietet der Verf. öfters als in I kurze Bemerkungen über die Erklärung der überlieferten Lesart, um sie gegen Anzweiflungen zu vertheidigen, sowie auch Bemerkungen, um Conjecturen zurückzuweisen, so besonders zu 74. 182. 217. 413. 485. 565. 608. 676. 719. 753. 937. 1064. 1266. 1274. 1478. 1483. Manche dieser Bemerkungen sind recht gut.

Außer diesen Bemerkungen haben wir folgendes Neue gefunden. 287 wird nach τοῦς' Kolon gesetzt, welches passender

scheint als der von Anderen gesetzte Punkt. 360 wird, von der Überlieferung sehr abweichend und dem Sinne nach nicht ganz entsprechend, ἢ οὐ τρανὴς λόγος nach dem Vorgange Krolla vermuthet. 852 wird φόβον statt φόνον vermuthet, kaum notwendig. 1167 wird γ' ἐκ δωματίων für γεννημάτων conjiectiert, kann richtig, weil γὲ überflüssig wäre.

An Druckfehlern sind uns aufgefallen im Texte (220 Verszahl) 261 γένος, 360 ἦ, nach 918 fehlt Komma, 982 ἡμετέρας, 1283 τῷδε (Verszahl 1475 fehlt), außerdem in der adnot. crit. A zu V. 322. 741, B zu V. 676. 682. 1208.

Villach.

J. Rappold.

Über einige neuere Liviana. I.

Titī Livii ab urbe condita liber XXII. Für den Schulgebrauch erklärt von Eduard Wölfflin. Zweite Auflage. VI und 102 SS. — Liber XXIII. von E. Wölfflin und F. Luterbacher. 99. 88 Leipzig 1883. Druck und Verlag von B. G. Teubner.

Titī Livii ab urbe condita liber XXII. Ausgabe für den Schulgebrauch von Franz Luterbacher, Gotha 1883. F. A. Patzer. 56 SS. Text, 55 SS. Commentar.

Titī Livi ab urbe condita libri. Erklärt von W. Weissenborn. Viertes Band, drittes Heft: Buch XXIII. 7. Aufl., besorgt von H. J. Müller. 119 SS. — Siebenter Band, erstes Heft: Buch XXXII. 8. Aufl., besorgt von H. J. Müller. 100 SS. Berlin 1883. Weidmannsche Buchhandlung.

Titī Livi ab urbe condita libri. Recognovit H. J. Muehle. Pars III. Lib. XXI. et XXII. Berolini apud Weidmannos 1882. XII n. 92 SS. — Pars V. Lib. XXIII. et XXIII. 1883. IX n. 60 SS.

Titī Livi ab urbe condita libri. Editionem primam curavit Weissenborn. Editio altera, quam curavit Mauritius Muehle. Pars III. Fasc. I. Lib. XXIV—XXVI. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri 1881.

Titī Livi ab urbe condita liber XXVII. Für den Schulgebrauch erklärt von F. Friedersdorff. Leipzig 1881. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 97 SS. — Lib. XXVIII 1883. 126 SS.

A. Luchs, Emendationes Livianae. Erlangae. Typis Junge. 1881 — 1882. Particula I. 11 SS. Part. II. 13 SS.

Wir haben es hier durchweg mit in weiten Kreisen bekannten Namen zu thun und mehrere der in Betracht kommenden Ausgaben wurden in früheren Auflagen oder mit Rücksicht auf andere Bände an dieser Stelle schon wiederholt angezogen. Wir können darum bei dieser Besprechung in der allgemeinen Charakterisierung uns öfter kurz fassen und dafür einigen Einzelheiten etwas mehr Raum gönnen.

Wölfflins vortreffliche Ausgabe des 22. Buches (vgl. die Ref. Anz. in dies. Zeitschr. 1876 S. 426) hat in dieser zweiten Auflage mancherlei Veränderungen theils im Commentar, theils im

andere im Texte erfahren, die er im Vorwort und im Anhang, an nun sämtliche kritische Bemerkungen auch aus dem Commentar übertragen wurden, bündig begründet. Was den Text betrifft, zeigt sich hier unter den neuesten Herausgebern überhaupt auch die wohlthuende Erscheinung einer stets wachsenden Arbeit in wichtigen Hauptpunkten: die Entwicklung dieser Livianischen Erscheinung auf Grund der neuesten Forschungen ist den Kenner bekannt und von W. in der Vorrede auch gut anerkannt. Mit der Herausgabe des 23. Buches, an dem Wölflin nun in Zürich gearbeitet, betraute er jetzt seinen einstigen Schüler Luterbacher, der, wie uns freundlich mitgetheilt wurde, nächstens auch die bald nöthig werdende dritte Auflage der Wölflinschen Ausgabe des 21. Buches besorgen wird.¹⁾ Luterbacher, durch mancherlei Arbeiten seit Jahren auch auf diesem Gebiete bereits gut bekannt²⁾, hat dem ihm von W. für das 23. Buch übergebenen Material die nöthigen Ergänzungen und auch die Resultate eigener Forschungen beigelegt, die ganze Anlage und Einteilung aber natürlich der Wölflinschen Ausgabe des 21. und 22. Buches vollständig angepasst. Etwas anders eingerichtet ist die Luterbachers Ausgabe des 22. Buches in der bibliotheca Liviana, die im Anschlusse an die eben in der Anm. erwähnte Ausgabe des 21. Buches³⁾ jüngst erschienen ist. Es sind da im 22. Buche die Texte und Commentar getrennt und letzterer ist unter Ausschließung des kritischen Anhangs mit ganz besonderer Rücksicht auf die Lesbarkeit abgefasst⁴⁾. In der Textgestaltung zeigt L. manchmal Bestreben, den Anschluss an Cod. P auch in einigen bisher freilich Kleinigkeiten wo möglich noch strammer zu gestalten (B. XXII. 60, 5 videatur nach P¹ statt des sonst auch noch bei den neuesten Herausgebern [auch Wölflin 1883] aufgenommenen videbatur nach C), die Conjecturen sind meist geistreich, ein Theil wirkliche Emendationen, ein Paar jedoch erscheinen umher den Schriftzeichen des Cod. P. etwas zu frei und ihrerseits in einem gewissen Gegensatz zur sonstigen Methode.

H. J. Müllers Verdienste um Livius sind auch in dieser Schrift schon gewürdigt worden (z. B. von Götzbauer 1879. 10) und indessen haben sich dieselben wieder gemehrt, beson-

¹⁾ [ist seitdem erschienen und wird im 2. Theile dieses Berichtes besprochen]

²⁾ Vgl. außer krit. Beiträgen in Zeitschr. die Abhandlungen: De libris librorum XXI et XXII T. Livii Straßburg 1875, der Prodigien- und Prodigenstil der Römer Borgdorf 1880 und die Ausgabe des 21. Buches Gotha 1882.

³⁾ Vgl. darüber H. J. Müller Jahresb. d. phil. Vereins Berlin 1883. 8. 321 ff.

⁴⁾ Es ist diese Ausgabe des 22. Buches eine sogenannte Doppelgabe der bibl. Gothana; im Commentar schien uns hier nach Durchsicht einiger Partien auch das Gleichgewicht zwischen sprachlicher und sachlicher Erklärung meist gut hergestellt.

ders auch durch die gewissenhafte Sorge für die fortwährend und in manchen Partien in rascher Folge erscheinenden neuen Auflagen der erklärenden Weissenbornschen Ausgabe. In den jetzt hier angezeigten neuesten Bänden dieser Ausgabe⁵⁾ ist der Commentar wieder nicht selten wirklich verbessert, z. Th. sogar umgearbeitet (im 7. Bande), der Text mehrfach auf Grund der neuesten Forschungen, woran H. Müller bekanntlich selbst so regen Antheil nimmt, besonnen geändert und von Druckfehlern und orthographischen Unebenheiten mehr und mehr gereinigt; besonders hervorzuheben ist dazu noch die schöne Herausbildung des krit. Anhangs mit der nun hier eingeführten praktischen Einrichtung, dass schon vorne im Commentar durch ein dem Lemma beigelesenes Sternchen auf diesen Anhang verwiesen wird. Es sind darin manchmal auch neue Conjecturen des Herausgebers, die er noch nicht in den Text aufgenommen, mitgetheilt, öfter werden kritische Bemerkungen Weissenborns, die nach der nunmehrigen Textherstellung nicht mehr am alten Platze bleiben konnten, aber in irgend einer Beziehung doch immer Erwähnenswertes enthielten, hier angefügt und man kann es nur mit Freude begrüßen, dass dieser mit Liebe gepflegte Theil nun an einigen Stellen fast zu kleinen Excursen sich erweitert, die nur anregend wirken können. Die ebenfalls bei Weidmann in Berlin veröffentlichten Textausgaben H. J. Müllers, wovon bisher fünf Bändchen erschienen sind und hier das vierte und fünfte in Betracht kommen sollen, schließen sich natürlich in der Hauptsache an die größere Ausgabe an, einzelne Abweichungen des Textes zeigen sich jedoch in solchen Partien, wo seit dem Erscheinen des betreffenden Bandes der letzteren doch eine verhältnismäßige Frist verstrichen war (so im 24. Buche z. B. cap. 8, 18 mit Rücksicht auf M. Müllers Bem. in Fleckeisens Jahrb. 1881, S. 675): ein Unterschied findet auch bezüglich des Orthographischen statt, da der Hr. Herausgeber hier mehr und mehr die für Schulausgaben wünschenswerte Consequenz möglichst stramm herzustellen suchte⁶⁾ und sich dabei u. A. für durchgängige Assimilation entschied. Ref. stimmt natürlich dem Streben nach Consequenz auch vollständig bei, ist aber über die Art der Durchführung, besonders im letzterwähnten Punkte, etwas abweichender Ansicht, die er für sein eigenes Vorgehen in seiner Ausgabe des Livius XXVI—XXX (praef. p. VII) und der Metamorphosen Ovids (praef. p. IX) befestigte und bereits auch freundlich anerkannt sah⁷⁾. H. M. hat aber jedenfalls das von ihm angenommene Princip mit gewohnter Genau-

⁵⁾ [Seitdem ist, um dies hier nebenbei kurz zu berühren, auch noch das 2. Heft des 7. Bandes mit Beh. XXXIII u. XXXIV in 3. Aufl. am Schlusse des J. 1883 erschienen.]

⁶⁾ Vgl. seine eigene Bemerkung im Jahresb. des phil. Vereins 1882, S. 267.

⁷⁾ Vgl. literar. Centralbl. 1883, Nr. 51, S. 1797.

ist befolgt und die übrig gebliebenen Ungleichmäßigkeiten auf diesem Gebiete und auf dem der durchdachten und größtentheils präcisen praefatio sind, wie wir sehen werden, nicht zahlreich.

Für die Weissenbornsche Textausgabe des Livius bei Teubner hat Moritz Müller, ein auch wohl bekannter Livianer (vgl. des Ref. Anzeige seiner erklärenden Ausg. des 1. Buches in dieser Zeitschr. 1876, S. 426 ff.), von dem wir bald auch eine längst ersehnte umfassende Publication über den livian. Sprachgebrauch erwarten haben, die Besorgung der neuen Auflagen übernommen. Er hatte beim vorliegenden Bändchen viel zu thun, da diese zweite Auflage desselben der ersten nach so langem Zwischenraume folgte, indessen so viel und fruchtbringend geforscht worden war und darum mehrfach, namentlich für das hier noch aufgenommene 26. Buch, wo nun die grundlegende Ausgabe von Luchs bereits in Betracht kam, geradezu Überarbeitung nothwendig wurde. Die äußere Begründung seiner Ansicht über eine Reihe von Stellen hat M. Müller in seiner Besprechung der Luchsschen Ausgabe in den Göttinger gelehrten Anzeigen 1880, S. 1451 ff. und in der Abhandlung „zu Livius“ in Fleckeisens Jahrbüchern 1881, S. 673 ff. dargelegt, worauf hier vorderhand noch besonders verwiesen werden mag, da die kritische praefatio zur Textausgabe erst mit dem Texte der Bücher 27—30 erscheinen wird. Der Verf. liefert in diesen Abhandlungen nebenbei auch wieder viele neue Nachweise und Stellensammlungen für den livian. Sprachgebrauch.

Friedersdorffs erklärende Schulausgaben des 27. und 28. Buches sind nach denselben Grundsätzen bearbeitet, die Ref. bei Anzeige seiner Ausgabe des 26. Buches in dieser Zeitschr. (1882, S. 47) besprochen hat; hinzugekommen sind bei diesen Bändchen nach dem kritischen Anhang noch sprachliche Beobachtungen mit reichen Stellencitaten, die eine auch für den Forscher sehr dankenswerte Zugabe bilden. Bei der Textgestaltung wurde selbstverständlich hauptsächlich die Luchssche Ausgabe berücksichtigt, auch finden sich einzelne Abweichungen namentlich bei Conjecturen, unter denen ein Paar aus der neuen Madvigischen Auflage (1882), welche Ref. in seiner damals schon gedruckten Ausgabe Th. nur mehr am Schlusse der praef. (p. XIV Anm.) empfehlen konnte, hervorzuheben sind. Ebenso kann es nur gebilligt werden, dass XXVIII, 41, 8 nun auch hier die vom Ref. unbedenklich in den Text gesetzte Halmsche Herstellung aufgenommen ist*).

Schließlich darf es Ref. nicht unterlassen hervorzuheben, wie sehr jetzt bereits auf dem ganzen hier besprochenen Gebiete die anerkannten und sich immer mehr ausdehnenden Forschungen von A. Luchs, der nach der eben wiederholt erwähnten Ausgabe der Bücher 26—30 (vgl. darüber Giltbauer in dies. Zeitschr.

* Dieselbe wurde, hier nebenbei bemerkt, nun auch von Madvig anerkannt; doch ist in seiner Ausg. praef. p. XI die diesbezügliche Bemerkung nachzutragen.

1881, S. 182) wieder Reihen von Beiträgen zu anderen Büchern als Vorläufer seiner weiteren Bearbeitungen veröffentlichte, eine hervorragende Rolle spielen. Für die eingangs näher bezeichneten Emendationes Livianae kann es wohl auch kein schärferes Zeugnis geben, als dass sie, kaum erschienen, in den gerühmtesten Ausgaben, wo sie einschlugen, mit schönster Übereinstimmung berücksichtigt und meist schon in den Text geändert wurden.

Nach diesem Überblick geben wir nun zu einigen Einzelheiten über und lassen zuerst in knappster Form die Mittheilung von ein Paar Versehen, Unebenheiten und Druckfehlern folgen, die in den Angaben über die Corrigenda bisher übersehen sind.⁹⁾ Wölfl. XXII: 17, 3, S. 29 Druckfehler discurrentium. 32, 6, S. 51 steht auro statt auri. 42, 2 S. 64 fehlt satis, das passend und auch nach den neuesten Angaben in P enthalten ist (vgl. H. J. Müller Jahresb. 1881 S. 137). 35, 2 S. 54 sind die Worte der Anmerkung „S. krit. Anhang“ jetzt ohne Bezug. 51, 8 S. 74 quo statt quos wohl doch Druckfehler? — Wölfl.-Lutervach. XXIII: 5, 5 hatte auch Riemann schon in Rev. de phil. 1881 desit vorgeschlagen (vgl. auch H. J. Müller Jahresb. 1883 S. 344), was somit im krit. Anhang S. 97 auch eine Andeutung verdient. 14, 13 ist per agrum eigentlich Herstellung von Otto, wie Madvig Emend. p. 319 auch ausdrücklich angibt, daher die Bemerkung im Anhang S. 98 genauer zu fassen: „Mg. Em. 319 nach Otto“. Im Anhang l. c. passt 22, 4 die Angabe „senatorum zugeordnet nach Weissenborn“ nicht zum Texte S. 44, wo senatorum steht und die ganze Anmerkung offenbar darnach eingerichtet ist; Luchs glaubt, dass Weissenborns Zugabe oder eine ähnliche auch nicht überflüssig ist. 35, 10 S. 74 ist das hs. is (u. s.) ohne jedwede Bemerkung ausgelassen. Seite 92 in Anhang S. 47, 8 l. 418 st. 417. Anhang S. 99 sollte zu 45, 2 bemerkt sein, dass die Stelle im Texte nach Luchs Em. II, 5 hergestellt ist¹⁰⁾. — Weissenborn-Müller XXIII: S. 29 l. im Commentar links 5. Zeile v. u. 32, 5 statt 32, 2. S. 51 zu 23, 3 muss sich in der Aum. unten fuerit statt des oben stehenden fuerit. Anhang S. 110 ist nach der sonstigen Anlage desselben auch wohl auch eine Bemerkung zu 9,1 vidit audivitque einzuschalten, vgl. Luchs Hermes XIV, 142. S. 114 fehlt zu 22,4 die Angabe, dass das mit Recht in den Text gesetzte tandem nach Luchs Em. I, 11 hergestellt ist. S. 117 zu 40, 4 vor dem Citat der

⁹⁾ In jenen Partien, die auch bereits von H. J. Müller in seinen jüngst erschienenen Jahresberichte 1883 besprochen wurden, übergehe ich das in dieser Beziehung von diesem Gelehrten schon Notierte.

¹⁰⁾ Kurz aufmerksam machen möchte ich hier noch darauf, dass bei Wölflin XXII, 56, 8 egredi urbe mit Madvig gegen P urbe im fortsetzenden Hefte Wölfl.-Lutervach. XXIII, 1, 3 aber urbes mit gegen ed. vet. u. Madvig aufgenommen erscheint.

zwischen Silinsstellen der Name Drakenborch einzuschalten, auch Hertz praef. p. XXXVIII. 40, 9 hat Madvig Em. p. 326 per vorgeschlagen, nicht deinde per; vgl. auch Wölfl.-erb. S. 99, welcher letztere deinde per mit seinem Namen zeichnet. S. 88 Anm. zu 17, 8 Druckfehler: Basatzung. XXI und XXII: S. 45 zu 31, 24, 11 wäre nach sonst nun eingeführten Gebrauche ebenfalls dem Lemma ein Anzeichen beizufügen, da auch diese Stelle im Anh. S. 184 näher besprochen ist. Auf derselben Seite 45 muss im Commentar rechts Zeile das zweite Citat lauten 1, 9, 15 statt 1, 19, 15. — J. Müller Textausg. XXII: 14, 8 S. 55 ist gegen die sonstige Schreibweise dieser Ausg. callis stehen geblieben, 20, 11 S. 59 re cis (add. Gronovius) nach dem sonstigen Gebrauche schief zu stehen (wie es in der erklärenden Ausgabe auch richtig geschehen ist). Zu 12, 4 soll es in der praefatio p. VII genauer heißen: Haupt statt illos Martios Haupt, sonst müsste bei der Lesart P statt des einfachen quos auch quos martios stehen; 22, 13 ebendort p. VIII unrichtig id est angegeben statt id est. Zu 18 wird in der praef. l. c. (wie auch im krit. Anhang der erklärenden Ausgabe S. 149) eum eodem nach Weissenborn als Wort des Textes aufgeführt, während sie sich beiderseits dort nicht findet, daher auch im Commentar der erklärenden Ausg. 55 das Lemma eodem mit dem Texte nicht in Harmonie sich findet. 42, 10 S. 75 ist die Schreibweise imminentem statt der hier eingeführten imminentem (die übrigens nach meinen Beobachtungen auch in den HSS bei Liv. vorwiegt) stehen geblieben. 39, 8 S. 73 und 46, 4 S. 77 findet sich hier noch immennus, während sonst auch in diesen Ausgaben richtiger immennus geschrieben wird z. B. XXIII, 18, 7; 48, 8. S. 81, Z. 4 ist das erste Anführungszeichen. XXIII: 10, 5, S. 7 steht die übrigens hie bei Liv. besser beglaubigte Schreibart comprehendi gegenüber der hier sonst und gerade kurz vorher 7, 3, S. 5 gelesenen comprehensos mit der angestrebten Gleichmäßigkeit nicht Einklang. In der praef. p. III zu 22, 4 dieselbe Lücke, die auch für die erklärende Ausgabe bereits notiert wurde. III: 14, 10, S. 53 reliquum. In der praef. könnten vielleicht Bemerkungen zu 3, 3 (das gemeinte urbo ist hier doch etwas näher zu kennzeichnen, weil im Texte dies Wort zweimal derselben Zeile sich findet) und zu 5, 5 (wo das unnöthig beigefügte aditus zu einem Missverständnis führen könnte) etwas früher gefasst sein¹¹⁾. — M. Müller XXIV—XXVI: 24, 10, 7.

¹¹⁾ Einer kurzen Andeutung scheint es mir auch hier wert, dass einige Lesarten, die in allen neueren Apparaten als Conjecturen eines Perizonius u. a. aufgeführt werden, bei näherer Prüfung bereits in alten Ausgaben, besonders in der Ed. Paris. vom J. 1610 fand; das gilt namentlich im Apparat meiner im Druck befindlichen Ausgabe der Bücher

S. 12 Druckfehler *cruentem* st. *cruentum*. 26, 40. 17. 5 10 ist das in jeder Beziehung bestens beglaubigte *omni* vor *re* vione sichtlich auch nur durch Versehen weggeblieben. Friedersdorff XXVIII: Anh. S. 110 muss zu 9, 13 der angenommenen Lesart wohl Kochs Name beigelegt werden. So der Madvigs; vgl. Madvigs Ausg. 1882 praef. p. IX (der Konjectur jetzt selbst aufgenommen) und Em. L. p. 406. mit ausdrücklicher Nennung Kochs; Ref. hält übrigens hier Madvigs frühere, Em. l. c. an erster Stelle ausgesprochene Ansicht für immer für wahrscheinlicher.

Und nun noch zu einigen kritischen Bemerkungen, Beobachtungen und Anfragen über ein Paar noch immer besonders zweifelhafte Stellen, soweit dies im Rahmen einer solchen Besprechung gestattet ist. Da ich den für Behandlung mancher noch strittigen Partien öfter nicht unwichtigen und auch von mir gelegentlich ergänzten Citaten solcher Fälle, wo in den Handschriften erkannt überflüssig beigelegtes *que* bes. in nächster Nähe ein anderes sich findet¹²), nun auch für Cod. P. der dritten Dekade wieder weitere auffallende beigegeben kann, wo die neuesten Herausgeber diesen Fehler fast ausnahmslos zugestehen (XXII, 1, 12, 4; 16, 7; 21, 4; 27, 4; 54, 5. XXIII, 11, 7; 14, 18), halte ich auch noch immer XXVI, 17, 13 die Heilung der Weglassung des *que* im *extemploque* des P, wie sie auch in nach g vorgenommen, zumal bei dem hier gleich folgenden *anteque*, für die in jeder Beziehung annehmbarste: wird dem nämlich, wie sich zeigt, paläographisch immer mehr berechtigt und gestaltet sie die Stelle in dieser Weise natürlich und so dürfte sie selbst vor der, durch an sich geistreiche *interpunctionsänderung* ermöglichten, Beibehaltung eines solchen *que* lichen *q*. den Vorzug verdienen, wenn letztere in die Fassung mehrfache Bedenken hineinbringt, die bei wiederholter Prüfung unter Beobachtung des livian. Gebrauches jedem sich mehr und weniger aufdrängen müssen. Ebenso halte ich XXIII, 24, 3. P überliefert *itaque fidem potioremq; ratus quam patriae debet*. Alschofski's Ergänzung *priorem* nicht für nöthig, sondern das einfache *potiorem* für das ursprüngliche; *potior* steht auch bei Livius wiederholt ohne Verbindung mit *prior*, manchmal recht ähnlichen Stellen z. B. III, 57, 4 *potiorem sibi conferre gratia rem publicam fore*, und die Entstehung des *subiecti* *que* in P ist beim nahen *itaque* auch hier doppelt leicht erklärlich. Dass auch XXV, 14, 8 das einfache *revocando* (*revocandoque*) aus guten Gründen sich empfiehlt, hat bereits Luchs Edmund I. II. 10 bemerkt. Ob nicht auch XXI, 50, 8 das einfache *ornatus* aus *ornatamque* herzustellen? Vgl. das ganz nahe *transgressus*

¹² Vgl. philolog. Abhandlungen III, 11 Beitr. zur Kritik dritten Dekade des Liv. I. 2.

zum einfachen Ausdruck XXXXIII, 9, 5 mit der Bem. von Esssenborn. Dagegen möchte ich XXIIII, 8, 18 an Herstellung des einfachen suadeo aus suadeoque nicht denken, da in diesem die anderen que in größerer Entfernung stehen; ich habe die mir von Luchs freundlich mitgetheilte, paläographisch (der 1. Dekade) und sprachlich begründete Vermuthung des Quirites bevorzugt; bei Ergänzung eines Verbum müsste natürlich der livian. Sprachgebrauch entscheiden und dieser für suadeo moneoque sprechen¹³⁾.

Immer auffälliger treten im Sprachgebrauch des Livius die Verbindungen von tumultus mit einem anderen Substantiv verschiedener Bedeutung hervor; vgl. H. J. Müller zu XXIIII, 15, 4; XXV, 4, 10 zunächst mit Rücksicht auf den allitterierenden Charakter und dazu nun die reichen Sammlungen bei Wölflin „allitt. Verbindungen der lat. Spr.“ S. 86, wo für Livius in der Beziehung nicht weniger als 22 Stellen mit tumultus citiert. Trotzdem lassen sich die Angaben noch ergänzen, nicht nur die allitterierenden Verbindungen¹⁴⁾, sondern auch für andere öfters nicht weniger hervortretende; vgl. z. B. XXII, 5, 3; XXV, 23, 17 strepitu ac tumultu. XXVI, 22, 8 strepitu et tumultu. XXIIII, 7, 6; XXV, 39, 9 clamore et tumultu. XXV, 10, 1 citus clamorque — XXII, 48, 4 pavorem ac tumultum. XXII, 8 pavoris tumultusque u. dgl. Sollte vielleicht auch XXII, 9, wo P conticuerit recte tumultus tum bietet, das in diesem Zusammenhange unerklärbare und jetzt meist als Dittographie, die hier doch nicht sehr nahe lag, gestrichene¹⁵⁾ recte noch auf den verderbten Rest einer solchen Doppelverbindung weisen? Rücksicht auf den erwähnten Sprachgebrauch und auf den Zusammenhang der Stelle, in der es früher §. 3 oben geheißen streperetque clamor lamentantium mulierum¹⁶⁾, läge z. B. der nahe an eine Herstellung wie ubi conticuerit strepitus et tumultus sehr nahe; aber die paläographische Begründung wäre weniger, außer man dächte etwa an eine hie und da nachlässige Verwechslung von strepitus und crepitus (vgl. z. B. Esssenborn 15, S. 196) und an ein einst schon in Capitalen entstandenes Verderbnis, um es zu erklären, wie nach einer zusammengekauften Silben tu allerdings begreiflichen aberratio resp. Entlassung bei dem öfter beliebten Streben nach Herstel-

¹³⁾ Vgl. M. Müller im Fleckeis. Jahrb. 1881, S. 675.

¹⁴⁾ Z. B. terror ac tumultus auch noch XXII, 7, 6; XXV, 40, 10. tumultu ac terror XXXXII, 64, 4.

¹⁵⁾ Abweichend schlug jüngst Kinderlin Bl. f. d. bayer. G. W. S. 583 die paläographisch leichte Änderung des recte in certe vor; abzuwägen sich dagegen geltend machende Bedenken bei H. J. Müller im Z. f. Phil. 1883, S. 349 recens, an das ich früher einmal dachte, scheint auch in den Zusammenhang weniger passend.

¹⁶⁾ Vgl. auch XXV, 25, 9 cum omnia terrore ac tumultu streperent, XXXIX, 16, 9 u. dgl.

lung eines wenigstens verständlichen Wortes aus streptos in tumultus tum respective CREPI[TUSET]TUMULTUSTUM ist Erklärung des nun sinnlosen CREPI oder CREPE¹⁷⁾, ein REPI TUMULTUSTUM sich entwickeln konnte. Natürlich denkt es bei dieser Vermuthung nicht daran, sie etwa in den Text zu setzen, aber einer Mittheilung schien sie Anderen und mir werth. Mit größerer Sicherheit auch in paläographischer Beziehung möchte ich XXIII, 7, 10 meinen Vorschlag empfehlen, auch des *privatum* des Cod. P, welches bei Wölflin-Luterbacher mit Hinweis auf eine Stelle des Plautus aufrecht erhalten ist, (statt Gronovs *privato*¹⁸⁾, das H. J. Müller mit Rücksicht auf den sonstigen Sprachgebrauch des Livius, welcher für *locale* Verhältnisse *privato* mit *in* oder *ex* oder den bloßen Ablativ zu weist, überall in den Text setzte, geradezu *in privato* zu schreiben. *privatum* in P, für das eine Plautusstelle hier nicht in Betracht kommt, entstand ziemlich sichtlich durch die Wortverstellung *privato in*, wie man ganz analog aus diesem Cod. auch XIII, 36, 7 die Verstellung *utili in st. inutili*, XXII, 11, 1 *de st. deque re*, XXIII, 10, 12 *quicum in st. cum* (u. *in*, XXIII, 16, 9 *ut pro st. pront* u. dgl. nachweisen kann. Für das bei Livius in solchen Fällen doch überhaupt gewöhnlichste *in privato* vgl. außer meist citierten Stellen auch XII, 54, 7 *consilia inde non publica sed in privato habuere*. XIII, 30, 7, wo P¹ *vasta a defensoribus*, die jüngere Überlieferung *vacua a def.* hat¹⁹⁾, ist bei Wölflin-Luterbacher ersteres in den Text gesetzt, jedoch mit gutem Hinweis auf das *sonst* bei Livius wie bei Caesar in solcher Verbindung sich findende *vacua* (Anh. S. 99), bei H. J. Müller letzteres und ich glaube, trotz des sonst anzustrebenden möglichsten Festhaltens an P, mit Recht. Hier muss ganz besonders der Sprachgebrauch entscheidend dabei lassen sich, abgesehen davon, dass die Stelle Sail. liv. 48, 3 für *vasta* in unserer Verbindung wenig klappt, auch weil überall die Belege für *vacua* noch mehr sind. B. Bell Afr. *pertra duas vacuas a defensoribus*, Curt. Ruf. VIII, 13, 27 *vacua hostibus ripa*, Ovid. Met. VII, 653 *vacuos cultoribus agros*. Auf demselben Grunde scheint mir XXIII, 1, 1 die übrigens auch auch paläographisch verhältnismäßig näher liegende Ergänzung *castraque vor capta ac direpta* nach Facius und Panormita immer am annehmbarsten, da zu der schon bisher bedeutenden Stellen-sammlung für die Verbindung von *castra* mit *capta* oder *direpta* die

¹⁷⁾ Letzteres natürlich bei der oben angedeuteten Annahme des Verderbnis einst schon in Capitalschrift entstanden wäre.

¹⁸⁾ *privato* schließt sich, wie man sieht, nicht genau an die Schreibzeichen in P an.

¹⁹⁾ Mit cod. rec. bezeichnet die Lesart H. J. Müller, bei Wölflin-Luterbacher ist sie nach Drakenborch (7, 508) dem Sigon. angenommen. Hertz schweigt darüber.

beiden Participien (vgl. Weissenborn-Müller z. St.) sich stets der neue Beispiele gesellen, wie IX. 40. 14 c. captis diripiente XXIII. 10. 6 c. dirapta XXXVII. 43. 5 ad c. diripienda II. 14. 4), während bei Luthachters Herstellung (Veränderung des fehlerhaften Haec vor Hannibal in Praeda) hier bei uns sich wohl nur ein Beispiel für die Verbindung mit diripio²⁹⁾ kaum eines für die Doppelverbindung mit capio und diripio nachweisen lassen.

XXIII. 27. 3 möchte ich im Anschlusse an bisher berührte Punkte als verhältnismäßig nächstliegende Ergänzung der stimmelten Überlieferung P: praetores dissimulare primo et tunda re esse die Fassung vorschlagen: praetores dissimulare pro extrahendam [rati] rem esse. Die Stellung, welche ich für von mir ergänzte genau dem liv. Gebrauche entsprechende gewählt, um den Ausfall auch paläographisch etwas leichter erklären, als dies bei anderen Ergänzungen bisher möglich findet sich bei Livius auch sonst in ähnlicher Weise (z. B. III. 29. 3) und hat keine Bedenken. Bei der XXV. 41. 6 Überlief. haud magni certaminis fuit nothwendigen Ergänzung Substantivs stehen sich res und proelium, welches letztere neuerer Zeit bevorzugt wurde, bezüglich des Sprachgebrauches gleich ebentüchtig gegenüber, wie ja auch bereits Weissenborn andeutete, vgl. auch Hertz II Adn. LVIII. Für proelium late man jetzt in dieser Beziehung noch XXXIII. 17. 3 pedestre nullius ferme certaminis fuit geltend machen, für res XXVI. 5. 14 nec magni certaminis rem fore. Paläographisch ant mir aber der Ausfall von res nach certaminis am leichtesten zu erklären und von den Parallelstellen ist noch dazu die dritte aus dem 26. Buche auch in der Fassung die sichtlich nächste. res wegen des bald folgenden rem zu scheuen, dafür in Liv. kein zwingender Grund, vgl. z. B. gerade früher cap. 40. 6 fore zweimal in einer Zeile. XXIII. 8. 1, wo auch M. Müller Herstellung mit Doppeländerung nach Weissenborn und Madvig si aut pacem in Italia aut id bellum cumque hostem habebamus, möchte ich kurz auf die ganz ähnliche Parallelstelle VIII. 41. 2 aufmerksam machen: si aut bellum nullum in Italia aut is hostis esset und daran die Frage knüpfen, ob vielleicht doch noch die von H. J. Müller im Anhang seiner erklärten Teubnerschen Ausgabe des 24. Buches (1878) als einer und paläographisch kaum ferner liegend bezeichnete Lesart älteren Ausgaben: si aut pacem in Italia aut bellum cum eo habebamus gerade mit Rücksicht auf die nach jener Parallelstelle erwartete und viel kräftigere strenge Zweigliederung

²⁹⁾ Vgl. übrigens auch zu dieser einen Stelle (XXII. 52. 5) noch meine Bemerkung in d. Ausg. 1883, S. 79: „diripienda, wofür man multi erwartet, da das Verbum besser zu castra passen würde“.

erneuerter Prüfung wert wäre? Die Phrase unten §. 2 *in bello, in hoc hoste* ist für das Obige bei näherer Betrachtung nicht Ausschlag gebend. An der immer noch nicht endgültig heilten Stelle XXII, 12, 4 *victos tandem quos Martius in Romanis* klammert Wölfflin *quos* ein. H. J. Müller und Lebachter setzen dafür nach M. Haupt *illos* und ich folge in dem Texte auch am liebsten diesem Beispiele. Freilich möchte ich fast noch immer vermuthen, wie ich es einst in dieser Zeitschr. 1876, S. 434 angedeutet, dass im fehlerhaften *quos* noch der Rest eines Verderbnisses aus einem zweiten Participium stecken könnte, ich könnte für derartiges nun nach dem livian. Sprachgebrauch noch weitere Analogien anführen z. B. XXVIII, 44, 11 *con-*
et fracto Hannibale, XXI, 40, 9 *quassata fractaque arma*.

XXII, 51, 9 möchte ich mit H. J. Müller, der *ille vor manus* einschleibt, einen ähnlichen Zusatz für wünschenswert halten. Riemann hat in seiner Ausgabe (Paris 1881) von derselben Anschauung ausgehend hier die Einschaltung des Wortes *Romanus* vor *in rabiem* empfohlen. Mir schiene *Romanus* noch anstößiger, wenn es vor *manibus* gestellt würde²¹⁾, da sich der Ausfall gerade dieses Wortes in den Handschr. wegen der in der vorhergehenden Zeile fast unmittelbar darüberstehenden *Romanus* und des sich dann anschließenden *manibus* (*cum {Romanus} manibus*) am leichtesten erklären ließe. Vgl. auch den Gegensatz *Poenus Romanus* im Nominativ am Schlusse derselben Erzählung bei Val. Max. III, 2, 11.

XXIII, 6, 7 will mir die jüngst von Riemann Rev. 1882, S. 87 vorgeschlagene Ergänzung *qui ferme [medium] ducunt* besser gefallen, als die Weissenborusche, von M. Müller behaltene, durch Einschlebung von *insulam* (*qui ferme ducunt insulam*); nicht nur ist sie paläographisch leichter, sondern klingt auch an andere Stellen, wo vom Himerflusse die Rede hübsch an, vgl. z. B. Mela II, 7 *quia in media admodum* Strabo VI, 2, 266 (I p. 365 Meineke) *διὰ μέσης ἑσπέρια*.

Und nun in dieser Partie der Bücher 21—25 noch ein paar Bemerkungen zu drei ganz besonders schwierigen Stellen, wo die bisherigen Mittel kaum je auch nur annähernd ein Sicheres, vielleicht aber doch hie und da etwas größere Wahrscheinlichkeit erreicht werden kann. XXIII, 19, 18 ist in P. geliefert: *statua eius indicio fuit, Praeneste in foro statuta, et tria signa cum titulo . . . inscripto 'M. Anicius pro salute . . . votum voluisse'. idem titulus tribus signis in Fortuna positus fuit subiectus.* — *votum voluisse* hat Maing. S. 320 mit richtigem Hinweis auf die epigraphische Formel

²¹⁾ Bezüglich dieser Stellung könnte gegen *Romanus* eben so ein Bedenken entstehen, wie gegen Müllers *ille*, vgl. dessen Jahrb. S. 284.

Jahrb. 1881, S. 674 gesprochen und seine Fassung in der angezeigten Textausgabe begründet (sin autem te classem obtinente adiumenta [omnia belli] velut pacato mari navibus Hannibali intactae atque integrae ab domo venerunt). Mir scheinen aber hier einige Ergänzungen des vortrefflichen Kenners des liv. Sprachgebrauchs letzteren doch etwas zu sehr auf Kosten der paläographischen Wahrscheinlichkeit hervorzukehren und ich dünkte, beide Gesichtspunkte auch da möglichst vereinigend, fast lieber an diese Herabsetzung: sin autem te classem obtinente iam velut pacato mari, quibuscumque opus erat, navibus Hannibali intactae atque integrae ab domo venerunt. So wäre das von M. Müller neuerdings mit Rücksicht auf Sprachgebrauch und Zusammenhang fein betonte *navibus* gerettet²⁵⁾, es wäre auch H. Müllers ebenso fein gedachte Ergänzung im übrigen (quibus opus non erat) in der Weise berücksichtigt, dass das dagegen von M. Müller einzig geltend gemachte Bedenken durch kleine Änderung nach Luchs (brieflich) beseitigt erscheint, und schließlich glaube ich durch die Combination in dieser Form auch den Ausfall durch aberratio einigermaßen motiviert und in allen Punkten die Wahrscheinlichkeit vielleicht erhöht zu haben, was in solchem Falle ja nur der einzige Zweck sein kann. Weisbergs dabei zugleich berücksichtigtes obtinente iam für obtinente etiam wäre ohnehin eine paläographisch leichte Änderung, schon durch die einstige Bemerkung Creviers angebahnt, vielleicht aber nicht geradezu nöthig. Über die fast ebenso schwierige Stelle XXV, 19, 13 hat ebenfalls M. Müller l. c. S. 684 eingehender gesprochen, mir gefällt an seiner Vermuthung, die er auch in den Text der hier angezeigten Ausgabe aufnahm, ganz besonders die sprachlich feste und paläographisch leichte Einsetzung des *du* vor *duas*, welche aber im übrigen verhältnismäßig so bedeutende Änderung nöthwendig sein? Wenn bei der Einsetzung von *du* nicht damit auf die von M. Müller angewendete kräftigere Interpunction bei *Lacus* nöthig wäre, wofür mir freilich mehrere Stellen einigermaßen zu sprechen scheinen, so würde ich als die einfachste Heilung dies betrachten: pugnatum tamen, ut in nulla pari re, *du*, *duas*, amplius horas concitata, donec dux stetit, Romana acie. Das überlieferte concitata schien mir auch so möglich, vgl. zum Ausdruck XXV, 37, 14; VII, 14, 2. Sonst könnte man mit Willen constante schreiben.

XXVII, 11, 2 hat auch Friedersdorff, wie Luchs in seiner Ausgabe und Madvig 1882, noch die Lesart *et Ostiae lacus* im Texte; ich hatte dieselbe ebenso aufgenommen, da mir die Überlieferung *P et ostium lacus*, obwohl Luterbacher Prodnahme, S. 13 deren Vertheidigung bereits begonnen hatte, hauptsächlich wegen Störung der sonst so durchsichtigen Gliederung, in welcher nur die Hauptpunkte durch *et*, die Einzelglieder einer Gruppe aber durch *quo* verbunden schienen, Bedenken erregte (in Albano monte

²⁵⁾ Vgl. darüber auch Madvig Emend. S. 336.

quam Ioris arborque | et Ostiae lacus | et Capuae murus For-
miaeque aedis | et Sinuessae murus portaque). Nachdem nun aber
gesehen auch Luchs Emond. II. 8 diese Zweifel noch mehr be-
stärkte, würde ich den Anschluss an P selbst da für unbedenk-
lich halten. XXVII, 27, 13 hätte wohl auch Friedersdorff mit
Harant in laudatione schreiben sollen; in demselben Capital §. 12
steht Madvigs neuester Vorschlag triplicem gestae rei recorda-
tionem (statt des unhaltbaren hs. ordinem) in der praef. der
Ausg. 1882, S. VIII gut wegen der verhältnismäßig leichteren
paläographischen Begründung (rei [recordationem]). Für triplicem
gestae rei memoriam, das Friedersdorff und ich nach Luchs auf-
genommen²⁶⁾, könnte ich freilich vom Standpunkte des Sprach-
gebrauches noch weitere Stellen anführen, wie Liv. XXI, 28, 5
ante variat memoria actae rei, Nep. Hann. VIII. 2 de Magonis
acta duplex memoria prodita est und paläographisch steht
damit bei näherem Nachsehen auch nicht so schlimm.

XXVIII, 21, 2 ist es einigermaßen auffallend, dass Frieders-
dorff, der doch sonst Σ sehr würdigt, die gerade mit Rücksicht
auf die Schriftzeichen dieser Überlieferung ziemlich sichere Emen-
dation des Fulvius Ursinus nicht aufgenommen hat, obwohl in
jüngster Zeit auch Leo selbst Madvig so warm sich dafür
vertrug²⁷⁾. XXVIII, 44, 6 hatte Friedersdorff bei seiner auf-

²⁶⁾ Seit meiner am Schlusse des Jahres 1883 erfolgten Einsendung
des, von der löbl. Redaction auch diesmal von mir gewünschten,
Berichts mit den obigen Bemerkungen ist in dieser Zeitschr. 1884,
S. 1 f. eine Besprechung meiner Ausgabe der Bücher 26–30 (Leipzig
& Prag 1883) von Herrn Siess in Graz erschienen, der leider
hier mit seinen Studien über Livius zurückgehalten, aber nach seinen
Äußerungen in dieser Erstlingsprobe (z. B. S. 33) wohl ein sichereres
Urtheil als bisher ruhmheftig bekannte Livianer über das „Latein des
Luchs“ sich erworben zu haben scheint. Ich hatte keinen Grund, die Be-
wertung hier zu berühren, da Hr. Siess mir im allgemeinen ja auch
eine Anerkennung — wenn auch nicht so freundliche, wie erprobt
wäre — im Leipziger Centralblatt, im Berliner Jahresber., in der Bremer
Zeitschau, in der phil. Wochenschrift, im Gymnasium — zutheil wer-
den lässt, und da über seine Einzelansichten in manchen Punkten ja
schon andere Fachgelehrte ihr ganz objectives Urtheil werden äußern
können; nothgedrungen aber muss ich in diesem Zusammenhange
zur Vermeidung jeder Täuschung constatiren, dass in dem Be-
richte die mehrfache Ungenauigkeit so weit geht, S. 34 an der oben
angeführten Stelle XXVII, 27, 13 Luchs und mir eine ganz andere
Conjectur (opinionem) unterzuschreiben, trotzdem dass ich auch noch in
der praef. p. XIV ausdrücklich mit Bezug auf Madvig über die Stelle
gesprochen. — [Über Anderes bei Siess vgl. jetzt bereits H. J. Müller
in Berl. Jahresber. des phil. Vereines 1884 S. 100].

²⁷⁾ Auch hier nur kurz beim Zwange des Zusammenhanges an der
von doch einmal in meinem Berichte erwähnten Stelle die nachträgliche
gehende Zusammenstellung der Äußerungen von Madvig und Siess:
Leipzig Ausg. 1882 praef. p. X: Fulvius Ursinus certissima emendatione
constituta codicum ducta, in quam ipse a. 1876 incidit, quum mihi iuvenis
in bibliotheca S scripturas ex Rhenani notis recitaret usw. Siess österr.
Zeitschr. 1884, S. 34: „Bef. glaubt, dass diese Conjectur des Fulv. Urs.
nur wenig Anspruch auf Billigung hat“.

genommenen eigenen Conjectur et molif[ri]t]andem hinc Hannibalem gegenüber der Madvig'schen, paläographisch doch zu bevorzugen, et moliente hinc Hannibale offenbar hauptsächlich die Gedanken im Auge, das von Weissenborn (3. Aufl. 1878), gegen Madvig einst geltend gemachte Bedenken, dass ein so wies das Moment in einer bloßen Nebenbestimmung erwähnt wäre, zu beseitigen; doch hat, abgesehen vom paläographischen, diese Conjectur auch ein Bedenken, worauf bereits H. J. Müller im Berliner Jahresber. 1883 S. 334 aufmerksam machte, und Ref. möchte hier überhaupt an der Nothwendigkeit einer Änderung der Überlieferung von molientem hinc Hannibalem noch immer zweifeln²⁵).

XXXI, 24, 11 würde ich in der neuen so schön verbesserten Ausgabe Weissenborn - H. J. Müller die Aufnahme des M. Meuschen Vorschlages empfehlen, *odium* oben vor die (statt an ebenfalls {nur beigelegten *iram* weiter unten) einzuschalten paläographisch ist diese Ergänzung, an die im Uraprincipe schon Weissenborn dachte, leichter zu erklären, als das Weissenbornsche *iram* und durch den liv. Sprachgebrauch kann sie ebenso belegt werden (vgl. z. B. IV, 32, 12). XXXII, 16, 11 hat H. J. Müller jetzt *haud* vor *inipigre* zwischen Klammern gesetzt, indem sich jedoch im Anhang S. 188 nochmals bedächtig mit Hinweis auf seine Auseinandersetzung im Berliner Jahresber. 1879, S. 146, ob *haud* vielleicht nicht dennoch zu halten? Nur vorsichtig möchte ich mir hier die andere Frage gestatten, ob am Ende nicht das da gut passende und bei Livius auch sonst belegbare *in* *inipigre* (z. B. I, 10, 3) gedacht werden könnte? Bei der Form *inipigre*, die oben wegen des Anlautes im folgenden Worte und bei der sonstigen Geläufigkeit wohl einmal in die Überlieferung einschleichen konnte, wäre dann die weitere Verwechslung mit *in* noch mehr geläufigen, hier aber doch jedenfalls recht auffälligen Formel *haud inipigre* nicht zu schwer erklärlich.

Doch genug für diesmal: es folgt ja ohnehin noch eine kleine Fortsetzung über neueste Erscheinungen.

Prolegomena in T. Livii Librum XXII. Scripsit Andreas Frigell. Gothae MDCCCLXXXIII. Sumptibus Et Typis F. A. Perthes. 64 ss. Titi Livii Ab Urbe Condita Liber XXIII. Für den Schulgebrauch erklärt von Gottlob Egelhaaf. Gotha F. A. Perthes. 1884. 92 ss.

Frigell's Prolegomena zum 22. Buche enthalten, wie die früher erschienenen Epilegomena zum 21. Buche, eine Reihe interessanter, auf eingehendem Studium beruhender Bemerkungen. An

²⁵) Vgl. außer der von Weissenborn verglichenen Stelle XXI 13, 1 die Bemerkungen bei Fabri-Heerwagen zu letzterem Passus mit 10 Citaten.

²⁶) Nachdem die vorstehende Besprechung bereits eingeschickt war erschienen noch zwei Liviana, deren Anzeige in dieser Zeitschrift zunächst gewünscht wurde und die ich nun nachträglich gleich hier noch anfügen kann.

eren Stellen werden seine Auseinandersetzungen, in denen neue Lösungen über den Sprachgebrauch des Livius und über gewisse Typen von Handschriftenfehlern besonders dankenswert sind, sich überzeugend wirken, aber auch, wo dies nicht der Fall wird, man dadurch vielfach zu erneutem Nachdenken angeregt. Entlich dort, wo er für die Aufrechterhaltung der Überlieferung Material ins Feld führt, scheint mir die Beweisführung öfter gelungen, z. B. 5, 8 für *conglobat* mit Hinweis auf den ähnlichen Auswechsel 1, 25, 4: 9, 10 für die Schreibweise *Erycinæ*; vielmehr auch 10, 6 für die Beibehaltung der handschriftlichen Wortstellung: 13, 6 für *Calatinumque*; 22, 13 für *nomen* u. dgl. Es liegt nun auch 5, 4 die Aufrechterhaltung von *volumen* namentlich durch die citierte Stelle des Ammian und 2, 3 von *erat* nach cod. P. und die Fassung als Zwischensatz, da an diesen Stellen eine ganz bestimmte Entscheidung noch schwierig scheint; an der letzteren z. B. sind die angestellten Parallelen an sich wohl auch hübsch, aber doch nicht ganz überzeugend, da dort immer die Fassung *et id roboris erat* in solchem Zusammenhang steht.

Von den eigenen neuen Conjecturen des Verf. möchte ich die zu 30, 4 kurz besprechen, wo Fr. aus dem in P überlieferten *quod exercitusq. his tuis* lieber ein *quod exercitusq. his tuis* statt des in neuester Zeit sonst gewöhnlich aufgenommenen *exercitibusque his tuis* herstellen will. Es freute mich, dass da nun auch auf den häufigen Fehler überflüssiger *in* Cod. P. den ich öfter schon mit weiteren Beispielen belegte (s. oben), wieder aufmerksam gemacht und so liegt es allerdings wohl auch an dieser Stelle näher, *que* in P zu tilgen als das *quod*, welches letztere alle Handschriften einstimmig bieten. Auch Weissenborns Zweifel scheinen durch die Schlussbemerkung des Verf. ziemlich beseitigt. Derselbe wird in manchen Bemerkungen — und es ist deren solche Reihe, dass man in diesem Punkte vielleicht eine zusammenhängend übersichtliche Behandlung der zerstreuten Vorurteile hätte — nachzuweisen gesucht, dass neuere Herausgeber *que*, *et* oder *ac* eingesetzt hätten. Es handelt sich in den letzteren Fällen meist um die Arten des Asyndeton bei *et*. Ich gestehe, dass ich auch hier an mehreren Stellen, anders an solchen, die in den Kreis des reich durch die beste Überlieferung in allen Partien belegbaren¹⁾ und auch von Fr. belegt²⁾ zweigliedrigen Asyndeton der Nomina fallen, komme (z. B. 9, 5 *Praetutianum Hadrianum agrum*, wo übrigens in neuester Zeit Wölflin in beiden Ausgaben so las, oder 11 *arma dexteræ* u. dgl.), dass mir aber wieder andere, entlich hier und da auf den Satzbau bezügliche, fast etwas zu

¹⁾ Vgl. z. B. auch Kühnast Hauptpunkte der livian. Syntax. S. 285.

²⁾ Z. B. S. 18.

genommenen eigenen
balem gegenüber der
teren, et molientis
Gedanken im Auge,
Madvig einst gelte
Moment in einer
tigen; doch hat,
auch ein Bedenke
1883 S. 334
an der Nothw
hientem hinc

XXXI.

Ausgabe W
sehen Vor
ebenfalls
paläograp
schen V
bornschel
belegt
Mülle
anf
ob
ich
d:
iv

gen: dort nämlich v
andere schließende
weit entsteht und dann
paläographisch beschränkt
zweck den nämlichen Maßstab
graphisch anders beschaffen
bedeten wohl auf jeden nothwendig
als in sonstigen diesbezüglichen
ende Übereinstimmung der neuen
Hertz, Madvig, Wolfelin, H. J. Müller
in der Ergänzung des et doch
sein dürfte, erklärt sich ebenfalls
paläographisch so leicht zwischen
ut vera omnia essent. 15. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100. 101. 102. 103. 104. 105. 106. 107. 108. 109. 110. 111. 112. 113. 114. 115. 116. 117. 118. 119. 120. 121. 122. 123. 124. 125. 126. 127. 128. 129. 130. 131. 132. 133. 134. 135. 136. 137. 138. 139. 140. 141. 142. 143. 144. 145. 146. 147. 148. 149. 150. 151. 152. 153. 154. 155. 156. 157. 158. 159. 160. 161. 162. 163. 164. 165. 166. 167. 168. 169. 170. 171. 172. 173. 174. 175. 176. 177. 178. 179. 180. 181. 182. 183. 184. 185. 186. 187. 188. 189. 190. 191. 192. 193. 194. 195. 196. 197. 198. 199. 200. 201. 202. 203. 204. 205. 206. 207. 208. 209. 210. 211. 212. 213. 214. 215. 216. 217. 218. 219. 220. 221. 222. 223. 224. 225. 226. 227. 228. 229. 230. 231. 232. 233. 234. 235. 236. 237. 238. 239. 240. 241. 242. 243. 244. 245. 246. 247. 248. 249. 250. 251. 252. 253. 254. 255. 256. 257. 258. 259. 260. 261. 262. 263. 264. 265. 266. 267. 268. 269. 270. 271. 272. 273. 274. 275. 276. 277. 278. 279. 280. 281. 282. 283. 284. 285. 286. 287. 288. 289. 290. 291. 292. 293. 294. 295. 296. 297. 298. 299. 300. 301. 302. 303. 304. 305. 306. 307. 308. 309. 310. 311. 312. 313. 314. 315. 316. 317. 318. 319. 320. 321. 322. 323. 324. 325. 326. 327. 328. 329. 330. 331. 332. 333. 334. 335. 336. 337. 338. 339. 340. 341. 342. 343. 344. 345. 346. 347. 348. 349. 350. 351. 352. 353. 354. 355. 356. 357. 358. 359. 360. 361. 362. 363. 364. 365. 366. 367. 368. 369. 370. 371. 372. 373. 374. 375. 376. 377. 378. 379. 380. 381. 382. 383. 384. 385. 386. 387. 388. 389. 390. 391. 392. 393. 394. 395. 396. 397. 398. 399. 400. 401. 402. 403. 404. 405. 406. 407. 408. 409. 410. 411. 412. 413. 414. 415. 416. 417. 418. 419. 420. 421. 422. 423. 424. 425. 426. 427. 428. 429. 430. 431. 432. 433. 434. 435. 436. 437. 438. 439. 440. 441. 442. 443. 444. 445. 446. 447. 448. 449. 450. 451. 452. 453. 454. 455. 456. 457. 458. 459. 460. 461. 462. 463. 464. 465. 466. 467. 468. 469. 470. 471. 472. 473. 474. 475. 476. 477. 478. 479. 480. 481. 482. 483. 484. 485. 486. 487. 488. 489. 490. 491. 492. 493. 494. 495. 496. 497. 498. 499. 500. 501. 502. 503. 504. 505. 506. 507. 508. 509. 510. 511. 512. 513. 514. 515. 516. 517. 518. 519. 520. 521. 522. 523. 524. 525. 526. 527. 528. 529. 530. 531. 532. 533. 534. 535. 536. 537. 538. 539. 540. 541. 542. 543. 544. 545. 546. 547. 548. 549. 550. 551. 552. 553. 554. 555. 556. 557. 558. 559. 560. 561. 562. 563. 564. 565. 566. 567. 568. 569. 570. 571. 572. 573. 574. 575. 576. 577. 578. 579. 580. 581. 582. 583. 584. 585. 586. 587. 588. 589. 590. 591. 592. 593. 594. 595. 596. 597. 598. 599. 600. 601. 602. 603. 604. 605. 606. 607. 608. 609. 610. 611. 612. 613. 614. 615. 616. 617. 618. 619. 620. 621. 622. 623. 624. 625. 626. 627. 628. 629. 630. 631. 632. 633. 634. 635. 636. 637. 638. 639. 640. 641. 642. 643. 644. 645. 646. 647. 648. 649. 650. 651. 652. 653. 654. 655. 656. 657. 658. 659. 660. 661. 662. 663. 664. 665. 666. 667. 668. 669. 670. 671. 672. 673. 674. 675. 676. 677. 678. 679. 680. 681. 682. 683. 684. 685. 686. 687. 688. 689. 690. 691. 692. 693. 694. 695. 696. 697. 698. 699. 700. 701. 702. 703. 704. 705. 706. 707. 708. 709. 710. 711. 712. 713. 714. 715. 716. 717. 718. 719. 720. 721. 722. 723. 724. 725. 726. 727. 728. 729. 730. 731. 732. 733. 734. 735. 736. 737. 738. 739. 740. 741. 742. 743. 744. 745. 746. 747. 748. 749. 750. 751. 752. 753. 754. 755. 756. 757. 758. 759. 760. 761. 762. 763. 764. 765. 766. 767. 768. 769. 770. 771. 772. 773. 774. 775. 776. 777. 778. 779. 780. 781. 782. 783. 784. 785. 786. 787. 788. 789. 790. 791. 792. 793. 794. 795. 796. 797. 798. 799. 800. 801. 802. 803. 804. 805. 806. 807. 808. 809. 810. 811. 812. 813. 814. 815. 816. 817. 818. 819. 820. 821. 822. 823. 824. 825. 826. 827. 828. 829. 830. 831. 832. 833. 834. 835. 836. 837. 838. 839. 840. 841. 842. 843. 844. 845. 846. 847. 848. 849. 850. 851. 852. 853. 854. 855. 856. 857. 858. 859. 860. 861. 862. 863. 864. 865. 866. 867. 868. 869. 870. 871. 872. 873. 874. 875. 876. 877. 878. 879. 880. 881. 882. 883. 884. 885. 886. 887. 888. 889. 890. 891. 892. 893. 894. 895. 896. 897. 898. 899. 900. 901. 902. 903. 904. 905. 906. 907. 908. 909. 910. 911. 912. 913. 914. 915. 916. 917. 918. 919. 920. 921. 922. 923. 924. 925. 926. 927. 928. 929. 930. 931. 932. 933. 934. 935. 936. 937. 938. 939. 940. 941. 942. 943. 944. 945. 946. 947. 948. 949. 950. 951. 952. 953. 954. 955. 956. 957. 958. 959. 960. 961. 962. 963. 964. 965. 966. 967. 968. 969. 970. 971. 972. 973. 974. 975. 976. 977. 978. 979. 980. 981. 982. 983. 984. 985. 986. 987. 988. 989. 990. 991. 992. 993. 994. 995. 996. 997. 998. 999. 1000.

neue Ausgabe (1883, s. oben) scheint dem Hrn. Verf. überhaupt noch nicht zur Hand gewesen zu sein, da die Berufungen auf diesen Gelehrten z. B. 36, 7; 38, 8 noch die indessen veränderten Lesarten der Ausgabe 1875 im Auge haben. 55, 8, wo Fr. auch certe vorschlägt und zu begründen sucht, wäre von Kinderlins oben genannter, fast gleichzeitiger Vorschlag zu vergleichen; trotz dieses Zusammentreffens und der paläographischen Leichtigkeit kann ich mich hier mit diesem Heilungsveruche noch nicht recht befreunden, wie auch H. J. Müller die Begegnung Kinderlins (Jahresber. 1883, S. 349) etwas gekünstelt fand. Die angeführten Belegstellen scheinen mir auch da nicht gänzlich deckend.

Für einige Stellen ist in dem Werke auch das Resultat nochmal wiederholter Collation des Cod. P notiert und es gewinnt dieselbe für den Forscher auch dadurch noch an Interesse. Aus den hier kurz ausgewählten Mittheilungen über die Inhaltsgruppen des Buches wird jedermann zur genüge ersehen, dass wir es mit einer sehr beachtenswerten Leistung zu thun haben.

Egelhaufs Ausgabe des 23. Buches gehört zur bibliotheca Gothana, wofür das 21. und 22. Buch von Luterbacher geliefert wurde (s. oben). Sie liegt uns auch in doppelter Ausgabe vor; die eine bietet den deutschen Commentar unter dem Texte, die andere Text und Commentar in zwei Hefte vertheilt. Letzterer hat, dem Hauptzwecke gemäß, vorzüglich die Schule im Auge und macht öfter den Eindruck des Strebens nach gewisser Selbstständigkeit in dieser Beziehung. Manches wird im einzelnen freilich noch zu bessern sein; so, um beispielshalber hier nur zwei Hauptpunkte, die zunächst öfter auffallen, kurz zu berühren, die etwas stark hervortretende Neigung, Erklärungen in Form der Übersetzung zu geben und die manchmal doch auch für den Schüler recht recht passende Fassung der Bemerkungen, z. B. zu 2, 9.

Der Hr. Verf. wollte aber auch für die Textkritik einiges beitragen und ein Anhang gibt S. 89 ff. übersichtlich Aufschlüsse über die Gestaltung mehrerer wichtiger Stellen oder Andeutungen über noch zweifelhaftes. Luchs' bis dahin dem Verf. bekannt gebliebene auf dieses Buch bezügliche Emendationen sind auch hier würdig gewürdigt, es hatte aber auch noch 16, 4 dessen proferentes (proferantis P) unbedenklich in den Text gesetzt werden können. Eingemal schließt sich E. an Mayerhöfer an (bes. über studia Liviana Progr. Bamberg 1880, vgl. darüber H. J. Müller Jahresber. des phil. Vereines Berlin 1881, S. 170); wenn er aber Anh. S. 91 zu 34, 12 für die da gewiss einleuchtende Emendation parum aptum bello, die wohl zunächst Aufnahme in den Text verdient hätte, auch Mayerhöfer namentlich führt und zwar mit genauem Citate (Bl. f. bayer. Gymnas. 1882, 1242), so hätte wenigstens der wirkliche Urheber dieser Emendation H. J. Müller, welcher dieselbe ebenso schon 1876 (Jahres-

bericht S. 262) und dann wieder 1881 (Symbol. II, 17) geschlagen hatte, auch genannt werden sollen.

Derartige kleine Ungenauigkeiten finden sich auch. Wenn z. B. zu 7, 3 bemerkt ist „daher lese ich alia nam“, so wäre zur Verhütung eines Missverständnisses vielleicht die Andeutung der Quellen dieser Änderung nicht unanständig; vgl. die Ausgabe von Hertz II. praef. p. XXXIII. Zu „forte excidit verumtue ich“ vgl. schon Drakenborch II. kung VII. S. 373⁴⁾ über den Ursprung dieser nur scheinbar sprechenden Variante, ebenso zu 19, 9 „meine Conjectur ad Drakenborch l. c. S. 459. Zu 45, 8 „statt erepto möchte lieber derepto vorschlagen“ wäre zu bemerken, dass derepto conjectur von Duker ist, vgl. Weissenborn-Müllers Ausg. 1883, 8 (wo dieselbe im Texte steht), zu 46, 13 „ich verumtue tunc Taurea“ ähnlich, dass tunc Taurea schon Walch vor und Luchs nach dem livian. Sprachgebrauche is tunc T herstellte, was bei Weissenborn-Müller und Luterbacher sich im Texte findet. Wenigstens überflüssig ist wohl auch zu die Frage „sollte nicht amisso statt emisso zu lesen sein?“, dem bei Weissenborn-Müller l. c. S. 93 dieselbe gut wider. Ein Versehen ist es auch, wenn es zu 17, 7 heißt, dass Müller hier a Casilino vorschlug; derselbe schlug vielmehr Jahre 1882, S. 322 vor, ad Casilinum zu schreiben. Unter den Auseinandersetzungen des Hrn. Verf., die mehrfach von den Eingehenden zeugen, kaum aber überall Beifall finden dürften, ich namentlich auf die zu 22, 4 aufmerksam⁵⁾ und empfehle ders die zu 36, 2 einer nochmaligen Überlegung. Allerdings exercitus tiro ein sehr geläufiger Ausdruck (vgl. z. B. Liv. 39, 3; 43, 14; Cic. Fam. VII, 3, 2. Auct. Bell. Hisp. 2, noch geläufiger vielleicht, was auch hätte citiert werden tirones milites (z. B. Liv. XXII, 41, 5; XXIII, 45, 8; Bell. Afr. 16, 2; Cic. Phil. XI, 15, 39 u. dgl.) — es ist tiro da immer mit einem militärischen Ausdrucke verbunden, ob aber auch tirones servi in dem an der oben genannten erforderlichen militärischen Sinne als Rekruten aus dem Stande zur Bezeichnung der noch ungeübten volones nach möchte ich bezweifeln; bei tiro servus würde man nach an diesbezüglichen Analogien (z. B. tiro gladiator Auct. Bell. 71, 1) zunächst vielleicht eher an etwas Anderes denken, scheint da die Fassung jüngerer Handschriften mit der (tironum magna ex parte servorumque) zu halten und dies unbedenklicher, da ja P' im letzteren Worte ohnehin eine Verbindung bietet.

⁴⁾ Ich citiere nach der Stuttgarter Ausgabe 1893.

⁵⁾ Doch hat ex quibus patres legerentur auch schon J. H. vorgeschlagen.

F. F. Rothe, Griechische Denksprüche in Vers und Prosa.
 Als Memorierstoff gesammelt und nach dem Lehrgang des
 grammatischen Unterrichts geordnet. Mit erklärenden Anmer-
 kungen und einem Wörterverzeichnis. Magdeburg, Heinrichhofens
 Verlag. 1882. X und 130 und 96 SS.

Von den vorliegenden Denksprüchen sind die prosaischen
 theils J. C. Orellis *Opuscula Graecorum veterum senten-
 tiosa et moralia* 2 Bde., Leipzig 1819—21, nicht wenige Xenophons
 Werke und einige auch den Dialogen Platons entnommen; die
 poetischen stammen zumeist aus Menekes *Fragmenta comicorum
 Graecorum* und zum kleineren Theile aus den Werken der Tragiker;
 der Anhang, aus 76 poetischen Stücken bestehend, enthält zum
 großen Theile Abschnitte aus Hesiods Werken und Tagen und aus
 Theognis. Referent ist fest überzeugt davon, dass der vom Verf.
 mit warmen Worten vertheidigte Grundsatz, geeignete Sätze und
 Verse zu memorieren ein nicht zu unterschätzendes Bildungsmittel
 für die Jugend ist; ob aber neben unseren Übungsbüchern, die ja
 doch gleichfalls eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Sentenzen
 enthalten, noch ein eigenes Buch zu diesem Zwecke in Verwen-
 dung genommen werden solle, ist eine wohl berechnete Frage,
 deren Beantwortung sicherlich nicht von allen Seiten eine bejahende
 sein dürfte. Gewiss hat darum der Verf. seine Denksprüche nach
 dem Lehrgange des grammatischen Unterrichtes, freilich der
 älteren Methode, geordnet, um so das Buch geeignet zu machen,
 an die Stelle der griechisch-deutschen Lesebücher zu treten. Doch
 ist es andererseits nicht etwas bedenklich, dem Schüler in ein-
 facher Weise nur Sentenzen vorzulegen, aber andere Wissens-
 gebiete unberücksichtigt liegen zu lassen? Und noch eine andere
 Schwierigkeit. Die Denksprüche enthalten viel Poetisches, so dass
 auch dem Anfänger eine hübsche Zahl poetischer Formen ent-
 gegentritt, wie ein oberflächlicher Einblick zeigt; z. B. A III 23
 (ohne Bemerkung), A VII *κακοῖσι, κατέει, φθονέει* (ohne
 Bemerkung), B X 27 *μψι*, A XV 4 *δικάσσει*, wozu in der Anmerkung
 nur bemerkt ist 'iudicabit', A XXV 10 *κατ'αρόντα* (in der
 Anmerkung mortuum). Dies ist ein methodischer Fehler und
 schadet der Benützung des Buches ungemein. Es darf ferner
 gefragt werden, ob die Benützung derartiger Spruchsammlungen,
 beziehungsweise das Memorieren von Sentenzen über die unteren
 und mittleren Classen hinausgehen soll. Ich gestehe gern zu, dass
 das Interesse am Unterrichte in der griechischen Sprache auf
 dem vom Verf. in der Vorrede auseinandergesetzten Wege ver-
 mehrt werden kann; dass aber auch in den höheren Classen diese
 Memorialverse besonders fördernd auf das Gedeihen des Unterrichts
 wirken sollen, bezweifle ich. Denn man darf entschieden die
 Behauptung aussprechen: sind die unsterblichen Meisterwerke eines
 Homer, Sophokles usw. nicht im Stande durch den Gesamtein-
 druck des Kunstwerkes den Schüler zur Begeisterung für helle-

nisches Wesen anzuregen, ihn zur freudigen Lectüre heranziehen in ihm ein lebendiges Interesse auch für die Folgezeit zu wecken, die Weisheitsprüche allein, und wären sie noch so vortrefflich, thut's sicher nicht. Gern gestehe ich, dass, abgesehen von den Bedenken, die „Denksprüche“ im ganzen mit Geschick ausgewählt sind. In den Anmerkungen möchte ich etwas weniger directe Uebersetzungen ins Deutsche und dafür, wenn das Buch als Schulbuch verwendet werden soll, mehr grammatische Bemerkungen. Das Glossar scheint nicht mit der nöthigen Genauigkeit gearbeitet, wovon ich durch einige Proben mich überzeugt habe. So fehlen BX σταγών, κοιλαίνω; A XI νέωτα, ἔμψυχος, ἀσυλλόγος, εὐγνώμων, ὀχλώδης, παροιμία, ποδῶκης, κακότροπος, σὺ προπέτεια (allerdings ist προπετής verzeichnet); formae I εὐαπάτητος, νήψω, ὀριμύς, προσσηνής, ἀνελλιπής, πενδυσθεράπευτος, βλακεία; A XII νουθετέω, σκληρός, ὑπερβόη; B XIV βλάξ, B XIV κεφάλαιον; A XV πάλαισμα; A X ἐρημήνευμα, τρυφάω; Anhang 1 ἔδρος, σκόθονρος. Einige Wörter sind zwar in den Anmerkungen übersetzt, doch dürfte auch im Glossar nicht fehlen, da die meisten öfter vorkommen, wie denn auch z. B. μοχθέω A XV, 18 in den Anmerkungen erklärt ist und dennoch im Glossar steht. Einige Druckfehler übrigens im ganzen nicht zu zahlreich sind, habe ich nur o. S. 10, Z. 12 v. o. γενομένην statt γενομένην, S. 19, Z. 5 γερόντων statt γερόντων, S. 45, Z. 1 v. o. Πύλη statt Πύλη, S. 61, Z. 7 v. o. ἔση statt ἔση, S. 93, Z. 9 v. u. τοῦ χρόνου statt τοῦ χρόνου.

Dr. H. Menge, Repetitorium der griechischen Syntax für obersten Gymnasialclassen und namentlich zum Selbststudium. 1. Hälfte IV und 211 SS.; 2. Hälfte 218 SS. Weidmann, Julius Zwissler, 1882.

Das vorliegende Repetitorium der griechischen Syntax enthält in der ersten Hälfte 211 Paragraphen mit den Fragen und deutschen Übersetzung der griechischen Mustorbeispiele, während in der zweiten 217 Paragraphen zählenden Hälfte außer der die umfassende Beantwortung der Fragen und in den sechs beigefügten Paragraphen Bemerkungen über einige früher nicht behandelte Partikeln enthalten sind. Bei Beurtheilung dieses Buches scheint es mir billig, den doppelten Zweck desselben im Auge zu behalten; deutet ja doch der Verf. selbst durch den Zusatz „namentlich zum Selbststudium“ nicht unverständlich, welche Bestimmung er vornehmlich seiner Arbeit zugedacht hat. Und in der That für den Selbstunterricht eignet sich das Buch von Fragen und Antworten ganz gut, für das Selbststudium es ein nicht zu unterschätzender Vortheil, dass sämtliche Beispiele, die reichhaltig und gut gewählt sind, auch im griechischen Texte geboten werden, weil ja dadurch dem Lernenden die Con-

seiner Arbeit in jedem Falle ermöglicht ist. Allerdings scheint mir gelegentlich die Anzahl der Übersetzungsbeispiele zu hoch zu sein, wie denn z. B. zur Einübung der Präpositionen 18 Stücke bestimmt sind. Dagegen halte ich für den Gebrauch in der Schule die in anderen Büchern ähnlicher Art übliche systematische Einteilung ohne Fragen, einfach in fortlaufenden Paragraphen, die auch der Verf. bis zu einem gewissen Grade anstreben muss, für vortheilhafter. Denn es darf wohl der Einsicht des Lehrers angetraut werden, dass er bei der Repetition des grammatischen Stoffes die richtige Form der Frage zu finden wisse, zumal dieselbe ohnehin so ziemlich von selbst gegeben ist.

Auch ein anderer Umstand, der keineswegs gleichgiltig erscheint, kommt noch in Rechnung: es dürfte schwerlich unter unseren Schulmännern einen geben, der nicht den Umfang des Buches für den gegebenen Zweck zu sehr angeschwollen fände. Für die Repetition — und dazu soll doch das Repetitorium da sein — herrscht in unserem Buche, zum Theil wegen seiner Einrichtung, zu wenig Übersichtlichkeit und Kürze. Wenigstens nach meiner Anschauung entspricht diesem Zwecke nur eine die Hauptpunkte betonende, alles Nebensächliche ausscheidende Darstellung des grammatischen Stoffes. — Sieht man hiervon ab, so kann nicht geleugnet werden, dass der Verf. im Anschluss an die meist gebrauchten Grammatiken eine ganz entsprechende Arbeit geliefert hat, die, allerdings nicht immer mit Berücksichtigung der neuesten Resultate der wissenschaftlichen Forschungen, eine ziemlich erschöpfende Darstellung der griechischen Syntax gibt. Bei systematischer Anlage könnte sie so ziemlich die in den landläufigen Grammatiken gegebene Darstellung der griechischen Syntax vertreten und in diesem Sinne, aber nicht als Repetitorium, ein Schulbuch werden. Die Ausstattung des Buches ist gut, der Druck correct.

Dr. G. Helmreich, Griechisches Vocabular in grammatischer Ordnung für den ersten Unterricht. Augsburg, Verlag der Bangerschen Buchhandlung, 1882. IV und 66 SS.

In der Auswahl der Vocabeln schließt sich dieses Büchlein an die Übungsbücher von Halm, Bauer und Friedlein, im grammatischen Lehrgange an die kleinere Grammatik v. K. W. Krüger an. Die Vocabeln sind im ganzen mit gutem Takt gewählt und gut geordnet, indem bei Substantiven und Adjectiven derselben Gattung der Accent als der maßgebende Factor der Gruppierung genommen wurde. Die Heranziehung der gleichbedeutenden lateinischen Wörter ist nur zu billigen¹⁾, sie könnte aber mit größerer Consequenz durchgeführt sein. — Hingegen nehmen sich Mono-

¹⁾ πατιορ (§. 70) ist trotz scheinbarer Übereinstimmung nicht deutsch mit *παῖς* (vgl. J. Schmidt Vocabularius I 94 ff.).

theismus -isten §. 88, Melanchthon=Schwarzerd §. 92, Akte §. 112, Apokalypse, Apokryphen §. 126 völlig wie Findlinge vor, überhaupt werden solche Anknüpfungspunkte nach meiner Ansicht besser dem mündlichen Unterrichte vorbehalten. Die Anordnung theilt selbstverständlich die sämtlichen Mängel der älteren Methode am schärfsten zeigen sich dieselben in der chaotischen Verwirrung der Verballohn, die gerade in dieser gedrängten Übersicht besonders deutlich hervortritt. Zum Schlusse dieser kurzen Anzeige darf es wohl die Frage aufwerfen, ob ein solches Vocabular zu den dringenden Bedürfnissen der Schule gehört. Ich glaube das Frage verneinend beantworten zu dürfen, da ein großer Theil der Vocabeln bereits in jeder Grammatik enthalten ist und mit den in Übungsbüchern enthaltenen von dem Schüler selbst systematisch zusammenstellt werden soll.

Innsbruck,

Fr. Stoll.

Lateinisches Lesebuch mit Vocabular von Prof. Dr. H. Meurer.
I. Th. für Sexta, II. Th. für Quinta. Zweite verbesserte Auflage 1884.
Weimar, H. Böhlau.

Im ersten Theile ist der Lehrstoff für die unterste Classe des Gymnasiums etwas überschritten; so sind bei der Declination die Ausnahmen im Genus alle vorweggenommen und ist auch in Deutschland nach dem Lehrplane für Gymnasien in der untersten Classe bloß die regelmäßige Formenlehre zu nehmen. Die Conjugation des Verbum erst nach der fünften Declination vorzunehmen ist unpraktisch. Ebenso unpraktisch findet Ref. die Anordnung der Vocabeln. Von Conjunctionen erscheinen ut, quamquam, cum, ne, dum, postquam; auch das geht zu weit über das rechte Maß. Die Quantität der Silben ist sorgfältig bezeichnet.

Der zweite Theil für Quinta enthält in der ersten Hälfte Lesestücke zur Einübung der unregelmäßigen Formenlehre; einzelne Capital sind sehr spärlich bedacht, so namentlich die Pronomina indefinita. Ferner sind die Übungstücke lauter zusammenhängende Lesestücke und geben daher naturgemäß oft wenig Gelegenheit die Formen einzüben, um deren willen sie eben da sind. — Dass im ersten Lesestücke zur dritten Conjugation gerstruo, conspicio, scribe gleich auf einmal vorkommen, trägt gewiss nicht dazu bei, den Schüler in der Bildung der Perfecta sicher zu machen. — Die zweite Hälfte ist bestimmt für die Einübung der nöthigsten syntaktischen Regeln.

Auch hier hat Ref. manches vermisst, so namentlich den doppelten Accusativ. Im Wörterverzeichnisse fehlt die Bezeichnung der Quantität hie und da. Seite 54 fällt auf, dass novi hodie soll nicht lerne kennen.

Ferdinand Hands lateinisches Übungsbuch. Zum Gebrauch für die oberen Classen der Gymnasien. Dritte Auflage, vollständig neu bearbeitet von Dr. H. L. Schmidt. Jena 1888, Costenoble. 8°. 148 SS.

Die ersten 23 Stücke dieses bestens bekannten Übungsbuches sind zum größten Theile lateinischen Schriftstellern entnommen und zeigen daher, wenn auch mehrfach vom Original abweichend, immer schon ein lateinisches Gepräge. Naturgemäß tritt daher in den Anmerkungen die Topik in den Vordergrund. Mit gründlicher Kenntniss des lateinischen Sprachgeistes wird auf die Verschiedenheit des lateinischen und deutschen Ausdrucks hingewiesen und zu seiner Beobachtung angeleitet und angeregt. Die letzten fünf Stücke sind deutschen Schriftstellern entlehnt (Raumer, Jast, Höser, Goethe, Schiller). In den Anmerkungen wird daher hier mehr als in den vorausgehenden Stücken auf die Architectonik der Rede Rücksicht genommen. Auch hier ist eine Fülle von Belehrungen über den Unterschied zwischen lateinischem und deutschem Satz- und Periodenbau geboten. In dem letzten Stücke, welches die Einleitung von Schillers Geschichte des dreißigjährigen Krieges enthält, scheint der Verfasser dem Ref. darin mitunter zu weit gegangen zu sein, dass er manche Paragraphen beinahe vollständig übersetzt. Was bleibt da dem Schüler noch zu thun übrig?

In den Stücken, die lateinischen Schriftstellern entnommen sind, hat Ref. einige unebene deutsche Ausdrücke gefunden, so p. 19 »der durch diese Nachricht nicht geweckt und aufgestanden wäre«, p. 32 »so vielen Gefahren unterzogen, als wie oft«, p. 57 »sprengte auf es los«; p. 28 »zwei Theile« statt zwei Drittel und p. 30 »Die siegreiche Flotte nach Afrika überzusetzen« sind Latinismen. P. 35 »Italiener« bezeichnet heute etwas anderes als zu Hannibals Zeit; p. 14 »kriegerischste« sagen wir doch nicht. P. 2 capescere, p. 79 erkundigte, p. 84 »sicher wohl« sind als Druckfehler zu verzeichnen. P. 38 endlich ist für »Parketböden« pavementum tessellatum angegeben. Das bezeichnet aber nur steinerne Mosaikböden. Da es aber solche steinerne Mosaikböden auch heute noch gibt, kann man denselben Ausdruck für Parketböden wohl nicht annehmen. Vielleicht wäre asses tessellati entsprechender; neben lacunar, das daneben steht, wäre es gewiss ganz verständlich. Den Übungsstücken folgt p. 82—148 eine Anleitung zum lateinischen Aufsatz, die in den früheren Ausgaben fehlt. Hier wird über das Thema, den Stoff und die Bearbeitung des Stoffes beigebracht, was ein Primaner zur Anfertigung eines lateinischen Aufsatzes wissen muss. Reichliche Beispiele, meist aus Ciceros Schriften, sind als Belege beigebracht. Gerade um dieser Anleitung willen möchte Ref. das Büchlein namentlich angehenden Philologen als Vorschule für das Studium einer ausführlicheren Stilistik aufs wärmste empfehlen. — Für österreichische Gymnasien ist das

Übungsbuch weniger verwendbar, da die Übungstöcke größtentheils aus Schriften genommen sind, die außerhalb der Schullektüre liegen.

Graz.

Alwin Sienz.

Deutsches Lesebuch für die oberen Classen österreichischer Realschulen. Von Ignaz Pölzl, Professor an der Communal-Oberrealschule auf der Wieden in Wien. Dritter Band Für die oberste Classe. Wien, 1883. Alfred Holder. 8°. IV und 346 SS.

Der erste und zweite Band dieses Lesebuches sowie der selbsten Verf. mhd. Lesebuch haben bereits in dieser Zeitschrift (33. Jahrgang [1882] S. 516 fg. und 34. Jahrgang [1883] S. 765 fg.) eine eingehende Würdigung gefunden; es hat uns gezeigt, dass dieselben dem Normallehrplane für Oberrealschulen vollkommen entsprechen. Gilt dies auch von dem für die oberste Classe bestimmten dritten Bande dieses Lesebuches?

Der Normallehrplan setzt für diese Classe wöchentlich drei Unterrichtsstunden an und schreibt als Pensum vor: Lectüre wie im zweiten Semester der sechsten Classe, außerdem Goethes Hermann und Dorothea und, wo die Verhältnisse der Schule es gestatten, Shakespeares J. Cäsar oder Coriolan. Zusammenhängende biographische Mittheilungen über die Hauptvertreter der classischen Literatur in einer dem Schulzwecke entsprechenden Auswahl und Ausführlichkeit. Übungen im praemeditierten Vortrage.

Die vorgeschriebene Lectüre ganzer Werke, wie Hermann und Dorothea, kommt bei Beurtheilung des dritten Bandes selbstverständlich nicht in Betracht¹⁾; was aber der Verf. bezugs

¹⁾ Der rührige Verf. hat übrigens sein Augenmerk auch dieser Seite des Unterrichtes bereits zugewandt, indem er zu Anfang des Schuljahres 1883/4 eine Serie deutscher Classiker (Hermann und Dorothea, Minna von Barnhelm und Wilhelm Tell), die für Schulgebrauch erscheinen ließ, der später andere folgen sollen. Die Ausgabe hält sich in Druck und Orthographie ganz an die für österreichische Schulen geltenden Vorschriften. Principiell kommen die Werke vollständig zum Abdrucke; eine Ausnahme soll nur in Fällen gemacht werden, wo die Schule gebieterisch die Unterdrückung einer Stelle verlangt, wie im 12. Auftritte des ersten Actes von Lessings Minna von Barnhelm. Eine kurze Vorrede orientiert den Schüler in den allerwichtigsten Punkten, besonders über Zeit und Ort der Handlung. In Fußnoten findet er über ihm unverständliche Dinge oder Ausdrücke mit einigen Worten Aufklärung. Vorrede und Anmerkungen überheben keineswegs den Schüler der Mühe, in das eigentliche Verständniß der Darstellung einzudringen, sie machen auch die Thätigkeit des L. Lehrers überflüssig und hindern nicht im geringsten, das Werk, einzeln oder in Theilen usw. zur Grundlage schriftlicher Arbeiten zu machen. — Allgemein macht sich in der Lehrerwelt eine Richtung bemerkbar, die den Realschulern poetische Werke nur im bloßen Textabdrucke

kur- und Lesestoffes bietet, wird aus Nachfolgendem zu ersehen sein. S. 1 und 2 gibt der Verf. eine kurze Entwicklungsgeschichte des deutschen Volkes auf den verschiedenen Gebieten des staatlichen und geistigen Lebens von der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts an und geht über zu den Helden der zweiten classischen Periode unserer Literatur. S. 2—9 folgt eine zusammenhängende Darstellung von Klopstocks Leben und Wirken. Anmerken möchte ich, dass die Bezeichnung „Quodlingburgischer Commissionsrath“ für Klopstocks Vater (S. 2) unsern Schülern wenig geläufig ist, wie in der nächsten Zeile: Klopstocks Vater „pachtete das preussische Amt Friedberg“. Geht häufig der Lehrer darüber hinweg, was leicht geschehen kann, so lernt der Schüler unverständene Sachen. Wünschenswert wäre gewesen, S. 4 anlässlich der außerordentlich günstigen Aufnahme der drei ersten Gesänge der *Messias* in Kürze anzufügen, was in dieser Dichtung eigentlich diese besondere Wirkung hervorrief. S. 6 hätte auch das dritte Drama „Der Tod Adams“ eingeführt werden können, nachdem „David“ und „Salomo“ genannt werden.

Von S. 9—17 Auswahl aus Klopstocks lyrischen Dichtungen (S. 15 in der Anmerkung zu „Die *États Généraux*“ „als wohl 1789 heißen?“). S. 18—27 sind der Besprechung Wielands gewidmet, zur Lectüre folgt (S. 27—31) ein Stück des *Aristipp* (dessen erste Begegnung mit Sokrates). Entsprechend der großen Bedeutung Lessings für die Schule ist der ihm zugewiesene Raum — S. 32—76; die Biographie allein umfasst nahezu 16 Seiten.

S. 42 der Instruction für Oberrealschulen heißt es zwar, dass besonders in den zwei obersten Classen größere prosaische Behandlungen vorzunehmen, aber nur die Hauptabschnitte in der Schule selbst zu lesen seien. Lessings *Laokoon* ist nicht ausdrücklich genannt, auch nicht S. 41 im Verzeichnisse derjenigen neuen Werke, welche zur Lectüre verwendet werden sollen. Das hat den Herausgeber veranlasst haben, auf Lessings Biographie 1., 2., 16., 17. und 21. Stück (von letzterem nur den Anfang)

mit zu geben. Aber selbst diejenigen, welche dieser Richtung folgen, danken der Umstände diese Ausgabe mit Freude zu begrüßen, weil, wie die letzten Geographentag so nachdrücklich betonte Einheit des Textes in der Schule, auch die Einheit der der Schullectüre zugrunde liegenden Ausgabe im höchsten Grade erwünscht ist. Mit was für Ausgaben kamen bisher die Schüler?! Gewöhnlich entweder der mitgebrachte Band noch anderes als das zu lesende Werk, darin schon Gelegenheit zu Missbrauch in der Schule. — Daher ward so oft zu den Reclamischen Ausgaben gegriffen, um etwas Einheitlichkeit den Schülern in die Hand zu geben. Aber von der Orthographie gesehen, ist deren Druck geradezu augenverderbend. Ware somit durch die neuen Ausgaben nichts erreicht als ein einheitlicher Text ohne die Schäden der Reclamischen Drucke, wir hätten Ursache, sie mit Freude zu begrüßen.

des Lokoön folgen zu lassen. Daran (S. 65—76) reibt sich eine sehr praktische Auswahl aus der Hamburgischen Dramaturgie, zuerst ein Stück aus der Ankündigung, dann unter dem Titel „Über das bürgerliche Trauerspiel“ die erste Hälfte des 14. Stückes, unter der Aufschrift „Über die literarische Wahrheit im Drama“ das Ende des 18. Stückes, den Anfang vom 19., das Ende vom 23. und ein Theil vom 24., den Anfang des 46. Stückes über die drei Einheiten, endlich den Anfang des 75. und 77. Stückes über Mitleid und Furcht in der Tragödie.

Von S. 76—84 handelt der Herausgeber über Harleins Leben und Wirken, darauf folgt bis S. 95 ein Stück aus den Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit und Nummer 27, 28 und 29 aus den Briefen zur Beförderung der Humanität. Fünfundsechzig Seiten (S. 85 bis 170) sind Goethe gewidmet, bis S. 141 reicht sein Lebensbild. Der große Umfang desselben entspricht nicht nur der Bedeutung Goethes, sondern erklärt sich auch daraus, dass größtentheils kleinere Stellen aus des Dichters Werken und Briefen gesammelt eingezeichnet sind (besonders aus Wahrheit und Dichtung und der italienischen Reise, aus Briefen Goethes und an Zeitgenossen). Zu S. 189 wäre zu bemerken, dass der erste Theil des Faust nicht 1807 sondern 1808 erschienen ist. — Der Lesestoff bringt (von S. 142 an) die Seefahrt und die Harzreise Ilmenaus, Euphrosyne, Hermann und Dorothea („Was das wäre Verbrechen, dass einst Properz mich begeisterte!“), der Epilog zu Schillers Glocke und je zwei Stücke aus „Leiden des jungen Werther“ und „Wilhelm Meisters Lehrjahre“. Daran schließt sich die Biographie Schillers (S. 171 bis 191). Bezugs der Karlsschule in Stuttgart (S. 172) würde sich empfehlen den Ausdruck „in einen großartigen Bau“ wegzulassen; der Bau ist vielleicht groß, gewiss nicht großartig zu nennen. S. 174, sollte es heißen: „Schiller...kam nun zu einem Grenadierregiment in Stuttgart“. Die Begegnung Schiller und Goethe in der Familie Lengefeld (S. 182) fällt auf den 12. September; auch wäre ich für Änderung des Satzes S. 185, „Das grosse Auditorium erwies sich als zu klein. S. 185, ungeeignet ein Druckfehler, es soll heißen Ludwig XVI. Der erste, besonders aber im zweiten Bande Schiller stark vertreten ist, so bietet der vorliegende Band von den Gedichten nur Ideale und den Spaziergang, dafür aber eine reiche Auswahl: Über naive und sentimentalische Dichtung, über die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch sentimentaler Formen, über das Pathetische, ferner aus der akademischen Antrittsrede und der Abhandlung: Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet. Am Schluss machen zwei Stücke aus dem Briefwechsel zwischen

the und Schiller. Folgt S. 220 Jean Paul Friedrich Richter, das Urtheil Auerbachs über diesen Dichter steht hier am passendsten Orte.

S. 1—234 hat der Verf. unserer zweiten classischen Periode eingenommen: von S. 224 an bis S. 376 handelt er über die Literatur des 19. Jahrhunderts; zuerst über die romantische Bewegung (S. 224—238, eingehender über Tieck und Eichendorff), dann über Platen (S. 238—243), die nationale Bewegung (S. 243—271, ausführlicher über Körner und Schickel, die Brüder Grimm — daselbst ist S. 261 der Druckjahr 1820 zu corrigieren in 1830) — und die Brüder Hamann; über die schwäbischen Dichter (S. 271—287) in einer liebevollen Darstellung Uhlands; das junge Deutschland (S. 287—293), die Auswahl aus Heine hätte, da auch der 2te Band des Lesebuches nicht viel von ihm bringt, wohl etwas schöner ausfallen können; endlich von S. 292—348 über Österreichs Antheil an der deutschen Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts. Eine selbständige Behandlung von Zedlitz (aus seinen Todtenkränzen sind 10 der besten Canzonen aufgenommen), Grillparzer, Lenau, A. Haas (durch ein Versehen ist S. 322 als dessen Todestag der 1. September angegeben), Stifter, Hamerling, Michael Frey und Feuchtersleben.

Zum Schlusse führt der Verf. unter dem Titel: „Aus der besten Zeit“ als hervorragenden Vertreter der dramatischen Poesie Hobbel vor (S. 349—356), als bedeutendsten Epiker Hoffel (S. 356—365) und als gefeiertsten Lyriker Geibel (S. 365—376).

Daran reiht sich als „Anhang“ eine Übersicht über die hervorragende Erscheinungen der deutschen Literatur der zweiten classischen Periode (S. 377—382), die für die Behandlung in der Schule, sondern dazu bestimmt, „Lehrern“, welche das Bedürfniss fühlen, über den Kreis der Schule hinaus etwas zu lesen, ein Wegweiser zu sein“.

Aus dem Vorstehenden ist ersichtlich, dass der Verf. diejenigen Forderungen des Normallehrplanes, denen das Lesebuch der siebenten Classe nachkommen soll, genau erfüllt hat. Das Wichtigste eines Lesebuches, die Auswahl des Lesestoffes, ist, sowohl an sich als im Zusammenhange mit den früheren Bänden betrachtet, glücklich gelungen. Dasselbe gilt von dem theoretischen Theile. Die Biographien der hervorragendsten Vertreter unserer Literatur beschäftigen sich nicht mit dem kritischen Abwägen des größeren oder geringeren Werthes ihrer Leistungen, sondern bieten eine liebevolle Erzählung ihres Lebenslaufes, ihrer Bestrebungen und Kämpfe, ihrer Freuden und Leiden. Auf diese Weise sind sie geeignet, jene Männer dem Herzen der Jugend, nicht bloß dem Verstande nahe zu bringen,

nicht nur Bewunderung, sondern Verehrung und Liebe für es nachhaltig anzuregen; in diesem Streben hat der Verf. die Ausführlichkeit einer Biographie nicht von dem absoluten Werte des Dichters abhängig gemacht. Theodor Körner und Feuchtersleben stehen der Jugend näher als Heine, dessen Bedeutung für die Literatur ohne Zweifel größer ist.

Aber der Normallehrplan spricht ja nur von biographischen Mittheilungen über die Hauptvertreter der classischen Literatur, dazu gehört doch nicht Körner, nicht Heine? So werden manche sagen, und sie haben den Wortlaut für sich. Nach diesem hätte der Verf. mit S. 224 schließen und alles nach Goethes Tod ruhig übergehen können. Dass er das nicht gethan hat, wird ihm von vielen verargt werden. Hat doch erst jüngst K. F. Kummer in dieser Zeitschrift (34. Jahrgang [1883] S. 547 fg.) die Literatur nach Goethe von der Schule ausgeschlossen, ähnlich Prof. Johann Schmidt (34. Jahrgang, S. 303 fg.)

Gewiss hatte der Verf. seine Gründe, sich nicht stricke an den Wortlaut zu halten. Ich freue mich, dass er so gehandelt hat. Ich sehe keinen Grund, warum der Schüler nicht auch das Bedeutendste, für das halbe Jahrhundert nach Goethe Charakteristische kennen lernen soll. Warum soll die Schule nach der Zeit von Goethes Tod bis zur Gegenwart überbrücken? Dafür spricht auch ein analoger Fall, die Behandlung der Geschichte. Zur Zeit meines Gymnasialstudiums wurde die Geschichte nur bis zum Wiener Congress genommen. Ich kenne manche aus dieser Zeit, die über alle wichtigen Erscheinungen des Alterthums bestens bewandert waren, die aber nach beendeten Gymnasium über folgenschwere Ereignisse des 19. Jahrhunderts nach 1815 absolut nichts mehr lernten. Seither hat man sich wohl Besseren besonnen und lehrt die Geschichte bis — zur Gegenwart.

Wien, Februar 1884.

Dr. Franz Kratochwil.

Meinong A. B. v., Hume-Studien II „Zur Relationslehre“
Separatabdruck aus den Sitzungsberichten der philosophisch-historischen Classe der k. Akademie der Wissenschaften in Wien, Bd. 101, S. 573 v. J. 1882.

Wer der Ansicht ist, dass die Erkenntnistheorie nur aus gesicherten Aufstellungen und wirkliche Fortschritte machen kann, wenn erst die Begriffe und Denkopoperationen, mit welchen sie zu thun hat, durch genaue psychologische Analyse aufgeklärt, d. h. auf ihre letzten psychischen Elemente zurückgeführt werden, der wird für eine Schrift wie die vorliegende die richtige Würdigung haben. Die Schrift untersucht Begriffe, welche zu den für die Erkenntnistheorie wichtigsten gehören; die Methode dieser Untersuchung ist die der empirisch-psychologischen Analyse, und da sich die Untersuchung strikte an die gegebenen psychischen Thatsachen

alt, welche sie möglichst genau zu fassen sucht und, wie anerkannt werden muss, mit sehr bemerkenswerter Gewandtheit und Umsicht geführt ist, so muss die Schrift jedenfalls als ein wesentlicher Beitrag zur Klärung und Lösung der darin behandelten Probleme bezeichnet werden.

Die Schrift knüpft ihrem Titel zufolge an Humes Forschungen an, von welchen die Untersuchungen aller Späteren beeinflusst sind. Humes Forschungen gehen aber zugestandenermaßen von den Lehren Lockes aus, und so musste der Verf. wohl bis auf Locke zurückgehen, den Begründer der erwähnten psychologisch-analytischen Methode, den Begründer im besonderen auch der psychologischen Betrachtung der Relationsphänomene, welche letzteren den speciellen Gegenstand der vorliegenden Schrift bilden. Dieselbe knüpft an die Forschungen der genannten beiden großen Analytiker an, d. h. es ist keine bloß historische Untersuchung dieser Forschungen, sondern ein von diesen ausgehender selbständiger Versuch, die Theorie der Relationen sicherer zu begründen und weiter auszubilden.

In dem I. Abschnitte, „Die Locke-Humesche Relationstheorie“, gibt der Verf. zunächst eine Übersicht über die gesamte Relationstheorie Lockes und seiner Verwertung derselben für die Theorie des Wissens. Aus der Darstellung derselben wird ersichtlich, „dass Lockes Lehre vom Wissen im Grunde nichts anderes ist, als eine Unterbildung seiner Relationstheorie“. Locke hat zwar „nirgend explicite das Erkennen mit dem Percipieren einer Relation gleichgesetzt“, er hat das aber an verschiedenen Stellen, welche der Verf. zum Beleg anführt, implicite gethan.

Humes Untersuchungen über die Relationen basieren gänzlich auf denjenigen Lockes. „Was Hume zur Lehre von den Relationen allgemein beibringt, fällt im wesentlichen unter zwei Titel: Versuch einer Eintheilung der Relationen, 2. gestützt auf diesen Versuch Berichtigungen zu Lockes Lehre vom Wissen“. Was den Eintheilungsversuch anbelangt, so mag es genügen, wenn erwähnt wird, dass Hume sieben Arten von Relationen unterscheidet: 1. Relationen der Ähnlichkeit, Identität, Relationen von Zeit und Raum, Quantität oder Zahl, Relationen des Grades, Gegensatz und Causalität. In Bezug auf die Abhängigkeit von ihren Fundamenten zerfallen die Relationen in zwei große Gruppen: 1. solche, welche von den ihnen zugrunde liegenden Ideen völlig abhängen, 2. solche, bei welchen die Relationen sich ändern können, weil ihre Fundamente verändert werden.

Den I. Abschnitt, „Kritik und Weiterführung“ der entwickelten Theorien, zunächst des Humeschen Eintheilungsversuches, beginnt der Verf. mit der Erörterung und Fixierung einiger elementarer Begriffe und insbesondere desjenigen, was man „fundamentum relationis“ genannt hat, eines für die Betrachtung der Relationen unentbehrlichen Begriffes. Weder bei Locke noch bei Hume findet derselbe klar und präcis gefasst. Auch bei den Neueren,

wie bei James und J. Stuart Mill und Herbert Spencer, denn die Vorstellungen der Verf. prüft, ist keine Klarheit darüber zu haben. Nur die Schilderung, welche H. Lotze in seinen *Grundrissen der Psychologie* von dem Vorgang des Vergleichens gibt, erscheint als zur Aufklärung des „Relationsvorganges“ und der damit bestehenden Verhältnisse geeignet. Es zeigt sich, dass als „Fundamente“ einfach die verglichenen Vorstellungsinhalte zu betrachten ist. Zwanglos ergibt sich aber daraus eine wichtige Folgerung: nämlich, dass alle Relationen und relativen Bestimmungen auf nachweisbaren absoluten Bestimmungen ruhen müssen, in die Relation erst, wenn die Fundamente gegeben sind, stattfinden kann. — Die gewonnene Einsicht lässt nun auch die Humesche Definition der Relation als verfehlt erkennen. Aber auch diese ihm gegebene Eintheilung erweist sich bei eingehender Untersuchung als unhaltbar; es lässt sich kein einheitliches Princip für dieselbe entdecken; auch schließen sich die einzelnen Classen nicht an einander. Auch die von Späteren versuchten Eintheilungen, wie bespricht die von J. Stuart Mill und Herbert Spencer, können die Kritik nicht Stand halten; es kommt vielmehr der Vorzug der Einfachheit und Natürlichkeit zur Geltung, welchen die — auch primitiven — Versuche Lockes und Humes vor diesen voraus haben und es wird klar, wie jemand hoffen kann, die Forschungen der Gegenwart zu fördern, indem er an Aufstellungen anknüpft, die um ein Jahrhundert und mehr hinter aus liegen.

Der Verf. entwickelt nunmehr die Eintheilung, zu welcher ihn seine eigenen Forschungen geführt haben. Als die elementare Classe von Relationen muss die bezeichnet werden, welche aus einfachem Vergleichen der gegebenen Inhalte zu Stande kommt; wir erhalten so die Classe der auf Vergleichung beruhenden „Vergleichungsrelationen“. Gleichheit und Ungleichheit sind ihre Arten. Die Relation der Ähnlichkeit, welche unter den Humeschen sieben Classen die erste Stelle einnahm, erweist sich als keine der vorigen coordinierte Classe; Ähnlichkeit muss vielmehr als ein Fall von Verschiedenheit bestimmt werden. Die Ähnlichkeit innerhalb eines Qualitäten-Continuums scheint der Bestimmung nicht auszureichen; zwar wird man darin „keine Annahme von dem eben genannten Princip erblicken können“, daher man wird daneben noch ein anderes Princip anerkennen müssen, vermöge dessen die im Continuum einander näher stehenden Inhalte für ähnlicher gelten als die entfernteren. „Verschiedenheiten“ demnach in die Unterabtheilungen der „Ähnlichkeit“ und „Unähnlichkeit“ zu zerfallen. — Von den Ausführungen in diesem Capitel scheinen mir diejenigen über die auf Vergleichung beruhenden „relativen Attribute“, welche den *relationalen* Fundamenten eigentlich zukommenden Attributen gegenüber am wichtigsten. Der Verf. zeigt im Verlauf seiner Untersuchungen, wie ausgebreitet die Anwendung ist, welche wir von diesen Attributen

gen machen, unserer Unkenntnis bezüglich absoluter Daten zu oder theilweise abzuheffen und ein Attribut, das uns nicht unmittelbar gegeben ist, das wir also nicht *directe* vorstellen können, mit Hilfe eines solchen relativen Datums *indirect* vorstellen. Hierher gehört auch der bekannte, von Hume angegebene Fall der einzigen Ausnahme von dem Gesetz, dass jede Idee eine Impression sei, dass nämlich einer, der z. B. alle Entfärbungen von Blau ausser einer erfahren hätte und dem man ihm bekannten Nuancen der Reihe nach vorgeführt würden, nur diese Lücke wahrzunehmen, sondern auch durch die sprechende Idee zu ergänzen vermöchte. Wir sind eben mit der mit den Fundamenten (hier die einzelnen Nuancen) gegebenen relativen Daten im Stande von den uns *direct* gegebenen Daten zu nicht gegebenen überzugehen. (Siehe Hume Stud. I, selben Verf., Juliheft 1877, der Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften, Separatabdruck, S. 49.)

Nicht ebenso aus bloßer Vergleichung gegebener Inhalte lassen sich hingegen Relationen wie *„Gegensatz“* oder *„Widerstreit“* — die *„Verträglichkeitsrelationen“*. In den gegebenen positiven Inhalten muss die Forderung gleicher Art und Bestimmung hinzukommen — bei psychologischen Phänomenen, dass sie als gleichzeitige Zustände eines und desselben Bewusstseins betrachtet werden. Gewisse Attribute widerstreben einer dergleichen Vereinigung; wir können sie nicht mit solchen Daten vereinigen. Dieses Nichtkönnen ist der Ausdruck eines evidenten negativen Urtheils, das sich bei der Vergleichung der so genannten Inhalte einstellt. Der *„fundamentale Unterschied“* der Vergleichungs- und Verträglichkeitsrelationen liegt demnach zu Grunde. Trat dort als Ergebnis der Vergleichung ein neues Vorstellungsdatum zu den als Fundamente vorgestellten Inhalten, so kann solches bei den Verträglichkeitsrelationen nicht anzutreffen; hier eventuell hinzukommt ist ein evidentes Urtheil. — Von weiteren Ausführungen und näheren Bestimmungen zu diesen Urtheilen möchte ich wenigstens auf die gewöhnlich vernachlässigte psychologische Untersuchung einiger Verhältnisse aufmerksam machen, welche für die Logik wichtig sind. Dahin gehört 1. die Präcisierung dessen, was man Widerstreit und Einstimmigkeit von Begriffen nennt, welche Relationen in der Logik nämlich als *„Verhältnisse von Begriffsumfängen“* bestimmt werden. Von Interesse dürfte ferner die Erörterung der Frage sein, ob ein Schluss psychologisch betrachtet eigentlich sei. *„Schlüsse“* sind gewiss nicht psychologische Phänomene ganz eigener Art, sie sind auch keine Vorstellungen, sondern werden nicht gut für anderes Urtheile gelten können, aber Urtheile worüber? *„Für den Syllogismus ist also weder wesentlich, dass die Prämissen, noch dass die Conclusio beurtheilt werden.“* Wie sieht also das Urtheil aus, das der Syllogismus doch eigentlich ausmacht? Die Beantwortung

dieser so natürlichen Frage werden wir in den Lehren der Logik wohl vergeblich suchen; denn über die „logischen Funktionen“ (nicht nur dieser Phänomene) scheint die psychologische Betrachtung etwas zu kurz gekommen zu sein. Für die Erkenntnistheorie, z. B. für die Frage des synthetischen Urtheils, kann sich eine Unterscheidung verwerten zu lassen, zu welcher im Verlauf der Untersuchung gelangt. Ich meine die verschiedenen Weisen eine Verbindung von Vorstellungselementen vorzustellen, ob bloß „angezeigt“, oder wirklich „angegeben“, wie sich der Verf. ausdrückt. Doch möge man das Weiteres in der Schrift selbst nachsehen.

Die Analyse der Causalrelation zeigt diese Abhängigkeit von Daten der zwei oben erörterten Relationsclassen als constituierende Elemente des (wissenschaftlichen) Causalbegriffs. Zwei relative Daten ergeben: unmittelbare und notwendige Succession. Die Causalrelation ist nicht wie die früher behauptete Relation aus dem bloßen Vergleichen von Vorstellungselementen zu ersehen. Die Causalrelation wird eben nicht episch vorgetragen, sondern von Wirklichkeiten gesetzt. Außerpsychologische Wirklichkeiten können uns nun niemals „directu“ gegeben werden, können sie nur „indirectu“ vorstellen, d. h. mit Hilfe von Attributen bestimmen; die innere Wahrnehmung aber, welche zwar in unseren psychologischen Phänomenen Wirklichkeiten zeigt uns doch niemals die ganze Ursache, da diese immer noch außerpsychologische oder wenigstens nicht in der Bewusstseinsgegebenen Daten enthält. Es sind uns nun die Fundamente einer Causalrelation gegeben. Daraus erklärt sich, dass wir niemals eine unmittelbare Wahrnehmung der Causalrelation haben — diese Humesche Thesis wird gegen die Argumenten Benekes und anderen Einwänden aufrecht erhalten und dass der Causalrelation in allen Fällen die Evidenz der Verträglichkeitsrelationen besitzen. Die man die Consequenzen, welche aus den Aufstellungen gezogen werden sich hier natürlich nicht ausführlich reproducieren; dagegen ich ein Bedenken in Betreff derselben vorbringen, welches nicht so wie einige andere auf die früher besprochenen Consequenzen bezügliche lösen konnte. Ich muss nämlich fragen, niemals zwei Fundamente gegeben sind, aus denen die Causalrelation wirklich wahrgenommen wird, sowie die Verträglichkeit oder Unverträglichkeit, wie kommen wir überhaupt zu einer solchen Relation? Wie kommen wir dazu zwischen Antecedens und ein unmittelbares Consequens die Relation der notwendigen Succession einzuschalten? Was nöthigt uns zu einer solchen Empfindung ein unmittelbares und überdies notwendiges Antecedens zu verlangen? Auch wenn man zugibt, dass in dem im vulgären Causalbegriff vorhandenen Elementen die zwei genannten relativen (den ersterörterten Relationsclassen)

übrigen) Daten nichts halten lässt, so scheint es doch zur vollständigen Aufklärung der Causalfrage nothwendig, dass gezeigt wird, was uns zur Bildung dieser Combination führt. Soll die Annahme der Apriorität des Begriffes oder Gesetzes der Causalität völlig überflüssig gemacht werden, so müsste man, glaube ich, Fälle aufzeigen, in welchen das Eintreten der erörterten „Relations-Combinationen“ aus den gegebenen Daten selbst begreiflich wird, was man wohl auch so aussprechen könnte: es müsste gezeigt werden, dass sich in letzter Instanz unser Causalbedürfnis auf eine Unverträglichkeit von Begriffen oder Urtheilen gründet. Sagt man, es soll durch die Causalrelation die Inconvenienz vermieden werden, welche in der Zufälligkeit liegt, so muss ich fragen: Warum scheint uns die Zufälligkeit inconvenient? Und damit kehrt die frühere Schwierigkeit zurück. Auf die Erfahrung könnte man sich nicht berufen: von ihr sagt der Verf. selbst, dass sie nicht das Material zu bieten vermöchte, das Causalgesetz zu erweisen, wenn sie auch ebenso sicher die einzige Führerin bei der Anwendung dieses Gesetzes sei. Hier schien mir eine Lücke in den Untersuchungen vorzuliegen, auf welche ich glaubte aufmerksam machen zu sollen.

Auch die Relation der Identität wird als Combination von Daten der beiden ersten Classen erkannt, und als nicht zu bloßen Vorstellungsinhalten, sondern zu Dingen bestehende. Interessant ist hier die eingehende Analyse des „Satzes der Identität, dessen gewöhnliche Fassung nicht eben im günstigsten Lichte erscheint“. Wir erhalten einen neuen Beleg dafür, wie sehr die Logik, wenn sie zur Klarheit ihrer Begriffe und zur präzisen Fassung ihrer Sätze gelangen will, die psychologische Analyse derselben nöthig hat.

Das Resultat der bisherigen Untersuchungen lässt sich nun in Kürze so resumieren. An Stelle der Humeschen sieben sind zwei elementare Relationsclassen und Combinationen derselben zu setzen. Causalität und Identität erwiesen sich ja als „specielle, auf Existenz angewandte Combinationen von Vergleichungs- und Verträglichkeitsdaten“; die übrigen Humeschen Classen ordnen sich aber ebenso einer der angeführten unter. Diese Eintheilung „beansprucht keine apriorische Garantie“, sie wird aber „bis dann als verifiziert gelten müssen, sobald es gelingt, alle bekannten Relationen als specielle Fälle der oben betrachteten Classen... darzustellen“. Es ist klar, wie wichtig eine solche Reduction der verschiedenen Relationen sein müsste. Eine große Anzahl der in der Philosophie gang und gäben Begriffe und Termini würde erst durch eine solche Analyse zur Klarheit und Präcision gebracht werden. Die angeführten Beispiele lassen wohl die Richtigkeit einer solchen Behauptung erkennen.

Diese Reduction findet jedoch in der Existenz einer von der bisher behandelten völlig verschiedenen Art von Relationen ihre natürliche Schranke. Es sind das Relationen wie die zwischen psychologi-

schen Phänomenen und dem Inhalt, auf den sie gerichtet sind über immanenten Objecten, oder zwischen den Elementen einer einzigen Vorstellung oder zwischen der Relation und ihren Fundamenten. Diese Relationen gehören nicht mehr in das Gebiet einer Abstraktion, welche sich mit den von Hume aufgestellten Relationen beschäftigen wollte, und der Verf. gibt darum nur eine kurze Charakteristik derselben, um die Unterscheidung von einer anderen Art zu ermöglichen. »Ein einfaches Unterscheidungsmerkmal ist es sich sogleich auf; die von uns in dieser Abhandlung betrachteten Relationen waren Relationen zwischen Vorstellungsinhalten, hiezu herangezogenen sind Relationen zwischen wirklichen Dingen.« So über die Verschiedenheit von Weiß und Schwarz zu urtheilen, brauche ich nur einfach beide Vorstellungsinhalte zu vergleichen, um aber die Relation zwischen meinem Vorstellen und seinem Inhalt wahrzunehmen, muss ich beim Vorstellen des Inhalt mir zugleich bewusst sein, dass ich vorstelle, d. h. diese Thätigkeit als existierend beurtheilen. Zwar gehen auch Relationen der Causalität und Identität auf Wirklichkeiten, aber nicht schon in ihren Elementen; sie werden vielmehr erst auf Dinge übertragen. »Dagegen ist bei den Relationen der zweiten Gradklasse von einer erst zu machenden Anwendung gar nicht die Rede; sie können in keiner Weise constatiert werden ohne die Intention, damit etwas über Wirklichkeiten auszusagen.« Hiezu kommt noch ein anderes Kennzeichen: »während der ersten Gradklasse eine besondere Thätigkeit wesentlich ist« (das »in Relation Setzen« der Fundamente werden die der zweiten einfach innerlich wahrgenommen). Diese müssen darum den Fundamenten ganz eigentlich wirklich zukommen und können darum »Realrelationen« genannt werden, jene dagegen, welche nicht eigentlich, nicht ohne jene psychologische Thätigkeit den Fundamenten zukommen, würden passender »Idealrelationen« zu benennen sein. Es bleibt nun die Frage übrig, die sich schon mehrmals aufgedrängt haben dürfte, wie denn solche »Idealrelationen« auf außerpsychologische Wirklichkeiten übertragen werden können. »Was soll es nur bedeuten von der Gleichheit, Verschiedenheit, vom Causalverhältnis der Dinge zu reden, wenn Gleichheit, Verschiedenheit, Causalität nichts als das mehr oder minder complicierte Ergebnis einer psychologischen Thätigkeit sind?« Ohne Zweifel liegt hier das erkenntnistheoretisch wichtigste Problem der Relationstheorie. Der Verf. erläutert an einigen Beispielen, wie diese Übertragung vor sich gehen kann, und fixiert den Sinn solcher Relationsbehauptungen. Was aber die Berechtigung anbelangt, in einem gegebenen Fall eine solche Relationsbehauptung aufzustellen, so findet der Verf. dieselbe im Causalgesetz gegeben, dessen nähere Erörterung aber außer dem Kreise dieser Betrachtungen liegt. Die Frage bleibt also eine offene, namentlich aber es, wie oben bemerkt wurde, den Anschein hat, als bedürfte das Causalgesetz selbst und seine Anwendung einer Motivierung. Was da

„Idealrelationen“ anbelangt, so lassen diese ihrer eigenthümlichen Natur wegen die Frage einer Übertragung auf außerpsychologische Wirklichkeiten nicht genügend begründet erscheinen.

Überblicken wir nunmehr die ganze Entwicklung, so können wir sie sehr kurz so zusammenfassen. Die Relationen zerfallen in zwei große Gruppen, die der „Idealrelationen“, welche das Ergebnis geistiger oder psychologischer Thätigkeit des „*relatio-setzens*“ sind, und die „Realrelationen“, welche uns durch einfache innere Erfahrung gegeben werden. Die erste Gradklasse zerfällt in die *elementaren* oder *primären* Classen der Vergleichungs- und Möglichkeitrelationen und der von diesen *abgeleiteten* oder *secundären*, zu denen als die wichtigste auch die Causalrelation zählt. Mit dem Unterschied der primären und secundären Relationsclassen bekennt sich, wie der Verf. anführt, die Eingangs erwähnte Kenntnistheoretisch wichtige Humesche Zweitheilung der Relationen, deren Unterscheidung nun erst ihre eigentliche Begründung erhält. Man könnte diesen Unterschied auch durch die Namen der *reinen* und *empirischen* Relationen kenntlich machen; denn jene werden bloßen Vorstellungen, unabhängig von der Erfahrung erkannt, letzteren nur auf Grund empirischer Daten.

In den „Schlussbemerkungen“ erklärt und vertheidigt der Verf. den empirischen Standpunkt Lockes, der auch der seinige ist, und kennzeichnet die Stellung seiner Arbeit zu den darin behandelten Problemen. Nicht als abgeschlossene Relationstheorie lässt dieselbe zu behandeln, sondern vielmehr als eine Vorarbeit zu der solchen, deren Grundlagen allerdings schon in der vorliegenden Schrift enthalten seien. Er hofft, es werde ihm eine systematische und durchgearbeitete Darstellung der Relationsphänomene gelingen und spricht die Bitte aus, jeder Leser, dem diese Sache anheilig ist, möge sie durch Mittheilung seiner Bemerkungen, namentlich solcher polemischer Natur, fördern.

Sollte ich mich nun rechtfertigen, warum ich auf eine Schrift abstract-philosophischen Inhalts die Aufmerksamkeit der Leser dieser Zeitschrift zu lenken trachtete, so glaube ich dies am besten thun zu können, als wenn ich zum Schluss die Stelle aus Briefes meines Freundes, Herrn Prof. A. Hoelder, hier setze, welchem sich derselbe über die gedachte Schrift so ausspricht: „...Fragt man nämlich im Hinblick auf die beiden Disciplinen, an unseren Gymnasien bisher ausschließlich die „*Propädeutik*“ für Philosophie zugewiesen ist, ob die Meinongsche „*Relationstheorie*“ auch Beiträge zur Logik oder zur Psychologie des Gymnasiums enthalte, so möchte ich das lebhaft bejahen: von Meinongs Analysen der Relationsphänomene bringen das psychologische Material bei, das für eine Reihe der wichtigsten logischen Probleme die unentbehrliche Grundlage bildet. Gegen immerhin unsere Logiklehrbücher auf Grund des freilich nur leicht zu constatierenden Factum, dass nicht immer richtig

sondern auch und nur zu oft falsch gedacht wird, das Verhältniß der Logik zur Psychologie dahin charakterisieren, dass die Logik, wie gelehrt werden soll, die Psychologie, wie sie ist (vorgestellt, geurtheilt und überdies gefühlt und gewollt) darstellt, so wird doch schon jeder Septimaneer, der noch nicht zu denken verlernt hat, nur dann die Schullogik achten, wenn er merkt, dass in ihr eben von diesem wirklichen Denken und nicht von müßigen Hirngespinnsten die Rede ist. Ware es aber wirklich so einfach sich den psychologischen Bestand der einfachen logischen Denkformen rein zum Bewusstsein zu bringen und ihn getreu nach der inneren Wahrheit darzustellen, so würden gewiss unsere Lehrbücher nicht noch z. B. die Begriffe als Gebilde darstellen, die mit baren Widersprüchen, psychologischen Ungereimtheiten sind (wie sie schon der „gute Berkeley“ verwarf); sie nicht bei der Theorie des Urtheiles auf dürftige Analogie bei der Grammatik angewiesen sein, wo man eine psychologische Schilderung des „Glaubens“-Phänomens hat. — Eine methodische Einleitung zur verständnisvollen Erläuterung der eigenen inneren Phänomene sollte vor aller Aufgabe des philosophisch-propädeutischen Unterrichts gerade so wie der naturwissenschaftliche nur dann seinen Zweck erreicht, wenn er es dem Schüler zur unverlierbaren Gewohnheit macht, für die ihn umgebende äußere Natur stets ein vernünftiges Interesse zu haben. Eine solche naturwissenschaftliche und philosophische Propädeutik wäre die beste, ja wohl einzige Mittel gegen die bedauerliche Thatsache, dass, wenn einer unserer Abiturienten überhaupt einmal philosophische Bedürfnisse an die Hochschule mitbringt, er sich durch eine vorwitzige Lectüre von Büchern wie „Kant“ usw., aber schwerlich je durch die officiellen „Propädeutik“ angeregt zeigt. Dem Lehrer der philosophischen Propädeutik, der diesem Princip zustimmt, und der jede wahre Erläuterung der philosophischen Wissenschaft um ehrlich erlangte Erkenntnisse psychologischer Thatsachen auch im Intercursus Schule begrüßt, darf die Schrift Meinongs wegen der reichen darin enthaltenen gesicherten Wahrheiten und weil noch mehr als ein hervorragendes Beispiel einer exacten philosophischen Methode bestens empfohlen werden.“

Prag.

Dr. Ernst F.

Hann Dr. Julius, Director der meteorol. Centralanstalt an der Universität zu Wien usw. Handbuch der Klimatologie. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn 1883, 8°. (Bibliothek geographischer Handbücher.)

„Seit langem hatte ich mich zuweilen mit dem Geographischen beschäftigt, welches ein nützliches und schönes Unternehm-

sein würde, eine übersichtliche, zusammenfassende Darstellung der klimatischen Verhältnisse der ganzen Erde zu liefern". Mit diesen Worten leitet der Verf. seine Vorrede ein und in der That, die Realisirung dieses Gedankens ist ein schönes und nützliches Unternehmen im allerweitesten Sinne, welches wir in dem vorliegenden Werke begrüßen. Nicht allein dem Meteorologen vom Fach wird hier ein Handbuch geboten, in welchem er in übersichtlicher Weise alle klimatischen Capitel behandelt und durch reiche Daten aus zum Theil bisher ganz unbekannten Stationen, wie sie eben nur der meteorologischen Centralanstalt zur Verfügung stehen, illustriert findet, dasselbe ist zugleich durch seinen Inhalt und die Art der Behandlung des Stoffes in seltener Weise geeignet, für die weitesten Kreise zu einem Wissensquell zu werden, aus welchem jedermann ohne Unterschied Nutzen und Belehrung zu schöpfen vermag.

Die Klimatologie, wie jung auch noch in ihrer Entwicklung, ist als wissenschaftliche Disciplin nichts desto weniger eine, man kann fast sagen, universelle Bedeutung. Abgesehen von den mannigfachen und tiefgreifenden Einwirkungen der verschiedenen klimatischen Factoren auf die gesammte Thier- und Pflanzenwelt, deren Erscheinungen erst dann vollständig verstanden werden können, wenn die ersteren ihre volle Würdigung gefunden haben, ist es ja allbekannt, wie sehr unser ganzes physisches Befinden durch dieselben klimatischen Factoren beeinflusst wird. Ebenso wissen wir, in welchem Grade die für unsere Existenz so wichtigen Ergebnisse der Bodencultur von ihnen abhängig sind. Der Schiffer auf offenem Meere, der Reisende in fernen Ländern haben in erster Linie auf sie zu achten und selbst der Mann des Krieges hat in seinen strategischen Plänen mit ihnen zu rechnen.

Diese wenigen flüchtigen Hinweise mögen genügen, um darzu-
thun, dass die Klimatologie nicht nur eine Wissenschaft für Fach-
gelehrte, sondern auch einen Zweig der allgemeinen Bildung ab-
zugeben berufen ist und dass ihr sonach, sei es auch nur im
bescheidensten Umfange, ein entsprechender Platz in der Schule
gebührt. Dass Hann dieser doppelten Aufgabe Rechnung getragen
und zwar in einer Weise Rechnung getragen hat, wie dies nur
der mit allen wissenschaftlichen Behelfen ausgerüstete, gründliche
Fachmann und Lehrer zuwege zu bringen vermag, können wir
nicht besser anerkennen als dadurch, dass wir seinem Buche
die allerweiteste Verbreitung und Benützung wünschen.

Ist es schon an sich keine leichte Aufgabe, über Inhalt und
Darstellungsweise eines so umfangreichen Werkes, wie das vor-
liegende — es umfasst nicht weniger als 48 Druckbogen — auf
wenigen Seiten Bericht zu erstatten, so wird es hier, wo alles
Gebotene interessant und wichtig und dabei alles in die möglichst
kürzeste Form gefasst ist, noch viel schwieriger, dem Ganzen auch
nur einigermaßen gerecht zu werden. So müssen wir uns damit
begnügen, nur eines und das andere aus der reichen Fülle des

Inhalts herauszugreifen, um dem Leser wenigstens annähernd den Begriff zu geben, was ihm in diesem Werke geboten wird.

In der Einleitung (S. 1–54) wird zunächst der Begriff der Aufgabe der Klimatologie entwickelt, dann eine allgemeine Übersicht der klimatischen Factoren und der Hilfsmittel der Klimatographie gegeben. Hier tritt uns zunächst eine klare Unterscheidung zwischen Meteorologie und Klimatologie entgegen. Während die Meteorologie als theoretisierende Disciplin den Compars der atmosphärischen Vorgänge zergliedert, um die einzelnen Theilphänomene an die Grundlehren der Physik anzuknüpfen, so ist die Klimatologie ihrer Natur nach mehr beschreibend und die Aufgabe besteht darin, ein möglichst lebendiges Bild des Zusammenwirkens aller atmosphärischen Erscheinungen über einer Stelle zu liefern.

Beachtenswerte Fingerzeige über den Vorgang bei meteorologischen Beobachtungen und Untersuchungen findet der Leser in den Erörterungen über die einzelnen klimatischen Factoren und darüber, wie dieselben zu klimatographischen Zwecken zu verwenden sind (S. 7 u. f.). Bei dem Abschnitt über die Temperaturverhältnisse wird er belehrt, in welcher Weise die richtigen Mittel gewonnen werden und dabei auch gleich an Beispielen gezeigt, wie bei unzuweckmäßigem Vorgehen bedeutende Ungenauigkeiten in den Daten sich einschleichen können. „So findet man z. B. in italienischen, von scheinbar höchst verlässlicher Quelle herrührenden Quellen die Temperatur von Rom zu $16,0^{\circ}$ C. angegeben, während sie in Wirklichkeit $15,4^{\circ}$ C. beträgt; die mittlere Temperatur von Madrid wurde von Secchi $15,0^{\circ}$ C. gegeben, während sie in der That nur $13,5^{\circ}$ C. beträgt“.

Zu einer richtigen Bestimmung der mittleren Jahrestemperatur bis auf $0,1^{\circ}$ C. sind für das nordöstliche Europa bei uns für Mitteleuropa 40 Beobachtungsjahre nothwendig, während für äquatoriale Gebiete meist schon zwei Jahre genügen. Bei ungleich größeren Schwankungen der Monatsmittel von einem Jahr zum andern sind dagegen schon ungleich längere Reihen von Beobachtungsjahren erforderlich, so z. B. für Wien fast 400 Jahre, für Westsibirien sogar 800jährige Aufzeichnungen, um die Temperatur der Wintermonate bis auf $0,1^{\circ}$ genau zu erhalten, während für die Sommermonate für Wien 200, für Sibirien sogar 100 Jahre genügen würden. Im Klima von Batavia dagegen mögen schon fünf Jahre ausreichen. Darnach ist es begreiflich, dass die Genauigkeit der bisher gewonnenen Monatsmittel selbst in den Hauptstationen Mitteleuropas für den Winter circa $0,5^{\circ}$ für den Sommer $0,2^{\circ}$ – $0,3^{\circ}$ beträgt. Die Nothwendigkeit langer Beobachtungsreihen zur Ermittlung richtiger Mittelwerte wird begreiflich, wenn man bedenkt, dass beispielsweise in Wien die Jänuertemperatur im Laufe eines Jahrhunderts in den Grenzen von $-8,3^{\circ}$ und $+1,1^{\circ}$ das Jahresmittel zwischen $7,4^{\circ}$ und $11,8^{\circ}$ sich bewegte.

Auf S. 23 gibt der Autor gleichsam als Muster eine Tabelle, welche die Temperaturverhältnisse Wiens nach den verschiedenen zu betrachtenden Momenten darstellt.

Aus dem über die in klimatischer Beziehung wichtige einwirkende und reflectierte Wärme, dann die nächtliche Wärmeabstrahlung Gesagten (S. 25—32) sei hervorgehoben, dass durch die reflectierte Wärme die directe bei 7° Sonnenhöhe um 40—50%, bei 16° (d. i. die beiläufige mittägige Sonnenhöhe für Prag am kürzesten Tage) noch um 20—30% gesteigert werden kann, ein Zustand, welcher für Wohnungs- und Gartensanlagen, für Pflanzungen verschiedener Art u. a. von Bedeutung ist. Infolge der mangelhaften Strahlung dagegen kann eine derartige Erniedrigung der Temperatur eintreten, dass bei 2—3°, ja auf den kalten und in trockenen Klimaten schon bei 4—5° Wärme gar keine Reifbildung eintritt.

Bei der Besprechung der atmosphärischen Feuchtigkeit wird insbesondere der Einfluss der relativen Feuchtigkeit auf die Vegetation, sowie auf Menschen und Thiere betont und erwähnt, dass plötzliche Schwankungen in derselben namentlich auf kranke Organismen sehr schädlich einwirken können, indem sie in erster Linie eine plötzliche Vermehrung oder Verminderung des Blutdruckes bewirken. Feuchte Luft bewirkt Herabstimmung der Functionen des Nervensystems, ruhigen Schlaf, vermehrte Kohlensäureabscheidung, verlangsamte Blutbewegung, trockene Luft dagegen ruft die entgegengesetzten Erscheinungen hervor. Die hygienische Wirkung starker Temperaturschwankungen wird ebenfalls durch die relative Feuchtigkeit gesteigert oder ermäßigt. Die Bewohner der Wüsten und trockenen Gegenden vertragen ohne Unannehmlichkeit große Temperatursprünge, die in feuchten Klimaten sehr schädlich wirken würden (S. 35—36).

Hier schließen wir unmittelbar an, was H. über die Winde (S. 41) sagt: „Klimate mit stärkerer Luftbewegung haben im allgemeinen auf den menschlichen Organismus eine anregende, die Thätigkeit begünstigende Wirkung; Klimate mit todter Luft einen abspannenden, die Lethargie begünstigenden Einfluss. Die stete Lüfterneuerung durch den Wind ist an Orten, wo sich eine zahlreiche Bevölkerung dicht sammelndrängt, von nicht geringer hygienischer Bedeutung.“

Was die Bezeichnung der Windrichtung betrifft, so sei wegen der noch häufig vorkommenden Missverständnisse bemerkt, dass der Buchstabe E für Ost gilt, weil in den romanischen Sprachen O für West gesetzt wird.

Auf S. 51 findet sich als Fortsetzung der Tabelle I eine zweite Tabelle, welche die weiteren klimatischen Elemente Wiens (Feuchtigkeit, Regen und Schnee, Bewölkung, mittlere Dauer des Sonnenscheins, mittlere Windgeschwindigkeit, Verdunstung und Wassergehalt der Luft) zur Übersicht bringt.

Nun folgt die allgemeine Klimatologie, in welcher zunächst das solare oder mathematische Klima (S. 57—79), dann die Hauptformen des tellurisch modificierten oder des sogenannten physischen Klimas (S. 79—228) behandelt werden.

Das solare Klima finden wir hier eingehender, als sonst in meteorologischen Handbüchern der Fall ist, besprochen, und dies mit Recht; denn in der Regel wird die Rolle, welche die Sonnenstrahlung in dem Charakter der verschiedenen Klimata spielt, bei weitem nicht genügend beachtet. Wir wollen hier auch nur einige wenige, dem allgemeinen Interesse nächstliegende Momente herausgreifen.

Die directe Besonnung des Poles ist im Sommersolstitium um mehr als 20% größer, als die größte, die der Äquator erhält und um 36% größer, als die am Äquator gleichzeitige stattfindende Bestrahlung. Überhaupt ist an jenem Pole der sein Sommerhalbjahr hat, die Bestrahlung während 28 Tagen vor und nach der Sonnenwende, also durch 56 Tage stärker, als an irgend einem anderen Punkte der Erde und während 84 Tagen größer, als die gleichzeitige am Äquator.

„Die Intensität der Bestrahlung der südlichen Hemisphäre während ihres Sommerhalbjahres ist etwas größer, als die der nördlichen; im Winterhalbjahr verhält es sich umgekehrt. Es rührt dies davon her, dass die Erde sich im Sommer der südlichen Hemisphäre in der Sonnennähe befindet, hingegen in der Sonnenferne während des Sommers der nördlichen Hemisphäre. Der Unterschied der Intensität der Sonnenstrahlung in den extremsten Fällen am 1. Januar (Perihel) und am 3. Juli (Aphel) beträgt circa $\frac{1}{10}$ der gesamten Strahlung. Dieser Unterschied ist hinlänglich groß, um direct sich fühlbar zu machen. Die starke Temperaturänderung, welche man fühlt, wenn man im südlichen Sommer aus dem Schatten in die Sonne tritt, setzt die nach Australien und Neuseeland kommenden Einwanderer in Erstaunen (Dove). Die Erhitzung des Bodens und die Temperaturmaxima sind in Australien und Südafrika größer als unter gleichen Breiten in der nördlichen Hemisphäre, trotz der (aus andern Gründen) erheblich geringeren mittleren Sommerwärme“. S. 62—63.

Wie groß der Unterschied der Bestrahlung unter verschiedenen Breiten ist, lässt sich am besten daraus entnehmen, dass während beispielsweise die täglichen Wärmesummen, welche für den Äquator am 20. März und 21. Juni ihre äußersten Grenzwerte erreichen, hier nur zwischen den Zahlen 1000 und 861 schwanken, dieselben unter dem 20° n. Br. am 21. Juni und 21. December schon zu 1045 und 677, unter dem 40° n. Br. zu 1107 und 355, unter dem 60° n. Br. zu 1093 und 56, und unter dem 80° n. Br. sogar bis zu 1184 und 0 auseinandergehen. Dazu sei noch bemerkt, dass für die gleichen südlichen Breiten infolge der starken Näherung der Erde ans Perihel am

21. December und eben so ans Aphel am 21. Juni die angedeuteten Verhältnisse sich noch etwas extremer gestalten.

Nun darf aber nicht übersehen werden, dass die Sonnenstrahlung quantitativ eine wesentliche Schmälerung durch den Einfluss der Atmosphäre erleidet, die umso größer wird, je mehr die Sonne sich dem Horizont nähert, was leicht einzusehen ist, wenn man bedenkt, dass die von den Sonnenstrahlen zu passierende Dicke der Atmosphäre gegen die im Zenith ($= 1,0$ angenommen) bei 0° Höhe über dem Horizont $= 35,5$, bei $10^\circ = 5,56$, bei $30^\circ = 1,99$, bei $50^\circ = 1,31$ anzusetzen ist. Dem entsprechend beträgt auch die durchgelassene Strahlenmenge bei 0° Sonnenhöhe $0,000$, bei $10^\circ 0,202$, bei $30^\circ 0,564$, bei $50^\circ 0,687$ und bei $90^\circ 0,750$ (S. 69). Im allgemeinen darf angenommen werden, dass die Atmosphäre die Hälfte der täglichen Wärmestrahlung absorbiert.

Dem gegenüber ist aber wohl zu beachten, dass ein Theil der Sonnenstrahlung, welcher der Erdoberfläche durch die Atmosphäre entzogen wird, durch die Strahlung der Atmosphäre selbst wieder ersetzt wird. In der Atmosphäre suspendierte feine Theilchen (sind es kleinste Wassertropfen, Staub oder andere kleine Theilchen) reflectieren und zerstreuen die Sonnenstrahlung und machen so die Atmosphäre selbst leuchtend und zu einer Lichtquelle (diffuses Tageslicht), welche wegen ihrer großen Ausdehnung von erheblicher Wirkung ist. Besonders in höheren Breiten, wo die Absorption der directen Strahlung bei dem tiefen Sonnenstande sehr groß ist (dafür aber auch die Dämmerung sehr lange), wird die diffuse Strahlung des Himmels von großer Wichtigkeit. Auch zerstreute oder dünne Wolken machen sich als Reflectoren der Sonnenstrahlung in mehr oder minder bedeutendem Grade geltend (S. 72).

Die Bedeutung der Atmosphäre als Regulator der Vertheilung der gesammten Strahlung durch Abschwächung der großen Differenzen der directen Strahlung unter verschiedenen Breiten tritt deutlich hervor, wenn man erwägt, dass z. B. Heidelberg von der Sonne allein fast nur $\frac{1}{3}$, Petersburg sogar weniger als $\frac{1}{3}$ der Strahlung des Äquators erhalten würde, während durch die lichtzerstreuende Kraft der Atmosphäre dieses Verhältnis auf mehr als $\frac{1}{2}$ und $\frac{1}{3}$ erhöht wird (S. 76).

Dass die directe Strahlung einer der wichtigsten klimatischen Factoren ist, kann keinem Zweifel unterliegen und dadurch werden die Untersuchungen über die Vertheilung der gesammten Intensität der Sonnenstrahlung von viel größerer Wichtigkeit für die Klimatologie, als man gewöhnlich annimmt.

Den Darlegungen des solaren folgen nun jene des physischen Klimas, welches von dem Verf. nach den Hauptformen A als Land- und Seeklima, B als Höhenklima behandelt wird.

Es wäre fruchtlose Mühe, zu versuchen, auch hier aus der Fülle der Daten einzelnes als besonders wichtig herauszugreifen,

da alles Angeführte gleich bedeutungsvoll ist und unser Bericht selbst zum Umfange dieses Heftes anwachsen würde, werden wir einen nur halbwegs erschöpfenden Auszug bringen. So mag denn genügen, einfach die aufeinander folgenden Abschnitte anzuführen, um den Leser wenigstens mit dem Gange der Behandlung bekannt zu machen.

Nach einer eingehenden Darlegung des Einflusses von Wasser und Land auf die Temperaturvertheilung (S. 81—96), folgt der Einfluss der Continente auf die Feuchtigkeit der Luft und die Bewölkung und die Niederschläge (S. 97—101), dann der Einfluss auf die Winde (S. 101—116) werden die klimatischen Unterschiede zwischen den West- und Ostküsten der Continente in höheren Breiten (S. 116—124), dann der Einfluss der Meeresströmungen auf das Klima (S. 124—134) erörtert. Das Besondere des Höhenklimas wird mit jener der Abnahme des Luftdruckes (S. 134—141) eingeleitet; daran reihen sich: die Zone der Intensität der Sonnenstrahlung (S. 141—146), die Bedeutung der Höhen verglichen mit jener in höheren Breiten (S. 146—150), die Abnahme der Lufttemperatur mit der Höhe und deren Variationen (S. 150—155), die verschiedenen Anomalien der täglichen Temperaturvertheilung (S. 155—169), der tägliche und jährliche Gang der Temperatur (S. 169—175), der Einfluss des Gebirges auf die Hydrometeore (S. 175—190), die Schneegrenze (S. 190—198), endlich die Gebirgswinde (S. 198—228), welchen der Leser insbesondere über den vom Autor eingehend studierten Föhn lehrreiche Aufschlüsse erhält.

Der allgemeinen Klimatologie folgt nun die special Klimatologie oder Klimatographie, welcher mehr als der Drittheil des ganzen Werkes (S. 229—754) gewidmet sind.

Es darf als ein glücklicher Gedanke des Verf. bezeichnet werden, für den Zweck von klimatographischen Schilderungen die Erdoberfläche innerhalb der Zonen in enger abgegrenzte, klimatisch individualisierte Gebiete zu zerlegen — ein glücklicher Gedanke deshalb, weil erst bei einer derartigen Gliederung und Abgrenzung dem Leser die durch die verschiedenen physischen Verhältnisse bedingten klimatischen Besonderheiten der einzelnen Erdtheile lebendigster und übersichtlichster Weise zur Anschauung gebracht werden.

So sehen wir denn innerhalb der Tropenzone zunächst die tropische Afrika (S. 236—280), dann das südasiatische Tropengebiet des SW-Monsuns (S. 280—319), das hinterindisch-australische Tropengebiet oder das Gebiet des NW-Monsuns (S. 319—334), die Inseln im tropischen Pacific (S. 334—342), endlich das amerikanische Tropengebiet (S. 342—377) in klimatographischen Einzeldarstellungen behandelt, welchen sich dann noch eine allgemeine Charakteristik des Tropenklimas anreihet (S. 377—400).

In gleicher Weise werden aus der nördlichen gemäßigten Zone Schilderungen des Subtropengebietes der alten Welt (S. 404—449), von West- und Nordwest-Europa (S. 449—472), von Mitteleuropa (S. 472—492), vom europäischen Russland und Westasien (S. 492—522), vom außertropischen Ostasien, nämlich von Ostsibirien, China und Japan (S. 522—544), endlich vom eisarktischn Nordamerika (S. 544—609) entworfen, während aus der südlichen gemäßigten Zone das außertropische Südafrika (S. 609—624), das ektropische Australien (S. 625—656), das ektropische Südamerika (S. 656—694), endlich die oceanischen Inseln der südlichen gemäßigten Zone (S. 694—698) ihre gesonderte Behandlung finden. Auch hier reiht sich eine allgemeine Charakteristik der beiden gemäßigten Zonen an (S. 698—711). Nun kommen noch klimatographische Behandlungen der Uferländer und Inseln des europäischen Eismeer (S. 713—725), des polaren Asiens (S. 725—732), des amerikanischen Polargebietes (S. 732—742) und des antarktischen Polargebietes (S. 742—743), denen als Schlusssatz des Ganzen eine allgemeine Charakteristik des Polarklimas folgt.

Wir mögen aus diesen Einzeldarstellungen was immer für ein Gebiet vornehmen, so wird unser Interesse durch die uns vor Augen tretenden reichen Daten in Anspruch genommen werden, Daten, deren Bedeutung uns um so klarer wird, je mehr wir daran gehen, dieselben mit den gleichnamigen uns leichter vorstellbaren Verhältnissen des eigenen Heimatlandes in Vergleich zu bringen. Sehen wir uns beispielsweise in der Beschreibung des asiatischen Tropengebietes jene Tabellen näher an, in welchen nach mehr-, zum Theil vieljährigen Beobachtungen die mittleren monatlichen und jährlichen Regenmengen von 44 Stationen zusammengestellt sind (S. 295—297), so finden wir da Multan im unteren Pendschab mit einem jährlichen Regenquantum von nur 189 mm, was nicht ganz einem Drittel der jährlichen Niederschlagsmenge Wiens entspricht, während Cherrapungi auf der Südseite des Khasi-Gebirges (Assam), 1250 m hoch gelegen, nicht weniger als 12526 mm (Mittel von 23 Jahren) d. i. das 21fache der durchschnittlichen jährlichen Niederschlagsmenge Wiens ausweist. Dieses kolossale Regenquantum ist aber derart ungleich vertheilt, dass auf die drei Wintermonate December—Februar zusammen nur 95 mm, auf Juni—August dagegen 8288 mm entfallen. In der selben Station soll im J. 1861 der Niederschlag nicht weniger als 22990 mm, davon im Juli allein 9300 mm, ja an einem einzigen Tage (14. Juni 1867) 1046 mm (fast doppelt so viel als in Wien im ganzen Jahre) betragen haben (S. 302). Die Schwankungen der jährlichen Regenmengen sind im tropischen Indien nicht geringer, ja z. Th. sogar bedeutender wie in unseren Gegenden, woraus sich die häufigen Missernten und das damit zusammenhängende Eintreten von Hungersnoth erklären.

Liegen in Indien die Orte großer Niederschlagsdifferenzen mehr oder weniger weit von einander ab, so treffen wir in einem anderen Theile der Tropenzone und zwar im atlantischen Ocean eine wenig über zwei geogr. □ Mln. große Insel, St. Helena, wo zu Jamestown am Nordufer die jährliche Regenmenge nur 135 mm, dagegen auf der dem SE-Passat ausgesetzten 540 m hoch gelegenen Station Longwood fast 8mal so viel, nämlich 1055 mm beträgt (S. 243).

Ein sehr detailliertes klimatisches Bild wird von Nordamerika gegeben. Wir finden auf S. 551—554 die Temperaturverhältnisse von nicht weniger als 135 Orten zusammengestellt. Hier fallen vor allem die großen Unterschiede der Temperatur zwischen den Stationen der Ost- und Westküste und zwar insbesondere jener der höheren Breiten auf. So hat z. B. Hebron ($58^{\circ} 30'$) auf Labrador ein Jännermittel von $-20,6^{\circ}$ und ein Jahresmittel von $-4,4^{\circ}$ C., Sitka ($57^{\circ} 3'$) dagegen ein Jännermittel von $-1,0$ und ein Jahresmittel $5,7^{\circ}$, St. Johns (Nfld. $47^{\circ} 34'$) für die gleichen Zeiten, $-4,7^{\circ}$ und $5,1^{\circ}$, dagegen Astoria (Or. $46^{\circ} 11'$) $3,6^{\circ}$ und $10,0^{\circ}$. Relativ extremen Temperaturen begegnen wir in nordamerikanischen Binnenlande. So zeigen die Mittel des Jänner und Juli in Fort Simpson ($62^{\circ} 7'$) $-22,7^{\circ}$ und $17,2^{\circ}$ C., in Winnipeg ($49^{\circ} 55'$) $-19,2^{\circ}$ und $19,1^{\circ}$, in Montreal ($45^{\circ} 31'$) = Breite von Triest) $-8,4^{\circ}$ und $22,3^{\circ}$. Dem entsprechend kommen auch relativ hohe Temperaturextreme vor. Fröste von -4° C. dringen aus dem britischen Nordamerika bis unter den 44. Breitengrad (Breite von Genua) vor, während andererseits auch wieder absolute Wärmemaxima von $45-48^{\circ}$ nicht selten sind.

Suchen wir aber nach dem Gebiete der größten auf der Erde bisher bekannt gewordenen Temperaturgegensätze, so finden wir dasselbe in Ostsibirien, von wo die zwei Stationen Werchojansk ($67^{\circ} 34'$) und Jakutsk ($62^{\circ} 1'$) genannt werden mögen. In dem erstgenannten Orte wurde (allerdings nur aus $1\frac{1}{2}$ jährigen Beobachtungen) ein Jännermittel von -49° C., ein Julimittel von $15,4^{\circ}$ und ein Jahresmittel von $-16,7^{\circ}$ C. gefunden, während für Jakutsk aus vieljährigen Beobachtungen das Jännermittel von $-42,8^{\circ}$, ein Julimittel von $18,8^{\circ}$ und ein Jahresmittel von $-12,2^{\circ}$ C. sich ergeben hat. Die tiefsten absoluten Extrema, welche überhaupt bisher beobachtet worden sind, kamen gleichfalls in Werchojansk ($-63,2^{\circ}$) und Jakutsk (-62° C. — größte in Wien seit 1829 verzeichnete Kälte $-25,5^{\circ}$ C.) vor, während andererseits absolute Maxima im ersteren Orte bis über 30° , im letzteren solche bis auf $38,8^{\circ}$ C. (gleich der höchsten bisher beobachteten Temperatur Wiens) registriert wurden. Dank den warmen Sommern gedeiht in diesem Lande der größten Temperaturgegensätze noch der Ackerbau und es kommen hochstämmige Lärchenwäldungen über einem ewig gefrorenen Boden vor bei Jahrestemperaturen, bei welchen im oceanischen Klima auch dem

ammerlichsten Pflanzenleben das äußerste Ziel gesteckt ist (S. 529).

Den grellsten Contrast zu den extremen Temperaturverhältnissen Sibiriens bieten die australischen Inseln im Tropengürtel. Hier beträgt die Differenz zwischen den Mitteln des kältesten und wärmsten Monats nur 2,2, höchstens 3,5°, und die Differenz zwischen den mittleren Jahrestremen scheint nicht über 20—22° C. hinauszugehen (Papiti 15,9° und 32,6°, Waioli auf Kanai 12,2° und 32,2°, Delanasau auf Vanua Levu 15,0 und 35,9°).

Noch sei Australiens gedacht, über welches dem Autor ebenfalls schon ein relativ reiches Material zu Gebote stand, und zwar möge hier einiges über die Regenverhältnisse deshalb angeführt werden, weil hie und da noch immer die Vorstellung von einem völlig regenlosen, wüsten Innern dieses Continents gang und gäbe ist. Aus 78 Stationen mit Niederschlagsbeobachtungen (S. 642—643) hat Hann ermittelt, dass die größte jährliche Regenmenge in Australien der Nordküste (161 cm) und der Ostküste des tropischen Queensland (144 cm) zufällt, während sie an der Ostküste von New South Wales auf 127 bis 112 cm, im Innern der beiden genannten Provinzen schon auf 16 bis 43 cm reducirt ist. Noch geringer zeigt sich die Regenmenge im nördlichen Weideland Südaustraliens (30 cm), das trockenste Gebiet desselben aber (mit 15—13 cm) fällt zwischen den 30. und 28°. „Wenn ein fast regenloses Gebiet in Australien überhaupt existiert, so müsste es im östlichen und nördlichen Theile Westaustraliens zu finden sein; denn von allen anderen Theilen Innereustraliens haben wir nun schon Regenmessungen, welche die Existenz eines regenlosen Gebietes verneinen“ (S. 645).

Noch ist hervorzuheben, dass die Ostküste Australiens zeitweilig von ungeheuren Regenfluten heimgesucht wird. Die Maxima von einem Tage innerhalb der 10jährigen Periode 1870—1879 waren zu New Castle 284, Wollongong 280, Eden 267 mm. Zu Port Jackson (South Head) fielen am 15. October 1844 bei SW-Sturm 520 mm in 22 1/2 Stunden, zu New Castle am 18. März 1871 in 2 1/2 Stunden 269 mm. Unter solchen Verhältnissen ist es begreiflich, dass die Flüsse der Ostküste zuweilen ganz erstaunliche Wassermassen ins Meer führen. Am 22. März 1806 stieg der Hawkesbury River bei Windsor 29 1/2 m über die untere Wasserlinie (nach Jevons), am 23. Juni 1867 erreichte die Wasserlinie 19,1 m, Fluten bis zu 12 m Wasserhöhe kommen öfter vor (S. 646).

Ein Nachtheil in dem Klima Australiens ist der Umstand, dass die an sich meist geringe Regenmenge in kurzen Güssen fällt, welche den Boden nicht anhaltend durchfeuchten können. Zu Owl Cowl fiel zweimal 1/4 der ganzen jährlichen Regenmenge und darüber in einem Tage; zu Fort Bourke, welches einen jährlichen

Regenfall von 45 cm hat, lieferte ein Regentag 186 mm, also fast 42% der mittleren jährlichen Regenmenge (S. 647).

Den plötzlichen kolossalen Regengüssen stehen die zeitweise auftretenden großen Dürreperioden gegenüber, die sich zuweilen über den größten Theil des Continents erstrecken und ungeheuren Schaden im Viehstand verursachen (S. 647).

Zum Schlusse mögen noch den allgemeinen Charakteristiken der Zonen einige weniger bekannte und namentlich von den Reisenden zu ihrem Schaden oft nicht genug beachtete Daten entnommen werden.

Den Leser dürfte es überraschen zu erfahren, dass man unter den Tropen, wo an vielen Orten die Jahresminima der Temperatur nicht unter 20° und an den meisten nicht unter 15° hinabgehen, kaum weniger friert, als in viel kälteren Klimaten, und dass bei hoher mittlerer Wärme, verbunden mit großer Feuchtigkeit, sich schon geringe Temperaturschwankungen sehr empfindlich machen. So darf man sich nach Dr. Borius am Senegal nach Sonnenuntergang nicht der freien Luft aussetzen, indem eine geringe Abkühlung schon das Gefühl empfindlicher Kälte erzeugt. In Gombé (11° N. 400 m Meereshöhe), wo der kälteste Monat eine Mitteltemperatur von 22° , also $1\frac{1}{2}$ — 2° mehr, als der normale Juli in Wien hat, fand Rohlf in den Hütten der Fülloniger eigenthümliche Nachtlager, Bänke aus Thon, die innen bohrt sind, und nachts durch Kohlen und Feuer gewärmt werden, auf welchen der fröstelnde Neger sich mit übergebreiteten Matten in den Wintermonaten gegen die Kälte schützt (S. 380).

Ganz anders verhält es sich in hochpolaren Breiten. Hier können bei Windstille die höchsten Kältegrade ohne Beschwerde, und eben so ungeheure und plötzliche Temperaturwechsel mit Leichtigkeit ertragen werden. In Parrys Journal findet sich die Bemerkung, dass 120 Personen vier Winter hindurch sich beständig Temperaturwechseln von 40 — 60° C. aussetzten in der kurzen Zeit, die zum Öffnen einer Thür nöthig ist, ohne dass irgend eine Lungenaffection die Folge davon war. Und doch wurde kein Respirator getragen oder Mund und Nase durch ein Tuch geschützt (S. 752—753).

In tropischen Gegenden kann der Reisende sich nicht genug gegen die Wirkungen der directen Sonnenstrahlung schützen. In vielen Gegenden darf man sich mit unbedecktem Kopf ohne Lebensgefahr nicht der Sonne aussetzen; denn Sonnenstich ist fast stets die Folge. Nach Wallace wird in den Tropen schon bei einer Sonnenhöhe von 40 — 50° (mittägige Sonnenhöhe Wiens zwischen dem 15. März und 10. April, dem 1. und 28. September) die Haut eines Europäers, wenn sie nur wenige Minuten der Sonnenstrahlung ausgesetzt ist, roth, schmerzhaft, oft mit Brandblasen bedeckt und schält sich darnach ab. Fast jeder Reisende leidet unter den Folgen unvorsichtiger Entblößung des Halses, der Ohrenmaßen

sw. bei Sonnenschein, der dort eine ebenso unerwartete wie für den ersten Augenblick unerklärliche, von gar keiner außergewöhnlichen Zunahme der Luftwärme begleitete Kraft besitzt (S. 381).

Damit sei es genug. Wie dankbar es auch wäre, die Ährenreife in diesem höchst wertvollen und interessanten Buche noch weiter fortzusetzen, so mahnt uns doch das Bewusstsein, ohnehin schon weit über den Rahmen einer Anzeige hinausgegangen zu sein, zum Abbruch. Dass wir unseren Bericht über das übliche Maß ausgedehnt und uns in Anführung ungewöhnlich vieler Details ergangen haben, ist nur geschehen, um in den Lesern dieser Blätter die Überzeugung zu wecken, dass dieses überaus lehrreiche Werk in keiner den Zwecken des Unterrichtes dienenden Bibliothek fehlen sollte.

Wenn es gestattet ist, im Interesse derjenigen, welche häufig in die Lage kommen werden, dieses Buch zu benützen, noch einen Wunsch auszusprechen, so ist es der, dass bei der nächsten gewiss bald sich als nothwendig erweisenden Auflage der geehrte Autor sich entschließen möge, des leichteren Nachschlagens wegen das Register der Reichhaltigkeit des Inhalts entsprechend zu erweitern, eine allerdings wenig anmuthende Arbeit, für welche sich indes wohl leicht eine der Aufgabe gewachsene Hand finden wird.

Ein weiteres, allerdings schwerer realisierbares *pium desiderium* bestünde darin, dass als Ergänzung des hier besprochenen Werkes in nicht allzuferner Zeit ein Atlas folgen möge, in welchem vergleichende Zusammenstellungen über die wichtigsten klimatischen Verhältnisse graphisch zur Anschauung gebracht würden; denn unstreitig vermitteln nicht nur überall, wo Zahlen sprechen, graphische Versinnlichungen die bequemste Übersicht, sondern geben zugleich das beste Mittel an die Hand, zur richtigen Erfassung der quantitativen Verschiedenheit der dargestellten Verhältnisse zu gelangen oder hinzuleiten.

Wien, 1883.

Dr. Friedr. Simony.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Die Verordnung des h. k. k. Ministeriums für
U. vom 26. Mai 1884, Z. 10128.

Als der Organisationsentwurf ans Licht trat, wurde aus-
hervorgehoben, dass derselbe, wie dies ja selbstverständlich ist,
feststehende, abschließende Norm, sondern nur die Grundlage
weiterer gedeihlicher Entwicklung bilden solle. Die Erfahrung
lehren, was sich von den neu begründeten Einrichtungen
was mit der Zeit eine Änderung oder Umbildung erheische.
Im großen und ganzen hat sich nun der Entwurf bewährt
segsreiche Einwirkung auf das gesammte geistige Leben
Hebung der wissenschaftlichen Bildung werden gewiss nicht
leugnen. So sehr auch die Ansichten auseinandergehen, so
sich doch im allgemeinen weder von der Rückkehr zur Latein-
noch von dem geträumten Zukunftsgymnasium einen günstigen
versprechen. Der Staat, welcher in unserer Zeit mehr als je
gewiesen ist, das ideale Moment im Unterrichte zu wahren,
nun und nimmer dazu entschließen, ein so wichtiges Mittel
ideale Bildung, wie es die classischen Studien sind, den For-
der sogenannten Utilität zu opfern, er wird vielmehr dieselben
der einseitigen Weise einer Lateinschule, sondern so pflanzen,
ihre gedeihliche Einwirkung zu üben vermögen. Andererseits
wird er auch die realen Wissenschaften, die sich so mächtig ent-
haben, nicht vernachlässigen und ihnen in dem Gymnasialur-
die gebührende Stellung anweisen. So wird er das vom Organ-
entwurfe bezeichnete Ziel der Gymnasien, 'eine höhere allge-
meine Bildung unter wesentlicher Benützung der alten classischen Sprachen
ihrer Literatur zu gewähren und hiedurch zugleich für höhere
vorbereiten' unverrückbar festhalten, in diesem großen Rahmen
für die Begrenzung des Lehrstoffes in den verschiedenen Fach-
Classen, die Anordnung desselben, die einzuhaltende Methode
reichen Erfahrungen benützen, die sich beim Unterrichte ergo-
Entwicklung der Wissenschaften und die damit zusammenhängen-
Bedürfnisse der Zeit genau beachten und so das große Werk
Fortbildung erhalten.

Seit der Einführung der neuen Ordnung der Gymnasien sind demnach manche Bestimmungen des Organisationsentwurfes durch Verordnungen abgeändert worden, wobei die Berichte der Schulräthe, Directoren und Lehrercollegien, die Erörterungen in Fachblättern, die Ergebnisse der wiederholt einberufenen Commissionen zugrunde gelegt wurden. Es galt nun den gesammten Lehrplan einer nochmaligen Prüfung zu unterziehen und eine vollständige Revision des Textes vorzunehmen, so dass derselbe eine einheitliche Form erhalte. Auch hatte man sich nicht der Erkenntnis verschließen können, dass in einzelnen Fällen die Aufgabe für die Schüler reichlicher bemessen, das Ziel höher gesteckt war, als es sich durchschnittlich als erreichbar herausgestellt hat. Diese Erkenntnis lässt sich aber nur auf Grund längerer Erfahrung mit Sicherheit gewinnen. Manches in dieser Beziehung konnte schon durch eine entsprechende Fassung der das Lehrziel bildenden Forderungen erreicht werden; auch war eine neue Fassung bei denjenigen Lehrgegenständen absolut nothwendig, wo die sich mächtig entwickelnde Wissenschaft mit der neuen Anordnung und Gruppierung des Stoffes und der Umbildung der Methode auch eine neue Terminologie angenommen hatte, umso mehr als die in der Schule verwendeten Lehrbücher, welche sich, wie natürlich, der Entwicklung der Wissenschaft anschlossen, in dieser Beziehung mit dem Organisationsentwurfe nicht mehr übereinstimmten. Endlich war eine Erneuerung der Instructionen für den Unterricht ein dringendes Gebot. So meisterhaft auch die Instructionen des Organisationsentwurfes für die Zeit waren, in welcher sie verfasst wurden, so hat sich doch in dem langen Zeitraume von fast vier Decennien auf dem Gebiete der Wissenschaft wie des Unterrichtes so manches verändert; die Erfahrung, der rege Austausch von Beobachtungen und Gedanken, wie er in der reichen didaktischen Literatur hervortritt, die Wissenschaft mit ihren neuen Richtungen und Forschungswegen haben die Methode im einzelnen vielfach verändert und so dem Unterrichte neue Pfade gewiesen.

Aus diesen Erwägungen ist der neue Lehrplan für die Gymnasien hervorgegangen, der mit Beginn des nächsten Schuljahres ins Leben treten soll. An weitgreifende Änderungen konnte, wenn die als 'bewährte' anerkannte Grundlage des Organisationsentwurfes nicht aufgegeben werden sollte, nicht gedacht werden; dagegen sind die Änderungen im wesentlichen nicht gering und nicht unerheblich. Dieselben übersichtlich zusammenzustellen ist der Zweck des vorliegenden Aufsatzes. Er soll voraussetzen die Einleitung zu einer eingehenden Besprechung der Lehrpläne und Instructionen für die einzelnen Unterrichtsgegenstände bilden, welche von bewährten Fachmännern ausgeführt, demnächst in diesem Blatte erscheinen werden.

Beginnen wir mit der lateinischen Sprache, so sehen wir das Beschränkende Umfang des Lehrstoffes zu beschränken. So wird nun für die zweite Klasse die Erlernung der Unregelmäßigkeiten in Declination, Genus und Conjugation bloß auf das Wichtigste beschränkt. Das Ausmaß der Lectüre ist vermindert. Aus Cäsars bellum Gallicum werden nur etwa drei Bücher, aus Livius

neben dem 1. Buche das 21. oder 22. oder wichtige Partien aus den Kämpfen der Patricier oder Plebejer verlangt. Endlich ist die Zahl der Hausarbeiten vermindert; in der 3. und 4. Classe ist nun ein Pensum nicht wie früher wöchentlich, sondern alle 14 Tage, in den Classen des Obergymnasiums nur alle Monate einmal vorgeschrieben. Der Stoff der Lectüre ist mit geringen Ausnahmen unverändert geblieben. Für die 3. Classe sind einige Vitae des Cornelius Nepos oder eine Auswahl aus Curtius, für die 6. Classe Sallusts Jugurtha oder Catilina vorgeschrieben. Aus dem Bereiche der Schullectüre ausgeschieden ist der Agricola des Tacitus und die beim Beginne der Lectüre von Ciceros Reden bisher übliche Auswahl aus dessen Briefen; dagegen hat in der 7. Classe neben den Reden Ciceros eine der kleineren philosophischen Schriften Ciceros oder eine Auswahl aus einer der größeren einzutreten. Wichtig ist die Bestimmung, dass in der 3. Classe wöchentlich drei Stunden der Grammatik zu widmen sind, während in der 4. Classe je nach Bedürfnis zwei oder auch drei Stunden auf dieselbe verwendet werden können. Es wird hiedurch ein mehrfach in Lehrerkreisen ausgesprochener Wunsch erfüllt.

Der Lehrplan des Griechischen hat, was das Ausmaß der Lectüre betrifft, nur geringe Änderungen erfahren. In dem ersten Semester der 5. Classe ist Xenophons Anabasis oder eine Auswahl aus seinen Hauptschriften nach einer Chrestomathie zu lesen und diese Lectüre, wie dies schon längst vorgeschlagen worden war, auch in den drei folgenden Semestern, im ersten in einer Stunde wöchentlich, in den beiden anderen in einer Stunde alle 14 Tage fortzusetzen. Für das zweite Semester der 7. Classe entfällt die Lectüre des Sophokles; dafür wird die des Demosthenes auch auf dieses Semester ausgedehnt und zugleich der Umfang der damit zu verbindenden Lectüre der Odyssee auf sechs Bücher normiert. Das Pensum des ersten Semesters der 8. Classe lautet nun: 'Plato, die Apologie des Sokrates als Einleitung, dann zwei der kleineren Dialoge (Laches, Euthyphron, Lysis, Charmides) oder einer der bedeutenderen, z. B. Protagoras, Gorgias'; ausgeschlossen wurde als zu schwierig der Phädon, obwohl es, wie die Bemerkungen zum Lehrplane erklären, sehr zu bedauern ist, dass damit auch die ergreifende Erzählung der letzten Momente des Sokrates dem Schüler entzogen ist. Darnach wäre zu erwägen, ob der von H. Bonitz auf der Wiener Philologenversammlung vom Jahre 1858, wo man sich in gleicher Weise über Phädon als Schullectüre äußerte, gemachte Vorschlag, einer Ausgabe der Apologie und des Kriton den Schluss des Phädon beizufügen, damit er nach der Lectüre dieser Schriften durchgenommen werden könne, im Unterrichte Beachtung verdient. Für das zweite Semester wird neben Sophokles nach Thunlichkeit die Fortsetzung der Lectüre der Odyssee empfohlen. Der Grammatik soll in allen vier Classen des Obergymnasiums wöchentlich eine Stunde gewidmet und alle vier Wochen ein Pensum oder eine Composition gearbeitet werden. In dieser Beziehung geht der jetzige Lehrplan über den früheren hinaus, in welchem für die beiden obersten Classen nur alle 14 Tage eine Stunde gram-

deutsche Übungen und nur zuweilen ein an das Gelesene sich anschließendes Pensum normiert war.

Weitgreifender sind die Änderungen in dem Lehrplane für die deutsche Sprache (als Unterrichtssprache), welcher, bis sich ein klares Bedürfnis nach einer besonderen Regelung herausstellte, auch für die anderen Unterrichtssprachen analoge Anwendung zu finden hat. Hier ist die Lehrpenssa in den einzelnen Classen erheblich geändert oder wenigstens in andere Fassung gebracht. Für das Untergymnasium sind nun die Bestimmungen hinsichtlich des Unterrichtes in der Grammatik, die hier unstreitig das wichtigste Moment ist: 'I. Classe, Syntax des einfachen Satzes. Formenlehre, in jener Aufeinanderfolge als Capitel, die der parallele lateinische Unterricht verlangt. Rein empirische Erklärung der Elemente des zusammengesetzten Satzes, soweit Übersetzung solcher Sätze ins Lateinische es bedarf. Praktische Übungen in der Orthographie in allmählicher Ausdehnung auf die Hauptpunkte. II. Cl. Der zusammengezogene und zusammengesetzte Satz. Praktische Übungen in der Interpunction. III. Cl. Systematischer Unterricht in der Formen- und Casuslehre mit Berücksichtigung der Bedeutungslehre. IV. Cl. Systematischer Unterricht. Syntax des zusammengesetzten Satzes, der Periode. Grundzüge der Prosodik und Metrik.' Der grammatische Unterricht wird aber nicht mit dem Untergymnasium abgeschlossen, sondern in den zwei ersten Classen des Obergymnasiums noch eine Stunde in jeder zweiten Woche fortgesetzt, und zwar wird in der 5. Classe die Lautlehre: Umlaut, Brechung, Ablaut und die Wortbildung, in der 6. die Genealogie der germanischen Sprachen behandelt und eine Einführung in einige wichtigere Principien der Sprachbildung gegeben. In der fünften Classe hat der Unterricht nun die so vielfach, namentlich auch in den Verhandlungen des Wiener Vereines „Mittelhochdeutsch“ verlangte Vermehrung um eine Stunde wöchentlich erhalten, da auch die leitende Behörde nicht der Erkenntnis verschließen konnte, daß es in der zu karg bemessenen Zeit nicht möglich war in den methodischen Betrieb der Lectüre einzuführen und den Aufsatz ausgiebig zu üben. Jedoch ist diese unentbehrliche Vermehrung nicht zur Erweiterung, sondern zur durchgreifenden Bearbeitung des Classenpensums bestimmt. In der 7., resp. 6., Classe ist das Mittelhochdeutsche weggelassen, welches schon nach früheren Erlässen nicht absolut vorgezogen war, sondern nur 'nach Umständen' in den Unterricht eingelesen sollte. Der Wegfall desselben wird durch die Erfahrung begründet, daß dieser Unterricht bei der kurzen Zeit, die ihm gewidmet werden konnte, nicht die Erfolge, namentlich in Bezug auf die eigentliche Sprachkenntnis erzielt hat, welche der Absicht bei der Einführung dieses Verstandes entsprachen und seine Beibehaltung zu rechtfertigen vermag. Mit denselben Gründen ist in dem preussischen Reformentwurfe die Aufnahme des Mittelhochdeutschen unter die Unterrichtsgegenstände beibehalten. Diese Maßregel hat bereits Widerspruch gefunden und wird ohne Zweifel noch finden; wir verweisen aber auf den Aufsatz im vorhergehenden Hefte, aus welchem hervorgeht, daß es auch unter den

Mit der 6. Classe beginnt auch die Behandlung der deutschen Literatur, welche in derselben bis zu der von Lessing und Drang begonnenen Epoche, in der 7. bis zu Schillers, in der 8. bis zu Goethes Tode fortgeführt wird. Für die 7. und 8. Classe sind drücklich Redeübungen vorgeschrieben. Die schriftlichen Arbeiten haben eine Reduction erfahren, indem nämlich im ersten Semester die 1. Classe zuerst wöchentlich einmal ein Dictat vorwiegend pädagogischen Zwecken gegeben wird, das dann in wöchentlichen Aufsätzen wechselt, während im zweiten Semester in gleicher Weise wechselnd Schul- und Hausaufgaben eintreten; für die 2. Classe Aufsätze und Dictate, drei Arbeiten im Monate, und zwar zwei Schul- und Hausaufgaben vorgeschrieben, für die 3., 4. und 5. Classe Aufsätze in gleicher Weise abwechselnd, für die übrigen alle in gleicher Weise abwechselnd eine Schul- und eine Hausarbeit. Bemerkenswerth ist, dass eine Art der Aufsätze, nämlich die in der 4. Classe vorgeschriebenen Geschäftsaufsätze, wie dies in einem trefflichen Artikel dieses Jahrbuchs empfohlen war, nun beseitigt ist. So wurde ja auch in der 1. Classe die Nebenaufgabe des Unterrichtes im Untergymnasium, praktische Berufszweige vorzubereiten, auf das Unentbehrliche um so die eigentliche geistige Entwicklung zu fördern und die wissenschaftliche Aufgabe des Obergymnasiums vorzubereiten.

Der Lehrplan für Geographie und Geschichte im Obergymnasium so festgehalten, wie er durch den Min.-Erl. vom 1871 geordnet war. Nur wurde in der 3. Classe der allerdings bedachten Geschichte das gleiche Recht mit der Geographie eingeräumt. Außerdem ist die Fassung in dem Texte der Lehrpläne geändert und der mathematischen Geographie eine ausführlichere Behandlung gewidmet, indem dieselbe nicht bloß in der 1. Classe, sondern auch in der 2. gelehrt und in der 3. nochmals übersichtlich dargestellt wird.

struirt, indem nämlich nicht wie bisher eine Metete, sondern überhaupt nur eine Vergleichung vorgeschrieben ist. Dadurch wurde es ermöglicht, eine Stunde wöchentlich zur Recapitulation der wichtigeren Partien der griechischen und römischen Geschichte zu verwenden, was, überhaupt nützlich, so mit Rücksicht auf die Maturitätsprüfung unentbehrlich ist, wenn man nicht, was doch dem Zwecke der Maturitätsprüfung widerspricht, eine besondere Vorbereitung für dieselbe voraussetzen will.

In der Mathematik ist für das Untergymnasium eine wesentliche Veränderung im Lehrplane nicht eingetreten; doch sind hie und da die Lehrziele der einzelnen Classen etwas verschoben (so wurde die umgekehrte Multiplication und Division aus der ersten in die zweite Classe verlegt) oder genauer und ausführlicher normirt. Für die Arithmetik und geometrische Anschauungslehre ist nicht mehr innerhalb der dem mathematischen Unterrichte zugewiesenen Zeit speciell die Stundenzahl normirt, sondern es wird dem Lehrer überlassen, die zugemessenen Stunden nach Bedürfnis zu verwenden. Das Gleiche gilt hinsichtlich der Arithmetik und Geometrie für die 6. und 7. Classe, nur in der 5. sind ausdrücklich zwei Stunden für die Geometrie bestimmt. Übrigens sind auch für das Obergymnasium die Lehrpensae eingehender als bisher bestimmt. Für die 6. Classe sind gegenüber der an einzelnen Gymnasien bestehende Gepflogenheit, wohnach vier Stunden wöchentlich auf diesen Gegenstand verwendet wurden, bloß drei angesetzt, für die 8. zwei Stunden zur Wiederholung der Elementarmathematik (gemäß der Bestimmungen vom Jahre 1855 und 1870), wodurch zugleich die Stundenzahl für Religion dieser Classe endgiltig mit zwei Stunden festgesetzt wird.

Lehrziel und Stundenausmaß für die Naturgeschichte haben keine Veränderung erfahren; nur sind wiederum die Lehrpensae genauer bisher specificirt und in der 5. und 6. Classe der Lehrstoff in Geologie, Paläontologie, graphischer Verbreitung der Thiere und Pflanzen auf die markantesten Thatfachen, die nur gelegentlich im Unterrichte erwähnt werden sollen, beschränkt, um, wie es in den einleitenden Bestimmungen heißt, nicht Schlagworte im Lehrplane fortzuführen, denen im Unterrichte in der zugemessenen Zeit nicht gerecht werden kann. — Im zweiten Semester der 1. Classe ist jetzt bloß für die Gliederthiere (mit Bevorzugung der Insecten) bestimmt, da man damit vollauf zu thun habe, während dem ersten 'einige Formen aus der Abtheilung der Weichthiere und Strahlthiere' zugewiesen werden.

Sehr dankbar wird die sehr genaue Specification der Lehrpensae in der Physik aufgenommen werden, durch welche bestimmt angedeutet ist, welchen Gang der Unterricht zu nehmen und welches Detail in den einzelnen Zweigen in Betracht zu kommen hat. Dadurch sind gegen alle willkürlichen feste Schranken aufgeführt; zugleich sind für die Zukunft die Bestände ausgeschlossen, dass die einzelnen Zweige an den verschiedenen Gymnasien in ungleicher Ordnung und ungleichem Umfange behandelt werden, wodurch so oft die Schüler, welche von einem Gymnasium an das andere übertreten, geschädigt oder doch in eine un-

angenehme Lage versetzt wurden. Eine Veränderung wurde durch den wissenschaftlichen Grund hervorgerufen. Es wurde nämlich die Lehre von der Wellenbewegung und der Akustik aus der 7. in die 8. Classe verlegt und dafür die ganze Wärmelehre der 7. Classe zugewiesen, und zwar wegen des innigen Zusammenhanges zwischen der Mechanik gasförmiger Körper der Wärmelehre und der modernen Chemie einerseits und zwischen der Wellenbewegung, der Schall- und Lichterscheinungen andererseits.

Die philosophische Propädeutik behält das gleiche Lehrziel und Stundenausmaß, in dem einleitenden Motivenberichte aber wird die bestehende, durch die Min.-Verordnung vom 5. Februar 1893 beschaffene Anordnung dieses Gegenstandes als eine provisorische bezeichnet und eine Reform derselben in Aussicht gestellt. Es wird dort gesagt, dass es sich aus vielen äußeren und inneren Gründen empfehle, zum ursprünglichen Lehrplan, wie ihn der Organisations-Entwurf festgesetzt, zurückzukehren, den Gegenstand auf die oberste Classe zu beschränken und die Psychologie der Logik vorangehen zu lassen. Durch den Wegfall der formalen Logik würde zunächst das Gesamtmpensum der nun belasteten 7. Classe erleichtert und für andere in der Unterrichtszeit stark bedachte Lehrgegenstände eine größere Stundenzahl gewonnen. Andererseits ließe sich bei Verschiebung dieses Gegenstandes genau an jene Stelle des Gesamtlehrplanes, wo gleichzeitig die relativ höchste Reife der Schüler und die relativ vollständigste Absolvierung der gymnasialdisciplinen zusammentreffen, der eigentliche Zweck des philosophisch-propädeutischen Unterrichtes, nämlich die gesammte Gymnasialbildung zusammenzufassen und zu vertiefen, so vollkommen erreichen, als es überhaupt innerhalb des Gymnasiums, also vor dem völligen Abschiede vom Gymnasialunterrichte möglich ist. Die Psychologie aber voranzusetzen zu lassen und dem Hauptzwecke (einer ausreichenden logischen Vorbereitung) unterzuordnen, entspräche dem jetzigen Stande der logischen Wissenschaft, dem wissenschaftlichen Charakter der psychologischen Forschung und dem natürlichen Verhältnisse der beiden Disciplinen innerhalb des Rahmens eines gymnasialen Vorbereitungsunterrichtes. Allein gegenwärtig seien für diese Umgestaltung, so wünschenswert es auch sei, die unerlässlichen Vorbedingungen noch nicht gegeben. Es fehle an Lehrbüchern, welche einem Unterrichte in der angegebenen Form ohneweiters zugrunde gelegt werden könnten, und es dürfe man im allgemeinen auch nicht empfehlen dem Lehrer zuzumuthen, aus den vorhandenen Lehrmittel dem Zwecke entsprechend für seinen Gebrauch umzugestalten. Vorläufig werde daher an den geltenden Bestimmungen nichts geändert, doch werden in einer Instruction in Gesichtspunkte für die Reform des propädeutischen Unterrichtes dargelegten Verwirklichung noch vorbehalten bleiben müssen. Es dürfe aber erwartet werden, dass auch die jüngst erlassene Prüfungsvorschrift für Candidaten des Gymnasiallehramtes dazu beitragen werde, die Bedingungen dafür herbeizuführen.

Überblicken wir nun im ganzen die vorgenommenen Änderungen, so tritt abgesehen von jenen Bestimmungen, die auf Grund der weiteren

Entwicklung der Wissenschaft vorgenommen wurden, überall das Bedeutsame hervor, das Lebrte, soweit dies bei den Zwecken des Gymnasiums angeht, hauptsächlich durch Ausscheidung des Nebensächlichen und minder Wesentlichen zu beschränken und zu vereinfachen. Dahin ist die genaue Fassung der Lehrpensum ab, welche durch ihre scharf gezogenen Grenzen jedem Übergreifen eine Schranke entgegenstellt; dahin ist die Verminderung der Zahl der häuslichen Arbeiten, deren Entlastung durch entsprechende mündliche Übungen in der Schule ersetzt werden muss. Überall macht sich das Streben nach Concentration des Unterrichtes geltend, mit welcher das feste und regelmäßige Vorwärtsarbeiten und die Sicherung des Erworbenen durch stetige Recapitulation innig zusammenhängt. Man darf darnach wohl mit Bestimmtheit hoffen, dass das Gerede von Überbürdung nun endlich verstummen oder, wenn dieses Schlagwort noch auftauchen sollte, als das, was es ist, als ein böses Schreckgespenst erkannt werden wird. Doch ihr wahres Leben kommen diese Normen erst durch die ihnen beigegebenen Instructionen, und mit ihnen die Änderungen im Lehrplane eingehend zu würdigen wird, wie gesagt, die Sache berufener Fachmänner sein; wir glauben unsere Aufgabe durch diesen kurzen Überblick über das Ganze der Reformen erfüllt zu haben.

Die Redaction.

Rappold: „Gymnasialpädagogischer Wegweiser“. Wien, 1883. Fichler's Witwe und Sohn.

Der rühmlichst bekannte Verf. der in dieser Zeitschrift seinerzeit eingehend besprochenen Schrift „Unser Gymnasium“ betrat mit vorliegendem Werkchen, das er selbst lediglich als einen Versuch bezeichnet, in recht gelungener Weise den Weg, auf welchem er in Fortsetzung seiner diesbezüglichen Bemühungen und consequenter Fortentwicklung des begonnenen Unternehmens unstreitig zu der Herausgabe einer erschöpfenden, allseitig befriedigenden Übersicht über die gesamte bisher vorliegende gymnasial-pädagogische Literatur gelangen wird. Wer wollte leugnen, dass insbesondere die Candidaten und Anfänger des Gymnasiallehramtes den Mangel eines derartigen, vollständigen Repertoriums recht lebhaft empfinden? Dem Mangel sucht nun der Verf., wenn auch in sehr beschränktem Umfange, abzuhelfen. Mit unermüdlichem Fleiße und unverkennbarem Geschicke führte er in 21 Abschnitten, deren Anordnung, so verschieden auch die Ansichten über die Zweckmäßigkeit derselben sein mögen, jedenfalls der Übersichtlichkeit nicht entbehrt, eine nicht unbeträchtliche Zahl von Werken, Lehrmitteln oder Abhandlungen an, in denen der Gymnasiallehrer manch schätzenswerten Wink für die Behandlung eines speciellen Faches und geeigneten Aufschluss über wichtige pädagogische Fragen allgemeiner Natur finden kann. Zu besonderem

Danke werden sich dem Verf. insbesondere diejenigen verpflichtet fühlen, welche durch die Benützung dieses Büchleins der mühevollen und kostensraubenden Thätigkeit überhoben werden, zu irgend einem bestimmten Zwecke etwa die gesammten Jahrgänge der bekannteren Mittelschulzeitschriften durchzusehen. Der Verf. verstand es nämlich außer der „Ztsch. f. d. österr. Gymn.“ und jener „f. d. Realwissenschaften“ (Wien) auch die Berliner „Ztschr. f. d. Gymnasialwesen“, wie nicht minder die Protokolle der preuß. Directorenconferenzen (letztere allerdings in einem allzubescheidenen Umfange) für seine Zwecke zu verwerten und auch durch den kurzen Hinweis auf manche Abhandlungen der seit 1874 erschienenen Mittelschulprogramme gewissermaßen eine in hohem Grade erwünschte, theilweise Ergänzung der für die Zeit vor dem genannten Jahre vorhandenen überschüssigen Verzeichnisse der Programmabhandlungen zu liefern. Ref. kann allerdings nicht verhehlen, dass er die Anführung mancher Abhandlung gern vermisst hätte, wenn dafür einige andere, welche seines Ansehens nach in diesem „Wegweiser“ nicht hätten mit Stillschweigen übergehen werden sollen, Aufnahme gefunden hätten; indes sei es ihm umso mehr gestattet, von einer Detailaufzählung abzusehen, als er der subjectiven Ansicht des Verf. doch wieder nur eine subjective Meinung entgegenzustellen vermöchte und etwa einen Tadel über Zweck und Anlage eines Schriftchens auszusprechen schien, welches er im Gegentheile hiemit den Candidaten und Anfängern des Gymnasiallehrens (und gerade diesen will ja der Verf. einen branchbaren Behelf bieten) in der Überzeugung auf das wärmste empfiehlt, dass sie dasselbe zum bestem Erfolge benützen und dem Wunsche des Ref. beipflichten werden, der eifrige Verf. möge uns recht bald mit einer ergänzenden Fortsetzung der vorliegenden Schrift erfreuen und die pädagogische Literatur mit einem möglichst vollständigen Repertorium der gymnasial-pädagogischen Schriften bereichern.

Wien.

Dr. Hubert Fuhs

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Die principes der Gallier und Germanen bei Cäsar und Tacitus, vom Oberlehrer Dr. Gustav Braumann im Jahresberichte über das k. Friedrich-Wilhelms-Gymnasium und die k. Vorschule zu Berlin, Ostern 1888, 44 SS. in Quart.

Bekanntlich ist es bei dem Worte *principes* bestritten, ob es eine erbliche Fürstenstellung, ein republikanisches Amt oder ein nur auf Adel, Reichthum und persönliche Eigenschaften begründetes Ansehen bezeichnet. Andererseits wird es auch als identisch mit *nobiles* gefasst. Die vorliegende Abhandlung nun, in der jedoch von Tacitus und den Germanen bei weitem weniger die Rede ist als von Cäsar und den Gallern, verfolgt den Zweck, die Bedeutung genauer festzustellen, in der Cäsar und Tacitus den so dehnbaren Ausdruck *principes* auf gallische und germanische Verhältnisse angewendet haben. Zunächst wird die Etymologie und die verschiedene Bedeutung des Wortes ausführlich behandelt, da nach der Meinung des Verf. das Studium des Cäsar und Tacitus bis nun mehr ein historisches als ein philologisches gewesen ist. Ref. kann dies nicht finden.

Der Ausdruck *principes* bezeichnet keine obrigkeitliche Gewalt, sondern weist nur auf persönliches Ansehen hin (S. 10). Dafür werden die Stellen aus Cicero und Livius angeführt. S. 21 sieht Br. in den römischen Senatoren die Dorfobrigkeiten, S. 22 vermuthet er in dem Concilium, das über das Schicksal des Orgetorix entscheiden sollte, die Landversammlung. Die *principes*, die bei Cäsar so häufig hervortreten, sucht er in den Mitgliedern des grundbesitzenden Adels sehen zu dürfen, welche sich mit einem bewaffneten Gefolge umgeben und an der Spitze von Schutzverbindungen stehen. Zum Adel und Reichthum mussten aber noch persönliche Eigenschaften hinzukommen, um jemandem im Staate ein hohes Ansehen zu verleihen. Hingegen erscheint die erbliche Stellung als kein wesentliches Merkmal des Begriffes *principes*. Tacitus bedeutet *nobiles* und *principes* dasselbe. Die Bedeutung des Reichthums aber tritt bei den germanischen Großen mehr zurück, weil der Volk noch nicht zu festen Wohnsitzen übergegangen war, wie die Gallen.

Von der über den Gegenstand erschienenen Literatur, die nicht gerade gering ist, wird S. 20 nur Johann Scherrer „Die Gallier und ihre Verfassung“, Heidelberg 1865, citiert. Über das Verhältnis der Freigelassenen findet sich S. 24 eine Verweisung auf Waitz, über die Germanenverfassungen S. 38 auf Marquardt. Der Verf. will, wie es scheint, den Anstrich von Gelehrsamkeit möglichst vermeiden.

Stenistisch zu bemängeln finde ich S. 9, Z. 10 v. u. die Wendung *modere* zum Worte verstaten statt ändern das Wort gestat-

ten und S. 10, Z. 17 v. u. die Cicero als *princeps (tunc) principis philosophiae* bezeichnet. Bemerkte Druckfehler: S. 5 L. v. o. *inrentutus* statt *inventutis*, S. 22, Z. 18 v. u. *concurrunt* für *concurrunt*, Z. 7 v. u. *cun* statt *cum* und in der folgenden Zeile das falsche Citat 6, 32 für 7, 32. S. 26, Z. 12 v. o. begegnet die veraltete Verbindung *quum*, nachdem die richtige *cum* vorausgegangen war. Endlich ist S. 37, Z. 3 v. o. der Beistrich nach *rationem* zu streichen.

Lexicon Tacitum ediderunt A. Gerber et A. Greef, fascic. 1-7 Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri 1877-1883; 576 Ss. in Lehn octav; 18 M.

Die einzelnen Lieferungen dieses mit großer Sorgfalt gearbeiteten Lexikons, das nur für den Gebrauch der Gelehrten bestimmt ist, erschienen in den Jahren 1877, 1878, 1879, 1881 und 1883. Die Wörter sind nicht mechanisch nach den vorkommenden Casus- und Verbalformen, sondern logisch nach den Bedeutungen geordnet, und unterscheiden sich daher das Werk von einem bloßen Index. Die Herausgeber beabsichtigen an beiden häufig vorkommenden Wörtern möglichst vollständige Stellenangaben. Die natürliche Folge dieses alexandrinischen Vorhabens sind Articularien endloser Weitschweifigkeit wie über *ad* mit 8, über *aut* mit 9, über *pro* (Präposition und Conjunction) mit 10 und über *et* gar mit 43 eingenommenen Seiten. Die 5. Lieferung reicht bis *impero* und dürfte damit die erste Hälfte des großen Werkes abgeschlossen sein, das von der Verlagsanstalt ursprünglich auf 6-7 Lieferungen veranschlagt war. Die Eigennamen sind nicht aufgenommen. Wahrscheinlich beabsichtigen die Herausgeber, dieselben in einem eigenen Hefte zu behandeln, wenn dasselbe dazu erreicht, was bezweifelt werden kann. Ref. glaubt demzufolge, daß das ganze Specialwörterbuch mit Einschluss der Eigennamen schwermehr weniger als zwölf Hefte (1200-1300 Seiten) erfordern wird.

S. 198 wird es in dem Artikel *concedo* wohl gestattet sein, bei Agric. 4, 15 *se studium philosophiae acrius, ultra quam concessum Romano ac senatori, hausisse* daran zu zweifeln, dass hier *concedere* in dem Infinitiv construiert sei. Es steht wenigstens kein solcher bei *necessum*, wie an den andern drei Stellen. Die Ergänzung von *hausisse* aus *hausisse* ist unnöthig und willkürlich. — S. 308 ist bei *concreta* zu erinnern, dass *tegimen fibula consertum* wohl G. 17, 2 steht, aber nicht Hist. I, 79, 16. Dasselbst findet sich *tegimen ferreus lamminis aut praeduro corio consertum*.

Der Druck ist mit lobenswerter Akribie überwacht worden. Es findet sich kaum hie und da ein kleines Versehen in dem unermesslichen Meere von Zahlen und Wörtern, so S. 19, r. Z. 21 v. u. *es* für *et*, S. 81, l. Z. 13 v. u. ist vor der Zahl 27 die Bezeichnung *Agricola* ausgefallen; S. 225, r. Z. 27 v. o. steht *superpositum* für *superpositum*, S. 316, l. Z. 2 v. o. Ulrichs statt Urlichs und S. 468, r. Z. 31 v. u. Brutus für Drusus. Der schlimmste von diesen Fehlern ist wohl der zweite

Wien.

Ig. Prammer.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Klinger in Österreich und über österreichische Zustände.

In der ersten Ausgabe von Klingers Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und der Literatur (Erl. und St. Petersburg 1803—5), die ich zunächst zu anderen Ausgaben mit der Ausgabe letzter Hand (Königsberg 1809) vergleichen habe, findet sich eine Reihe satirischer Bemerkungen über österreichische Verhältnisse und Zustände. Diese Äußerungen sind in der letzt erwähnten Fassung jenes bekanntesten Werkes Klingers nicht mehr aufgenommen worden. Wer Klingers Individualität einigermaßen kennt, wird wissen, dass dieser Ausfall kein zufälliger, sondern aus tiefer liegenden Gründen erklärt werden muss. Diese Erklärung wollen die folgenden Zeilen versuchen. — Klinger kannte die österreichischen Zustände von früher her aus eigener Anschauung. Als er doch seine militärische Laufbahn unter Laudons Fahnen im österreichischen Erbfolgekriege begonnen. Am 29. Juli 1778 schreibt er seinem Freunde Schleiermacher aus Ehingen an der Donau: „Seit mehr denn drei Monat (bin ich) 'kayserlicher Capitulant' unter einem Corps des Volontaires de l'Empire. Am 1. August marschieren wir nach Böhmen ins Stabsquartier, wo wir mit zur Bedeckung des Kaisers bestimmt sind. Ich bin ganz Soldat, denke und empfinde nichts anderes. Habe einen mächtigen Freund an dem General Feldzeugmeister und Minister von Kied, der mir ein schönes Pferd geschenkt hat“. Der Brief schließt mit den Worten: „Ich wache und bin für den Krieg und Streit“. Mit der Begeisterung für die österreichische Sache wird es nicht weit her gewesen sein, da Klinger kurz zuvor für die Amerikaner und sogar nicht lange früher die Engländer gegen diese fechten wollte. Um so aufrichtiger aber sein kriegerischer Enthusiasmus; denn im Felde hoffte er vom Schicksale bereits ziemlich Umhergetriebene einen guten Ort für seine Glücksjägerei zu finden. Mit dem eben erwähnten Herrn von Kied, kaiserlichem Ministerresidenten in Ulm, ist

er durch seinen Freund, den Hofrath Schlosser in Emmettingen, bekannt geworden, und jener mochte an dem schmucken Jüngling Gefallen gefunden haben.

Das Freicorps, in welches der junge Dichter eingetreten war, stand unter dem Hauptmanne Chevalier de Wolter und befand sich in Ehingen. Klinger trat im Mai in seine neue Stellung ein. Nach einem Frankfurter Zeitungsartikel vom 3. August war dieses Corps als Garde des Kaisers bestimmt. Am 1. August setzte es sich von Ehingen aus in Bewegung. Aber die Erwartung des jungen Kriegers, dem Hauptquartier zugetheilt zu werden, bestätigte sich nicht. Am 24. October schreibt er seinem Freunde Kapfer: „Unsere Art zu lagern war diese Campagne durch im Wald unter freiem Himmel; denn wir stunden auf den äußersten Vorposten der Laudonischen Armee, die wir noch mit ausmachen, nur mit dem Unterschied, dass wir iezo cantonieren. Auch machten wir den Sachsen eine Visite, da sie uns weder wünschten noch erwarteten.“ Dieser Brief ist aus Baaden (Teplitz?) datirt. Die Abtheilung, welcher Klinger angehörte, war nämlich wahrscheinlich infolge einer Verspätung dem General Sauer zugewiesen worden, der den äußersten linken Flügel von Laudons Heer ausmachte. Diese operierte in der Gegend zwischen der Isar und der Eger, während der Kaiser gegen Schlesien zog. Der Winter wurde nicht auf so angenehme Weise zugebracht.

Am 22. November schreibt Klinger von Culm aus: „Entweder campierten wir unter freiem Himmel, oder waren im Marsch. Wir hatten und haben die Freude, immer die ersten am Feuer zu sein; deswegen ist der Winter so wenig ruhig für uns als der Sommer.“ In dieser Zeit war übrigens bereits ein Umschwung eingetreten. Der junge Krieger weilte eben auf einem Schloss in Böhmen, dessen Namen uns unbekannt ist. In der Vorrede zum dritten Theile des „neuen Orpheus“ wird es als das Schloss „in B.“ bezeichnet. Dort scheint unser Held eine galante Bekanntschaft angeknüpft zu haben. Er spricht in dieser Vorrede von „schönen Händen“, die ihm künftig „Kränze winden“ und von „lieblichen Augen“, die er „jetzt mit aller Wärme des Lebens küsst“ und die „auf seinem Grabe weinen“ werden. Klinger, der über diese Epoche zu vergleichen ist, hat die Vermuthung ausgesprochen, dass dies ganze Vorwort an eine Dame gerichtet sei. Wie lange dieser angenehme Aufenthalt währte, lässt sich nicht bestimmen. Der nächste Brief, der uns erhalten ist, wurde in Prag (den 28. April) geschrieben. Schon sechs Wochen früher hatten die Feindseligkeiten aufgehört. „All meine heiß geträumten stark gefühlten Projekte sind verstorben: es ist Friede“, so schreibt er voll Resignation. Am 13. Mai ward der Friede hauptsächlich unterzeichnet und bald darauf begann man, die Freicorps

*) Klinger in der Sturm- und Drangperiode. Darmstadt, 1860.

zulassen. Zwar hieß es anfangs, dass das Woltersche Freicorps die Ehre verdient habe, in ein Feldregiment umgewandelt zu werden; allein diese Hoffnung erwies sich als trügerisch. Wahrnehmlich wurde der Lieutenant Klinger im Mai verabschiedet. Seine Hoffnung war nun auf seinen Gönner, den Freiherrn von Ried, gerichtet, den er aufsuchen wollte und der ihm bereits früher die Anstellung in einem der ständigen Regimenter zugesagt hatte. Aber auch diese Hoffnung sollte scheitern.

Am 10. Januar 1780 hatte der unstät Wandernde von Eumendingen aus Schleiermacher die betrübende Nachricht mittheilen, dass der Feldzeugmeister und Minister von Ried vor einem Monate gestorben und damit auch die Aussicht dahin sei, gleich wieder in kaiserliche Dienste zu kommen. Auch in Wien scheint Klinger Versuche gemacht zu haben; denn etwas verstimmt schreibt er am 21. Februar an denselben Freund: „Ich liebe Wien. Wenn ich warten könnte, so hofft ich durch den Kaiser selbst Dienst zu kriegen“. Die Erinnerungen, welche er von seinem ersten Besuche aus der österreichischen Hauptstadt mit sich nahm, dürften nicht die angenehmsten gewesen sein, und die späteren Erlebnisse werden dieselben kaum in ein milderes Licht gestellt haben. So wandte Klinger Österreich diesmal den Rücken. Die großen Erwartungen, welche er von dem Kriege abgelehrt hatte, waren nicht in Erfüllung gegangen; verstimmt und enttäuscht — die lustige böhmische Campagne scheint ihm ein gewisses Übel gebracht zu haben — wanderte er zu seinem treuen Freunde Schlosser nach Eumendingen, und so kommen wir auch um das Schauspiel, Klinger dauernd in österreichischem Staatsdienste zu erblicken. Wer weiß, ob und welche Entfaltung seinem Genie zu Theil geworden wäre, wäre er bereits jetzt zur Ruhe gekommen. Aber diese Gedanken sind durch die Erwägung abzuschneiden, dass der junge Klinger, der sich nirgends beugte, mit seinem trotzigem Unabhängigkeitssinn es in der damals noch drückenden Atmosphäre Österreichs für die Dauer kaum ausgehalten hätte.

Ein zweitesmal finden wir Klinger im November 1781 vor seiner italienischen Reise in Wien, wo er sich einige Wochen aufhält und viel mit Schröder verkehrte, mit dem er damals die Inszenierung seines Lustspiels „Die falschen Spieler“ besprochen haben dürfte. Dieses Stück — der Schauplatz ist Karlsbad — wurde am 9. September 1782 zum erstenmale in Wien aufgeführt²⁾, bei welcher Gelegenheit Schröder den Baron Stahl spielte.

²⁾ Die lockeren Sitten, welche in dem Weltbade herrschten und die auch recht anschaulich geschildert werden, braucht man keineswegs auf österreichische Verhältnisse zu deuten. Eine solche Ausschließlichkeit in der Auffassung lässt sich nicht einmal durch den Umstand rechtfertigen, dass Klinger möglicherweise in Karlsbad selbst gewesen ist; denn das Leben in großen Bädern dürfte er auch schon anderwärts zu beobachten Gelegenheit gehabt haben. Die Reminiscenzen an Teplitz.

Klingers Lustspiel errang keinen Erfolg ²⁾. Dieser Umstand dürfte seinen Unmuth gegen die Hauptstadt der österreichischen Monarchie nicht gemildert haben. Vielleicht war er aber die Ursache, dass der Dichter in der Ausgabe seiner Werke den Schluss des Dramas, welches sonst Vorzüge besitzt, unarbeitet, in einem Briefe an Goethe vom 26. Mai 1814 schrieb er, dass er das Stück verworfen habe; es werde in der Sammlung seiner Werke nicht erscheinen; aber er besann sich anders; denn 1815 erschien dennoch. Ein feiner Kenner, der Freiherr von Kunigo, rühmte in seiner Beurtheilung mit folgenden Worten: „Voll Interesse, Handlung, Wärme, Wahrheit — bis auf die Katastrophe, die jeden Mann von Gefühl empören muss.“

Erinnerungen an das Leben der höheren Gesellschaft Wiens, welche Klinger genauer kennen lernte, als er sich im Jahr 1781 im Gefolge des russischen Großfürsten Paul dort aufhielt, sind das Lustspiel „Der Schwur gegen die Ehe“ (1783) auf. In Maria Theresas dem jungen geschmeidigen Maler und Musiker, spiegelt sich die italienische Cicisbeat, der Einfluss der südlichen romanischen Provinzen Österreichs, der um jene Zeit seinen Höhepunkt erreichte, sehr deutlich ab. Auch das französierende Wesen der böhmisches Wiener Kreise, kommt sowohl dadurch zum Ausdruck, dass Paris oft die Rede ist, wie vornehmlich in dem Umstande, dass in die Reden der Baronesse viele französische Worte und Redensarten eingestreut sind. Nicht minder stark wird betont, dass die jungen Cavaliere sich auf ihren Reisen die freie Lebensweise anderer Nationen und eine bis zur Zügellosigkeit ausartende Freundschaft aneignen. Act V. Scene 4: Blumina. „Was wir sind, meinst Du! Ach ja, so ist es leider! Wir verderben uns im Auslande, bringen unsern Weibern fremde Sitten nach Hause. Es wundern uns endlich gar darüber, dass die Schölerinnen die Leute weitübertreffen.“ Karl. „So wie die Männer, so die Weiber, sag sie nicht so?“ — Halb scherzhaft gibt der Dichter durch Karls Mund den Rath, ein Gesetz einzuführen, das jungen Leuten bietet, vor dem achtundzwanzigsten Jahre auf Reisen zu gehen. So wäre der Sittenverderbnis der jungen Österreicher einigermassen vorzubeugen. Die österreichischen Beamten und Diplomaten werden als Pedanten und Schwachköpfe dargestellt, bei ihnen ist alles Theorie, sie sind nicht im Stande, die simpelsten Geschäfte des gewöhnlichen Lebens mit Vernunft zu verrichten. In dem bürokratischen Staate sind

Karlsbad und andere böhmische Bäder, die er besucht haben und kennen schon darum nicht maßgebend gewesen sein, weil Klinger im Kriege kennen lernte. Da also in jener Zeit das eigentliche Leben gar nicht existierte, so ist kaum an mehr zu denken als an zufällige Erinnerung an eine bekannte Localität, die um seiner willen ist, als das Stück in Wien aufgeführt und gedruckt wurde.

²⁾ Gedruckt wurde das Stück ebenfalls zuerst in Wien, in der deutschen Schaubühne 1782, Bd. 231, Riquier Theater Bd. I.

der Protectionswirtschaft Thür und Angel offen. Geschäftsheiraten bringen junge Leute in ihrer Carriere vorwärts. Unehrlichkeit ist keine Schande⁴⁾. Act V. Scene 4: Karl. „Aber Baron, sind Sie nun ganz toll? Nach Ihrem Versprechen? Nach Ihrem deutschen Handschlag? Wort und Ehre?“ — — Fabris. „Was für ein Neuling Sie doch trotz Ihrer Reisen sind! Wer rechnet wohl auf das Wort oder den Handschlag eines Mannes aus dem Cabinette? Darinnen liegt eben das superfeine?“ — Karl. „Also darin liegt das superfeine, dass Sie das Wort der Ehre für nichts halten und sich der Baronesse nach allem, was Sie gesehen und gehört haben, an den Hals werfen?“ — Fabris. „Freilich wäre mir's lieber, ich hätte nichts gesehen und nichts gehört; aber bedenken Sie doch nur, der Onkel ist mein Präsident, die Tante hat mächtige Verbindungen am Hofe — durch beide kann ich höher steigen und dann, sagen Sie mir doch aufrichtig, habe ich nicht ein Meisterstück von Intrigue oder unsichtbarer Negotiation gemacht? Ha, und Sie merken es nicht einmal, dass Sie meine Puppen waren, dass ich war, der den feinen Faden in der Hand hielt?“

Der Schluss des Stückes vermag uns nicht zu befriedigen: denn wo bleibt die poetische Gerechtigkeit? Die Baronessa, welche gleichzeitig mit drei Freiern unterhandelt und alle drei hintergeht, bekommt endlich, obwohl sie entlarvt ist, dennoch einen von ihnen zum Gatten und ist schließlich frivol genug, alle ihre Liebhaber zum Abendessen einzuladen. „Wir wollen dann sehen, wer über den andern zu lachen hat“. Vollends wird man (Act II, Scene 1) an das spätere Schillersche Xenion über die genussüchtige Phaakenstadt durch folgende spöttische Ausfälle erinnert: Blumin. „Ha, was sagt man denn draußen von unserm schönen Wien?“ — Brand. „O, des Ruhmens ist gar kein Ende!“ — Blumin. „Ei! und worüber sonderlich?“ — Brand. „Man rühmt vorzüglich unsere gute Tafel, und was dazu gehört, unsere guten Mägen. Und wahrlich man hat recht, so herrlich gegessen, so leicht und glücklich verdaut wird nicht auf dem ganzen Erdboden. Was das allersonderbarste sein soll, in anderen Ländern, sagen sie, macht das viele Essen den Verstand dick und träge, hier ganz und gar nicht, der Verstand scheint sich vielmehr recht brüderlich mit dem Magen zu vertragen.“ — Blumin. „Dammer Kerl, weiter nichts?“ — Brand. „Mit der Schönheit unserer Damen fängt man an und endet. Besonders rühmt man ihr Glück“ — — Blumin. „Nun“ — — Brand. „Männer von so sanften geschmeidigen Sitten zu haben. —“

Seit der italienischen Reise scheint Klinger den österreichischen Boden nicht wieder betreten zu haben; wenigstens liegen darüber vorderhand keine Nachrichten vor. Als im Jahre 1791

⁴⁾ Sieh weiter unten Ausfälle gegen die Politik des Wiener Cabinetes, Anm. zu Seite 11.

sein Roman *Faust* erschien, scheint es, dass die Wiener Censur diesen verbot. Ein Nachdruck des *Faust*, der sich im Besitze der Universitäts-Bibliothek in Wien befindet, hat auf dem Umschlage die Notiz „Verboten“. Doch scheint gerade dieser Umstand dazu beigetragen zu haben, das Interesse für das unterdrückte Buch in höherem Grade in Anspruch zu nehmen. Das Wiener Publikum dürfte durch dieses Werk Klingers ebenso in Erregung versetzt worden sein, wie das Berliner. Zwei Zeugnisse dafür liegen zu vor. Erstens die Beliebtheit des in Österreich vielgelesenen Buches *Faust* der große Mann, welches viele wörtliche Entlehnungen aus Klinger, zum Theile von großem Umfang aufweist. Außerdem veranstaltete später (1810) ein Wiener Buchhändler⁵⁾ einen mit Kupfern gezierten Nachdruck der philosophischen Romane Klopstocks in zehn Bänden⁶⁾. In Pest erschienen im Jahre 1819 im siebenten Bande des Sammelwerkes 'Geist deutscher Classiker', 'Natur- und Seelengemälde aus Klingers Schriften gezogen'⁷⁾.

Die vorangegangenen Bemerkungen dürften es begreiflich machen, dass sich Klinger auch in seiner späteren Abgeschiedenheit in Russland für die österreichischen Zustände interessirte. Zudem war er ein fleißiger Zeitungsleser, voll Interesse für die Politik, und Österreich war damals durch seine feindlichen Beziehungen zu Frankreich jedenfalls ein Gegenstand der Aufmerksamkeit für alle Politiker jener Tage.

Ich will im folgenden Klingers Ausprüche in den oben erwähnten Betrachtungen zusammenstellen und versuchen, die Gründe aufzufinden, welche ihn bewogen, seine Äußerungen wieder zurückzunehmen oder doch zu verschweigen.

Im Jahre 1802 schrieb Klinger (Betrachtungen I. Aust. Nr. 29) an eine Notiz der Hamburger Zeitung anknüpfend Folgendes: „Gestehen muss man, dass alles, was in Wien im Fache der Literatur und Gelehrsamkeit geschieht, eine Originalität sonderbarer Art an sich trägt. In der Hamburger Zeitung steht vom 1. Jänner 1802 Folgendes: Auf Verwenden auswärtiger Minister ist dem Dr. Gall gestattet worden, seine Vorlesungen über die Seelenlehre wieder fortsetzen zu dürfen, aber nur für die Ausländer, und nicht für die Frauenzimmer.

In dem vorhergehenden Blatt war ihm das Handwerk weggenommen, aus Furcht, nicht aus Gewissheit, seine Lehre müsse zum Materialismus führen. In dem auf obiges folgenden Blatt lesen wir sogar das witzige Rescript an Gall selbst.

⁵⁾ Franz Haas.

⁶⁾ Joseph II. hatte durch die Freigebung des Bücherdruckes den Nachdruck der österreichischen Buchdrucker ein bedenkliches Privilegium geschaffen.

⁷⁾ Das Exemplar davon ist in der k. k. Hofbibliothek. Ein neuer Klingeranthologie brachte die Meyersche Groschenbibliothek, Bd. 134 - 135 'Geist aus Klingers Werken'.

Welche väterliche Sorgfalt und zugleich welche Artigkeit gegen Ausländer! Ich glaube nicht, dass die Literaturgeschichte des Volkes der alten und neuen Zeit ein solches Beispiel von Tugend enthält, und ich hoffe, die fremden Zuhörer Herrn Gall werden aus Dankbarkeit so artig sein und nicht aus der Schule zu schwalzen.

Indessen möchte ich Herrn Gall (an einem dritten Orte) gerne die Schädel der Wiener, besonders derjenigen, die das witzige Script ausgesonnen haben, lesen hören.

Mir ist übrigens oft begreiflicher, wie ein Engländer, Franzose und protestantischer Deutsche mit bloßer Materie denken kann, als ein Wiener mit Materie und Geist, welcher letztere ihm doch durch die Verwahrung zugesichert ist. Dass man die Weiber von dieser Schule ausschließt, ist vernünftig; sie müssen nicht zu tief in die Beschaffenheit der Schädel ihrer Männer eingehen — und was würden gar die Jungfrauen da erfahren!

Der hier genannte Phrenolog Dr. Gall lebte damals als praktischer Arzt in Wien, wo er schon früher eine Zeit lang studiert hatte, das er aber später verließ. Der Vorfall wirft ein grelles Licht auf den geistigen Druck, der im damaligen Polizeistaate auf Kunst und Wissenschaft, auf jeder sorgsam verhüteten freieren Bewegung des Geistes lastete.

Gleichfalls literarischer Natur ist Nr. 85. Vielleicht klingt auch noch der Unmuth über das Censurverbot, welches den Faust unmöglich gemacht hatte, durch^{*)}; die Stelle lautet: „Man sagt Kaiser Joseph habe das Bücherwesen und den Käsehandel für die besten gehalten, also für Handels- und Erwerbsartikel gleichen Werths^{?)}. Dieser sonst so edle, gutgesinnte, thätige Fürst hat so

^{*)} Dass der Faust Klingers trotz der größeren Censurfreiheit, welche seit Kaiser Joseph II. in Österreich galt, dennoch verboten wurde, ist erklärlich; auch die Censurverordnung vom 11. März 1781 verbot alles Unsittliche, was die katholische und gemeinschaftliche Religion schmähende. Der Faust fand sich aber im Faust zur Genüge. Seit Februar 1781 bestand in Wien eine centrale Bücher-Censurcommission, die seit April 1782 der Studienhofcommission untergeordnet wurde. Bereits im Jahre 1759 war die siebengliederige österreichische Censurcommission von einem freisinnigen Manne, dem bekannten Gerhard van Swieten, geleitet worden, aber im Jahre 1772 war der schwachherzige Graf Kaunitz an dessen Stelle getreten und hatte die liberalen Commissionsmitglieder durch Reglementsleute ersetzt. Wie groß die Censurfreiheit unter Joseph II. war, beweist die Pamphletenliteratur, zumal aus dem Verlage des berühmten Wucherers. Die größten Angriffe gegen seine Person ließ Joseph II. ungeahndet, und selbst Satiren auf das Ferkel- und Ferkel- (Österreich) gegenüber dem Hungerlande (Preußen) ließ er ungehen (S. Krones, Gesch. Österr., IV, 512).

^{?)} Rücksichtlich des erwähnten Verbotes der Einfuhr fremder Bücher ist Einiges zu bemerken. Josephs Maßnahmen auf dem Gebiete der Socialpolitik und Volkswirtschaft waren im großen und ganzen entschieden wohlthätig; daher hat man mit Recht behauptet, seine Reformen hätten den Erblanden eine Revolution

manch irriges Urtheil gefällt, soviel Unzweckmäßiges in den besten Absichten gethan, dass man dieses, besonders da er Todt u. leicht hingehen lassen könnte. Aber alles, was ein Fürst einer Art sagt, ist bemerkenswert. Man hätte ihm antworten können — antworteten kluge Leute Fürsten, wann sie so etwas sagt — Euere Majestät, gleichwohl hat Voltaire durch seine Bücher mehr Eroberungen in dem Lande der Geister gemacht, — und diese haben man, haben Einfluß auf den Körper — als der macedonische Held durch sein Schwert — ja sogar mehr, als..... Seine Nachfolger scheinen anderes Sinnes zu sein; denn ob sie gleich dem ausländischen Käse, so viel ich weiß, (doch vermuthlich nach den gehörigen Zollgebühren), den Eingang zu den Mägen der Österreicher nicht verwehren, so nehmen sie doch die weitesten und strengsten Maßregeln, dass keine gefährliche Nahrung in edleren Theile des Menschen, sowohl aus den protestantischen Ländern, als aus England und Frankreich zugeführt werden. Ja wenn die ketzerischen Lutheraner nicht wären, sagt der treue gläubige Österreicher! und er hat Recht, denn ohne sie gäbe es schon lange keine Reichslande mehr, und von gefährlichen Bösewichtern (auf deutschem Boden wenigstens) wäre gar nichts mehr zu fürchten.

Vielleicht dachte auch Kaiser Joseph nur an die Bücher, die in den österreichischen Staaten mit Bewilligung der Censur gedruckt worden sind.“

Dem edlen Fürsten Josef II. ist noch ein Abschnitt (Nr 311) — diesmal ohne Seitenblick — gewidmet. Klinger klagt darin über die Reaction, welche der Schule und Kirche ein Geprüp aufdrückte, welches vom josephinischen Geiste sehr verschieden sei¹⁰⁾. „Wenn ich in den Zeitungen lese, was in den österreichischen Staaten jetzt für die Kirche und die Erziehungsanstalten geschieht, so möchte ich immer ausrufen: 'Geheime Josephs erhebt Euch, wie könnt Ihr in Wien ruhen?' Wie muss seinem Geiste

erspart. Im einzelnen freilich beruhten seine volkswirtschaftlichen Ansichten auf einseitig aufgefassten physiokratischen Principien. Diesem neuen Agricultursysteme war er insofern anhänglich, als er sich ohne allgemeine Handelsfreiheit durchführen ließ. Beim Verbot fremde Käse einzuführen, konnte der Monarch übrigens nur die Absicht vor Augen haben, die Milchwirtschaft der heimischen Alpenländer zu heben. Joseph II. war eben, wie Krones (Handb. d. österr. IV. 491) sich ausdrückt, „Schutzzöllner“. Bemüht, die heimische Industrie zu heben, suchte er durch die weitgehendsten Schutzmaßregeln insbesondere die Luxusartikel des Auslandes, wie Genusswaaren und Kleidungsstoffe, fern zu halten. Selbst des Kaisers Liebling, seine Nichte Erzherzogin Elisabeth, hüfte den unerlaubten Spitzenhaar. Übrigens ist bemerkenswert, dass noch zu Josephs II. Zeiten Smutts Mercantilsystem in Österreich Eingang fand.

¹⁰⁾ Hiemit hängt wahrscheinlich auch Nr. 118 zusammen. „Wie würde wohl aus den Intoleranten ohne die ihnen gehässige Toleranz werden?“

zu Muthe sein, wenn er sich dort aufhält? Um seinetwillen möchte ich Priestleys berühmte Hypothese annehmen: das, was die Menschen Seele oder Geist nennen, verschwände ganz bei der Auflösung des Leibes, und nur am Ende der Welt ständen wir alle, und zwar körperlich wieder auf“.

Je reactionärer die Regierung wurde, um so strenger waltete auch die Censur wieder. „Die politischen Zeitungen geben uns“ schreibt Klinger in Hinblick auf die Wiener Censur und die Intoleranz gegen die Juden in Graubünden (Nr. 807), „von Zeit zu Zeit Nachricht von dem Kampfe zweier Staaten gegen die Fortschritte der Aufklärung in denselben. Jeder sucht dem andern zuvorzuthun, wie wir in den sich immer mehr vervollkommenden Censur-edicten Wiens und des Cantons Freiburg lesen. Die Graubünder reigen sich indessen der Welt an den Juden auf einer glänzenden Seite; und so thut jeder, was er kann, die Veredlung des Menschengechlechtes zu befördern“.

Daran möchte ich folgende Worte (112) knüpfen: „Deutschland zerfällt in zwei literarische Haupttheile. Schwaben und die Rheingegenden bringen Dichter hervor. Die preußischen Staaten und das nördliche Deutschland überhaupt Philosophen. Sachsen schöne Geister. Österreich, das sich nicht zu Deutschland will rechnen lassen“), Financiers, und darum ist hier Sperre für die Producte der ersteren. Wenn man von einem Lande sagt, es sei fruchtbar an Korn, so sagt man damit noch nicht, dass es ihm an anderen Erzeugnissen ganz fehle; aber auch das Unkraut fehlt nicht.“ Von geringerem Interesse dürften die gelegentlichen Seitenblicke sein, die Klinger auf die noch in Ungarn bestehende Leibeigenschaft wirft.

Als Erzherzog Karl über die französischen Feldherrn Jourdan und Kray, Melas über Scherer siegte (im März und April 1799) löste sich der Rastatter Congress auf. Graf Metternich verließ ihn (6. April 1799) und die allgemein verhassten Directorialgesandten Bounier, Roberjot und de Bry wurden durch österreichische Husaren auf ihrer binnen kürzester Frist angeordneten, gezwungenen Heimreise angefallen. Die ersteren wurden erschlagen, während der drittgenannte verwundet entkam (in der Nacht des 28. April 1799.)

Klinger schreibt hierüber (Nr. 93) Nachstehendes: „Damit das ganze volle Maß der Schande über das so ehrliche und unblutige Deutsch- oder Reichsland ausgegossen werde, mussten die französischen Gesandten auf seinem Boden meuchelmörderisch ermordet werden. Man blieb dabei nicht stehen, man trieb den frechen Wahnsinn so weit, dass man das Directorium, — das ohnedies zum Sündenbock geworden ist — dieses Meuchelmordes im Stillen beschuldigte. Hätte das österreichische Cabinet nur die mindeste Anzeige dazu gehabt, würde es bei der herrschenden

“) Vgl. auch Dorothea v. Schlegels Briefw.

Erbitterung wohl geschwiegen haben? Hat man nicht zuerst verhört; warum erschien nichts von der Untersuchung auf dem Verhör? Thugut schwieg, Pitt schwieg — Frankreich hätte nur branchte letzteres die Vorsicht, die Gesandten Österreichs zur Schließung des Friedens nach Frankreich selbst einzuladen!

Man hat die Schuld dieses unseligen völkerrechtswidrigen Ereignisses auf den Grafen Lehtbach, auf Thugut, auch auf die Rücksicht der französischen Emigranten gewälzt, ja selbst in den angeblichen Husaren verkappte Refugies erkennen wollen. Daraus that verübten, wie das bisher bekannt gewordene Actenmaterial erkennen lässt, die Székler Husaren Barbaczys, ohne alle höhere Vollmacht zum größten Verdrusse der schwer compromittirten österreichischen Regierung, die mit Rücksicht auf die unabweisbare Veranlassung, das ist die angeordnete Wegnahme der Depeschen der Directorialgesandten und auf die in den bösen Handel verflochtenen Persönlichkeiten, den Untersuchungsprocess im Sande verlaufen ließ. Eine Urheberschaft der französischen Emigranten daran ist nicht klar erwieslich.

Über die eigennützige Politik, welche Österreich¹⁶⁾ beim Abschlusse des Friedensvertrages zu Campo Formio (17. October 1797) und Luneville leitete, spottet Klinger (in Nr. 170) also: „Die gute Deutschland oder das heilige römische Reich hat durch die französische Revolution seine Ruhe, sein Gold, seine Sitten und den schönsten Theil seines Bodens eingebüßt, vom Kriegswirbel wollen wir schweigen. Was gieng uns das Wesen der Franzosen an, möchte man fragen, wenn fragen etwas nützen könnte? Immer hat Österreich durch den Frieden wenigstens seine Stanten gewonnen und eine herrliche Küste für kaufmännische Speculationen an der Adriatischen Meere gewonnen. Der Erzkanzler des heiligen römischen Reiches, der zuerst am stärksten Lärmen zum Antritt geblasen, lässt uns hoffen, dass er bis hundert Jahre leben wird.“ so wenig hat ihm der Kummer geschadet und so vortheilhaft auf seiner Gesundheit die Bewegungen auf den öfteren Reisen gewirkt, wozu ihn die Franzosen zwangen. Dieses kann und muss das alles Verlorene trösten“.

Zur Aufklärung scheint Folgendes nöthig. Bereits im Frieden zu Campo Formio hatte sich Österreich für seine andernorts Verluste durch Venedig und den dalmatinischen Küstenstrich schadigen lassen. Diese thatsächliche Gebietserweiterung wurde im Frieden zu Luneville (9. Februar 1801) nochmals bestätigt.

¹⁶⁾ Vgl. auch Nr. 126: „Alles geht vorüber, selbst die französische Revolution ist vorübergegangen. Was aber nicht vorübergeht, das ist ich hier den Reichsfürsten und dem unmittelbaren Reichensatz in den Ohren flüstere: Der Geist des Wiener Cabinetts und der Handelskammer Englands geht nie vorüber. Der letztere streckt immer die Hand zum Versuchen aus und der erstere schläft nie.“

¹⁷⁾ Er ist seitdem gestorben! Anmerkung des Setzers (Nouveau Klinger.)

Der Erzkanzler des heiligen römischen Reiches, von dem die Rede ist, ist kein Geringerer als der bekannte Kunstherr Freiherr von Dalberg, Erzbischof von Mainz, der Protector der Kurfürsten. Er erhielt damals Theile des Mainzer Erzbisthums und des Bisthums Regensburg, ein ansehnliches Gebiet, nachmals sogar das Großherzogthum Frankfurt als weltliche Herrschaft. Später war er Napoleons Stellvertreter im Vorsitze des Rheinbundes. Die Reisen, welche er machen musste, vollführte er im Auftrage Napoleons, der ihm sehr gewogen war und ihn daher mit der Leitung vieler Geschäfte betraute. Doch war Dalbergs Stellung nicht so tadelnswert, als manche, die seine guten Absichten verstanden, die Leute glauben machen wollten. Unter anderen hat auch Klinger seine Stellung zu Frankreich missdeutet. Was die Meinung des Setzers betrifft, so hätte er sie sich sparen können, da sie auf einem Irrthume beruht. Dalberg starb nämlich erst im Jahre 1817.

An obige Äußerung schließt sich die folgende (Nr. 12) an. Sie bezieht sich auf den Steuerdruck infolge des Friedens von Luneville. „Nach den Hamburger Zeitungen“, schreibt Klinger, „wurden die österreichischen Unterthanen im Jahre 1802, nach dem Ende des Krieges von 8 bis zu 45 fl. von ihren Einkünften belastet: ich hätte Lust alle die meinigen zu entzihen, dass es bloß ein Zeitungsartikel ist“.

Der Ausspruch, welcher uns noch zum Schlusse übrig bleibt, lautet also: „So wie man ehemals in Frankreich sagte: Der König stirbt nie! so kann man von Österreich sagen: Der Minister stirbt nie! Er und der Dalai Lama haben eine gleiche Auferstehung. Er regiert in Thibet seit Jahrhunderten immer derselbe Papst, in Wien immer derselbe Minister“. (127).

Ich vermag diese Stelle nicht anders zu deuten, als dass Klinger hier meinte, die österreichische Politik habe sich trotz des Ministerwechsels nicht geändert. Der abtretende Minister war Thugut, der bereits durch viele Jahre — er stand seit März 1793 an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten — die österreichischen Geschäfte geleitet hatte. Allein Frankreich bestand bei Abbruch des Friedens zu Luneville darauf, dass Kaiser Franz seinen Diener entlasse. So sehr fürchtete man dort die zähe, sequente Politik des franzosenfeindlichen Ministers aus der alten Wenzel Kaunitz'. Dieser, Thuguts politisches Vorbild, war in seinen letzten Jahren den Franzosen eben so wenig hold gewesen, als Thuguts Rivale und baldiger Nachfolger Graf Cobenzl. Rechnet man dazu, dass auch Cobenzl den alten Meister Kaunitz copierte, so erhält man trotz seiner Aversion gegen Thugut manche politischen Ansichten von ihm theilte — insbesondere den vom Erzherzog Karl eifrig befolgten Plan einer Aggressivpolitik gegen Frankreich — so erhält man Klings Wort: „In Österreich regiert immer derselbe Minister“ — nämlich seine Bestätigung.

Noch bleibt die eingangs berührte Frage, warum Klinger die besprochenen Äußerungen über Österreich in der Ausgabe von 1809 unterdrückt habe, zu erledigen übrig. Hiefür lassen sich Vermuthungen aufstellen. Ich glaube jedoch mit ihnen das Richtige zu treffen. Möglich ist es, dass der Ruhm der österreichischen Waffen bei Aspern (21. und 22. Mai 1809) ihm mehr Achtung für Österreich einflößte¹⁴⁾. Es war der erste Sieg über Napoleon. Schon längst war Klinger von seinem Enthusiasmus für ihn erfüllt¹⁵⁾. Noch im Romanfragmente der Genius der Menschheit hat Klinger am Schlusse auf Bonaparte als den künftigen Retter Europa hingewiesen. Er war bitter getäuscht worden. Auch in den Betrachtungen sind alle seine Aussprüche über jenen, sowohl die lobenden, als diejenigen, die erst Zweifel, dann Hass und Verachtung ausdrückten, in der Neuausgabe getilgt, desgleichen hat in der neuen Bearbeitung der Schluss des obigen Romane. Nun war sein Feind, der zuvor für unbesieglich galt, geschlagen. Das musste bei Klinger vor allem hohe Achtung für die österreichischen Waffen erregen. Nun mochte er sich vielleicht mit dem daran erinnern, wie auch er, der greise russische General, vor Österreichs Fahnen seine ersten Waffenthaten vollführt hatte.

Von noch größerer Wichtigkeit ist es ferner, die politische Stellung Russlands, wo Klinger lebte und am Hofe eine einflussreiche Stellung einnahm, ins Auge zu fassen. Kaiser Paul I. war ein entschiedener Gegner Frankreichs gewesen. Als er aber im Jahre 1801 (im März) ermordet wurde, änderte sich das Verhältnis einigermaßen. Zwar war noch im Jahre 1805 Russland Österreichs Bundesgenosse gegen Napoleon gewesen; aber schon im Jahre 1806 trat eine Schwankung in der russischen Politik ein. Kaiser Alexander ließ sich nämlich einige Zeit durch Napoleons Versprechen einer Theilung der Weltherrschaft blenden. Doch war gerade zu der Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands ein Kreis von deutschen Patrioten in Petersburg, welche im Stillen für die Befreiung des Vaterlandes arbeiteten. Unter diesen dürfte auch

¹⁴⁾ Zur Gewissheit ließe sich diese Vermuthung erheben, wenn sich constatiren ließe, dass der 11. und 12. Theil von Klingers Werke (oder doch der 11.) in der Herbstmesse des Jahres 1809 aufgelegt wurde. Erschienen sie bereits zur Zeit der Ostermesse, dann fällt freilich der Theil meiner Vermuthung, doch nicht das oben im folgenden Gesagte.

¹⁵⁾ Seine unzweifelhaften Sympathien für Bonaparte gab Klinger mehrmals u. a. in folgenden Worten kund (Betr. 32): „Moreau scheint ein großer Taktiker zu sein, als Bonaparte, aber Bonaparte besiegt das Glück selbst die Laune des Glücks durch sein Genie — den eigenen Charakter seines Genies. Um Moreaus letzte Siege richtig zu beurtheilen, muss man die Verfassung und Stimmung der österreichischen Armee genau kennen. Bonaparte schlug in Italien Beaulien, Alvinzi, Wurmser, Erzherzog Karl an der Spitze der besten, wohlgeordneten Heere und war immer schwächer, immer in schlechterer Verfassung. Uebrigens Schlacht bei Marengo — wo steht eine Ahnliche zu der Gegend, wenn man Zeiten, Völker und gleichen Kriegsunterricht mit sich bringt?“

ger gewesen sein; denn auch in der Fremde wandte er der Heimat stets sein Interesse zu und in Russland hat er sich nie heimisch gefühlt. Unter diesen Verhältnissen war aber ein Zusammenhalten aller Deutschen geboten, und es wäre weder an der Zeit, noch klug gewesen, die Landsleute auf die Schwächen inneren und äußeren Politik eines Bundesgenossen von der Bedeutung Österreichs aufmerksam zu machen. Dazu kommt noch, dass ein Theil jener früher erwähnten Bemerkungen zwar im Jahre 1801, wo sie größtentheils geschrieben wurden, Interesse hatte, im Jahre 1809 aber doch nicht mehr wichtig genug erschien, in die neue Sammlung aufgenommen zu werden.

Währing.

F. Prosch.

Zu Aristoteles Meteorologie.

V 9, 2—5.

Unter den verschiedenen Eigenschaften der Körper, welche im IV. Buche der pseudo-aristotelischen Meteorologie abgehandelt werden, wird auch die Eigenschaft des „τέγγεται“ erörtert. Hier übersetzt das Wort in seinem vortreflichen Commentare humectari, ebenso wird in der Ed. acad. boruss. τεγντός und τεγνός mit humectabilis und inhumectabilis wiedergegeben; was zunächst den Begriff des „Befeuchtens“ bezeichnet. Durch die Übertragung wird aber der ganze Abschnitt (V 9, 2—5, B I. 56) unverständlich. So heißt es darin „χαλκός ἀτεγνόν, ὅν, von St. Hilaire durch „l'airain, qui est inhumectable, qu'on puisse le fondre“ übersetzt, und doch weiß jedermann, dass man Erz befeuchten kann. Dergleichen wird von Soda und andern Salzen gesagt, sie seien ὑπὸ ὕδατος τηγιά „unter Wasser auflösbar“, d. h. löslich, nicht aber τεγνιά; was in diesem Falle gar mit der Wirklichkeit im Widerspruche zu stehen scheint. Dem greisen französischen Akademiker bereitete der Abschnitt einige Schwierigkeiten. Im Texte heißt es: ἔριον δὲ καὶ τρυγνόν. Dazu bemerkt St. Hilaire „la laine ne reçoit l'eau, comme la terre, et l'exemple n'est pas bien choisi. Weiter: ἐνια δὲ τεγνιά ὅντα οἱ τηγιά ἐστίν, οἷον ἔριον καὶ καρποί. Der Commentator bemerkt: „on ne comprend pas bien plus que la laine et les fruits puissent être réunis à ce mot de vuo; und fügt hinzu: Peut-être aussi n'ai-je pas bien saisi la nuance du texte, quoique les mots ne prétent ici à aucune obscurité. Und doch ist die Stelle leicht verständlich, die scheinbaren Widersprüche schwinden, sobald man das Wort τέγγεται nicht mit „humectari“, „befeuchten“, „être humecté“ übersetzt. Vielmehr hat es an dieser Stelle die Bedeutung: Wasser (oder einer andern Feuchtigkeit) weich werden. Dem weich, nicht auf dem feucht werden liegt das Gewicht.

Von diesem Gesichtspunkt erscheint die Eintheilung der Körper ganz logisch richtig: "Ἔστι δὲ τῶν τεκτῶν καὶ τῶν ἀτεκτων τὰ μὲν τεκτὰ τὰ δὲ ἀτεκτα." Von den schmelzbaren und unschmelzbaren Dingen werden die einen im Wasser weich, die andern nicht.

a) χαλκὸς ἀτεκτον, τεκτὸν ὄν; Erz ist wohl schmelzbar, wird aber im Wasser nicht weich. Nun sei wenigstens das Erz nicht ὑπὸ ὕδατος τεκτὸν, es schmelze nicht in Wasser (d. h. es löst sich darin nicht; Aristoteles und seine Schule kannten noch den sehr wesentlichen Unterschied zwischen Schmelzen und Lösen nicht). Es gebe aber auch Körper, die ungeachtet sie in Wasser schmelzen, doch nicht τεκτὰ sein, dahin gehören

b) die Salze; *) denn diese lösen sich wohl im Wasser, aber sie werden darin nicht weich.

c) Dann gebe es Körper, die τεκτὰ ὄντα οὐ τεκτὰ ἐντὶ τῷ ὕδατι, z. B. Wolle (Wollstoffe) und Getreidefrüchte (καρποί); diese weichen sich im Wasser auf, ohne sich zu lösen. Und endlich

d) sind einige, die τεκταὶ καὶ τεγγεταὶ ὑπὸ τοῖς ὕδατι, z. B. Lehm, Ton (γῆ); denn diese werden zuerst weich und werden endlich im Wasser.

Man sieht, dass Wolle und Früchte, wenn man nicht gerade an Obst denkt, sehr gut „puissent être réunis à ce point de vue“.

Für die Richtigkeit dieser Interpretation spricht die Deutung der Ursache, welche der Autor für diese Erscheinungen gibt, die zwar nicht richtig, aber immerhin geistreich und von unübertrefflicher Klarheit ist. Wenn die Poren eines Körpers größer sind, als die Moleküle des Wassers (τῶν τοῦ ὕδατος ὀγκῶν) so dringen diese in jene Räume ein, und ein solcher Körper kann erweichbar oder löslich sein. Er ist löslich, wenn seine Poren in gerader Richtung durch und durch gehen, so dass die Feuchtigkeitstheilchen augenblicklich ihn ganz durchsetzen und er darum keine Zeit hat, vorher weich zu werden, indem er sogleich zerfällt (ὡς γὰρ διαρρεῖται εὐθὺς ὑπὸ τοῦ ὕδατος τὰ μόρια). Besitzt dagegen der Körper, z. B. Thon, auch noch Poren, welche in verschiedenen Richtungen schief und quer verlaufen, dann dauert es einige Zeit, bis die zerstörende Wirkung der Wassertheilchen vollständig ist. Der Zustand des Körpers wird ein anderer sein (διαρρεῖται ὁ πάθος); der Auflösung wird ein Weichwerden vorausgehen, weil der Körper neben seinen erdigen Antheilen (γῆς ὄντα) noch viele weiche Feuchtigkeitspartikel enthält. Ist er starr genug (σκληρὸν) so zerfällt er überhaupt nicht, er löst sich nicht, sondern wird weich. Ergänzend kann man hinzufügen: sind aber die Poren

*) Il semble encore que l'exemple n'est pas ici très bien choisi. Le sel se dissout en effet dans l'eau; mais la terre n'y dissout rien, et il ne paraît pas, quelle soit plus humectable que lui. Auch hier das selbe Missverständnis.

sein, dass die Feuchtigkeitstheilchen in sie nicht eindringen können, so wird der Körper nicht einmal weicher. Dies, glaube ich, ist der Sinn der Stelle *ἔστι δὲ τεγνὰ μὲν* bis *διαφέρει τὸ τάρχος*. Zum Überflus sagt der Verfasser der Meteorologie: *οὐδὲ γὰρ ἄλλο τεγνὸν οἷόν ἐστι μὴ μαλακώτερον γίνεται βρεχόμενον*.

Dass St. Hilaire den richtigen Sinn des *τεγνὸν* nicht gefasst hat, folgt auch aus seiner Schlussbemerkung: *Cette définition de ce que l'auteur entend par humectable, ne rend pas sa pensée beaucoup plus claire. Peut-être le serait-elle davantage en substituant le mot de spongieux à celui d'humectable*.

Über Lithos Morochthos.

Im Bd. IV S. 267 der Wiener Studien habe ich die Vermuthung ausgesprochen, dass *λίθος μόροχθος* (Dioskorides) und *μόροθος* (Galen) Walkererde sei. Bedenken an der Richtigkeit dieser Ansicht, welche mir brieflich bekannt zu geben, Prof. H. Blümmner freundlich war, bestimmten mich, die in meinem Aufsatze angeführten Stellen einer wiederholten Lectüre zu unterziehen und meine bisherige Meinung als irrig aufzugeben. Veranlasst war sie durch die Stelle bei Dioskorides, V 151. *λίθος μόροχθος... οὗτοι οἱ ὀθονοποιοὶ πρὸς λεύκωσιν τῶν ἱματίων χρῶνται μαλακῶν καὶ ἐνανέων ὄντι*. — Das Himation war bekanntlich ein rechteckiges Stück Tuch. Von dem Redner Lykurg wird berichtet: *μᾶλλον ἔν καὶ ταῦτ' ἐχόρει τοῦ χειμῶνος καὶ τοῦ θέρους* (Vit. Orat. p. 842). Selbst in Griechenland wäre es in einem Umworfe, der nicht aus einem Wollstoff bestanden hätte, im Winter auszuhalten, kaum möglich gewesen. Ein Blick auf manche Mantelfiguren (H. Guhl & Koner, 4. Aufl. S. 193. Fig. 214 u. 215) zeigt, dass der Stoff nach den schweren Falten, in die er sich legt, sogar recht dick sein mochte. Die Himatia wanderten denn auch zum *κναφεῖς* (Walker), wie Theophrast Char. C. 10 und 18 erwähnt. Dies alles schien mir dafür zu sprechen, dass Dioskorides unter der *λεύκωσις* nichts anderes versteht, als die Thätigkeit des Walkers, das schmutzige Himation wieder weiß zu machen, und dass der ihm hierzu dienende Stein (*μόροχθος*) Walkererde war. Dioskorides wie auch Galen sagen zwar, es bedienten sich seiner die *ὀθονοποιοί*, welche man als Leineweber auffasst. Dies ist auch der Hauptgrund Blümmners gewesen, und in diesem Sinne hat er in seiner vorzüglichen Technologie I S. 185 — was mir früher entgangen war — den *μόροχθος* als eine Art Appretur aufgefasst.

Mir schien die Erwähnung der *ὀθονοποιοί* in der angegebenen Stelle kein ausreichender Grund gegen meine Auffassung zu sein, da nach Brandes (Über die antiken Namen und die geographische Verbreitung der Baumwolle im Alterthum, S. 106, vgl. Becker, Charikles, 1878, III, S. 234) *ὀθόνη* nicht einen bestimmten Stoff bedeuten soll, sondern eine besondere Art von

Gewebe, das als Kleidungsstück diente. Dioskorides' Angabe, der *μόροχθος* sei *μαλακός καὶ εἰάμετος*, bestärkte mich in meiner Annahme, es handle sich hier um eine feine, „milde und leichtzerfallende“ Walkererde.

Was ist nun dieses Mineral, wenn es nicht Walkererde ist? — Zunächst habe ich mich überzeugt, dass Ausdrücke, wie: *εἰάμετος*, — *εἰς χυλὸν ἀναλύονται* — *εἰς χυλὸν λυόμενοι λίθοι*, sich nicht auf eine „Löslichkeit“ im heutigen, wissenschaftlichen Sinne beziehen, wie etwa Kochsalz, Soda, Zucker usw. in Wasser löslich sind; auch nicht auf das spontane Zerfallen gewisser Körper, wie der Walkererde in Wasser. Galen (*De simpl. med. temporaria* in facult. IX 3; ed. Kühn, Vol. XII 195) bemerkt: *ὥσπερ γὰρ καὶ ὁ γαλακτίτης, ἐπειδὴ κακείνος εἰς χυλὸν λυθεὶς ὁμοίως φαίνεται γάλακτι* ... Wenn der Stein eine milchige Flüssigkeit gibt, so ist er nicht gelöst, sondern feinvertheilt ausgeschlommt (suspendiert). So liefert auch der Melhites einen milchigen Saft, ja Galen rechnet zu dieser Art Steinen, welche *εἰς χυλὸν ἀναλύονται* sogar den harten, ganz unlöslichen Haemat (Blutstein). Diese werden aber „gelöst“ — *παραιριζόμενοι ἐν πυλινῇ τε καὶ θρίαις*, „zerrieben durch Steinpistille und in Mörtel“. — Dann fährt er (l. c. p. 198) fort, es gebe noch andere in sich umwandelbare Steine — *ὧντιν καὶ ἄλλων εἰς χυλὸν λυόμενοι λίθων, ὥσπερ οὗτος ὁ κατ' Αἴγυπτον γεννώμενος, ὃν χρῶμα στιλνοῦντες τὰς οὐράς* ... und dieser ist eben der *μόροχθος*.

Die Angabe des Dioskorides also, dass dieser Stein *εἰάμετος* sei, hindert nicht — wie ich früher meinte — dabei an ein Mineral zu denken, das weder wirklich löslich ist, noch in Wasser zerfällt, wenn es nur im Mörtel mit Wasser leicht zu einer milchigen Flüssigkeit verrieben werden kann.

Die Angaben, welche von Galen und Dioskorides über die Eigenschaften des fraglichen Steines gemacht werden, gestatten keine Bestimmung desselben. *Ἔστι δ' ἀποιότερος τῶν τιμιωτάτων* (Galen. l. c. p. 198), „von allen aufgezählten mineralischen Arzneikörpern dieser Klasse hat er die wenigsten positiven Eigenschaften“; er ist weder adstringierend, noch scharf, noch astringent (*οὔτε στυψὶν οὔτε ῥύψιν οὔτε θήξιν ἐμφαίνων*). Die einzige Eigenschaft, die er besitzt, ist *τὸ ξηραίνειν* (auszutrocknen); darum wird er Ceraten zugesetzt, welche die Vernarbung befördern sollen. Dass er vor allem für zarte Körpertheile, unter anderem auch in Augenmitteln Verwendung fand, spricht für ein „mildes“ (*μαλακόν*) Mineral.

Eine Stelle bei Aëtius II 16 erwähnt aber zwei Eigenschaften, welche gestatten, in dem Steine: „Talk“ oder „Speckstein“ mit großer Wahrscheinlichkeit zu erkennen (wie es auch Blümner annimmt). Diese Stelle lautet: *ὧν δὲ εἰς χυλὸν ἀναλύμενων ἔστι καὶ ὁ κατ' Αἴγυπτον γεννώμενος λίθος, ὃν χρῶμα*

αι στιλπνότητες τὰς ὁδοῦς, ὅν τινας μόροξον, οἱ δὲ λευκογραφίδα καλοῦσιν. ὑπόχλωρος γὰρ φαινόμενος οὗτος, εἰ παραβῇ, ἀκόνη, καὶ ἱματίῳ τραχυτέρῳ λευκαίνει τὸν τόπον. Er ist also schwach grünlich, gepulvert aber erscheint er weiß und an einem etwas rauheren Stoffe (Himation) gerieben macht die Stelle auch weiß. — Diese Beschreibung passt sehr gut auf den Talk. Dieser ist sehr weich, milde und geschmeidig, so dass er früher als Maschinenschmiere zum Vermindern der Reibung diente, fühlt sich sehr fettig an, und ist grünlich weiß, in seinen dunklern Varietäten grünlich grau bis lauchgrün; zerrieben aber erscheint er weiß. Die Stelle scheint mir zugleich einen Schlüssel zum Verständnis der Worte des Dioskorides zu bieten. Die Angabe über das Verhalten des Steines gegen ein Himation ist nicht das Resultat eines bloßen einmaligen Versuches — man rieb offenbar häufig die Himatia mit dem Morochthos ein, um ihnen ein blendendes Weiß (λευκώσιν) zu ertheilen. Oft aber der Talk von ausgezeichnetem Fettglanze, was ihn geeignet erscheinen lässt, die Gewänder nicht bloß weiß, sondern auch glänzend zu machen. Und auf dieses letztere legen Galen und Aëtius *) mit dem Worte στιλποῦν ein besonderes Gewicht.

Dieser glatte Überzug schützte das Gewand auch vor einer schnellen Verunreinigung. Ich erinnere an Theophrast Char. 10, wo der Mikrologe an die Walker die dringende Bitte richtet, möchten dem Mantel recht viel Erde geben, damit er nicht so viele Flecke bekomme (πρὸς τοῖς γραφεῖς διατεινόμενος, πρὸς τὸ ἱμάτιον αὐτοῖς ἔξει πολλὴν γῆν, ἵνα μὴ ῥυπαίνηται τῇ).

Überdies scheint für die Annahme, dass der Morochthos Talk ist, auch sein griechisches Synonym λευκογραφίς zu sprechen. Schon heute werden Stifte aus härteren Varietäten (Steatit) als sogenannte spanische Kreide benützt, um mit ihnen auf den Schieferplatten der Wechsellertische zu schreiben.

Im folgenden Cap. 17 wird noch einmal der Farbe Erwähnung gethan, indem Aëtius vom γαλακτίτης sagt: καὶ οὗτος παραπλίστιαν τῷ εἰρημένῳ (μορόξῳ) χροίαν ἔχων ὑπόχλωρον λευκώδι, χυλὸν ἀνίσιν. *)

*) Der ganze Absatz bei Galen (l. c. XII 198) von οὗτος ὁ κατ' ἡμῶν bis γραφίδα καλοῦσιν findet sich wörtlich, nur mit wenigen, unwesentlichen Änderungen bei Aëtius. Nur ist bei letzterem der Satz ὑπόχλωρος bis τὸν τόπον eingeschoben. Da es unwahrscheinlich ist, dass Galen und Aëtius einen dritten abgeschrieben haben, so hat Aëtius von Galen und wahrscheinlich noch einen andern wörtlich excerptiert.

*) Aus dieser Angabe kann man auch mit großer Wahrscheinlichkeit feststellen, dass der Galaktites nichts anderes, als eine lichtere Varietät von Talk war; denn es heißt weiter: ἔστι δὲ λευκότερος τῆς παραπλίστιος „die Farbe fällt mehr ins Weiße als beim Morochthos“. Wegen der Ähnlichkeit, welche der Galaktit, in Wasser zu einer Art Emulsion verrieben, mit Milch hatte, tranken diesen „Chylos“ die

Der un griechische Klang des Wortes $\mu\acute{o}\rho\alpha\chi\theta\omicron\varsigma$ und Umstand, dass alle drei Schriftsteller, welche den Stein erwähnt, ihn von Ägypten stammen lassen, ließ auch einen ägyptischen Ursprung des Namens vermuthen. Herr Dr. E. Ritter v. Bismann, Custos bei den kunsthistorischen Sammlungen des kaiserlichen Kaiserhauses, bestätigte diese Vermuthung, indem er mich auf Brugsch's Hieroglyph. Wörterbuch (VI. S. 620) verwies.

Im Koptischen bedeutet $\rho\omega\chi = \rho\alpha\chi$ ¹⁾ „reiben, abreiben“, dann „waschen“; davon heißt der fulle $\rho\alpha\chi\tau$ (S. Peyron Ling. copt. p. 186). Dem koptischen Worte entspricht im Arabischen reḡḡ „waschen“. Brugsch nimmt an, dass durch Erweiterung dieses Urstammes (wie aus seb : māseb , aus ten : māten) māreḡ entstanden sei. Damit bringt Brugsch das Wort māreḡ (mit dem Determinativ für Erze) in Beziehung: $\text{ān-u net'u n ta ḡnum-urt}$ māreḡ „sie zermahlen sie in der ḡnum-urt ; so wird gemacht der Reibnapf“ (Zeitschr. f. Ägypt. Spr. 1865. August, S. 68 col. 7). Māreḡ heißt die metallene Reibschale, in welcher das arḡi aufertigte. — Ferner würde mehr hierher passen „etwas, womit man einreibt“, was Brugsch mit $\mu\acute{i}\rho\alpha\chi$ vergleicht.

Könnte das Wort nicht Schminke bedeuten? Nicht, da es wird bei farbigen Schminken Talk als Träger des Farbstoffes verwendet. Das Determinativ der mit einem Deckel geschlossenen Salbbüchse spräche nicht dagegen, da man auch den Gattungsnamen einer $\mu\alpha\lambda\acute{\iota}\beta\alpha\tau\tau\eta\varsigma$ bei den Griechen aufzuheben findet (Dioskor. V cap. 149).

Endlich weist Brugsch auf die Verwandtschaft des koptischen māreḡ mit marach „einreiben“ hin.

Aus diesen etymologischen Erörterungen geht nicht bloß der ägyptische Ursprung des Wortes $\mu\acute{o}\rho\alpha\chi\theta\omicron\varsigma$ und seiner koptischen Form $\mu\acute{o}\rho\alpha\chi\theta\omicron\varsigma$ hervor, sondern auch, dass die Bedeutung desselben nur auf das „Einreiben“, nicht auf „Reinigen“ zielt.

Man darf also mit der größten Wahrscheinlichkeit annehmen, dass man mit dem Namen $\mu\acute{o}\rho\alpha\chi\theta\omicron\varsigma$ die lauch- oder speckgrünen Varietäten von Talk und Stenit belegte, und dass sie auch anders verwendet worden sind, um die Himatien weiß glänzend zu machen, indem man letztere damit einreibt. Die Griechen (oder vielleicht vielmehr die Römer) bezogen das Mineral

auf Frauen, um mehr Milch zu bekommen. Sonst ließ man auch den Stein am Halse tragen, um das Zahnen zu erleichtern, wie bei uns die Veilchenwurzel, entweder als sympathisches Mittel oder damit die Kinder darauf beißen.

¹⁾ In Ermangelung koptischer Typen ist bei der Transcription das „Chei“ durch χ wiedergegeben.

²⁾ Das von Brugsch angeführte upoxr konnte ich weder in Tattam, noch bei Peyron finden. Es soll „lapis que Aegyptii ad vestes dealbandas“ bedeuten.

von Ägypten. Es ist mir nicht gelungen auszumitteln, ob es dort gebräuchlich wird, oder ob es nur ein Handelsartikel der Ägypter war. Führt doch der Talk bis vor kurzem den Namen des „venezianischen“, obwohl die Venezianer auch nur die Zwischenhändler waren.

Graz.

K. B. Hofmann.

Das Verbum scultari (-re).

Dass es in der volksthümlichen Latinität so manches Wort gegeben hat, von dem entweder gar keine Kunde oder günstigerenfalls nur eine geringe Spur seines vormaligen Lebens auf uns gekommen ist, lässt sich nicht bezweifeln. Zu diesen im Laufe der Jahrhunderte verschollenen Wörtern gehört nach unserem Dafürhalten das obengenannte Verbum. Zunächst kann dasselbe als erstmals vorhanden mit größter Wahrscheinlichkeit erschlossen werden aus einem davon abgeleiteten Worte, nämlich aus dem Subst. *scultator*, das von Vegetius bezeugt ist Mil. 2, 17: *ferentarii autem, armaturae, scultatores, sagittarii, funditores, hoc est levis armatura, adversarios provocabant, ante aciem procedentes*. Die Lesart *scultatores* hatte Stewechius in 8 codd., Schwebel im Guelph. B gefunden, daneben die Varianten *sculcatores*, *exculcatores*, *scutatores* (wir entnehmen unsere Angaben, da uns eine neuere nicht zur Hand ist, der Straßburger Edition des Vegetius cum notis variorum vom Jahre 1806). Ebenda im 15. Cap. und, wie der Zusammenhang ergibt, ganz dieselben Personen gemeint: *post hos erant ferentarii et levis armatura, quos nunc exculcatores* [Guelph. B. *exscult.* Vossian. all., *exculcatores* vgl.] *et armaturas dicimus*, — wo von den mittelalterlichen Abschreibern, wie es nicht selten geschah, das anlautende *s* impurum in die Silbe *ex* zerdehnt worden ist, so dass wahrscheinlich hier ebenfalls *scultatores* zu lesen ist. Auch in der späten Gräcität findet sich die Form *σκουλτάτωρ* und die andere *σκουλκάτωρ*, cf. Leo Tact. 12, 120: *δύο δὲ σκουλτάτορας ἔχουν κατασπονγ.* 4, 24: *σκουλκάτορες δὲ οἱ κατάσκοποι λέγονται*. — Ein zweiter Hinweis auf das in Rede stehende Wort liegt in dem Compositum *proscultari* oder *prosculture* (denn beide Genera Verbi sind bezeugt). Zwar hatte ich vor 15 Jahren in meiner *Italia und Vulgata* S. 197 von dem letzteren eine solche Ableitung aufgestellt, welche nicht hierher passen würde: „Höchst wahrscheinlich ist dieses echt afrikanische Wort von *per* und *ausculture*, da *au* im Munde des Volkes sehr oft wie *o* lautete, abzulesen. Der Vocal der Präposition wurde elidiert (*prosculture* anstatt *perosculture*), und zwar nicht bloß wegen der Tonlosigkeit der Vorsilbe, sondern auch weil man so eine volksthümliche Etymologie gewann, als wenn *pro-sculture* in gleicher Weise wie *ausculture* (mittels der Präpositionen *per* und *au* = *ab*) gebildet

wäre. Auch aus *pro* und *auscultare* geradezu könnte zusammengesogen sein, entsprechend dem in zwei Stellen [jetzt s. unten] dafür gesetzten *prospicere*. . . Es demnach **perauscultare* gespannt auf etwas lauschen, belauschen, etwas erlauschen, und sodann — und durch die Pseudopräposition *pro* dazu verleitet, für den Gesichtssinn substituierte — *incurvato corpore prospicere* *παρὰ πρὸς*.“ Allein ich bin seitdem zu der Ansicht, dass man allerdings berechtigt ist, ohne alle Umschweife Zusammensetzung aus *pro* und dem Verbum simplex *scultari* anzunehmen. Überliefert aber ist dieses Compositum u. Vulg. a. O.) zuvörderst als Deponens in Urkunden oder vorhieronymischen Bibelversion an zwei Stellen, nämlich schon im vierten Jahrhundert geschriebenen *cod. lensis* im evang. Johann. 20, 5: *et proscultans* [*τοῦ παρὰ πρὸς*] *videt posita linteamina* [dafür im Veronense *cod. aureus Holmiensis*: *et cum se inclinasset et proscultans* sowie im 91. Psalm V. 8: *et proscultati sunt* [*διέκρυψαν*] *cum*, Psalterium Sangermanense l.; *et proscultati* [lies *-tati*] *sunt omnes*, Psalter. Carnutense [wofür Veronense: *et prospexerunt omnes*]. Sodann als Activus Augustinus ep. Galat. 2, 4: *proscultare* [text. Græc. *ἀνασπῆσαι*] *libertatem nostram* [wo Vulg.: *explorare*]; aber auch in Glossarien, nämlich Gloss. Amplon. ed. (1847) p. 369, 203: *pro(s)cultare, explorare, secretare*. Gloss. Parisin. ed. Hildebr. (Goetting. 1854) p. 4: *proscultandum* [so ist ohne Zweifel als Übersetzung *κατασπῆσαι* Galat. 2, 4 zu lesen anstatt des corrupten *proscultandum*, das in der sonst gleichlautenden Gloss. Amplon. p. 267, 124 in das verständlichere, aber doch *praestolandum* umgewandelt ist], *ad observandum*. — Compositum aus dem hier besprochenen Simplex hielt manlich auch das — deshalb aus *auscultare* in der erst verhärtete — *abscultare*, für das uns drei Belege stehen, Tobias 9, 1 im *cod. Reginae Suec.*: *peto ut abscultem verba mea*; — Gloss. Parisin. ed. Hild. p. 2, 13: *abscultat intentus*; p. 134, 299: *explorat, inquit scultat*.

Übrigens war das oben aufgeführte Subst. *scultus* nicht das einzige aus unserem Verbum gebildete; auch *scultus*, m. war vorhanden in der Bedeutung Kundenschaft; zeugt findet es sich im 6. Jahrhundert bei Gregorius op. 12, 23: *aut certe scultus, quos mittitis, solliciti ne dolens factum ad nos recurrat*, und entstanden ist die italienische *scolta* = *guardia, sentinella, vedetta*. letzteren liegt zugleich ein Beweis für die Richtigkeit des Sonanten *t* im lateinischen *scultus*, anstatt dessen im

ben auch *sculca* gesprochen wurde (ebenso wie *scultor* *scultator*); vgl. *Ger. Jo. Vossius de Villis sermonis et orationis*. Amstelod. 1646, p. 279. 594 sq.

Aus den Nominal- und Verbalformen, die wir bis jetzt geführt haben, ergibt sich als Etymon ein Zeitwort *scultare* *scultari*, und man wird annehmen dürfen, dass dieses Mundes des Volkes per aphaeresin aus *auscultare* gebildet worden war, neben welcher Activform ja auch die deponentiale *scultari* vorkam, Colum. VIII. 5, 14: *ariarius*.. die unde-
cesimo *animadvertat*, an pulli rostellis ova percuderint, et *scultetur*, si pipiant. Ein Abbild dieser Verkürzung haben wir noch jetzt im italienischen *scoltare*.

Jedoch nicht bloß erschließen lässt sich dies lateinische Verbum; seit kurzem sind wir auch in den Stand gesetzt, es durch ein directes Zeugnis zu erhärten. Dasselbe befindet sich in einem höchst interessanten Schriftstücke aus dem 7. oder Anfang des 8. Jahrhunderts, einer fälschlich dem Augustinus beigelegten *Humilia de sacrilegia* im cod. Einsidl. 281 saec. VIII, welche Herr Prof. Caspari in Christiania 1881 in Steinmeyers Zeitschrift f. deutsches Alterthum 25. Bd., S. 313—316 veröffentlicht und von der er einen kritisch bearbeiteten Text nebst erläuternden Anmerkungen herauszugeben neuerdings verheißt hat (Kirchenhistorische Analecta I. Christiania 1883, S. XI, Anm. 3). Dort ist Z. 15 der Ausdruck *ad scultandum* gebraucht in folgendem Zusammenhange: *et qui divinos vel divinas, id est pythonissas, per quos demones responsa dant, qui ad eos ad interrogandum vadet et eis quae dixerint credent* [lies: credet] *vel ad scultandum vadet, ut aliqui de demoneis audeat, non christianus sed paganus est*. Als eine der Bethätigungen eines widerchristlichen Aberglaubens wird hier das Horchen bezeichnet, das noch heutigen Tages unter diesem Namen in manchen Gegenden Deutschlands innerhalb der sogenannten heiligen 12 Nächte, besonders am Christabend, üblich ist und meistentheils auf Kreuzwegen zur Erforschung zukünftiger Dinge vorgenommen wird.

Das ist also die einzige Stelle, wo das Wort selbst auftritt. Allem Anscheine nach war es ein Ausdruck des gewöhnlichen Lebens, vielleicht ursprünglich ein *verbum castrense*, wie *literio* (August. ep. 118, 26: *nomen Anaxagoras, quod propter literatam virtutem omnes, ut militariter loquar, literiones libenter audiant*), wie *totonarius* (Veget. Mulom. I. 56, 37: *ipsos equos, quos vulgo trepidarios, militari verbo totonarios vocant*; cf. IV. 5, 73) u. a. Darin mag auch der Grund liegen, weshalb es uns nicht öfter überliefert worden ist, obgleich man darum keineswegs in Abrede stellen wird, dass es möglicherweise noch unentdeckt hien und da unter dem handschriftlichen Variantenmangel der einzelnen Autoren verborgen sein kann, sei es nun wegen seiner entstellten Form oder wegen der ihm zugeschriebenen Unebenbürtigkeit.

Nehmen wir z. B. an, in dem Texte des Minucius Felix finde sich irgendwo in der einzigen Handschrift, die wir davon haben, eine offenbar corrumpierte Lesart, die aber durch Einsetzung des ihr paläographisch sehr nahe stehenden Wortes, das wir so eben besprochen haben, aufs beste geheilt werden könnte: würde man wohl in diesem Falle mit Recht urtheilen, man müsse einzig und allein deshalb von dessen Einsetzung absehen, weil bei diesem Schriftsteller ein Ausdruck solchen Gepräges nicht vorausgesetzt und statuiert werden könne? Wir unsererseits würden im Hinblick darauf, dass bei Minucius Felix bis jetzt schon manche vulgäre Redeweisen und Wortbedeutungen nachgewiesen worden sind, dass Zahl sich bei einem noch gründlicheren Studium seines Dialogs eher vergrößern als vermindern dürfte, diese Frage mit Nein beantworten. Dass aber in seinem Texte wirklich ein derartiger Fall vorliegt, haben wir kürzlich in der Berliner Philologischen Woche schrift bei Besprechung der Léonard'schen Ausgabe nachzuweisen versucht, indem wir vorschlugen, in c. 5, 5: *aut scire et docere aut scrutari permissum aut suspicari religiosum* anstatt des in die handschriftliche Corruption *stuprari* recipierten, wenn auch an sich ganz vortrefflichen, Conjectur *suspiciari* lieber *scultari* [= erhorchen, erlauschen] zu lesen. In Betreff der dagesprochenen Gründe erlauben wir uns auf die dortige Auseinandersetzung hinzuweisen.

Lobenstein.

Hermann Rösch.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri octo explicavit E.
F. Poppo. Editio altera, quam auxit et emendavit J. M. Stahl.
Vol. IV, sert. I, lib. VII.

Das siebente Buch des Thukydides, worin der Geschichtsschreiber wohl den Höhepunkt seines Könnens erreicht, stellt an den Erklärer begreiflicherweise auch die höchsten Anforderungen. Um sachlichen Verständniß gehören gründliche Studien und Bekanntschaft mit den Forschungen Arnolds, Bloomfields, Holms u. a. Auch der sprachliche Ausdruck bedarf hier, wo der Schriftsteller sucht, für die wahrhaft erschütternden Ereignisse, die er schildert, die würdigste Form zu finden, und wo er durch zahlreiche Reflexionen dem Leser die große Bedeutung derselben klar machen will, mehr als anderswo des kundigen Interpreten, der es versteht, den oft dunklen Gedanken des Historikers klar zu legen. Der sachliche Theil des Commentars lasst nichts wesentliches vermissen. Eine übersichtliche Darstellung der Befestigungen, welche die Belagerung und Vertheidigung von Syracus errichtet wurden, wie eine recht gute Karte erleichtern das Verständniß dieser so sehr complicierten Belagerungsgeschichte. Der Schwerpunkt der Stahl'schen Leistung liegt jedoch, wie in den früheren Bänden, auch hier im sprachlichen Theil des Commentars. Seine Vertrautheit mit Thukydides, sowie seine vorzügliche logisch-grammatische Schulung geben den Bemerkungen Stahls jene wohlthuende Exactheit, welche auch die Krügerschen Anmerkungen so sehr auszeichnet. Manchmal wäre es allerdings zu wünschen, dass sich auch mit der neuern psychologischen Sprachbetrachtung bekannt machen würde; er würde dann den Gesetzen der Logik nicht mehr jene Alleinherrschaft einräumen, welche ihnen einmal bei Beurtheilung des sprachlichen Ausdruckes nie und nimmer einräumt werden darf. Ein Beispiel mag dies zeigen. C. 28, 3 ist es mit den Worten *τὸ γὰρ αὐτοὺς πολιορκουμένους* beginnende Satz, wie er überliefert ist, ein sogenanntes Anakoluth. Auf die Initiative *τὸ γὰρ ἀποσπῆναι* — *ἀλλ' ἀντιπολιορκεῖν* — *καὶ τὸν πόλεμον τοσούτον ποιῆσαι* — folgt nach einem eingeschobenen

Causalsatz mit ὅσον ein zweigliedriger Consecutivsatz mit ὅτι man sucht jedoch vergebens nach einem Hauptsatze. Ein solches grammatisches Unding hält Stahl für unmöglich. Er unterwirft τὸ γὰρ αὐτοῖς in τὸ παρ' αὐτοῖς und verbindet unsern Satz mit dem vorangehenden, welcher lautet: καὶ ἐς φιλονικίαν ἐδυστάσαντο τοιαύτην, ἣν πρὶν γενέσθαι ἠπίστισεν ἄν τις ἀκούων. Dadurch werden die Infinitive ἀπιστεῖναι — ἀντιπολεμεῖν — ποιεῖσαι Appositionen zu dem auf φιλονικίαν bezogenen Participium ἦν. So erhält man, wenn auch in etwas gezwungener Weise, ein regelrechtes Satzgefüge mit Haupt- und Nebensatz. Und leicht auch die Änderung von γὰρ αὐτοῖς in παρ' αὐτοῖς — mag, und so geschickt auch durch dieselbe die jedenfalls zufällige Anakoluthie beseitigt wird, wir vermögen trotzdem derselben nicht beizustimmen. Uns erscheint nämlich zunächst die geradezu unentbehrlich. Wenn man den Satz liest: Die Athenienser geriethen damals in einen Eifer, den ihnen früher niemand getraut hätte, dann suchen wir nach einem γὰρ, welches solche Behauptung begründet. Ferner sind, wie schon bemerkt, solche Anakoluthien bei Thukydides nichts so ganz Unmögliches. Was für mich aber das wichtigste Moment ist, die liegende Construction des Satzes lässt sich psychologisch vollständig begreifen. Die Consecutivsätze nämlich, welche den Schluss der Periode bilden, ὥστε ἔλθον und καὶ — περιπατοῦν haben, weil sie im Indicativ stehen und wirkliche Thatssachen ausdrücken, durchaus das Gepräge von Hauptsätzen, und bilden für den Schriftsteller einen befriedigenden Abschluss. Man behauptet nur, dass bei uns, denen von früher Jugend an die grammatischen Formen der Rede zum Bewusstsein gebracht werden, sich eine Anzahl von Satzsystemen gebildet hat, in welche alles, was wir sprechen oder hören, schreiben oder lesen, hineinpassen muss. Uns befindet sich daher nur ein Satzgebilde, das diesen Formen entspricht, und es ist also vor allem Haupt- und Nebensatz deutlich herauszufinden. Thukydides aber scürte zu einer Zeit, wo man kaum noch angedacht hatte, diese Formen zum Bewusstsein zu bringen. Wir wollen nicht etwa sagen, dass die Grammatiker die Form der Sprache geschaffen haben. Das wäre ganz verkehrt. Die grammatischen Formen des Satzes sind ja die Gesetze, nach denen sich die Sprache von Anfang an entwickelt hat. Sie wirken von Anbeginn der Sprachentstehung, aber sie kommen nicht gleich klar und bestimmt zum Bewusstsein. Nur ein dunkles Gefühl leitet den Sprechenden und Schreibenden, und dieses ist oft schon befriedigt, wo wir, die wir genau wissen, was wir zu fordern haben, noch etwas vermissen. Bei Thukydides ist es eben noch ein unbestimmtes Gefühl vor den Forderungen der Grammatik, nach dem er seine Sätze baut, und wenn man bedenkt, wie er noch mit der Sprache ringen muss, um seine tiefen Gedanken verständlich zu machen, dann darf man ihm nicht jene strikte Observanz im Satzbau erwarten, die wir

anentbehrlich zu betrachten gewohnt sind. — Nur auf Grund der psychologischen Sprachbetrachtung, wie sie die junggrammatische Schule fordert, als deren Anhänger sich Ref. offen bekennt, kann man der Eigenart eines Schriftstellers wie Thukydides gerecht werden. Man wird dabei auch eine Menge recht geistreicher Conjecturen entbehrlieh erkennen.

C. 64. 2 καὶ πεζοὶ καὶ νῆες. — Bei dieser schwierigen Vermisst man die Auführung der Verbesserungsvorschläge. Har-Strübings (Polemische Beiträge S. 15 ff.) und Ph. Gomperz (Stud. 1880, S. 3). M. Str. meint, die Worte καὶ πεζοὶ καὶ νῆες seien ein Glossem, welches einen im Text gestandenen Gesamt-
off erklären sollte, etwa ἡ ξύμπασα δύναμις. Das Glossem kann an Stelle des Richtigen in den Text gekommen. Diese Annahme scheint mir zu wenig wahrscheinlich. Auch Th. Gomperz' Aenderung καὶ ἱππῆς statt καὶ νῆες scheint mir nicht das Richtige zu treffen, weil πεζοὶ das ganze Landheer bedeutet, die νῆες inbegriffen. Die πεζοὶ bestehen aus ὀπλίται, ἱππῆς u. a. Zusatz zu πεζοὶ ist in der Regel νῆες oder ναυτικόν. Auch C. 87. 6 die Gesamtmacht der Athener durch denselben Ausdruck καὶ πεζοὶ καὶ νῆες bezeichnet. Ich glaube daher, die Worte richtig überliefert und man wird das unlogische des Ausdrucks dem rhetorischen Pathos zuschreiben dürfen.

Thukydides. Für den Schulgebrauch erklärt von Gottfried Böhme; fünfte Auflage, besorgt von Dr. Simon Widmann, Leipzig 1892, Teubner.

Für eine Neubearbeitung des Böhme'schen Thukydides wird der, der sich mit diesem Schriftsteller beschäftigt, dankbar sein. Kurzen, oft von treffenden Übersetzungen begleiteten Bemerkungen bieten oft mehr, als langathmige Auseinandersetzungen der Erklärer. Der Herausgeber hat Text und Anmerkungen angeändert gelassen und sich darauf beschränkt, die bei Böhme gänzlich weggelassenen historisch-geographischen Bemerkungen anzufügen, auch hie und da einiges aus der neueren Literatur führt, wodurch das Buch entschieden brauchbarer geworden. Da der Herausgeber, wie er selbst in der Vorrede bemerkt, nach seine persönlichen Ansichten denen des Verf. zum Opfer geben, haben wir keinen Anlass, auf einzelne Stellen näher einzugehen und begnügen uns damit, das Buch den Freunden des Thukydides zu empfehlen.

Thukydides, erklärt von Classen, lib. VI. Berlin, Weismann 1881.

11. 3 χερὶ δὲ μὴ πρὸς τὰς τύχας τῶν ἐναντιῶν ἐπαίρειν, ἀλλὰ τὰς διαφορὰς κρατήσαντας θάσσειν. — Classen übersetzt: „Nicht um der Unfälle der Gegner willen müsset ihr euch erheben, sondern wenn ihr wirklich in euren Anschlägen und

Berechnungen ein Übergewicht über sie gewonnen hatt, dtrh zu zuversichtlich (ruhig) sein.⁴ Classen fasst demnach *διανοίαν* nicht als Object, sondern als determinierenden Accusativ und erglänzt *καταΐσαντας* ein *αὐτῶν*. Gegen diese schon aus sprachlichen Gründen gezwungene Auffassung scheint mir jedoch ganz entschieden der Zusammenhang zu sprechen. Nikias stellt den Athenern vor, dass sie doch erst wider Erwarten der Peloponnesier sich wehrt hätten, und dass es nicht rathsam sei, diesen heimlichen Gegner zu verachten und sich auf eine so weittragende Unternehmung einzulassen. Die Besiegung der Peloponnesier sei nämlich nicht bloß dem Zufall zu danken. Man darf aber nicht, meint er weiter, auf Zufälle hin, die für die Gegner unglücklich wären, sich überheben, sondern man kann erst dann der Zukunft ruhig entgegensehen, wenn man beim Gegner jeden Gedanken (an Widerstand) besiegt hat. Im folgenden zeigt nun Nikias, dass das in den Spartanern keineswegs der Fall sei, dass sie vielmehr an nichts anderes denken, als wie sie den Athenern eine Schlappe beibringen könnten.

Zu 18. 3 οὐκ ἔστιν ἡμῖν ταμιεύσθαι, war zu bemerken, dass Alkibiades hier den von Nikias (12. 1) erteilten Rath, mit den eben erst erworbenen Geldern haushälterisch umzugeben, als philisterhaft verspottet.

Ibid. 18. 3 scheint mir die Vertheidigung der Worte αἰτίας κίνδυνον εἶναι gegen Usener und Stahl nicht gelungen, ich halte die Streichung für nothwendig.

C. 23. 3 οὐκ ἐλάχιστα τῇ τύχῃ παραδοίς ἑμαυτὸν βούλομαι ἐκπλεῖν· παρασκευῇ δὲ ἀπὸ τῶν εἰκότων ἀσφαλεῖ τε πλεῖσαι. Von den meisten Herausgebern wird *ἐκπλεῖσαι*, wegen des vorhergehenden *ἐκπλεῖν* gestrichen. Cl. will beides stehen lassen, schwerlich mit Recht; denn der von ihm constatierte Unterschied zwischen dem „noch unbestimmten *βούλομαι ἐκπλεῖν* (Pinf.) und dem mit Bestimmtheit ausgesprochenen „*ἀσφαλεῖ ἐκπλεῖσθαι* (Aor.)“ existiert nicht, weil ja beide Sätze auf den concreten vorliegenden Fall sich beziehen. Ich möchte jedoch lieber *ἐκπλεῖν* streichen und *ἐκπλεῖσαι* beibehalten, einmal weil der Inf. Aor. für einen einzelnen bestimmten Fall, wie er hier vorliegt, viel besser passt, und dann, weil es viel wahrscheinlicher ist, dass ein Glossator, der nach *ἀσφαλεῖ* ein Verbum vermisste, den paradigmatischen Inf. Praes. hinschrieb, der dann leicht in den Text kam und mit *ἐκπλεῖσαι* die Stelle wechseln konnte. Ich lese demnach: *βούλομαι ἐκπλεῖσαι, παρασκευῇ δὲ ἀπὸ τῶν εἰκότων ἀσφαλεῖ*.

C. 82. 2 αὐτοὶ δὲ τῶν ὑπὸ βασιλεῖ πρότερον ὄντων ἡμιμόνες καταστάντες οἰκοῦμεν. Alle Versuche, *οἰκοῦμεν* zu erklären, sind vergeblich; Classen sagt ganz richtig, dass man es Imperfectum erwartet mit der Bedeutung „wir fühlten uns gesichert“. Classens eigener Vorschlag *ἤρχομεν* wird wohl schwerlich befriedigen, ebenso wenig Stahls *οἰκιστοῖμεθα* (*nobis eos vindicamus*).

gar Herwerdens der Überlieferung ganz fernstehendes ἄρχομεν. In Buchstaben sehr naheliegend und dem zuversichtlichen, selbst-
 musten Tone der Rede entsprechend wäre οὐκ ἀκνοῦμεν. Wir
 ben uns zu Herren gemacht über die früheren dem Perserkönig
 verworfenen Völker und keinerlei Bedenken wurde in uns rege;
 an wir wussten, dass wir nur so der Herrschaft der Pelopon-
 nier entgegen konnten, und wir fühlten Kraft in uns, unsere
 Herrschaft zu behaupten. ὀκνεῖν hat keineswegs immer einen In-
 stuv; es wird auch von Thukydides absolut gebraucht, so VI,
 1, 1 τὴν ἀν' ἑλόντας εἰς ὅς τ' αὐτοὶ ἀποκνοῖμεν.

Nikolsburg.

Dr. W. Jerusalem.

Herodiani ab excessu divi Marci libri octo. Edidit Ludovicus
 Mendelssohn. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. MDCCCLXXXIII.

Herodians Kaisergeschichte hat seit J. Bekkers recognitio
 (Leabner 1855), welche in der praefatio der vorliegenden Ana-
 p. XI. tumultuaria senis opera genannt wird, keinen Her-
 ausgeber gefunden. Es war daher ein glücklicher Gedanke Men-
 dssohns, der Kritik dieses in der allerletzten Zeit nicht sonderlich
 schätzten Historikers durch Schaffung einer neuen, zuverlässigeren
 Grundlage lebhafteres Interesse und frische Anregung zu ver-
 schaffen. Die praefatio pp. V-XIX gibt genaue Rechenschaft über
 apparatus criticus. Darnach standen dem Herausgeber von
 Handschriften der besseren Classe drei auf eine gemeinsame Quelle
 zeisende zur Verfügung: der Monacensis Gr. 157 (A) und
 unter sich wieder enger verwandten: Vindobonensis Gr. 59 (B)
 d Venetus Gr. 389 (V), alle drei zusammengefasst unter der
 einsamen Bezeichnung O. Merkwürdig ist, dass diese Manu-
 rpte den früheren Herausgebern, einem F. A. Wolf, Irmisch,
 Bekker nicht etwa unbekannt waren. Man kannte sie wohl, hat
 in ihren Wert der Vulgata gegenüber zu gering angeschlagen
 (wie Bekker) nur einen Vertreter der ganzen Classe zurathe
 ogen. Infolge dessen mussten sich natürlich in der Constituie-
 ng des Textes erhebliche Differenzen ergeben. Als Vertreter
 Vulgata hat Mendelssohn die Aldina v. J. 1503 (a), den Lei-
 ssis XXIII Gron. 88 (g) und den Laurentianus 70, 17 (l), mit
 einsamer Bezeichnung i, benutzt, endlich die classische Über-
 ung des Angelus Politianus, gedruckt im Jahre 1493 (P),
 eine Florentiner Handschrift vorgelegen zu haben scheint von
 Classe derjenigen, nach welcher die eben angeführte editio
 incepta gedruckt wurde. Vgl. praef. p. VII. In Bezug auf das
 gensertige Verhältnis dieser beiden Quellen der Überlieferung
 ert sich der Herausgeber a. a. O. p. XIII sq. folgendermaßen:
 tamen, ut lacunas in vices expletas mittamus, hoc fere inter O
 d P bonitatis discrimen, ut parvae si res agantur vetus lectio
 pe nova videatur melior, contra ubi maiores sint discrepan-

tiae, O generis scriptura plerumque sit sequenda sive integra integreniter immutata. Nach diesen Worten wird es in all den Fällen, deren nicht eben wenige sind, wo die von i gebotene Lesart ebenso gut möglich und zulässig ist, wie die durch O vertretene, dahingestellt bleiben müssen, wie denn der Schriftsteller erzählt hat: wenn es auch immerhin mehr Raison hat als den Grundsätzen einer methodischen Kritik entspricht, denn in anderen Fällen als zuverlässiger erkannten Quelle auch hier den Vorzug zu geben, ein Verfahren, das auch Mendelssohn eingeschlagen hat. Weiter kommen als Zeugen der Überlieferung zu betrachten die Fragmente des Joannes Antiochenus, erhalten in sogenannten excerpta de virtutibus ac vitiis und de moribus in einigen Artikeln des Suidas, in unserer Ausgabe abgedruckt in appendix (pp. 213—251) hinter dem einschlägigen Passus des Photius bibl. cod. 99. Allein der Gewinn, der aus der Herbeiziehung dieser Stücke für die Kritik Herodians resultiert, ist kein erheblicher. Quippe Joannes, bemerkt M. praef. p. XV., cum contraxisset fere prolixam Herodiani narrationem, tum omnino in contentum eorum illorum historia parum scite versatus und verweist zum Beweise dessen auf die Bonner Dissertation von A. Kuster 'de Jo. A. aetate fontibus auctoritate'. Zudem litt die Handschrift, nach welcher der im 7. Jahrhunderte lebende Autor des Excerptes machte, bereits an denselben Fehlern wie unsere beständigen Handschriften. Wir gewinnen daher daraus manche für die Geschichte des Textes, nicht viel jedoch für dessen Heilung. Um so mehr nimmt es mich wunder, dass M. einer Stelle, die nicht sehr lauterer Quelle zuliebe sich hat bestimmen lassen, nicht wenige, sonst unanfechtbare Stellen¹⁾ als interpoliert in Klammern zu setzen oder wenigstens in der adnotatione als verdächtig zu bezeichnen, während doch nach meinem Urtheile und Gefühle die Excerpte eines Chronisten, dem es um vollständige, lückenlose Wiedergabe des Originals nicht zu thun verkonnte und, wie der Vergleich lehrt, auch gar nicht zu thun vermochte, namentlich da nur ganz problematischen Wert haben können, es sich um die Einschränkung eines ganz besonders epigrammatischen Ausdrucks handelt, wie bei Herodian. In dieser Beziehung hätte es sich sehr empfohlen, die einschlägigen Stellen aus Joannes Antioch. gleich unter dem Texte drucken zu lassen, wie es beispielsweise in ähnlichem Falle Droysen in seiner Ausgabe des Eutropius gethan hat. So aber muss man für den Vergleich unbedingt eine zweite Ausgabe zur Hand nehmen.

Auch der weitere Versuch Mendelssohns, in einem Neapler Codex der 'Podwica' des Macarius Chrysocephalus eine bessere Textesquelle zu entdecken, ist leider misslungen.

¹⁾ Selbstverständlich gehört beispielsweise die Tilgung von *παρὸν* II 5, 4 nicht hierher, da die fraglichen Worte zugleich auch in O fehlen.

Nach diesen Vorbemerkungen komme ich zur Besprechung einzelner Stellen, ohne übrigens Anspruch auf Vollständigkeit bei Aufzählung dessen, was ich anders gewünscht hätte, zu erheben.

I 1, 5: ὧν οἱ μὲν ἐπιμηκεστέραν ἔσχον τὴν ἀρχήν, οἱ προσκαιρον τὴν δυναστείαν. Die beiden letzten Worte schuet M. als molesta. Wenn man sie streicht, so verletzt man ein bei Herodian wiederholt wahrnehmbares Streben nach gewissen, häufig noch durch das Homoioteleuton verstärkten Einheit und Symmetrie des Ausdruckes. Man vergleiche I 1, 1: μὲν ἡδὲ τῆς ἀκρόασις αὐτοὶ καρπώσονται, τὸ δ' ἀκριβὲς ἐξετάσις οὐκ ἐλεγχθήσεται. — 2, 2: οἱ τοῖς γένους μακρὰς διαδοχαῖς εὐπατρίδας, οἱ δὲ τοῖς πλοῦτον περιβολαῖς παροῖς. — 5, 3: τὴν μὲν γὰρ [προσηγορίαν] ἡγεῖτο φύσεως, τὴν δ' ἀρετῆς κοινωνίαν. (So liest M. mit Nauck.) — 6, 6: ἐλθεῖν οἵκαδε θριαμβεῖοντι τε καὶ δεσμῖον ἀπάγοντι αἰχμαλώτους βασιλεῖς τε καὶ σατραπᾶς βαρβάρους. Hier ist die von M. als „lästig“ empfundene Anwendung der Synonyma offenbar hervorgerufen durch die beiden nachstehenden Substantivbegriffe. — 7, 1: ὡς ἀπαλλαγεῖν μὲν τῆς πόλεως διατριβῆς, ἀπολαύσειαν δὲ τῆς ἐν Ῥώμῃ τριβῆς. — 8, 2: τῶν μὲν προσκτωμένων αἰὲ καταφρονήσει, τῶν δὲ παρόντων ἀπλήστῃ ἀντιποιήσει. — ib. 6: παρίσχεσθαι μὲν προγνωσθέντι ἄλῳναι, ἐκείνῳ δὲ προμαθόντι μάσασθαι. — II 10, 2: τὸ πιστὸν ἑμῶν καὶ πρὸς τε θεοῖς καὶ βασιμῶν, οὓς ὁμνυτε, πρὸς τε βασιλέας τίμιον, οὓς ἐσέσθε, δεδωλῶκατε. Der Relativsatz οὓς ὁμνυτε, don M. zu möchte, ist durch die correspondierenden Worte οὓς αἰδεῖσθε notwendig gefordert. Dasselbe lehrt ein Vergleich mit III 6, 3: οὓς θεοῖς αἰδεσθεῖς, οὓς πολλάκις ὤμοσεν, ὅτε τῶν τέρων καμάτων φεισάμενος, οὓς μετὰ τοσαύτης δόξης τε ἀρετῆς ὑπὲρ ἡμῶν ἐκάμετε. — III 1, 7: τὴν τέχνην τῶν ἀρχῶν κατασκευασάντων καὶ τὴν ἀρετὴν τῶν ἰσχυροτέρων. — 11, 8: ταῦτα ἀκούσας ὁ χιλιάρχος ἐξεπλάγη τὴν ψυχὴν, οὐκ ἔταράχθη δὲ τὴν γνώμην. — IV 14, 8: οἱ προτιέραν νίκην πιστώσεσθε, ὡς μὴ δόλῳ καὶ ἀπάτῃ κερδοποιήσαντες [ἡδίκησατε], ἀλλὰ δι' ὅπλων νικήσαντες κτήσατε. Wenn man hier A zuliebe mit M. das eingeklammerte Wort auswirft, ist die Symmetrie und das beliebte Homoioteleuton verwischt. — V 6, 4: Ἀἰβυες μὲν οὖν αὐτὴν Οὐρανίαν κοῦσι, Φοῖνικες δὲ Ἀστροάρεχην ὀνομάζουσι. — VI 3, 4: οἱ ἀνδρας γενναίους τε καὶ σώφρονας εἶχεσθαι μὲν ὑπάρχειν τὰ βέλτεστα, φέρειν δὲ τὰ προσπίπτοντα· τῶν μὲν γὰρ ἡδονῆς πραττομένων ἢ ἀπόλαισις γλυκεῖα, τῶν δ' ἐξ ἀρετῆς κατορθουμένων ἐνδοξος ἢ ἀνδρεία. — ib. 5: Ἀρτάβασης, ἀνὴρ Πέρσης, τὸν ἐαυτοῦ δεσπότην Ἀρτάβανον ἀποκτείνων τὴν τε ἀρχὴν ἐς Πέρσας μεταστήσας, ἀλλὰ καὶ τῶν

ἡμετέρων ὅπλων [καταθαρρήσας] καὶ τῆς Πρωμυῖς ἐκ
καταφρονήσας, πειράται κατατρέπειν κτλ. Auch hier würde
die Concinnität der einzelnen Glieder mit gleichem Ausgange, so
eine Participium auszuwerfen, wie M. mit Lauge gethan. Aber
einschlägige Stellen übergehe ich. — I 3, 5: τοιαύτος δὲ πονη-
ρίδος εἰκόνας ἵποτινόμενος ἐδεόσει τε καὶ ἡλπίσει.
Die Stelle wird ihre Richtigkeit haben. Wir haben, wenn wir
Seite unseres Werkes Belege bietet, die Verbindung *καταφρο-
νῆμα* vor uns. Wie gerne aber *ἐλπίς* und *ἐλπίζω* als *καταφρο-
νες voces mediae* gerade in *malam partem* verstanden werden, geht
nur hervor aus VIII 1, 6: ἡλπίζον δὲ καὶ ἐδεδοίκεσαν εὐχόμε-
νοι, auch aus II 1, 7: πάλαι μὲν φάναι, καὶ νῦν καὶ
τοῦτο τὸ τέλος τοῦ βίου εἶχον δι' ἐλπίδος und kurz darauf:
ὅθι μέλλετε: ἡμεῖς τε γὰρ δεύσετε τὸ κεκλινομένον, καὶ οἱ
πονηρὰς ἐλπίδος καὶ φόβου συνεχοῖς ἀπαλλάξονται, so
VIII 8, 2: ἀντιπάλους γὰρ ἔξεν ἡλπίζον, εἰ τι τοιμήσῃ.
Dass ἐκεῖσε in der späteren Oracität im Sinne von ἐκεῖ gemeint
wird, steht fest. Pape im Wörterb. s. v. verweist hiefür auf Lxxv
z. Phryn. p. 44. Bei Herodian schwanken die Handschriften hin-
sunde ich I 6, 6. II 2, 10. 10, 4. 6. III 1, 3. 4. 3. 1. 1.
IV 4, 4. 8, 3. 9, 4. 11, 8. VI 4, 3. VII 2, 5. 9, 6. 2. 1. 1.
gleiche Form hat M. gegen die Handschriften auch an folgenden
Stellen hergestellt I 6, 3. 5. II 9, 1. 11, 10, 8. 11, 3. IV 1, 1.
VI 3, 1. VII 7, 6. Sollten aber nicht beide Formen nebeneinander
bestehen können? Ich möchte es nicht in Abrede stellen. Con-
sequent hätte übrigens wohl auch I 11, 1 das vor *ἀφθίμην* *ἐπι-
στήσει* geändert werden müssen. — I, 6, 3: εἰδὲ ἡσυχίαν
ὄχνησας ἀκροπόλεως δύναμιν καὶ περιβολὴν σιγήσας
ἐπιθῆται τῇ ἀρχῇ. M. verdächtigt das Wort *περιβολή*, so
nicht zu billigen ist, wenn man ähnliche Verbindungen ein-
vergleiche heranzieht. So heißt es I 2, 2: πλοῖτοι περιβολῶν 2. 1.
αὐτὸς τε γὰρ ἐνταῦθα δύναμιν ἐπὶ σοὶ καὶ χεῖματα ὄφρα
III 11, 2: πλοῖτον τε περιβολή; 13, 4. πλοῖτόν τε καὶ δύναμιν.
Es hat darnach auch Stephanus an unserer Stelle *πλοῖτον* *τε*
περιβ. einzuschieben vorgeschlagen allein mir scheint auch dies un-
geboten, besonders mit Hinblick auf eine Stelle bei M. Ant.
Comm. XII 2: ὁ γὰρ μὴ τὰ περικείμενα κρεάδια ὄφρα, ἔσθαι
ἐσθῆτα, καὶ οἰκίαν, καὶ δόξαν, καὶ τὴν τοιαύτην περι-
βολὴν καὶ σκήνην θεωμενος, ἀσχολίσεται. Das *σκήνη* *τε*
scheint hienach auch absolut gebraucht worden zu sein. — I 11,
3: ἀλλὰ γάρ, ὥσπερ τινὸς [πονηρὰς καὶ] βασιλέως ἐντι-
μωροῦς αὐτοῦ τὸ ἔτι σῶφρον καὶ κόσμιον, σιμῶν
τοιοῦτον. Ich habe diese Stelle von den in erster Linie angeführten
getrennt, weil M. hier Joannes Antiochenus zuhelfe durch Ver-
scheidung der eingeklammerten Worte die Concinnität des Aus-
druckes, zufolge welcher je zwei Adjectiva einander gegenüber stehen
gestörthat. — I 12, 6: αἰσινιδίως, αὐτὸ προσδοκῶντος τὸν ἀν-

οἱ ἐπιφαίνονται ὠπλισμένοι. M. bemerkt zu den Worten οὐ πρ. γ. δ. fort. spuria. Er hatte sicher keinen Zweifel an deren Echtheit geäußert, wenn er II 5, 2: αἰφνιδίως τοίνυν, οἱ δ' αὖτος προσδοκῶντος, ἀλλὰ πάντων ἐν ἡσυχίᾳ διατρίβοντων κτλ. sich vor Augen gehalten hätte, oder VI 2, 3: πρὸς τὴν αἰφνιδίον καὶ παρ' ἐλπίδα κομισθεῖσαν ἀγγελίαν, endlich VII 4, 6: προσπεσόντες τε αἰφνιδίως οὐ προσδοκῶντα παύσαντες θορυβοῖσι. — I 13, 4: οὐδὲν μὲν τι εἰδὸτα τῶν ἀπ' ἡμετέρων, οἴόμενον δέ. Hier mit M. eine Lücke zu statuieren, ist kein Grund vorhanden. Man braucht nur οἴόμενον prägnant zu nehmen = ahnend, und der passendste Gegensatz zu εἰδὸτα ist vorhanden. — 15, 7: ὅπλα λαμβάνοντα στρατιωτικά ἢ Ῥωμαίων ὀρχῇ πρέποντα. Warum an ὀρχῇ denken? Heißt es doch auch 16, 4: μῆτε τὴν Ῥωμαίων ἀρχὴν καθυβρίσαι, um anderes nicht zu erwähnen. — II 7, 3: ἐς τε τὸν ἵπποδρομον, ὅπου μάλιστα τὸ πλῆθος σινιὸν ἐκκλησιάζει, τὸν Ἰουλιανὸν ἐβλαπτομένον. Hier erregt die Präposition ἐς Anstoß, weshalb M. hinter ἐκκλησιάζει einschieben wollte συνδραμόντες, was wenig Probabilität hat. Ist man nicht geneigt, den Einfluss der Attraction von Seite des darauffolgenden σινιὸν soweit auszudehnen, was wegen des οὐ nicht wohl angeht, so wird nichts übrig bleiben als hier einen Beleg zu finden für den Gebrauch von ἐς in der Bedeutung von ἐν, dessen erste Anläufe ja schon in die classische Zeit fallen. Belege bei Pape s. v. Eine analoge Verschiebung im Gebrauche der Präpositionen weisen ja auch folgende Stellen auf: IV 8, 2: παύσαντες τε ἐπὶ τὴν κεφαλὴν φέρον und V 2, 2: πᾶσα ἡ ἐπὶ Ῥωμαίους οἰκουμένη. — VI 2, 3: τὰ μὲν οὖν πρῶτα ἔδοξεν αὐτῷ κοινωσαμένῳ τοῖς φίλοις περισφίαν πέριψαι καὶ διὰ Ῥωμαίων κωλύσαι τὴν ὁρμὴν καὶ ἐλπίδα τοῦ βαρβάρου. Hier ist κωλύσαι zweifelhaft. In B und V fehlt die Stelle von dem Worte an, i bietet κωλύσαι, A λῦσαι. Mendelssohn denkt an καταλῦσαι unter Hinweis auf Thuc. II 89, 8. Sollte nicht καταλῦσαι das Ursprüngliche gewesen sein? III 11, 3 liest man mit V P g i: καὶ πῆσαι κολοῖεν τὸ ὑπερβάλλον τῆς ἀλαζονείας, während A B α κωλύειν bieten. Vergleichen ließe sich noch etwa VI 5, 9: συμβλίπτε γὰρ αὐτοῦ τὰς πρὸς ἀνδρείαν ὁρμὰς. — VI 9, 2: ἀποσπόμενοι παντὶ σθένει προσσπίσειν αὐτοῦ und VII 8, 11: ἐθέλειται τε ἐπὶ αὐτοῦ κινδυνεύσειν ἐπισχυροῦντο. In beiden Fällen haben die Handschriften den inf. praes., der ja auf Grund einer anderen Auffassung sowohl im Lateinischen als auch im Griechischen durch sichere Beispiele zu belegen ist. Ich bin also nicht überzeugt, dass Herodian das Fut. geschrieben haben müsse. An der zuletzt angeführten Stelle liest übrigens auch Bekker κινδυνεύειν.

Ein index nominum schließt die Ausgabe ab.

Von den Druckfehlern im Texte des Herodian ist nur einer noch S. 147, 27: ἐνδαιηθεῖσα statt ἐνδαιηθεῖσα. S. 21,

592 *Prammer, C. Julii Caesar. com. de bello Gall., ang. v. K. Zdp.*

25 f. sind die Endbuchstaben vertauscht. Sonst sind noch an einer ziemlichlichen Anzahl von Stellen Ziffern, Spiritus oder Accentzeichen abgesprungen.

Wien.

Rudolf Bitschofsky

C. Julii Caesaris commentarii de bello Gallico. Scholarum n. aus-
edit J. Prammer (Biblioth. script. Graec. et Roman. ed. et
J. Kvěkala et C. Schenkl).

Auf Grund des in den Ausgaben Dübners und Hollers gebotenen handschriftlichen Apparates hat Herr Prammer, dem gewiss jedermann den Beruf zu dieser Unternehmung zuerkennt, eine Schulausgabe des bellum Gallicum besorgt, welche nach des Ref. Überzeugung, die er sich durch eingehende Vergleichung gewonnen, den bisher besten und am meisten gebrauchten Textausgaben von Kraner und Dinter nicht nur ebenbürtig ist, sondern auch in großen und ganzen vorgezogen zu werden verdient. Neben den übrigen, schon hinlänglich gewürdigten Vorzügen der oben genannten Sammlung, neben einer Correctheit in Schreibung und Druck, welche kaum noch übertroffen werden kann, neben einer wohl-berechneten Interpunction, welche dem Bedürfnisse der Schule entgegenkommend, mehr das Zuwenig als das Zuviel scheut, kommt dem vorliegenden Buche in Hinsicht auf seinen nächsten Zweck, den einer Schulausgabe, noch folgender Umstand besonders zugute. Bekanntlich enthält unser bellum Gallicum, so wenig man es von Caesar erwartet, doch hie und da eine Unregelmäßigkeit, deren Besprechung in der Schule nicht umgangen werden kann, aber dem Unterrichtszwecke nicht sonderlich dient. Gar manche dieser Stellen haben in Prammers Ausgabe alles Anstößige verloren. Es ist, um nur einige wenige Beispiele anzuführen, für die Schule ein Gewinn, wenn VII, 56, 2 von timebat regelmäßig ne abhängt, anstatt, wie bei Dinter, ut (= dass), wenn II, 10, 4 congrete anstatt convenirent (Dinter und Kraner-Dittenberger), II, 29, 1 diversae legiones anstatt des der gewöhnlichen syntaktischen Regel widersprechenden diversis legionibus (Di. u. Kra-Ditt.) gelesen wird; I, 24, ein stark in Unordnung gerathenes Capitel, liest sich ganz glatt und entbehrt der störenden Klammern, welche nach des Ref. Ansicht nicht in eine Schulausgabe gehören und bei Prammer sich auch sonst nirgends finden. Einiges, was dem correcten Sprachgebrauch zuwiderläuft, ist allerdings noch geblieben. So hält Ref. das Plusquamperf. praefuerant in II, 6, 4 für unmöglich, Kraners Erklärungsversuch befriedigt nicht; und IV, 1, 9 wüsste Ref. nicht, wie er den Coniunct. bei quod, wo ein realer äußerer Grund angegeben wird, erklären sollte. Das von Heller aus Cicero herbeigezogene Beispiel beweist nichts, da in diesem sich der Coniunct. unschwer begründen lässt. Es ist fast zu verwundern, dass Herr Pr., dem nicht eine übertrieben conservativ

Abtug nachgesagt werden darf, nicht auch hier eingegriffen. Auch hinsichtlich der Interpunction möchte Ref. auf etwas aufmerksam machen. In indirecten Reden sind öfters, und zwar ist in Übereinstimmung mit den anderen Ausgaben Relativsätze dem Voraufgehenden durch ein Semikolon abgesondert, so B. I. 20, 3; II, 14, 6; II, 31, 6 u. ö. Dadurch erscheint das Relativum als die sogenannte relative Anknüpfung und der Satz der Geltung eines Hauptsatzes. Wie erklärt sich aber von der Conjunctiv? Dieser Modus beweist, dass der Lateiner die Sätze als Nebensätze gefühlt hat; Ref. möchte aber, zornal mit Rücksicht auf die Schule, Komma setzen. — Unkenswert ist es auch, dass der Herausgeber sich von der Photographie der codices gänzlich losgesagt und durchwegs anmutuch angeschlossen hat. Die sehr nette Karte von Gallien ist eine wertvolle Beigabe; die kurzgefassten Argumente und die chronologische Tafel werden fleißigen Schülern willkommen sein.

Soviel über das Werk als Schulausgabe. Es versteht sich selbst, dass Hr. Pr. alle seine kritischen Entscheidungen, die er gesagt, nicht selten der Schule zugute kommen, nur auf Grund wissenschaftlicher Überzeugung getroffen hat; und da er den Text selbständig und mit sorgfältiger Benützung der einschlägigen Literatur gestaltet hat, so verdient seine Ausgabe vollaufmerksamkeit beachtenswerte Erscheinung auf dem Gebiete der Caesarkritik angenommen zu werden. Soll nun aber die Frage beantwortet werden, ob das von Prummer recensierte bellum Gallicum dem Alter wirklich um einen Schritt näher gekommen ist, so vermag Ref. nicht, sich mit derselben Entschiedenheit, wie oben, auszusprechen. Derselbe kann sich nämlich der Ansicht nicht verwehren, dass die seit wenigen Decennien emsig betriebene Caesaristik ihre vielen und schönen Erfolge durch Außerachtlassung der nöthigen Vorsicht beeinträchtigt. Es darf zwar Herr Prummer Verdienst angerechnet werden, dass er eine Menge der von Schaber, Hug, Koch, Krafft, Kvicala u. s. w. vorgeschlagenen Änderungen oder Streichungen des überlieferten Wortlautes ganz ablehnt, oder, wenn er ihnen auch theilweise zustimmt, dennoch doch keine Folge gegeben hat; aber es erscheinen trotzdem in seiner Ausgabe Emendationen, denen eine ausreichende Begründung nicht zugesprochen werden kann.

Es können hier nur ganz wenige besprochen werden. Gleich im ersten Capitel §. 3 hat Hr. Pr. selbst eorum una in ea abändert. Freilich wäre das letztere stilistisch besser; aber ist es nicht die Gefahr augenscheinlich, dass nicht die Überlieferung, sondern Caesar selbst verbessert werde? Zudem ist Prummers Erklärung, wie ea in eorum una übergegangen sei, nicht recht klar. — In I, 3, 2 ist das zweimalige ad eas res conficiendas allerdings auffallend. Aber diejenigen Herausgeber, welche, wie den Satz ad eas res conficiendas Orgetorix deligitur einfach

streichen, scheinen zu übersehen, dass das folgende *sibi* mit dem Satz steht und fällt: in dem überlieferten Texte hat es keinen guten Sinn, nach der Streichung ist es stilistisch anstößig, jedenfalls überflüssig. Für denjenigen, welcher hier einen Heilungsvorschlag anstellen zu müssen glaubt, ist *sibi* ein deutlicher Hinweis: der Gedanke, dass dem Orgetorix die oberste Leitung der Auswanderungsangelegenheiten übertragen wurde, darf nicht fallen gelassen werden. — Noch weniger einverstanden kann sich Heller erklären, wenn II, 28, 1 — also im Anfange des Capitels — *hac pugna nuntiata* gestrichen wird und zwar aus keinem andern Grunde, als weil später — aber erst im folgenden Capitel — dieselben Worte wiederkehren. — II 30, 1, so wie auch Pr. für Frigells Emendation *passuum* entscheidet. Von der Richtigkeit der Behauptung Hellers, dass eine Contavallationslinie von 15.000 Schritten unglaublich ist, kann sich jeder leicht überzeugen; man nehme nur auf dem Götterstein-Kärtchen die Breite des *acclivis aditus* in den Zirkel und ersehe, welch ungeheurer Raum durch 375maliges Aufsteigen dieser Zirkelöffnung umspannt werden könnte. Einen solchen Umschließungswall muss doch auch der Laie als unmöglich bezeichnen dürfen. Zugleich zeigt die Karte, dass eine fünfmal kleinere, also in Fuß angegebene Dimension dem Terrain ziemlich entsprechen würde. Man ist aber gerade *pedum* die überlieferte Lesart. Die gegen die Überlieferung geltend gemachten Bedenken können unter diesen Umständen unmöglich aufkommen (Verlegt man die Aduatuckerstadt auf den Berg bei Namur, so ist die in Schritten angegebene Ausdehnung noch weniger denkbar). — IV, 22, 3 hat Pr. Kochs Conjectur *constratis* (anstatt *contractis*) angenommen, eine jener Conjecturen, welche, je sinnvoller erfunden, um so gefährlicher für den Kritiker sind und abgelehnt werden müssen, weil ein Grund zur Abänderung nicht vorliegt. Nichts ist natürlicher, als dass Caesar hier das Zusammenziehen der Schiffe nachdrücklich betont. Die Schiffe mussten aus den verschiedensten Küstenpunkten in einem Hafen vereinigt werden; das war aber eine schwierige Sache, was aus dem Umstande erhellt, dass 18 Schiffe zu Caesars Verdruss und Schaden gar nicht hereingebracht werden konnten. Die Synonyma *coerre* und *contrahere* lassen sich bekanntlich noch leichter aneinanderhalten, als I, 16, 4 *conferre* und *comportare*. Die von Koch vorgeschlagene Veränderung ist allerdings den Buchstaben nach leicht, in der Sache aber gewagt, weil es, wie Heller richtig zu behaupten scheint, sehr unwahrscheinlich ist, dass Schiffe zum Zwecke des Transportes mit einem Verdecke versehen wurden (Hellers übrige Beweisführung zu Gunsten der Überlieferung ist freilich nicht stichhältig.) Auch hat die Conjectur einen andern Haken: da nämlich ein Theil der Schiffe für die Überfahrt eigens angefertigt wurde, so würde in Bezug auf diese

dem Schriftsteller ein Hysteronproteron zugemuthet, weil die Schiffe gewiss gleich bei ihrer Erbauung mit dem Verdecke versehen und dann erst zusammengezogen worden waren.

Bei dieser Gelegenheit erlaubt sich Ref. einen kleinen Beitrag zur Interpretation von 29, 2 zu geben. Hier finden bekanntlich die Erklärer einen Widerspruch mit 22, 3; ich glaube aber beweisen zu können, dass derselbe nicht so arg ist, dass man, wie z. B. Vielhaber und Dittenberger, an ein Verderbnis denken sollte. Wenn man sich fragt, warum Caesar den ohnehin bekannten Umstand, dass er theilweise auch mit Kriegsschiffen den Transport besorgt hatte, ausdrücklich anführt, so sieht man, dass der Satz quibus exercitum transportandum curaverat in causalem Zusammenhang mit dem folgenden, mit que angeknüpften Satze steht; der Sinn ist: „die Kriegsschiffe, welche Caesar (von vornherein nicht zu ihrem eigentlichen Zwecke, für einen Seekampf, sondern eben nur) zum Transporte bestimmt hatte und daher (que) auf trockene Land hatte ziehen lassen“. Da nun also der Ton auf transportandum liegt, so lässt es sich begreifen, dass Caesar als Object zu transportare nur allgemein exercitum angab: ein eigentlicher Widerspruch ist es, so betrachtet, nicht, weil ja die Legaten, die Präfecten, der Quästor, welche sich auf den Kriegsschiffen befanden, auch zum Heere gehörten. — In III, 12, 1 hat Heller die überlieferte Leseart quod bis accedit semper horam XII spatio recht glaublich gemacht. Wenn man aber auch trotzdem zu zweifeln berechtigt ist, so hat doch die von Prummer angenommene Conjectur Hugs quod is accedit genug Merkmale an sich, dass sie das Richtige nicht trifft. Denn erstens muss jeder annehmen, dass hier der Relativsatz passender ist, als ein Causalsatz; zweitens ist dort, wo von Ebbe und Flut die Rede ist, der Begriff zweimal sehr nahe liegend und sollte daher nicht bestritten werden; drittens wäre es von Caesar unglücklich stilisiert, wenn er von der andringenden Flut zuerst den kräftigen Ausdruck incitavisset und sofort, nachdem nur die beiden Wörtchen quod dazwischen getreten sind, das matte accedit gebraucht hätte. So sehr man anerkennen muss, dass die methodische Ermittlung des Sprachgebrauches auch bei Caesar manchen schönen Sieg gegen die Handschriften errungen hat, so geht doch die Methode hierunter fehl. So hat Madvig an zwei Stellen adici in adigi corrigirt, weil Caesar sonst überall telum mit adigere verbindet. So hat aber Madvig III, 13, 8 adiciebantur übersehen, wo die Conjectur zwei Buchstaben treffen müsste. Da also die Redensart cum adicere durch drei Stellen handschriftlich beglaubigt ist, so ist es gewiss nicht an, dieselbe dem Caesar abzusprechen. — In II, 6, 3 ist die Änderung des Überlieferten succedunt in succedunt eine leichte und kann wohl gebilligt werden; aber auf die Beobachtung hin, dass sonst bei Caesar succedere nicht den causativ habe, portas zu streichen, ist zu gewagt, da sich ja

bei unserem Schriftsteller auch anderweitig vereinzelte Conjecturen finden (z. B. simul = simulatque), welche bisher noch unangefochten geblieben sind. — Schade, dass Hr. Pr., der sich wie gezeigt, Verbesserungsvorschlägen gegenüber nicht sparsam Meisers schöne Conjectur zu I, 26, 3 inter carros rotasque (anstatt rotasque) abgelehnt hat. Gerade diese Conjectur ist Ref. in hohem Grade berücksichtigungswürdig. Sind unter rotas die Räder verschiedener Wagen gemeint, so ist dieses Wort unter carros überflüssig; sind Räder desselben Wagens gemeint, so müsste man sich die Gallier theilweise unter den Wagen denken, was doch ungereimt wäre.¹⁾ Die Conjectur wird auch durch I, 51, 2 rediis et carris unterstützt.

Was nun die Art und Weise betrifft, wie Herr Pr. aus den vorliegenden Varianten die Schreibung des Archetypus ermittelt, so bot es dem Ref. Interesse und Gewinn, dem sorgsamem, zehrfangenen und consequenten Vorschreiten des Forschers zuzusehen. Ich erlaube mir, nur auf wenig aufmerksam zu machen, so, bei der nächsten Ausgabe vielleicht Berücksichtigung verdienend.

Herr Pr. bringt die Ansicht zur Geltung, dass nicht unter lauter perfecta auf einmal ein praes. hist., oder unter lauter praesentia vereinzelt ein perfectum stehen könne. So hat er VII, 4, 8 (imperfectum) VII, 67, 2 consistit, VII, 88, 3 vertunt der schlechteren Handschriften-classe entnommen; ja er hat II, 27, 2 und VI, 9, 8 die Schreibung des archetypus geändert, an der ersteren Stelle in paruerint (aus pugnans), an der letzteren in accipit (aus accepit). Kann man nun dies alles nur billigen, so hätte der Herr Herausgeber auch I, 46, 2 nach den interpolierten Büchern ferre (aus VII, 71, 8 ebenfalls nach dieser Classe, welche doch im 7. Buch kaum mehr geringere Autorität besitzt, als die der sogenannten integri, recipit schreiben müssen; denn constituit, distribuit instituit sind zweifelsohne ebenfalls als praesentia anzusehen, wo für constituit durch paruerint bewiesen wird. (Heller hat dies übersehen.) — Die folgenden Stellen erlaubt sich Ref. noch zu besprechen, um den Ausführungen Hellers, denen Pr. Folge gegeben hat, entgegenzutreten. Die Autorität jenes vorzüglichen Caesarforschers ist zu groß, als dass er nicht dort, wo er im Unrechte zu sein scheint, eine Widerlegung verdiente. VI, 51, 1 ist ab hominibus inhaltslos und überflüssig; dagegen gibt es ebenfalls von guten Handschriften gebotene ab omnibus guten. Es will natürlich nicht gesagt sein, dass Basilus überhaupt nie allein gesehen wurde, sondern: er wurde von allen (die ihn überhaupt sahen) früher gesehen, bevor noch eine Kunde von ihm angelangt war, also niemand hatte, bevor er plötzlich erschien.

¹⁾ Obiges Argument stammt vom Ref., Meiser selbst gibt es dem Zusammenhange entnommenen Grund an; s. Neue Jahrbuch 1874, p. 273.

seiner Annäherung Kunde erhalten. — In dem folgenden Paragraphen desselben Cap. hat Pr., wie Dinter und Kraner mit Zustimmung Heiters: *sed hoc quoque factum est* nach den integrierten interpol. fehlt *quoque*). Diese Leseart kann nicht richtig sein, weil so der Schlusssatz des Capitels *Sic — fortuna valuit* des Zusammenhanges beraubt ist, da ja in dem ganzen vorausgehenden Paragraphen von *sed hoc (Ablat.) quoque factum est* an vom Walten der fortuna keine Rede ist. Lässt man mit den Hauptvertretern interpolierten *Classis quoque* weg, oder schreibt man, wie Dinter, nach dem And. u. Ox. *sed hoc (Nomin.) eo factum est*, so erhält man folgende gut zusammenhängende Gedankenreihe: „Ambiorix ist durch das Walten des Zufalls beinahe gefangen worden. Aber dieses (Walten des Zufalls, so auffallend es auch war) ist durch die eigenthümliche Lage der gallischen Häuser ermöglicht worden, also hat hier der Zufall den Ausschlag gegeben.“ Man verdeutlicht sich nur den Sinn des Schlusssatzes selbst. Warum kam Ambiorix in Gefahr? Offenbar, weil Basilus wegen der versteckten Lage des Hauses unbemerkt bis in dessen nächste Nähe herankommen konnte. Damit ist der Beweis erbracht, dass die im vorausgehenden beschriebene Lage der gallischen Häuser von der als dasjenige dargestellt wird, was dem Zufalle (Glücke) die Schuld hat (was Heller gegen Dübner leugnete). Von Zufall redet hier Caesar deswegen, weil Basilus, als er gegen Ambiorix auszog, die Lage der Häuser und die dadurch bedingte Möglichkeit, der Person des Ambiorix ohne besonderen Kampf habhaft zu werden, nicht in Rechnung gezogen hatte, und weil dann Ambiorix, als er die Übermacht des Feindes auf dem Nacken hatte und unter gewöhnlichen Umständen sich nicht mehr hätte retten können, noch wegen eben dieser Lage seines Hauses gegen Erwartung kam. — Nachdem Herr Pr. aus der Übereinstimmung eines Theiles der lacun. mit den interpol. in VI, 18, 2 gewiss richtig *mensium* festgestellt hat, so dürfte man, selbst wenn in I, 5, 3 *mensum* als Ableitung des archetypus feststände, doch noch Zweifel hegen, da dieser genug Schreibfehler hatte (ich erinnere nur an *redicbat* II, 8, 4). Nun aber bietet die zweite Handschriftenklasse an der betreffenden Stelle *mensium*. Wenn man also von vornherein von Caesar die Consistenz erwartet, so hat diese in dem vorliegenden Falle auch die diplomatische Wahrscheinlichkeit für sich. — Von demselben Standpunkte aus dürfte es nicht schwer sein, in II, 16, 2 zu entscheiden, ob *Atrebatibus* oder *Atrebatibus* das richtige sei. Es ist anzunehmen, dass Caesar auch in der formellen Behandlung der Wörter dieselbe Entschiedenheit und Bestimmtheit angewendet hat, welche seinen Stil so sehr auszeichnet. Dazu kommt noch, dass sich Caesar gerade auf seinen Feldzügen in Gallien mit Studien über die Analogie beschäftigte. Als er daher die gallischen Namen in seiner Sprache niederzuschreiben hatte, so setzte er sich gewiss jedesmal fest, nach welcher Analogie er jeden

derselben behandeln solle. Es ist daher in hohem Grade unwahrscheinlich, dass er sonst überall *Atrobates*, *Atrebatum*. Aber an einer Stelle (II, 16, 2) *Atrebatis* (Abl.) geschrieben haben sollte. Nun ist aber dies nicht einmal unzweifelhaft die Schreibung des archetypus, da die interpolati *Atrebatibus* bieten. Nach der Ref. Überzeugung hätte daher Pr. den letzteren folgen sollen. — Praumers Ausgabe unterscheidet zwischen dem Aeduer *Deviciacus* und dem Belgier *Deviciacus*. Der letztere wird ein einziges Mal genannt, und zwar von den Handschriften allerdings in einer Form. Aber ist es nicht so viel wie gewiss, dass wir es hier mit einem und demselben gallischen Namen zu thun haben? Die *codices* können hier nicht den Ausschlag geben, weil sie auch den Aeduer mehrmals *Deviciacus* nennen. (Wollte man neben *Deviciacus* auch andere *Calcul* gelten lassen, so käme man dabei unserm Caesar Formen wie *rediebat*, *mensuum*, *au* (= *opus* (= *post*)) aufzubürden. Formen, welche thatsächlich in der Ausgabe Holders zu lesen sind!)

Belanglose Versehen sind es, wenn I, 16, 3 *minus* so gedruckt erscheint, anstatt des überlieferten *uti minus*; I, 22, 1 *renuntiassse* anstatt *renuntiavisse*; II, 31, 2 *quia* anstatt *quod*; III, 20, 1 *existimanda* anstatt *aestimanda*. IV, 2, 2 wurde schon von Nipperdey entfernt; III, 1, 6 ist ad hiemandum erst von Krafft versetzt worden, sondern steht an der ihm veranlassenen Stelle schon im alten Oudendorp.

Mit welchem Fleiße der Druck besorgt ist, zeigt der Umstand, dass Referent den einzigen, unbedeutenden Druckfehler dieser *rantatque* auffinden konnte.

Graz.

K. Zelger

M. Tulli orationes selectae XIV. Editio vicesima prima emendatior, quam post edd. Ernestii, Seyfferti, Ecksteinii curant Otto Heine. Halis 1833, sumptibus librariae orphanotrophiae.

Der um Cicero bereits mehrfach verdiente Verfasser hat in vier Bändchen die Reden: pro S. Roscio Amerino, p. M. Manilia (I. Bd.), oratt. Catilinae IV, p. A. Licinio Archia p. L. Murena (II. Bd.), p. T. Annio Milone, p. P. Sestio, p. Ligario, p. rege Deiotaro (III. Bd.), acc. in Verrem I. IV, Philippica II. (IV. Bd.) neu ediert. Den Text begleiten kritische Anmerkungen, die, ohne auf Vollständigkeit Anspruch zu machen, an kritisch schwierigen Stellen das Wissenswerthe, sowohl an die Lesarten der *codd.* als auch was die Emendationsversuche der Gelehrten betrifft, enthalten und an solchen Stellen erscheint einschlägige Literatur, auch verstreute Notizen in gelehrten Handschriften, meist umsichtig benützt. Was das kritische Verfahren Heines anbelangt, so steht derselbe gewissen positiven Ergebnissen der Wissenschaft mit Recht nicht ablehnend gegen-

und die Abweichungen von der Textgestaltung bei dem gleichfalls ziemlich conservativen neueren Herausg. W. Müller ganz beträchtlich. Im allgemeinen erscheint der Text zugrunde gelegt. Heine selbst ist in diesen mit einer ganz bescheidenen Anzahl von Conjecturen, was daraus hervorgehen mag, dass er selbst in einer verderbten Rede wie pro Murena nur fünf Änderungsbringt. Zur Beleuchtung seines kritischen Verfahrens sprechung folgender Stellen dienen:

Catil. I. §. 33. *Tum tu*, Juppiter, qui isdem, quibus aspiciis a Romulo es constitutus. . . . hunc et huius aris ceterisque templis, a tectis urbis ac moenibus. . . . vermuthet H. für *tum tu*, das die besten codd. fero, der Lesart zweier codd. Lagom. folgend. Mit er gäbe *tu* vero einen ganz passenden Sinn, aber das ein Grund sein können, um von der besseren Überzuweichen, die nicht minder passend und verständlich ausgehenden ruft Cicero dem Catilina zu: „Verlass die dich in deinen ruchlosen Krieg!“ Hieran schließt esend: *tum* (scil. cum ille ad impium bellum pro-*tu*, Iupp., hunc et h. s. arcebis, „wenn er als offener erklärt haben wird, dann mögest Du, o J., ihn von erhalten!“ Dass von den beiden Worten „*tum tu*“ das andere leicht wegfallen konnte, begreift sich leicht, nach Ausfall des *tum*, da es nunmehr an einer Verikel gebrach, nach einer solchen gesucht und schließ-
einigen codd. eingesetzt wurde. — In Catil. II. §. 19. warnt jenes alterum genus der Genossen des Catilina, sagt, aus verschuldeten Leuten bestehe, die aus einem rerung ihrer Lage erhoffen. Er stellt ihnen die Erfolg-
Beginnens vor Augen, denn zunächst wache er
Staat, deinde magnos animos esse in bonis viris,
concordiam, maximam multitudinem, magnas praeterea
im. So die Handschrift. Mit Recht haben mehrere
an den Worten maximam multitudinem Anstoß ge-
en während zu magnam concordiam aus dem Voraus-
ph leicht ergänzt: in bonis viris, müsste zu maximam
it werden: bonorum virorum, eine kaum erträgliche
a und Eberhard haben daher die Worte als Glossem
a; indessen möchte schwer zu sagen sein, auf welche
die Worte in den Text gelangt wären. Heine schlägt
mnam concordiam in multitudine. Offenbar kann hier
in H. nicht, wie es auf den ersten Blick scheint,
ksamenge verstanden werden; denn dadurch würde von
bar vorher genannten boni viri die multitudo in einer
adezu verletzenden Weise gesondert und getrennt.
mehr der Sinn der Worte nur sein: „Bei ihrer

großen Zahl ist auch ihre Eintracht groß, wie ja *vis* auch in einer ungefähr concessiven Bedeutung angewendet erscheint. Fassen wir nun die Worte so, so erscheinen die Schwierigkeiten der Stelle meines Erachtens beseitigt. Sowohl der Sinn selbst als auch das Entstehen der Glosse *maxima* ließe sich vielleicht erklären. Um nämlich zu verhindern, dass die Worte in *multitudine* auf die Volksmenge, den großen Haufen bezogen werden dürfte ein Erklärer *maxima* darüber geschrieben haben, wozu die Glosse dann, da in vor m leicht ausfiel, zur Corruptel Anlass gab.

Recht ansprechend ist auch eine Änderung: Catil. III § 18

wo Heine schreibt: *patefactis indicia, <convictus> confessionibus suis*. Gewiss konnte *convictus* vor *confessionibus* leicht ausfallen.

Jedenfalls befriedigt dieser Vorschlag mehr als die übrigen Änderungsversuche an dieser Stelle. — P. Archia p. §. 5, schreibt B

für das Überlieferte: *sed etiam hoc non solum ingenui ac moderati et q. s.: sed erat hoc et q. s.* Doch entspricht eine

starke Adversativpartikel hier schwerlich dem Sinne, vielmehr

erwarten wir eine anreihende, den Gedanken fortsetzende Con-

junction; am passendsten erscheint iam: *erat iam hoc* usw. (Halm)

P. Murena §. 20 *omnia ista nobis studia de manibus excutuntur*

simulacque aliqui motus novus bellicum canere coepit. — Halm

glaubt in den Worten *aliqui motus novus* ein Glossem zu erkennen.

Halm hatte dieselben in *'aliquo motu novo'* geändert. Doch müßte

an den überlieferten Worten schwerlich irgend etwas zu ändern

sein. Sollte es denn wirklich, zumal da auch der Hauptsatz *'studia*

de manibus excutuntur' in Tropen sich bewegt, als ein ganz

kühner Tropus erscheinen, zu sagen: »All diese friedlichen Studien

entsinken unseren Händen, sobald irgend ein Aufruhr oder

Kriegstrompete ertönt? Das hieße doch, meine ich, dem Schmei-

steller gar zu sehr die Flügel statzen, wollte man diese je-

falls sehr lebendige und wirksame Wendung als zu kühn abweisen.

— Ibid. §. 49 (*animadvertent*) Catilivam... *inflatum cum*

militum, tam collegae mei... *promissis, q. circumfluentem*

Arretinorum et Faesulanorum exercitu... Diese hands-

chriftliche Lesart: *spe militum* wird mit Recht von der Mehrzahl

der Herausgeber beanstandet. Heine meint dieselbe zu verbessern,

indem er *ope militum* dafür schreibt, wobei hinter *militum* wahr-

scheinlich noch *Sullanorum* ausgefallen sei, und verweist hierfür

dieser *milites Sullani* auf Sallust Catil. c. 16, Cicero in Catil. II

§. 20. Doch scheint diese Änderung mir kaum haltbar. Denn

eben diesen Veteranen Sullas ist ja in den unmittelbar folgenden

Worten als von einer Hauptstütze der catilinarischen Bewegung

die Rede; vgl. *circumfluentem colonorum Arretinorum et Faesulanorum*

exercitu. Es würde also durch die Conjectur Heines die

durch nichts gerechtfertigte und kaum erträgliche Textform

die Stelle hineingetragen. Von anderen Besserungsversuchen

noch der Halmesche genannt: *inflatum cum spe consensu*

von Halm bemerkt: 'Bei den starken Verwechslungen, welche in dieser Rede vorkommen, ist es wohl denkbar, dass die unpassende Lesart *militum* aus der Abkürzung *cons. tum* (*collegae mei... promissis*) oder *con. tum* entstanden sei'. Dem Sinne der Stelle wäre diese Conjectur ohne Zweifel angemessen. — Ibid. §. 64. Cicero hält dem Cato seine allzuschroffe Unbeugsamkeit vor, die fast an Härte grenze, und sagt: *quod atrociter in senatu dixisti* (dass er den Murena belangen werde) *aut non dixisses aut seposuisses aut mitiorem in partem interpretarere*. Die Corruptel *seposuisses* wird von den meisten Herausgebern auf dieselbe Weise zu beseitigen gesucht, dergestalt dass in 'se' die ursprüngliche Conditionalpartikel 'si' erkannt wird. Halm schreibt — und das wäre dann allerdings kaum eine Änderung zu nennen — *si posuisses*; doch ist dieses Verbum gar zu matt und farblos, um an der Stelle passend zu erscheinen. Heine vermuthet: *si promississes*, wenn Du angekündigt, in Aussicht gestellt hättest', was einen ganz guten Sinn gäbe und auch in paläographischer Hinsicht, zumal in dieser Rede, nicht allzugroßen Bedenken begegnen dürfte. Nichts muss bei allen diesen Änderungsversuchen das in den Handschriften vor *mitiorem* stehende *aut* wegfallen, welches, nachdem einmal die Conditionalpartikel *si* verdunkelt worden war, eingeschoben wurde, um jenes *seposuisses* mit dem folgenden zu verbinden. — Ibid. §. 71. Gegen Cato, der dem Murena die große Menge der *sectatores*, die ihm während seiner Amtsbewerbung beständig das Geleite gaben, zum Vorwurf gemacht hatte, bemerkt Cicero, man solle doch diesen *homines tenues* oder *amici tenuiores*, wie er sie nennt, ihre übertriebene Dienstbefissenheit nicht verwerfen: *homines tenues nunquam habent in nostrum ordinem aut promerendi aut referendi beneficii locum, hanc in nostris petitionibus operam atque adsecutionem*. Einige Zeilen weiter heißt es nun: *sine eos, qui omnia a nobis sperant, habere ipsos quoque absurdum, quod nobis tribuere possint. Si nihil erit praeter ipsorum suffragium, tenue est; si ut suffragantur, nihil valent gratia*; so die *codd.* Dass die Lesart *si ut suffragantur* ganz sinnlos ist, liegt auf der Hand. Heine schlägt vor: *si autem suffragantur*, nihil v. g. Doch lehrt eine Prüfung des Gedankenzusammenhanges, dass diese Änderung nicht richtig sein könne. Zum besseren Verständnisse dessen, was hier über den geringen Wert der Abstimmung der *homines tenues* gesagt wird, möchte es nicht unpassend sein, auf eine andere Stelle dieser Rede zu verweisen, wo der Redner die hohe Bedeutung der Abstimmung der Soldaten hervorhebt, die einem Candidaten, unter dem sie mit Ruhm und Erfolg gekämpft, ihre Stimme geben: §. 38 heißt es: *voluntas militum? quae cum per se valet multitudine, cum apud suos gratia, tum vero in consule declarando multum etiam apud universum populum Romanum auctoritatis habet suffragatio militaris*. Den geraden Gegen-

Leute nur einen ganz geringen Wert; denn ob
ihren Candidaten stimmen, — nihil valent gratis,
nicht, wie jene abstimmenden Krieger, andere durch
mit sich fortzureißen. So ist der Gedankenzusammenhang
und logischer; es kann eben an den Satz: 'si nihil
ipsorum suffragium, tenue est', das folgende nur in
einer Begründung oder Erklärung sich
anwenden. Wenn solche Leute dem Candidaten bloß durch
bei der Wahl nützen wollten, so wäre das zu wenig;
sie auch für ihn stimmen, sie haben kein Ansehen, kein

Dieser, wie mir scheint, durchaus zwingend
entspricht aber Heines Conjectur: si autem suffragium
Weise und ich gestehe offen, den Sinn dieses autem
zu verstehen. Ich möchte daher mit ganz geringer
von der Überlieferung vorschlagen: qui ut suffragium
valent gratis; durch qui = si enim würden die Worte
der Weise als ein begründender oder erklärender Zusatz
Vorausgehenden verbunden¹⁾. — Pro Milone §. 66
die codd.: omnia falsa atque insidiose ficta comperimus
tamen si metuitur etiam nunc Milo. Hier setzt nun
folgend, nach sunt eine starke Interpunction und so
cur tamen metuitur etiam nunc Milo? Doch da das
der codd. nach tamen unter allen Umständen beseitigt
muss und ja auch von Heine thatsächlich beseitigt
wohl unnöthig, noch weiter von der Überlieferung ab
denn cum tamen findet sich in ganz ähnlicher Weise
deutung während dennoch, und dennoch, einen nach
Gegensatz einleitend, auch sonst bei Cicero und andern
stellen, vgl. Verr. V. §. 74 sit gemitus omnium et

am tu tamen nocte socia per tegulas demitterere, vgl. Halm z. d. St.
 — Pro Sestio §. 6 wird von P. Sestius gesagt: duobus his
 gravissimis antiquitatis viris sic probatus fuit, ut utrique eorum
 et carus maxime et iucundus esset. Statt der verderbten Worte
 gravissimis antiquitatis schreibt Heine: gravitatis antiquissimae.
 Ich möchte hier aus paläographischen Gründen die Conjectur
 Mommsens vorziehen sein: gravissimis (summae) antiquitatis
 viris, die mit Recht auch von Halm in den Text aufgenommen
 worden ist. — In Verrem l. IV §. 144. Cicero spricht von dem
 obenden Zeugnisse, das sich Verrus von den Syrakusanern zu
 verschaffen gewusst habe, und nachdem er die Entstehung jener
 laudatio gebührend beleuchtet, behauptet er, es sei jenem Acten-
 stücke vom Senate der Syrakusaner absichtlich eine solche Form
 gegeben worden, dass es einer irrisio des Verrus ähnlicher sei
 als einer laudatio. Die beste Handschrift bietet nun folgendes:
 atque etiam hoc me docent, eius modi S. C. fecisse laudationis,
 ut omnes intellegere possent, non laudationem, sed potius irri-
 monem esse illam. Heine streicht laudationis und setzt, da das
 Subject des Infinitivus 'fecisse', wie er mit Recht bemerkt, nicht
 weiter werden kann, 'se' nach fecisse (fecisse se). Doch möchte
 ich mich hier eher dem Vorschlag Eberhards anschließen, der
 auf minder gewaltsame Weise, nämlich ohne jene kaum recht zu
 begründende Streichung des sonst ganz passenden Wortes 'lau-
 dationis', die Schwierigkeiten zu beseitigen sucht, indem er vor-
 schlägt: hoc me docent, eiusmodi se fecisse laudationem et q. s.
 Es liegt auf der Hand, dass aus SE, zumal an dieser Stelle, wo
 vom senatus der Syrakusaner und einem senatus consultum des-
 selben wiederholt gesprochen wird, vgl. §. 142 sq., gar leicht
 durch einen Irrthum des Abschreibers die Abbraviatur S. C. ent-
 stehen konnte. War dies aber einmal geschehen, so war die noth-
 wendige Folge, dass auch statt laudationem geschrieben wurde
 laudationis wegen der vermeintlichen Abhängigkeit dieses Wortes
 von S. C. Die Wendung, dass eine laudatio beschlossen worden
 sei, die gar keine laudatio, sondern eine irrisio sei, wirkt fast mit
 der Kraft eines Oxymoron, und schon deshalb empfiehlt es sich
 nicht, jenes laudationis (resp. -nem) mit Heine zu streichen. Das
 Angeführte möge zur Charakterisierung des Verfahrens Heines
 genügen. Auch die äußere Ausstattung der Ausgabe ist eine sehr
 sorgfältige; der Druck, auch der Noten, leicht leserlich und
 gefällig. Von Druckfehlern sind dem Ref. nur wenige aufgefallen.
 so pag 117 n. 5 soll es heißen *facit*, nicht *favit*, pag. 126
 Z. 13 von oben ist die störende Interpunction nach *de* zu be-
 streichen, p. 265 n. 2 soll es heißen: *praenomen*, nicht *pronomen*.

Cornelii Nepotis liber de excellentibus ducibus exterarum gentium in usum scholarum dispositus et emendatus ex Iustino, Curtio, Frontino aliisque scriptoribus Romanis suppletus et Curtii Nepotii historiae Alexandri Magni in brevioris narrationem coactae. Edidit Dr. J. Lattmann. 7. verbesserte Auflage. Göttingen 1883. Vandenhoeck & Ruprecht. 224 + VIII SS. 2 M.

Anmerkungen für die Preparation und für den Unterricht in Cornelii Nepotis liber etc. Edidit J. Lattmann. Göttingen 1883. Vandenhoeck & Ruprecht. 29 SS. 40 Pf.

Dieser von Lattmanns lateinischem Lesebuche für Sexta und Untertertia abgesonderte zweite Theil ist für den Gebrauch in Quarta und Untertertia berechnet und umfasst außer dem im Text angegebenen erweiterten Nepos und verkürzten Curtius Nepos noch 16 Fabeln des Phaedrus, drei nach Terenz' Hautontimemenos gearbeitete und 'Filius perditus' betitelte Scenen in Prosa, das Lexikon und eine theils lateinisch, theils deutsch geschriebene Zeittafel sammt drei Karten. An Reichhaltigkeit des Inhalts ist das Buch gewiss nichts zu wünschen übrig; ob das Gleiche von Inhalten selbst gelte, soll aus dem Folgenden hervorgehen.

Der Verf. will, um vorerst von der ihn leitenden Tendenz zu sprechen, durch die lateinischen Lesestücke und die Geschichtstabelle das historische Lehrbuch des Alterthums entstehen lassen (S. IV), indem er im ersten Theile (für Quinta) Erzählungen aus der antiken Mythologie sowie in Kürze die Geschichte der asiatischen Culturvölker und der Griechen bis auf die Perserkriege bietet, dann in unserem Theile die weitere griechische (S. 1—65) und die macedonische Geschichte bis auf Demetrius Phalereus (S. 63—110), hierauf res Sicilienses bis zum Übergange der Insel in eine römische Provinz (S. 111—125), endlich die Carthagergeschichte bis auf Hannibal folgen lässt (S. 125—143). Da nur beiläufig berührte römische Geschichte kommt dabei freilich in Hinsicht auf jenen Plan und auf ihre Wichtigkeit viel zu kurz, und die Berücksichtigung derselben in der Zeittafel kann dem Bedenken nicht verschonen. Die Grundlage für die genannten Stücke, namentlich die des ersten Abschnittes, bilden nun Nepos' vitae, welche aber L., um sie zweckentsprechender zu gestalten, nicht nur vielfach im einzelnen geändert, sondern auch durch Einflechtung von Daten und charakterisierenden Zügen, bezogen aus Iustin, Frontin, Cicero, Valer. Maxim., Plin., Gellius und Eutrop., sowie durch neue zeitlich vermittelnde Capitel (bellum Persicum secundum, Pericles, Bellum Peloponnes., Xenophon, bellum sociale etc.) erweitert hat. Dass durch diese aus des Verfs. realistischen Hauptzwecke entsprungenen Veränderungen die Biographien, welche als solche der Jugend am meisten nützen zu ihrem Charakter einbüßen, ist natürlich. Die Vermehrung der Facta drängt die Helden Cornelius etwas in den Hintergrund, schwächt der Knaben Interesse für sie und macht die von ihm

andere Lebensbeschreibung wenig übersichtlich (so ist Agosilaus' Vita auf S. 41—45, 51, 56, 60 f. zerstreut). Andererseits kommt durch die starke Verkürzung der Darstellung bei Curtius manches den Knaben Anregende in Wegfall; es fehlen u. a. die gehaltvollen Erzählungen von Charidemus und Abdalonymus, spannende Schilderungen sind in ein paar Worte zusammengedrängt und von den schönen, mit treffenden Sentenzen ausgestatteten Reden ist keine einzige aufgenommen.

Hingegen ist anzuerkennen, dass L. viele oft gerügte sache- und sprachliche Fehler und Mängel des uns uberkommenen Nepotextes im allgemeinen schonend behoben und die Contamination der aus so verschiedenen Schriftstellern zusammengetragenen Stüchchen zumeist mit großem Geschicke vollzogen hat.

Dass übrigens an dem Buche noch manches zu bessern ist, wird dem gewiegten Verf. selbst nicht unbekannt sein; ich erlaube mir, ihn für eine nächste Auflage auf einiges aufmerksam zu machen.

Ich fasse zunächst die historischen Angaben ins Auge. Nepos' Bericht, durch das Erscheinen der 1000 Plataer vor der Schlacht bei Marathon sei die Heerschar der Athener auf 10000 angewachsen, findet sich nach Iustin (II, 9) abgeändert; es heißt S. 4, Z. 20 *Itaque horum adventu undecim milia armatorum completa sunt* und auf derselben Seite, Z. 31 ff. sind Iustins Worte selbst eingefügt *Athenienses, instructis decem milibus civium et Plataeensibus auxiliariis mille, in proelium egrediuntur*. Diese Nachricht hat den Schein der Wahrheit für sich, wenn man an die zehn zur Stellung vielleicht gleichmäßig herangezogenen attischen Phylen denkt. Konnte aber die Stadt bei solcher Gefahr völlig von Vertheidigern entblößt werden, und mußten die einander nur annäherungsweise gleichen Phylen gerade je 1000 Hopliten aufbringen oder ausschicken? Es lassen sich jedoch nicht nur mehrere Eventualitäten zur Erklärung der von Nepos aufgenommenen Nachricht denken, sondern dieselbe hat auch vor der allein stehenden Iustins die größte Beglaubigung voraus (Pausan. IV, 25, 5 οὐδὲ ἐς μίλιον ἀριθμὸν, X, 20, 2 ἐναντιοῦν — οὐ πλείον; auch Suid. s. v. Ἰππίας stimmt mit Nepos; vgl. noch Schol. Arist. Equ. 781). — Das ganze zweite Capitel, welches vom Tode Dareus', von Xerxes' Rüstungen wider Hellas und Demaratus' heimlicher Botschaft (welche jedoch wahrscheinlich unhistorisch ist, s. Dunckers Gesch. des Alterth.⁵ VII. 206, erzählt, und dessen jetzige Überschrift 'Bellum Persicum secundum' daher kaum besser passt als die frühere 'Xerxes', könnte meiner Meinung nach unbeschadet des Zusammenhanges wegbleiben. Jedenfalls sollte nicht zweimal über die Kriegsvorbereitung des Perserkönigs und die Größe seines Heeres fast hintereinander und dazu theilweise abweichend gehandelt sein. Es folgt nämlich jetzt auf die statt Iustins unglaublicher Notiz (II, 10 [Xerxes] *naves*

quoque deciens centum milium numero habuisse dicitur. entnommene Angabe, Xerxes' Geschwader habe aus 1200 Schiffen bestanden, sogleich auf der nächsten Seite Cornelius' eigener Bericht über die gleiche Summe von Kriegsschiffen und die ihm nachziehende Transportflotte von 2000 Fahrzeugen; auffälliger ist die Differenz der die Stärke des Landheeres betreffenden Angaben, indem es an erster Stelle heißt *Xerxes septingenta milia peditum equitum quadraginta milia armaverat* (Justin hat *septingenta milia de regno armavit et trecenta milia de auxiliis*), an zweiter aber *terrestres autem exercitus septingenta peditum, equitum quadringenta milia fuerunt*. E. Curtius Griech. Gesch.² II, 4, und Duncker a. O. 206 schätzen nach Ktesias und Ephoros die Gesamtmasse des asiatischen Heeres auf ungefähr 80 Myriaden Fußvolk (Herod. VII, 60 und 184 gibt 170 Myr. an) und 20000 Reiter (so auch Herod. VII, 87 und 184). — Ferner widersprechen die aus Justin (II, 11) entlehnten Worte S. 9. Z. 121 *audito regis imperio discesserunt ceteri, soli Lacedaemonii remanserunt* Herodots' bestimmter Angabe (VII, 222), dass die Thespier und Thebaner im Passe bei den Spartanern verharreten, nach Pausan. X, 20, 2 wären auch Mycenäer und nach der Politik gegen Neaera (p. 1377) Platäer mit Leonidas in Kampf und Tod gegangen. — Den Inhalt der an Pausanias gesandten Geheimdepesche gibt Nepos nicht genau durch die von L. (S. 19) wiederholten Worte *nisi domum reverteretur, se capitis enim damnaturos*; denn aus Thucyd. (I, 131. 2), Nepos' Quelle, erhellt, dass ihr Hauptinhalt gewesen ist, Pausanias habe dem Herodotus folgen, wenn er nicht für einen Staatsfeind erklärt werden würde. Nach dem gleichen Gewährsmann (I, 134, 2) war es auch nicht das *ισπών* der Athene selbst, in welches Pausanias flüchtete, sondern ein Nebengebäude (*οἶκον οὐ μέγα. ὃ ἦν τοῖς ἱεροῖς*). — In der ziemlich ausführlich nach Justin erzählten sicilischen Expedition bleibt das Fallen des Lamachus, das schon vor Gylippos Ankunft auf Sicilien geschah, unerwähnt, weshalb die Schlussworte des Capitels 6 (S. 30) *Duo imperatores Athenienses captos Syracusani invito Gylippo trucidaverunt* unklar werden. An diese Bemerkungen, welche sich leicht vermehren ließen, reihte ich die zur Zeittafel. Sie umfasst die griechische wie römische Geschichte (diese bis zur Tentoburgerschlacht) und behandelt die Partien, welche nicht in dem lateinischen Lesestoffe erscheinen, in deutscher Sprache. Der Gleichheit halber hätte es sich vielleicht empfohlen, die hiezu verwendeten ganz einfachen Schlagwörter oder Sätze, wie „die Samnitischen Kriege“, „der Censor Appius Claudius lässt die via Appia bauen“ auch lateinisch zu geben. Sonst erwähne ich, dass einerseits die Daten für den Scythenzug des Dareus, den persischen Aufstand u. a. m. fehlen, andererseits die Erwähnung der Schlachten am mons Gaurus und bei Suessula, des Gellius Egnatius bei der übrigen Kürze der Darstellung besser weggeblieben wäre.

Dann ist die Ansetzung des Jahres 469 für die Schlacht am Artemision sehr fraglich; die Besetzung der Cadmea durch Phöbidas fällt ins Jahr 483, die Wahl der Decemviren und die Zwölftafelgesetzgebung gehört nicht in das eine Jahr 450 und Viriathus (39 getödtet) sollte vor Numantias Zerstörung (133) genannt sein; endlich wäre zu 421 die Nennung der Frieden schließenden Parteien, zu 394 die der Besiegten angezeigt.

Ich gehe nunmehr zur Besprechung der sprachlichen Seite des Buches über. Der eigentliche Nepostext hat im ganzen nicht verständige und leicht erklärliche Veränderungen erfahren. Wie und da scheint jedoch der Herausgeber in Auslassungen weiter zu nötig ge gangen zu sein. Die Verkürzung des Satzes (S. 5, 34) *per opibus clausit omnique commentu privavit, dein vineis et testudinibus constitutis propius muros accessit* um die letzte Hälfte (*dein — accessit*) ist beispielsweise ungerechtfertigt; denn *per* bedeuten hier wie bei Cäsar und Sallust die Schanz- oder Erdwerke (Wälle wie Gräben), und dass Miltiades die Stadt nicht einschloss, sondern auch heftig berannte, geht aus den Worten des Ephoros erhaltenen Auszügen wie auch aus Herodots Worten (VI, 133) hervor. Nicht recht motiviert ist ferner die Änderung auf S. 4, 36 f. *tantoque* (für *in quo* [proelio] *tanto*) *plus virtute valuerunt Athenienses, ut decemvicem numerum hostium superarent* (-int); *adeoque eos perterruerunt* (-int beste handhabliche Überlieferung), *ut Persae — peterent* (-tierint); die ähnliche bei den Classikern nicht gerade seltene, bei Nepos seltene Construction ist S. 32, 17 ff. belassen worden *sic verba edidit, ut nemo tam ferus fuerit, quin eius casui illacrimaret* *amicumque eis se ostenderit* etc. Unter anderem ist im Satze S. 4, 12 (Themistocles) *persuasit populo, ut ea pecunia classis scutum navium aedificaretur. Qua celeriter facta* etc. diese *effecta* statt *effecta* nicht notwendig, abgesehen davon, dass *effecta* Simplex sogleich im nächsten Satze wiederkehrt; denn die Darstellung von Baulichem wird durch das Compositum häufig ausgedrückt; so analog Caes. b. Gall. IV, 21, 4 *quam superiore nocte ad Veneticum bellum effecerat classem*, welche Worte auf II, 9, 1 *naves interim longas aedificari in flumine Ligere — iubet* zurückweisen; nicht minder bezeichnend ist die Stelle im b. civ. 36, 4 *naves longas Arclate numero XII facere instituit, quibus effectis armatisque* usw. Und das S. 19, 19 statt der griechischen *clava* gesetzte *scutula* (in dem Satze *Lacedaemonii scutula ad eum cum scutula miserunt*) kommt zwar von *scutula*, bedeutet aber nicht „Geheimbrief“, sondern in dieser Bedeutung erhielt sich bei den Römern die griechische Form *scutula* (oder -a), vgl. Anson. epist. XXIII, 23 und Gell. XVII, 9, 1; in der classischen Zeit findet sich das Wort unseres Wissens nicht und bezeichnend ist es, dass Nepos dasselbe durch jenen echt griechischen Ausdruck ersetzt, der nicht hätte geändert werden

sollen. Können wir trotzdem im großen Ganzen die von L. getroffenen Veränderungen an Nepos' Text billigen, so vermögen wir uns doch nicht mit seinem auch noch in dieser Auflage so sehr energischen Verfahren gegen die ziemlich zahlreichen, namentlich aus Iustin, Frontin und Plinius herübergewonnenen nachlässigen und dichterischen Wendungen oder Wörter zu befrieden. An manchem eingefügten Mosaikstückchen fehlt die regelrechte Construction und der einfache Grundton der classischen Prosa, was allein für diese Stufe und zur Vorbereitung auf die Lectur Cäsars passt. Der Verf. hebt selbst mit vollem Rechte die Wichtigkeit der besten classischen Lectüre hervor, indem er (Reorganisation des Gymnasialwesens) „eine möglichst eingehende Bekanntschaft mit dem Alterthume vermittelt einer möglichst ausgestatteten und gründlichen Lectüre der bedeutendsten classischen Schriftsteller“ als Hauptaufgabe des Gymnasiums bezeichnet. Wie kann aber diese erfüllbar sein, wenn nicht von allem Anfang an die Classicität des Gebotenen hoher Wert gelegt wird? Wir können uns demnach gegen den Gebrauch der Wendungen S. 24, 10 *praeter templorum a barbaris delictorum instaurationem*, S. 25, 16 f. *fecit Minervae signum ex ebore pulcherrimum, quod et in Parthenone stans* oder S. 25, 19 *di sunt nascenti adstruunt* (aus Plin. nat. hist. XXXVI, 4, 19) sowie des ganz singulären Ausdruckes *Pandorae genesin* (f. *ortum*), welcher bei Plin. s. 9, 4 griechischer Form und gehörig umschrieben erscheint *Πανδωρῆς genesin* (Graeci) *appellant*, aussprechen. Von andern aus demselben oder ähnlichem Grunde zu bessernden Ausdrücken erwähnen wir *Spartani* (7, 3, 9, 11, 14, 19 und sehr oft, statt *Lacedaemonii*, *Spartiatæ* oder *Lacones*), *superinducit* (7, 2 in dieser Bedeutung *ἀναξίειναι*, für *circumlinere*, *obducere*), *hostes . . . maritimos* (f. *maritimis*) *commutibus intercludunt* (29, 20), *graviora et forsitan infeliciora bella* (30, 2), *omnium captivitatem et miseram senectutem* (34, 29; vgl. Krebs Antibarb.⁵ 211), *obmurmuraverat diceret* (40, 17), *ne tamen cessatum deinceps* (f. *postea*, *deinde*) *ab utrisque est, quin — varia procliorum fortuna incitem et trucidarent* (27, 4 ff.); auch das Terenzische *humanitas* (= *ἡλικία*, 151, 5) und *pauperies* (151, 10) würde ich unendlich dem regelmäßigen *humaniter* oder *humane* und *pauper* zuliebe opfern. — In stilistischer und syntaktischer Beziehung bemerke ich die in unserem Buche häufige Anwesenheit des Particip. fut. act. ohne esse (40, 24, 94, 20, 96, 30 u.), in Partic. perf. pass. statt eines Relativsatzes (wie 1, 3 *patruus coeitem Multiades nominatus*; 25, 23 f., 96, 36, 112, 15 u.) sowie die Verbindungen *ne lacrima*, *ne obsecra* (150, 23, 27). An einigen Stellen wäre die Ausfüllung von Fugen angezeigt, z. B. 8, 37 *Xerxes contemnens paucitatem* (f. *horum p.*), vgl. 27, 13. ferner finden sich unschöne Wiederholungen eines und desselben Wortes in nächster Nähe; am auffälligsten treten diese im Cap. 9 auf.

Alexander Magn. auf, in welchem das Imperf. von *sequi* sechsmal, *reverti* und *rehi* siebenmal wiederkehrt. Sodann wäre die Wiederaufnahme des Subjectes *Alexander* 74, 30 erwünscht, da vorher der Arzt Philipp die Rede ist und in dem folgenden Satzchen *de talentis a Dario esse corruptum* dürfte die Einsetzung *deum* gerathen sein.

Hier erwähne ich gleich eines mehr äußerlichen, aber in die Augen springenden Punktes, nämlich der großen Ungleichmäßigkeit der Capitel, die meist nicht hinlänglich durch den Inhalt behandelt ist; es umfasst das 6. Stück des Themist. 29, das folgende Zeilen, das 16. des Alcib. 6, das 18. aber 28; ja im 28. Cap. des Alex. Magn. zählen wir 62, im 8. und 30. bloß 11 Alin.

Nach den historischen Lesestücken kommen die in dieser Auflage aus Quinta herübergenommenen 16 Fabeln aus Phädrus, welche gut ausgewählt sind. Bei einigen wenigen textlichen Abweichungen ist mir der Grund nicht klar geworden (144, 16 Änderung der Stellung, 145, 34 des Tempus, 146, 4 *constiterunt* *restit.*). Nicht ganz einverstanden bin ich auch damit, dass die Überschriften der Fabeln bald durch die präcisen Titel, bald durch die vom Dichter als Promythie vorausgeschickte Moral gebildet sind; so ist das erste Stück *Uvae acerbae* (richtig *De vulpe et uva*), das zweite *Amittit merito proprium, qui alienum appetit* (richtig *Canis per fluvium carnem ferens*), das dritte *Vulpes et mus*, die vier folgenden wieder mit einem oder zwei die Moral enthaltenden Versen überschrieben, unter denen hauptsächlich der an der Spitze der 7. Fabel gestellte *Quam dulcis sit libertas, propter proloquar* schlecht als Titel passt.

Die darauf folgenden drei Dialogscenen '*Filius perditus*' nach Terenz Hantion timorumenos gemäß ihrer Bestimmung für die Jugend umgestaltet. Die prosaische Darstellung schließt sich möglichst an das Original an; doch musste natürlich einiges geändert und mehreres ausgelassen werden; aber meiner Ansicht nach hätten die bezeichnenden Verse 92, 106 ff., 125 ff. etwas Berücksichtigung verdient. Zugleich führe ich an, dass die zum Anfang der zweiten Scene gezogenen Verse noch der ersten angehören und dass 152, 13 sinngemäßer *audiri esse: in Asia* zu interpungieren, 151, 12 *est* besser zu tilgen sein wird und 152, 32 der Fragesatz betrachtet werden muss. Wird ferner mit den Vocativen *Chremes* und *Chreme* gewechselt, so sollte die Wahl der Namen mit Beachtung der besten handschriftlichen Gewähr erfolgen (s. dagegen 150, 16 und 151, 13).

Das von S. 154 bis 212 reichende Lexikon ist sorgfältig gearbeitet. Es fehlen, soweit ich gesehen, nur wenige Artikel, so das wohl schon bekannte *comes* 147, 21 und die Form *periculum* 15, 9. Da jedoch das Eigennamenregister aus dem wenig zwingenden Grunde 'daneben (neben den Landkarten) erschien das frühere Verzeichnis der Eigennamen überflüssig' (S. 17) weggelassen (bei vielen

Personen- und manchen Ortsnamen halte ich die Anführung, es wegen des Verständnisses, sei es der Aussprache halber, sehr geboten, ich nenne nur Stesagorus, Hegesipyla, Glorcs, tychides, Anaxagoras, Tanagra), so hätten wenigstens die ihnen abgeleiteten Bildungen, z. B. *Argilius*, *Trachinus*, *Areus* oder *Dionysia* nicht übergangen werden sollen. Hier zeigen sich in der Reihe der speciellen Bedeutungen Lücken; vermisste ich *amplius* (invitare) dringender 152, 19; *famergersnoth* 35, 8; *genus* (cuius generis — magnus numerus) 1, 7; (iurgii) *causam inferre* einen Vorwand suchen 145; *laniger* Schaf 145, 29; *obicere* (laetitiam) verursachen 152; *quin* (sequere) wohlau, vielmehr 147, 19; *regnare* kön (fürstlich) leben 146, 27; *superior* höher (weiter) oben; *ex aliqua filios* Söhne von einer bekommen, zeugen 64; *turbulentus* 3 (aqua) getrübt 145, 28; (veritatis) *rives* die 145, 32. In dem Wörterbuche eines auf die Classiker vortenden Lesebuches für diese Stufe würden endlich außer den oben herührten Ausdrücken auch *benedico alicui* = segne, *tyrinda*, *adulter* und *adulterium* besser fehlen. — Die Quasibezeichnung trägt den neuesten orthoepischen Forschungen Rechnung; L. bezeichnet nur alle einfachen nicht in Pa stehenden langen Vocale und lehrt: 'die unbezeichneten sind kurz anzusehen'. Danach wird der Schüler esse und esse, und lutro, (com)plëctor und plëctor, absëns absëntis, con in wie confluo, consentio usw. gleichmäßig kurz aussprechen. Verwertung der sichern auf diesem Gebiete gefundenen Begr dürfte dem Werke ebenso zum Vortheile gereichen wie eine sion der Orthographie; L. schreibt durchgängig j, intellig negligere, conditio, concio (7, 32), scena, brachium, priurium, epistola, arena, clypeo (25, 22), Helotae, quotidim Thimbros, Aegae statt Thibro, Aegiae oder Aegaeae.

Die typographische Ausstattung ist alles Lobes wert. Druckfehler sind sehr selten; bedeutendere fand ich nur in *dentis* (f. *pudentis*) 151, 15 und *peruadeo* (f. -sundeo) 134 (s. noch 23, 3. 58, 8 und 147, 12); die Fragezeichen haben indirecten Fragen zu entfallen (vgl. 145, 4 f.).

Angehängt sind drei vortrefflich ausgeführte Landkarten von Italien sammt Sicilien (mit dem Nebenkärtchen Syracus von Griechenland und eines Theiles von Kleinasien auf Seitenplane Athen) und eine zum Zuge Alexanders (beigegeben Boeotia), welche die im Buche vorkommenden Namen enthalten sollen. Doch fehlt auf dem ersten Blatte Falorii und der V (S. 219), während der mons Gaurus (angegeben steht Canr.) verzeichnet ist; auf dem zweiten wird die Festung Grynum (27) vermisst und ist Troezeus, Aegae und Polidaea zu corrigiren; auf dem letzten steht Hyarotes (f. -tis; S. 101 ist Hyarotus) 218 das bei Arrian gräcisierte Hydraotem = Ὑδραῶτις.

geschrieben) und Ammonium (st. Hamm.). Eine Vermehrung der Karten wäre, wenn neben dem Buche kein Atlas gebraucht werden soll, nothwendig; denn auf den vorhandenen können Baecula, Carthago Nova, Munda, Numantia, Saguntum, der Pyrenaeus saltus und Teutoburgerwald, Aquae Sextiae, Noreia wie der Rhodanus nicht gefunden werden.

Da das Lesebuch ein Glied in der Reihe der Lattmannischen Schulbücher ist, hat es der Verf. diesen durch eigens verfasste Anmerkungen angepasst; er scheidet sie in zwei Arten: die einen zielen darauf ab, dass der Schüler schon bei der Präparation den Sinn der Lectüre im allgemeinen erfassen und eine erträgliche wörtliche Übersetzung liefern kann, die andern sind für den Unterricht des Lehrers berechnet. Jene sind schwarz gedruckt und auf sie wird durch kleine Zahlen im Texte verwiesen, diese sind nach Seite und Zeile citirt und durch rothen Druck hervorgehoben. Da die ersten auch dazu bestimmt sind, das vom Schüler früher Gelernte aufzufrischen, enthalten sie reichlich grammikalische Citate, die letztern aber verweisen, weil sie für das spätere zu Lernende die inductiven Grundlagen beschaffen sollen, zumeist auf des Verfs. kleine Stilistik der Tertia, nach welcher der Lehrer den Quartanern die Regel erklären soll; auf den memoriales, zu lernende Phrasen und auf die Übersetzung schwierigerer Stellen ist dabei hinreichend Rücksicht genommen. Es scheint diese Methode recht praktisch und anerkennenswert; nur könnte sie in einer folgenden Auflage strenger durchgeführt werden. Zu den geschichtlichen Lesestücken der Tertia fehlen nämlich die Unterrichtsnoten gänzlich, manchmal selbst zu denen der Quarta (S. 26, 69, 73, 87, 89, 94, 100 f., 103 f. usw.); weder erstreckt sich auch die Präparation für den Schüler nicht auf die im Durchschnitt weit schwierigeren Fabeln und die Scenen des *Filius perditus* (ich erinnere nur an Stellen wie 145, 2 *interrogat an bove esset latior*, 152, 26 *plus satis fuxit*, 152, 4 *prae... a me*, an die Construction zu 146, 10, das Tempus in 146, 20 usw.). Ferner dürfte die gänzliche Trennung der für den Lehrer und den Schüler bestimmten Winke räthlicher sein. In den gegebenen Erklärungen und Übersetzungen gäbe es zwar noch einiges auszustellen, doch ich würde die Grenzen einer Anzeige allzusehr überschreiten, brähe ich nicht ab. Die ohnehin nur mehr erübrigenden kleinen Mängel werden durch die bewährte praktische Hand des thätigen Herausgebers gewiss sorgfältig gehoben werden.

Wien.

E. Hauler.

De tribus pseudoacronianorum scholiorum recensio.
 Scripsit Ricardus Kukula. Vindobonae apud Carol. Gerold.
 1883. 49 Ss.

Der Verf. unterscheidet drei Massen pseudo-Scholien und sucht für jede derselben die beiläufige Zeit auf Grund sprachlicher, hauptsächlich lexikalischer Angaben zu bestimmen. Ob die Annahme dreier von einander unabhängiger Scholiensammlungen richtig ist, muss vorläufig gestellt bleiben. Denn der Verf. stützt sich, ohne die Zeit zu beachten, da sie 'et valde mancae sunt et multis scatent' (pag. 2), lediglich auf Collationen. Wie diese benutzt sind, das entzieht sich vorläufig der Beurtheilung. Die Abfassungszeit der drei Sammlungen wird wesentlich in der Annahme von Forcellini und Du Cange festgestellt. Die beiden Gewährsmänner entbehren bei dem gegenwärtigen Stande der lateinischen Sprachwissenschaft der nöthigen Zurechtweisung. Jedoch selbst diese vorausgesetzt lässt sich eine Entscheidung so lange nicht geben, bis eine gute kritische Ausgabe es ermöglichen wird, das Echte von den späteren Zuschüben zu scheiden. Wie der Verf. zu Werke geht, möge hier exemplarisch beleuchtet werden. Er setzt sich, um für die Recension I die Mitte des fünften Jahrhunderts als Abfassungszeit zu ermitteln, über *commassare debnare incantatrix deterioratio* (pag. 10) leicht hinweg. Umgekehrt wird, um die Recension II bis in das sechste Jahrhundert herabzurücken, auf das Vorkommen von *foraneus possibiliter uora bistacia cupidinarius hyrneosus natiuum exoccupare* großes Gewicht gelegt. Das heißt in ungleichem Maße messen. Zudem hat der Verf. übersehen, dass Porph. zu S. I, 1, 105 *hirneosus*, bei Lamprid. Heliogab. *hirneosi* überliefert ist, somit *hyrneosus* nur eine orthographische Variante bedeutet. Bei der ausschließlichen Benutzung von Forcellini und Du Cange darf es auch nicht wundernehmen, dass unter den *ἀναξείκιστα* der drei Recensionen (pag. 38) Wörter sich finden, die schon bei früheren Vorkommen in der Recension I vorkommen. *archiposia* *familiosus* *hortatiue* finden sich bei Forcellini und *denindicare* im Cod. Cantabrig. der Itala (Rönseh S. 190). *falsas* im Schol. Sat. II, 1, 19 ist entschieden corrupt und leicht zu emendieren: *qui non falsas blanditias admittit*.

Graz.

M. Petschen

Kurgefasste homerische Formenlehre (auf Grund der Ergebnisse der vergleichenden Sprachforschung). Für Gymnasien bearbeitet von Dr. K. Thiemann, Oberlehrer am Leibniz-Gymnasium zu Berlin. Berlin 1883, Winckelmann & Sohne. IV u. 20 SS. 8°.

Homerische Vers- und Formenlehre zum Gebrauch in Gymnasien von Dr. Ed. Kammer, Director des kgl. Gymnasiums zu Lyck. Gotha 1884, Friedrich Andreas Perthes. 54 SS. 8°.

Thiemanns Büchlein lässt sich kurz charakterisieren: Es stellt in 26 Paragraphen in denkbar knappster Fassung nur die wichtigsten Thatsachen der homerischen Formenlehre dar, wobei bedeutungsweise hie und da eine Erklärung beigelegt ist. Nur der 26. Paragraph, wo von Längung und Kürzung die Rede ist, ist der Verslehre gewidmet, wohin wohl auch die Lehre vom Hiatus (§. 2 Längung) gehört hätte. Die Gestaltung der Regeln ist sorgfältig; doch führt das Streben nach Kürze bisweilen zu weit. Man vergleiche S. 9: „Die mit *κλέος* zusammengesetzten Eigennamen flektieren z. B. *Ἡρακλῆς*, — *κλῆος* usw.“ Die Benützung sprachwissenschaftlicher Ergebnisse kann bei der Anlage des Büchleins nur im beschränkten Maße hervortreten, jedenfalls aber hätten dieselben zu einer Beleuchtung der grundfalschen grammatischen Terminologie, die vom Standpunkte der attischen Prosa aus aufgestellt und gegenwärtig nicht mehr zu beseitigen ist, führen sollen. Besonders naheliegend war eine derartige Aufklärung z. B. bei der 'Diäresis' *παῖς* (*παῖς*) (§. 2), wo die in Klammern beigelegte Form sofort auf das *Υστερον-πρότερον* des Terminus hinweist. Außerdem möchte ich zu den Substantiven, welche nach drei Stämmen flektieren (§. 6), noch *ἄρης* rechnen (nach v. Hartel in dieser Zeitschr. 1871, S. 603) und ebendas. statt von 'uncontractierten' (Kammer S. 51 sagt gar 'aufgelöste') Formen von 'offenen' sprechen. — S. 8 (Gen. plur.) ist wohl zu lesen: 'Aus — *ἄων* Gen. — *ῆων*' wird — *έων*'. — S. 15 Z. 7 lese man *λέξαι*.

Ein weitergehendes Ziel verfolgt Kammer's Arbeit. Im Gegensatz zu Thiemann enthält sie eigentliches Lernmaterial sehr wenig, wie K. im Vorwort hervorhebt. Das Buch soll vielmehr, wo die Lectüre es erheischt, nachgeschlagen werden 'und dann ist nicht alles in diesem Abschnitt zu lernen, sondern so viel als für den vorliegenden Fall zum Verständnis unbedingt nöthig ist.' 'Die gemachten Beobachtungen sind durch eine Fülle von Beispielen, die alle aus eigener Sammlung genommen, nicht entlehnt sind, belegt; doch diese sind nicht alle vom Schüler zu lernen: derselbe soll nicht alle Formen können, aber die Gesetze kennen, um sich danach in jedem gegebenen Falle zurecht zu finden. Die Beispiele sind zunächst mehr Material für den Lehrer, der über eigene Sammlungen nicht gebietet. An diesen Beispielen mache derselbe in den Lehrstunden den Vorgang an der Wandtafel klar und lasse die Schüler so das Gesetz finden und lernen'. Mit letzteren Worten ist bereits angedeutet, worin meines Erachtens

der Hauptwert des Buches zu suchen ist: er liegt in der Betonung und Durchführung der besonders für den ersten Unterricht in homerischer Lectüre zu empfehlenden analytischen Methode. Der Verf. muss sich in Widerspruch mit dem gewöhnlichen Vorgange fühlen, wenn er für seine Darstellung fast in Entschuldigung bittet und erklärt, dass vorliegendes Büchlein 'ganz aus langjähriger Praxis herausgewachsen' sei. Allerdings wählt man gewöhnlich beim Unterricht einen für den Lehrer bequemeren Weg als den von K. vorgezeichneten; doch tritt über den Vorzug des letzteren wohl kein Zweifel waltend.

Wenn nun durch diese Seite das Buch sich vor allem dem Lehrer empfiehlt, so dürfte eine andere Eigenthümlichkeit desselben auf Widerspruch stoßen: ich meine die bedenklichen Concessionen, welche an die Erklärung 'metri causa' gemacht werden. Dem daktylischen Rhythmus zu Liebe mussten vielfache lautliche Veränderungen vorgenommen werden, heißt es S. 5. 'Kurze Vokale mussten zu langen gedehnt, lange gekürzt, die Aufeinanderfolge von drei, vier, fünf und mehr Kurzen durch den Anfall eines Vocals... oder durch ganz neu erfolgende Lautveränderungen beseitigt werden... Diese und andere Abweichungen von der damals gesprochenen Sprache erfolgten unter dem zwingenden und zurechtwieder regelnden Gesetze des daktylischen Rhythmus des Hexameters'. Glücklicherweise aber werden auf diesem Procrustesbette weniger die im ersten Theile 'Zur homerischen Verslehre' besprochenen Erscheinungen zurechtgelegt; hier fußt K. theilweise auf den Forschungen Lehrs' und v. Hartels. Aber gerade letzterer hätte ihm, wie auch A. Gemoll Wochenschr. f. class. Phil. L. 68 bemerkt, Misstrauen gegen alle Erklärungen homerischer Spracherscheinungen aus Versnoth einflößen sollen, wie sie besonders im zweiten Theile 'Zur homerischen Formenlehre' aufgestellt werden. Specieell §. 43 (Verba contracta) bietet manchen Anstoß. Da bemerkt man: 'Die Verba auf - *áo* contrahieren in der Regel; gewöhnlich wird aber der contrahierten Silbe ein gleichlautender kurzer, wo das Metrum es verlangt, auch langer) Vocal vorgeschlagen (sogenannte epische Zerdehnung, besser Assimilation)'. Allerdings 'besser'! Aber der Name Assimilation stammt von einer Sache, welcher K. mit seiner 'epischen Zerdehnung' ablehnend gegenübersteht. Wie wenig der 'metrische Grund' hier überall die gewünschte Hilfe leistet, muss K. selbst zugeben, wenn er es für 'sehr merkwürdig' hält, dass neben den Formen unserer Texte *δηιόοντο*, *δηιόοντο*, *ἀπόωναι* Homer auch gebildet hat *δηιόοντο*, *δηιόοντο*, *ἀπόωναι*. — Doch wer in solchen Punkten vom Verf. glaubt abweichen zu müssen, der mag immerhin seine eigene wissenschaftliche Anschauung walten lassen, der von K. eingehaltene Gang hingegen kann dem Unterrichtenden nicht warm genug empfohlen werden.

Zum Schlusse sei dem Wunsche Raum gegeben, es möchte alle derartigen Homerbüchlein auch die herodotische Formenlehre

berücksichtigen, damit die vielbesprochene Concentration des Unterrichtes nicht gleich innerhalb eines Unterrichtsfaches der Zersplitterung weiche.

Olmütz.

J. Golling.

Lateinisches Übungsbuch zu der Grammatik von Dr. Al. Goldbacher, zusammengestellt von Josef Nahrhaft. II. Theil. Wien 1884, Schworella & Heick. VI und 185 SS.

Das Gymnasium ist eine Lehr- und Erziehungsanstalt, es strebt neben der intellectuellen Entwicklung die Ausbildung eines edlen Charakters bei den ihm anvertrauten Zöglingen an. Dieses doppelte Ziel haben auch die an Gymnasien zu verwendenden Lehrbücher anzustreben; die einseitige Betonung des einen oder des andern Zieles widerspricht den klar gezeichneten Intentionen des Organisations-Entwurfes. Die Eigenart der lateinischen und griechischen Übungsbücher lässt es zu, dass ohne Schwierigkeit beiden obersten Zielen Rechnung getragen werden kann.

Indem ich das vorliegende Übungsbuch nach diesen Richtungen betrachte — über die Verwendbarkeit beim Unterrichte wird die Praxis sich aussprechen —, hebe ich rühmend hervor, dass die in diesem Übungsbuche zusammengestellten Sätze mit wahrem Bienenflusse aus Cornelius Nepos, auf dessen Lectüre das Buch vortrefflich vorbereitet, aus Caesar und Cicero gesammelt sind, so dass die lateinischen Sätze einerseits ein correctes Latein bieten, andererseits die deutschen Sätze durch Retroversion in correct lateinische Sätze unschwer sich umsetzen lassen. Dem Verf. ist es gelungen die Sätze so zu gestalten, dass Anmerkungen unter dem Texte, die wie die Commentare bei Classikertexten fortwährend den Schüler vom Texte ablenken, nicht nöthig waren; ich erkenne in dieser Einrichtung einen wesentlichen Fortschritt, den übrigens schon Ostermann in seinen Übungsbüchern angebahnt hat. Auffallend erschien mir in den lateinischen Sätzen die wiederholte Ellipse von *esse* beim Nom. und Acc. c. Infinitivo, worin wohl Nepos nicht als Muster zu nehmen war. Der Satz Üb. 17, 9 'Man sagt nicht ohne Grund, dass die Mutter des Furchtsamen nicht zu weinen pflege', ist nicht correct übersezt; *timidus* heißt an der entsprechenden Stelle des Nepos, Thras. 2 nicht furchtsam, sondern bedachtsam; nicht Furcht, sondern Vorsicht ist ein Theil der Tapferkeit. Satz 58, 5 muss um der richtigen Übersetzung willen 'gerade' umgestellt werden, also: Die Seele gerade der Besten. Satz 64, 8 ist der Zusatz *zu 'wolle' (coni.)* überflüssig, der Schüler erwartet eher eine Angabe des Tempus, da der Coniunctiv ja schon durch die Form 'wolle' angedeutet ist. Was den Inhalt der Sätze betrifft, so hat der Verf. den Schülern eine nahrhafte Kost geboten und sich gehütet, einer vereinzelter Form zu willen, einen unverständlichen oder inhaltslosen Satz aufzutischen. Gleichwohl finden sich vereinzelte Sätze, die einem Secundaner

kaum völlig klar sein oder klar gemacht werden können. Ist der Satz S. 5 Üb. 4, 10 einem Schüler, der die römische Geschichte noch nicht kennt, verständlich: „T. Pomponius Atticus wurde von C. Flavius, einem Freunde des Brutus, angegangen, für die Mörder Caesars eine Privatschatzkasse zu gründen“? Oder S. 11 Üb. 8, 11 „Caesar gelangte am 7. Tage von Oculum, einer Stadt (wo?), welche die äußerste der diesseitigen Provinz war, in die jenseitige Provinz“? Oder S. 12 Üb. X, 2 Epicurus, *et bis bina quot essent, didicisset, certe non diceret innumerabiles esse mundos* — wird ein Knabe den Inhalt dieses Satzes erfassen? Einer begeisterten und begeisterungsfähigen Jugend wird der Satz IV, 11 kaum begrifflich sein: *Hae est illa praestans ac divina sapientia, nihil admirari, cum acciderit, nihil, antequam evenierit, non evenire posse arbitrar*. Hie und da hätte ein kurzer Beisatz den Satz verständlich gemacht. Üb. XXVIII S. 6 Hamilcar Erycem sic defendit . . .; warum nicht Hamilcar, dux Carthaginiensium, Erycem, montem Scythiae, sic defendit? Mit besonderer Anerkennung muss der geist- und charakterbildenden Erzählungen gedacht werden, die der Verf. in entsprechender Zahl unter die Übungen eingeschaltet hat: desgleichen der Erzählungen aus der Geschichte der römischen Republik, die von S. 96—103 zu lesen sind. Aber warum hat der Verf. nicht auch hie und da ein zusammenhängendes deutsches Stück zur Übertragung ins Lateinische eingeschaltet? Zur Wiederholung der Participial-Constructionen hätten sich zusammenhängende Stücke besonders geeignet. Ich kann den Vorgang nicht loben, wenn dem Schüler durch die Capiteldrucke ein Wegweiser gegeben wird, wie alle Sätze des kommenden Absatzes zu behandeln sind. Es muss dem Schüler auch ein Absatz z. B. über Participial-Construction überhaupt vorgelegt werden, in dem er die verschiedensten Arten von Sätzen vorfindet, bei deren Übertragung in die fremde Sprache er fortwährend scharf zu urtheilen gezwungen wird.

Das Buch enthält 81 lateinische und 81 deutsche Übungen auf 95 Seiten. Dieser mäßige Umfang des Buches ermöglicht es, dass der Übungsstoff im Laufe eines Schuljahres ganz und gründlich durchgearbeitet werde. Die Übungen 1—50 beziehen sich auf die Formlehre im Anschluss an die lateinische Grammatik von Gebauer (es könnte ohne Störung auch eine andere Grammatik im Gebrauch sein), die weiteren auf die Syntax und zwar zunächst auf die Participial-Construction, dann auf die Construction der Nebensätze, den Infinitiv, das Gerundium mit dem Gerundium und das Supinum. Die Eintheilung nach Satzkatégorien kann nur gebilligt werden; hätten wir in Österreich eine einheitliche deutsche Grammatik, so müsste wohl in Bezug auf die Kategorien auf diese Rücksicht genommen werden. Die Localsätze hat der Verf. nicht speciell aufgeführt; und doch ist die Ausführung des Gebrauchs von *ubi ibi, unde inde, quo eo, qua es*.

Quisque eousque ebenso wichtig wie der von *ut ita, eo quod* usw. Der Verf. gibt zu den Satzarten die entsprechenden §§. aus Goldschers Grammatik an, ohne das übliche 'vgl.' voranzusetzen. Kann nur nicht ein ungeübter Lehrer glauben, es seien vor der Übung die citierten Paragraphen in der Grammatik zu lernen? Das Übungsbuch ist die beste Grammatik; wenn ein Schüler die im Übungsbuche gebotenen Sätze gründlich durchgearbeitet hat, dann ist er auch von den einzelnen Satzarten einen wahren Begriff bekommen. Mit der Regel anzufangen, sagt Friedrich August Wolf, ist eine lumpichte Methode. Für die Unterscheidung der einzelnen Sätze wäre es wohl vom Vortheil gewesen, wenn der Verf. die Satzesätze so geordnet hätte: 1. Wortfragen, 2. Satzfragen, 3. directe Fragen, 4. indirecte Fragen. Den Acc. c. Inf. behandelt der Verf. nach altherkömmlicher Weise vor dem Nom. c. Inf. Für die Schule gilt der Satz, dass überall an Bekanntes oder Ähnliches angeknüpft werde. Ich bin der Meinung, dass der Acc. c. Inf. sich leichter aus dem Nom. c. Inf. entwickeln lasse als umgekehrt, und stelle folgende Sätze zusammen:

discipulus est diligens.
discipulus videtur diligens.
discipulus videtur diligens esse.
video discipulum diligentem esse.
video patrem venire.
Ich sehe den Vater kommen.

Doch halt! es ist ketzerisch oder nach den gelahrten Theoretikern sogar unwissenschaftlich, den Acc. c. Inf. nach dem Nom. c. Inf. zu setzen: das hieße die altehrwürdige Ordnung der lateinischen Schulgrammatik stören. Und wer hat jemals in der lateinischen Grammatik gelesen, dass der Acc. c. Inf. sogar in der Muttersprache sich vorfindet?

Das Übungsbuch von Nährhaft, das wir mit großem Vergnügen durchgelesen haben, erfreut sich schon in der ersten Auflage einer solchen Correctheit, wie wenige Schulbücher selbst in mehr- oder vielfacher Auflage sich rühmen können. Auffallend war die Form *Susametes*, während die *Neposausgaben* *Susamithres* hießen. Ungenau ist die Bezeichnung: *curare* mit einem Genetiv. (S. 172) statt: mit dem *praed. Part. fut. pass.* Die Ausstattung des Buches macht der Verlagsbuchhandlung Ehre; das Papier ist nicht bloß schön, sondern auch gut.

Durch das Nährhaftsche Übungsbuch hat die österreichische Schulbücherliteratur eine wertvolle Bereicherung erfahren, deren wir uns freuen.

Wir empfehlen das Buch der eingehendsten Würdigung der Fachgenossen mit dem Motto: An seinen Früchten werdet Ihr erkennen.

Wien.

J. Huemer.

Studien auf dem Gebiete der lateinischen Syntax von Karl Hoffmann. Wien 1884, Verlag von Karl Koenig VI a. 142.

Die vorliegenden Studien enthalten als Hauptgegenstand eine Untersuchung über die Zeitfolge nach dem praeteritum historicum im Latein (S. 1—98), woran zwei schon in den Jahrbüchern für classische Philologie 1874 Bd. 109 und 1875 Bd. 117 erschienene Abhandlungen angeschlossen sind 1. der angeblich elliptische Gebrauch des genetivi gerundii und gerundivi (S. 99—120) und 2. opus est, opus est, refert, interest (S. 121—134). Auf dem Gebiete syntaktischer Forschungen ist der Verf. durch seine Schrift über die Construction der lateinischen Zeitpartikeln¹ allenthalben bekannt; er hat sich dadurch das unstreitige Verdienst erworben durch umfassende Beobachtung und gründliche Untersuchung neue und richtigere Gesichtspunkte für den Gebrauch der Modi in Lateinischen Sätzen, namentlich in denen mit cum gefunden zu haben. In jene Schrift schließt sich nun die vorliegende in der Art der Behandlung vollkommen an. Die Beobachtung ist hier noch weiter ausgedehnt und namentlich auch die archaische Literatur herangezogen worden, was für die Vollständigkeit der Darstellung des Sprachgebrauches ein nicht unbedeutender Gewinn ist. Hier vor dem ersten Blick das aner kennenswerthe Streben vor die Augen gegenüber den vielfach bloß äußerlichen und mechanischen Regeln der Grammatiker die verschiedenen Satzformen aus der inneren Beschaffenheit der Sätze selbst und ihrem gegenseitigen Verhältnisse zu erklären und abzuleiten. Auch was das Resultat betrifft, steht diese Untersuchung der früheren nur nach und wird gewiss dazu beitragen in manchen Punkten eine richtigere grammatischen Auffassung Bahn zu brechen. Leider haben beide Schriften auch die etwas schroffe Polemik in der Beurtheilung der Leistungen Anderer mit einander gemein genommen; wenn wir uns nicht täuschen, dürfte darin ein Grund zu suchen sein für die nicht ganz unbegründeten Klagen des Verf. über seinen Arbeiten nicht die ihnen gebührende Beachtung und Anerkennung gezollt werde. Ein anderer Grund liegt wohl in einer eigenthümlichen, von den gewöhnlichen sprachlichen Begriffs absteichenden Grundanschauungen, die dem modernen Empirismus entgegen der Sprachphilosophie ein größeres Feld einräumen, was es rathsam erscheinen mag. Dahin gehört, was mit Berufung auf eine Stelle in der Schrift „die Construction der lateinischen Zeitpartikeln“ S. 14 auseinander gesetzt wird, „dass die grammatischen Zeitformen nichts mit der natürlichen Zeit zu thun haben, dass sie nur Phasen der Handlung, des Seins betreffen und dass daher auch das Präsens an sich durchaus nicht von der unmittelbaren Gegenwart des Sprechenden zu verstehen ist, sondern nur von der Gegenwart der Handlung, d. h. von der ihres Vollzuges, ihres Eintretens und Stattfindens. In

natürlichen oder äußeren Zeit aber ein solches präsentisches, als eintretend oder stattfindend besagtes Sein liege, ob es schlecht- und für alle Zeit bestehe, ob strict nur zur Zeit des Sprechenden, ob zur Zeit anderer bereits vergangener Handlungen, das ist sich nicht aus dem Tempus selbst, sondern nur aus dem Zusammenhange entnehmen.“¹⁾ Es ist wohl nicht leicht, sich nach das ganze Gebiet der präsentischen Zeitformen in ihrem Verhältnisse zu den anderen Zeitformen klar zu machen und zu ergreifen, wie es denn doch dann gekommen sei, dass das Präsens gerade für jene Handlungen sich qualifizierte, die in die vom Standpunkte des Sprechenden gegenwärtige Zeit fallen, während man sich nur etwas als eintretend oder stattfindend bezeichnen soll, ohne Rücksicht auf die natürliche oder äußere Zeit, d. h. doch wohl, mag das Eintreten oder Stattfinden mit Beziehung auf die Gegenwart, Vergangenheit oder Zukunft anzuordnen. In Anwendung dieses Grundsatzes auf das historische Präsens führt der Verf. dann fort: „Das Besondere in dem Gebrauche des historischen Präsens liegt nur darin, dass die betreffende Handlung nicht nach Maßgabe ihrer Lage zur Gegenwart des Sprechenden als abgeschlossen ausgeprägt, sondern als geschehend dargestellt wird. Durch diese Darstellungsweise wird die Monotonie der Factenaufzählung unterbrochen; die Erzählung gewinnt eine gewisse Anschaulichkeit, Unmittelbarkeit und Lebendigkeit, aber sie gestaltet sich bei längerer Aufeinanderfolge solcher Präsentia ruhig und hastig, eben weil die Ereignisse nur als eintretend genannt werden, ohne dass durch das Tempus auch ihr Abschluss angedeutet wäre.“

Allein wenn es schon in dem Wesen des Präsens begründet sein soll, dass es nichts mit der natürlichen Zeit zu thun habe, sondern nur eine Phase der Handlung, nämlich das Eintreten derselben und zwar in jeder beliebigen natürlichen Zeit bezeichne, warum sollte dann in dem Gebrauche dieses Präsens bei der Erzählung vergangener Handlungen etwas Besonderes liegen, das einen Eindruck zu machen im Stande ist, den auch der Verf. beim historischen Präsens empfindet? Von dieser Grundanschauung ausgehend, erklärt nun der Verf. die gewöhnliche Ansicht, dass das praesens historicum eine vergangene Handlung als gegenwärtig darstelle, als durchaus irrig (S. 14), das praesens historicum sei trotz seiner Form doch factisch Ausdruck eines Präte-

¹⁾ Anm. Es ist dem Ref. nicht möglich, damit jene Stelle in den Zusammenhang zu bringen, auf die sich hier Hoffmann selbst beruft, nämlich Construction der lateinischen Zeitpartikeln S. 183: „Die Zeitformen der Sprache haben mit der Chronologie der Ereignisse und Zustände nichts zu thun: die grammatischen Tempora sind nur Ausdruck für Phasen der Handlung, bemessen in ihrer Zeitlage — als gegenwärtig, vergangend, zukünftig — von der Gegenwart des Sprechenden aus.“ So gerne Ref. dem beistimmt, so wenig will ihm die oben angegebene Darstellung einleuchten, falls er sie richtig versteht.

ritums (S. 26) und habe dem Lateiner nur als Präteritum ergolten (S. 97). Die Gründe, die S. 15 und 16 gegen die gewöhnliche Auffassung vorgebracht werden, wie z. B. die Verwendung des historischen Präsens im coordinierten temporären Satzgefüge mit cum, postquam, ubi, ut etc. oder in Verbindung mit einem auf die Vergangenheit bezüglichen chronologischen Datum wie P. Valerius Agrippa Menenio P. Postumio consule moritur sprechen freilich ganz entschieden gegen eine derartige Vergegenwärtigung, dass „die betreffende der Vergangenheit zugehörige Handlung oder Zuständlichkeit in die Zeit des Erzählenden gerückt werde“ (S. 15). Allein so ist die Sache wohl nicht gemeint, sondern vielmehr umgekehrt, dass der Erzähler in der Lebhaftigkeit der Darstellung sich selbst in die Vergangenheit zurückversetzt und so die Handlungen als vor seinem geistigen Auge vor sich gehend referiert, eine Freiheit, die Hoffmann S. 16—18 als ein Privilegium anzusehen scheint, „das der Dichter vor dem Historiker voraus habe“. Gegen diese doch sehr unlieggende Auffassung werden die vom Verf. vorgebrachten Gründe kaum anreichen, und dass das in der That die Bedeutung des historischen Präsens sei, sagt uns unser eigenes Gefühl in der Muttersprache, die ja von dem historischen Präsens keinen geringeren Gebrauch macht als die lateinische. Doch ist der Einfluss von Hoffmanns eigenthümlicher Anschauung über die Bedeutung des historischen Präsens von keinem so entscheidenden Belange für die ganze Untersuchung, dass der Wert derselben selbst für diejenigen, die jene Anschauung nicht zu theilen vermögen, dadurch irgendwie geschmälert würde; denn die darin gewonnenen Resultate lassen sich leicht davon loslösen und behaupten in jedem Falle ihre Geltung.

Den Ausgangspunkt für die Untersuchung bildet ein Artikel von Arnold Hug im 81. Bande der Jahrbücher für Philologie (1860) S. 877—887 „die consecutio temporum des praesens historicum zunächst bei Caesar“, in welchem die äußere Stellung des Nebensatzes zum Hauptsatze als ein Hauptmoment für die Zeitsetzung im conjunctivischen Nebensatze bezeichnet wird. Der Widerlegung dieser Lehre, mit der im allgemeinen auch Reuss („zur Lehre von der Tempusfolge“, Programm von Elbing 1861) übereinstimmt, sind die ersten 13 Seiten gewidmet, in denen gezeigt wird, dass eine auf ein so ganz äußerliches Moment gestützte und dem factischen Sprachgebrauche gegenüber so schwankende Regel unmöglich als ein Princip für die Zeitgebung angesehen werden könne. Denn wenn man auch zugeben muss, was Hoffmann selbst S. 13 und namentlich S. 82—85 zugibt, dass nämlich, besonders aber in Finalsätzen die Observation von Heusinger zutrifft, so ist doch der Schluss, der daraus gezogen wird, dass die Stellung des conjunctivischen Nebensatzes vor oder nach dem Hauptsatze auf die Wahl des Tempus im ersteren Einfluß

aber, unrichtig und jenes Zutreffen darauf zurückzuführen, dass
des, sowohl die Stellung des Nebensatzes als auch die
Ansetzung in demselben zugleich von einem anderen Mo-
mente abhängig sind, d. i. vom logischen Verhältnisse
des Nebensatzes zum Hauptsatze.

S. 14 – 25 setzt nun der Verf. seine Anschauung über das
historische Präsens auseinander und entwickelt die Grundsätze,
ihm für die nun folgende Untersuchung maßgebend sind.
Geschieden werden alle jene Sätze, in denen ein correlatives
Verhältnis obwaltet, weil diese Sätze absolute Zeitgebung haben
und somit für die *consecutio temporum* nach dem historischen
Präsens nicht in Betracht kommen können. Die eigentlich unter-
geordneten Nebensätze werden dann in drei Classen geschieden:
I. Nebensätze, die durch ihre Zeitlage bestimmend sind für die
Aussage des Hauptsatzes; II. Nebensätze, deren Zeitlage bedingt
wird durch die Aussage des Hauptsatzes, und III. Nebensätze,
deren relative Zeitform von der Zeitlage des Hauptsatzes abhängig
ist. Unter der ersten Gruppe werden dann von S. 26 an die
Partikelsätze und Relativsätze besprochen, unter der
zweiten die Consecutiv- und Finalsätze, unter der dritten
die indirecten Fragesätze.

Was nun die Partikelsätze betrifft, so nehmen die-
sen gegenüber dem *praesens historicum* des Hauptsatzes stets
relative Zeitformen des Präteritums an. In den wenigen
Fällen, in denen sie nur bei Dichtern vorkommenden Fällen (denn Caes. b. G. 6,
3 und 7, 84, 4 seien verderbt), wo ein Partikelsatz im *praes.*
erscheint, habe man anzunehmen, dass solche Partikelsätze
mit dem Hauptsatze vollkommen coordiniert seien. Ebenso treten
häufig vorstehend jene Sätze mit *quod*, welche das Subject des
Hauptsatzes bilden, mit voller temporaler Selbständigkeit auf.

Von den Relativsätzen schließen sich an das *praes.*
des Hauptsatzes solche adjectivische oder adverbialle Relativ-
sätze an, welche ein mit der Haupthandlung *connexes*, *coïn-*
ciderendes Factum besagen, z. B. Ov. Met. 6, 301 *dumque*
patet, pro qua rogat, occidit; 3, 225 *quaque est difficilis quaque*
via nulla, sequuntur; ferner solche Relativsätze, welche keine
zeitliche, sondern nur eine begriffliche Bestimmung
zwecken, und zwar entweder als Umschreibung eines nominalen
Attributs (Liv. 26, 44, 8 *imperat, quae in rem sunt*) oder als
beschränkendes Attribut (Caes. b. c. 2, 15, 4 *portae, quibus*
vis videtur, eruptionis causa in muro relinquuntur); drittens
noch die verschiedenen Arten beschränkender Relativ-
sätze mit *posse*. Wenn in den beiden letzten Fällen der
Relativsatz nicht dem *praes.* hist. des Hauptsatzes sich anschließt,
sondern im Imperfect erscheint, so wirkt er eben, wie S. 37
bemerkt wird, nicht mehr als begriffliche, sondern als
zeitliche Bestimmung; vgl. Liv. 36, 44, 4 *quanta maxima*

potentielle Bestimmung im Sinne des Erklärenden, ders enthalten, im Coniunctiv des Imperfects oder Plusquamperfects, und nur jene, welche eine im Sinne des Subjects gegebene Bestimmung abgeben, im Coniunctiv des Präsens oder Perfects. Gewöhnlich heißt es, der Coniunctiv des Imperfects oder Plusquamperfects stehe in diesen Fällen, wenn die historische Kraft des praesens historicum vorwiege, dagegen der Coniunctiv des Präsens und Perfects, wenn die präsentische Kraft das Übergewicht habe. Im ersten Theile stimmt diese Erklärung mit der Hoffmannschen überein, allein was das Imperfect und Perfect betrifft, liegt ein sehr bemerkenswertes darin, dass die Ursache dafür gewöhnlich in der Kraft des praesens historicum gesucht wird, während dem praesens historicum jede präsentische Bedeutung und dasselbe nur als praeteritum gelten lassen will, sucht, dass in solchen Fällen der Relativsatz nicht in der Weise des Schriftstellers, sondern im Sinne des Subjects des Hauptsatzes gegeben sei. Dieser Umstand ist um so bedeutender, als er für den Verf. nicht bloß für die Relativsätze maßgebend ist, sondern auch für die Finalsätze S. 66 ff. und bei den indirecten Fragesätzen, so wie früher schon bei den Causalsätzen mit quod. Man sieht nun jene wenigen Beispiele vor Augen haben, die auf S. 13 und S. 86 Anm. 72 zusammengestellt sind, nämlich auch nach einem Präteritum der Coniunctiv oder Perfects sich findet, so ist man in der Hoffmannschen Erklärung den Vorzug zu geben gerade von dieser Seite erhebt sich auch dagegen eine Schwierigkeit. Denn wenn wir, mit Hoffmann an-

sätze, die als ungemein seltene Ausnahmen einem reichen Sprachgebrauche gegenüberstehen. Unter der Hoffmannschen Voraussetzung sollte nämlich der Coniunctiv des Präsens und Perfects nach jedem anderen Präteritum nicht minder im Gebrauche sein als nach dem historischen Präsens, da doch das historische Präsens nach Hoffmanns Auffassung keinen Einfluß darauf ausüben kann, ob der davon abhängige Satz als historischer Bericht oder im Sinne des Subjects zu gehen sei.

Da den Consecutivsätzen (S. 44 ff.) naturgemäß temporale Selbständigkeit zukommt, so können nur jene Consecutivsätze an ein praesens hist. des Hauptsatzes temporal sich anschließen, deren Aussage mit der des Hauptsatzes zeitlich zusammenfällt, die Consecutivsätze epexegetischer und umschreibender Art (z. B. *Ita ut, sunt qui etc.*) oder solche, die das Prädicat des Hauptsatzes in Absicht auf seinen Grad ausführen (Caes. b. c. 1, 20, 3 *tanta dissensio existit, ut manum conserere conentur*) oder Consecutivsätze mit *quin*. — Im einzelnen möchte hier Ref. zu Anm. 56 S. 46 bemerken, dass in der Stelle Nep. Hann. 4, 3 *adeo gravi morbo afficitur oculorum, ut postea nunquam dextero aequale usus sit* mit dem Perfect nicht „ein Resultat vom Standpunkte des Schriftstellers aus gegeben ist“, denn dazu fehlt ja jeder Anlass. Vielmehr war zu erinnern, dass gerade bei Nepos überhaupt mit Vorliebe das Perfect in Consecutivsätzen auch ohne Beziehung auf die Gegenwart gebraucht wird, in welchem Falle Cicero und die beste Prosa das Imperfect zu setzen pflegen (s. Haase in Reisigs Vorles. Anm. 480 u. Draeger hist. Syntax I §. 133). Ferner ist S. 48 die Richtigkeit der Leseart bei Plaut. Amph. 138 *In fugam sed tamen nemo convertitur Nec recedit loco quin statim rem gerat* wohl mit Unrecht nicht von Seiten der Grammatik, sondern der Logik angefochten worden; denn der Gedanke ist doch klar genug: Niemand wendet sich zur Flucht noch verlässt er seinen Posten ohne sofort vorzugehen, d. h. und wenn er einmal einen Moment zurückweicht oder zurückweichen muss, so thut er es nur in der Art, dass er sofort wieder vordringt, also nicht um zu fliehen.

Bei den Finalsätzen (S. 49 ff.) scheidet Hoffmann diejenigen, welche eine nothwendige innere Ergänzung der an sich unvollständigen Aussage des Hauptsatzes bilden, d. i. einem Objectsaccusativ entsprechen, wie z. B. *optare, rogare, imperare etc.*, von denjenigen, die eine Erweiterung der an sich abgeschlossenen Aussage des Hauptsatzes vorstellen, also einem Dativ des sächlichen Zweckes entsprechen. Die ersteren können als integrierende Theile des Hauptsatzes auch die Zeitform desselben annehmen, bei den letzteren statuiert er jenen Unterschied im Gebrauche des Präsens und des Imperfects nach einem praesens historicum, der oben bei den coniectivischen Relativsätzen auseinander-

gesetzt und erörtert worden ist. Sehr interessant und instructiv ist S. 75—82 die Zusammenstellung und Erklärung jener Fälle, wo verschiedene Finalsätze in verschiedener Zeitsetzung um denselben Hauptsatz sich gruppieren.

So wie bei den conjunctivischen Relativsätzen handelt es sich analoger Weise auch von der indirecten Frage S. 86 ff. Nachdem sie im Conjunctiv des Imperfects oder Plusquamperfects oder in dem des Präsens oder Perfects gehalten ist, erscheint sie im ersteren Falle schlechthin als Theil des historischen Berichtes vom Standpunkte des Berichterstatters gegeben, im andern Falle aber, weil aus der Form der Erzählung herausfallend mit der directen Frage oder Aussage entsprechend, als im Sinne der Subjects des Hauptsatzes gefasst.“ Decke sich also der Conjunctiv des Präsens und Perfects der indirecten Frage mit dem Indicativ dieser Tempora nach Beseitigung der Abhängigkeit, so ergibt sich daraus, dass indirecte Fragen, welche einer conjunctivischen (optativen, dubitativen) directen Frage oder Aussage entsprechen, so im Conjunctiv des Imperfects oder Plusquamperfects stehen können. Davon seien jedoch ausgenommen jene indirecten Fragen, die in finalem Verhältnisse zur Aussage des Hauptsatzes stehen, sei es als Object einer Erwägung, eines Zweifels (z. B. *quid accogito*), oder als Object einer in dem Verbum des Hauptsatzes enthaltenen Intention (z. B. *quid praecipiat, expectant*), oder mit der Partikel *si* als subjectiver hypothetischer Zweck der Handlung (z. B. *vacchatur vates magnum si pectore possit excussisse deum*).

Das Resultat der ganzen Untersuchung ist am Schlusse S. 97 dahin zusammengefasst, „dass das praesens historicum dem Lateiner nur als Präteritum gegolten hat, und dass somit alle um ein praesens hist. sich gruppierenden Nebensätze in den der Lage zu einem Präteritum entsprechenden relativen Zeiten geschrieben werden müssen, — dass jedoch von dieser temporalen Unterordnung solche indicativische oder conjunctivische Nebensätze ausgenommen sind, die entweder nur einen begrifflichen Bestandtheil des Hauptsatzes bilden oder die Aussage desselben sei es als Object sei es als Epexegeese verwickelnd und weiter solche conjunctivische Relative Final- und Fragesätze, die als im Sinne des Subjects gehalten durch die präsentische Zeitform von der in die Erzählung gehörigen, vom Standpunkte des Berichterstatters aus formulierten geschieden werden sollen.“ Die Bedenken, die dem Referenten dagegen entgegenstiegen sind, sind schon im Vorangehenden angedeutet worden, doch ist das Resultat in jedem Falle aller Beachtung wert.

Von den beiden Anhängen ist der erste eine sorgfältige, unter Heranziehung treffender Beispiele methodisch fortschreitende Untersuchung über jene eigenthümlichen, namentlich bei Tacitus viel und köhn gebrauchten Genetive des Gerundiums und Gerundivums, die bald einen nominativischen Infinitiv zu vertreten, bald in finalem Sinne zu stehen scheinen. Im ersteren Falle werden dieselben als attributive, stets an ein Nomen sich anschließende Genetive erklärt; im letzteren Falle seien sie prädicativ und können auch schlechthin ohne sich an irgend ein Nomen des Satzes anzuschließen, die von dem Subjecte ausgesagte Handlung bestimmen, wie z. B. *Germanicus Aegyptum prolesecitur cognoscendae antiquitatis* (Tac. ann. 2, 59). So hat schon Haase zu Reisis Vorles. Anm. 586 diesen Genetiv als „Genetiv der Eigenschaft“ erklärt, „der seine natürlichste Beziehung auf ein Nomen hatte, dessen Gebrauch sich aber auch über diese Grenze ausdehnte, so dass, wo der Genetiv bei einem bloßen Verbo steht, der Begriff der Handlung selbst als das durch den Genetiv zu Beschreibende gedacht wird.“

Im zweiten Anhang wird die von A. Reifferscheid im Index scholarum der Universität Breslau für das Wintersemester 1877/78 aufgestellte Ansicht, dass *Opus* in der Phrase *opus est* ein Genetiv von *ops* sei, so wie auch *usus* in *usus est* als Genetiv betrachtet werden müsse, mit Erfolg widerlegt, aber die eigene Erklärung ist auch nicht besonders überzeugend, wenn die Construction mit dem Ablativ verdeutlicht wird durch „das Handeln mittels einer Sache, das Vorgehen mittels .. findet statt.“ — Dass ferner *re* in *re fert* Dativ sei, wie schon Verrius Flaccus gelehrt hat, darin stimmt Hoffmann mit Reifferscheid überein. Für die Construction von *interest* aber wird eine neue Erklärung versucht. *Mea, tua* etc. sei bei *interest* nicht Femininform wie bei *refert*, sondern Acc. Plur. Neutr. abhängig von *inter*. Indem man in *inter-est* ebenso wie in *re-fert* nur eine durch den Usus festgehaltene Nebeneinanderstellung, nicht eine eigentliche Composition zu erblicken habe: „es gehört unter das mich etc. angehende, in den Bereich meiner etc. Interessen.“ Dem Possessivum *mea* etc. sei gleich der possessive Genetiv, daher *patris inter-est* „es gehört unter das dem Vater angehende.“ Für die directe Verbindung eines possessiven Genetiv mit einer Präposition werden die bekannten Fälle verglichen: *ad Dianae*; *post Spoi*; *per Varronis* (= *per Varronianum*) *viam ducere voluit* (Cic. ad Q. fr. 3, 1, 2) u. dgl. Dass das *a* in *mea* etc. bei *interest* lang sei, habe man nur der Analogie von *mea refert* an, welche bisher stets angenommen: ein prosodischer Beweis liege nicht vor, da *interest* mit dieser Construction noch bei keinem Dichter nachgewiesen sei.

Graz.

A. Goldbacher.

Griechische Lehrbücher.

1. Ehlinger Dr. J. K., Griechische Schulgrammatik mit besonderer Berücksichtigung der attischen Prosa. Als Anhang die Homerische und Herodotische Formenlehre. Bonn 1882. Verlag von Max Cohen und Sohn (Fr. Cohen). Preis 2 Mark. I und 217 SS.
2. Weissenborn Dr. E., Aufgaben zum Übersetzen ins Griechische im Anschluss an die Lectüre für die oberen Classen der Gymnasien. Leipzig 1882. Verlag von B. G. Teubner. II und 306 SS.
3. Meurer Dr. H. Prof., Griechisches Lesebuch mit Vocabular. I. Theil: Für Unter-Tertia. Leipzig 1882. Druck und Verlag von B. G. Teubner. IV und 187 SS.
4. Dr. A. Matthias, Commentar zu Xenophons Anabasis. Heft I. Commentar zu Buch I. Berlin 1883, J. Springer. II und 63 SS.
5. F. Vollbrecht, Wörterbuch zu Xenophons Anabasis. 5. verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig 1883, B. G. Teubner. IV und 251 SS.
6. Dr. C. Thiemann, Wörterbuch zu Xenophons Hellenika. Mit besonderer Rücksicht auf Sprachgebrauch und Phrasologie. Leipzig 1883, B. G. Teubner. IV und 112 SS.
7. Dr. H. Uhle, Griechische Schulgrammatik in Verbindung mit Prof. Dr. A. Procksch und Dr. Th. Büttner-Wobst. Der Elementargrammatik 3. vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig 1883, F. W. Grunow. X und 238 SS.
8. Dr. E. Koch, Kurzgefasste griechische Schulgrammatik. I. Theil: Laut- und Formenlehre IV und 143 SS.; II. Theil: Syntax 160 SS. Leipzig, B. G. Teubner 1883.
9. G. Stier, Kurzgefasste griechische Formenlehre. Mit dem Anhang über die homerischen Formen. Vierte vervollständigte Auflage des griechischen Elementarbuches von G. u. H. Stier ersten Theils. Leipzig 1883, B. G. Teubner. VIII und 142 SS.
10. G. Stier, Griechisches Elementarbuch enthaltend Vocabular, Lesebuch mit Übungsstoff und doppeltes Wortregister. Vierte umgearbeitete Auflage des Griechischen Elementarbuches von G. Stier und H. Stier, II. Theils. Leipzig 1883, B. G. Teubner. XII und 210 SS.
11. Dr. E. Bachof, Griechisches Elementarbuch. I. Theil. Gotha 1883. VIII und 232 SS.
12. Dr. P. Wesener, Griechisches Elementarbuch, zunächst nach den Grammatiken von Curtius, Koch und Frankl. Bamberg. I. Theil. 10. Auflage. Leipzig 1883, B. G. Teubner. IV und 113 SS.
13. Dr. V. Hintner, Griechisches Übungsbuch nach den Grammatiken von Hintner und Curtius. Wien 1883, A. Holder. IV und 243 SS.

Dr. W. Vollbrecht, Griechisches Lesebuch für Untertertia aus Xenophons Kyropädie und Hellenika. Leipzig 1883, B. G. Teubner. VI und 138 SS.

J. v. Destion, Ἀλεξάνδρου ἀνάβασις. Griechisches Lesebuch für Untertertia. Nach Arrians Anabasis bearbeitet und mit einem Wörterbuch versehen. Kiel 1883, Lipsius u. Fischer. IV und 99 SS.

Dr. H. Heller, Griechisches Lesebuch für Untertertia. Im Anschluss an v. Bambergers Schulgrammatik bearbeitet. Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage. Berlin 1883, J. Springer. VI und 99 SS.

Prof. Dr. H. Meurer, Griechisches Lesebuch mit Vokabular. II. Theil. Für Obertertia. Leipzig 1883, B. G. Teubner. 164 SS.

Dr. G. Böhmes Aufgaben zum Übersetzen ins Griechische für die oberen Gymnasialklassen. 8. theils verkürzte, theils vermehrte Auflage von G. Stier. Leipzig 1883, B. G. Teubner. XII und 335 SS.

Dr. H. Bruncke, Griechisches Verbalverzeichnis zur Repetition der Formenlehre in Obertertia und Secunda. Wolfenbüttel 1883, J. Zwissler. 78 SS.

Dr. H. Müller, Unregelmäßige griechische Verba in alphabetischer Zusammenstellung und nach Conjugationsclassen für Schüler mittlerer Gymnasien bearbeitet. Tübingen 1883, Verlag und Druck von Franz Fues. 23 SS.

Dr. G. E. Benseler, Griechisch-Deutsches und Deutsch-Griechisches Wörterbuch I. Griechisch-Deutsches Schulwörterbuch. 7. verbesserte Auflage besorgt von Dr. G. Autenrieth. Leipzig 1882, B. G. Teubner. VIII und 906 SS.

1. Billig fragt man sich, wenn die Zahl der ohnehin nicht wenigen griechischen Schulgrammatiken wieder um eine vermehrt ist, ob das Erscheinen derselben wirklich gerechtfertigt ist. Der Mann wird sich zunächst die Fragen vorlegen: Bietet die Handlungsweise des neuen Lehrbuches wesentliche Vortheile im Vergleich zu den früheren? Ist das neue Lehrbuch von pädagogischen Gesichtspunkten aus zu empfehlen? Ich glaube, dass es in dieser Hinsicht hauptsächlich doch nur um den Streit der alten und neueren Methode handelt. Den Vorzug verdient nach meiner festen Überzeugung die letztere. Ich unterlasse es, auf Veritäten mich zu berufen, ich ersuche nur jeden, mit sich selbst ernstlich zurathe zu gehen, ob der systematische Vorgang, an der neueren Grammatik eingeschlagen wird, nicht weitaus mehr den Organismus der Sprache klarzulegen im Stande ist, als die vertheilende und zerklüftende Manier der alten Grammatik. Ich sage nicht: Ja, auch hier herrscht Methode; wir lernen das Schema von *παρθεύω* in allen Temporibus und geben dann die Bildung usw. Ist es nicht eine großartige Anforderung an die

Fassungsgabe eines 13—14jährigen Jungen, alle diese zahlreichen Formen auf einmal sich einzuprägen und sie regelrecht zu unterscheiden? Doch wozu viele Worte machen? Ich zweifle nicht, dass die Majorität der einsichtsvollen Schulmänner die Vorteile der neuen Methode unbedingt begreift. Unser Buch hat sich an einigen Punkten, z. B. Übersicht der Veränderungen der Consonanten und Vocale (§. 10, 11) den neueren Anforderungen, wenn auch nicht immer in der correctesten Weise ¹⁾, angeschlossen; allein die Verballehre trägt die Signatur der alten Methode mit allen ihren Schwächen, wobei die Übersicht noch gelegentlich dadurch erschwert wird, dass die Paradigmen zwischen die Vorbemerkungen eingeschoben sind; z. B. §. 43 kommt vor 42, der das Paradigma von *λύω* bringt (S. 39) und schließt sich S. 42 wieder an; noch auffallender bei den §§. 42—45, 60—61. Ein fühlbarer Mangel ist der Abgang von Paradigmen der Verba contracta (§. 46). Man wird nicht verlangen, dass ich in breiter Auseinandersetzung mich mit Einzelheiten befasse, nur auf einige grobe Verstöße gegen die heutige Wissenschaft sei hingewiesen. S. 7 Zusatz ist von dem Lippenzischlaut *F* die Rede, von dem es unter anderem heißt: „Öfter erscheint es als *σ* im Lateinischen, z. B. *ἔξ* = sex, *ἑπτὰ* = septem, *ἑρπῶς* = serpo usw.“ Solcher Gallimathias sollte sich in keinem Schulbuche stehen, auch nicht in den Zusätzen ²⁾. S. 11 Anm. 9 wird *λελυκνία* durch *λελυκότῃα* erklärt. Was soll denn der Schüler denken, der unmittelbar daneben zur Erklärung von *λύουσα*, *λύσασα* liest *λυοντῃα*, *λυσαντῃα*? Was soll man aber erst zu §. 50, 3 sagen: „Im Perfectum Activi nehmen die Labiales und Gutturales den weicheren spir. asper an und werden dadurch zu *φ* und *χ*, die Dentales fallen vor *κ* aus.“ Wer hat gedacht, dass die Buttmann'sche Hauchtheorie nochmals zu Ehren kommen sollte? Dass das „Augment als Reduplication“ erscheint, und andere Ungeheuerlichkeiten in den Erklärungen, will ich nicht weiter auseinander setzen. Genug, die Formenlehre bedeutet nicht nur keinen Fortschritt, sondern in mancher Hinsicht einen dauerlichen Rückschritt, und dieser Grund würde allein ausreichen, die vorliegende neue Grammatik nicht zur Einführung zu empfehlen. — Im Anschluss an die Formenlehre wird das Capitel von den Präpositionen abgehandelt, eine dem gewöhnlichen Gange der lateinischen Grammatiken angepasste Neuordnung, gegen die nicht viel einzuwenden ist. Aus dem gleichen Streben ist die Syntax der Lernstoff, wenigstens in der Casuslehre so angeordnet.

¹⁾ So ist es ungenau, wenn §. 10, 1 gesagt wird: „Vor *α* tenuis kann nur eine tenuis, vor einer media nur eine media, vor einer aspirata nur eine aspirata stehen“. Die unter 2) gemachte Bemerkung: „Eine Dentalis geht vor einer anderen Dentalis in *α* über“, kommt zu spät und unverbunden.

²⁾ S. 52 Anm. 3 begegnet wiederum *ἑξω* = *σῆω* (vide *Stolz* berg de digammo!)

zuerst die mit dem Lateinischen übereinstimmenden Fälle behandelt werden. Freilich kommt es dabei gelegentlich vor, dass zusammenhängende Fälle auseinander gerissen werden müssen, so B. die Verba, welche im Griechischen, abweichend vom Lateinischen und Deutschen, mit dem Accusativ verbunden werden (§. 94, und 95, 1). Jedoch ist darauf nicht viel Gewicht zu legen. Mehr darf behauptet werden, dass die Syntax im ganzen zweckmäßig angelegt ist und in meist übersichtlicher Fassung den thwendigen Lernstoff beibringt. Freilich möchte ich einzelnes anders angeordnet wissen. So empfiehlt es sich gewiss nicht, die abhängigen Sätze nach den Kategorien Indicativ, Coniunctiv, Optativ einzutheilen, sondern nach Satzarten, wie es ja sonst in unseren Grammatiken mit Recht geschieht. Dann entfielen, um von anderem zu schweigen, die Nothwendigkeit, eine eigene Unterart Objectsätze mit *ὅπως c. indic. fut.* (§. 111) aufzustellen.

Gelegentlich wird man gegen die Fassung der Regeln Einpruch erheben müssen, z. B. §. 87, 1. Zus., wo es heißt: „Diese Endung hat nothwendig der genet. partitivus und heißt die partitive oder prädicative.“ Auch mit der Begründung wird man nicht immer einverstanden sein können, z. B. §. 100, 2, wo der Genetiv mit den Verben des Berührens und Wahrnehmens ein „causale“ genannt wird, desgleichen ib. 3, wo von den Verben des Strebens, Sehens usw. dasselbe gesagt wird.

Den Schluss des Buches bildet eine Übersicht des „homerischen und herodotischen Dialektes.“ Störend ist hier, dass die Metallehre erst nach den zur Formenlehre gegebenen Bemerkungen gebracht wird; auch im einzelnen wäre manches besser zu ändern oder zu vervollständigen. §. 1, 2 werden *ἱπποτα* usw. einfach unmittelbar mit lat. *poeta, scriba* zusammengestellt. §. 3. Zusatz steht irrig: *ἡγε* bezeichnet bei diesem (sic) Neutris „Dat. Plur.“ Vielleicht auch in der Wendung *διὰ δὲ στήθεσιν ἔλασσε*? §. 4 fehlen bei den Anomala *χείρ* und *υἱός*. §. 5 (comparation) *γλυκύς, βαθύς, βραχύς, ὀγχι, φιλλών, ὀρίγιον*. Der Coniunctiv (§. 9, 9) hat nicht nur „bisweilens“, sondern oft „gekürzten“ (richtiger kurzen) Vocal, so z. B. beim sigmaischen Aorist. S. 202 Anm. 2 figurieren *γδοδπος = fδοδπος, fός = fός*. Nach §. 19 soll in *παρά, αἰεί, αἰετός* α in αι, *χρίσειος* u. a. ε in ει gedehnt sein. Natürlich spielen auch Veränderungen „metri causae“ eine ziemlich bedeutende Rolle. Merke noch einige Druckfehler an, die mir zufällig aufgefallen sind: S. 7, Z. 7 v. u. *ἐστία*, S. 28, Z. 12 v. o. *δίφωδος* (*φωδος*), S. 145, Z. 6 v. u. *καρσνευάζομαι*, S. 148, Z. 10 v. u. *αν* (*αν*).²⁾

²⁾ Vgl. jetzt auch eine Anzeige im lit. Centralblatt 1884, Sp. 61.

Die vorstehenden Bemerkungen rechtfertigen die Behauptung, dass Ehlingers »Griechische Schulgrammatik« nicht zu den dringenden Bedürfnissen der Unterrichtsliteratur gehört.

2. Die Einrichtung von Weißenborns Aufgabensammlung für die oberen Classen entspricht genau der Anlage der von mir in diesen Blättern, Jahrg. 1882, S. 632 angezeigten »Aufgabensammlung zur Übersetzung in's Griechische im Anschluss an die Lectüre von Xenophons Anabasis«. Die vorliegende Sammlung zerfällt in drei Abtheilungen, von denen die erste und zweite für Secunda, die dritte für Prima bestimmt ist. In den beiden ersten, die Stiche 1—129 und 130—249 enthaltend, werden im Anschluss an Xenophons Hellenica und Memorabilien, Herodots Museen (Ausschnitte aus den meisten Büchern sind vertreten) und Isokrates' Panegyricus die wichtigsten Capitel der Syntax (Casuslehre, Modi, Infinitiv, Particip, gemischte Aufgaben) eingeübt. Nebst diesen Elementaren sind noch 92 Extemporales darin enthalten (82—129 nach Herodot Buch V—IX und Xenophons Hellenica, und 204—249 nach Herodot und Xenophons Memorabilien). Die dritte Abtheilung endlich, die, wie bereits oben bemerkt wurde, für Prima bestimmt ist, enthält 35 freiere Aufgaben, die sich aber im Allgemeinen doch an Xenophons Memorabilien, Platons Euthyphron, Apolog, Kriton, Phaidon und Protagoras, Demosthenes Reden für Philon gegen Philipp und über den Kranz, endlich an Thukydides anlehnen. Bezüglich der weiteren Einrichtung des Buches verweise ich auf die früher erwähnte Recension. Stichproben, die ich überall abgestellt habe, ließen mir das Buch recht zweckentsprechend erscheinen, sowohl was Text als Anmerkungen und Glossar anlangt. Wenn ich etwas an dem Buche ausstellen sollte, so wäre es in großer Umfang. Jedoch möchte ich es gleich der früher besprochenen Aufgabensammlung dem Lehrer für seinen Privatgebrauch sehr empfehlen: er wird eine wesentliche Unterstützung finden bei dem zeitraubenden und doch nicht immer mit Glück durchgeführten Geschäfte der Zusammenstellung schriftlicher Arbeiten.

3. Der Verf. des an dritter Stelle genannten Buches hat sich die Aufgabe gestellt, den an und für sich nicht neuen Gedanken durchzuführen, dass dem griechischen Elementarunterricht ein Übungsbuch zugrunde gelegt werden solle, welches von Anfang an nur zusammenhängende Stücke bietet. Es lässt sich allerdings nicht leugnen, dass diesem Streben eine gewisse Berechtigung durchaus nicht abzuspochen ist, aber die Durchführung stößt doch auf manche nicht unbedenkliche Schwierigkeit: erstens muss man selbstverständlich darauf verzichten, den Schülern die Sätze aus griechischen Originalen zu bieten, dann wird es immerhin schwer halten in zusammenhängenden Stücken alles zusammenzubringen, was zur Einübung dieser oder jener Partie nöthig ist: zweitens wird sich bei Wiederholung ähnlicher Stücke eine gewisse Eintönigkeit nicht leicht vermeiden lassen.

Sieht man hievon ab, so lässt sich nicht in Abrede stellen, dass der Verf. unseres Lesebuches im ganzen ein brauchbares Hilfsbuch zum ersten Unterrichte im Griechischen geschaffen hat, das, ohne an eine bestimmte Grammatik sich anzuschließen, im ganzen der älteren Eintheilung der griechischen Formenlehre folgt. Die Wahl der Stoffe ist im ganzen und großen zu billigen, verschiedene Wissensgebiete sind berücksichtigt, in den späteren Abschnitten mit Recht die geschichtlichen Themata bevorzugt.

Das Vocabularium ist nach größeren grammatischen Kategorien (a-Declination, o-Declination usw.) geordnet, zum Schlusse ein alphabetisches Verzeichnis der Eigennamen beigegeben.

4. Der vorliegende Commentar zum ersten Buche von Xenophons Anabasis ist mit vornehmlicher Berücksichtigung von demselben Verfassers Schrift »Griechische Wortkunde im Anschluss an Xenophons Anabasis« verfasst. Von dieser Schrift habe ich im 33. Jahrgang dieser Zeitschrift (1882), S. 628 f., ein Referat gegeben. Der Verf. will in der Schule nur Textausgaben in den Händen der Schüler wissen, darum hat er den Commentar von dem Texte getrennt und gedenkt erst nach Vollendung des ganzen Commentars auch eine Textausgabe von Xenophons Anabasis, die einen für die Schule eigens hergerichteten Text enthalten soll, erscheinen zu lassen. Ohne mich im Folgenden auf Besprechung von Einzelheiten des ziemlich umfangreichen Commentars einzulassen, begnüge ich mich damit, den Lesern dieser Zeitschrift die Einrichtung desselben in Kürze darzulegen. Vorausgeschickt ist eine kurze Einleitung, welche die zum Verständnis wichtigsten historischen Daten in gedrängter Kürze enthält. Dem zu jedem einzelnen Capitel gegebenen Commentar ist ein Verzeichnis jener Verba vorausgeschickt, welche dem Schüler noch nicht bekannt sind, da nach der Voraussetzung des Verf.s die Lectüre der Anabasis schon beginnt, wenn die Schüler in der Kenntnis der Formenlehre erst bis zu den verbis liquidi incl. gekommen sind. Der Commentar selbst enthält einige nützliche Bemerkungen (muss wirklich *Ἀλεξανδρινός*, *Ἰωνικός* u. ähnliches eigens aufgeführt werden?), Verweisungen auf des Verf.s früher angeführte Wortkunde, die dem Schüler die nöthigen lexikalischen Behelfe an die Hand geben sollen, endlich zur Beseitigung syntaktischer Schwierigkeiten Verweisungen auf die Grammatiken von Seyffert-Bamberg und Koch. Beigegeben ist noch ein Anhang zur Repetition von Vocabeln. Das Bestreben des Verf.s durch seine Arbeiten dem Unwesen schädlicher Behelfe bei der Lectüre zu steuern, ist im hohen Grade anerkennenswert; auch hat die Trennung von Text und Commentar entschiedene Vortheile; aber ein Bedenken bleibt doch bestehen: Wird man um ein alphabetisch geordnetes Vocabelverzeichnis herumkommen? Freilich muss dasselbe für den betreffenden Schriftsteller eigens verfasst sein und nur demselben dienen. Dann wird einerseits dem Schüler nicht zugemuthet, durch Benützung eines allgemeinen Lexikons seine ohne-

hin stark in Anspruch genommene Zeit noch mehr zu vergrößern; andererseits entfallen die vielen mühsamen Citate, die in dem vorliegenden Commentar bei dem Abgang eines solchen alphabetisch geordneten Wörterverzeichnisses unumgänglich nothwendig sind.

5. Die vierte Auflage des Vollbrechtschen Specialwörterbuchs habe ich im 33. Jahrgang dieser Zeitschrift (1882), S. 629 f., zur Besprechung unterzogen. Da ich der Ansicht huldigte, dass das Buch im ganzen recht brauchbar sei (das rasch nothwendig erscheinende Erscheinen einer fünften Auflage spricht wohl auch dafür), habe ich vornehmlich die etymologische Seite desselben ins Auge gefasst und in dieser Hinsicht eine Reihe von Bemerkungen gegeben, die freilich für die fünfte Auflage des Buches nicht in Betracht verwendet werden konnten, wie mir der Verf. brieflich mittheilte. Ich übrigen ist mit Ausnahme der Umarbeitung der Artikel *ὑπόθεσις* und *Μέσσηλα* eine wesentliche Änderung in keiner Hinsicht zu erwarten. Es genüge daher, auf das Erscheinen der fünften Auflage aufmerksam gemacht zu haben.

6. Das an dieser Stelle genannte Buch wird schwerlich in unseren Gymnasien Verwendung finden, da an denselben Xenophon's Hellenica nirgends, so viel ich weiß, gelesen werden. Der Verf. der sich um den Unterricht durch das »Homerische Verbalbuch« (Berlin 1879), eine recht brauchbare, empfehlenswerte Schulwerk, erkennenswerte Verdienste erworben hat, hat in seinem Speciallexikon vornehmlich Rücksicht auf Phraseologie und Sprachcorrectur genommen, und es scheint mir nach Durchsicht verschiedener Artikel auch das vorliegende Buch durch Genauigkeit und Prägnanz im Ausdruck seinem Zwecke gerecht zu werden. Da mir im Ausdrücke kein vollständiges Wörterverzeichnis zu Xenophon's Hellenica vorliegt, bin ich allerdings nicht in der Lage zu controliren, ob die Arbeit die nöthige Vollständigkeit besitzt. Bezüglich der Einrichtung des Buches, das mir entschieden empfehlenswert erscheint, bemerke ich noch, dass die Eigennamen in einem eigenen Verzeichnisse untergebracht, und die mit Präpositionen zusammengefügten Verba unmittelbar ihrem Simplex angeschlossen sind. (Vergl. die ausführliche Recension von H. Zurborg in der Philol. Rundschau IV, 151 f.).

7. Uhles griechische Schulgrammatik ist, wie der Titel besagt, die dritte vermehrte und verbesserte Auflage der 1875 erschienenen Elementargrammatik desselben Verfassers, von der sich das vorliegende Buch hinsichtlich der Formenlehre nur in wenigen Punkten (z. B. Aufnahme des Duals) unterscheidet; jenseits ist an Stelle des früheren kurzen syntaktischen Anhangs der Elementargrammatik jetzt eine vollständige Syntax getreten, so dass der Schüler in die Lage versetzt ist, mit dieser Grammatik für den gesamten griechischen Unterricht auszureichen. Die erste Auflage unseres Buches ist von A. Goldbacher in dieser Zeitschrift, Jahrgang XXVIII (1877), S. 772, besprochen worden; es reicht daher an

wesentliche Änderungen nicht vorgenommen sind, vollkommen aus, der Leser darauf zu verweisen. Ausdrücklich bemerke ich, dass Goldbachs Ausführungen über die Verquickung alter und neuer Methode bei Behandlung des Verbums auch jetzt noch ihre volle Berechtigung haben. Abgesehen hieron wird sich im ganzen und großen weder gegen die Auswahl, noch gegen die Anordnung des Stoffes ein erheblicher Einwand vorbringen lassen. Beiläufig bemerkt, wie lange wird es noch dauern, bis auch in den Schulgrammatiken anerkannt wird, dass *λέγω* und *τίθημι* beides ursprüngliche Typen sind und somit ersteres nicht *-μι* verloren hat, dass dem Imperativ *λέγε* nicht *θι* abgefallen, sondern diese Form ursprünglich ist? Ein ausführliches Capitel (S. 106—122) ist mit Recht der Wortbildung gewidmet, deren Bedeutung für den Unterricht leider nur zu häufig unterschätzt wird. Bei der Durchsicht der zum Zwecke des eigentlichen Lernens (also nicht auch des Nachschlagens) bestimmten Syntax, die daher auf das Nothwendigste beschränkt ist, ist mir nicht aufgefallen, dass irgendwie wesentliches übergangen worden wäre, vielmehr wird man die kurze, präzise Fassung der Regeln, die zweckmäßige Gruppierung derselben, die nicht selten vorkommenden Verweise auf die lateinischen und französischen Beispiele nur lobend anerkennen müssen und die vorliegende Syntax als wohl verwendbar im Unterrichte bezeichnen dürfen. Einzelheiten hervorzuheben unterlasse ich um so mehr, als in einer Anzeige unseres Buches in der Berliner philologischen Wechenschrift 1884, S. 109 f., von J. Sitzler eine Reihe von Bemerkungen gemacht worden ist, mit denen man meist einverstanden sein kann, und auf die ich die Leser hiemit verweise. Zum Schlusse bemerke ich noch, dass entgegen der Meinung des Verfs. Hinweise auf den attischen und homerischen Dialect (bez. Abrisse derselben) die Brauchbarkeit des Buches nach meiner Meinung nur erhöhen könnten. Mit besonderem Lobe muss der wirklich eleganten, dem Auge wohlthuenden Ausstattung gedacht werden.

8. Wenige Worte mögen genügen, um auf das Erscheinen von Kochs kurzgefasster griechischer Schulgrammatik hinzuweisen, da dieselbe nur durch Hinweglassung von Substantiven, Adjectiven und Verben, die in der Vorrede aufgeführt sind, durch Einschränkung mancher Bemerkungen in der Syntax und Reducierung der Beispiele, endlich Entfernung der Anhänge II. und III. sich von der größeren Kochschen Grammatik, deren siebente Auflage ich in dieser Zeitschrift, Jahrg. XXX (1880), S. 613 f., besprochen habe, unterscheidet. Gleich hier bemerke ich, dass in zwei dankenswerten Beispielen „das Wichtigste aus der Moduslehre zum Repetieren“ und „Ein Exercitium über die Moduslehre“ enthalten ist. Ich setze, um das Verhältniß der beiden Grammatiken, die in der Fassung der Regeln sich gar nicht unterscheiden, besser zu bestimmen, die von einzelnen Theilen in beiden gewidmete Seitenzahl hieher⁴⁾:

⁴⁾ Ich citiere nach der 7. Auflage.

Formenlehre früher 149, jetzt 143, Syntax früher 195, jetzt 187 Seiten. Wie man sieht, ist eigentlich nur letztere um ein Bedeutendes gekürzt worden. Einige meiner u. v. a. O. gegebenen Anmerkungen und Ausstellungen sind berücksichtigt. (Vgl. auch die Recension in der Berliner philolog. Wochenschrift 1884, S. 471.)

9. Stiers kurzgefasste griechische Formenlehre erscheint zum erstenmale getrennt von dem früher beigegebenen Vocabularium und Übungsbuche und soll in der vorliegenden Fassung als Leitfaden in der Formenlehre dienen, doch wohl, wie ich glaube, mit vornehmlicher Rücksicht auf das getrennt herausgegebene »griechische Elementarbuch«, dem später einige Worte gewidmet werden sollen. Im allgemeinen sind die Grundsätze der neueren Methode dem Verfasser maßgebend gewesen, jedoch so, dass er neben der Curtius'schen Eintheilung der Verba, die er acceptiert hat, auch die *verba pura, muta, liquida* beibehalten hat, wie dies ja auch in der eben besprochenen Ubleschen Grammatik geschehen ist. Im übrigen werden die einzelnen Tempora systematisch behandelt, nach meiner Meinung nicht zu unterschätzender Vorzug, der auch oft genug betont werden kann. Eigenthümlich ist die Bemerkung §. 71: »Es gibt im Griechischen zwei Hauptconjugationen, die ältere und eine jüngere«. Die Wissenschaft kann diesen Anspruch nicht billigen: die beiden Hauptconjugationen müssen bereits der Ursprache vindicirt werden, und es liegt keine, ja gar keine Berechtigung vor, die ω -Conjugation aus der μ -Conjugation abzuleiten, wie es der Verf. thut. Um gleich betreffs der Behandlung des Verbums noch eine Bemerkung zu machen, so erscheint mir die Theilung des Stoffes in der vom Verf. gewählten Art nicht unbedeutend. Ich führe ein Beispiel an. §. 145—150 wird die erste Hauptconjugation in kurzem Abriss behandelt, §. 153—157 folgt die »Tabelle der Verba auf μ «. Ich kann mir nicht recht denken, warum denn hier eine einzige zusammenhängende Übersicht, welche die wichtigsten Eigenthümlichkeiten der Verba auf μ voranzuschicken werden, ihren Zweck nicht besser erfüllen sollte, als die zertheilende Weise mit ihren selbstverständlich nothwendig werdenden Wiederholungen. Ähnliches ließe sich auch bezüglich einer oder anderer Theile des Verbums zeigen. Dass der Grund hiefür in didactisch-pädagogischen Gesichtspunkten zu suchen ist, liegt auf der Hand, weniger klar sind mir diese letzteren selbst geworden. Es scheint mir ferner nicht besonders gut, dass die Anmerkungen zu dem eigentlichen Texte nicht auch durch den Druck unterchieden sind, zumal dieselben gleich im Anfang einen sehr beträchtlichen Theil des Raumes einnehmen, indem die Regeln der Contractura, Kiasis, Synkope, die Lehre von den Consonantenveränderungen und noch anderes unter dem Striche gegeben werden. Beiläufig bemerkt, genügte es §. 33 (Lautregeln bei der Bildung des Nom. sing. 3. pers. cons. Stämme) nicht auf das S. 5 Gesagte einfach zu verweisen, sondern nur das dort nicht Berührte anzumerken? (Vgl. auch §. 16.) Ich

man auch nicht behaupten, dass der sprachliche Ausdruck stets richtig ist, auch mit manchen Erklärungen mich nicht einverstanden erklären. Hievon ein paar Beispiele. §. 6 I (S. 7) heisst es: „Der Ton bleibt der Hauptregel nach auf der Silbe, welche ihn in der ersten Form hatte.“ §. 17 „dieselbe (die *a*-Declination) entspricht im allgemeinen der lateinischen ersten; insofern auch hier teilweise in 7 übergeht, der lateinischen fünften.“

S. 4, Z. 5 v. u. *summus* = **supimus* (richtig **sup-mus*).

Zu §. 59 *a* heisst es: „Bei *καλλίων* ist *i* doppelt gerechnet, dem *ι* zu *λλ* wurde, *γ* zu *ζ*.“

Soll die Form *ῥατατα* (der Verfasser nimmt allerdings einen unthümlichen Standpunkt ein, vgl. Griech. Elementarbuch S. IX) einer kurzgefassten griechischen Formenlehre Platz finden?

Unter Nr. 31 der homerischen Formenlehre, die als Anhang beigegeben ist und für ihren Zweck ziemlich ausreichen dürfte, steht es: „Der Coniunctiv ist oft nur aus dem Zusammenhang zu kennen, nicht aus dem Unterschied vom Indicativ, da das Metrum und Quantität des Vocales bestimmt.“ Wirklich viel zugemuthet in wenigen Worten.

πλέας πλέας (Nr. 21) sind wirkliche Comparative, vgl. below. Die langen Vocale *a*, *e*, *o*, S. 46 und des Ref. Beiträge z. d. griech. Nomina S. 44.

Derartige Ungenauigkeiten ließen sich noch mehrere anführen, jedoch breche ich, um diese Anzeige nicht zu weit auszuweiten, hier ab, indem ich noch hinzufüge, dass nicht Scheelsucht dergleichen Ausstellungen die Veranlassung ist, sondern die begründete Forderung, dass in Schulbüchern nur Correctes geboten werden soll.

10. Stiers Elementarbuch ist im engen Anschluss an desselben Verfassers eben besprochene Grammatik geschrieben, jedoch (und das war der Hauptgrund der Trennung des früher einheitlichen Werkes) durch Verweisungen auf die Grammatiken von Curtius und auch neben diesen im Elementarunterrichte des Griechischen verwendbar. Es enthält I) Vocabular (S. 1—30), II) Übungsstücke (Lesebuch (S. 31—141), endlich ein griechisches und ein lateinisches Wortregister in alphabetischer Anordnung. In bemerkenswerthem Unterschiede von anderen Büchern dieser Art sind die Übungen (25 Stücke) der systematischen Einübung der Accentuation gewidmet; hiebei werden Präsens und Imperfect der uncontractirten *ω*-Coniugation, die *o*- und *a*-Declination behandelt, frühzeitig die wichtigsten Präpositionen (St. 10) eingeübt, ebenso (St. 14) die Formen *ἐμοῦ ἐμοί ἐμέ σοῦ σοί sé* des Personalpronomens. Mit der Einübung der consonantischen Declination wird der Lernstoff in genauem Anschluss an die Grammatik weitergeführt. Hinsichtlich des Verbums ist noch zu bemerken, dass der Stoff, wie in der Grammatik *εἶμι* und *καίμαι* den *o*-Verben vorausgesetzt (vgl. meine oben stehende Bemerkung), so auch die Formen

dieser Verba zuerst einüben lässt. Was die äußere Einrichtung anlangt, bemerke ich noch, dass für den anfänglichen Unterricht griechische und deutsche Stücke in gleichem Umfange neben einander hergehen, später aber die griechischen überwiegen. In der Hauptsache für die zweite Hauptconjugation die deutschen Beispielenur mehr anhangsweise gegeben werden. Was den Inhalt anbelangt, so werden frühzeitig kleinere zusammenhängende Stücke (das St. 16) eingeschaltet, um endlich fast ausschließlich zu erecten. Unter ihnen befinden sich auch Äsopische Fabeln. Im St. 106 sind 50 iambische Denksprüche mit eigener freier Übersetzung der Verbe gegeben. Soll ich im allgemeinen ein Urtheil über die Auswahl des Stoffes abgeben, so muss ich entschieden die Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit desselben anerkennen, und darf auch versichern, dass dieselbe im ganzen und großen eine glückliche ist. Zu empfehlen scheint mir dem Anfänger an grammatischen Hinweisen geboten zu sein. So, um ein paar Beispiele aus verschiedenen Stücken herauszugreifen, dürften St. 9 zu οἱ ἐπεὶ ναοὶ⁵⁾, St. 12 zu τῆς μετὰ βίας (gen. temp.), St. 35 zu οὐδὲν τε (auch im Wörterbuch ist jede Erwähnung der Construction mit dem Infinitiv, was um so bemerkenswerther ist, als ja der Schüler, wenn Stiers Formenlehre benützt wird, gar nicht einmal einen Abriss der Syntax zur Hand hat), zu St. XIX (S. 84) zu ὅτι bei Einführung der directen Redewe., kurze Bemerkungen grammatischen Inhalts nicht überflüssig sein. Auch über den Gebrauch des Optativs in abhängigen Sätzen als Vertreter des Indicativs, über die häufig vorkommenden Conjunctionen erinnere ich mich nicht, Andeutungen gefunden zu haben. Es scheint aber zu viel, dies alles dem Lehrer überlassen zu wollen. Zum Schlusse bemerke ich, dass im Glossar, soweit dasselbe nachprüfen konnte, das St. 70 stehende ἄφρων fehlt.

11. Bachof macht in seinem griechischen Elementarbuch, wie Meurer, den Versuch den Unterricht im Griechischen mit zusammenhängenden Stücken zu beginnen. Es lässt sich wohl in Abrede stellen, dass der Gedanke an und für sich alle Beachtung verdient, und auch der vorliegende Versuch der Vereinfachung desselben verdient im ganzen unsere Anerkennung. Der Verf. ist mit vielem Glücke über die Schwierigkeiten hinweggekommen, welche namentlich bei Beginn des griechischen Unterrichts die Abfassung zusammenhängender Stücke und die Auffindung der Stoffe verursacht. Bereits das vierte Stück behandelt einen mythologischen Stoff (Tantalus); demselben Gebiete sind die Stücke bis 36 entnommen, den übrigen Theil unseres

⁵⁾ Der Gebrauch dieser nichtattischen Form, sowie anderer, erklärt sich aus dem oben angedeuteten Grundsatz des Verfs., auch nichtattische, besonders der *κοινή* angehörige Formen dem Schüler vorzusetzen. Ich halte die Beschränkung auf die attische Sprache für dringend geboten und müsste daher eine Säuberung des vorliegenden Elementarbuches und der Formenlehre in dieser Richtung verlangen.

mentarbuches bilden 89 Stücke, deren Inhalt der reichhaltigen und hochinteressanten Geschichte Griechenlands entlehnt ist. An die Übungsstücke schließt sich ein Verzeichnis der wichtigsten syntaktischen Regeln (S. 128—136), welche für das Verständnis des vorausgehenden Lernstoffes nothwendig sind. Auf sie wird in den einzelnen Fällen hingewiesen, und da sie kurz und bündig abgefasst sind, reichen sie für ihren Zweck vollkommen aus. Um dem Anfänger die Präparation zu erleichtern, ist eine systematische Zusammenstellung der Vocabeln für die Stücke 1—36 beigegeben. Den Schluss bildet ein alphabetisches griechisch-deutsches und ein deutsch-griechisches Wörterverzeichnis. Was die Anordnung des Stoffes anlangt, so ist dieselbe im ganzen systematisch, häufig an Kochs Grammatik erinnernd, jedoch ist das Buch ohne Schwierigkeit neben jeder anderen Grammatik zu brauchen. Außerdem sei noch darauf hingewiesen, dass der Verf. durch hinzugefügte, hochgestellte *L* dem Schüler dankenswerte Winke zur Übersetzung gegeben hat, wenn solche aus dem Lateinischen zu holen sind. Haben wir im allgemeinen mithin ein günstiges Urtheil über das offenbar mit großer Sorgfalt gearbeitete Buch aussprechen können, so soll es uns andererseits auch gestattet sein, einige Bedenken vorzubringen. Als das schwer wiegendste erscheint mir die Verwendung zahlreicher Verbalformen, bevor das Verbum gelernt ist. Die beigegebene „Übersichtstabelle über die vorweggenommenen Verbalformen“ hilft nicht viel, wohl aber wird nach meiner Meinung auf diesem Wege eine klägliche Unsicherheit in der Bildung und Verwendung der Verbalformen hervorgerufen. Wenn irgend ein Grundsatz richtig ist, ist es der, dass der Schüler nur solches in seinem Übungsbuche zu bearbeiten bekomme, wofür er die vollständige Anleitung bereits genossen hat, und dass nichts „vorweggenommen“ werde. Auch kann ich nicht unterlassen zu bemerken, dass manche Stücke für die Unterrichtsstufe, für welche sie bestimmt sind, denn doch zu bedeutende Schwierigkeiten bieten. Auf diese Punkte müsste bei einer neuen Auflage entschieden Rücksicht genommen werden. (Vgl. übrigens die Anzeige im Lit. Centralblatt 1884. Sp. 122).

12. Der erste Theil von Weseners Elementarbuch, umfassend das Nomen und das regelmäßige Verbum auf *ω* enthält 82 Übungsstücke (griechisch und deutsch), 12 Fabeln und 6 größere zusammenhängende Aufgaben zum Übersetzen ins Griechische, welchen sich ein systematisch geordnetes Vocabular anschließt. Die nothwendigen grammatischen Anmerkungen sind in kurzen Fußnoten gegeben. Da die Sätze darauf berechnet sind, dass sie der Schüler nach Erlernung der nothwendigen Vocabeln ohne weitere Präparation unmittelbar übersetze, sind dieselben durchgehends sehr leicht ausgefallen, worin manche (z. B. Stier Elementarbuch S. IV) vielleicht nicht mit Unrecht einen Übelstand

sehen. Abgesehen davon kann die Auswahl der Sätze eine gute und zweckentsprechende bezeichnet werden. In den grammatischen Anmerkungen dürfte noch hier und da eine Verbesserung eintreten; z. B. St. 48 S. 6 scheint zu $\mu\eta\ \pi\omicron\tau\epsilon\ \acute{\alpha}\lambda\lambda\omicron\tau\omicron\iota$ eine Bemerkung wegen des Gebrauchs von $\mu\eta$ am Platze, etwa St. 10 (51 B. 8) zum Gebrauche des 'Optativs' in dem Aussatze: $\text{Κικέρων ἔλεγεν, ὅτι ἤδῃ κατόλισσε τὸν βίον.}$

Zum Schlusse noch folgende Bemerkung. Wenn auf dem Titel unter den Grammatiken, nach denen das Elementarbuch bearbeitet ist, die Curtiussche voransteht, so darf man deswegen nicht glauben, dass sie vornehmlich bei der Anordnung des Stoffes maßgebend gewesen sei, vielmehr ist dies der Hauptsache ist die Kochsche gewesen, neben welcher das Übungsbuch am besten zum Gebrauche sich eignen dürfte.

18. Hintners griechisches Übungsbuch ist eigentlich, wie der Verfasser selbst in der Einleitung sagt, nichts anderes als eine neue Auflage seines griechischen Elementarbuches. Es war natürlich, dass Hintner dasselbe seiner inzwischen erschienenen Grammatik anpasste, und dies ist denn auch in dem vorliegenden Buche geschehen, jedoch so, dass auch noch die betreffenden Paragraphen der Curtiusschen Grammatik angeführt waren. Freilich sonderlich bequem wird der Unterricht nach Curtius Grammatik und Hintners Übungsbuch sich eben nicht gestalten, doch Anlage und Lehrgang der beiden Grammatiken in der That vom Verbum zu sehr von einander abweichen. Abgesehen davon ist Hintners Buch ohne Frage eine tüchtige, brauchbare Lesart. Da übrigens die erste Auflage des Elementarbuches bereits in 25. Jahrgange dieser Zeitschrift (1874) S. 496—514, oben in der zweiten im 29. Jahrg. (1878) S. 105 f. v. J. Rappold einer eingehenden Besprechung unterzogen worden ist, und abgesehen von der Änderung des Lehrganges und der dadurch notwendig gewirkten Vertheilung des Lernstoffes auch die Auswahl der Sätze im Einzelnen und ganzen dieselbe geblieben ist, so begnüge ich mich mit den wenigen Abänderungen hinzuweisen, die unser Buch im Vergleich zur dritten Auflage des Elementarbuches erfahren hat.

Die Zahl der Übungstücke ist infolge der verschiedenen Anordnung des Stoffes um fünf gewachsen (99 gegen 94). Hinzugekommen sind die ins Elementarbuch aufgenommenen Fabeln und zusammenhängenden Lesestücke aus dem Übungsbuche entnommen worden, indem der Verfasser unmittelbar nach Absolvierung der Perseuslehre dem Schüler Xenophons Anabasis in die Hand gegeben und glaubt, drei bis vier Monate der vierten Classe kann die Lectüre Xenophons betrieben werden. Ob so viele Zeit übrig bleibt, scheint mir allerdings sehr fraglich, der Gedanke, den Hauptausgesprochen hat, ist hingegen gewiss richtig und in Deutschland vielfach durchgeführt. Die Zahl der für die Erhebung der ersten bestimmten Stücke ist auf 51 vermehrt (gegenüber 31 der ersten

thes), und zwar sind die neu hinzugekommenen Stücke freie Uebersetzungen einzelner Theile des ersten und dritten Buches Xenophons Anabasis. Das Buch hat dadurch an Brauchbarkeit gewonnen. Auch muss ich dem Verfasser aus mehrfacher Erfahrung darin recht geben, dass der in seinem Übungsbuch (Elementarbuch) erhaltene Lernstoff zur Einübung der Syntax des Obergymnasiums ausreiche, wenigstens bis zur siebenten Uebung einschließlich.

14—16. Es wird zweckentsprechend sein, die drei für Untertertia bestimmten Lesebücher von W. Vollbrecht, Destion und im Zusammenhange näher zu betrachten. Besonders gilt dies für die beiden ersten, deren Verfasser ausdrücklich hervorheben, dass dem mit Ostern 1883 ins Leben getretenen neuen Plan für höhere Unterrichtsanstalten, nach welchem der Beginn des Unterrichts im Griechischen in die Untertertia verlegt wurde, die beiden Lesebücher ihre Entstehung verdanken. Das im Vergleich zur früheren Einrichtung verlorene Jahr soll dadurch wettgemacht werden, dass die Schüler sobald als möglich zur Uebung angeleitet und in dieselbe eingeführt werden. Nach Vollbrecht soll der griechische Unterricht im ersten Halbjahr (Michaelis) die Declination des Substantivs, Adjectivs, Pronomens, die Conjugation der Verba pura umfassen, und zwar soll geschehen ohne Zuhilfenahme eines Übungsbuches, sondern lediglich durch Formenextemporalien. Darauf wird dem Schüler das vorliegende Lesebuch in die Hand gegeben, welches von dem Verfasser zum Theil wesentlich abgeänderte Stücke aus seinen Büchern der Kyrupädie (I, II, V—VIII) und aus Hellenica (10 Stück), ein alphabetisches Wörterverzeichnis und ein grammatisch geordnetes Vocabular enthält. Voraussetzung bei Benützung desselben ist, dass der Lehrer die Präparation mit den Schülern in der Schule vornehme. Doch auch ohne dies möchte ich meinen, ist den Untertertianern gewaltig viel abzugethan. Gesetzt auch, das oben erwähnte Lehrziel werde bis Michaelis erreicht, so wird er jetzt sofort Formen von Verben auf — *μι* und zahlreiche andere unregelmäßige sich merken müssen (so gleich im ersten Stücke beispielsweise ἀπεισάμι, ἀπεισάσιν, ἀνελήλαται, ἀναμνησθήτω usw.), die, wenn auch vom Lehrer erklärt, doch keinen festen Halt in seinem Gedächtnis finden werden, weil die unerlässliche methodische Schulung fehlt. Inhaltlich werden dem Schüler erheblich schwierige Stellen beigegeben. Kurz, mir scheint, dass der Verfasser zu viel in zu kurzer Zeit erreichen will und vielleicht durch die Praxis von der Erreichbarkeit seines Zieles sich selbst überzeugen dürfte. Die höheren Anforderungen stellt Destions Lesebuch, das, wie der Titel besagt, nach Arrians Anabasis ausgearbeitet ist. Die Verba auf — *μι* sind principiell ausgeschlossen, ausgenommen die Formen der unregelmäßigen Zeitwörter auf ein sehr

geringes Maß beschränkt (Übersicht S. 66). Die Fassung der Sätze ist namentlich anfangs einfacher und verständlicher als in dem eben besprochenen Lesebuche. Übrigens ist die Kenntniss der ganzen regelmäßigen Conjugation der Verba auf -ω trotz der im Eingange vielfach verwendeten historischen Präsensia Voraussetzung (S. 3 *καλύσσετε, νικήσατε*, S. 4 *ἀκούσατε, ἐπέλευσε* usw.). Grammatische und syntaktische Verweise fehlen in beiden eben besprochenen Lesebüchern gänzlich; ich halte den Abgang derselben, trotz der vorausgesetzten Präparation mit dem Lehrer doch für sehr bedenklich. Wie soll sich denn der Schüler, wenn er doch einmal anfängt selbständig zu präparieren, mit dem Stoff zurechtfinden? Und dass er möglichst bald selbständig präparieren ist nach meiner Meinung ein Postulat eines gedeihlichen, dem Schüler zur Selbstarbeit erziehenden Unterrichtes.

Hellers Lesebuch bietet ein ungemein reiches Material zur Erläuterung der griechischen Formenlehre bis zu den Verba auf -μι, jedoch nicht von Anfang an in zusammenhängenden Stücken, welche erst mit Stück 41 beginnen, dann aber in immer reichlicherer Fülle folgen. Eine gewisse Einheitlichkeit ist jedoch dadurch in die unzusammenhängende Masse der Sätze gebracht, dass dieselben nach folgenden vier Kategorien geordnet sind: A) Ethische Anschauungen, B) Historische Notizen, C) Mittheilungen aus der Götter- und Heldensage, D) Beobachtungen über die den Menschen umgebende Natur. Die zusammenhängenden, meist nicht allzu langen Stücke, von denen zum Theil auch die Quellen genannt sind (vgl. S. 146 f.), sind größtentheils Abschnitte aus Strabon, Thukydides, Plutarchos, besonders aus Xenophon und anderen Schriftstellern. Es wird sich nicht in Abrede stellen lassen, dass in der vorliegenden Lesebuche eine reiche Fülle des belehrendsten und interessantesten Materials geboten ist, jedenfalls ausreichend für zwei Jahrescurse. Freilich ist das Buch, wie auch der Titel besagt, nur im Anschluss an Franke-Bamberg zu gebrauchen. Ich habe nicht die Absicht, bei Einzelheiten mich aufzuhalten, jedoch einige Bemerkungen, die ich gemacht habe, will ich nicht unterdrücken. S. 30 f. Satz 68 muss statt *ἦν θύοντες ἀν' ἐμὴν ἡμέραν θεραπεύουσι τοὺς θεοὺς* stehen *θεραπεύουσι*. Die Fassung der Regel 15 (S. 39) ist zu wenig genau, indem es heißt: „Eine Negation wird bei den folgenden Indefinitis (*ποτέ πῶ τις*) wiederholt, hebt aber die vorhergehende nicht auf“. Hier fehlt offenbar eine Andeutung darüber, dass die zweite Negation eine zusammengesetzte sein muss. Die Schreibung *ὀπομνησκῶ θυήσκῶ* darf man getrost aufgeben, zumal auch Franke-Bamberg S. 96, 10, 13 die Schreibung ohne ε sub-cryptum gewählt ist. Manchmal wird wohl noch ein grammatischer Hinweis nothwendig sein, z. B. S. 42, Satz 29 (irrealer Bedingungsatz von dem früher keine Rede gewesen), S. 50, Stück 66 so als als Anführungszeichen, eine Gebrauchsweise, die auch im Wörter-

verzeichnis nicht angemerkt ist. Besonders aufmerksam machen will ich noch darauf, dass in einem eigenen Register sämtliche Eigennamen mit allen Stellen verzeichnet sind, an denen sie vorkommen.

17. Meurers Lesebuch für Obertertia ist die Fortsetzung des von mir oben angezeigten Lesebuches für Untertertia. Es theilt mit demselben die Vorzüge und Schattenseiten. Das vorliegende Lesebuch enthält 159 Stücke zur Einübung der Verba auf -μι und Anomala. Als die gelungensten Stücke erscheinen die historischen Inhalts, auch manche der aus Lukianos entlehnten Dialoge (griechisch und deutsch) eignen sich gut, manche, wie z. B. 129 weniger. Eine gewisse Einförmigkeit freilich lässt sich bei einer Reihe von Stücken nicht in Abrede stellen, in denen besonders dieselben Verba immer wiederkehren; man vgl. z. B. 1, 2, 8, 28, 29, 46, 59, 61, 84, 123, 124. Andere werden ihrem speciellen Zwecke nicht gerecht. Stück 12 z. B. findet sich nur die Form ἐστῆκεν, obgleich dieses Stück unter die zur Einübung der Formen von ἵστημι bestimmten gehört. Stück 114 (Mischclassen) enthält die einzige Form ἔπον. Auch der deutsche Ausdruck ist nicht selten wenig geschmackvoll, z. B. Stück 13: »Das zweite Schiff besiegte das erste, indem es schneller segelte«. Eigenthümlich kommt es mir vor, dass der Verf. durch die trockene Aufzählung der Schemata der indirecten Frage- und Bedingungssätze (andere Bemerkungen syntaktischen Inhalts sind im deutsch-griechischen Glossar enthalten, aber in dürftiger Anzahl) diese Sache für erschöpft hält. Im Glossar dürfte einiges nachzutragen sein; so z. B. steht Stück 120 die Wendung: Κρατινός — διδάσκει τὴν Πυρίην, im Glossar steht nur: διδάσκω lehre, belehre. Stück 110, 2 muss stehen: ἡσὶ liefert uns dieselben aus statt »denselben«; Stück 117 ποιῶναι statt ποιῶν. Was soll endlich die Aufzählung von Franke-Bamberg bei den anomalen Verben auf -ω, während doch sonst nirgends diese Grammatik oder eine andere citirt ist?

18. Böhmcs Aufgabensammlung ist anerkannt als eine tüchtige und sehr brauchbare Leistung. Als solche wurde bereits die erste Auflage derselben in dieser Zeitschrift Jahrg. X (1859) S. 560 f. bezeichnet, ebenso im XVI. Jahrg. (1865) S. 647 die zweite Auflage in einem kurzen Hinweis empfohlen. Ich habe selbst Gelegenheit gehabt, privatim nach Böhme zu unterrichten und kann aus eigener Erfahrung das Buch aufs wärmste empfehlen. Freilich als Schulbuch wird es bei seinem großen Umfang und der geringen Zeit, die den schriftlichen Übungen im Griechischen im Obergymnasium gewidmet werden kann, bei uns schwerlich eingeführt werden. Das Buch hat auch in der neuen von G. Stier besorgten Auflage keine wesentlichen Veränderungen erfahren; nur sind 22 Stücke hinzugekommen, die fast durchaus recht zweckentsprechend erscheinen. Ich bemerke endlich noch, dass für die Anordnung

des Stoffes die Curtius'sche Grammatik, über die sich G. Suer in dem Vorworte zur 7. Auflage sehr unerkennend ausspricht, eingebunden geblieben ist, jedoch auch die einschlägigen Paragraphen aus den Grammatiken von Koch, Berger, Krüger und aus der Syntax von Holzweissig citiert sind.

19. Brunckes Verbalverzeichnis enthält 467 Verba in alphabetischer Ordnung mit Angabe der Tempora und Besonderheiten in der Tempusbildung unter steter Verweisung auf die Grammatik von Möller-Lattmann. Ohne mich auf eine Kritik dieser Auswahl von Verben einzulassen, verzeichne ich nur einige Irrthümer und Druckfehler, die mir beim Durchlesen aufgefallen sind. Nr. 29 soll stehen Stamm $\sigma\phi\alpha\delta$ zu $\acute{\alpha}\nu\sigma\phi\acute{\alpha}\nu\omega$, nicht $\phi\alpha\delta$. Nr. 53 dem irrig $\acute{\alpha}\pi\sigma\sigma\epsilon$ Stamm zu $\acute{\alpha}\pi\sigma\phi\acute{\epsilon}\omega$ statt $\acute{\alpha}\pi\sigma\phi\epsilon$, richtiger war überhaupt nicht zu trennen, da es ja ein denominatives Verbum ist. Nr. 81 $\beta\lambda\acute{\iota}\tau\tau\omega$ hat fälschlich Stamm $\beta\lambda\acute{\iota}\delta$, es muss heissen $\beta\lambda\acute{\iota}\tau$. Nr. 132, Bemerkungen lies $\acute{\epsilon}\rho\chi\omicron\mu\alpha\iota$ statt $\acute{\epsilon}\chi\omicron\mu\alpha\iota$. Nr. 261 soll stehen Stamm $\mu\alpha\rho\tau\upsilon\rho(\acute{\epsilon})$ statt $\mu\alpha\rho\tau\upsilon\rho$, ebenso 312 $\acute{\omicron}\sigma\phi\epsilon\upsilon$ statt $\acute{\omicron}\sigma\phi\epsilon$. Nr. 318 lies Stamm $\pi\alpha$ statt $\pi\alpha\omicron\mu$ ($\pi\acute{\alpha}\sigma\mu\alpha\iota$). Nr. 322 und 343 war statt Stamm $\pi\lambda\alpha$ und $\pi\rho\alpha$ zu bemerken: $\pi\acute{\epsilon}\pi\lambda\epsilon\sigma\sigma\alpha\iota$ und $\acute{\epsilon}\pi\lambda\acute{\eta}\sigma\theta\eta\nu$ von der Nebenform $\pi\lambda\acute{\eta}\theta\omega$, ebenso $\pi\acute{\iota}\sigma\theta\eta\sigma\alpha\iota$ und $\acute{\epsilon}\pi\rho\acute{\eta}\sigma\theta\eta\nu$ von $\pi\rho\acute{\eta}\theta\omega$. Nr. 199 lies $\acute{\epsilon}\lambda\upsilon\alpha\iota$ statt $\acute{\epsilon}\lambda\upsilon\alpha\iota$.

20. Möllers Schriftchen enthält ein Verzeichnis von 502 unregelmäßigen Verben, wobei der Begriff unregelmäßige allerdings etwas weit ausgedehnt erscheint.

Den Inhalt der Schrift charakterisiert der Titel vollständig. Unpassend ist der Ausdruck S. 19 $\pi\alpha$ in $\alpha\upsilon$, ϵ in $\epsilon\upsilon$ verlängert von den Verben $\kappa\lambda\acute{\alpha}\iota\omega$, $\pi\lambda\acute{\epsilon}\omega$ usw., ebenso S. 20 unter V. Nam. classe $\eta\delta$) ν mit Dehnung ($\beta\alpha\lambda\upsilon\omega$, $\acute{\epsilon}\lambda\alpha\upsilon\acute{\nu}\omega$). Eben so wäre es fälschlich uns S. 23: $\eta\kappa$) Einschiebung eines $\sigma\alpha$ ($\mu\acute{\iota}\sigma\gamma\alpha\iota$, $\delta\acute{\iota}\delta\alpha\sigma\alpha\iota$).

21. Bezüglich des an letzter Stelle genannten Buches möchte es, die Leser dieser Zeitschrift auf das Erscheinen der nächsten Auflage aufmerksam zu machen. Plan, Anlage und Wert des Benselerschen Lexikons dürfen nach den ausführlichen Recensionen, die in dieser Zeitschrift über frühere Auflagen erschienen sind (X. Jahrg. (1859) S. 389 f., XV. (1864) 242 f., XXVII. (1876) 907 f.) als bekannt vorausgesetzt werden. Es würde den Zweck dieser Anzeige weit übersteigen, wenn die Änderungen und Verbesserungen im einzelnen sollten angeführt werden; auch ist es klar, dass bei einer lexicalischen Arbeit von dieser Ausdehnung immer noch manche Fehler und Unebenheiten sich finden werden, die trotz aller Sorgfalt und Genauigkeiten sich eben nicht vermeiden lassen. Übrigens bürgt der Name des Herausgebers der neuen Auflage dafür, dass wir in jeder Hinsicht das Beste erwarten dürfen. So sei denn auch die neue Auflage des Benselerschen Lexikons der Beachtung der Herrn Fachcollegen empfohlen.

Innsbruck.

F. Stolz

Indogermanische Mythen. I. Gandharven – Kentauren. Von
 Elard Hugo Meyer. Berlin, F. Dümmler, 1883. 243 SS. 8.

Die Identität der indischen Gandharven mit den griechischen Kentauren ist zuerst von Adalbert Kuhn ausgesprochen worden. Mannhardt hat diese Gleichsetzung bestritten, Herr E. H. Meyer ist in der vorliegenden Arbeit durch eine neuerliche eingehende Untersuchung der beiden Dämonenklassen dahin geführt worden, sie wieder aufzunehmen. Es ist auch von ihm nicht bemerkt worden, dass die Namen *gandharvās* und *κένταυρος* sich auch lautlich näher stehen, als man bisher geglaubt hat. Indisches *gandharvā* kann für **ghandharra* – stehen, mit doppelter Aspirata; daraus musste die wirklich vorliegende Form mit anlautendem *g* hervorgehen, wie aus *bhūdh budh* geworden ist usw. Wie nun dem *budh* griechisches *πυθ* (aus *φυθ* = *bhūdh*) nach bekanntem Gesetze entspricht, so wurde *gandharvā* – aus **ghandharva* – durch ein griechisches *κένταυρο* – wiedergespiegelt. Dass aus *κένταυρος* *κένταυρος* werden konnte, ist nach *ταύρος* aus *ταύρος*, vgl. altirisch *tarb*, nicht zweifelhaft. Die so erschlossene Grundform *κένταυρος* unterscheidet sich von dem wirklich vorliegenden *Κένταυρος* nur durch *θ* für *τ*. Hier kann freilich ein lautlicher Process nicht mehr angenommen werden, sondern die Volksetymologie muss als Mittel der Erklärung herangezogen werden. Ich will nicht entscheiden, ob *ταύρος* oder *κένταυρος* sich hier eingezeichnet hat; sachlich ist beides möglich, vgl. E. H. Meyer S. 113. An einer Grundform **gandharva* (E. H. Meyer S. 165) braucht man jedenfalls nicht festzuhalten. Die Ableitung von *ai. gandhā* – Geruch, Dunst, dessen Etymologie nicht klar ist und das ebenfalls auf **ghandhā* – zurückgeführt werden kann, lasse ich dabei auf sich beruhen.

Das Buch des Herrn E. H. Meyer ist ohne Zweifel eine der besten Monographien, die auf dem Gebiete der vergleichenden Mythologie überhaupt erschienen sind. Reichhaltigkeit des Wissens und Sicherheit der Methode zeichnen es in gleichem Maße aus. Es ist eine würdige Fortsetzung der Arbeiten des leider zu früh verstorbenen Mannhardt. An eine Übersicht der Zeugnisse der indischen Literatur über die Gandharven und der griechischen über die Kentauren schließt sich eine Zusammenstellung der Zeugnisse der griechischen Kunst an, welche, wie mir von kompetenter Seite versichert wird, einem Nicht-Archäologen alle Ehre macht. Es folgt eine Darstellung der historischen Entwicklung der Gandharven- und der Kentaurensagen, welche die zugrunde liegenden gemeinsamen Züge bereits klar hervortreten lässt. Es mag auf den wichtigen methodischen Grundsatz hingewiesen werden, welchen der Herr Verf. S. 87 ausspricht: „Das Alter einer mythischen Vorstellung wird nicht bestimmt durch das zufällige Datum ihrer literarischen Aufzeichnung und durch deren wiederum vom Zufalle

abhängige Erhaltung, sondern es richtet sich nach der Stufe, zu der eine solche Vorstellung innerhalb der organischen, psychologisch-ethnographischen notwendigen Entwicklung der ganzen Vorstellungsreihe zu finden ist, gehört, einnimmt. Auf keinem Gebiete des Glaubens ist die Übereinstimmung der Indogermanen genauer, als auf dem des Seelen- und Geisterglaubens, während der eigentliche Götterglaube bereits ein viel schärferes Gepräge der einzelnen indogermanischen Nationalität trägt. Und darum darf es der Forschung nicht verschmähen, von den Höhen theologischer und poetischer Darstellung herabzusteigen zu den Überlieferungen des Volksglaubens, in Indien zum Atharva-Veda, in Griechenland bis zu den Kalikantaren und Neraiden des heutigen griechischen Volkes, zu denen die Urkentauren und ihre Geliebten (die indischen Apas fortleben. Die Deutung der Gandharven-Kentauren-Mythen behandelt zuerst ihre äußere Erscheinung, dann ihre Herkunft und Handlungen, endlich ihre Eigenschaften. Die Gandharven-Kentauren sind nach Herrn E. H. Meyer eigentlich Winddämonen. Man sieht, dass diese Deutung mit der von Mannhardt im ersten Bande der »Wald- und Feldculten« gegebenen im wesentlichen zusammentrifft.

Ich mag durch einen näheren Auszug niemandem vorgreifen. Das Buch muss von jedem Mythologen und Philologen gelesen werden. Es zeigt sich deutlich, dass in der Mythologie wie in der Sprachwissenschaft nur die Vereinigung der historischen mit der vergleichenden Forschung zu annehmbaren Resultaten führt. E. H. Meyer und Roscher sind gegenwärtig die bedeutendsten Vertreter dieser Richtung bei uns. Herr Meyer stellt am Schluss seiner Arbeit drei Hauptperioden der Mythengeschichte auf, die in weiteren Verläufe seiner Untersuchungen näher begründet werden sollen: die Perioden des Seelenglaubens, des Geisterglaubens und des Götterglaubens. Die Gandharven-Kentauren als Winddämonen sind wesentlich Geschöpfe der zweiten Periode, welche, wie es scheint, die arisch-hellenischen Völker noch wesentlich durchlebt haben. Und hier zeigt sich uns deutlich der Zusammenhang dieser Forschungen mit den Untersuchungen über Verwandtschaftsverhältnisse und Vorgeschichte der Indogermanen.

Ein paar Bemerkungen, die sich hauptsächlich auf Druckfehler beziehen, mögen hier Platz finden. S. 41 lies *makrotylos* statt *anagnesischen* Stuten. S. 47 lies Athen. 14, 653 statt 653. S. 48 unten muss es statt *verwundene* heißen *verwundete* werden. S. 64 lies (bei O. Jahns Beschreibung der Fundamentierung König Ludwigs) CXLVIII statt CXI. VIII. Die Beschreibung der Statuen (nicht Reliefs!) im westlichen Giebfeld des attischen Zeustempels S. 72 f. ist etwas verworren ausgedrückt. Es steht das 15. Buch des R. V. statt Atharva-Veda. *Querele* *de* *mēs* *χρισφόρος* S. 139 ist jetzt die Bemerkung von Hrn. Meyer im *Δελτίον τῆς ἱστορικῆς καὶ ἐθνολογικῆς ἐταιρείας* τ. 5.

dos I. (Athen 1883) S. 12 ff. zu vergleichen. S. 146 lies *loria* statt *lorra*. Die Gleichsetzung von al. *amatra* – ein *des* Trinkgefäß, mit einem griechischen *δέπας ἄμετρον* S. 175 m. ist gewiss verfehlt; über die Herleitung des ersteren sagt richtige Hr. Osthoff in den „Forschungen im Gebiete der indomanischen nominalen Stammbildung“ I, 31. Der Regenbogen Schlange (S. 157) kommt auch bei Albanesen und Rumänen vgl. z. B. Cihac, Dictionnaire d'étymologie daco-romane II, selon la croyance populaire albanaise l'arc-en-ciel est un serpent qui descend sur la terre pour boire de l'eau; la même croyance populaire existe en Roumanie. Vgl. über den Regenbogen die Zusammenstellungen im 2. Bande der 'Mélusine'.

Aehnliches, wie S. 201 über *Ἀχιλλῶος*, hat schon Mannhardt *Alt- und Feldculte* II, 72 über den Namen *Ἀχιλλεύς* vermuthet; zudem schwebt ein *ἄχις* für *ἔχις* noch immer in der Luft. In der Schreibung von Sanskritwörtern sind hie und da Ungenauigkeiten und Inconsequenzen untergelaufen: so z. B. S. 201 *apās* statt *āpas*; S. 206 ist aus der Stelle RV. 2, 33, 7 *kva syā te hadra mṛdayākur hāsto yō āsti bhesajō jālāshah* herausgenommen: *ner* hat *mṛdayākus bhesajās hastas* weiche, linde, heilende Hände (Plural!), und auf derselben Seite ist statt *amṛtasya nīdhīr hitāh* RV. 10, 186, 3 gedruckt *amritasya nīdhīs hitāh*.

Umbria interpretatus est Franciscus Buecheler. Bonnæ apud Max Cohen et filium. 1883. 223 pp. 8.

Herr Bücheler hat hier seine Arbeiten über die Ritualinschriften von Gubbio, die an verschiedenen Orten (in Fleckeisens Jahrbüchern von 1875 und in Bonner Universitätsprogrammen von 1876, 1878 und 1880) zerstreut erschienen waren, gesammelt, nicht ohne an manches nachbessernde Hand anzulegen. Es ist bekannt, dass Herr Bücheler gegenwärtig der erste Kenner der italischen Sprachen und Alterthümer ist, und darum ist es unnütz zum Lobe der vorliegenden Ausgabe ein Wort zu sagen. Sie wird neben den älteren Bearbeitungen der umbrischen Sprachdenkmäler durch Aufrecht und Kirchhoff (1849—1850) und Bréal (1875) für alle Zeiten die Grundlage umbrischer Studien sein müssen. Der Band enthält zunächst das umbrische Alphabet nebst Schriftproben, dann den Text der iguvinischen Tafeln mit einer nebenstehenden lateinischen Übersetzung, hierauf eine in Form von Anmerkungen unter dem Text der noch einmal abgedruckten Tafeln fortlaufende Erklärung derselben, und zwar in der Reihenfolge V; I und VI; I B 10 sqq., VI B 48 sqq., VII; II; III, IV; ihnen schließen sich die kleineren umbrischen Inschriften an, eine summarische Übersicht der Grammatik und ein Verzeichnis der umbrischen Wörter sammt einem Index der wichtigeren Realien macht den Schluss. Dass die sachliche Erklärung auf der Höhe der

Meisterschaft steht, versteht sich bei Bücheler von selbst, wenn es trotzdem in den Tafeln von Gubbio noch Stellen gibt, die der sicheren Erklärung spotten, vielleicht für immer spotten werden, so liegt das nicht an ihm, sondern an der Trümmerhaftigkeit des uns zu Gebote stehenden Materials. Mit dem vollen Verständnis für die sacralen Alterthümer verbindet der Verfasser des *Lenon italicum* eine genaue Kenntnis der sprachlichen Thatsachen und eine feine und minutiöse Beobachtung des Sprachgebrauches. Man kann es vielleicht bedauern, dass Hr. Bücheler in der Erklärung von Spracherscheinungen hie und da die Strenge in der Beobachtung der Lautgesetze nicht wahren lässt, wie sie gegebenenfalls allenthalben in der Sprachwissenschaft geübt wird; es ist da geeignet mitunter den Glauben an seine Aufstellungen etwas erschüttern. So lesen wir beispielsweise auf S. 118: *apud latine factum est parr- sicut turs- terr-, ut a curam curriculum descendit* usw. Ich glaube nicht, dass sich das in dieser Formulierung aufrecht erhalten lässt, und es scheuen mir hier von verschiedenen Erscheinungen mit einander vermischt zu sein. Das ursprüngliches, d. h. voritalisches *rs* wird im Lateinischen zu *rr*, *rs*, das erst auf lateinischem Boden entstanden ist, bleibt intact, *curriculum* kann also nicht von *cursus* hergeleitet werden, sondern ist vom Präsensstamme von *curro* gebildet, wie *vehiculum* von *veho*, *curro* selbst hat, wie einige annehmen, sein *rr* aus *rs*, *hirtus* steht für *gher-to-*, *hirsutus* dagegen kommt von *hirs-*, das von *ghers-* abzuleiten ist wie *cursus* von *curs-*; *Hirumae horreo* haben *rr* aus *rs*. Oder es ist misslich *erus* S. 190 als Neutrum auf -os aufzuführen, da dies wohl, wie die nebstesthetischen *meds vas* beweisen, *ers* hätte lauten müssen: das hat früher schon Hr. Osthoff hervorgehoben. Doch ich will mit dem Hervorheben solcher Kleinigkeiten aufhören, die den Wert des vorredlichen Buches ebenso wenig schmälern, wie die in ihrer Knappheit und Präcision manchmal bis an die Grenze der Verständlichkeit gehende lateinische Darstellung. Möge sich Hr. Bücheler entschließen, in bald auch die oskisch-sabellischen Sprachdenkmäler in einer ähnlichen vorzüglichen Bearbeitung vorzulegen!

Graz.

Gustav Meyer.

Kristoffer Nyrop. Sprogets vilde Skud. Populære Strøbtænkninger om misforståede Ord i daglig Tale. København 1894. C. L. Bortzels Forlag.

(Der Sprache wilde Triebe. Populäre zerstreute Bemerkungen über missverständene Wörter in der gewöhnlichen Rede). 1-15 Seiten.

Es gibt mit Ausnahme der vergleichenden Syntax wohl eine andere Partie der Sprachwissenschaft, wo die verschiedenen Sprachen jeden Philologen ohne Rücksicht auf deren Ursprung interessieren können, als dies bei der sogenannten Volkspsychologie.

Wie der Fall ist, bei der unbewussten, naiven Anlehnung minder bekannter, besonders fremder an lautlich ähnliche bekannte Wörter. Es machen sich hier eben nicht so sehr die strengen Lautgesetze der einzelnen Sprachen als vielmehr gewisse allgemeine Principien psychologischer Art geltend und es ist gewiss wichtig die Befolgung derselben in mehreren auch unverwandten Sprachen zu beobachten, da man auf diese Weise das Wesen und die Bedeutung ähnlicher Erscheinungen in der Sprache des eigenen Studiums leichter begreift. Dass sich die Sache wirklich so verhält, wird auch dadurch bewiesen, dass Verfasser derartiger Artikel oder Werke, wenn sie sich auch nur eine Sprache zum Gegenstande ihres daraufbezüglichen Studiums aussuchen, doch nicht ermangeln, Beispiele auch aus anderen Sprachen herbeizuziehen. So thut es Andresen in seinem Werke: Über deutsche Volksetymologie, 2. Auflage 1877, so, um auch einen Artikel über Volksetymologie im Böhmischen zu nennen, Josef Černý im *Stetozor* des Jahres 1882 Nr. I—VI unter dem Titel: *Príspevky k české etymologii prstonárodní* (Beiträge zur böhmischen Volksetymologie) und so thut dies auch Nyrop in dem vorliegenden Werke.

Deshalb, glaube ich, ist das Büchlein von Interesse nicht nur für diejenigen, die sich mit dem Studium des Dänischen selbst befassen, auch nicht für Germanisten allein, sondern überhaupt für jeden Philologen, der ähnliche Erscheinungen in welcher Sprache immer studiert.

Dass trotz dem kleinen Umfange der Inhalt selbst recht reichhaltig ist, geht schon aus der Zahl der behandelten Wörter hervor, deren der Index mehr als 470 aufweist, wozu noch beinahe 30 sprichwörtliche Redensarten sich gesellen. Von den 11 Capiteln, in welche das Werk eingetheilt ist, bietet das II. Beispiele aus den Dialecten, das IV. technische Ausdrücke, das V. Pflanzen- und Thiernamen, das VI. Ortsnamen, das VIII. sprichwörtliche Redensarten, das X. abgekürzte Wörter. Im XI. endlich sucht der Verf. das Wesen der Volksetymologie in klarer Weise darzulegen, indem er sich auf die angeführten Beispiele stützt. Besonders wohlthuend ist die Bescheidenheit, mit welcher der Verf. auftritt: er ergreift öfters Gelegenheit zu bemerken, dass dies ein populärer, für weitere Kreise bestimmter erster Versuch auf diesem Gebiete sein soll, welcher daher keineswegs Anspruch auf Vollständigkeit und Gelehrsamkeit macht. Wenn es sich ihm nun darum handelte (und um das handelt es sich in jedem populär gehaltenen wissenschaftlichen Werke), die Sache in eine möglichst klare und verständliche Form zu kleiden, so ist ihm dies, soweit einer, der das dänische Volk nur von weitem kennt, und auch der Sprache desselben nicht vollkommen mächtig ist, zu beurtheilen vermag, in vollem Maße gelungen. Nyrop verbindet, wie dies bei guten populären Werken nicht anders sein

kann, die wissenschaftliche Kenntnis des Gegenstandes mit der seltenen Gabe sich verständlich zu machen. Das Letztere kann auch denjenigen zu statten, welche, ohne das Dänische zu lesen zu verstehen, sich dennoch an ein Studium dieses interessanten Werkes machen wollen. Da ich jedoch möchte, dass auch solche, die es nicht thun können oder wollen, aus dem Buche etwas lernen, so will ich eine kleine Blumenlese der von ihm behandelten Wörter beischließen; dies soll jedoch nicht etwa andere von der Lectüre des Werkes selbst abhalten, da ja erst durch die näheren Auseinandersetzungen des Verfassers die Wörter gehörig beleuchtet erscheinen.

Wir begegnen da zunächst guten Bekannten, nämlich solchen aus dem Deutschen stammenden Wörtern oder sprachwörtlichen Redensarten, die schon in der Ursprache auf uns Angleichung beruhen und daher weniger dem Gebiete der Entlehnungen als vielmehr der deutschen Volksetymologie angehören: unter andern: flyvende Sommer 72 (fliegender Sommer) Isfugl 45 (Eisvogel aus Eisenvogel), Lambert's Nodder 42 (Lambertsnuss), Sorte Kunst 76 (Schwarzkunst), Syndelt 76 (Sündflut), drikke som en Børstebinder 98 (sauf wie ein Bürstenbinder), at være i sit Es 91 (in seinem Wesen), at få sit Fedt 89 (sein Fett kriegen), at gå til 88 (Höten gehen), Morgenstund har Guld i Munden (Morgenstunde hat Gold im Munde).

Allein außerdem treffen wir auch recht interessante Entlehnungen (auch norwegische und schwedische Beispiele, aus deren große Zahl ich folgende herausgreife: Røgtør 10 (= Viehknecht) aus Rector; Skærehæk 11 (= Häckerlingebank) aus chartré-bancs; fjantesere 12 (angelehnt an fjante = Narr) aus farsesere; Humaskine 13 (= Heumaschine) aus Høstmaskine; Bibelapothek 14 aus Bibliothek; rå Krut 15 (= rohe Kreaturen) aus Rekruter; Undervisitet 14 1/2 (angelehnt an undervise = unterrichten) aus Universitet; Fulgeton 28 (also folge = folgen) aus Feuilletton; Kæmpebolle 30 (= Riesenkugel), wie die wohlbeleibte Sängerin Carinbello bei ihrem Besuche Kopenhagens genannt wurde, entgegengesetzt Sarah Benrad 30 (= Gerippe) ganz treffend die berühmte Tragödin bezeichnete; Ane Marie's Draber 31 (= Anna-Mariens Tropfen) aus anima cher; Rosinölje 32 (= Rosinenöl) aus Ricinusolje; Araberrod 32 (= arabische Wurzel) aus Rhabarberrod; Lumpen Spiritus 33 (= spiritus lumbricorum); Vandovn 35 (= Wasserdofen) aus Wanneofen; Vandur 36 (= Wasseruhr) aus Wanduhr; Runddel 37 (= Rundtheil) aus rondelle (auch auch Badskær 38 (= Badscherer) aus Bartscherer mit Vermischung von Bader, Badstube; Agermande 40—41 (= Agermand) aus agrimonia und Maues und Mandev 41, 42

(demselben Måne) aus dem deutschen Mohnsaat (statt gewöhnlichen dänischen Valmuefrø); Købmagergade 47 (= Kaufmagerstrasse) aus Kjødmagergade (= Fleischmenger-gasse) [auch bei Andresen S. 66]; Lusemølle 48 (= Låuse-mølle) aus Luciemølle (wobei bemerkt wird, dass die ältere Form für Lucie Ludse war); so auch Benennungen von Wirtshäusern wie Holland und Korinth 49, welche zurückgehen auf die imperativischen Ausdrücke: hold an, kør ind = halte, kehre ein; Fuglevad 50—51 (= Vogelfort) aus Folevad (= Fohlenfurt); skinsyg 58—59 (= scheinkrank, während es im Dänischen eifersüchtig bedeutet) aus skindsyg (die Erklärung ist im Buche selbst nach); Beefsteg 60 (mit Steg = Braten) aus dem engl. beefsteak; Sukkerlade 62 (aus Sukker = Zucker und lade = scheinen) aus Chocolade; Fåremåned 68 (= April (= Schafmonat) aus Fåremåned (von fare = fahren, so der Monat, in welchem man zu reisen beginnt); Mund-dødt 71 (angelehnt an Mund und Godt) aus dem altn. munnat verdünnetes Bier; da nun das Wort jetzt im Dänischen 'ackerbissen' bezeichnet, so sieht man, wie die Volksetymologie immer im Stande ist, die ursprüngliche Bedeutung eines Wortes zu modifizieren; Malmø 102 wird schlecht getrennt in mal-mø = malen Mø = zermahlene Jungfrau, während es getheilt werden soll Malm-ø = Sandhügel; so erweist sich auch die ganze damit zusammenhängende Sage als lediglich auf der schlechten Trennung des Wortes beruhend; end sige 91—92 = als sagen, bedeutet jedoch 'geschweige' aus dem altn. enn sigr (= noch weniger) daraus im ältern Dänischen end sider, darauf d verstümmte und das Wort mit siger mit stummem g ersetzt wurde; sobald man nun darin das Verbum sige sah, hielt man es für geeigneter den Inf. zu gebrauchen und entstand das dänische end sige; at gøre Svenske af sig (norwegisch) = Schweden aus sich machen, in der Bedeutung 'besertieren' 96—97 wird auf das deutsche 'schwänzen' zurückgeführt.

Zu løs på Tråden 87 (= leichtfertig sein) bemerke ich, dass man sich nur das Spiel der auf Draht befestigten Marionetten vorzustellen braucht, um zu begreifen, dass die Redensart auch dieser Form als eine ursprüngliche gedacht und erklärt werden kann; wenn man dies nun nicht gelten lassen will, so möge wenigstens zugegeben werden, dass sich die ursprüngliche Redensart an das Wort Traad in seiner gegenwärtigen Bedeutung aus dem Grunde angelehnt hat.

Da Nyrop, wie er selbst bemerkt, die meisten andern als solche Beispiele Andresen entnommen hat, und der Name des bekannten Berges in der Schweiz Pilatusberg bei beiden zur Vergleichung herangezogen wird, so möge erwähnt werden, dass Nyrop eine von Andresen ganz verschiedene Etymologie anführt,

nämlich aus dem Celt, *pil* (Berg) und *lat* (Wasser) als = Bergsee, während Andresen S. 20 das Wort von *Pileatus* = der Behutete ableitet.

Zum Schlusse sei es mir erlaubt, noch ein paar Zusammenstellungen einiger der in unserm Werke verzeichneten Volksetymologien mit mir naheliegenden böhmischen Wörtern zu machen. Das deutsche Wort *Durchschlag* im Dän. zu *Dørslag* kommt auch im Böhm. vor in der Form *drslak*, *drslak* (Czaj a. a. O. 63) angelehnt an *drzeti* halten und *lak* *Pleš-ploš* ebenso wie im Dän. statt *Kartofler*, mit Anlehnung an *Taler* = *Pantoffeln* auch *Kantøfler* 43 gesagt wird (vgl. damit in Schild mit der köstlichen Inschrift, dass da verkauft werde *Træ-Læder-og Kantøfler*), so heißt es im Böhm. wieder *erteple* mit Anlehnung an *teplý* warm; mit dem Schw. *Akroleja* 41 aus *aquilegia* vgl. böhm. *orlíček* angelehnt an *orel* Adler; der *Perkemutter* 43 entspricht böhm. dial. *peramentka* angelehnt an *perkament* (Pergament), wahrscheinlich wegen der besonders festen Haut, welche ihnen eigen ist.

Endlich will ich noch desjenigen Wortes Erwähnung machen, welches im Norw. aus *Guttaperka* entstanden ist, nämlich *Gutteperkasko* statt *Guttaperkasko* also = *Rutschschuhe* und da man schon einmal *Gutta* an *Gutte* (= *Haut*) angelehnt hat, so ist es nicht zu verwundern, wenn für *Pigepers* eigene *Pigeperkasko* geschaffen wurden. Das Böhmische hat nun mit Außerachtlassung des ersten Theiles des Fremdwortes dessen zweiten Theil angelehnt an das Wort *péro* Feder, *perka* = *perko*, *pírko* und nennt thatsächlich die Sache mit *há* Diminutiv von *péro*, dabei entweder daran denkend, dass die Schuhe im Vergleiche zu den Röhrenstiefeln federleicht sind, oder, und dies ist wahrscheinlicher, die sich elastisch bogen. *Guttapercha* als eine Triebfeder, wie z. B. die in einer Uhr befindlichen, ansehend.

Prag.

J. U. Jarák.

Deutsche Dichter und Denker. Geschichte der deutschen Literatur mit Probensammlung zu derselben. Für Schule und Haus bearbeitet von Dr. Friedr. Schwald. Zweite durchgeseuerte Auflage. Erste und zweite Lieferung. S. 1—480. Leipzig, Oscar Bonde 1880 und 1881.

Die vollständige Umgestaltung, welche die »Deutschen Dichter und Denker« in der zweiten Auflage erfahren haben, würde eine Besprechung des Buches schon rechtfertigen, wenn dieselbe auch nicht so bedeutend wäre, als es in der That der Fall ist. Die Probensammlung alphabetisch geordneter, die letzten 150 Jahre der deutschen Literatur umfassender Biographien mit angehängten Proben ist eine vollständige Geschichte der Literatur geworden, in welcher

ließ die Dichter, sondern auch die Denker umfasst und somit bis zu einem gewissen Grade auch eine Geschichte der deutschen Wissenschaft und Philosophie enthält.

Abweichend von der gewöhnlichen Gliederung hat der Verf. den Literaturstoff in acht Perioden getheilt: I. Heidnisch-germanisches Zeitalter bis auf Karl d. Gr. 768 (S. 17—21), II. christlich-romanisches Zeitalter bis auf Friedrich Barbarossa 1152 (S. 21 bis 27), III. deutsch-romantisches Zeitalter bis zum Untergange der Hohenstaufen 1268 (S. 28—50), IV. Zeitalter des Übergangs und der Vorbereitung der Neuzeit bis zur Reformation 1517 (S. 50 bis 85), V. Zeitalter der kirchlichen Befreiung bis zum dreißigjährigen Krieg 1618 (S. 85—128), VI. Zeitalter der Erstarrung des nationalen Lebens bis auf Friedrich d. Gr. 1740 (S. 128—196), VII. Zeitalter des poetisch-philosophischen Aufschwungs bis zu den Freiheitskriegen 1813 (S. 196—480 ff.), VIII. Zeitalter des poetisch-nationalen Aufschwungs bis zur Gegenwart.

Das VII. Zeitalter ist selbst wieder in vier Epochen getheilt: 1. Die Zeit der erwachenden Empfindsamkeit und der Blüte der Aufklärung 1740—1770 (S. 210—286), 2. die Sturm- und Drangperiode oder die Zeit der literarischen Revolution 1770—1788 (S. 286—449), 3. Classicismus und Idealismus, die Herrschaft des antiken Kunstideals und der idealistischen Philosophie 1788 bis 1806 (S. 449—480 ff.). Mitten in der Schilderung dieser Epoche bei der Darstellung des Freundschaftsbundes zwischen Schiller und Goethe, also beim Jahre 1794, bricht das zweite Heft ab; es steht also noch der Schluss dieser Epoche, eine vierte, die wohl die romantische Poesie von 1806 bis 1813 zu behandeln haben wird, und die ganze VIII. Periode aus. Möge uns der Verf. recht bald mit dem Schlusse seines interessanten Werkes erfreuen!

Die gegebene Skizze zeigt schon, dass der Verf. das Hauptgewicht auf die neue Zeit legt; nehmen doch die vier Perioden der vorklassischen Zeit schon jetzt nur ein Achtel des ganzen Buches ein; noch auffallender wird dies Verhältnis werden, wenn das Schlussheft erschienen sein wird.

Bei dieser Einschränkung der älteren Literatur gebe ich dem Verf. recht; die weiteren Kreise, für welche sein Buch bestimmt ist, können sich nur für die hervorragenderen Erscheinungen der älteren Literatur interessieren, und er selbst ist in der neueren umgleich besser bewandert; auf dem letzteren Gebiete bewegen sich auch seine eigenen Arbeiten und Forschungen (vgl. N. Jahrb. f. Phil. u. Päd. II. Abth. 1878, 354 ff.).

Daher werden die älteren Perioden der Literatur mehr oberflächlich behandelt, und im selben Maße, als wir uns der Höhe der klassischen Dichtung nähern, nimmt die Darstellung an Umfang und wohl auch an Schwung zu. An der Spitze des ganzen Werkes, das wenigstens in der neuen Literatur auf eingehenden Studien der unmittelbaren Quellen (die behandelten Schriftsteller),

sowie der mittelbaren (die besten Darstellungen der Literatur-Einzeluntersuchungen usw.) beruht, stehen orientierende Vorträge, die unter anderem auch über den Geist des Ganzen Berichterstattung geben. Den einzelnen Perioden gehen umfangreiche kulturhistorische Übersichten voraus, die zum Theil glänzend geschrieben sind; man vgl. die Einleitung zur VI. Periode S. 129—144, die Beziehungen der deutschen Literatur zu den Geistesproducten der Alterthums und der neueren Völker werden umfänglich und klar dargelegt; auch die Entwicklung der Künste und der Wissenschaften auswärts und zu Hause sowie deren Wechselwirkung mit der Literatur kommen wiederholt zur Sprache; man vgl. S. 65 und 100 die Kunst und Wissenschaft in der Renaissancezeit; 135 ff. das XVIII. Jahrhundert in England, Frankreich und Italien, 233 Defoires und Rousseaus Einfluss auf die deutschen Natur- und Idyllendichter usw. Es fehlt nicht an hübschen Parallelen, z. B. zwischen Flore und Blanchesur, Paul und Virginie, Götter und Lina S. 65; zwischen Don Quijote und Sancho Pansa, Faust und Mephistopheles S. 100 u. 6. Auch die Wechselwirkung zwischen der alten und der neuen Literatur kommt zur Sprache, z. B. Rosenbluts Fastnachtspiel mit Bürgers Kaiser und Abt S. 69, eine Novellensammlung des 17. Jahrhunderts und Schillers Gang zum Eisenhammer S. 70 u. d. m.

Als besonders gelungene Partien heben wir Herings Opitzens Würdigung S. 150; Gottscheds Bedeutung für das deutsche Drama S. 177 ff.; die Kunstansichten der Schweizer S. 183; die deutsche Empfindsamkeit S. 211; Lessings Gelehrtenliteratur S. 257; die leitenden Ideen der Sturm- und Drangperiode in deren Zusammenfassung in Goethes Faust S. 286—301; die Würdigung Goethes, die auf die verschiedenen gegen Goethe erhobenen Anwürfe Antwort gibt S. 327 ff.; die Analyse der Goetheschen Iphigenie S. 368; Kant und die Genieperiode S. 369. Ein wahres Muster literarhistorischer Charakteristik ist aber die Entwicklung des männlichen Charakters von Schillers Dichtung, sowie politische Ansichten, sein Zusammenhang mit Goethe, seine jugendliche, in den Anschauungen der Akademie sich bewegende Gestalt, aus des Dichters eigenen Aussprüchen im Zusammenhange mit seinem Leben wird die Charakteristik Schillers aufgebaut in Heroische und das Idyllische seines Wesens überzeugend dargestellt S. 422—432. Würdig reiht sich diesem Abschnitte an, was über „Classicismus“, das Verhältnis unserer Dichtung zu den Alten Goethes Stellung zu den Griechen, Schillers zu den Römern gesagt wird, S. 449—461.

Es fehlt nicht an Anregung zu neuen Untersuchungen und Arbeiten, z. B. S. 180 das Verhältnis von Schiller und Goethe zu Haller; eine Monographie über Johannes v. Maer wird vermisst; S. 355 verlangt der Verf. als Gegengewicht zur die materialistischen Bestrebungen der Zeit ein für die Jugend berechnetes Bild des jungen Goethe mit einer selbständigen Dar-

ung seiner Entwicklung und der besonderen Art seines Lernens und Strebens; S. 456 erklärt es der Verf. als dankenswert, aus diesen Classikern die Stellen zu sammeln, in denen diese die Charaktereigenthümlichkeiten der alten Hellenen und unser Verhältnis zu denselben behandelt haben, u. ä. m.

Um des idealen Sinnes willen, der das ganze Werk durchzieht, wegen seiner warmen Begeisterung für deutsches Volksthum, seines Glaubens an die hohe Mission des Volkes, seiner Freude am Fortschritte der geistigen Entwicklung würden wir nicht stehen, das Buch nicht bloß den Fachgenossen zu empfehlen, sondern auch dessen Anschaffung für Schülerbibliotheken zu betragen; die ganze Schreibart, leicht lesbar und doch gehaltvoll, umfassenden Quellenstudien beruhend und dabei mit gar keinem wissenschaftlichen Apparate beschwert, die schöne, so übersichtliche Gliederung des Stoffes mit ihren kurzen Zusammenfassungen und Hinweisen auf das Folgende, die Beschränkung auf das Wichtigste und die Vertiefung in dieses — alles dies würde das Werk zu wenige geeignet machen, es auch den Schülern der beiden ersten Classen zur Orientierung in die Hand zu geben. Leider verbieten dieses zwei Einseitigkeiten des Verf.s, welche die ihm so oft und so schön gepriesene Objectivität des Urtheils beschränken und ihn stellenweise ungerecht machen: Sein eifriger Protestantismus, als dessen unbedingter Anhänger er sich wiederholt offen bekennt (S. 87 »Wenn wir uns also gern Protestanten nennen« u. ä.), verleitet ihn zu leidenschaftlichen Urtheilen gegen die alte Kirche, an der er fast gar nichts Gutes mehr belässt; man auch nicht blind gegen die traurigen Folgen der Reformation auf staatlichem Gebiete (man vgl. S. 94, 100 und 121), so verleiht er doch alles Licht auf der Seite, welche er die seine nennt, tiefste Schatten auf die gegnerische fallen; er begnügt sich nicht mehr, Thatsachen ruhig zu berichten, sondern begleitet dieselben mit voreingenommenem Urtheil. Das Zweite ist seine schwärmerische Begeisterung für das Haus Hohenzollern, dessen Politik und dessen Haupthelden, Friedrich II., eine Begeisterung, die sich jeder zu leidenschaftlicher Parteinahme steigert und eine Reihe ungerechter, selbst unwürdiger Urtheile gegen das Haus Habsburg und dessen Führung der deutschen Angelegenheiten im Gefolge hat; man vgl. des Verf.s Urtheil über Rudolf v. Habsburg S. 54, über die undeutsche Gesinnung der Kaiser aus dem österreichischen Hause S. 79, über Maximilian I. S. 85, über den Kampf Friedrich II. »mit dem alten Erzfeind Österreich« S. 198 u. ä. m.

Die an den angeführten Stellen u. a. niedergelegten Eindrücke werden den Lehrer nicht irre machen und nicht ändern, das sonst so gute Buch für sich selbst zu benutzen und demselben vielleicht hier und da eine besonders schöne Partie zu lesen; der Lehrer hat sein Urtheil über Religion und seine politischen Ansichten wohl schon fertig oder bildet sie doch nicht

an gelegentlichen Bemerkungen innerhalb einer Literaturgeschichte. Anders steht es bei dem noch in der Entwicklung begriffenen, der Eindrücke eines durch seinen Stil fesselnden Buches fast werthlos hingeebenen Jüngling. Wo der Staat kein Interesse daran hat, Ansichten wie die oben gekennzeichneten unter der heranwachsenden Jugend zu pflegen, können derlei Bücher in der Schülerbibliothek nicht Aufnahme finden.

Ich habe schon oben erwähnt, dass der Verf. für die Darstellung der neueren Literatur sehr eingehende Quellenstudien gemacht hat und wiederholt seine Gewährsmänner redend einführt. Für diese Partie ist die neueste Forschung fleißig benutzt. Weniger lässt sich das für die ältere Literatur behaupten. In dieser Partie bedarf manches der Verbesserung, Klarstellung, Ausführung:

S. 20. Seit Müllenhoffs Darlegung in der Zeitschr. f. d. Alt. sollte die Thiersage nicht mehr als *reineigentliches* deutsches Gewächs bezeichnet werden.

S. 23. Dass Ludwig der Deutsche das Muspilli eigenhändig auf die Ränder und die leeren Seiten eines ihm gehörigen Augustinischen Sermons eingetragen habe, ist doch nur Vermuthung; vgl. MSD², 272.

S. 23. Als Verfasser des *Heliand* wird wohl nicht der berühmte sächsische Bauer angeführt, der Bericht über denselben vielmehr als sagenhaft bezeichnet, doch aber nicht gerade gesagt, dass die sächsische Evangelienharmonie von *seinem* (so poetisch hochbegabten, aber doch gelehrte arbeitenden geistlichen Verfasser) stamme; vgl. Zeitschr. f. d. Alt. 19, 4.

S. 25. Wozu wird die nicht zu begründende Vermuthung Schmellers, dass Fromund von Tegersee Verfasser des *Rudolf* sei, wiederholt? Vgl. Zeitschr. f. d. Phil. 14, 405.

S. 27. Dass der gothische Baustil zuerst in Frankreich auftritt, ist übersehen; vgl. Wackernagel DLG. I², 127.

S. 38. Mit Unrecht wird hier ein Gesamtwerk Strickers „Die Welta“ erwähnt, ein Titel, den die Würzburger Sammlung von Novellen führt, die keineswegs alle dem Stricker gehören; vgl. v. d. Hagen, GA. 3, 765, wo zuerst diese Sammlung „Strickers Welta“ heisst.

S. 44. Die spanische Herkunft der Gralsage lässt sich nicht mehr behaupten; vgl. Martin in QF. 42, 37.

S. 45. Heinrich von Veldeke, heisst richtiger ein Niederländer als ein Niederdeutscher, da der Dialect seiner Heimat, Veldeke bei Maestricht im Limburgischen, zum Niederländischen gehört; vgl. Braune in der Zeitschr. f. d. Phil. 4, 251. Ebenso sollte S. 46 Wolfram von Eschenbach geradezu ein Bayer heissen.

S. 49. Pfeiffers Vermuthung, dass Bruder David von Arnburg der Verfasser des Schwabenspiegels sei, ist nicht mehr haltbar, da der Schwabenspiegel 1275 verfasst ist (Wackernagel DLG.

S. A. 42), Bruder David aber bereits 1272 gestorben ist (Preger, Gesch. d. d. Mystik I, 277).

S. 81. So viel mir bekannt ist, lässt sich für die Bühnen der weltlichen Spiele in Deutschland die Theilung in drei Stockwerke, Himmel, Erde, Hölle, wie sie in Frankreich üblich war, nicht be-
opten; vgl. Wackernagel DLG I^a, 393; Scherer DLG 246.

S. 82. Was hier über Meister Eckart, Tauler und Suso er-
hlt wird, bedarf, sowohl die Daten als den Inhalt der Schriften
langend, der Berichtigung und Ergänzung; vgl. Wackernagel
LG I^a, 424 und 429; Preger, Gesch. d. d. Mystik I, 325, 360 ff.;
nuffe, Buch v. d. goistl. Armuth, München 1877. p. IX u. XLIX;
Preger, Gesch. d. d. Mystik II, 348. Horanzuziehen sind auch noch
andere Aufsätze im 23. und 24. Bande der Zeitschr. f. d. Alt.

S. 124. Die Darstellung über die Entstehung der mhd. Schrift-
sprache gibt zu dem Missverständnisse Anlass, als hätte sich Luther
der That des sächsischen Dialectes in seiner Bibelübersetzung
bedient; vgl. Scherer, Vortr. u. Aufs. S. 54 f.

S. 158. Dass Andreas Gryphius seinen Peter Squenz nicht
wohl unmittelbar nach Shakspeare als nach einem deutschen
Mäster gedichtet hat und daher aus dem Peter Squenz nicht auf
kenntnis Shakspeares bei Gryphius geschlossen werden darf, ist
nach Tittmann, Dramat. Dichtung. des A. Gryphius, Leipzig 1870,
LIII, und Zeitschr. f. d. Alt. 25, 131 nicht zweifelhaft.

S. 166. Nach Maretas überzeugender Darlegung (Progr. des
Lebteingymn. in Wien v. J. 1875, S. 5 und 10) sollte man den
Judas der Erzschelmu des Abraham a Santa Clara nicht mehr einen
unseren Roman nennen, da er doch eine Predigtsammlung ist.

Ich kann ferner nicht unerwähnt lassen, dass das Streben
nach Kürze manche Erscheinung um das ihr gebührende Recht
gebracht hat; so ist S. 26 die geistliche Dichtung Österreichs im
XII. und XIII. Jahrhundert doch gar zu dürftig bedacht; dasselbe
ist S. 34 von der Entstehung der mhd. Gemeinsprache; Inhalts-
angaben minder bekannter ritterlicher Dichtungen waren erwünscht,
auch die angeblich allgemein bekannte Sage von Albertus Magnus'
Wintergarten und dem redenden Kopfe sollte (S. 48) erzählt sein;
Jans Sachs (S. 109) verdiente größere Ausführlichkeit, ebenso das
Drama des Reformationszeitalters; Oberon von Wieland (S. 250)
ebenfalls zu kurz gekommen; was S. 304 über Hamann gesagt ist,
ist kein Bild von der Bedeutung des Mannes.

Druck und Ausstattung sind schön. Der Druck selbst ist
correct, der Druckfehler wenige: S. 42 l. Ortnit. S. 44 Mon-
chatsch. S. 182 Manessischen. S. 250 Geron der Adeliche. S. 268
Malkont. Marwood. S. 269 Sophokleischen. S. 210 die von Rous-
seau begeisterten Kunstjünger.

Deutsche Dichter und Denker in Proben, Mottos, Selbstbekenntnissen und Urtheilen der Zeitgenossen. Literar. histor. Auswahl, bearbeitet von Dr. Friedrich Schwald. Mit zahlreichen Porträts in Holzschnitt. Altenburg 1883, 944 S. 12. XII und 1076 SS.

Die mit dem dritten Hefte bereits abgeschlossenen *Proben* enthalten eine reiche Auswahl aus den in der Literaturgeschichte besprochenen Schriftstellern von den ältesten Zeiten bis in unsere Tage; sie beginnen mit Auszügen aus des Tacitus Germania und schließen mit Gedichten von Felix Dahn. Außerdem bringen sie eine Fülle von literarhistorisch wertvollem Stoffe, so Inhaltsgaben größerer Dichtungen der älteren Zeit, wie Roswulf, Eliand, Nibelungenlied, Gudrun, Iwein, Parzival uaw.; ferner Urtheile von Zeitgenossen und namhaften Literarhistorikern über die besprochenen Schriftsteller; endlich Selbstbekenntnisse der Dichter, Gedankenblitze aus ihren Werken.

Die Schriftsteller selbst sind gruppiert nach den Epochen in der Literaturgeschichte; jedem einzelnen geht sein je nach dem Wohlgefallenen Porträt voran, dann kommt ein meistertens recht passend gewähltes Motto; auf dieses folgen die Urtheile, dann die Selbstbekenntnisse; den Beschluss machen die Proben.

Das Ausmaß der Auswahl steht genau im Verhältnis zur Bedeutung der Schriftsteller; darum ist dem Mittelalter ein geringer Raum (S. 1—84), ein größerer der Reformationszeit (S. 86—150), der größte dem 18. Jahrh. zugewiesen (S. 206—357).

Der Auswahl selbst kann man fast nur Rühmliches aussagen: sie gibt durch Heraushebung des Charakteristischen doch ein gutes Bild des Dichters in knapper Form. Das gilt besonders von den kleineren Dichtungen; man vergleiche Bürger, Haug, Stolberg, Schubart, Hoffmann von Fallersleben. Die Bearbeitungen von des letzteren Lyrik (Vaterland, Kindheit, Frömmigkeit, Liebe und Wein) kommen in den ausgehobenen Gedichten wirklich zur Anschauung.

Nicht minder zu loben ist, wie die Proben selbst wieder der Literaturgeschichte dienstbar gemacht werden, wenn z. B. bei Tschudi Stücke abgedruckt werden, die für Schiller'sche Dichtungen als Quellen gedient haben, oder wenn Stoffe älterer Dichtungen in namhaften Neubearbeitungen erscheinen (z. B. ein Stück im Scheffels Umdichtung des Waltherliedes, Hermann Kurts' Engen zu Tristan und Isolde, Langbeins Glückhaftes Schiff nach Fischer u. a. dgl.), oder wenn alte und neue Bearbeitungen einander gegenübergestellt werden, wie die Geschichte vom Kamm in Reinke de Vos und bei Goethe, der lügenhafte Jüngling bei Frank Waldis und bei Gellert, ein Stück aus Götz' Selbstbiographie und die entsprechende Scene aus Goethes Götz, Stellen aus Abraham a Santa Clara und Schillers Kapuzinerpredigt.

Dass manche Proben zu fragmentarisch sind, um einen deutlichen Begriff der zu charakterisierenden großen Dichter zu geben, darf nicht unerwähnt bleiben; so sind Hallers Alpen durch 3 Strophen, Klopstocks Messias durch 2 Seiten, Wielands Oberon durch 8 Strophen, Lessings Dramaturgie durch einige nicht zusammenhängende Stücke vertreten. Selbst Inhaltsangaben sind nicht vollständig, so die des Iwein. Von der Neuzeit angefangen hören die Inhaltsangaben sowie die Proben aus größeren Dichtungen (Epen, Romanzen, Novellen, Dramen) ganz auf. Raum-mangel mag davon Ursache sein; aber die Folge ist, dass wichtige Seiten namhafter Schriftsteller ganz ohne Beleg bleiben; das gilt für Jean Paul als Romanschriftsteller, für Tiecks dramatisierte Volksmärchen und dessen Novellen, für A. v. Humboldt und Reume als Natur- und Reiseschilderer, für Grillparzer als Dramatiker, für Hauff, Heyse, Gutzkow, Auerbach, Storm als Novellen- und Romanschriftsteller, für Lenau, Mörike, Scheffel, Kinkel als Vertreter der poetischen Erzählung, für Jordans Bemühung, den alten Stabreim wieder zu beleben.

Wenn die Dialectpoesie überhaupt vertreten sein sollte, so genügte es doch nicht Hebel, Reuter und Sommer allein vorzuführen; es musste doch wenigstens ein Vertreter der bayerischen und der österreichischen Mundart, etwa Kobell und Stelzhamer noch aufgenommen werden.

Ob die Proben aus den Denkern (Leibnitz, Thomasius, Böhme, Wolff, Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Schopenhauer, Herbart) im Stande sind, ein Bild von dem Wesen der Philosophie jedes einzelnen zu geben, bleibt mir zweifelhaft.

Auch gegen die aneinander gereihten Gedankenblitze, die Blumenlesen „schöner Stellen“, überhaupt gegen die Vorliebe des Herausgebers für das Fragmentarische habe ich meine Bedenken. Es lässt sich ja nicht leugnen: das alles ist mit unsäglichem Mühe sehr geschickt ausgehoben und zusammengestellt, so z. B. Goethes und Schillers zerstreute Äußerungen über Weimar S. 447, die Sentenzen aus Schillers Dramen S. 584 ff., Lichtenberg'sche Äußerungen u. dgl. Aber weder die Schreibart eines Schriftstellers noch dessen Ideonumfang wird durch solche gelegentliche Auswahl genügend charakterisiert. Selbst Gedichte mäßigen Umfangs mussten sich gefallen lassen, verstümmelt zu werden, wie Goethes Ilmenau, Euphrosyne, Schillers Künstler, Graf von Habsburg u. a.

Endlich wäre bei einem ja nicht für Schulzwecke dienenden Buche die genaue Angabe der Quelle, aus welcher die Probe, das Urtheil, die Bearbeitung usw. genommen ist, erwünscht; von der Mitte des Buches an wird der Herausgeber allerdings etwas mittheilsamer in dieser Beziehung; aber auch da bleibt noch manches zu wünschen übrig: eine erklärende Bemerkung über den Zusammenhang der „Teutschen Theology“ und M. Müllers „Deutsche

Lieben, über das Verhältniß zwischen S. Dachs' Lied und Haydn's „Aennchen von Tharau“, wie unter Schefflers Lieder: Ausgipfel des Meister Eckart gerathen u. dgl., wäre gewiss manchem Leser erwünscht.

Die Urtheile sind meist gut gewählt, sowohl was ihre Urheber als ihren Inhalt anlangt; ich verweise besonders auf den Abschnitt „Romantische Poesie“ und die dort gebotenen Aenderungen von Kuno Fischer und K. Hartsch; ebenso großes Lob verdient die ganze Schriftstellergruppe „Die Zeit des erstarkenden Patriotismus“, eingeleitet mit einigen sehr bezeichnenden Stellen aus Don Carlos, Tell und aus Hermann und Dorothea (VI und IX. Gesang). Dagegen sticht mancher in den Urtheilen niedergelegte Irrthum unschön ab: so die Annahme von Walther's fränkischer Heimat und dessen Kreuzzug sowie von der Autorschaft der Freidank'schen Bescheidenheit nach Wackernagel (S. 57) oder Geizers Parallele zwischen Schuppius und Abraham a Santa Clara ein Urtheil, das den Unkundigen irre leiten muss; man vergesse dagegen Schorers Charakteristik in den „Vorträgen und Aufsätzen“, die bei aller Strenge der Beurtheilung doch dem großen Prosa- und Prosaschriftsteller besser gerecht wird als Scherwald's bewährte Mann.

Zum Schlusse sei auf die schöne Ausstattung und den correcten Druck des Buches lobend hingewiesen. Dem Fachgenossen ist dasselbe als Fundgrube einer Fülle für Unterricht und eigene Belehrung wichtiger Mittheilungen auf das wärmste zu empfehlen.

Wien.

K. F. Kummer.

Goethes Eintritt in Weimar. Mit Benutzung ungedruckter Quellen dargestellt von Heinrich Düntzer. Leipzig, Ed. Hartwigs Verlag (Ernst Hoppe). 1883. gr. 8°. XVI. und 223 SS.

Düntzers Schrift ist eine angeblich durch die neu erschienene Goetheliteratur nothwendig gewordene Erweiterung des Aufsatzes in Cottas „deutscher Vierteljahrsschrift“ (dreihundertsechzigster Jahrg. Nr. CXXXI, 1870. Drittes Heft, S. 1—111), welche zugleich eine Rettung Goethes vor der Verkleinerung und Missdeutung seiner Neider und falschen Freunde versuchen soll. In der Einleitung wird mit warmen Worten das Bild von Goethes erstem Auftreten bis zu seiner Anstellung in den Hauptämtern entworfen, zugleich aber auch der Grund der kritischen Auseinandersetzungen angeführt, welche „die Darstellung wiederholt unterbrechen“. Dem Leser soll die Mühe des Mitarbeitens nicht erspart werden, damit er zu einem objectiven Urtheile gelange, nicht durch „bunte Farben und blühende Bilder bestochen“ höchstens eine „äußerliche Auffassung“ gewänne, sondern „aus einer Zueignung an Zug im lebendigen Wirken und Gegenwirken schließendes

Darstellung das Gemälde an selbständigen innerem Schauensache. In der That bietet der Verf. nur Untersuchungen und chemische Erörterungen nothdürftig durch den chronologischen Fortgang der Erlebnisse und Begebenheiten zusammengehalten; er zöthigt den Leser aus einer großen Anzahl ausführlicher Aufstellungen und Mittheilungen und aus deren Beurtheilung langsam sich selbst ein Mosaikbild zu schaffen, und ersetzt die fehlende Zeichnung dieser anerkannt wichtigen Episode aus Goethes Leben durch breite Ausfälle gegen jeden, der auch nur einen Versuch zu lebensvollerer Auffassung macht.

Niemand wird die Verdienste Düntzers um die Goetheforschung ernstlich bezweifeln wollen. Er hat die Wege geebnet und zu einer Zeit, in welcher noch die absolute ästhetische Werthschätzung ihre Orgien abhielt, die Goethefreunde auf den realen Boden der urkundlichen Geschichte hingewiesen. Und selbst die Gegner seiner Darstellungsweise können nur in übermüthigem Eifer behaupten, dass Düntzers Werke »herabzuwürgen« mehr Nuhe mache, als der Gewinn aus ihnen zu solcher Selbstverleugnung berechtige. Denn auch sie müssen ihm die Erforschung zahlreicher unbekannter Quellen ihrer Goethekenntnis danken. Allein weil die oft unbegründete Heftigkeit und das überreizte Wesen, womit Düntzer den Spuren der anderen Forscher folgt, nicht so sehr dem Schmerze über die immer mehr zu Tage tretende Einbuße an deutscher Redlichkeit in der historischen Kritik, als vielmehr der Eifersucht auf die wachsende Bedeutung feinsinniger Goethekenner entspringt, so man gegenwärtig geneigt, Düntzers Wirken in dem leidenschaftlichen Kampfe der Meinungen zu unterschätzen. Doch wie man ihm anrathen muss, dass manche Streber der herrschenden Strömung sich anschließen, nicht um der Sache zu dienen, sondern um selbständige Interessen zu fördern, und dass manche Stimme in dem Chorus den Namen Goethe recht laut hineinschreit, weil sie sehr wohl weiß, nur hier vernommen zu werden, so sollte auch Düntzer der Wahrheit ihr Recht lassen und nicht vergessen, dass aus einer bloßen Copie der Quellen nimmer eine wirklich anschauliche Charakteristik hervorgeht, und dass der Forscher, dem Gründlichkeit und rastlosen Fleiß Niemand abspricht, nicht dem Darsteller gnuß sein darf, der aus dem von ihm gesichteten Material durch wahre Divinationsgabe das lebensvolle Bild zu conquiren vermag. Hätte diese für die Erkenntnis von Goethes Leben nothwendige Theilung der Arbeit der Verf. ruhig bei sich gelassen, manche Auseinandersetzung wäre zum Vortheile der Schrift ungeschrieben geblieben. Sicherlich dachte z. B. Löper Briefe Goethes an Sophie von Larocque XVI f.), dem Fielitz einer Ausgabe der »Briefe Goethes an Frau von Stein« I, 1 an, als er das Streben Goethes in den Jahren 1774 und 1775, aus den ihm nicht befriedigenden engen Verhältnissen seiner Vater-

stadt herauszukommen und in eine für seinen Thatendrang entsprechendere Welt zu gelangen, charakteristisch hervorhob, wies an eine Entwürdigung Goethes, noch suchte er in ihm den ehrsüchtigen Streber zu entdecken, sondern ihm schwebten Goethe-Grugantinos Worte vor Augen: „Wo habt ihr einen Schatzort des Lebens für mich? Euer bürgerliche Gesellschaft ist mir unerträglich! Will ich arbeiten, muss ich Knecht sein; will ich mich lustig machen, muss ich Knecht sein. Muss nicht eher, der halbweg was wert ist, lieber in die weite Welt gehen?“ und er hatte Recht. Freilich Düntzer in seinem Übereifer wittert die Absicht und lässt sich bis zur Geschmacklosigkeit verleiten, in den „Relais Pferde für seine weitere Route“ einen Hinweis auf seinen glücklichen Brautstand zu vermuthen, nur um Löper jeden Boden für seine vermeintliche Verkleinerung Goethes zu entziehen. In ähnlicher Weise, wie der Verf. hier angeblich Goethes Andenken gegen unwürdige Auffassungen vertritt, um sich Raum zu schaffen für seine eigene spießbürgerliche Darstellung, nähert sich Goethes an den Weimarer Hof, rennt er wieder mit großer Anstrengung offene Thüren ein, bekreuzt sich vor der Sünde des Goethejahrbuches (Bd. IV, S. 201), eine Klatscherei über Goethe „ohne ein Wort des Zweifels“ abgedruckt zu haben und ergeht sich mit behaglicher Breite in Widerlegung von Neben-sächlichem. Wie innig freut es ihn beispielsweise, Arndt, der wagte in seiner Ausgabe der Briefe an die Stolberg S. 144 die Holzschuhe des Tagebuchs gegen Düntzers Vermuthung einer „Verlesung des Auszugsmachers“ für „Herz. Mut.“ in Schutz zu nehmen, weidlich zu bekämpfen, wobei doch schließlich herzlich wenig herauskommt. Mit Behagen wiederholt er dem Leser ohne Unterlass, dass Burkhards Mittheilungen über das bürgerliche und herzogliche Liebhabertheater (im IV. Bande des Goethejahrbuches) höchst mangelhaft und ungenau sind, und gesehensschadenfroh deckt er Versehen oder Übereilungen Schöns, Fielitz', Seufferts u. a. auf. Hätte hierin der Verf. mehr Maß gehalten, dann wäre ohne Zweifel der Wert der gründlichen Untersuchung klar hervorgetreten. Was feinsinnige Goethekenner bisher als das richtige Verhältniß Goethes zum Weimarer Hofe vermutheten, das hat er durch die breite Quellenuntersuchung erwiesen und sichergestellt, und manche wertvolle Mittheilung wurde abgestreut. Auf den Urkundenbeweis beschränkt sich das Verdienst Düntzers; alles was darüber hinausgeht, ist von Überflus und zeigt nur zu deutlich die Grenzen seines Talentes.

Einen großen Theil seiner Schrift widmet der Verf. kritischen Bemerkungen zu Fielitz's Ausgabe der Briefe Goethes zu Frau v. Stein, und versucht für die Einordnung der zwischen dem Januar und Juni 1776 fallenden undatierten Billets eine sichere Grundlage zu schaffen. Im allgemeinen nimmt er hier frühere Untersuchungen in seiner Schrift „Goethe und Karl August“, und in dem

Ansätze: zu Goethes Briefen an Frau v. Stein (Archiv für Literaturgeschichte Bd. VI. S. 528—560) wieder auf und modificiert die bereits ausgesprochenen Ansichten mit Rücksicht auf die Ausgabe. Er behandelt die Nr. 1, 3, 5, 6, 7, 11, 13, 14, 21, 46, 63, 66, 67, 69, 70, 89, 121, 122, 186, 210, 211, 239. Doch nur in den wenigsten Fällen; wie in der Zeitnahme der Briefchen Nr. 1, 5, 6, 11, 67 und 70 wird man Verf. ohne Vorbehalt zustimmen können; in den übrigen werden gegen die neue Anordnung ebenso viele schwerwiegende Bedenken anzuführen sein, wie gegen Fielitz's Ansätze Verf. angeführt werden. Überhaupt kann bei den zahlreichen rein Anspielungen, die willkürlicher Auslegung ausgesetzt sind, den Briefen mit dem Tagebuch und den Fourierbüchern allein eine sichere Basis für die richtige Anreihung gewonnen werden; eigenen Schölli, Fielitz' und Düntzers Vermuthungen zur Ge-
 nung. Nur soll ob dieser Unsicherheit der Eine nicht an dem
 ern nergeln und nicht mit Hochmuth ihn der Unzuverläss-
 mit zeihen, da bisher keinem gelang, das Rechte noch zu
 en. Ein noch unterlassener Versuch, zu besseren Bestimmungen
 kommen, so lange nicht neu erschlossenes Material manches
 hel aufhellt, dünkt mich unternehmenswert: die genaue
 graphische Vergleichung der Büllete untereinander. Obschon
 mich über den Erfolg solcher Untersuchung an diesen Briefen
 von Illusionen hingebe, bin ich dennoch überzeugt, dass wesent-
 neue Anhaltspunkte aus der Schriftvergleichung der eigen-
 liche geschriebenen Blättchen für die Anordnung gewonnen
 den, und diese zusammengehalten mit den früher erzielten
 gebnissen, doch einen Schritt weiter führen würden in der
 genen Sichtung des für den zukünftigen Biographen wertvollen
 Materiales. Gerade aber die Autopsie findet bei Düntzer selbst
 nicht einmal die nothwendige Beachtung, wo rasch schwer-
 wiegende Bedenken behoben wären. Auf S. 151 erwähnt er einen
 an Merk (D. j. G. III, S. 139 Nr. 130), dessen »verbesserte«
 derung der Verf. im Archiv für Litteraturgeschichte VI, 541
 Hinweis auf eine in seinem Werke »Goethe und Karl Au-
 (Bd. I, S. 25) gegen den Herausgeber der Briefe an Merk
 richtete Vermuthung zur Erklärung des Inhaltes, unbekümmert
 das Original des Briefes, geboten hätte. Als er hier wieder auf
 alten Voraussetzungen zurückgieng, musste er doch berücksich-
 en, dass er auch die mit dem ersten Herausgeber übereinstim-
 de Datierung des Briefes von Hirzel im Neuesten Verzeichnis einer
 thebibliothek S. 184 und darnach im D. j. G. III, S. 139
 130, welche doch aus dem Originale stammt, für unrichtig er-
 et. Die für Goethebriefe des Jahres 1776 ungewöhnliche Schreib-
 »März« im Drucke, rechtfertigt noch nicht ohneweiters die
 Abnahme eines Lesefehlers aller Herausgeber und der Zweifel an
 Richtigkeit hat vor allem neuerliche Untersuchung des frag-

lichen Datums der Urschrift erheischt; das vornehme Verlangen der Übereinstimmung in der Datierung bei Wagner und Herder erregt den Verdacht eigensinnigen Verharrrens bei liebgelesenen Annahmen, die der Verf. nicht gerne sich selbst durch Untersuchung des Originals widerlegen möchte. Doch gerade um der Stelle willen: »Den Hof hab ich nun probirt, nun will ich mit das Regiment probiren«, erfordert die Sicherstellung der Datierung eine verbürgte Grundlage, und darf nicht willkürlicher Vermuthung ausgesetzt werden. Genau dieselbe Unsicherheit des Beweises trotz bestimmtester Behauptung fällt bei der Festsatzung von Kalbs Schreiben an Goethes Eltern zum 16. Mai auf Düntzer setzt einfach in die Anmerkung: Riemer (Mittheilungen II, 25 f.) hat das Datum irrig »März« gelesen. Er ignoriert vollständig, dass Keil in »Frau Ruth« S. 53 den Brief nach dem Original mit dem Datum »Weimar am 16. Merz 1776« abdruckt und in der Anmerkung dazu bemerkt: Riemers Datierung (Mittheilungen über Goethe II, S. 25) ist richtig, unrichtig dagegen das von Düntzer (Frauenbilder aus Goethes Jugendzeit, S. 460) angenommene Datum vom 16. Mai. Dort hatte Düntzer nichts weiter bemerkt, als: »Riemers Datierung muss irrig sein. Die Ernennung zum geheimen Legationsrath erfolgte am 11. Juni.« Muss nicht der Mangel an nothwendiger Auseinandersetzung bei dem Überfluss an Widerspruch in der ganzen Schrift gerechtfertigte Bedenken gegen die vom Verf. unablässig betonte reife Erwägung seiner Ansichten hervorrufen? Es wird ihn daher nicht wundern, wenn nach solchen Erfahrungen Niemand der Versuch Ernst nimmt, zur Erklärung des Kosenamen Gustel in den Billeten Nr. 3 und 17 an Frau v. Stein einen »verlohten Gustel« heraufzubeschwören, aus einem Roman in Briefen, an dem Goethe gerade schrieb, umsomehr, als die in Nr. 3, 12 und 17 erwähnten und zur Erhärtung der Annahme herangezogenen Briefe viel zwangloser auf die »Briefe aus der Schweiz, Erste Abtheilung«, oder auf die Briefconcepte, die Schell aus dem Nachlasse der Frau v. Stein in den »Briefen und Aufsätzen von Goethe« herausgegeben hatte, sich beziehen lassen. Die ergiebigen Resultate der Goetheforschung hat sich der Verf. nach Möglichkeit zu Nutze gemacht und verwertet. Daher werden auch von ihm die von Bernhard Suphan in seiner Abhandlung Goethe und Herder von 1789—1795 (Preuß. Jahrbücher Bd. XLIII, S. 85—100, 142—183, 411—436) S. 415 fg. Anm. gegebenen Berichtigungen der in »Aus Herders Nachlass« I, Nr. 15—23 gedruckten Briefe Goethes über die Berufung Herders nach Weimar zur Herstellung besserer Texte entsprechend berücksichtigt. Nur halte ich die S. 82 gegebene Emendation »Denn in meiner politischen Chrie gibts hier: Sum a testimonio« weder der Ansicht Suphans noch dem Wortsinne nach für glücklich. Wofür ich die Suphan'sche Lesart »Sum« richtig in »Paragraphe« aufhebe.

scheint mir der Sinn der Stelle entsprechend dem gewählten Bilde von der Chrie ganz klar zu sein.

Als Referent über Düntzers Werk musste ich mich bei seiner eigenthümlichen Anlage beschränken, dasselbe bloß durch einige Streiflichter zu charakterisieren, weil eine schrittweise Beurtheilung der Ergebnisse den Umfang einer selbständigen Schrift erheischt hätte. Auch nach der kurzen Auseinandersetzung dürfte wohl der Wunsch gerechtfertigt erscheinen, es möge dem Veteranen unter den Goetheforschern glücken, künftighin durch die Freude an dem Eifer der Mitstreibenden die Eifersucht auf die steigende Bedeutung der jüngeren Schule zu verwinden.

Wien, am 4. December 1883.

Karl Rieger.

Franz Linnig, Deutsche Mythenmärchen. Beitrag zur Erklärung der Grimmschen Kinder- und Hausmärchen. Paderborn 1883. F. Schöningh. V und 213 SS.

Der bereits durch die „Bilder zur Geschichte der deutschen Sprache“ bekannte Verfasser untersucht in dieser Schrift eine Anzahl deutscher Märchen auf ihre mythische Grundlage hin. Märchen, welche Reste des Mythos enthalten oder zu enthalten scheinen, nennt er Mythenmärchen. Der Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens ist sich der Verf. nach seinen eigenen Worten wohl bewusst. Denn nur ein kleiner Theil unserer Märchen enthält bekanntlich noch Reste germanischer Mythen und dies Wenige ist vielfach entstellt und gefärbt.

Was uns der Verf. bietet, ist keine Quellenarbeit im strengen Sinne des Wortes, sondern ein Versuch, die bekannten Ergebnisse mythologischer Forschung von einem bestimmten Gesichtspunkte aus weiteren Kreisen zu erschließen. Es sind wieder Bilder, diesmal aus der deutschen Mythologie, die er auf Grundlage der Märchen entwirft. Er verband die verwandten Geschichten zu Gruppen und ergänzte den Rest aus anderen Quellen.

Das Buch zerfällt in fünf Abtheilungen: I. Wotan-Mythus. (Wotan überhaupt, der deutsche Olymp); II. Donar-Mythen (hier und u. a. der urarische Gewittermythus besprochen); III. Die Urgöttin Frigg in verschiedenen Gestalten (Frau Holla, Iduna); IV. Frühlings- und Lichtgottheiten (Frö, Baldur, die Märchen von Rothkäppchen und Aschenbrödel); V. Verdunkelte Göttergestalten (Loki, Ziu-Tyr). 41 Märchen der Grimmschen Sammlung und zum Schlosse noch einige andere sind benützt und in 26 kleinen Abhandlungen besprochen.

Jedem kleineren Abschnitte sind Titel und Namen der behandelten Märchen nach der Grimmschen Sammlung beigelegt. Das Märchen selbst ist an entsprechender Stelle meist auszugsweise wiederholt.

Zahlreiche grundlegende Schriften sind benutzt (Grimm's Mythologie in der zweiten Ausgabe von 1844!). Trotzdem fehlt es dem Verf. nicht an selbständigem Urtheile. Doch geht er in der Combination und in der Deutung der Märchen öfter zu weit und an gewagten, gekünstelten Erklärungen — zum Theil an älteren Schriften herübergenommen — ist kein Mangel.

Dies erklärt sich einigermaßen daraus, dass der behandelte Gegenstand für L. „nicht nur ein Object der Forschung, sondern auch ein Gegenstand des Herzens“ ist (s. Einleitung), ein Umstand, der an und für sich einer Arbeit nur zum Vortheil gereichen kann, wenngleich er auch manches vorschnelle Urtheil verschuldet.

Das Buch charakterisiert ferner die ausdrückliche Erklärung des Verf.s, dass sein oberster Zweck gewesen sei, die Grimmschen Märchen, jene duftigen Waldblumen, den zahlreichen Freunden und Anhängern womöglich noch lieber und werter zu machen. Man findet bei der Lectüre, dass es ein Hauptstreben L.s ist, auf Phantasie und Gemüth des Lesers zu wirken, und so ist denn auch viel Phantasie und Gefühl aufgeboten, um die Bilder lebensvoll zu gestalten. Man merkt die warme Theilnahme, die L. seinem Stoffe entgegen gebracht hat, überall herein. Manches hat dadurch unstreitig gewonnen. So muss als recht gelungen bezeichnet werden, die Abhandlung über die Wünschelröhre und den Wunschmantel, die Einleitung zu den Donarmythen, die schöne Nacherzählung des wiedergewonnenen Hammers, Frau Holla, der Dioskurenmythus. Auch sonst begegnet man phantasie-reicher und liebevoller Auffassung und Nachdichtung wiederholt.

Doch kann auch hierin zu weit gegangen werden, wie dies u. a. die Schilderung des Sonnenaufganges und Unterganges (S. 17 f.) beweist. Zuweilen wird die Darstellung zu sentimental (18), zu überschwänglich (6). Manches erscheint abgeschmackt, so wenn vom Dornröschen übergegangen wird auf den Zauberzauber der Germania und deren Wiedererweckung, und somit auf moderne Verhältnisse angespielt wird (S. 31). Zuweilen wird die Darstellung ungebührlich breit und weitläufig, z. B. 61, 104 f. Hierher gehören auch kleine grammatische Abschweifungen.

Bedenklich ist der so stark betonte christlich religiöse Standpunkt des Verf.s. Gerade bei Arbeiten dieser Art hat man sich ängstlich zu hüten, vom Standpunkte einer positiven Religion aus die alten Mythen zu beleuchten. Diese Befangenheit tritt oft genug störend entgegen. Schon der Schlusssatz der Einleitung erweckt in dieser Hinsicht wenig Vertrauen, wenn hier erklärt wird „Das aber ist der größte Nutzen, den die Mythologie bieten kann, dass sie die Überzeugung in weitere Kreise verbreitet, wie die Beschäftigung mit diesen Dingen nicht vom Christenthum ab, sondern zu demselben hinführt.“ Man vgl. zur S. 8, 22, 31, 38, 183, 213 u. d.

Schließlich möge noch hervorgehoben werden, dass L. auch von Fragen nicht aus dem Wege geht, und solche aufwirft, auf die er sich auch der Lösung enthält. (S. 195 f.) — Gewagt ist die Behauptung p. 44 ff., dass „die ältesten Mythen gewissermaßen Räthsel, und die ältesten Räthsel mythische Allegorien“ seien.

Druckfehler sind mir wenige aufgefallen. So p. 3 Vat4, 4 Umbesiegbare, p. 104 holans.

Nikolsburg.

Rudolf Löhner.

Gedanken und Bemerkungen über das Studium der neueren Sprachen auf den deutschen Hochschulen, von Dr. Gustav Körting. Heilbronn 1882.

Gedanken über das Studium der modernen Sprachen in Bayern an Hoch- und Mittelschulen. München 1882.

In Preußen und Bayern ist in den letzten Jahren eine Reihe von Schriften zur Reform des neuensprachlichen (französischen und englischen) Unterrichts erschienen. Obwohl dieselben mehr im schönen als in der Sache selbst übereinstimmen, sollten sie doch auch bei uns gelesen und beachtet werden; denn sie enthalten einen reichen Schatz pädagogischer Erfahrung, für die uns dadurch das Lehrgeld ersparen.

Körting hat in hervorragender Weise Anspruch, in dieser Hinsicht gehört zu werden. Als Professor der französischen und englischen Philologie in Münster hatte er Gelegenheit genug zu beobachten, wie beide Fächer an deutschen Hochschulen betrieben werden und betrieben werden sollten, freilich auch, wie ungern sie sich in einer Hand vertragen. Vorher schon hatte er „lange Jahre als Gymnasiallehrer griechischen Elementarunterricht erteilt“ (S. 13), kennt also auch den Lehrgang der Mittelschule. Dazu ist er ein Mann, der sein Fach mit Liebe und Begeisterung treibt und keinen Augenblick vergisst, dass das Ziel des Unterrichts jenseits der Schulbänke liegt.

Bei der ersten Frage: „Wer ist befähigt, sich dem akademischen Studium der neueren Sprachen zu widmen?“ fällt die Ansicht K.s, Lateinkenntnis sei unerlässliche Vorbedingung, bereits mit dem bestehenden Arrangement zusammen, indem in Deutschland Latein auch an Realschulen obligat ist, und in Österreich wenigstens die von der Realschule kommenden Neuphilologen Lateinprüfung nachtragen müssen. K. hat dabei die berechtigte Überzeugung einfließen, dass Gymnasium und Realschule sich in ihren Unterrichtsgegenständen und Unterrichtsmethoden immer mehr nähern und allmählich zu einer einzigen, auf einheitlichen Principien beruhenden Bildungsstätte vereinigten müssen. Wenn er dabei im Interesse der Romanistik schon in den untersten Lateinclassen mehr Rücksicht auf correcte Aussprache (z. B. *homo, bonus*) und auf das Vulgarlatein verlangt,

wird ihm gewiss niemand lebhafter beipflichten als die Zirkeltigen unter den classischen Philologen selbst.

Aber K. fordert auch, was Realschulabiturienten bisher weder in Österreich noch in Deutschland mitbringen: Kenntnisse des Griechischen. Im Principe unbedingt einverstanden. Der bloße Brodstudent mag sie zur Noth entrathen können, aber wir sind wir ja bei der großen Zahl junger Kräfte, die überall zu den romanistischen und anglistischen Vorlesungen herandrängen, nicht mehr angewiesen. Wer mit wissenschaftlichem Forschungseifer einen neueren Dichter in Angriff nimmt, stößt meist auch auf griechische Vorbilder. Bei Themen aus der älteren Lautlehre wird ein französischer und, namentlich seit den umwälzenden Arbeiten Brugmanns, ein englischer Philologe dem Sanskrit entbehren können als Griechisch. Also wäre zu folgen, verschließen wir wieder die neuere Philologie den Realschulabiturienten! Allein dagegen sprechen, wenigstens in Österreich, für uns noch größere Bedenken. Der Zufluss an Gymnasiasten deckt beinahe weitem nicht den Bedarf. Die Leute haben in der Regel gar kein Englisch, selten Französisch gelernt und wollen sich nun nicht einem ganz fremden Fach zuwenden. Daher wird wohl vorderhand bei uns der Usus fortbestehen müssen, den Realschülern die Lehramtsprüfung aus neuerer Philologie offen zu lassen, das Davor aber, mit Ausnahme ganz hervorstechender Talente, zu verwehren. Das ist ein Ausweg, obwohl ein harter und nach keiner Seite befriedigender. Wie viele neusprachliche Lehrer mit mangelhafter humanistischer Grundbildung werden dabei großgezogen, wie viele können trotz ihrer besten Bemühungen nicht zu akademischen Ehren gelangen!

Kleine Veränderungen im Reglement der Gymnasien, vielfach sogar die persönliche Initiative des Directors, können sehr ganz bedeutend beitragen, uns über diese Scylla-Charybdis hinwegzuhelfen. Zunächst könnte der Director die Maturanten darauf aufmerksam machen, dass sie sich ohne große, ja selbst ohne die Kenntniss des Englischen und Französischen, sicherlich vermöge ihrer gründlicheren sprachlichen Vorbildung allmählich zu besseren Neuphilologen heranbilden werden, als Realschulabiturienten mit ihrer einigermaßen gedrillten Zunge. Ja, ein Gymnasiast, der noch kein Wort Englisch spricht, ist mir lieber, als ein Realschüler mit der landläufigen, halb falschen und ganz ungenauen Aussprache, wie sie phonetisch undisciplinierte Lehrer in der Regel verbreiten. Da habe ich wenigstens nur aufzubauen und nicht abniederzureißen. — Ferner könnte, wenn schon an den Gymnasien nicht, wie meist in Deutschland, das Englische und Französische von Staatswegen gelehrt wird, doch der Director bei der Wahl neuer Lehrkräfte darauf achten, Männer zu bekommen, welche auch aus modernen Sprachen geprüft sind und sie wenigstens im Verlangen der Studenten — talentierte haben immer noch Zeit —

als Freifach tradieren könnten. Wüssten die classischen Philologen und die Germanisten, dass ihnen *ceteris paribus* eine Nachtragsprüfung aus dem Französischen, respective Englischen, eine raschere Anstellung verschaffe, die neuphilologischen Hörsäle würden bald ein ganz anderes Hörermaterial aufweisen! — Endlich könnte an den Gymnasien der philologische Sinn der Jugend noch besser geweckt, an den Realschulen das Fehlen des Griechischen theilweise ersetzt werden durch eine leicht einföhrbare Vertiefung des Deutschunterrichtes. Klarere Formenentwicklung und reiche Dialectologie, welche bekanntlich die griechische Grammatik vor der lateinischen auszeichnen, müssen sich doch noch praktischer an unserer eigenen, guten, allen Schülern ohnehin geläufigen Muttersprache explicieren lassen! Im Deutschen als an einer lebenden Zunge kann man sogar die Einfösse des Accents, die Grundbegriffe der Phonetik, den Unterschied zwischen Conversations- und Schriftsprache usw. noch viel genauer und greifbarer darlegen. Folgerung: man vertraue den Deutschunterricht auch in den unteren Classen nach Thunlichkeit nicht mehr Lehrern an, welche aus Germanistik ungeprüft sind.

Ein Hauptcapitel in K.s Buch ist der Opposition gegen die Verbindung des Französischen mit dem Englischen als Lehr- und Prüfungsgruppe gewidmet. Ein ordentlicher Anglist, führt er aus, muss zugleich mit der Germanistik, ein französischer Philologe mit anderen romanischen Sprachen in einer Weise vertraut sein, dass der Versuch, diese beiden großen und täglich großartig wachsenden Gebiete zugleich zu beherrschen, fast immer zu Einseitigkeit, Oberflächlichkeit und Mechanismus verleitet. Das gilt in erster Linie von deren akademischer Vertretung; in Österreich hat man es daher von jeher mit weiser Einsicht vermieden, Französisch und Englisch in der Hand eines Universitätsprofessors zu vereinen. Aber auch für den Lehramtsandidaten hat diese Combination unleugbar viel Missliches. Gerade was scheinbar am meisten für sie spricht, die Gleichartigkeit der Arbeit in der Bewältigung des praktischen Theils, ist in Wirklichkeit das stärkste Argument dagegen. Deutsche Accentuierung, Lautbildung und Satzcomposition müssen abgelegt werden, ja; aber kaum hat man sich im Englischen gewöhnt, auf den betonten Vocalen länger, auf den unbetonten noch kürzer zu verweilen als im Deutschen, so soll man im Französischen fast allen Unterschied des Accentuierens aufgeben. Hat man es glücklich dazu gebracht, die Zunge vorn plump zu lassen, um die Laute in engl. Weise im Hintergrund des Mundes zu formieren, so soll man sie auf französisch wieder vorn mit recht beweglicher Zungenspitze und Lippe producieren. Das Französische verlangt, das wichtigste nicht an das Ende des Satzes zu stellen, wie im Deutschen, sondern wo möglich an den Anfang, wogegen es im Englischen über den ganzen Satz ver-

theilt werden soll. Dazu die Aufgabe für das Gedächtnis, nicht bloß die Germanismen, sondern auch hier die Gallicismen, dort die Anglicismen zu vermeiden. Keine gewöhnliche Menschenzunge, welche einmal anderthalb Dutzend Jahre alt ist, bringt es in zwei so verschiedenen Sprachen zu eigentlicher Meisterschaft; die eine hemmt die andere. Leichter ist es, eine lebende mit zwei todtten Sprachen, als zwei lebende sich anzueignen — eindringende Aneignung, wie sie die Wissenschaft erheischt, immer vorausgesetzt. Die Sprache, welche bei dem bestehenden Usus auch von fleißigen Schülern in der Regel hintangesetzt wird, ist die englische, theils weil sie deren Phonetik schwieriger finden, theils weil sie das Englische auf der Realschule weniger, auf dem Gymnasium in der Regel gar nicht betreiben konnten, und hauptsächlich, weil ihnen das historische Verständnis des Französischen von vornherein durch die Kenntnis der lateinischen Vorstufe erleichtert ist, während sie mit der germanischen Vorstufe des Englischen von Haus aus nicht vertraut sind und sich leider auch auf der Universität aus falscher Zeitersparnis selten damit vertraut machen. Anglistik ist nichts als ein mächtiger Ast der Germanistik, von einer »Vermählung« der germanischen und französischen Sprache im Englischen spricht heute kein Fachmann mehr, das Französische hat nur auf Lexikon und Orthographie, aber durchaus nicht auf das innere Wachsthum der Sprache gewirkt; ein Anglist ohne Germanistik ist ein Eending, gerade so ein Romanist, der nicht Latein kann.

Diese Schwierigkeiten zu beseitigen und noch weitere Vortheile anzubahnen, ist nun der Vorschlag geeignet, welchen E. macht und seine Collegen in Deutschland öffentlich wie privat lebhaft billigen: Englisch soll nicht mit Französisch, sondern immer mit Germanistik, Französisch aber mit Latein geprüft werden. So verlangt es die Natur, die Geschichte der beiden fremden Hauptsprachen, so könnten sich die beiden Arbeitszweige eines jeden Candidaten nicht mehr hindern, sondern nur fördern, so würde Zeit und Kraft gespart und doch Tiefe gewonnen. Findet man es nothwendig, dass der neuphilologische Candidat sich außerdem noch für ein drittes Fach qualificiere, so könnte man ihm auf dem ganzen humanistischen Gebiete die Wahl frei lassen.

Als Ziel des neusprachlichen Unterrichts bezeichnet dann K. Schreibfertigkeit. Sprechfertigkeit scheint ihm, wo möglich, erstrebenswert, aber nicht nothwendig; denn erstens sei sie so gut wie unerreichbar, zweitens hätten das Gymnasium und auch die Realschule, soweit sie ihre Schüler zur Universität entlässt, »nur für gelehrte Stände und Berufe vorzubereiten« (S. 31). Der wissenschaftlich Gebildete komme nur ausnahmsweise in die Lage, »mit Englisch und Französisch, als mit lebenden Sprachen, etwas zu schaffen zu haben« (S. 36). Daher könne man

dem Universitätsprofessor der Neuphilologie wohl verzeihen, wenn sein praktisches Können etwas mangelhaft sei, aber kaum dem Mittelschullehrer (S. 40). — Was versteht dabei K. unter Sprechfertigkeit? Wenn nichts als fließende Salonconversation über alles Mögliche, so hat er sicher Recht; aber schwerlich, wenn er die Fähigkeit meint, wenigstens über ein nahe liegendes Gebiet correct, d. h. in der Art der guten Pariser oder Londoner Gesellschaft, Worte finden und Sätze sprechen zu können; denn nicht die geschriebene, sondern die gesprochene Sprache ist das organische Product all ihrer früheren, der lebendige Keim all ihrer weiteren Entwicklung, daher nicht bloß praktisch, sondern zugleich wissenschaftlich von höchster Bedeutung. Derartige Sprechfertigkeit braucht also auch der Universitätsprofessor; und abgesehen vom Bedürfnis des Gelehrten: hat das Gymnasium nicht eigentlich die Aufgabe, allgemeine Bildung zu vermitteln? Die Schwierigkeit für den Lernenden ist freilich unleugbar noch groß; aber Sweet, Storm u. A. haben schon viel gethan, um sie zu überbrücken, und sie allmählich ganz zu überwinden muss als ein Hauptziel der Wissenschaft aufrecht erhalten werden. Niemals wird eine Regierung einwilligen, dass man sich beim Französisch- und Englischunterrichte in ihren Schulen durch den Umstand nicht beeinflussen lasse, dass diese Sprachen noch leben« (S. 36).

Trotzdem hat K. gerade für die Beibringung von Sprechfertigkeit einen Vorschlag gethan, der im allgemeinen manches für sich hat und in dieser oder jener Form wohl eines Tages zur Ausführung gelangen wird. Er findet nämlich die Lectoren, welche diesen Zweig der Neuphilologie an mehreren Universitäten den Professoren suppliren, noch immer sehr unzureichend; denn phonetisch gebildete Ausländer seien für diese kärglich bezahlten Stellen kaum jemals zu haben, und selbst solche könnten bei so wenigen Unterrichtsstunden nicht das Wünschenswerte leisten. Nur ein längerer und systematisch ausgenützter Aufenthalt im Ausland führe vollständig zum Ziele. K. plaidirt daher zunächst für eine Theilung des neuphilologischen Studiums und Examens: drei Jahre soll sich der Student an einer deutschen Universität wissenschaftlich ausbilden lassen und dann aus dem theoretischen Theile seines Faches geprüft werden. Hierauf soll er zu Paris oder London an einer zu gründenden Reichsanstalt eine neunmonatliche praktische Ausbildung empfangen und erst, nachdem er auch daraus approbiert worden, die volle Lehrbefähigung erhalten. Einen Plan zu einer solchen Anstalt hat K. S. 51 ff. bereits in allgemeinen Umrissen vorgelegt; die Fassung der einzelnen Punkte dürfte aber noch viele Reden und Gegenreden veranlassen. In Bezug auf die Kosten verweist K. auf die archäologischen Institute in Rom und Athen, auf die nach Millionen sich beziffrenden Summen, welche die zahlreichen naturwissenschaftlichen Institute erheischen, auf die nicht minder weittragende

Culturbedeutung der modernen Sprache, und schließt S. 54 f. «Es muss jedenfalls für die praktische Ausbildung der Neuphilologen gethan werden . . . wenigstens eine größere Anzahl von Reise- stipendien sollten den ins Ausland reisenden Neuphilologen gewährt und die möglichsten Vergünstigungen in Bezug auf die Eisenbahn- fahrpreise gewährt werden.»

Aus dem aphoristischen Rest der Broschüre nur wenige Einzelheiten. Auf S. 59 widmet K. den neusprachlichen Vereinen der Studenten eine warme Empfehlung, welche gewiss jedem an der Seele gesprochen ist, welcher selbst als Neuling in einen solchen Verein getreten hat und sich erinnert, wie viel Anregung, wie viel Selbständigkeit des Auffassens und Weiterforschens, wie viel Literaturkenntnis ihm daraus zugeflossen ist. — Dass man im Seminar über die Periode Ludwigs XIV. und Shaksperus schwerlich heruntergehen könne (S. 69), ist mir sehr fraglich: für literarhistorische Übungen beginnt vielmehr hier erst das beste Terrain. — Recht hat K. wieder, wenn er auf der letzten Seite dem neuphilologischen Candidaten, der bei der Prüfung in der Aussprache nicht genügt, nicht bloß für die obersten, sondern auch für die untersten Classen die Lehrbefähigung abspricht, weil beim Französischen und noch mehr beim Englischen gerade in den untersten Classen der subtilste und später kaum mehr corrigierbare Theil, die Aussprache, Hauptgegenstand des Unterrichtes ist. Aber auch in mittleren Classen wird ein solcher Lehrer, der schlechter spricht als viele seiner Schüler, nicht gut fahren. Da ist wieder unsere österreichische Einrichtung, wonach es in neueren Sprachen praktisch nur eine Qualifikation für oberste Classen gibt, von großem Wert.

Haben wir es bei dieser Schrift K.s mit einem Appell zu thun, so sind die »Gedanken über das Studium der modernen Sprachen in Bayern« ein Repell gegen Prof. H. Breymanns Klage über die Geringschätzung, mit welcher die classischen Philologen Baierns vielfach auf ihre neusprachlichen Collegen herabschauen. Kam es doch noch vor fünf Jahren vor, dass der Rector eines bayerischen Gymnasiums seinen Schülern zu verstehen gab, die Erläuterungen des Lehrers im Französischen und Englischen seien ziemlich nutzlos und überflüssig, ja dessen ganzes Fach sei anderen Unterrichtsgegenständen an formalem, wie realem Bildungswerte so untergeordnet, »dass die Schüler demselben eine sonderliche Wichtigkeit nicht beizulegen brauchten«. Die Berechtigung dieser Klage Breymanns wird von dem anonymen Verfasser dieser Gegenschrift unwillkürlich auf das Schlagendste bestätigt. Ist K.s Schrift ein Muster von unbefangener Liebe für classische u. dgl. Anonymus richtet sich nicht so sehr gegen unpraktische

richtungen, als vielmehr gegen Personen, als hingen Studien- und Prüfungsordnung des Französischen und Englischen nur von einem Plebiscite ihrer Vertreter ab. Er macht nicht Vorschläge, sondern Vorwürfe. Die wissenschaftliche Höhe dieses Mannes, der die französische und englischen Philologen die hohe wissenschaftliche Methode der classischen Philologie abspricht, documentiert sich durch eine große Verehrung für Compendien, seine geistige Reife durch Phrasen, wie „in den Eingeweiden einer Anstalt mit Illustriationen wählen“ (S. 9). Der Ton ist kindisch-brutal, der Staudenpunkt von vornherein verfehlt. Kommt er hier und da wirklich zu pädagogischen Fragen zu sprechen, so ist er gewöhnlich ein Nachtreter der „so trefflichen“ Ausführungen K.s. Eine selbständigeren Äußerung (S. 31), wonach „ein Ausländer, welcher der deutschen Sprache völlig mächtig und in seiner Wissenschaft durch- auf der Höhe stünde, das Ideal eines Professors der neueren Sprachen wäre“, ist ganz verkehrt; Trautmann (Angl. V, 63) hat bereits mit vollem Rechte ausgeführt, dass dem geborenen Deutschen zwischen ihm und dem Schüler bestehende Gemeinsamkeit der Muttersprache (und Culturtradition überhaupt) einen nicht hoch genug anzuschlagenden Vortheil vor dem Ausländer gibt, dass außerdem der Deutsche besser die Bedürfnisse und Schwierigkeiten des Lernenden kennt und diesen nur dieselben Wege zu führen braucht, die er einst selber gegangen ist. Der Mann hat wirklich gut daran, seinen Namen nicht zu verrathen.

Wien, October 1883.

A. Brandl.

v. Scala: Der pyrrhische Krieg. Berlin u. Leipzig 1884. O. Parrisisus. 183 S. 8°. 4 Mk. 50 Pf.

— Roms Garnisonssystem im Jahre 281. Situationskarte dazu, ebenda 30 Pf.

Der Verf. verbindet mit einer aner kennswürdigen Kenntnis der antiken Überlieferung über seinen Gegenstand die volle Beherrschung der neueren Literatur über denselben. Die Arbeit zerfällt in zwei Abschnitte, deren erster umfangreicher der Ermittlung der Quellen gewidmet ist, die bei der Darstellung von Pyrrhos' Kämpfen in Italien und auf Sicilien von Justin, Plutarch, Diodor, Appian, Polyaen, Appian, Dionysios, Livius, Dio Cassius und Strabo benutzt wurden. Als Durchgangspunkte der Überlieferung der Primärquellen: des Proxenos, der römischen Überlieferung und einer tarentinischen Quelle erscheinen die Geschichtswerke des Hieronymus, Duris und Timaios, und römische Annalisten, denen nacheinander Dionysius und Trogus Pompeius folgten. Von den erstgenannten drei Schriftstellern handelt v. Scala in je einem Capitel, er über ihr Leben und ihre Schriften, dann wird gesucht, ihre Angaben aus den uns erhaltenen Quellen auszuscheiden und endlich der Parteistandpunkt derselben Pyrrhos gegenüber gekenn-

zeichnet. Der zweite Abschnitt enthält eine Darstellung des Unternehmens des Pyrrhos nach den Ergebnissen der vorstehenden Untersuchung.

Am nächsten berührt sich diese Arbeit inhaltlich mit dem Aufsatz Schuberts (Fleckeis. Jahrb. IX. Supplementbd. S. 647 f.), dessen Untersuchung der Plutarchbiographien des Eumenes, Demetrios und Pyrrhos zu dem Resultate geführt hatte, dass Plutarch, Nepos, Justin und Appian für ihre Erzählung der Dindorbenge-schichte, vornehmlich ersterer, ein einziges Geschichtswerk, das des Agatharchidas von Knidos benutzt hätten, der seinerseits die Angaben wesentlich des Timaios, Hieronymos, Duris und Phylarchos vorarbeitete und rhetorisierte, während Diodor den Hieronymos direct benutzte und Plutarch seine römischen Nachrichten dem Hieronymos entnahm. Schubert hatte ferner auch die Primärquellen zu ermitteln gesucht, die den genannten Autoren vorlagen. Dieser Annahme einer Mittelquelle, welche die schriftstellerische Thätigkeit Plutarchs u. a. auf ein Minimum reducirt, ist man später mit Recht entgegen getreten. Damit ergibt sich jedoch mit Nothwendigkeit für denjenigen, der einen Theil des von Schubert behandelten Materials neuerlich vornahm, zuerst die Entscheidung der Frage, ob wir die Angaben des Timaios, Duris und Hieronymos direct oder indirect in den uns vorliegenden Schriftstellern erhalten haben. Freilich ist Schubert der Ansicht, dass es ziemlich irrelevant sei, ob diese Frage entschieden werde oder nicht, die Kernfrage wird dadurch nur um eine Instanz verschoben und v. Scala findet das zum Glück gleichfalls unwichtig für die historische Kritik; daher er Schubert folgte und es nicht für nöthig erachtete, sich bezüglich des Agatharchidas zu entscheiden, obschon ihm auch die Bedenken bekannt waren, die gegen diese Annahme geltend gemacht wurden, halte ich für einen Grundfehler seiner Arbeit. Ich bin der Ansicht, dass jeder neue Bearbeiter, der zwischen die unmittelbaren Berichterstatter und die Primärquellen tritt, ebenso eine schriftstellerische Individualität ist, wie die letzteren und die Autoren waren, welche wir lesen, und dass mit einer neuen Wirklichkeit der Variation des Ursprünglichen sich der Standpunkt der Beurtheilung insbesondere dann wesentlich verändert, wenn man von dieser Zwischenquelle wenig oder nichts bekannt ist, wie in vorliegenden Falle. Abgesehen davon aber, Schubert glaubte, die Qualität dieser Quelle ermittelt zu haben; er meint Agatharchidas sei ein rhetorisierender Autor gewesen, und, da v. Scala mit ihm mindestens bezüglich des Justinus dasselbe glaubt, und gewisse individuelle Gestaltungen der Vorlagen wohl auch für die anderen Autoren nicht in Abrede stellen wird, so durfte er am allerwenigsten die Frage unentschieden lassen, ob ein die Überlieferung dominierendes Zwischenglied mehr oder weniger anzunehmen sei.

So aber arbeitet der Verf. mit den Ergebnissen dieser keineswegs unanfechtbaren Untersuchung Schuberts, mit den Argumenten,

welche diesen auf Irrwege geführt haben, freilich oftmals auch zu anderen Resultaten gelangend. Schubert hatte es wiederholt ausgesprochen, dass eine eingehende und klare Darstellung dem Hieronymos zugeschrieben werde und öfters bloß deshalb Partien der uns vorliegenden Berichte diesem Autor zugeschrieben, dagegen Darius als die Quelle jener Stellen unserer Überlieferung bezeichnet, in denen Tragikerverse zu Apophthegmata gemacht werden, Vertheidigungsscenen vorkommen oder in theatralischer Weise die Ereignisse erzählt werden. Das ist ja gewiss in einem und dem andern Falle richtig, aber eine solche vereinzelte, wenn auch zutreffende Bemerkung berechtigt immer noch nicht, daraus durch Verallgemeinerung ein quellenkritisches Dogma zu machen, um so weniger, als wohl auch andere Autoren außer Hieronymos in der Lage waren, genaue Angaben zu machen und eine theatralische Darstellung bekanntermaßen auch dem Phylarchos vorgeworfen wird und das Pathos eine Signatur der Diadochenzeit überhaupt ist, wie mit Recht hervorgehoben wurde, also allen diesen Autoren mehr oder minder gemeinsam ist. So wird übereinstimmend und mit Recht, wie ich glaube, in der Pyrrhosgeschichte die Erzählung von dem Antheil der Frauen bei der Vertheidigung Spartas dem Phylarchos zugewiesen, dessen Neigung zu solchen Effecten bekannt ist; es ist aber doch undenkbar, dass sein Geschichtswerk nur aus einer ununterbrochenen Reihe solcher Scenen, in denen Frauen vorkommen, bestand; wie viel also sonst noch aus seinem Werke von Späteren benutzt wurde, haben wir keinen Anhaltspunkt zu entscheiden. Dieses Fehlers so vieler Quellenuntersuchungen: die wenigen Fälle, in denen solche Erkenntnis der Vorlagen möglich ist, allein ins Auge zu fassen, und im übrigen den minder individuellen Bericht eines solchen Autors nicht mehr als existierend zu betrachten, ihn nicht mehr in den Kreis der Betrachtung zu ziehen, der Schematisierung einzelner Beobachtungen, hat sich auch v. Scala schuldig gemacht. Die von Schubert so sehr gepriesenen inneren Kriterien zur Ermittlung der Primärquellen sind ein höchst gefährliches Ding, und haben auch den Verf., der hierin seinem Vorgänger folgte, zu ganz unbeweislichen Behauptungen verführt, zu deren Unrichtigkeit die apodiktische Form ihrer Aufzählung in keinem Verhältnisse steht. Was beweist z. B. § 21 der Satz: „die Nachricht bei Trogus, Pyrrhos habe 200 Gefangene frank und frei nach Rom geschickt, ut cognita virtute ipsi Romani cognoscerent etiam liberalitatem, müsse auf einen Mann in der Umgebung des Pyrrhos zurückgehen“? Etwa wegen der runden Zahl 200, die man übrigens römischerseits ebenso gut ausrechnen konnte? Oder wegen des Nebensatzes, der durch seine rhetorische Antithese die Sprachgewandtheit und Neigung des Trogus, Lobpreis oder ihrer Quellen verräth, welche beide mit derselben Freude die pyrrhischen Thaten berichtet haben, wie jene Themistokles? Ihre diesbezüglichen Äußerungen dürfen gewiss

nicht gepresst werden, um für die Parteistellung ihrer Vorlage Anhaltspunkte zu gewinnen. Ganz ebenso wenig beweist der Satz auf S. 25 (Just. XXIII. 3), der die Erwägungen und Befürchtungen des Pyrrhos schildert, als er sich zur Rückkehr nach Italien entschloss, der, wie Scala vermuthet, ursprünglich in den Memoiren des Pyrrhos gestanden hat; wie gerne ergeben sich die meisten Schriftsteller, auch die spätesten, gerade in solchen psychologischen Motivierungen der Ereignisse, die sie erzählen! Und man darf doch wohl fragen, ob sich der Verf. ernstlich die Memoiren des Hadergen Pyrrhos so vorstellt, dass er in denselben etwas Ähnliches geschrieben hätte, wie: *anxius tam ambiguo periculo incertus quid ageret vel quibus primum subveniret, in utrumque praesens consultabat*. Die weitere Vermuthung, dass ein Pyrrhos verheerlicher Autor diese Erwägungen aus dessen Memoiren in seinen Bericht aufgenommen hätte, ohne zu bedenken, dass er vorher Dinge übertreibend berichtet habe, welche die dann aus den Memoiren eingefügten Befürchtungen des Pyrrhos ungereimt erscheinen lassen, darf ich wohl auf sich beruhen lassen. Warum die Erzählung von dem Zweikampfe des Pyrrhos und Pantauchos (S. 30) mit Schubert dem Hieronymos zugeschrieben wird, nachdem doch Proxenos mit demselben Rechte genannt werden könnte, ist nicht einzusehen. Weil Plutarch sagt, dass Pantauchos eine Wunde am Schenkel, die andere am Halse erhalten habe, und nicht angibt, an welcher Stelle Pyrrhos verwundet wurde, schreibt Schubert, dass diese Nachricht in letzter Instanz aus dem Lager des Pantauchos stamme und auf Hieronymos zurückgehe, da er aber ferner den Rest der Erzählung um der für Pyrrhos günstigen Fassung willen für Proxenos in Anspruch nimmt, so könnte ja doch dieser die Verwundung des Pyrrhos angegeben haben, da dann die Späteren bloß ausgelassen hätten: allein das Argument für Hieronymos beweist schon an sich nichts; denn für Proxenos hatten die Wunden, die Pyrrhos Anderen schlug, gewiss mindestens ebenso viel Interesse, als jene, die er erhielt. v. Scala sagt, Schubert folgend, dass „namentlich die genaue Kenntniss der Wunden des Pantauchos“ für Hieronymos als Quelle spreche. Die Verurtheilung als Historiker (S. 42 ff.) kann der neuestens so viel geschmähte Pausanias sich gerne gefallen lassen: ich dünke man sollte trachten, seinem Buche als Periegesis Griechenlands in der Zeit des Marcus Aurelius gerecht zu werden, und es ihm nicht zu halten, wenn er bemüht war, die an Ort und Stelle gesammelte Kunde, in der der Schwerpunkt seiner Arbeit liegt, hier und da mit geschichtlichen Angaben zu verzieren.

Ich könnte in dieser Weise noch lange fortfahren, um zu zeigen, dass diese Untersuchung wie zahlreiche andere zu neuen sicheren und förderlichen Ergebnissen führt, weil die Begründung derselben aus Subtilitäten sich aufbaut, die auch durch ihre Menge nicht beweisender werden, weil einzelne treffende Beobachtungen

sófort zu quellenkritischen Principien verallgemeinert werden, weil unbewiesene Sätze früherer Arbeiten als Prämissen verwendet erscheinen, und endlich zwischen Sicherem, Wahrscheinlichem und Möglichem nicht genügend geschieden wird.

Ich hätte daher auch eine Reihe von Einwendungen gegen die Darstellung des zweiten Abschnittes, so im Anschluss an Delbrücks eben erschienenen Aufsatz über die römische Heeresordnung in den Schlachten gegen Pyrrhos, dessen Ansicht ich auch theile, wenn er die Schlachtberichte aus dieser Zeit nicht für sehr lehrreich und klar hält. v. Scala ist diesbezüglich anderer Ansicht, da er Hieronymos theilweise für die Quelle derselben hält. Es findet sich aber in diesem Theile manches Zutreffende, wie denn auch solches in dem quellenkritischen Abschnitte nicht fehlt und die Schrift daher von Jedem, der sich mit diesen Fragen beschäftigt, eingesehen werden muss. Die Arbeit ist, von wenigen Einzelheiten abgesehen (z. B. S. 161 Lokroi hat die Wetterfahne des pyrrhischen Krieges abgegeben), gut geschrieben.

Graz.

Adolf Bauer.

Windelband, Wilhelm, Professor an der Universität Straßburg.
Præludien. Aufsätze und Reden zur Einleitung in die Philosophie.
Freiburg i. B. und Tübingen 1884.

Unter diesem Titel hat der Verf. eine Reihe mit Ausnahme des dritten und sechsten bisher ungedruckter Essays zusammengelast, welche zwar unabhängig von einander als für sich bestehende Ganze entstanden sind, aber eine gemeinsame Aufgabe erfüllen, indem sie einander ergänzend und erläuternd, einen bestimmten Begriff der Philosophie in allgemein verständlicher Weise zu möglichst vielseitiger Anschauung bringen sollen. Das Band derselben ist daher ein inneres, kein äußerliches, und der verknüpfende Einheitspunkt, der Begriff der Philosophie, wie der Verf. sich denselben denkt, liegt zunächst nur in dessen individuellem Bewusstsein. Während er selbst aus diesem heraus denkt und urtheilt, ist es sein Bestreben, von jedem der von ihm gewählten Themata aus bald indirect durch die Geschichte, bald direct durch die Probleme zu diesem seinem Begriff der Philosophie hin-, oder, wie er sich ausdrückt, „in das hundertthorige Theben der Philosophie“ einzuführen. Für diesen Begriff selbst nimmt der Verf. im Vorwort den Namen des „Kriticismus“ in Anspruch; in dem ersten, über Begriff und Geschichte der Philosophie handelnden Aufsatz, welcher die Überschrift trägt: „Was ist Philosophie?“ bezeichnet er diese genauer als „Wissenschaft vom Normal-Bewusstsein“. Letzteres ist dem Verf. sein System von Normen, welche gelten sollen, aber in der empirischen Wirklichkeit des menschlichen Geisteslebens nur theilweise gelten (S. 45). „Nach diesen erst bestimmt sich der Wert des Wirklichen“, durch

dieselben wird für die Gesamtheit der Objecte, welche in den Urtheilen der übrigen Wissenschaften erkannt, beschrieben und erklärt werden, keine allgemein gültige Beurtheilung möglich. Die Wissenschaft „von den Principien der absoluten Beurtheilung ist die Philosophie“. Dieselbe ist als solche kein Idealbegriff, der nicht realisiert wird und dessen Realisierung nur in gewissen Grenzen möglich ist.“ Der historische Process des menschlichen Geistes der „in seiner fortschreitenden Bewegung ein immer tieferes und umfassenderes Ergreifen des Normal-Bewusstseins darstellt“, ist die Geschichte der Philosophie, deren eigentlichen Sinn „dies allmähliche Bewusstwerden der Normen“ ausmachen soll. Der Verf. verwahrt sich dagegen, als ob diese Auffassung „nach Hegelschen Recepten“ eine geheimnisvolle „Selbstrealisierung der Ideen“ statuiertere, vermöge deren „die empirischen Vermittlungen als unnöthiges Beiwerk erschienen“. Er betont nachdrücklich den empirischen Charakter der Geschichte der Philosophie, die als Geschichte „empirische Constatierung und empirische Erklärung“ sei. Folgerichtig müsste für die von ihm als „teleologische“ bezeichnete Auffassung derselben „unter dem Gesichtspunkte der successiven Lösung einer in einem festen Begriff der Philosophie ausgesprochenen Aufgabe“ ein anderer Name gefunden werden. In dieselbe seinem eigenen Zugeständnis nach „nicht selbst Geschichte der Philosophie“ ist (S. 52), aber doch von ihm „als der eigentliche Sinn derselben“ aufgefasst wird (S. 47), so wäre vielleicht „Philosophie der Geschichte der Philosophie“ für dieselbe die passendere Bezeichnung. Unter den übrigen sämtlich in klarer, edler Sprache abgefassten Abhandlungen verdient neben den würdigen Gedächtnisreden auf Spinoza, Kant und Hölderlin besonders die den Ableser bildende, von idealem Schwung erfüllte Meditation „Sub specie aeternitatis“ die Beherzigung der Lesewelt.

Loewy, Dr. Theodor, *Common Sensibles*. Die Gemein-Ideen in Gesichts- und Taatsinnes nach Locke und Berkeley, und Experimente an operierten Blindgeborenen. Leipzig 1884

Gemein-Ideen (*common sensibles*) wurden von Locke, der den Begriff von Aristoteles entlehnte, diejenigen sinnlichen Wahrnehmungen genannt, welche dem Geiste nicht von einem Sinne aus sondern von mehr als einem dargeboten werden. Die Auflösung derselben in die elementaren Sensationsideen, welche bei Locke beginnt, hat zu den späteren philosophischen Theorien Berkeleys geführt. Der Verf. der vorliegenden Abhandlung hat in klarer und scharfer Weise sowohl die „native Fassung“ der Lehre durch Locke, als deren „kritische“ Befehdung und Umgestaltung durch Berkeley dargestellt und in einem besonderen Anhang die durch Experimente an Blindgeborenen seit Cheselden bis auf die neueste Zeit gelangten Resultate in dankenswerter Weise zusammengestellt.

Strümpell, Grundriss der Psychologie, anges. von R. Zimmermann. 677

Strümpell, Ludwig, Prof. zu Leipzig. Grundriss der Psychologie. Leipzig 1884.

Der als Pädagog und Logiker hochgeachtete Verfasser, einer der ältesten und treuesten Jünger Herbarts, hat dem Vorwort zufolge bei der Herausgabe dieser Schrift, die, wie dessen übrige, wesentlich auf den Grundlagen des Herbartschen Realismus ruht, ein dreifaches Ziel im Auge gehabt. Erstens wollte sich derselbe durch sie den Bestrebungen Anderer dem in unserer Zeit verbreiteten Materialismus mit Gründen entgegenzutreten, anschließen. Zweitens wollte derselbe nicht bloß der Vermengung der zwar in ioniger Abhängigkeit von einander befindlichen, aber der Qualität nach durchaus verschiedenen Erscheinungsgebiete des physischen und psychischen Lebens, sondern auch der Unterordnung des gesamten Bewusstseinslebens unter die ausschließliche Herrschaft mechanischer Gesetze „durch den speciellen, auf Erfahrung und einfache logische Voraussetzungen basierten Beweis“ entgegenarbeiten, dass es „neben dem psycho-physischen und psychischen Mechanismus auch eine Anzahl freiwirkender Causalitäten im Seelenleben gebe. Drittens sollte dieselbe eine angemessene Ergänzung und Unterstützung seiner auf psychologischen Voraussetzungen gegründeten psychologischen Pädagogik bilden. Unter denselben ist das an zweiter Stelle genannte, der Nachweis „freiwirkender Causalitäten im Seelenleben“ in psychologischer, wie in ethischer Hinsicht das wichtigste, um dem hie und da laut gewordenen Vorwurf zu begegnen, dass die Betrachtung des Seelenlebens unter dem Gesichtspunkt eines psychischen Mechanismus die Freiheit und Selbstständigkeit des Geistes in intellectueller, ästhetischer und ethischer Beziehung, wenn nicht unmöglich zu machen, doch wesentlich zu schädigen geeignet sei. Der Verf. sucht darzuthun nicht nur, dass der psychische Mechanismus in einem bestimmten Stadium seiner Entwicklung von selbst in freiwirkende Causalität übergehe, sondern auch, dass diese letztere, indem sie in der Causalität der zwingenden Gründe als logische, in jener des Geschmacksurtheils als ästhetische, in jener des Gewissens als ethische, endlich in jener der Selbstbestimmung als Willensfreiheit sich äußert, die sicherste Bürgschaft für die der Natur der thierischen Seele, welche als solche dem Mechanismus allein unterliegt, erhabene Wesensbeschaffenheit und Bestimmung des Menschengeistes in sich trägt. Die ebenso gedankenreiche, als von sittlichem Ernst durchwehte Schrift verdient die Beachtung der Pädagogen und praktischen Schulmänner.

Wien.

R. Zimmermann.

Lehrbuch der Physik nebst Anleitung zum Experimentieren. Für Präparandenanstalten usw., bearbeitet von A. P. L. Claussen, Lingl. Seminarlehrer in Bülow. Mit 140 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Potsdam, 1883. Verlag von Aug. Stein.

Das dem elementaren Unterricht in der Physik gesteckte Ziel kann bei der geringen zugebote stehenden Zeit nur erreicht

werden, wenn der Lehrstoff einerseits auf die wichtigsten Naturgesetze und deren populärste und praktisch bedeutendste Anwendungen beschränkt und andererseits in deductiver Weise eingeführt und gründlich verarbeitet wird.

In beiden Punkten dürfte das vorliegende Lehrbuch billigen Ansprüchen genügen. Es beschränkt den Lehrstoff auf das Nöthige, es beginnt nicht, wie es leider noch manchen Elementarbüchern der Fall ist, mit solchen Wort- und Sachverwirrungen — z. B. Definition der Physik —, welche die vielfachen Merkmale eines Begriffes zusammenfassen, einen Überblick über das Ganze geben und sonach auch von den Schülern nur verstanden werden können, wenn sie das Ganze bereits kennen, sondern es geht von leicht verständlichen Experimenten oder von der Erfahrung aus, welche die Schüler ohne fremdes Zuthun gemacht und schon in die Schule mitgebracht haben. Schrittweise werden an bekannte Thatsachen neue angereiht und in einer Weise behandelt, dass die Schüler die Erkenntnis derselben unter der Leitung des Lehrers sich selbst erarbeiten. Mit Rücksicht auf die Kreise, für welche das Buch in erster Linie bestimmt ist, kann es nur gelobt werden, dass es für die Experimente meistens einfache Apparate zeigt und zahlreiche Winke über das Experimentieren sowohl wie auch über die Anfertigung von einfachen Apparaten enthält; doch muss bemerkt werden, dass in Bezug auf den letzten Punkt manchmal entschieden die Fertigkeiten eines Mechanikers vorausgesetzt werden.

Auch bezüglich der Durchführung im einzelnen muss das Buch als gelungen bezeichnet werden. Das Streben den Unterricht anschaulich und lebendig zu gestalten, die Gesetze kurz und richtig zu fassen, findet vielfach seinen guten Ausdruck und wird anregend auf den Lehrer und die Schüler einwirken.

Nur mit einigen Punkten kann sich Ref. nicht einverstanden erklären. Bezüglich des Lehrstoffes ist zu bemerken, dass in Lehre von der Bewegung zu kurz gekommen ist und wodurch durch einfache Versuche zum Verständnisse zu bringende Punkte nicht behandelt sind, so z. B. die Fliehkraft; dass das Metallbarometer übergangen wurde, obwohl es eine so große Verbreitung hat und das Princip desselben, wenn schon nicht früher so, doch bei der Luftpumpe leicht klar gemacht werden kann; dass ferner das Sprachorgan ebenfalls übergangen und das Gehörorgan auf 13 Zeilen und einem Holzschnitte erledigt wurde. In keinem Verhältnisse zu der sonst herrschenden Kürze steht die etwas mehr Behandlung der einfachen Maschinen, der Heber und Pumpen und der Dampfmaschine, welche letztere z. B. allein mehr als acht Seiten in Anspruch nimmt und eine Kürzung recht gut vertragen könnte.

Im einzelnen ist zu bemerken: die Anmerkung Seite 2, die Schwere sei keine Eigenschaft des Stoffes sondern ein Massendruck aus der Ferne, ist für ein Elementarbuch unpassend; 4. J. decken sich Titel und Inhalt nicht; der Bodendruck — S. 24 —

lässt sich Anfängern durch das Experiment besser zum Verständnisse bringen als durch ein bloßes Raisonnement. Wenn schon in der Lehre vom Magnetismus und der Elektrizität der Ausdruck „Kette“ beliebt wurde, so hätte er doch etwas erläutert werden sollen. Seite 60 wird der Ausdruck Kette für ein einzelnes Element gebraucht. Seite 61 heißt es: „durch den galvanischen Strom bildet sich bald schwefelsaures Zink und der Wasserstoff setzt sich an das Kupfer. Hiedurch werden die Metalle nicht leitend“. Der zweite Satz ist unrichtig.

Zum Schlusse muss noch erwähnt werden, dass das Buch gut ausgestattet ist und dass es Seite 75 und in einem Anbange in Kürze die wichtigsten Errungenschaften der Neuzeit: Phonograph, Telephon, Mikrophon, die magneto- und dynamo-elektrischen Maschinen und die elektrische Eisenbahn bringt.

Wien.

Dr. Franz Wallentin.

Die Elektrizität und ihre Anwendung zur Beleuchtung, Kraftübertragung, Metallurgie, Telephonie und Telegraphie. Für weitere Kreise dargestellt von Dr. L. Gratz, Privatdocent an der Universität München. Mit 291 Abbildungen. Stuttgart, 1883, Verlag von J. Engelhorn.

Angesichts der großartigen Entwicklung, welche die Elektrotechnik in den letzten Jahren erfahren hat, macht sich in den weitesten Kreisen das Bedürfnis geltend, über die wichtigsten Gesetze der Elektrizität und deren Anwendung im praktischen Leben gründliche und sichere Kenntnisse zu erlangen. Es sind in der letzten Zeit mehrere bemerkenswerte Schriften erschienen, in denen die Elektrotechnik im allgemeinen, die elektrische Telegraphie und Telephonie als die bedeutenderen und am meisten ausgebildeten Zweige der Elektrotechnik im besonderen zur Behandlung gelangten. Die deutsche Literatur besitzt in den Schriften von Schellen über die dynamo-elektrischen Maschinen und deren Verwendung zur Erzeugung des elektrischen Lichtes und bei der elektrischen Kraftübertragung, ferner in dem Werke desselben Verfassers über den elektromagnetischen Telegraph Handbücher, welche an Ausführlichkeit und Grundlichkeit der Darstellung nichts zu wünschen übrig lassen. Zur schnellen Erreichung eines Überblickes sind jedoch die erwähnten Schriften weniger geeignet.

Der Verfasser des vorliegenden Buches war bestrebt, im letzteren die Grundsätze der experimentellen und theoretischen Elektrizitätslehre in einem passenden Zusammenhange darzustellen und die Principien der elektrischen Beleuchtung, der Kraftübertragung, der Galvanoplastik und Metallurgie, des Fernschreibens und Fernsprechens in klares Licht zu stellen. Den neuesten Forschungen wurde Rechnung getragen; die wichtigsten Apparate wurden ihrer Construction und Wirkungsweise nach dar-

gelegt. Dass der Verfasser die mathematische Behandlung gewisser Sätze der Elektrizitätslehre unterdrückte, können wir nur billigen; es soll ja das vorliegende Werk weiteren Kreisen zur Orientierung in der Elektrizitätslehre dienen; wo aber Formeln angegeben sind, hätten dieselben ohne weiters in mathematischer Zeichenpraxis gegeben werden können; die sogenannten Wortgleichungen leisten der Übersichtlichkeit keinen Vorschub.

Die vom Pariser Congresse angezeigten Maßeinheiten für die elektrischen Größen wurden angenommen, die Messinstrumente in ziemlicher Ausdehnung beschrieben, insbesondere auch jene, die zur Messung starker Ströme, wie sie die dynamoelektrischen Maschinen liefern, dienen; so finden wir Seite 125 die Beschreibung des Galvanometers von Deprez, Seite 131 jene des Elektrodynamometers von Siemens, Seite 269 die Darstellung eines Apparates, der zur Messung der bei der elektrischen Lichterzeugung verbrauchten Elektrizität dient und dessen Verwertung jener einer Gasuhr ähnlich ist. Die Construction und Gebrauchsweise eines Differentialgalvanometers, das eine sehr ausgedehnten Gebrauch hat, hätte beschrieben werden sollen.

Das Buch, welches uns vorliegt, ist in zwei Theile getheilt: der erste umfasst die Darstellung der Erscheinungen und der Wirkungen der Elektrizität; der zweite handelt von den Anwendungen der Elektrizität. Im letzteren theilt man die Dynamomaschinen, die Accumulatoren, das elektrische Bogenlicht, das elektrische Glühlicht, die elektrische Übertragung der Kraft, die Telephonie, Mikrophonie und Telegraphie ziemlich umfassend an. Der Telegraphie wurde weniger Raum gewidmet, da über diesen Gegenstand einige Specialwerke existieren; immerhin hätte auch das Princip der mehrfachen Telegraphie gegeben und zugleich auch einige Aufmerksamkeit den neueren Hilfsmitteln der submarinen Telegraphie geschenkt werden sollen. Ebenfalls wäre eine Darstellung der Anwendung der Galvanoplastik in den vervielfältigenden Künsten erwünscht gewesen; doch wenn wir wegen dieser fehlenden Partien dem Verfasser keinen Vorwurf machen; es ist schwer in einem so umfangreichen Gebiete Maß zu halten. Der Hauptzweck des Buches, „zur Information für ein weiteres Publikum zu dienen“, ist jedenfalls erreicht worden und wir können dasselbe jenen empfehlen, welche eine Grundlage für weitergehende Studien im Gebiete der praktischen Elektrizitätslehre erlangen wollen.

Aufgaben zum praktischen Rechnen. Für Realgymnasien, Real-Handels- und Bürgerschulen. Von Dr. Ernst Kleinpaul.
11. verbesserte Aufl., 1. u. 2. Heft. Leipzig 1883. W. Langewiesche.

Diese Aufgabensammlung, welche — wie die Zahl der Auflagen beweist — wegen ihrer zweckmäßigen Anlage und guten

1770
...en für die Lösung der in
...ützlich erweisen. Er-
...eine „Anweisung
...welche wegen ihrer
...der Kritik sehr

...lage. Mit 57 Figuren im Text.
...weite Auflage. Mit 27 Figuren im
...ten Lehranstalten und zum Selbst-
...k. Prof. und Rector am Gymnasium zu
...Verlag von Hermann Schulze.

Hage haben sowohl das Lehrbuch der
der Stereometrie mannigfache Verände-
rungen und Zusätze erfahren. In dem
vermisst der Referent eine Aufgaben-
gewiss erwünscht wäre; in der Stereo-
ische Rechnung getragen. Der Verfasser
Begriff der Incommensurabilität
gt und hilft sich in der Weise, dass er
en eine Masseinheit wählt, welche sich
ben durch Fortbewegung eines Punktes
e Strecke, welche ein Punkt zurücklegt,
einer geraden Linie aus seiner Lage
Punktes sich fortbewegt. Mag auch
ngen in den Betrachtungen mit sich
den Resultaten führen, was zugegeben
zu bemerken, dass sie an strenger
u wünschen übrig lässt. Der wichtige
dass zwei Größen, welche zwischen den-
einander beliebig nahe gebracht werden
ind, leitet in strenger Weise zu den
ohne genauere Beweisführung fallen die
ng in der Planimetrie, jene über Körper-
etrie zusammen. Der in letzterer (S. 29)
alieri, welcher zu den fruchtbrin-
Mühe auch auf planimetrische Verhält-
ann, verliert dann ganz und gar seine

Dass die Flächensätze geradliniger Figuren erst nach der Proportionslehre gegeben wurden, wird wohl gebilligt werden. Das Verständnisse des Schülers wird durch diesen Vorgang sehr im Vorschub geleistet. — In der rechnenden Planimetrie hat jedoch mannigfache Lücken gefunden; so z. B. wird die von Heron von Alexandrien aufgestellte bekannte Formel, welche den Inhalt eines Dreieckes als Function der drei Seiten desselben angibt, untergegangen; auch die constructive Analysis hat keinen Platz gefunden.

Neu hinzugekommen sind einige Sätze der neueren Geometrie, so über Transversale und geometrische Potenzen.

Vollständiger wurde die Stereometrie behandelt. In der Befugung einiger Sätze (namentlich aus der Projectionalehre) wird die Trigonometrie in Verwendung gezogen, was gutgehendes werden kann. Es sollte überhaupt der Unterricht in der Trigonometrie jenem in der Stereometrie vorangehen; dafür sprechen einige mathematische Grundsätze. Die Lehre von den Ecken im allgemeinen, die dreiseitigen Ecke im besonderen, ebenso die Berechnung der Oberfläche und des Volumens der Körper wurde in sachgemäßer Weise vorgetragen.

Bremikers logarithmisch-trigonometrische Tafeln. Mit 200 Decimalstellen. Neu bearbeitet von Dr. Th. Albrecht, Prof. der Sectionschef im kgl. preuß. geodätischen Institut. Zehnte Stereotyp-Ausgabe. Berlin 1883, Nicolaische Verlagsbuchhandlung. Preis 4 Mk. 20 Pf.

Die zum erstenmale im Jahre 1852 n. zw. in lateinischer Sprache erschienenen Bremikerschen Logarithmentafeln liegen nun in zehnter, ziemlich erweiterter Auflage vor. Es wurde eine Tafel der Logarithmen der Sinus und Tangenten von Winkeln, welche bis zu 5° von Secunde bis Secunde reichen, aufgenommen. Die Anordnung dieser wichtigen Tafel wurde derart getroffen, indem der Rechner die größte Übersichtlichkeit gewährt wurde. — Die Einleitung, welche eine sehr instructive Erörterung der einzelnen Tafeln enthält, wurde neu bearbeitet, was sich nothwendig ergab, da die Tafeln mannigfach geändert wurden. Bedeutend erweitert wurde der Abschnitt, welcher von den beständigen Logarithmen handelt; zahlreiche Constanten, die für den Physiker, insbesondere aber für den Astronomen und Geodäten von Nutzen sind, waren aufgenommen.

Die vorliegenden Tafeln, welche die Logarithmen der natürlichen Zahlen von 1—1000000, die Logarithmen der Sinus und Tangenten von 0° bis 5° von Secunde zu Secunde, die Logarithmen der trigonometrischen Functionen von zehn zu zehn Secunden, endlich die Additions- und Subtractions-Logarithmen aufnehmen, werden als sechsstellige allerdings in der Schule nicht verwendet werden können, dem Fachmanne in den Wissenschaften der angewandten Mathematik aber sicherlich recht gute Dienste leisten. Der Stereotypdruck ist vortreflich, die Ziffern scharf ausgeprägt.

Jochmann, Grundriss d. Experimentalphysik, ang. v. J. G. Wallentin. 683

und es steht angesichts der mehrfachen Correcturen, welche von den Tafeln gelesen wurden, zu erwarten, dass die Correctheit der letzteren nichts zu wünschen übrig lässt.

E. Jochmann. Grundriss der Experimentalphysik. Zum Gebrauche beim Unterricht auf höheren Lehranstalten und zum Selbststudium. Herausgegeben und vermehrt um die Elemente der Astronomie und mathematischen Geographie von O. Hermes. Mit 368 Holzschnitten und vier Tafeln. 8. verbesserte Auflage. Berlin 1883. Winkelman und Söhne.

Das auffallend rasche Erscheinen der verschiedenen Auflagen des Lehrbuches der Physik von Jochmann gibt ein beredtes Zeugnis der Brauchbarkeit und starken Verbreitung desselben. Jede Auflage ist dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft entsprechend erweitert, zum Theil auch umgearbeitet und wir können dies auch von der vorliegenden behaupten. Nur in Bezug auf Elektricität, respectiva Elektrotechnik, hätten wir manche Erweiterungen und Einschaltungen gewünscht; so wird es sich jetzt unumgänglich nothwendig erweisen, die Wirkungsweise der dynamoelektrischen Maschinen zu erörtern, die mit den praktischen Forschungen auf dem Gebiete der Elektricitätslehre unzertrennlich verbunden sind. Ebenso wäre etwas mehr über die Telephonie zu sagen gewesen. Das auf Seite 321 über diesen Zweig der Elektrotechnik Angegebene ist wohl ganz geeignet, dem Studierenden das Prinzip des modernen Fernsprechens vor Augen zu führen, aber immerhin nicht genügend, um sich in den verschiedenen Telefonsystemen zurecht zu finden. Referent will jedoch deshalb dem Bearbeiter des vorliegenden Lehrbuches keinen Vorwurf machen, in einem Lehrbuche sollen ja nur die Principien der feststehenden Forschungen dargelegt sein; Referent meinte nur, dass in Anbetracht der großen Erweiterung, die manche physikalischen Disciplinen in dem vorliegenden Buche erfuhren (so z. B. die Meteorologie) auch der Elektricitätslehre mehr Raum hätte gewidmet werden sollen. Nicht zu billigen ist es, dass altere, kaum mehr im Gebrauche stehende Apparate beschrieben wurden, dagegen aber beinahe ausschließlich heute in Verwendung stehende Instrumente keine Berücksichtigung fanden; so wäre statt des Rheostaten von Wheatstone besser der Siemensche Stöpselrheostat aufzunehmen gewesen: das Thomsonsche Quadranten-elektrometer, das sich als Schulapparat — und mit gutem Rechte — immer mehr Bahn bricht, hätte eine genauere Erörterung verdient.

Es ist lobend hervorzuheben, dass Prof. Hermes auch in praktischer Beziehung mehrfache Veränderungen an dem Jochmannschen Buche anbrachte; so z. B. wurde die Lehre von der prismatischen Brechung nach der bekannten hübschen constructiven Methode behandelt, welche auch die Bedingungen der kleinsten

Deviation leicht erkennen lässt. Die diesbezüglich gegebene Beweisführung ist ungleich weit instructiver als die von Professor Eisenlohr angegebene. Mustergiltig sind in dem vorliegenden Buche die Elemente der mathematischen Geographie und der Astronomie dargestellt und Referent kann nur das bereits in der Recension der früheren Auflage Gesagte wiederholen: es sieht es diesem Abschnitte an, dass er von einer Feder geschrieben wurde.

Da der Referent schon bei früheren Gelegenheiten auch in dieser Zeitschrift ausführlich über den Plan und die gediegene Ausführung des Lehrbuches der Experimentalphysik von *Jauchmann* ausgesprochen hat, so liegt ihm jetzt nur die Pflicht an Recensenten ob, auf die damals hervorgehobenen Vorzüge desselben hinzuweisen. Auch diese neueste Auflage kann sowohl für den Schulunterricht als auch zum Selbststudium bestens empfohlen werden.

Wien.

Dr. J. G. Wallentin.

A. Lübens Leitfaden für den Unterricht in der Naturgeschichte in Bürgerschulen, Realschulen, Gymnasien und Seminaren. In vier Cursen. Dritter und vierter Cursus. 13. und 9. verbesserte Auflage. In neuer deutscher Rechtschreibung. Leipzig 1893 Verlag von Hermann Schultze. 8°. 216 und 189 SS. mit zahlreichen Holzschnitten. Preis des Heftes 1 Mk.

Dieses Lehrbuch unterscheidet sich von den meisten anderen dadurch, dass in jedem Hefte drei Abtheilungen enthalten sind, von denen die erste sich mit dem Pflanzen-, die zweite mit dem Thier-, die dritte endlich mit dem Mineralreiche beschäftigt. Die botanischen Partien wurden von Dr. Christ. Luerssen verfasst, während die zoologischen Theile Dr. F. E. Helm, die mineralogischen Dr. H. Simroth zu Autoren haben. Diese Vereinigung sämtlicher drei Naturreiche in einem Lehrbuche ist insofern nicht unzuweckmäßig, als dem Schüler für den Unterricht in der Naturgeschichte nur ein einziges Lehrbuch vorliegt.

Der dritte Cursus von Lübens Leitfaden ist der Systematik der drei Naturreiche gewidmet, während der vierte den inneren Bau und das Leben der Pflanzen, des Menschen und der Thiere endlich einen kurzen Abriss der Geologie und Geognosie bringt.

Weil dem Unterzeichneten Zoologie und Mineralogie fern liegen, so beschränkt er sich darauf, hier hervorzuheben, dass in den beiden vorliegenden Heften die botanischen Partien mit Sachkenntnis geschrieben sind und eine gute Übersicht über die wissenschaftlichsten Thatsachen aus den oberwähnten Capiteln der Pflanzenkunde geben. Die Darstellung ist klar und dem Fassungsvermögen der Schüler mit Geschick angepasst, die Holzschnitte sind meist gut ausgeführt, im Texte wurde die neue deutsche Rechtschreibung angewendet. Es kann somit Lübens Leitfaden den besseren Lehrbüchern beigezählt werden.

Atlas der Alpenflora zu der von Prof. Dr. K. W. v. Dalla Torre verfassten, vom deutsch. u. österr. Alpenvereine herausgegebenen „Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Alpenreisen“, Abtheilung Botanik. Nach der Natur gemalt von A. Hartinger, quiesc. Corrector u. Mitglied d. k. k. Akad. d. bild. Künste in Wien. Heft XIII—XXVII. Wien 1882/83. Eigenthum u. Verlag des deutsch. u. österr. Alpenvereines. Lithogr. u. Druck der k. k. Hof-Chromolithographie von Ant. Hartinger u. Sohn. 8°. 210 Tafeln in Farbendruck.

Der Unterzeichnete hob, als er die ersten Lieferungen dieses Werkes in der Gymnasial-Zeitschrift besprach, hervor, dass eine genaue Revision der einzelnen Abbildungen dringend nothwendig sei, damit Hartingers Atlas der Alpenflora in Wahrheit ein Hilfsmittel für wissenschaftliche Beobachtungen werde. Leider entsprach der Herausgeber dieser Forderung in sehr geringem Maße und die Tafeln der letzt erschienenen 15 Hefen waren jenen der ersten zwölf Lieferungen bedeutend nach. Demgemäß kann nur ein geringer Theil der Abbildungen gut genannt werden; an der Mehrzahl ist so manches auszusetzen. Häufig ist die Auswahl der abgebildeten Exemplare keine glückliche; dieselben sind nicht normal entwickelt; oft machen die Tafeln den Eindruck als ob die wiedergegebenen Pflanzen verwelkt und zerdrückt gewesen wären. Auf den Standort wurde nicht genügend Rücksicht genommen; in Felsspalten wachsende Pflanzen kann man als Moos und Rasen hervorsprossen sehen (*Silene Saxifraga* t. 91). Den unterirdischen Pflanzentheilen wurde nicht die gebührende Aufmerksamkeit gewidmet, ja dieselben sind öfter nach Güttdünken gezeichnet. Bei Arten, welche in Rasen wachsen, wurde wiederholt anstatt eines Individuums ein ganzer Schopf ausgerissener Stängel abgebildet (*Alpine austriaca* t. 99). Stängel und Blätter zeigen oft unnatürliche Krümmungen und Verzerrungen (*Ranunculus Thora* t. 22). Inflorescenzen wurden öfter ohne Verständnis wiedergegeben. Von den Blütenfarben sind namentlich die violetten verfehlt und zeigen entweder einen hässlichen Stich in das Mennigrothe (*Saxifraga niflora* t. 199) oder sind wie bei *Saussurea* einfach blau. Die Blütenanalysen erscheinen nicht gleichmäßig und rationell durchgeführt; beinahe an jeder derselben wird der Fachmann etwas auszusetzen haben. Bei manchen Abbildungen häufen sich diese Übelstände so, dass die betreffenden Pflanzen ganz unkenntlich werden. In der Abbildung sieht z. B. *Sedum atratum* wie *Cytinus Hypocystis* aus (t. 163). Auch die Bestimmungen sind öfter incorrect; so ist auf t. 433 das rechte Exemplar nicht *Salix retusa*, sondern eher *S. arbuscula*; bei *Eriophorum Scheuchzeri* wird auf t. 468 links unten der Blütenstand einer anderen Species abgebildet usw. usw. Hartingers Atlas der Alpenpflanzen entspricht somit seinem Zwecke nur in geringem Maße und es muss dem Herausgeber dringend ans Herz gelegt werden, die noch zu veröffentlichenden Tafeln sorgfältig zu revidieren, damit sich in den Schlussheften keine groben Unrichtigkeiten finden.

Wien.

H. W. Reichardt.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Über die Wahl und Einübung deutscher Aufsätze in den zwei untersten Gymnasialclassen.

Einen sicheren Maßstab zur Beurtheilung der auf dem Gebiet des Sprachunterrichtes erzielten Fortschritte bieten die schriftlichen deutschen Aufsätze der Schüler. Wie weit es die Schüler in der richtigen Anordnung und klaren Darstellung ihrer Gedanken, in sprachlich correcten Verbindung der Sätze gebracht haben, die Reichthum ihres Wortschatzes, die Klarheit, Reinheit und Angemessenheit des sprachlichen Ausdrucks, der ganze Werth ihrer stilistischen Ausbildung lässt sich am sichersten aus ihren schriftlichen deutschen Arbeiten beurtheilen, bei deren Abfassung ihnen Zeit und Muße genug vergewahrt wird, sowohl dem Inhalte als auch der Form die größtmögliche Sorgfalt zu widmen. Doch kann „Sicherheit im schriftlichen Gebrauch der Muttersprache, wie sehr auch immer grammatischer Unterricht und Lehrerfordernd einwirken, doch nur das Ergebnis einer lang dauernden, regelmäßig und methodisch angestellten Übung sein.“ Darum kann die Forderung, eine schriftliche Nacherzählung als Aufsatz zu liefern, erst ohne Weiteres an die Elementarschüler gestellt werden, vielmehr müssen den schriftlichen Arbeiten, wenn sie gelingen sollen, regelmäßig vorgesetzte und häufige Übungen im mündlichen Nacherzahlen¹⁾ vorausgehen.

Aber selbst von diesen propädeutischen mündlichen Vorübungen kann der Lehrer, auch wenn sie noch so sorgfältig geleitet sind, nichts alles und jegliches Heil erwarten. Man hat beispielsweise auf die mündlichen Nacherzählungen die denkbar größte Sorgfalt verwendet, es ist nichts fehlen lassen, um die schriftlichen Nacherzählungen durch sie wirksam vorzubereiten und einzuleiten und doch — sobald man mit den schriftlichen Aufsätzen beginnt, wie man glaubt, endlich mit vollem Recht — zeigt es sich, dass gar manchen Knaben und selbst solcher, die sich im mündlichen Nacherzahlen bereits hervorgethan haben, die Fortsetzung des erfassten Gedankengang zum erstenmale auch schriftlich in mündliche Worte zu setzen, mitunter schwer aufs Herz fällt. Liest man ihre Auf-

¹⁾ Meine Ansichten über deren Werth und Nutzen habe ich in der Jahrbuch der Berliner Gymnasialzeitschrift ausführlicher motiviert.

ten, so sieht man, dass manche Knaben der Form im Schriftlichen zu wenig mächtig sind und nicht nur mit der Auffassung und Verknüpfung der Gedanken, sondern auch nicht selten mit deren passender Kleidung kämpfen. Statt klarer, angemessener Darstellung der Gedanken begegnet man Unbestimmtheit und Unübersichtlichkeit oder Zerissenheit in der Darstellung, Unbeholfenheit in der Satzbildung, Unrichtigkeit, Oberflächlichkeit im Ausdruck, ja manche Arbeiten kommen sogar über Stümperei und Ungenießbarkeit nicht hinaus. Wie kommt das?

„Zunächst“, sagt Sommer, „dünkt mich, liegt der Grund in der Sache selbst. Es ist eben etwas Anderes, ob das Kind an der Hand des Lehrers an einen Gegenstand herangeführt wird, denselben anschaut und fasst, unter seiner Leitung über ihn urtheilt und spricht, als wenn es ganz sich selbst überlassen dies thun soll. Da erscheint ihm seine Aufgabe — und wäre es die leichteste — als etwas so Fremdes und Abstraktes, dass es sich kaum daran wagen möchte. Dazu hat das Fassen und Fixiren eigener Gedanken für manchen Anfänger an sich schon etwas Gezwungenes und Unangenehmes, er soll gleichsam aus sich selbst heraustreten und gerath dabei bewusst oder unbewusst, in eine solche Larve, Ängstlichkeit und Unentschlossenheit, dass er selten das Rechte wählt und ausführt. Ein zweiter Grund dürfte sein, dass bei den Schülern häufig mehr vorausgesetzt wird, als berechtigt ist, woher denn die Aufgaben ihre Kräfte übersteigen. Sie haben dann das Thema und keine Gedanken, die Arbeit erscheint ihnen beschwerlich und trocken, sie denken eismüthig hin und her, stückeln schließlich einige Sätze zusammen und haben meistens die Hauptsache gar nicht berührt. Talentvollere finden sich auch hier zurecht und arbeiten sich durch; die meisten aber halten den Aufsatz für eine Plage und kommen nicht weiter. Die Schule kann hier nicht jedem besonders nachhelfen, und dennoch darf die Hilfe nicht fehlen, wenn das Ziel erreicht werden soll.“

Wenn dem nun so ist, wenn sich zwischen den mündlichen und schriftlichen Nacherzählungen der Elementarschüler wirklich eine mehr oder minder auffallende Differenz zeigt: so geht daraus hervor, dass ein naturgemäßer und methodischer Unterricht jene Mittel wählen muss, die geeignet erscheinen, jene Differenz zu beheben und die mündlichen und schriftlichen Leistungen in wünschenswerten Einklang zu bringen. Hierbei erscheint es mir wichtig, besonders zwei Punkte ins Auge zu fassen, durch deren sorgfältige Beachtung meinem Dafürhalten nach eine erspriessliche Lösung des Thema vorbereitet und ermöglicht werden könnte: ich meine

1. die Wahl des Thema,
2. die Einübung des gewählten Aufsatzthema in der Schule.

Die richtige Wahl des Thema, verbunden mit der zweckmäßigen Einübung desselben, bietet mir die größten Garantien für seine richtige und gelungene Wiedergabe. Ich werde zuerst von der Wahl des Thema sprechen.

Gilt es schon überhaupt als unumstößliches Gesetz, dass auch der Lehrer bei der Wahl aller deutscher Themen auf den Standpunkt seiner Schüler stellen, sich ihrer Auffassungskraft, ihren Fähigkeiten anpassen, sich ihre Kenntnisse, ihre jedesmalige Bildungstufe vor Augen halten muss, um angemessen zu wählen: so muss er alles dies mit doppelter Sorgfalt auf der untersten und zartesten Altersstufe erwägen, wo er nicht nur verschieden beaunagten, sondern auch ungleich entwickelten Schülern sich gegenübersteht.

Da nun die Themen die Ausbildung der Geistes- und Seelenkräfte in harmonischer Weise allseitig zu fördern, den ganzen Gedankenkreis der Schüler, in welchen der übrige Unterricht einführt, insofern er auch zu stilistischen Zwecken verwandt lässt, zu erweitern oder zu erläutern haben, so müssen sie der Entfaltung aller ihrer geistigen Kräfte Beachtung tragen, ihrer Gedanken- und Empfindungswelt zugänglich, faßbar und sich in dem Kreise derjenigen Begriffe und Vorstellungen halten, für welche die Schüler Empfänglichkeit, natürliches Interesse, hinreichende Vorbildung und Verständnis mitbringen.

Demnach müssen die Themen positiven Bildungswert besitzen, das Gefühl und die reine Phantasie anregen, die Bildung des Gemüthes im Auge behalten und einen nachhaltigen Eindruck und veredelnden Einfluss auf den sittlichen Charakter auszuüben im Stande sein. Sie müssen das in anderen Unterrichtszweigen, namentlich in Geschichte, Geographie und Naturgeschichte, dargebotenen Lehrstoff beleben, ihn thematisieren, theils, soweit dadurch das Verständnis befördert oder aus trockenen Lehrstoffe eine interessante Seite abgewonnen wird, ihn innerhalb der gesetzlichen Grenzen erweitern. Sie müssen durchaus in unangenehmlicher Form abgefasst sein, um bei den Schülern auch den Sinn für Formschönheit zu wecken, ihre schriftsprachliche Bildung zu fördern und zu läutern und mit zunehmendem Gedankenreichtum auch die Sprachkraft so weit zu bilden, dass jeder Gedanke endlich seinen klaren und angemessenen Ausdruck finde. Dass den Schülern der untersten des Gymnasialklassen keine freien Aufsätze zugemuthet werden dürfen, ist sich die Themen streng innerhalb der Reproduction bewegen müssen, geht aus den diesbezüglichen Bestimmungen des Organisations-Entwurfs und aus der Natur der Sache selbst hervor, wobei jedoch selbstverständlich ist, dass mit erstarkender geistiger Kraft, mit zunehmendem Gedankenreichtum innerhalb eines zweijährigen Zeitraumes die sprachliche Bildung der Schüler endlich so weit vorgeschritten sein wird, dass ihnen der Stoff, natürlich immer nur nach vorhergegangener genügender Vorbereitung, zu etwas freierem Gebrauche überlassen werden darf. Die Aufsätze müssen von Leichterem zu Schwererem fortschreiten und eine stufenmäßige Reihenfolge einhalten, wobei auch der Umfang in Betracht kommt. Man beginnt mit kleinen, einfachen, leichtfaßlichen Themen und steigert allmählich im Einklang mit den wachsenden geistigen Fähigkeiten der Schüler die Anforderungen hinsichtlich des Umfangs mannigfaltigt den Inhalt, gestaltet den Gedankengang reichhaltiger. Auch die sprachliche Seite des Aufsatzthema verdient volle Beachtung.

Wenn auch das gewählte Thema, besonders auf der ersten Unterrichtsstufe, sich im allgemeinen über den, in speciell syntaktischer Hinsicht gewonnenen Wissensgrad der Classe erhebt (wie dies ja auch beim Lesebuche der Classe der Fall ist und füglich nicht anders sein kann) und es ein Unding wäre, eine solche Stufenfolge bei den schriftlichen Aufsätzen einhalten zu wollen, dass dieselben sich dem allmählichen Fortschritte der Classe, speciell in der deutschen Syntax, consequent anschließen: so darf andererseits der Lehrer bei der Wahl seiner Themen doch auch wieder den in der Muttersprache, insbesondere in der Syntax jeweilig erreichten Bildungsgrad der Schüler nicht aus den Augen lassen und muss ihn mit in Betracht ziehen, wenn die Arbeit auch von dieser Seite her den Schülern nicht Schwierigkeiten bereiten soll. Aus dem Grunde werden Themen mit schwerfälligem oder compliciertem Satzbau ohne weiteres von der Wahl ausgeschlossen.

Im Nachfolgenden will ich nun die Gebiete angeben, aus denen der Lehrer auf den untersten Stufen Themen mit Aussicht auf guten Erfolg wählen und geben kann. In erster Reihe verdient Berücksichtigung das weite Gebiet der Erzählungen.

Schon das Kind zeigt für die erzählende Form das wärmste Interesse und erzählt, was man ihm zu wiederholtenmalen vorerzählt hat, je nach seinen Kräften nach, bald in einzelnen, abgerissenen Sätzen, bald im Zusammenhang. Dieser Charakterzug des kindlichen Alters ist ein Fingerzeig, womit man die Reihe der schriftlichen Aufsätze in der untersten Gymnasialclasse beginnen soll. Doch auch da ist es keineswegs gleichgiltig, welche Erzählung man wählt und keineswegs ist jede Erzählung schon als Erzählung etwas selbstverständlich Leichtes.

Selbst bei einer einfachen Erzählung muss das Vorgefallene durchaus wahrheitsgetreu nacherzählt, der Zielpunkt, dem sie nachstrebt, scharf ins Auge gefasst, die Entwicklung der Handlung und Thatsachen in chronologischer und sachgemäßer Folge eingehalten werden. Motive müssen richtig erkannt, eingeflochtene Nebenumstände in der passenden Ordnung vorgeführt sein, es darf nicht als Hauptsache erscheinen, was in der That nur nebensächlich ist u. a. m. Die zur Erregung des sittlichen Gefühls bestimmte Erzählung muss vom Schüler schriftlich so nacherzählt werden, dass sie auch beim Leser die volle beabsichtigte Wirkung hervorruft, und da dies dem Schüler durchaus nicht so leicht ist, wie es scheint und mancher glauben könnte, ist schon bei der Wahl der Erzählung Vorsicht und reife Überlegung nöthig. Man glaube ja nicht, dass das zu starke Betonen sittlicher Momente in einer Erzählung einen besonderen Eindruck auf das jugendliche Gemüth macht. Erzählungen, denen man es förmlich ansieht, dass sie nur dazu gemacht sind, um eine Sittenlehre einzukleiden, erzielen keine nachhaltige Wirkung; dagegen wird die schlichte, nach sittlichen Gesichtspunkten gehaltene, ungeschminkte Erzählung ihres Eindrucks um so weniger verfehlen, je mehr der Schüler schon bei Verlesung des entsprechenden Aufsatzes auf gleiche Vorgänge und eine gleiche Gemüthsstimmung auch in dem Herzen

des Lehrers schließen kann. Dazu ist allerdings erforderlich, dass der den Aufsatz gebende Lehrer wirklich von der gleichen Gemüthsbegeisterung ergriffen sei, welche in der Erzählung zum Ausdruck kommt. Wesentlich sei der Ton der Erzählung einfach, lebhaft, Dialoge, lyrische Partien, ebenso wie abstracte Auseinandersetzungen, moralische oder moralisierende Betrachtungen seien auf dieser Stufe ausgeschlossen. Selbstermahnungen mit beigefügter Lebensregel müssen diese in ganz klarer und einfacher Weise aussprechen, wenn die Reproducierung der Fiktion den Schülern gelingen soll. Überhaupt ist es viel nützlicher, durch die Erzählung selbst enthaltenen Thatfachen und Handlungen das lebendige und Moralische derselben zur Anschauung zu bringen, als es durch hinten angehängte Ermahnungen und wohlgesetzte Sittensprüche zu thun. Sind die Verhältnisse, die in der Erzählung zur Entwicklung gelangen, so geartet, dass der Schüler selbst daraus den richtigen ethischen und sittlichen Urtheil, sich zu bilden vermag, so kann die Erzählung auch sich selbst bestimmend auf sein moralisches Handeln einwirken. In dieser Hinsicht kann man sagen, dass eine Erzählung einen desto größeren Wert hat, je größer der charakterbildende Gehalt ist, den sie enthält. Auch können die gewählten Erzählungen nebst moralischen Grundsätzen auch Klugheitsregeln veranschaulichen und für das praktische Leben brauchbare Winke und Rathschläge erteilen.

Für die Erweiterung des Kreises, aus welchem die Themen zu wählen sind, erweist sich nach den Bestimmungen des Org.-Entw. das Eintreten des Geschichtsunterrichtes in der zweiten Classe wichtig; in diesem die Wahl der Aufgaben zu den schriftlichen Aufsätzen in der Muttersprache in enge Verbindung zu setzen, wird für beide Unterrichtsgegenstände die wohlthätigsten Folgen haben. Kein Lehrer wird an den trefflichen Stoff, den ihm die Geschichte in der zweiten Classe zu Erzählungen bietet, entgehen lassen, und es haben diese Erzählungen, ganz abgesehen von ihrem sehr bedeutenden, charakterbildenden Gehalt, den Vortheil, dass sie einem bereits in der Schule absolvierten, also bekannten Lehrstoffe entlehnt sind und zu ihrem näheren Verständnisse weder einer Erläuterung der Zeit- noch der Ortsverhältnisse, in denen sie spielen, bedürfen.

Von hervorragender Bedeutung für die Entwicklung des patriotischen Gefühls sind solche Erzählungen, die Ereignisse aus dem reichen Leben unseres allgeliebten Kaisers, erlauchter Mitglieder unseres allerhöchsten Kaiserhauses, ausgezeichneten österreichischer, der Jagd allgemein bekannter Helden, ruhmgekrönter Generale, Dichter, Schriftsteller, Künstler behandeln. Auch können kleine Erzählungen in Form von Anekdoten edlen Inhalts, aus dem Leben historisch bedeutender Persönlichkeiten entlehnt, vortrefflichen Stoff zu Aufgaben liefern. Man soll sie, wenigstens in der Regel, nicht zu witzigen Pointen sich spitzzen. Denn entweder mangelt noch dem Geiste des Elementarunterrichtes die zur sofortigen Erfassung des Witzes nöthige Geistesreife — und dann kann das nicht scharfsinnig aufgefasste nicht angemessen niedergeschrieben werden — oder es mangelt an Verständnis des Witzes nicht

— dann ist die Gefahr einer falschen Niederschrift wohl nicht vorhanden, aber es steht sehr in Frage, ob die Schüler, sobald die Lust zum Witze nur einmal erwacht ist, nicht auch mit der Zeit am Witzeln Gefallen finden werden.

Für die moralische Ausbildung der Schüler sehr wertvoll sind solche Erzählungen oder Anekdoten, die bedeutungsvolle Züge, besonders aus der Jugendzeit großer, historisch berühmter Männer überliefern, in denen sich ihr zukünftiger großer Charakter schon deutlich geoffenbart hat.

Dagegen sind unstatthaft alle Erzählungen mit vorherrschend witziger Tendenz und durch und durch humoristisch oder sentimental gehalten; auch solche, in denen die Zeit- und Ortsverhältnisse, unter denen die Erzählung spielt und die doch vielfach zur Belebung des Colorits beitragen, nicht deutlich hervorgehoben sind.

Erzählungen, die in oratio recta abgefaßt sind, in die oratio obliqua übertragen zu lassen (was nach den einschlägigen Übungen in der Satzlehre in Secunda durchführbar wäre) und derartige Übertragungen als Aufsatzthemen zu geben, hat wenig stilbildenden Wert. Verwirrend wirken für dieses zarte Alter Erzählungen, in denen eine größere Zahl Personen handelnd oder sprechend angeführt wird. Zu ausführliche Erzählungen überschreiten die Grenzen des jugendlichen Fassungsvermögens, zu kurze beeinträchtigen leicht die Anschaulichkeit.

Mit Erzählungen als schriftlichen Arbeiten können Fabeln abwechseln, deren hervorragendste Berechtigung für diese Altersstufe in ihrer Kürze und Einfachheit liegt. Da der Stoff schnell behalten wird, so sind sie leicht reproducierbar; da sie durch die erdichtete Erzählung eine wertvolle Lebensregel, eine allgemeine moralische Sentenz verdeutlichen, sind sie nicht ohne Nutzen für die moralische Ausbildung. Besonders für den kindlichen Sinn der zartesten Jugend besitzt die Fabel ein eigenartiges Interesse. Gläubig nimmt der Knabe in diesem Alter hin, dass Thiere — und auf dieser Stufe wählt man die Fabelstoffe hauptsächlich aus der Thierwelt — mit einander sprechen, verkehren, Menschen zu ihnen in eigenthümliche Verhältnisse treten, und ohne sich im geringsten mit der Frage zu beschäftigen, ob Handlungen, wie sie in den Fabeln erzählt werden, im wirklichen Leben vorkommen oder nicht, nimmt er das Erzählte gläubig an.

Die Fabel bietet ihm ein die Phantasie anregendes Spiel, zumal wenn sie, wie zu erwarten, die Thiere in ihrer Eigenthümlichkeit sprechen und handeln läßt. Bei der Schwierigkeit, eine gute, neue Fabel zu schaffen, kann die Wahl nur auf den Kreis der bereits vorhandenen, anerkannt guten fallen. Hierbei kann es in den untersten Gymnasialclassen allerdings vorkommen, dass der Lehrer bei der knappen Sprache der Fabeln in die Lage kommen wird, die Deutlichkeit und Verständlichkeit der Sprache durch Hinzufügung neuer Wendungen, Einschaltung leichterer Ausdrücke stellenweise je nach Bedarf erhöhen zu müssen.

Nebst der Erzählung und Fabel bietet auch das Gebiet der Sage und des Märchens Stoff zu schriftlichen Aufsätzen. Insofern die Sage bald mehr bald minder offen, einen historischen Kern enthält, schließt sie sich an die historische Erzählung an; doch wirkt sie durch den sie umgebenden poetischen Zauber, ohne jegliche Erklärung oder sachliche Erörterung, die gar leicht den poetischen Duft solcher Dichtungen zu stören könnte, voll und ganz auf das empfängliche Gemüth ein. Ihr eigenthümlicher Reiz liegt darin, dass sie eben durch sich selbst Verstand und Herz befriedigt und zu ihrem unmittelbaren Verständnisse keiner weiteren Behelfe und Zuthaten bedarf. Volksagen, besonders solche, die sich an einen besonders bemerkenswerten Ort des Kronlands, dem die Schüler der Anstalt angehören, anschließen, oder an den Träger eines historischen, den Schülern bekannten Namens anknüpfen, verdienen wegen der vaterländischen Bildung, die sie dem Knaben geben, und wegen des lebhaften Interesses, das ihnen von selbst entgegengebracht wird, besondere Berücksichtigung.

Auch das Märchen eignet sich, insofern es Verstand und Gemüth, letzteres in weit höherem Maße, beschäftigt, zu Themen für schriftliche Aufsätze und ist nicht ohne Bedeutung für das geistige Leben der Knaben, deren Gemüth sich durch ein gutes Märchen so mächtig ergriffen fühlt, dass ihre Urtheilskraft zum Schweigen kommt. Demnach ist der positive Nutzen, den jene zaubervolle Märchenwelt bringt, geringer, viel höher das Interesse, das der trotz ihrer Unbegreiflichkeit doch so anmuthigen kindlichen Welt entgegengebracht wird.

Doch nicht jedes Märchen kann den Gegenstand eines Schulaufsatzes bilden, indem einerseits die meisten von ihnen für diese Unterrichtsstufe zu lang sind, oder sich nicht alle ihrem Inhalte nach zu einer Schulaufgabe eignen. So sind aus pädagogischen Gründen Märchen, die verschiedene Liebesabenteuer, unterschiedliche Herzensangelegenheiten und Heiratsgeschichten behandeln, die Schönheit liebeathmender Nymphen und Feen schildern, sowie Märchen, die den leichten Gelderwerb, die erblose Erwerbung unermesslicher Reichthümer preisen, überhaupt Märchen, die keinen tieferen, moralischen Eindruck hinterlassen, durchaus nicht für die Schule geeignet. Da Märchen verhältnismäßig leicht wiederzugeben sind, so ist eine häufigere Anwendung des Märchens zum Zweck eines schriftlichen Aufsatzes ausgeschlossen und ein strengerer Maßstab bei der Beurtheilung und Classificierung ähnlicher schriftlicher Leistungen zulässig.

Endlich verdienen unter Einhaltung gewisser Voraussetzungen auch die Beschreibungen als Stoff für schriftliche Aufsätze Beachtung. Sie stehen mit den Erzählungen insofern in einem inneren Zusammenhange, als in diesen erzählt wird, was der Zeit nach aufeinander folgt, in jenen das, was im Raume sich nebeneinander befindet. Den Ereignissen gibt die Zeit eine bestimmte (chronologische) Folge, den Beschreibungen nur man eine bestimmte, stets einzuhaltende Ordnung nicht vorschreibt, da selbe jedesmal von der Art des zu beschreibenden Gegenstandes abhängt und sich nach der Natur desselben richtet. Es wäre höchst uner-

sinnig, ein Schema aufstellen zu wollen, nach dem alle Beschreibungen abzufassen wären!

In stilistischer Hinsicht gelten Beschreibungen für schwieriger als Erzählungen, wenngleich sie auf dieser Stufe auch nichts anderes als bloße Nacherzählungen sind, wie ja der Org.-Entw. p. 119 bei der Instruction für die deutschen Aufsätze ausdrücklich vorschreibt: Erste Übungen im schriftlichen Nacherzählen kleiner Erzählungen und Beschreibungen, welche vom Lehrer in der Stunde vorerzählt und in derselben von den Schülern mündlich nacherzählt (sind)¹⁾. Den interessantesten Stoff zu Beschreibungen und ähnlichen Nacherzählungen liefern die bereits absolvierten Partien aus der Naturgeschichte und Geographie, aus denen sich eine ganze Fülle von leicht verständlichen, abgerundeten und der jugendlichen Neigung zusagenden Themen zusammenstellen lässt. Gegenstände beschreiben zu lassen, die, weil sie im gewöhnlichen Leben zu oft vorkommen, keinen Reiz mehr der Betrachtung bieten, wie z. B. Wohn- und Schulzimmer, Stuhl, Tisch, Ofen usw., wird ebenso unstatthaft sein, wie Gegenständen den Stoff zu einer Beschreibung zu entnehmen, die dem Schüler selbst noch nie zu Gesicht gekommen, ihm bis dahin unbekannt geblieben sind. Eine besondere Lebhaftigkeit prägt sich in jenen Beschreibungen aus, in denen Dinge, die im Raume zu gleicher Zeit existieren, als in der Zeit auf einander folgend aufgefasst und dargestellt werden. Auch verdient Berücksichtigung jene besonders nützliche Art von Beschreibungen, welche sich die Vergleichung zweier concreter Gegenstände hinsichtlich ihrer Ähnlichkeiten oder Unterschiede zur Aufgabe setzt (z. B. Tanne und Eiche [Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten]). Dass auch diese Aufsätze bloße Reproductionen sind und die Schüler in der Nacherzählung sich nach der gegebenen Disposition ausschließlich zu richten haben, ist nach dem oben Gesagten einleuchtend.

Nebst der richtigen Wahl des Aufsatzes erscheint mir auch dessen zweckmäßige und sorgfältige Einübung in der Schule als ein sehr wichtiges Mittel, das Gelingen der schriftlichen Nacherzählung zu ermöglichen. Der Vorgang, der bei Einübung der ersten Aufsätze in Prima zu beobachten wäre (wobei Abänderungen und Abkürzungen nach dem jeweiligen Bildungsgrade der Schüler selbstverständlich sind), dürfte etwa folgender sein:

Wo der Lehrer dies für nöthig halten sollte, kann er noch vor der Verlesung des Aufsatzes kurz in den Hauptinhalt des Stückes einführen und den Schülern einen Begriff von dem Haupt- oder Grundgedanken der Arbeit geben, um ihre Aufmerksamkeit gerade darauf voll

¹⁾ Von diesen Beschreibungen unterscheidet der Org.-Entw. auf S. 120 genau die erst in der dritten Classe zu gebenden Aufgaben von Beschreibungen eigener Erfindung, die vom Lehrer vorher besprochen worden. Bei diesen wird nicht mehr die Beschreibung als eine einfache Nacherzählung angesehen, ihre Behandlung ist eine ganz andere und kann von dieser Art Aufgaben auf der untersten Stufe keine Rede sein.

und ganz zu lenken, worauf es bei dem betreffenden Aufsätze vor allem ankommt. Nachdem so das Wesentliche als solches richtig erkannt und durch diese kurze Orientierung der nun nachfolgenden Verlesung, in desto regeres Interesse gesichert worden ist: liest der Lehrer den ganzen Aufsatz langsam und deutlich vor, auch wenn zugestanden werden muß, dass allezeit nur ein freier Vortrag den stärksten Eindruck auf die Gemüther der Zuhörenden ausübt und die Aufmerksamkeit dauernd fesselt. Hier handelt es sich darum, dass das Original nichts von seiner Form, Mustergültigkeit und sprachlichen Vorzüglichkeit einbüße, dass der sprachliche Ausdruck, auf dessen Wahl doch sicherlich der Schriftsteller die gewissenhafteste Sorgfalt verwendet hat, nicht geändert werde, wie dies bei einer freien Darstellung, einem Vortrag aus dem Gedächtnisse, fast unvermeidlich ist. Damit die Gefahr unsicherer Nachbildung des Vortrags vermieden werde, wird der Aufsatz, auch wenn dessen nochmalige Verlesung sich als nöthig herausstellen sollte, immer nur vorgelesen, wodurch er jedesmal voll und ganz auf den Hörer einwirkt und ehor und lebhaft nachgeahmt werden kann. Nach der ersten Verlesung des Aufsatzes richtet der Lehrer die Frage an die Classe, wer den ganzen Aufsatz nacherzählen will oder ruft zu diesem Behufe einen besseren Schüler auf. Trotz ihres anfänglich geringen Umfanges wird der Lehrer jeden der Aufsätze mehrmals nacherzählen lassen, immer von den besseren zuerst, von den schwächeren nachher. Selbstverständlich werden alle im Wiedererzählen gemachten grammatischen Fehler, Unrichtigkeiten oder Ungenauigkeiten des Ausdrucks, falsche, plumpe Verbindungen, unter thätlichster Mitbeschäftigung der übrigen Schüler sofort corrigirt, um nicht kein Verstoß gegen die logische Correctheit in der Verbindung der Gedanken unbeachtet bleiben darf.

Die Leichtigkeit, mit welcher einzelnen begabten oder sprachlich vorgeschrittenen Schülern die Reproduction gelingt, ist aber noch nicht maßgebend für die Beurtheilung der Leistungskraft aller, also auch der schwachen Schüler. Kein Lehrer darf sich durch die zufriedenstellenden Leistungen jener hinreißen lassen, seine einübende Thätigkeit auch hinsichtlich dieser als abgeschlossen zu betrachten. Vielmehr sind gerade die Schwachen diejenigen, die der Hilfe am meisten bedürfen und auch aus nicht aus den Augen zu lassen sind. Man rufe nur nach jenen Schülern die Schwachen zur Nacherzählung auf, und da wird man nicht unter staunen über die Unterschiede in der Leistungsfähigkeit und im Fassungsvermögen bei Schülern einer und derselben Classe! Man wird sich füglich verwundern, wie dürftig noch der Vorstellungskreis mancher Schüler, wie verhältnismäßig gering ihr Wortvorrath, wie dünn, abgerissen ihre Darstellung, wie unlogisch ihre Gedankenverbindung, wie groß der Mangel an Correctheit und relativ innerer Vollandung, sobald da Zusammengehöriges getrennt, dort wieder Ungleicherartiges gegeneinander geknüpft wird, wie einzelne für das Verständnis des Zusammenhanges nicht unwichtige Gedanken übergangen werden u. dgl.

Deshalb muss sich der Lehrer bei Einübung seines Aufsatzes in der Schule versichern, ob der Gedankenstoff des Aufsatzes auch in

Geiste der mittelmäßigen und schwachen Schüler Aufnahme und Verarbeitung gefunden hat, ob auch diese in das volle Verständnis des Inhaltes eingedrungen sind, ob sie die Gedanken, auf die es in der Arbeit besonders ankommt, klar und bestimmt aussprechen, kurz ob sie geschickt sind, das organische Ganze selbständig, kontinuierlich und in jeder Beziehung richtig von sich zu geben. Gerade aber aus den Nacherzählungen schwacher Schüler wird er sich überzeugen, inwiefern ihre geistigen Kräfte an die Arbeit hinanreichen; er wird bei dieser Gelegenheit ihre Schwächen am besten zu controlieren im Stande sein und darnach helfend, belehrend, berichtigend eingreifen. So empfiehlt es sich vom pädagogischen Standpunkte aus vorzugehen und es wird viel ersprießlicher sein, die noch ungetübten Kräfte zur Lösung der gestellten Aufgabe im Vorhinein geschickt zu machen, als bei oberflächlicher und mangelhafter Einübung des Thema nachträglich über schlechte Leistungen in den schriftlichen Arbeiten der Schüler zu klagen, während man doch solche selbst mitverschuldet hat.

Wie der Lehrer jeder einzelnen Classe in jedem einzelnen Fall vorzugehen hat, um die zu bewältigenden Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, das wird ihm eine aufmerksame und wohlwollende Beurteilung der bei den angestellten Reproductionen gemachten Wahrnehmungen lehren; darnach wird er auch seine Mittel wählen. Hat er bemerkt, dass den Schwachen der Zusammenhang der einzelnen Theile, das Verhältnis der Gedanken nicht klar vorschwebt, so geht er auf den Zusammenhang der Gedanken ein und verbreitet Aufklärung darüber, warum sie gerade in der gebotenen Ordnung auf einander folgen müssen, nimmt vorkommenden Falles auch Veranlassung, auf Ursache und Wirkung, Mittel und Zweck, wo dies zur Aufklärung von Handlungen nöthig ist, einzugehen und deutet, sofern sich Stimmungen der Personen in ihren Handlungen offenbaren, nöthigenfalls auch diese.

Liegt der Grund, der einer vollständigen Auffassung entgegensteht, in dem gegenseitigen Verhältnisse einzelner Sätze, ihrer Verknüpfungsweise, in einer dem Schüler noch weniger gelaufigen Satz-bildung, so macht der Lehrer derartige Verhältnisse durch schärfere Präcisierung leichter zugänglich, ändert und stilisiert ähnliche Stellen, um sie dem Verständnisse der Schüler näher zu rücken, wohl auch schon im Originale zu Hause, bevor er noch den Aufsatz in die Schule mitbringt — was ein mit der Auffassungskraft seiner Schüler wohl vertrauter Lehrer häufig im Vorhinein schon bestimmen kann — und wendet bei der Einübung alle Mittel an, um die Voraussetzungen zu schaffen, unter denen die schriftliche Abfassung der Arbeit gelingen kann.

Nur speciell der Einübung naturwissenschaftlicher Themen, sofern die Reproduction eine Beschreibung ist, sei noch mit einigen Worten gedacht. Bedingung ist, dass der zu beschreibende Gegenstand den Schülern gezeigt werde, damit die Einübung und Besprechung der Arbeit unter dem unmittelbaren und nachhaltigen Eindruck der Anschauung erfolge.

So wird er zunächst als ein einheitlicher und in seiner Totalität angeschaut, hierauf die Beschreibung desselben nach seinen einzelnen

Theilen vorgenommen. Der wahrzunehmende und zu beschreibende Gegenstand darf kein schlechthin einfacher sein; seine Gliederung und Mannigfaltigkeit hat sich aber, wie Schrader sagt, „innerhalb bestimmter und angemessener Grenzen zu halten, um die Übersichtlichkeit und Auffassung im Ganzen nicht zu beeinträchtigen und erst mit der Erweiterung und Kräftigung des Wahrnehmungsvermögens werden auch diese Grenzen allmählich erweitert werden dürfen.“ In sprachlicher Hinsicht muss der Lehrer des Deutschen bei ähnlichen Arbeiten auf stricte Einhaltung der naturgeschichtlichen Terminologie sehen und dem Satzbau erhöhte Aufmerksamkeit zuwenden.

Es erübrigt zum Schlusse noch einige wenige Worte über die Setzung der Unterscheidungszeichen zu sagen. Abgesehen davon, dass der Lehrer, der seinen Aufsatz sinngemäß und richtig vorliest auch die Unterscheidungszeichen beachten wird und den Schülern aus den Pausen, die er macht, die Interpunction ersichtlich werden kann, wird es in Prima bei allen schriftlichen Arbeiten doch rathsam erscheinen den Schülern die nöthigen Interpunctionen, sofern die Kenntniss ihrer Setzung nach dem Stande des syntaktischen Unterrichtes noch nicht verlangt werden kann, ohne weitere Erklärung zu sagen.

So kann man ihnen noch immer in vielen Fällen mittheilen, wann der Beistrich gemacht werden soll, da doch hauptsächlich erst auf Grund einer eingehenden Kenntniss der Nebensätze die durchgängig richtige Setzung des Beistriches von den Schülern mit Recht verlangt werden kann. Sehr vernachlässigt wird von ihnen der Doppelpunkt vor der Anführung einer directen Rede. Nicht minder nöthig ist es, gar manche Schüler darauf aufmerksam zu machen, wie die Anführungszeichen in der oratio recta zu setzen sind, welches unter die Linie, welche über dieselbe gehört. Wird die directe Rede durch einen eingeleiteten Hauptsatz unterbrochen, so vergessen die Schüler die Anführungszeichen zu setzen, wo die oratio recta momentan aufhört und auch, wenn sie wieder aufgenommen wird. Falsche Setzung der Anführungszeichen ist nicht wahrzunehmen, sobald mehrere Sätze der oratio recta angehören, auch übertragen manche Schüler, nach Analogie der oratio recta, die Anführungszeichen auf Sätze der oratio obliqua. Je weiter aber der syntaktische Unterricht in der Muttersprache vorwärts schreitet, desto mehr das Latein und die Lectüre der Interpunctiologie vorarbeiten: desto weniger Winke erhalten die Schüler hinsichtlich der Zeichensetzung und längstens nach Beendigung der Satzlehre am Schlusse des zweiten Jahres müssen jene Mittheilungen im ganzen sich als überflüssig erweisen.

Aus dem Gesagten geht hervor, welche Ziele der Unterricht und der sorgfältigen Einübung des Aufsatzes anstrebt: Der Schüler soll nicht nur ein wohlgeordnetes Ganze klar durchdenken, geistig verarbeiten und festhalten, sondern es auch in sprachrichtigem und angemessenem Ausdruck wiedergeben. Klarheit, logischer Zusammenhang und Bestimmtheit im Denken ermöglicht auch eine gute Darstellung. Je mehr bei den Nacherzählungen erzielt, indem der Lehrer volles Gewicht auf die

in der logischen Aufeinanderfolge der Gedanken legt und bis zur Gelaufigkeit einübt; diese — die sprachliche Correctur wird durch gewissenhaftes Corrigieren aller bei den Reproducirten sprachlichen Fehler und Mängel angebahnt. In Maßgabe des Bedürfnisses vorgenommene sorgfältige Einübung endlich auch dem Schwächsten die Furcht vor Aufsätzen, dem Gegenstande gewachsen zu sein, den allseitig vertieft und gründlich eingeübten Stoff zu beherrschen, wird auch des Schülers geistige Kräfte wecken, ihn reizen, sie selbständig anzuwenden. Wenn dann der Lehrer noch den Schülern zur Pflicht macht, den Aufsatz in der möglichst kürzesten Frist, so lange noch der Eindruck der Besprechung anhält, zu Hause niederzuschreiben, die Ablieferung des Aufsatzes, dessen Niederschrift nach dieser Übung keine erhebliche Zeit in Anspruch nehmen kann, einem Termin setzt, dann hat er wohl alle günstigen Factoren gedankt, die das Gelingen des Aufsatzes bei möglichst vielen, wenn nicht allen Schülern zu verbürgen im Stande sind; denn er hat auch die Schüler so herangebildet, dass sie getrost an die schriftliche Ausführung der Aufgabe schreiten und jedweder Nachhilfe entbehren

in der eben besprochenen Einübung der ersten Aufsätze in Prima kein Schluss gezogen werden auf die allgemeine Giltigkeit jenes Verfahrens auch bei späteren Aufsätzen, indem ja selbst bei den ersten die Berechtigung nur unter Voraussetzung der ungünstigsten angenommen wurde. Durch allmählich und stufenweise fortgesetzte Übungen werden die geistigen Kräfte der Schüler erstarken. Die ersten Aufsätze in Prima bis zu dem letzten in Secunda legen der auf der Bahn ihrer geistigen Entwicklung eine stattliche Anzahl von Stadien zurück. Waren ihre Kräfte speciell bei dem ersten noch so ungeübt, dass sich manche in dem peinlichen Bewusstsein Unvermögens an den ihnen gebotenen Ausdruck mitunter wie Bettungsanker förmlich anklammern zu müssen glaubten: so bei dem letzten deutschen Aufsätze in Secunda jenen Trieb individueller Selbständigkeit im sprachlichen Ausdruck bekunden, Folge größerer geistiger Regsamkeit, als ein erfreuliches Zeichen Freiheit im Gebrauche der Sprache gilt, auf Grund deren sie in Tertia befähigt erscheinen, sich zu größerer Freiheit in der Ausführung und nach und nach zu den Anfängen eigener Production zu wenden.

Zur Gymnasialfrage.

Es entspricht wohl der Bedeutung und Wichtigkeit der oben angeführten Frage, dass dieselbe seit mehr als einem halben Jahrhundert immer und immer wieder auf der Tagesordnung erscheint. Zu gewissen Zeiten bildet sie ein stehendes Thema in der pädagogischen Literatur, niemals ist sie jedoch aus derselben auf längere Zeit vollständig verschwunden. Besonders nimmt sie die Aufmerksamkeit der pädagogischen und nichtpädagogischen Kreise in Anspruch, so oft die Regierung in dieser Beziehung eine Kundgebung erlässt. Da wimmelt es förmlich von Vor- und Rathschlägen, Anklagen, Lehrplänen u. dgl., von denen nur die wenigsten von berufener Seite herrühren. Denn es halten sich kaum nur die wenigsten den Ausspruch Herbarts vor Augen, dass „in pädagogischen Dingen Niemand eine Stimme verlangen darf, der nicht pädagogische Erfahrung hat“; dass aber hier nicht diejenige pädagogische Erfahrung gemeint sei, welche man an seinen, oder an seines Freundes Kindern gelegentlich macht, ist wohl selbstverständlich.

Man hat das Gymnasium mit Recht oder Unrecht sehr oft die einzige Mittelschule genannt, welche wahre Bildung vermittelt, und wenn man, ohne auf andere Motive zu achten, die Schülerzahl der Gymnasien und Realschulen vergleicht, so könnte man zu dem Schluss kommen, dass wenigstens beim großen Publicum jene Ansicht die zutreffende ist. Dieser Schluss aber wäre zum Theile wenigstens unrichtig, denn ohne Zweifel ist einer der Hauptgründe für die größere Frequenz in dem Umstande zu suchen, dass das Gymnasium das Thor zu einem weit größeren Felde auf dem Gebiete des Fachstudiums bildet als die Realschule. Es wäre jedoch ein ebenso großer Irrthum, wenn man behaupten würde, dass dies der einzige Grund hiefür sei, und nicht auch die Anstalt als solche eine größere Anziehungskraft ausübt. In der That ist es so. Das Gymnasium ist beim großen Publicum populärer als die Realschule, und jeder Vater, der seinem Sohne — ohne Rücksicht auf den künftigen Beruf — eine tüchtige Bildung zutheilen werden lassen will, schiebt ihn sicherlich in das Gymnasium. Ob diese Popularität in der Organisation der Anstalt, in ihrem Alter oder in einem andern Umstande zu suchen ist, wollen wir vorläufig dahingestellt sein lassen. Eben diese Popularität ist auch mit eine Ursache, dass in Bezug auf das Gymnasium so viel geschrieben und gesagt wurde, dass es unendlich ist, in den darauf bezüglichen Fragen etwas Neues vorzubringen, und wer sich daher zu einer Enunciation entschließt, froh sein muss, wenn es ihm gelingt, wenn auch keine neuen Momente vorzubringen, doch die alten wieder in Erinnerung zu bringen oder einzelne derselben kräftiger zu betonen.

Vor allem wollen wir daran gehen, die Gymnasialfragen zu präcisieren und den Inhalt derselben näher zu erläutern, indem wir uns den Satz vorhalten, dass eine nach allen Richtungen hin begrenzte und erklärte Frage viel leichter zu beantworten ist. Worüber klagt man bei unseren Gymnasien? Hauptsächlich über ihre nicht zeitgemäße Orga-

sation, über die Überbürdung der Schüler und über die geringen Fortschritte, welche daselbst erzielt werden. Wir wollen später untersuchen, ob zwischen den einzelnen Anklagepunkten ein Zusammenhang besteht oder nicht.

I.

Fangen wir mit der Überbürdung als der brennendsten Gymnasialfrage an, welche trotz der ihr seit Jahren geschenkten Aufmerksamkeit in einem Stadium sich befindet, in welchem das letzte Wort noch lange nicht gesagt ist, und welche trotz der vielen Regierungsverordnungen des letzten Jahrzehnts scheinbar nicht weniger brennend geworden ist.

„Die Schüler sind überbürdet“, heißt es seit 50 Jahren, und wo man den Ruf hört, da wird er, wie Bonitz sagt, immer zum Herzen dringen, so dass die entgegengesetzte Meinung, „sie sind nicht überbürdet“, sich nur schüchtern und kleinlaut hervorwagt. Denn so allgemein ist die Überbürdungsanklage geworden, dass man sich — ich möchte sagen — schämt, der entgegengesetzten Ansicht zu sein. Man fürchtet, für keinen Mann des Fortschritts gehalten zu werden, wenn man diese alte, aber immer noch moderne Behauptung bekämpft. Sucht man nach dem Ursprung des Überbürdungsrufes, so findet man, dass er nicht aus Lehrer-, nicht einmal aus Schülerkreisen her stammt, sondern von der nie fehlenden Classe jener Väter, wie Bonitz behauptet, „die von ihren Söhnen jede ernste Anstrengung fern halten möchten“, in die Welt gesetzt wurde. Einmal bekannt geworden, wurde er sehr bald zum Axiom aller faulen Schüler und ihrer ängstlichen, unweisen Eltern. Leider bemächtigten sich auch die Tagespresse und die gesetzgebenden Körper desselben. „Leider“ sage ich, denn statt — wie es ihre Aufgabe wäre — zu untersuchen, aufzuklären und zu belehren, haben sie die Überbürdungsfrage erst recht zu einer Gymnasialcalamität aufgebauscht. Wer erinnert sich nicht der in den Tagesblättern und Parlamenten so oft beschriebenen geistigen und körperlichen „Gymnasialkruppel“ als Opfer der Überbürdung? Leider hat die Regierung, dem Zeitgeiste Rechnung tragend, ohne dass die Thatsachen und das Wesen der Überbürdung zweifellos festgestellt wurden, dagegen eine Reihe von Verordnungen erlassen, welche man als eine Concession an die Schreier ansehen muss, und diese in ihren Bestrebungen nur noch kühner macht. So lange noch Bonitz in allen das Gymnasium betreffenden Fragen das maßgebende Wort bei uns hatte, wurde zwar auch über Überbürdung geklagt, aber die phrasenreichen, jedoch innerlich hohlen Anklagen, wurden von ihm gehörig beleuchtet, und die Regierung fand keine Veranlassung zu einer Kundgebung. Denn factisch ist die Thatsache der Überbürdung auch heute noch nicht festgestellt und wird, wie schon erwähnt, in Lehrerkreisen weit mehr geleugnet als behauptet. Wo sie aber zugegeben wird, ist sie ihrem Wesen nach etwas ganz anderes, als was der Laie darunter versteht. Ja man hat nicht einmal ein untrügliches Mittel gefunden, um die Überbürdungsanklage zu constatieren.

Denn die praktischen Vorschläge, welche zu diesem Zwecke namhaft gemacht wurden — selbst der scheinbar directeste und einfachste von Dr. Brand auf der Trierer Philologenversammlung beantragte, die Historikern unter gewissen Kautelen darum zu befragen — haben es entweder als nicht zum Ziele führend erwiesen, oder es beanspruchen deren Ausführung längere Zeit, um eine Reihe statistischer Daten zu gewinnen, deren Discussion möglicherweise die Frage beantworten würde. Es sind übrigens in der Überbürdungsfrage Unterschiede zu machen. Die Überbürdung kann in der Organisation oder in der Ausführung liegen. Das große Publicum findet sie in beiden Momenten. Dort wo Fachmänner eine Überbürdung zugaben, bezog sich dieselbe fast ausschließlich auf die Ausführung.

Wir wollen im folgenden zunächst untersuchen, ob die Organisation unserer Gymnasien als solche Grund der Überbürdung sein könnte. Wir bedienen uns zu dem Zwecke der Vergleiche mit Anstalten anderer Länder, anderer Anstalten und allgemeiner pädagogischer Grundsätze, deren Gültigkeit unanfechtbar ist, um ein möglichst sicheres Resultat zu erhalten. Es möge jedoch auch hier erwähnt werden, dass das Meiste, was hier vorgebracht wird, bereits von Anderen wiederholt durchgeführt wurde.

Läge in der Organisation der Gymnasien die Ursache der Überbürdung, so müsste dieselbe entweder in der Anzahl der obligatorischen Lehrfächer, oder der Stunden, oder aber in der Menge des vorgeschriebenen Lehrstoffes gesucht werden. Was die ersten betrifft, so sind deren an Gymnasien je nach dem Kronlande und der Classe 6—9. Vergleicht man damit die Anzahl der Lehrfächer an einer französischen oder belgischen Mittelschule, oder selbst an unseren Realschulen, Volksschulen und Mädchen-Pensionaten, so bemerkt man wohl, dass in dieser Hinsicht jene weit mehr überbürdet sind als das Gymnasium. Unser Gymnasium in seiner gegenwärtigen Organisation unterscheidet sich von den früheren Lateinschulen eigentlich nur durch die Aufnahme der Naturwissenschaften in den Lehrplan derselben. Da jedoch Naturgeschichte und Physik niemals in einem Jahrgange gleichzeitig gelehrt werden, so beruht sich der Unterschied bloß auf einen Gegenstand. Berücksichtigt man ferner, dass der Unterricht in der Naturgeschichte fast ausschließlich Anschauungsunterricht sein muss, so gehört eine besondere Kälte dazu, um daraus eine Überbürdungsfrage zu schaffen. Man sollte Gegentheil meinen, dass die Verschiedenheit eher anregend als ermüdend wirkt; denn diese Erfahrung hat schon wohl jeder Lehrer gemacht, dass ein und derselbe Gegenstand, nur durch zwei Stunden nach einander genommen, die Schüler des Untergymnasiums wenigstens bedeutend spannt. Wollte man ihn noch für die dritte Stunde ansetzen, so dürfte das nur noch als allgemeine Schlummerstunde bezeichnet werden, während die Abwechslung des Gegenstandes und des Lehrers die Schüler vier bis fünf Stunden arbeitsfähig erhält. Das wissen Schüler aus eigener Erfahrung, und daraus eine Überbürdung zu machen zeigt von der geringsten Erkenntnis der elementarsten pädagogischen Grundsätze. Es ist auch nicht

sehr die Vielheit der Gegenstände, welche von den Laien als Überbürdung angeführt wird. Es sind dies hauptsächlich zwei Gegenstände, Latein und Griechisch, welche den Zorn der Laien erregen, da sie nach ihrer Ansicht die Schüler überbürden. Wenigstens ist die Meinung in diesen Artikeln in Tagesblättern zum Ausdruck gekommen. Auf uns machte es jedoch den Eindruck, als wenn den meisten Herren Einsendern der betreffenden Artikel weniger die Überbürdung am Herzen läge, sondern dass sie dieselbe bloß als Vorwand gebrauchten, um gegen das nach ihrer Ansicht völlig nutzlose Latein und Griechisch einen Sturm zu unternehmen. Wir wollen auf diese Frage später zurückkommen. Hier sei nur noch die Bemerkung gemacht, dass wir ja auch Mittelschulen ohne Latein und Griechisch besitzen, und es jedem frei steht, seine Kinder ins Gymnasium oder in die Realschule eintreten zu lassen. Wollte die Regierung Anstalten nach den Ansichten der Eltern von mittelschulfähigen Kindern modificieren, so würden kaum zwei Anstalten im ganzen Reiche identisch sein, und es bliebe wohl nichts übrig, als die Mittelschulen als Staatsanstalten völlig aufzulassen und sie Gemeinden, Corporationen, Vereinen, wie es in England der Fall ist, anheimzugeben, an welchen Anstalten jedoch das Latein und Griechisch eine fast noch wichtigere Rolle spielt als bei uns.

Was die Stundenzahl betrifft, so sind unsere Gymnasien weit günstiger — eigentlich ungünstiger — gestellt, als irgend welche in Europa. Denn während die wöchentliche Stundenzahl bei uns 27 beträgt, ist sie in Preußen 30, in Sachsen sogar 35, und nirgends ist sie geringer als bei uns. Da müsste wohl der Überbürdungsruf in jenen Ländern weit heller hervortreten als bei uns, sofern nicht die geistige und körperliche Constitution der Jugend in jenen Ländern eine wesentlich bessere ist. Das aber dürfte Niemand behaupten. Bekannt ist übrigens, dass sehr viele Ausländer, und darunter auch Österreicher ihre Kinder nach Dresden schicken, sie die dortigen Schulen besuchen lassen, ohne sie als künftige oder geistige Krüppel zurückzuerhalten. Sehen wir übrigens einige von unseren Gewerbe- und Industrieschulen an. Da ist die Schulzeit 8—12 Stunden täglich, und doch hört man nichts von Überbürdung. Daraus ergibt sich, dass die Schulzeit an unserem Gymnasium noch keine Überbürdung schaffen kann, und es bleibt nur noch die Menge des Lehrstoffes übrig. Die häuslichen Arbeiten müssen derart bedeutend sein, dass sie entweder die geistige Kraft des Schülers übersteigen, oder doch dessen körperliche Entwicklung hemmen. Wir wollen uns ansehen, wie es sich hier bei einem normal und vorschriftsmäßig geleiteten Unterrichte verhält. Wir gehen jedoch dabei von zwei Voraussetzungen aus. Die erste bezieht sich auf die Schülerzahl einer Classe, die zweite betrifft die Reife derselben für die betreffende Classe. Über die zulässige Schülerzahl in einer Classe sind zwar die Ansichten getheilt. Normalmäßig sollte eine Classe in Parallelclassen getheilt werden, wenn die Schülerzahl 60 beträgt. Es bleibt also ein Spielraum zwischen 30 und nahe an 60 Schülern für eine Classe. Factisch erstreckt sich dieser Spielraum an recht vielen Anstalten noch viel höher hinauf. Denn wir

sind Anstalten bekannt, in welchen die Schülerzahl in einer ungewissen Classe selbst 80, 90 erreicht und sogar darüber anwächst. Da stützt selbst die weitgehendsten Überbürdungsverordnungen nicht, dass es kann in solchen Classen von einem normalmäßigen Unterrichte überhaupt nicht mehr die Rede sein. Für einen solchen darf die Schülerzahl 40 nicht übersteigen, und wir legen diese Zahl unseren nachfolgenden Betrachtungen zugrunde.

Die zweite Voraussetzung bezieht sich auf die Reife der Schüler. Wir verstehen darunter die gehörige scientifiche Vorbereitung für einen Jahrgang. Selbstverständlich wird es in jeder Classe Schüler geben, welche zum Aufsteigen in den höheren Jahrgang nicht geeignet sind. Es beträgt bekanntlich die Zahl derselben durchschnittlich 25 Prozent. Sie wird sich erhöhen bei stärker besuchten Classen, sie kann darunter sinken bei weniger frequentierten Jahrgängen, sie ist höher in niederen Classen, kleiner in den höheren, jedoch ist ein bedeutendes Abweichen von dieser Zahl, namentlich wenn die Schülerzahl der ganzen Anstalt als Grundlage der Berechnung genommen wird, jedenfalls ein Beweis, dass an der Anstalt der Unterricht nicht richtig geleitet wird, oder jedoch die Unrichtigkeit nicht nur in der Gegenwart, sondern auch in der Vergangenheit stattgefunden haben kann.

Dies vorausgesetzt, wollen wir zur Besprechung der einzelnen Lehrfächer übergehen.

Im Latein haben die Schüler des Untergymnasiums zur häuslichen Vorbereitung mehr Zeit nothwendig, als bei anderen Gegenständen — Durchschnittlich kann man annehmen, dass 6—8 Sätze in der ersten und zweiten Classe von einem Tag zum anderen aufgegeben werden. Diese Vorbereitung besteht aber an recht vielen Anstalten noch darin, dass die unbekannten Vocabeln aufgesucht, aufgeschrieben und memorirt, die Version aufgeschrieben werden muss. Da nun die Schüler des Untergymnasiums im Schreiben und in der Anwendung des Wörterbuchs noch recht unbehilflich sind, so ergibt sich von selbst, dass nur auf das Schreiben allein viel Zeit verwendet werden muss, so dass selbst der fleißigsten Schüler die lateinische Präparation allein mindestens 1½ Stunden beansprucht. Dieser Modus des Lateinunterrichtes besteht jetzt nicht an allen Anstalten und nicht bei allen Lehrern. Es wird vielmehr häufig die Präparation mit den Schülern größtentheils in der Schule gemacht, so dass den Schülern zur häuslichen Arbeit bloß das Memoriren der in der Schule bereits aufgeschriebenen neuen Vocabeln und allmählich das Aufschreiben der lateinischen Version zurückbleibt. Es wäre Sache der Directoren und Inspectoren, eine einheitliche Methode an den untergebenen Anstalten einzuführen. Jedenfalls sollte es Aufgabe von jeden pädagogisch unterrichteten Lehrers sein, das Schreiben, wenn es schon nothwendig ist, auf ein Minimum zu reducieren. Unter dieser Voraussetzung brauchte ein mittelmäßiger Schüler immer noch 1 Stunde Zeit, um die Vocabeln, Regeln und dergleichen zu memoriren. Der Lehrer müsste sich jedoch überzeugen, dass diese vollständig und von allen

lernen memoriert wurden, wenn nicht später wieder aus der mangelhaften Erlernung derselben ein Hindernis für den Unterricht erwachsen.

Nimmt man also 1 Stunde täglich für die häusliche Lateinvorbereitung an, so macht das wöchentlich in den zwei ersten Classen des Gymnasiums 8 Stunden.

In der Mathematik werden zur häuslichen Übung der in der Schule eingelernten Regeln 3—4 Beispiele gegeben. Selbst die ungeübten Rechner können dieselben in einer halben Stunde ausführen, falls Vorbereitung in der Schule eine hinreichende war. Dass es dem so überzeugt man sich durch eine Schularbeit. Werden nämlich zu jeder 2—3 Beispiele gegeben, so findet man häufig, dass die besseren oder in der ersten halben Stunde bereits ihre Arbeiten abliefern und diejenigen eine oder einige Aufgaben schuldig bleiben, welche dieselben überhaupt zu lösen nicht im Stande waren, weil sie entweder die Regel nicht kannten, oder weil ihnen der Text unverständlich blieb. Eigens bemisst man die Zahl der häuslichen Beispiele nach der Anzahl der in der Schulstunde gelösten. Im Untergymnasium werden 6 bis 8 Beispiele in der Schulstunde ohne Schwierigkeit gelöst; dann können zu Hause 3—4 Beispiele zu Hause nicht mehr als eine halbe Stunde Zeit beanspruchen. Da die Mathematik dreimal in der Woche im Lehrplane vorkommt, so macht das für die häusliche Vorbereitung $1\frac{1}{2}$ Stunden.

Aus der Naturgeschichte werden während einer Schulstunde durchschnittlich 3—6 neue Exemplare vorgenommen. Wenn nun, wie es in der Regel geschieht, die Beschreibung dieser zuerst vorgelesen wird, der Lehrer auf die wichtigsten Merkmale derselben aufmerksam macht, dann von mehreren Schülern wiederholen lässt, so ist es wohl klar, dass die Schüler hinreichend vorbereitet sind, um zur häuslichen Vorbereitung nicht mehr als eine Viertelstunde nöthig zu haben. Rechnet man aber mit einer halben Stunde, so macht das wöchentlich nur eine Stunde.

Im Deutschen kann dem Schüler der beiden untersten Classen, aus dem Unterricht das erreichen soll, was hier zu erreichen ist, unendlich viel zur häuslichen Arbeit zurückbleiben. Lectüre, Inhaltsangabe, Analyse, das alles soll und muss in der Schule erlernt werden. Einige grammatische Regeln, ab und zu ein Gedicht auswendig zu lernen, die kritische Analyse eines Satzes, dies wird, eine halbe Stunde täglich gerechnet, mit Leichtigkeit ausgeführt; in der Woche also 3 Stunden.

Der geographische und historische Lehrstoff ist in den beiden ersten Classen so minimal, dass, wenn man aus dem vorgeschriebenen Lehrbuch von Supan 15—20 Zeilen per Schulstunde rechnet, den Anforderungen vollständig entsprochen wird. Aber das Meiste davon kann nicht in der Schule erlernt werden, und zu Hause hat der Schüler nichts weiter zu thun, als höchstens einige Zahlen oder Namen dem Gedaächtnisse einzuprägen und die Punkte, auf welche er in der Schule auf der Schulkarte aufmerksam gemacht wurde, auf seinem Atlas aufzusuchen, was auch kaum eine halbe Stunde in Anspruch nimmt. Also wöchentlich wieder $1\frac{1}{2}$ Stunden.

In der Religion schließlich wird ein Schüler des Untergymnasiums, wie mir bewährte Religionslehrer versicherten, auch vollständig in einer halben Stunde mit der häuslichen Vorbereitung fertig.

Fasst man sonach die Gesamtzeit zusammen, so ergibt sich die Zahl von 16 Stunden pro Woche, welche ein mittelmäßiger Schüler der zwei untersten Classen zur häuslichen Vorbereitung nothwendig hat, das macht pro Tag $2\frac{2}{3}$ Stunden, wobei jedoch bei Naturgeschichte, Geographie und Religion mit Absicht ein höheres Ausmaß angenommen wurde. Allein bleibt man selbst bei dieser Ziffer, so erreicht man, was die im letzten ministeriellen Erlasse fixierte Zeit von 2—3 Stunden täglich zur häuslichen Vorbereitung eines Untergymnasiasten durch die Wirklichkeit begründet wird. Wenn also das h. Ministerium in diesem Ausmaße für die Arbeit keine Überbürdung findet, so kann auch an Lehrstoffe keine solche gefunden werden.

In der 3. und 4. Classe ändert sich die Stundenzahl ziemlich beträchtlich. Da kommt das Griechische und die Physik mit mehr Lehrstunden als die Naturgeschichte dazu. Das Griechische verlangt besonders in der 3. Classe ziemlich viel Zeit zur häuslichen Vorbereitung. Die dem Schüler nicht geläufige Schrift, die Vocabeln, die Nothwendigkeit der schriftlichen Präparation usw. kann der Schüler nur bewältigen, wenn er 1 bis $\frac{1}{2}$ Stunden dazu verwendet. Allerdings verringert sich die Zeit, wenn das Griechische dem Schüler geläufiger geworden ist. Immerhin kann 1 Stunde angesetzt werden, was pro Woche 6 Stunden ausmacht.

Mehr Zeit als die Naturgeschichte beansprucht die Physik; während in der Naturgeschichte die Schüler hinreichend viele Vorbemerkungen mitbringen, sind dieselben in der Physik gleich Null zu setzen. Man kann daher, wenigstens beim anfänglichen Unterrichte in der 3. Classe, nur sehr langsam vorgehen und es kann in den 2 wöchentlichen Stunden nur wenig vorgenommen werden, während der Lehrstoff an sich umfangreicher ist. Wir werden später auf diesen Punkt zurückkommen. Hier möge nur erwähnt werden, dass dem Lehrer der Physik ein doppelter Weg freisteht. Entweder legt er das Hauptgewicht auf den Stundunterricht, dann wird er mit dem Lehrstoff nicht fertig, oder aber er wird mit dem Lehrstoff fertig, dann müssen die Schüler zu Hause weiterarbeiten. Im ersten Falle würde die Zeit von einer halben Stunde zur häuslichen Vorbereitung mehr als hinreichend sein; im zweiten Falle aber wird der Schüler dazu $\frac{1}{2}$ bis 1 Stunde brauchen.

Es vermehrt sich also in der 3. und 4. Classe die Zeit für die häusliche Vorbereitung um rund 5 Stunden. Hierbei ist aber noch folgendes in Abzug zu bringen. Im Latein nämlich bedürfen die Schüler zur häuslichen Vorbereitung in diesen zwei Jahrgängen nicht mehr so viel Zeit als in den beiden ersten, unter der Voraussetzung, dass der Lehrer, um den Schülern die Übersetzung bei der Lectüre zu erleichtern, die richtige Bedeutung mehrdeutiger Vocabeln angibt, schwieriger Stellen übersetzt u. dgl., so dass man statt 1 Stunde ohne Beträg $\frac{1}{2}$ Stunden ansetzen kann. Überdies beträgt die wöchentliche Stundenzahl

unterbrochen wird, und bei welcher der Gegenstand der Arbeit wechselt, als Überbürdung angesehen wird. Weniger als 6—8 Stunden täglich haben die Kinder und Junglinge, welche sich dem Studium ergeben hatten, wohl niemals gearbeitet, und wenn diese Arbeitszeit damals nicht als Überbürdung angesehen wurde, so kann sie jetzt nur dann als solche erscheinen, wenn die geistigen und physischen Kräfte der gegenwärtigen und heranwachsenden Generation derart gesunken sind, dass dieselbe Arbeit, welche vor einem halben oder einem ganzen Jahrhundert ohne Anstrengung bewältigt werden konnte, jetzt unüberwindlich geworden ist, oder doch nur auf Kosten der Gesundheit und der geistigen Entwicklung überwunden werden kann. Ob es sich wirklich so verhält, darüber ein Urtheil abzugeben, wären vor allem die Ärzte berufen, aber vorausgesetzt, dass sie die Frage ganz objectiv fassen und pädagogisch und historisch hinreichend unterrichtet sind. Übrigens liegen ja die Resultate vor uns. Seit einem halben Jahrhunderte klagt man über die Überbürdung und über die traurigen Folgen derselben bei unserer Jugend. Da müsste denn doch das gegenwärtige Geschlecht im Vergleich zu dem früheren geistig und körperlich als ein inferiores erscheinen, und man müsste auf allen Gebieten des menschlichen Strebens einen Rückschritt bemerken. Nun ist aber gerade das Gegentheil wahr. „Der Fortschritt“ ist es, welchen diejenigen, denen die Überbürdung so sehr zum Herzen geht, fortwährend im Munde führen; woher aber der Fortschritt, wenn das Geschlecht zurückgegangen ist, das ist eine Frage, die ihnen kein Kopfzerbrechen verursacht. Namentlich aber müssten die Folgen der Überbürdung bei der Wehrpflicht, welche gegenwärtig allgemein eingeführt ist, vor den Assentcommissionen deutlich zu Tage treten. Von da aus ist aber nichts dem Ähnliches bekannt geworden und sicherlich lag auch kein Grund zu einer solchen Beobachtung vor. Die „geistigen und leiblichen Krüppel“ sind daher entweder nichts weiter als leere Schreckgespenster, um der Überbürdungsklage mehr Nachdruck zu geben, oder aber sie wären Krüppel geworden auch ohne jede Schule und Anstrengung.

Wir wollen nicht in das andere Extrem verfallen und die Klagen über die zunehmende Kurzsichtigkeit der Schüler und dergleichen kurz als Erfindungen betrachten. Dies ist umsoweniger gestattet, als dieselben von berufener Seite erhoben wurden; wir möchten aber darauf aufmerksam machen, dass diese Klagen fast durchwegs nur auf die Schüler in großen Städten Bezug hatten, besonders auf die Schüler in Wien. In kleineren Städten, selbst an stark besuchten Anstalten findet man dazu keine Veranlassung. Es sei mir gestattet, ein Beispiel aus meiner Erfahrung hier anzuführen. An einer erst neu creirten, nur mittelmäßig besuchten Anstalt, deren Räumlichkeiten alle den gesetzlichen Anforderungen vollständig entsprachen, ist in sieben Jahren meiner Lehrthätigkeit an derselben kein Fall bekannt geworden, dass ein Schüler, der mit guten Augen in die Anstalt eintrat, im Laufe der Jahre kurzsichtig geworden wäre, und nur wenige kamen mit diesem Fehler in die Anstalt.

Überhaupt waren die Gesundheitsverhältnisse der Schüler vorzüglich, da erst im vierten Jahre des Bestehens der Anstalt unter mehr als 200 Schülern der erste Todesfall vorgekommen ist, und in sieben Jahren nur zwei oder drei im ganzen. Von dort kam ich an eine Anstalt, welche, was die Zahl der Schüler betrifft, die zweite Stelle in Österreich einnimmt, da sie jahraus, jahrein von mehr als 800 Schülern besucht wird. Die Räumlichkeiten derselben entsprechen in gar vielen Punkten denjenigen Anforderungen nicht, welche in neuerer Zeit das Gesetz, die Pädagogik, die Humanität und die Würde der Anstalt verlangen. Unter diesen Umständen erwartete ich, dass die sanitären Verhältnisse der Schüler höchst missliche sein werden, noch dazu in einer Stadt, welche unter allen Städten vielleicht die höchste Sterblichkeitsziffer aufzuweisen hat; denn diese steigt über 40 pro mille und in den Wintermonaten weit darüber. Wie groß war aber mein Erstaunen, als das erste Jahr verübergiong und kein einziger Todesfall vorkam. Die folgenden Jahre liefen dann freilich nicht so günstig ab, in 2 manchen sogar drei Todesfälle zu verzeichnen waren. Allein, dass die Überbürdung die Ursache derselben sei, zu dem Schluss konnte Niemand kommen. Am wenigsten schlimm steht es aber mit der Kurzsichtigkeit. Obwohl in manchen Classen dieser Schule über 80 Schüler sitzen, so findet man doch kaum einen oder zwei kurzsichtige. Aufgefallen ist mir aber, dass fast alle Schüler, welche von Wiener Anstalten zu uns herübergekommen sind, und deren gab es fünf oder sechs, die ich kennen gelernt habe, im hohen Grade kurzsichtig waren.

Wir werden später noch ein Moment mehr kennen lernen, das die Überbürdung nicht in der Organisation unserer Gymnasien liegt, nämlich bei der Besprechung des Lehrstoffs. Jetzt aber fragt es sich, wieso es denn gekommen sei, dass die Überbürdungsklage eine so allgemeine geworden sei. Denn sieht man auch ab von den Weltverbesserern, denen eben Alles in der Welt nicht gut genug ist, was sie nicht geschaffen haben, die aber factisch nicht das geringste Verständnis für die Fragen haben, über welche sie am strengsten aburtheilen, sieht man auch ab von den Vätern, „die ihren Söhnen jede Anstrengung ersparen möchten“, und von den Journalisten, welche die Maturitätsprüfung nicht zu bestehen im Stande waren und daher ihren Groll auslassen, so findet man doch auch ernste Männer, welche, wie Bonitz sagt, von ihren Berufsorten ernste Arbeit verlangen und das richtige Verstandnis für die Frage besitzen, und dennoch zuweilen in den Überbürdungsrufer mit einstimmen. Da die Organisation keinen Grund dazu bietet, so muss derselbe anderswo gesucht werden. Wir wollen es versuchen, auf Grund unserer eignen und fremder Erfahrungen, welche in verschiedenen Publicationen bekannt geworden sind, diejenigen Momente aufzusuchen, welche die Überbürdungsklage rechtfertigen.

Wir haben oben zwei Voraussetzungen gemacht, auf Grund deren nachgewiesen wurde, dass in der Organisation keine Überbürdung liegen kann. Bei der Besprechung der häuslichen Arbeitszeit wurde bereits vorausgesetzt, dass die Schüler in der Schule hinreichend eingeübt werden

Es gab zwar auch Vorschläge, welche dahin zielten, weniger Schulstunden, dafür aber mehr Arbeitsstunden zu Hause zu verlangen. Es hat sich jedoch kein bedeutender Pädagoge für diesen Antrag erwärmt, da in diesem Falle der Lehrer keine Garantie hat, dass der Schüler das Richtige und mit richtigem Verständnis lernt. Wir bleiben daher bei den gemachten Voraussetzungen: die Classe darf nicht überfüllt sein; die Schüler müssen für dieselbe hinreichend vorbereitet sein und der Lehrstoff muss in der Schule möglichst genau eingeübt werden.

Was den ersten Punkt betrifft, so gestatten leider noch an recht vielen Anstalten die Verhältnisse nicht, nur diejenige Schülerzahl in eine Classe aufzunehmen, mit welcher es sich mit Erfolg auf Grund früher gemachter Voraussetzungen arbeiten lässt. Denn statt 40 sitzen in einem Locale nicht selten bis nahe an 100 Schüler, und es ist wohl klar, dass da das Einüben des Lehrstoffes in der Schule eine Unmöglichkeit wird. Dazu kommt, dass bei so großer Schülerzahl jedes Platzchen des Schulzimmers ausgenutzt werden muss, um nur die Schüler hineinzubringen. Manche derselben, welche in den sogenannten Seitenbänken sitzen, sehen die vordere Tafelfläche ebenso wenig wie die zweite Mondhälfte, und wenn ein Schüler aus einer rückwärtigen Bank herausgerufen wird, so kann er nur durch einige kühne Sprünge über die Banke und indem er einen großen Theil seiner Mitschüler in Bewegung setzt, herauskommen. Dass auch die Luft in einem solchen Schulzimmer bei Abwesenheit jeder Ventilation auf den Unterricht nicht fördernd wirkt, ist wohl selbstverständlich.

In Hinsicht des zweiten Punktes ist zu bemerken, dass bei demselben viele Momente mitthätig sein können. Vor allem kann der Lehrer wenn die Classe eine überfüllte ist, die Kenntnisse eines Schülers nicht hinreichend kennen lernen, um da zweifellos zu beurtheilen, ob derselbe für den höheren Jahrgang reif oder nicht reif sei, und dies umsoweniger, wenn er die Schüler bloß etwa für ein Jahr zum Unterrichte erhält. Um daher nicht ungerecht zu sein, lässt man ziemlich oft einen Schüler aufsteigen, dessen Kenntnisse ihn dazu nicht berechtigen. Ein zweites Moment sind die diversen Rücksichten. Es ist erstaunlich, wie viel in dieser Beziehung gestündigt wird. Den meisten Eltern liegt es sehr wenig daran, ob ihre Kinder wirklich etwas erlernt haben und nun zum Aufsteigen in den höheren Jahrgang reif sind. Es liegt ihnen rein nur an dem guten Zeugnis. Nur keine Zeit verloren, zu einem Amt braucht man ja so vieles nicht, was im Gymnasium gelehrt wird. „Er wird ja kein Philologe, kein Physiker usw.“ ist die immer und immer wieder vorgebrachte Phrase, als ob das Gymnasium die Aufgabe hätte, bloß Fachmänner heranzubilden.

Leider ist mancher Lehrer diesen und anderen Einflüssen zugänglich, und wir greifen nicht zu hoch, wenn wir behaupten, dass an Anstalten, an welchen die angegebenen Bedingungen nicht erfüllt sind, $\frac{1}{4}$ aller Schüler, welche in den höheren Jahrgang versetzt werden, allerlei Rücksichten ihr Fortkommen verdanken, und die Hälfte der-

jenigen, welche im Zeugnisse durchwegs oder größtentheils „genügend“ aufzuweisen hatten. Ein oder zwei Schüler, welche berücksichtigt werden, reichen hin, um eine ganze Schaar von Taugenichtsen hinstrichschleppen.

Kommen aber einige unreife Elemente in den höheren Jahrgang, so hindern sie auf die empfindlichste Art den Fortschritt der Classe. Der Lehrer macht sich ein Gewissen daraus, dieselben ihrem Schicksale zu überlassen und nur mit dem brauchbaren Theile der Classe zu arbeiten. Sie würden auch die Zahl der Durchgefallenen zu betrüben vermehren, man schleppt sie daher, selbst wenn die weiteren Rücksichten aufhören, wie ein nothwendiges Übel weiter fort. Ihre Zahl mehrt sich von Jahr zu Jahr, die Rückstände des nicht Erlerneten werden immer größer und schließlich steht man vor der Maturitätsprüfung und wundert sich, wie ein derart scientificisch verkommenes Schülermaterial bis in die 8. Classe gelangen konnte. Da ist eine tatsächliche Überbürdung vorhanden; denn nur die Wenigsten von den unreif Aufgestiegenen besitzen den Willen und die Kraft, das Versäumte nachzuholen. Sehr oft wäre das eine reine Unmöglichkeit, und in diesem Falle reicht der beste Unterricht und die beste Organisation nicht an, um die Überbürdung zu beseitigen. Es hat zwar die Regierung in den letzten Jahren eine Reihe von Verordnungen erlassen, welche zum Zweck haben, nicht gerechtfertigte Rücksichten zu beseitigen. Hierbei nahm wir den Erlass bezüglich der Kostschüler und der Privatschüler. Ob dies hinreichend sei, ist eine Frage, die wir hier nicht discutiren wollen. Jedenfalls wird dadurch nur eine Art von Rücksichten, nämlich zwar die vielleicht am wenigsten schädliche, nicht aber noch eine ganze andere beseitigt.

Was den dritten Punkt betrifft, so ist hervorzuheben, dass trotz der seit Jahren von Pädagogen, Vereinen, u. dgl. gemachten Anstrengungen, die besten Methoden ausfindig zu machen, um die Schulstunden möglichst fruchtbringend auszunützen, noch immer vieles zu wünschen übrig bleibt. Namentlich wird auf die Einübung des Lehrstoffes in der Schule, besonders in den unteren Classen viel zu wenig Rücksicht genommen. Dies kann unsommt verwundern, da diesem Gegenstande in einer Reihe von Jahren pädagogische Schriftsteller, Directoren und Inspectoren ihre volle Aufmerksamkeit zugewendet haben.

Resumieren wir kurz das Vorhergehende, so ergibt sich folgendes Resultat: Die Klage der Überbürdung ist ungerechtfertigt, sofern Fehler in der Organisation unserer Gymnasien gesucht wird. Sie ist ungerechtfertigt, wenn sie auf alle Gymnasien ausgedehnt würde, sie ist aber gerechtfertigt an überfüllten Anstalten, ferner dort, wo Nachhülfe geübt werden, und wo die richtigen Unterrichtsmethoden außer Acht gelassen werden.

Die Überbürdung, wie wir sie im vorhergehenden verstanden haben, war eine bleibende, zum Unterschiede von der momentanen, welche entstehen kann, wenn zufällig mehrere Arbeiten auf denselben Tag zusammentreffen. Auf diese bezog sich der letzte ministerielle

Erlaß. Durch entsprechende Feststellung der Termine für die häuslichen Arbeiten lässt sich dieselbe zwar größtentheils beseitigen, vollständig verschwinden wird sie jedoch keineswegs. Wir meinen hier diejenige Überbürdung, dass der Schüler von Zeit zu Zeit mehr als die normierte Stundenzahl zur häuslichen Vorbereitung benötigen soll. Dieser Fall tritt ein, wenn der Schüler zur rechten Zeit zu arbeiten versäumt hat, oder aber, wenn größere Partien zu wiederholen sind. Letzterer Fall wiederholt sich höchstens zweimal im Semester, da die Schüler in der Regel bloß zwei Partien von größerem Umfang zu wiederholen haben. Also zweimal im Semester wird der Schüler statt 3 oder 4 vielleicht 6 Stunden durch einige Tage zu arbeiten haben, wofür sich ihm dann freilich die tägliche Arbeitszeit wieder auf mehrere Tage vermindert. Wer dies als Überbürdung ansieht, zeigt nur, dass er das Wohlbehagen nach angestrengter Arbeit und das erhebende Gefühl einer größeren Leistung noch nicht kennen gelernt hat. Jedenfalls wird Geist und Körper durch einige Tage größerer Anstrengung keinen Schaden nehmen, und in erzieherlicher Hinsicht sind solche Momente im Leben des Schülers nur wünschenswert.

II.

Die zweite Klage, die geringen Fortschritte der Schüler, steht mit der ersten, mit der Überbürdung, in Wechselbeziehung. Wo Überbürdung ist, da sind auch geringe Fortschritte und umgekehrt, obwohl man weit mehr über die erste als über die letzteren klagt. Weiter wird die Überbürdungsklage von solchen erhoben, welche eben jede ernste Anstrengung scheuen, die Klage der geringen Fortschritte hingegen von solchen, welche ernste Arbeit nicht fürchten. Die erstere stammt hauptsächlich aus Laienkreisen, die letztere hingegen findet auch in pädagogischen Kreisen zahlreiche Anhänger. Trotzdem scheint man an maßgebender Stelle die erstere weit mehr berücksichtigt zu haben als die letztere.

Man findet in jeder Classe nur wenige Schüler, welche aus eigenem Antriebe sich Tag für Tag gewissenhaft vorbereiten. Auch diese thun es anfangs nur aus Furcht, erst später aus Ehrgeiz und Pflichtgefühl und noch später gerillt sich der Wissensdrang dazu. Bei den meisten übrigen muss die Furcht vor der Strafe oder dem Durchfallen die anderen Motive vertreten. Wenn auch dieses Motiv verloren geht, dann hört eigentlich jeder Unterricht auf, und die Erfolge können auch nur die trügerischen sein; es muss aber verloren gehen, wenn der Lehrer nicht mit aller Strenge seines Amtes waltet und nicht alle unreifen Elemente ohne Rücksicht durchfallen lässt. So traurig es auch ist, zugeben zu müssen, dass ein so unedler Factor, wie die Furcht, von maßgebendem Einflusse auf den Fleiß der meisten Schüler ist, so kann man doch nicht umhin zuzugestehen, dass dies eine Thatsache ist. Wohl die meisten Lehrer werden die Beobachtung gemacht haben, dass die Unterrichtserfolge im Untergymnasium noch immer im ganzen befriedigend sind

Denn wenn auch hier die Zahl der Durchgefallenen im allgemeinen größer ist, als in den höheren Classen, so erklärt sich das zum Theil durch die größere Schülerzahl, zum Theil dadurch, dass die zum Studium unreifen Elemente noch zahlreicher vertreten sind und erüben sich dadurch, dass ein Untergymnasiast seltener Rücksicht sucht und findet als ein Schüler des Obergymnasiums. Es ist aber keine Frage, dass im Untergymnasium der Abstand zwischen dem ersten und letzten Schüler der Classe in wissenschaftlicher Hinsicht ein weit geringerer ist als im Obergymnasium. Wir schreiben diese Erscheinung zum großen Theile der im Untergymnasium vorherrschenden Furcht zu, welche immer mehr schwindet, je länger der Schüler das Gymnasium besucht, während die anderen Motive nicht in demselben Verhältnisse zunehmen.

Die eigentliche Misere beginnt erst im Obergymnasium, und es nimmt zu in den höheren Jahrgängen. Der wissenschaftliche Abstand zwischen dem ersten und letzten Schüler der obersten Classe ist ein so bedauerlicher, dass er sich beispielsweise mit dem Abstände in der vierten Classe gar nicht mehr vergleichen lässt. Denn während auch der schlechteste Quartaner für die dritte oder zweite Classe noch immer hinreichend reif wäre, findet man in der achten nicht selten Schüler, welche bei einer Aufnahmeprüfung für die vierte Classe durchfallen müssten. Man hat dafür allerlei Gründe angeführt und ohne Zweifel kann dies mit einem einzigen Umstande zugeschrieben werden; einen der Haupterbsen jedoch glaube ich darin zu finden, dass das für den Untergymnasiasten maßgebende Motiv der Furcht beim Obergymnasiasten verloren ging. Ehrgeiz und Pflichttreue ihm aber ebenfalls unbekannt sind; und das führt wieder die *laxe Praxis*.

Es mag hier noch auf zwei Umstände aufmerksam gemacht werden, welche zu den geringen Erfolgen der Schüler im Obergymnasium wesentlich beitragen. Der erste Umstand ist folgender. Es gibt eine Zahl von Schülern, deren Fähigkeiten vollständig hinreichen, um den Lehrstoff des Untergymnasiums zu bewältigen, die aber durchaus nicht ausreichen, um die mehr wissenschaftliche Behandlung des Lehrstoffes im Obergymnasium sich eignen zu machen. Ein Kennzeichen solcher Schüler besteht darin, dass ihre Fortschritte von Jahr zu Jahr abnehmen, so dass mancher, während er in der ersten Classe noch zu den besseren Schülern derselben gehörte, in der dritten, vierten nur noch mit Mühe überhaupt fortkommt. Man kann fast mit Sicherheit schließen, dass ein solcher Schüler im Obergymnasium in der Schule mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen haben wird, selbst bei Vorhandensein eines guten Willens. Es liegt im Interesse der Schule, solche Schüler vom weiteren Studium möglichst fern zu halten, und es wäre wohl wünschenswert, wenn man das Zeugnis solcher Schüler, selbst wenn es einen genügenden Fortgang aufweisen, mit der Clausel versehen würde, dass der Schüler zum weiteren Studium sich nicht eignet. Häufig wird auch von den Eltern eines Schülers dem Lehrer vorgehalten, dass ja derselbe nur die vier Classen zu beenden beabsichtigt und dann einem praktischen Berufe sich zuwenden wird, um nur ein genügendes Fortschreiten

nicht zu erbitten. Hat er aber ein solches erhalten, so findet man sehr oft im nächsten Schuljahre an derselben oder einer anderen alt wieder, gewiss nicht zum Segen derselben. Ein anderer Grund für die geringen Fortschritte im Obergymnasium liegt darin, das Denken der Schüler im Untergymnasium zu wenig entwickelt. Wie viele Factoren hier mitwirken, lässt sich so ohne weiters nicht angeben; einer der Hauptfactoren aber ist für viele Anstalten in der That zu suchen: Viele Eltern und leider auch Lehrer suchen auf möglichst alle Art ihren Kindern, respective Schülern, jede ernstere Anstrengung fern zu halten, und um daher denselben das Lernen möglichst zu erleichtern, wird ein sogenannter Correpetitor aufgenommen. Dieser übernimmt anstatt des Schülers das Denken und bei Allem, was er beim ersten Versuche nicht trifft, muss der Correpetitor beistehen; der Schüler bleibt nichts übrig, als nur das, was dem Gedächtnisse eingeprägt werden muss, sich anzueignen. Das Gedächtnis wird daher sehr geübt, aber die Urtheilskraft geht fast vollständig verloren, besonders im Obergymnasium zutage tritt. Es ist daher kein Wunder, wenn Kinder ärmerer Eltern, die keinen Correpetitor bezahlen können, im allgemeinen auch als bessere Schüler gelten. Es wäre im Interesse der Schule und der Schüler, wenn man das Correpetitorwesen vollständig verbieten und die Schüler, welche ohne einen Corrector nicht fortkommen könnten, von der Schule entfernen würde. Es ist zwar ab und zu eine Aufgabe vorliegen, die für einen mittelmäßigen Schüler zu schwierig ist, aber eine Stunde, die er über derselben sinnend und brütend zubringt, ist für ihn mehr wert, als 10 Correpetitorstunden, selbst dann, wenn er die richtige Lösung nicht findet. Übrigens ist es Sache des Lehrers zu schwierigeren Aufgaben eine Anleitung zu geben; aber dem Schüler alles auf dem Präsentierteller vorzuhalten und seine Urtheilskraft nicht in Anspruch zu nehmen, fördert nur die Danklosigkeit.

(Schluss folgt.)

Czernowitz.

Dr. A. Wachlowski.



Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Eclogae poetarum graecorum scholarum in usum compendii
Hugo Stadtmüller. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri 1891.
(Bibliothecae scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana.)

Die vorliegende Auswahl aus griechischen Dichtern, welche der Verf. auf Anregung Prof. Uhlig's zusammenstellte und herausgab, ist für die Gymnasien Deutschlands berechnet und darf uns mit Noth erfüllen, wenn wir aus der Existenz eines solchen Buches entnehmen, welches Ziel der griechische Unterricht doch durchschnittlich erreichen muss, wenn der von der Schule geregelten und geleiteten Privatstudien ein so umfangreiches und theilweise schwieriges Pensum zugewiesen werden kann. Es wäre ungerecht zu verkennen, dass bei uns im Griechischen bei der unbillig knappen und auch für die Dauer nicht allrecht zu haltenden Zahl von vier wöchentlichen Stunden man die beförderte auf jenen Stufen, wo gerade die Lectüre sich erst ausbreiten an- bis her noch zu leisten vermöchte. Aber es heisst alle Vortheile einer rationellen Lehrmethode ausbeuten und haushalterisch mit der Zeit und Leistungskraft der Schüler gebahren, wenn den Anforderungen des Lehrplanes von der Mehrzahl der Schüler genügt werden soll. Es werden demnach nur wenige der begabteren Schüler diese treffliche Sammlung benützen können und wir möchten deshalb doch den Blick der österreichischen Lehrerwelt auf sie richten.

Die-selbe enthält die homer. Hymnen Nr. 3, 4, 7, 19, die Eumenismen, einige Stücke aus Hesiod's Theogonie und mehrere aus den Erga, dann zwei Proben aus Quintus Smyrnaeus über die bei Siphos I. 298—306 und über Laocoön XII. 353—385, welche mit Rücksicht auf Sophokles' Ant. 832 ff. und Vergils Darstellung der Zerstörung Trojas von Interesse sind. Es folgen hierauf Proben der elegischen (Callinus, Tyrtaeus, Mimnermus, Solon, Theognis, Phocylides), der epigrammatischen, isambischen (Archilochus, Simonides von Amorgos, Euboeer, der melischen (Alcaeus, Sappho, Anacreon, Anacreontis, Simonides von Keos, Pindar, Scyllion und Volksgedichte) Poesie. Mit diesen Stücken der Auswahl und dem letzten Abschnitt, welcher einige Idyllen Theokrit's enthält (II, 1—62, III. VI. X. XI. XV. XXIV.), wird man sich ganz verstanden erklären, während der dazwischen liegende Abschnitt, welcher die scenische Poesie (Aeschylus, Pers. 65—547, Sept. 369—719, 1001—1077, Agam. 40—225, Ham. 307—396, Aristophanes Eq. 1—246, 471—610, 725—874, 973—996, Nab. I. 274, 1321—1540, Ran. 544—1043, 1069—1295 und Verse Menanders) berücksichtigt, so verstanden wird, woher wegen der Beziehung auf die Schullectüre und des ästhetischen Wert die Auswahl der Musterstücke erfolgte, nicht von Allen zu be- rechtigt angesehen werden dürfte. Mit diesen einzelnen Szenen lässt die

Schüler doch kein volles dramatisches Kunstwerk kennen, und darauf kommt es doch mehr an oder allein, wenn schon eine solche Mehrleistung dem Schüler gefordert wird. — In ganz besonderer Weise wird die Brauchbarkeit des Buches durch ein kleines Lexikon am Ende und eine Übersicht des dorischen und äolischen Dialectes erhöht, sowie durch eine faktische Bezeichnung der Metra, welche den neueren Anschauungen für diese Dinge angepasst ist.

Homeri Odyssea edidit G. Dindorf. Editio quinta correctior quam curavit C. Hentze. Pars I. Odysseae I—XII, pars II. Odysseae XIII—XXIV. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri 1883.

Es hat lange gebraucht, bis die Erkenntnis, 'dass der Dindorfsche Text in keiner Hinsicht auch nur den billigsten Anforderungen entspricht', der welche v. La Roche in einer eingehenden Anzeige in dieser Zeitschrift 1863, S. 325—341 den Beweis erbrachte, zu einer Revision desselben führte, welche der bewährten Kraft C. Hentzes übertragen wurde. Obwohl dieser gegenüber seinem Verleger an Rücksichten gebunden war, so nicht auf einer zu hohen Schätzung derselben von seiner Seite befehligen, sondern die Brauchbarkeit der früheren Ausgaben neben dieser den Schulen bezwecken, so hat doch die Ausgabe nun eine etwas andere Gestalt gewonnen, indem fast in jedem Buche ein Dutzend Stellen durch Durchschnitte geändert und von den ärgsten Gebrechen geheilt wurden. In *lectionibus quidem constituendis*, sagt der Verf. in der praef.: *Dindorfio recedere non dubitari, ubicumque vel sententia vel librum ceterorumque testimoniorum auctoritate aliae magis commendari saepe sunt*. Das lässt in einem Überblick das vorausgeschickte Verzeichnis der *lectiones discrepantes* der 4. u. 5. Ausgabe erkennen. In orthographischen und prosodischen Dingen schließt er sich Bekker an. Es unterliegt mithin keinem Zweifel, dass diese Ausgabe gegenüber ihren Vorgängerinnen im Schulgebrauch einen ausschließlichen Vorzug verdient.

Kleine philologische Schriften von Theod. Bergk, herausgegeben von Rud. Peppmüller. I Bd. Zur römischen Literatur. Mit Bergks Bildnis. Halle a. d. S. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. XXXIII. 718.

Weit mehr als zwei Jahre sind seit Bergks Tode (20. Juli 1881) verstrichen, und noch immer gelangt eine Fülle neuer Arbeiten in Zeitschriften und selbständigen Werken aus dem Nachlasse dieses mit seltenen Talenten und einer bewundernswerten Schaffenskraft ausgerüsteten Mannes an die Öffentlichkeit. Gleichzeitig erschienen eben der 2. Band einer griechischen Literaturgeschichte, über welche diese Zeitschrift demnächst eine eingehendere Recension bringen wird, und der 1. Band der *Opuscula philologica*. Wir dürfen denselben in doppelter Beziehung als neu bezeichnen, denn die Zahl der Incipita (S. 613—672), zu denen Bemerkungen aus Bergks Handexemplaren kommen (S. 673—684), ist nicht unbedeutend, und ein guter Theil der hier vereinigten Abhandlungen, von denen manche nur durch einen glücklichen Zufall zu erhalten waren, sind nun erst einem größeren Theile von Forschern zugänglich.

Der Herausgeber, welchem, wie der Verlagshandlung, für die sorgfältige und schöne Edition der gr. Dte Dank gebührt, hat in diesem Bande auf römische Literatur bezüglichen Aufsätze unter den Abtheilungen *Latina* S. 1—208, *Enniana* 209—316, Zu den scenischen Dichtern der Römer S. 317—421, *Lucretiana* S. 423—473, Zur *Sacralpoesie* der Römer S. 475—518, *De Paclignorum sermone* S. 519—542, *Varia* S. 543—612 gesammelt. Diesem Plane gemäß wird uns der 2. Band die griechische Literatur betreffenden Abhandlungen bringen. Eine vollständige Sam-

lung alles dessen, was Bergk während seiner langen und fruchtbaren schriftstellerischen Thätigkeit veröffentlicht hat, war durch die Reichhaltigkeit des Materials schon aus buchhändlerischen Rückwärtlen, wovon Vorrede sagt, ausgeschlossen, was sich um so leichter ertragen lässt, da das in derselben Vorrede gegebene Verzeichnis von Bergk's philologischen Schriften die Lücken leicht ergänzen lässt und über die Aufnahme des Wichtigen beruhigen kann. Dass die Recensionen über die Platonischen Ritschls und Fleckeisens und des Lachmannschen Lucius von ausgeschlossen sind, ist durch die Reichhaltigkeit des Inhalts keineswegs gerechtfertigt. Für die Brauchbarkeit der Sammlung ist durch ein Wort- und Sachregister und ein Stellenregister gesorgt.

Es ist ein Denkmal schönster Pietät, das der Herausgeber einem Lehrer und Meister in diesem Bande mit liebevoller Hingabe gesetzt hat.

Nun erst lässt sich leicht überblicken, in welchem Grade auch ein Kenner der lateinischen Literatur und ihrer Denkmäler gewesen ist, und indem für die größere Zugänglichkeit und bleibende Haltung durch diese mit Umsicht und Zweckmäßigkeit der besorgte Sammlung gesorgt ist, wird Bergk sein anregender und fördernder Einfluss zumal auf diesem in fortwährender Entwicklung begriffenen Studiengebiete gebührend gewahrt.

Cajus Julius Cäsars Aufzeichnungen über den gallischen Krieg

Aus dem Lateinischen von R. Zwirnmann. Frankfurt a. M. 1882.
Verlag von Heinrich Grobel. VIII und 280 SS. in Kleinfactar.

Da die vorliegende Übersetzung von Caesar de bello gallico ein Vorwort hat, so muss Ref. aus dem Begleitschreiben des Verlags entnehmen, welchen Zweck der Herausgeber damit verfolgt, und ob es genug Übersetzungen von dem genannten Werke (Caesar) gibt. Nach hat sich Zwirnmann die Aufgabe gestellt, das Original möglichst wortgetreu zu übersetzen, ohne dem Geiste der deutschen Sprache anzuathun. Zugleich will er durch neue Redewendungen einen Beitrag zur Bereicherung der lateinisch-deutschen Wortkunde liefern. In der angegebenen Weise hofft der Herausgeber durch seine Arbeit eine Lücke auszufüllen. Ich habe der Kürze halber nur Stichproben in den drei Büchern gemacht, und gebe im Folgenden Bemerkungen zu vier Büchern zu denen ich Anlass fand. S. 1 wird die bedenkliche Übersetzung *eorum una pars* schwerfällig übersetzt der eine Theil des G. eines jener Völker, S. 8 erscheinen die Aduer-Ambarri und ein Theil (statt Viertel) der Helvetier, S. 23 statt 24 (oder) Haria 20.000 und S. 41 der Plural Phalanzen statt Phalangen. Abkürzungen unter dem Texte, die in anderen Übersetzungen oft einen massigen Raum einnehmen, gibt es hier nicht; daher ist auch keine Auskunft über die bevorzugten Lesarten gegeben.

Im zweiten Buche wird S. 49 *impeditus* zweimal im Zustande der Wehrlosigkeit übersetzt. Das ist aber *inermis*. S. 50 *indignitates* etwas schwach mit Ungehörigkeiten gegeben. S. 51 *natura* mit Denkweise. S. 54 *deditionem* schwerfällig übersetzt das Unterthanenverhältnis getreten. Ebenfalls leicht und *indignitas* seitwärts heißen; S. 57 fällt die Wendung auf, die das Augenblicks war so groß und die Übersetzung von *causa* mit Verstärkungsmannschaften. Warum nicht *Reinhold* S. 60 verdeutschte Z. das einfache *nostrum* mit diejenigen zu gehörenden Leute. — Im dritten Buche S. 67 ändert sich die blühte die Gipfel der Alpen in Reichthum nehmen. *Caesar* umschreibt Herr Zwirnmann den Comparativ gerne mit *magis*. S. 69 ist einschüchtern keine passende Übersetzung für *terrore*.

¹⁾ Dem Ref. ist dieser Passus nicht vollkommen klar gewesen.

und *quo proelio facto* entschieden unrichtig mit trotz dieses Treffens gegeben, da es einfache Zeitbestimmung ist. — Im vierten Buche wird S. 85 *longe* beim Superlativ mit unstreitig übersetzt. Dies wäre aber eine *dubio*. S. 87 befremdet der andern Seite nähern sich die Ubier. Es soll wohl heißen: auf der andern Seite. S. 87 ist richtig Tencterer geschrieben, während S. VI in der Inhaltsangabe die wunderliche Form Tenchtherer den Leser überrascht. S. 88 besetzen die Tencterer alle Gehöfte der Menapier; *ibid.* Z. 3 v. u. streiche das Wörtchen so; S. 89 wird *neque recusare* unpassend mit gern übersetzt. Im Cap. 10 lässt Z. S. 90 die Maas mit den Handschriften sich nicht weiter als 80 Meilen vom Ocean in den Rhein ergießen. Für alle acht Bücher gilt die Bemerkung, dass Z. in den Absätzen regelmäßig den Indicativ setzt, auch dort, wo dies einen fremdartigen Eindruck macht.

Druckfehler wurden nicht wahrgenommen. Ref. hält nach den vorgenommenen Proben das Buch im allgemeinen noch für brauchbar. Die äußere Ausstattung von Seite der Vorlagshandlung ist eine anständige.

Wien.

Ig. Prammer.

Tabellarisches Verzeichnis der hauptsächlichsten lateinischen Wörter von schwankender Schreibweise. (Gotha, F. A. Perthes.)
Wien, Carl Gracser 1883, 24 SS. 8°. 22 kr.

Ob für ein derartiges Schriftchen wirklich ein Bedürfnis vorhanden ist, mag dahingestellt sein; jedenfalls haben Lehrer an Brambachs einschlägiger Arbeit ein reicheres und zuverlässigeres Hilfsmittel, und für die Schüler wird es überflüssig, sobald man ihnen fehlerfreie und nach den neuesten Forschungen gedruckte Übungsbücher in die Hände gibt. Indes mag das Büchlein Nutzen stiften, wo eben solche Bücher nicht vorhanden sind; nur wird man den Wunsch aussprechen müssen, dass die vorhandenen Irrthümer beseitigt werden. Ist es dem (anonymen) Verfasser nicht bekannt, dass z. B. *potens* ein Particip ist zu **pottio*, nicht anders aufzufassen als *foedentes* bei Ennius oder jenes **sentens*, auf das *sententia* zurückgeht, wie Merguet so schön ausführte? Jedenfalls darf man *potens* heute nicht mehr als „zusammengesetztes“ Wort (S. 3) auffassen, wenn man die „neuesten Ergebnisse“ auf das Titelblatt setzt. Auch p. 17 z. B. wird die Trennung *obs-caenus* (für welche Brambach und Corssen nach Priscian 9, 54 eintreten, sich gegen die Ableitung von dem in *scaevus*, *scaevola* liegenden Stamme nicht halten lassen nach dem vortrefflichen Zeugnis von Varro d. l. l. VII. 97, das ich hier nicht ausschreiben mag. Doch — wer kann auf alles eingehen? Die Anordnung ist alphabetisch; ein paar Druckfehler beseitigen sich von selbst. Der Druck könnte sparsamer sein.

Freistadt Ob.-Österr.

J. M. Stowasser.

Lehre vom Satz und Aufsatz. Ein Hilfs- und Übungsbuch für den deutschen Unterricht in den unteren und mittleren Classen höherer Schulen von Otto Vogel. Potsdam, 1883. Verlag von August Stein, VIII u. 96 SS.

Der Verfasser des vorliegenden Buches weist in seinem Vorwort (S. V) in recht schlagender Weise auf die bisherige „praktische Erfolglosigkeit in der formalen Logik“ und auf die Unbeholfenheit der Schüler in den oberen Classen hin, ein leichtes rasonnierendes Thema ohne großen Zeitaufwand selbständig und halbwegs erschöpfend zu bewältigen. Er sucht nun dadurch, dass er in seinem Werkchen Satz und Aufsatz in engste Verbindung bringt, den gerügten Mängeln entgegenzuarbeiten. Dasselbe zerfällt in drei Abschnitte: 1. Lehre vom Satz (S. 1—54),

2. Anfänge des Satzes, Ausbau des Satzes zur Satzreihe (S. 80–81) und 3. einen Anhang (S. 80–84), der eine sehr knapp gehaltene Übersicht über die wichtigsten Erscheinungen der deutschen Formlehre bringt. Im ersten und wichtigsten Theile wird an den Kopf jedes Paragraphen eine dem Gebiete der Syntax oder Flexionslehre entnommene Regel gesetzt und wo möglich durch Buchstaben allgemein dargestellt, so wird z. B. die Regel auf S. 9: „Das entferntere Object ist weitere Ergänzung des Prädicats“ illustriert durch das Beispiel: „Der getreue Unterthan erweist dem Könige des Landes Gehorsam“ und in der angeführten allgemeinen Darstellung durch $S + ob = P + O + 10. u. s.$. Es ist nicht zu leugnen, dass das durch diese Bezeichnung gewonnene Satzbild ein sehr anschauliches ist, andererseits darf aber doch die Schwierigkeit nicht unterschätzt werden, in den untersten Classen einer Mittelschule mit derlei Formeln hantieren zu wollen. Zur angestrebten Herstellung einer Verbindung von Satz (d. i. Grammatik) und Mathematik werden die einer Regel folgenden Beispiele und Aufgaben mit einer einzigen bestimmten Anschauungsreihe entnommen. So entspricht beispielsweise gleich die Lösung der Aufgabe 3 auf S. 1 „Mache 11 Worte zu Subjecten“ eine freilich äußerst knappe, aber doch für den Schüler gewisse anregende Schilderung eines Gewitters. Da die Aufgaben von Abschnitt zu Abschnitt an Ausdehnung und Vertiefung gewinnen, auch nicht immer spielend zu bewältigen sind, sondern gewisse Anstrengung und wirkliche Selbstthätigkeit des Schülers erheischen, kann bei einigem Fleiß und gutem Willen auf diesem Wege das vom Verfasser gesteckte Ziel auf verhältnismäßig leichte Weise erreicht werden. Das Büchlein wird daher, richtig gebraucht, sich gewiss als ein nützliches Hilfs- und Übungsbuch für den deutschen Unterricht bewähren und einem bisher immer stiefmütterlich behandelten Theile desselben zu seinem Rechte verhelfen.

Wien.

Karl Stejskal.

1. Taschenkalender für Raupen- und Schmetterlingssammler. Leipzig 1883, Oskar Leiner. 2 M.
2. Taschenbuch für Käfersammler. Ebenda 1883.

Diese Bücher, in handlichem Format und eleganter Ausstattung enthalten für angehende Entomologen die nöthige klare Einleitung, die Naturgeschichte und die Beschreibung der betreffenden Insektengruppen, die Anweisung zum Fange und zur Behandlung für die Sammlung, die Diagnosen und das Vorkommen der Thiere. Die beigefügte Kalender für Notizen wird auch dazu dienen, den jugendlichen Sammler zur genauen Beobachtung zu veranlassen. Allerdings wollen Schüler nach diesen Taschenbüchern sich nicht zum Entomologen bilden können, das soll er ja auch nicht; sie verlangen einen ansehnlichen Lehrer oder ein größeres Bilderwerk.

Straßburg.

Oscar Schmidt.

Programmenschau.

28. Flögl, Gr. Untersuchungen des Flusswassers im Bereiche der Stadt Jägerndorf. Programm der Staatsschule in Jägerndorf 1882. 21 SS.

Dieser Aufsatz enthält die Resultate der durch ein hiesiges angestelltes mühsames Untersuchungen des Flusswassers der Stadt Jägerndorf in physikalischer und chemischer Beziehung, behandelt den Einfluss desselben auf Menschen und Thiere und bietet in 1. und 2. Abchnitte mannigfache interessante Beobachtungen über die Wasser-

reinigung des Wassers. Mehrere Übersichtstabellen erleichtern die Einsicht in die Beschaffenheit des an 17 verschiedenen Stellen geschöpften Wassers. Da die Wasserfrage in hygienischer Beziehung eine so überaus wichtige ist, so dürfte wohl der Verfasser bald an anderen Orten Nachfolger finden, denen seine Schrift eine Anleitung zu ähnlichen Untersuchungen sein kann.

Braunau.

P. Čvrtečka.

29. Beránek, Victor. Martin Opitz in seinem Verhältnis zu Scaliger und Ronsard. Programm der Staatsoberrealschule im III. Bezirke in Wien. 1883. (28 SS.)

Einigen einleitenden Bemerkungen über die Reformbestrebungen des 16. Jahrhunderts, deren Zweck es war, dem allerdings trostlosen Zustande der deutschen Poesie auf die Beine zu helfen, folgt eine kritische Inhaltsangabe von Opitzens Buch von der deutschen Poesie. Mit überzeugender Schärfe weist der Verf. nach, wie stellenweise Opitz seine Quellen Ronsard und Scaliger auf das peinlichste benutzte und ihnen nicht bloß Gedanken, sondern auch vielfach Ausdrucksweisen und ganze Sätze entlehnte. Wir sehen, dass Opitz in vielen Punkten nur das wiederholt, was diese literarischen Vorgänger bereits erkannt hatten. So erscheint uns nach dieser Studie Opitz wieder recht als ein bloßer Popularisator ohne schöpferische Originalität, der aber gerade deshalb seinen Weg machte und sich Anerkennung zu verschaffen wusste. Dass Opitz seinen Ronsard auch im Sonette nachahmte, darf uns daher umso weniger wundernehmen. Wir danken es dem Verf., auch auf diesem Boden Opitzsche Nachahmungen nachgewiesen zu haben.

30. Würfl, Christoph. Ein Beitrag zur Kenntnis des Sprachgebrauches Klopstocks. Programm des zweiten deutschen Ober-gymnasiums in Brunn. 1883. (24 SS.)

Der Verf. behandelt die Sprache Klopstocks in der Weise, dass er nicht allein Eigenthümlichkeiten von dessen Sprachgebrauch zusammenstellt, sondern insbesondere darauf bedacht ist, Ergänzungen zum Grimmschen Wörterbuch zu bringen. Besonders ist auf die poetischen Werke Rücksicht genommen, während bei den prosaischen nur charakteristische Erscheinungen erwähnt werden. Ref. behält sich eine eingehendere Besprechung nach Abschluss der ganzen Arbeit vor. Diese soll dem Vernehmen nach bereits im nächsten Jahresprogramm erfolgen.¹⁾ Vorläufig sei für den noch nachfolgenden Theil nur als Wunsch bemerkt, dass bloß derartiges angemerkt werde, was Eigenthümlichkeit Klopstocks und nicht der ganzen Epoche ist und dass endlich auch auf die Klopstock vorschwebenden Vorbilder in den antiken Sprachen hingewiesen werde.

31. Terlitz, Victor. Grillparzers „Ahnfrau“ und die Schicksalsidee. Programm der Staatsoberrealschule in Bielitz. 1883. (39 SS.)

Der Verf. dieser Arbeit wendet sich einer Frage zu, die oft genug ventilirt worden ist, ohne bisher ihre befriedigende Lösung gefunden zu haben. Mit Schillers antikisierenden Dramen, wie dies der Verf. gethan hat, möchte ich den Antheil des Schicksals in Grillparzers Jugendleistung nicht in Parallele setzen. Nach den Auseinandersetzungen desselben scheint er mir die Schicksalsidee eher in dem Sinne aufgefasst zu haben, wie Klinger in seinen Dramen. Ein endgiltiges Urtheil über die Frage zu fällen, erscheint jetzt um so weniger am Platze, als wir in allernächster Zeit die Herausgabe des Originalmanuscriptes der

¹⁾ Inzwischen ist im Jahresberichte für 1884 nur die Fortsetzung der Arbeit erschienen; der Schluss ist somit erst im Jahre 1885 zu erwarten.

„Ahnfranz“ zu erwarten haben. Dann erst können wir mit beiden Augen sehen. Vorläufig könnte nur soviel als feststehend betrachtet werden, dass Robert Zimmermanns geistreiche Hypothese in den „ästhetischen Abhandlungen“ (von Ayrenhoff bis Grillparzer) nach dem, was er bisher aus jenem Manuscripte mitgetheilt hat, nicht mehr haltbar scheint. Der vorliegenden Arbeit, die nur etwas zu breit ausgefallen ist, gebührt das Lob selbständigen Durchdenkens des Stoffes. Wir empfehlen sie als anregende Lecture.

32. Muth, Richard v. Grillparzers Technik. Ein Essay.
 Progr. der Landes-Oberrealschule in Wr.-Neustadt. 1883. (36 SS.)

Vorliegendes Schriftchen soll dazu anregen, die Werke der bedeutenden Dramatiker der Epigonenzeit in technischer Beziehung zu analysieren. Dazu werden einige der von Gustav Freytag aufgestellten Kategorien als Ausgangspunkte gewählt. Solche sind besonders: Umfang des Stückes, Einheit des Ortes, Bau und Einteilung des Drama, Scenenbau, charakteristische Momente, endlich auch das Metrum. Nach diesen Rücksichten werden nun 4 Dramen Grillparzers behandelt: „Des Meeres und der Liebe Wellen“, „Der Traum ein Leben“, „Der treuer Diener seines Herrn“ und „Die Jüdin von Toledo“. Ref. bedauert, dass der Verf. seine lehrreiche Untersuchung nur an diese Auswahl knüpfen in der Lage war. Dass der also betretene Weg fortgesetzt und auch andere Dichter in den Kreis der Untersuchung gezogen werden ist nur zu wünschen. Auf diese Weise könnten wir, wie der Verf. andeutet, mit der Zeit dazu gelangen, eine Geschichte der technischen Entwicklung des Dramas seit Schiller zu erhalten.

33. Mayr, Dr. Ambros. Karl Mayer. Eine literarisch-ästhetische Untersuchung. Progr. des Staatsgymnasiums in Borna. 1883. (26 SS.)

Der fleißige Verf. hat uns bereits mit Monographien über Uhland, Schwabe und Kerner, die Häupter der schwäbischen Dichterschule, geschenkt. In seiner jüngsten Arbeit wendet er sich einem der kleineren Geister dieser Richtung zu. Er wählt sich Karl Mayer zum Thema seiner Arbeit, einen Schriftsteller, der weniger durch seine dichterischen Leistungen Interesse beansprucht, als weil er der intime Freund und thätige Kenner der Werke seiner Freunde und Landsleute gewesen ist. Wir danken dem Schriftchen, dessen Fortsetzung die Behandlung Marcks und Pfitzers bilden soll, manche Aufschlüsse und können bei dieser Gelegenheit den Wunsch nicht unterdrücken, dass der Herausgeber dieser Monographien sich entschließen möge, die Resultate seiner Forschungen in einer Geschichte der schwäbischen Dichterschule zusammen zu fassen.

Währing.

F. Prosch.

Berichtigungen.

In der Recension der Meinong'schen Schrift S. 530 ff. haben sich durch den Umstand, dass die abgesandte Correctur dem Herrn Verfasser nicht zukam, mehrere Druckfehler in Folge der Abkürzungen der Manuscriptes eingeschlichen, die wir hier berichtigen: S. 531, Z. 7 v. u. I. II. st. I., S. 533, Z. 20 Orts — st. Art, S. 534, Z. 9 ausgeführt st. angeführt, Z. 18 die Causalrelation wird eben nicht zwischen Vorstellungsinhalten, sondern zwischen Wirklichkeiten gesetzt, Z. 19, 23, 25 außerpsychische, psychischen, außerpsychische, 37 fragen; 39 so wie, S. 535 Z. 21 zwischen bloßen Vorstellungsinhalten, sondern zwischen Dingen, S. 536, Z. 20 und 24 Grundklasse, Z. 29, 33, 37 psychische, außerpsychische, psychische, S. 557, Z. 2 und 7 außerpsychische, psychisches, Z. 9 Grundklasse.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Ein Beitrag zur Geschichte des preussisch-sächsischen Einfalles in Mähren im Winter 1741—1742.

In der Geschichte des ersten schlesischen Krieges nimmt der Einfall Friedrichs II. in Mähren eine hervorragende Stelle ein, ist es ja doch zumeist dieses Unternehmen, das die Allianz der Preußen, Sachsen und Franzosen, wenn auch noch nicht sprengte, so doch angesichts des erfolglosen Ausganges der gemeinsamen Operation bedeutend lockerte und den Abschluss des Berliner Friedens im Juli 1742 wesentlich erleichterte.

Der Einfall der Verbündeten in das Kronland Mähren, das vertragsmäßig dem Churfürsten von Sachsen hätte zufallen sollen, stützte sich nicht zum geringen Theile auf strategische Pläne und Voraussetzungen, unter denen die Besetzung der Stadt Iglau als eines wichtigen Knotenpunktes der Straßen nach Wien, Prag und Brunn, sowie des Sitzes zahlreicher und wohlgefüllter Magazine, in besonderem Grade hervortritt.

Über die sich nun um Iglau drohenden Kriegsereignisse zu berichten, namentlich aber die Schicksale dieser plötzlich und unvermuthet in den Mittelpunkt des Kriegstheaters gerückten Stadt während der Zeit vom November 1741 bis zum Rückzuge der Preußen und Sachsen im April 1742 darzustellen, ist die Aufgabe nachstehender Zeilen.

Hiebei diene, neben gewissenhafter Benützung der maßgebenden einschlägigen Literatur¹⁾, der bisher noch nicht ver-

¹⁾ z. B. Arneth: Maria Theresias erste Regierungsjahre 1 2. B. Wien 1843—64; Ranke: 12 Bücher preuß. Geschichte. 9. Buch. II. Cap. Berlin 1844 (Sammtl. Werke 28. B.); Kindt: Compendium des preuß. und sächs. Einfalles in Mähren. Brunn 1743; Grünhagen: Geschichte des 1. schles. Krieges. Gotha 1881; Geschichte des österreichischen Erbfolgekrieges. Nach österr. Originalquellen von R. Österreichische Militärische Zeitschrift 1827. 3. 4. Bd.; Carlyle: Geschichte Friedrichs II. ausw. üba. v. Neuberg. 3. Bd. Berlin 1863; Dudik: Preußen in Mähren. im Archiv f. österr. Gesch. 40. Bd.; Koser: „Friedrich d. Gr. bis zum

öffentliche, handschriftliche Bericht eines angekannten Zeitgenossen als ergiebigste Fundgrube. Die Quelle stammt von einem Verfasser, der sich als „Lands- und Stadtkündigen treyen Patrioten“ bezeichnet und dem Rathe der Stadt Iglau in einem Foliobande eine „Historische Beschreibung deren Merkwürdigkeiten usw.“ gewidmet hat: das Werk befindet sich gegenwärtig im Stadtarchive daselbst. In chronikhafter Weise stellt der Autor, der genaue Vertrautheit mit den inneren Vorgängen seiner Vaterstadt, umfassende Kenntniss der Angelegenheiten der Stadtbrigkeit, jedoch geringere Übersicht über die großen Weltereignisse verräth, die Geschehnisse Iglaus im 17. und 18. Jahrhunderte, anfangs nur compilatorisch und recht lückenhaft, zusammen, erhebt sich aber im 18. Jahrhunderte zu einer Treue und Lebhaftigkeit der Darstellung, wie sie nur einem zeitgenössischen Berichterstatler und Augenzengen eigen ist. Namentlich den Schicksalen Iglaus während des Einfalles Friedrichs II. in Mähren und der wiederholten militärischen Besetzung der Stadt in diesem Zeitraume widmet er eine eingehende Erörterung. An der Hand dieser Überlieferung, welche im Detail überdies noch durch die von B. Dudik im 40. B. des Arch. f. öst. G. veröffentlichten Berichte Mar. Ulmanns ergänzt wird und die alle hier angeführten, bisher noch nicht veröffentlichten Einzelheiten berichtet, versucht der Verfasser in nachstehendem Aufsätze ein Bild der Schicksale Iglaus in dem erwähnten Zeitabschnitte zu geben, um so einen Beitrag zur Geschichte des preußisch-sächsischen Einfalles in Mähren zu liefern.

Schon in der ersten Epoche des Krieges war die genannte Stadt in mancher Beziehung ins Mitleid gezogen worden. Wenigleich die strategischen Combinationen der Heerführer auf dieselbe bis jetzt noch keine Rücksicht genommen, und sie bis dahin auch keine größeren Truppendurchmärsche erlebt hatte, so musste sie doch bedeutende Quantitäten Proviant und Fourage beistellen. Anfangs wurden diese Lieferungen freilich von der Landschaftscasse vergütet, indem sie von der Contributionsschuldigkeit der Stadt abgeschrieben wurden, aber mit der steigenden Verwirrung und Geldnoth hörte dies bald auf und die bei den kaiserlichen Statthaltereien eingereichten Lieferungscheine und Quittungen fanden bald keine Berücksichtigung mehr.²⁾ Außerdem musste die Stadt noch als Besitzerin mehrerer Landgüter die den Herrschaften auferlegten Leistungen erfüllen. In den Kriegstumult unmittelbar jedoch Iglau erst anfangs November 1741, als das Corps des FM. Lobkowitz von Pilsen nach Neuhaus retirierte und dort

Breslauer Frieden“ in Sybels hist. Zeitschrift 1880; Koser: Friedrich d. Große und die Familie Broglie, ebendas. 1884; Politische Correspondenz Friedrichs d. Gr. Berlin 1879. 1. 2. B. u. a.

²⁾ Histor. Beschr. fol. 72.

die Ankunft der Armee Neippergs,⁹ deren Commando der Großherzog Franz Stefan übernommen hatte, erwartete.

Um seine Armee zu den bevorstehenden Unternehmungen actionsfähiger zu machen, beschloss der Fürst Lobkowitz die unnöthige und hinderliche Bagage, die Maroden und dienstunfähigen Pferde, deren Zahl bei dem eiligen Rückzuge aus Pilsen sich bedeutend erhöht hatte, rückwärts, hinter das Gefechtsfeld, zu senden und dirigierte sie vorläufig nach Iglau, wo man auf gesicherten Aufenthalt und den Vortheil einer hinreichenden Verpflegung rechnen konnte.

Am 9. November 1741 rückte der erste Theil, tags darauf der zweite und am 11. der dritte und letzte Theil der Kampf-unfähigen und des Trosses des genannten Corps in die Stadt ein. Die Kranken und Maroden gehörten den Kürassier-Regimentern Fürst Lubomirsky (jetzt Dragoner-Regiment Nr. 2), Caraffa, Karl Palfy, St. Ignon (jetzt Dragoner-Regiment Nr. 4) und Bernes (jetzt Dragoner-Regiment Nr. 7), den Husaren-Regimentern Graf Czaky (jetzt Nr. 10) und Pestvarmegy, ferner den Infanterie-Regimentern Graf Seckendorf (jetzt Nr. 18), Graf Wenzel Wallis (jetzt Nr. 11) und Graf Ulysses Browne (jetzt Nr. 36) an. Mit dem dritten Transporte war auch eine beträchtliche Anzahl von Officiersfrauen und Soldatenweibern angekommen, die alle in der Stadt untergebracht werden mussten. Da bei der Schnelligkeit des Rückzuges von der bei Einquartierungen sonst üblichen Sitte der vorherigen Anmeldung Umgang genommen wurde, hatte der Magistrat keine Gelegenheit die ordentliche Zuweisung von Unterkünften vorzunehmen, alles musste, wie es eben gieng, in der Stadt und den Vorstädten beherbergt werden. Nur die Angehörigen zweier Kürassier- und des Czakyschen Husaren-Regimentes wurden in die benachbarten Dörfer Hossau und Obergöß verlegt. Die den Transport commandierenden Officiere, Lieutenant Georg Sillgly von Czaky-Husaren und Franz Freiherr von Schmidburg vom Infanterie-Regimente Seckendorf legten endlich nach mehrfachem Drängen seitens des Stadtmagistrates eine Standesliste des eingerückten Trosses vor. Von den beiden Husaren-Regimentern waren nicht weniger als 73 Wagen, 49 complete Bagagen, 276 kranke oder unberittene Soldaten und 153 dienstunfähige Pferde vorhanden; in verhältnismäßig besserem Zustande scheinen die Fußtruppen sich befunden zu haben, ihre Marodeure beanspruchten zur Verpflegung nicht mehr als zusammen 57 Mund- und 1 Pferdeportion. Die fünf Kürassier-Regimenter verlangten hingegen die Verköstigung von 266 Mann und etwa 350 Pferden. Ihr Wagenpark zahlte zusammen 137 Fuhrwerke.

Zur Fortbringung des Ganzen bei einem weiteren Marschbefehle sollten außerdem von der Stadt an Vorspann 33 bespannte Wagen, 30 angeschirrte Pferde und 4 Paar Ochsen beige stellt werden, ebenso das Brennholz zum Kochen und zur Beheizung der Unterkünfte.

Die militärische Einquartierung verblieb nicht allzu lange in Iglau, nach wenigen Wochen wurde sie weiter rückwärts beordert und trat am 5. und 6. December nach Znaim, der Rat am 23. und 24. desselben Monats nach Brünn den Weitermarsch an.²⁾ Nichtsdestoweniger begann das österreichische Obercommando dieser Stadt immer mehr Beachtung zu schenken. Um die Defensivstellung der Armee in Böhmen möglichst zu verstärken, wurde die Vertheidigungslinie, die sich anfangs bis Pardubitz ausgedehnt hatte, um die Mitte December 1741 verkürzt und der äußerste rechte Flügel — das Corps Lobkowitz — nach Deutschbrod zurückgezogen,³⁾ wo große Magazine angelegt worden waren, deren Sicherung vor allem nöthig schien. Zugleich wurde aber die Errichtung ähnlicher Armeemazine zu Iglau durchgeführt. Unsere handschriftliche Quelle berichtet, dass schon Ende November ein Commissär — Herr von Rosenfeldt — daseben angekommen sei, um hundert Proviantknechte anzuwerben. Das hiedurch entstandene Gerücht von der Aufstellung ärarischer Proviantdepots in der Stadt fand auch am 13. December tatsächliche Bestätigung, indem an diesem Tage Transporte aus verschiedenen Landestheilen hier anlangten und der Magistrat die Weisung erhielt, selbe zur Aufbewahrung und sicheren Unterbringung zu übernehmen. In Folge dessen wurden alle verfügbaren Räumlichkeiten, namentlich in den Klöstern und größeren Bürgershäusern, mit Beschlag belegt, die Mehlvorräthe in Fässer verpackt, das Heu in den Scheuern und Schoppen, so gut es gieng, verwahrt und selbst das Getreidehaus der Stadt für die anlangenden Hafermengen geräumt.⁴⁾

Wenn man bedenkt, dass dies sich in einer Zeit vollzog, in welcher noch ein großer Theil des vorhin erwähnten Marschtransportes in der Stadt weilte, so lässt sich leicht ermessen, in welcher empfindlicher Weise das sonst so friedliche Leben der Böhmer schon damals gestört wurde. Doch sollten die Kriegsunruhen im weiteren Verlaufe der Ereignisse noch näher an die Stadt herantreten und das bisher Geschehene nur als unbedeutendes Vorspiel des Künftigen erscheinen lassen.

Nach dem Bruche des Kleinschnellendorfer Vertrages durch Friedrich II. und dem Abschlusse neuerlicher Bündnisse mit den Franzosen — 28. October — und den Sachsen — 1. November — schritt derselbe zur Besetzung Mährens, indem er am 19. December durch General Schwerin vorerst Troppau einnahm und gegen Ende des Jahres nach Olmütz vorrückte, welche Stadt auch sofort in seine Hände fiel. Infolge des unerwarteten Rückfalles der Preußen in Mähren, kam die westlich von Iglau stehende österreichische Armee in eine gefährvolle Stellung, zumal auch

²⁾ Histor. Beschreibung fol. 72—74.

³⁾ Ost. Milit. Zeitsch. 1837. III. p. 150 u. 154.

⁴⁾ Histor. Beschreibung fol. 75.

die vereinten Gegner in Böhmen angesichts der für sie so günstigen Wendung der Dinge mit größerer Lebhaftigkeit zu handeln begannen.

Die Franzosen und Sachsen setzten sich nach Osten in Bewegung, um die Verbindung mit den Preußen anzubahnen; das nördlich von Iglau bei Deutschbrod stehende Corps Lobkowitz kam also zunächst in Action.

Der genannte General hielt es aber für gerathen, seinen Standort aufzugeben, da er wohl den 6000 unter Polastron herandrückenden Franzosen gewachsen war, aber eine Umgehung seiner rechten Flanke durch die Sachsen befürchtete, denen es ein leichtes gewesen wäre, über Pfibislaw und Polna das wichtige, im Rücken der österreichischen Armee gelegene Iglau wegzunehmen.⁶⁾

Iglau hatte nicht nur als eine befestigte Stadt eine gewisse militärische Bedeutung, sondern bot mit seinen gefüllten Magazinen auch einen bequemen Stützpunkt für die Bewegungen der Truppen in der Umgebung. Außerdem war der Besitz von Iglau, das an der Hauptstraße von Prag nach Wien liegt, von hohem Werte, da von hier aus die Vereinigung der Streitkräfte der Preußen und der Verbündeten in Böhmen leicht gehindert werden konnte. Deshalb erfolgte in den ersten Tagen des Jahres 1742, zu gleicher Zeit als Karl von Lothringen das Obercommando über die österreichischen Truppen in Böhmen übernommen hatte, die mehr als sechs Wochen dauernde Besetzung der Stadt Iglau durch das Lobkowitzsche Armeecorps.

Dass selbe nicht das Resultat lange überlegter, vorher berechneter Entschlussfassung war, sondern durch die überraschende, völlig unerwartete Nachricht von dem schnellen Vordringen des Preußenkönigs in Mähren, sowie durch die gleichzeitige größere Rührigkeit der Verbündeten in Böhmen veranlasst worden war, ist daraus zu entnehmen, dass das Lobkowitzsche Corps in größter Eile Deutschbrod verließ, und ohne die übliche Anmeldung durch Quartiermacher mit 4 Infanterie- und einigen Cavallerie-Regimentern plötzlich in der Nacht des 2. Jänner 1742 in Iglau einrückte.⁷⁾

Fürst Lobkowitz begann sofort nach seiner Ankunft und nach Überwindung der Schwierigkeiten bei der Unterbringung so zahlreicher Truppen in der Stadt und Umgebung, Iglau in vertheidigungsfähigen Zustand zu setzen. Der Ort war um jene Zeit

⁶⁾ Öst. Milit. Zeitschrift 1827. III. p. 160.

⁷⁾ In der Öst. Milit. Ztschft. 1827. III. S. 160 wird die Stärke des Lobkowitzschen Corps auf 5 Infanterie-, 10 Cavallerie- und 2 Husaren-Regimenter angegeben; unsere handschriftliche Quelle fol. 75 meldet obige — ungenaue — Anzahl. Sie weiß eben nur von den Regimentern, die in der Stadt und den Vorstädten bequartiert waren, während auch in der weiteren Umgebung Theile dieses Corps stationiert wurden.

nur mehr dem Namen nach befestigt, in Wirklichkeit aber kaum einer ernsthaften Belagerung gewachsen. Seit 1647 war kein Feind davor erschienen, die Mauern waren theils verfallen, theils morsch, die Bollwerke den Anforderungen der neueren Befestigungskunst nicht mehr entsprechend.

Da an einen gänzlichen Umbau der Werke bei der Nähe des Feindes nicht zu denken war, beschloss der Commandant die schadhaften Außenwerke und Mauerlücken mittelst Pallisaden wenigstens nothdürftig herzustellen. Er ließ einige hundert großer Baumstämme sammeln, selbe durch die Iglauer Zimmerleute in Staketten verarbeiten und letztere durch die robotpflichtigen Unterthanen der Gemeindegüter an Ort und Stelle setzen. Bei der herrschenden Kälte war dies eine harte, nur langsam vorrückende Arbeit. Ebenso, vielleicht noch schwieriger, gestaltete sich die angeordnete Erweiterung der Schußlöcher in den Stadtmauern. Die Festigkeit des Gesteines, das an manchen Stellen „stapfbar“ befunden wurde, schien allen Anstrengungen zu spotten. Dies wurde mit Aufgebot aller Kräfte und namhafter Summen an dem Gemeindegeld die schadhaften Befestigungen leidlich repariert, die Außenwerke und „Rondellen“ mit Verhauen versehen, so dass ein feindlicher Angriff wenigstens für den Augenblick abgewehrt werden konnte.⁸⁾ Zur leichteren Verpflegung der Truppen ließ der Fürst ferner sechs Backöfen am südlichen Ende der Stadt aufstellen, zur größeren Sicherheit aber die Stadthüre ausbessern und auf Kosten des Magistrates einen Kundschafterdienst organisieren, um von den Bewegungen der Feinde scharf und rechtzeitig unterrichtet zu sein.⁹⁾

Abgesehen von diesen Leistungen sah sich der österreichische General bald veranlasst noch andere, drückendere von der Stadt zu fordern.

Am 11. Jänner begehrte er für seine Mannschaft eine tägliche Kostzubuße von 7 Kreuzern per Kopf, was eine entschieden unerschwingliche Forderung schien. Auf die dringenden Vorstellungen seitens der Obrigkeit, welche erklärte, nicht im Stande zu sein in den wirrenvollen Zeitverhältnissen die nöthige Summe selbst nur leihweise zu beschaffen, ermäßigte er endlich den Beitrag auf 4 Kreuzer. Da die Stadt zur Bestreitung dieser Auflage bis 12. Februar die Summe von 18.650 fl. benötigte¹⁰⁾ so ergibt sich daraus, dass die Stärke des in und um Igla stehenden Corps etwa 9000 Mann betragen habe.

Eine weitere Schwierigkeit bot die Beistellung des nöthigen Lagerstrohes und Brennholzes.

⁸⁾ Histor. Beschreibung fol. 82.

⁹⁾ Histor. Beschreibung fol. 84.

¹⁰⁾ Histor. Beschreibung fol. 79.

Da die Soldaten von ihren Quartierwirten bei der strengen Kälte eine ausgiebige Beheizung verlangten, auch sonst viel für die Dienstlocalitäten u. dgl. aufgieng, ferner die sechs Backöfen allein täglich mehrere Klafter Holz verschlangen, so giengen die vorhandenen Vorräthe bald zur Neige; die Zufuhr wurde gleichfalls täglich schwieriger, da die Arbeitskräfte allenthalben beim Befestigungsabau verwendet, und anderseits die Fuhrwerke von den vor der Stadt liegenden Truppen zur Herbeischaffung ihrer Bedürfnisse requiriert wurden.

Da der Holzbedarf des Militärs ohne Rücksicht auf die Bürgerschaft gedeckt werden masste, so traf der Mangel am härtesten die Bewohner, welche bald mit den Soldaten vereint das nöthige Holz zu nehmen begannen, wo sie es eben fanden. Den Wäldern wurde hiebei übel zugesetzt und selbe auf Jahrzehnte hinaus geschädigt; auch in der Stadt war keine Planke, kein Zaun sicher, selbst die Fußböden sollen in der Noth aufgerissen worden sein.

Eine ähnliche Verlegenheit herrschte bezüglich des Strohes. Die Stadt war nicht in der Lage gewesen, sich für die militärische Invasion gehörig mit dem Nöthigen zu versehen, als unerwartet Tausende von Menschen und Pferden einrückten. Der vorhandene Vorrath war bald zu Ende und obgleich die benachbarten Landgüter und Pfarrhöfe Aushilfe leisteten, so viel sie konnten, vermochte man doch auf die Dauer nicht den Ansprüchen des Militärs zu genügen.¹¹⁾

So hart alle diese Forderungen auf der Stadt lasteten, so sind sie doch noch gering gegen den Wohlstandsverlust anzuschlagen, den die Bürgerschaft durch das Stocken der Gewerbe und des Handels während der Kriegsereignisse erlitt. Namentlich die Unbemittelten geriethen in die höchste Noth, da sie bei der herrschenden unerhörten Theuerung mit ihrem geringen Einkommen nicht nur die eigenen Lebensbedürfnisse, sondern auch theilweise die der zahlreichen Einquartierung zu bestreiten hatten. Wir glauben daher herzlich gerne der bitteren Klage unseres Gewährsmannes, wenn er schreibt: „Wer kann das elendt, kränckung, armuth, krankheiten unter Bürger und Soldaten genugsamb beschreiben, da ein dergleichen überhäuffte und Nie erhorte einquartierung bey harter Windterszeit und erfolgter großen Theuerung ohne Vorhergehender intimation und praeparierung des Nöthigen, beschehen. Die Vielfältige zähern der Wittiben und armer Leuthen, welche den letzten pfonning ihres wenigen Verdienstes an Saltz, Schmaltz, lichter und zugemüß anwenden musten, seynd billich zu bewundern und zu erbarmen, allein es konnte keine Remedur außgefunden werden.“¹²⁾

¹¹⁾ Histor. Beschreibung fol. 76 u. 79.

¹²⁾ Histor. Beschreibung fol. 77.

Während so Fürst Lobkowitz Anstalten traf, mit seinen Truppen Iglau so widerstandsfähig als möglich zu machen, so sich das Kriegsungewitter immer näher und näher, und es begann unsere Stadt allmählich in den Vordergrund der strategischen Combinationen der Gegner zu rücken.

Die in Oberösterreich kämpfende österreichische Armee machte täglich neue Fortschritte und errang Erfolg auf Erfolg, so dass die Verbündeten, namentlich Karl Albert von Bayern sich bewogen fühlen mussten, ein Mittel ausfindig zu machen, durch welches die Thätigkeit des Khevenhüllerschen Corps lahm gelegt werden könnte. Am passendsten schien zu diesem Zwecke ein Angriff auf das, wie schon erwähnt, mehrfach wichtige Iglau zu sein, von dem aus die Straßen nach Niederösterreich und Böhmen beherrscht werden und das mit seinen reichen Vorräthen und sonstigen Hilfsquellen überhaupt ein willkommener Gewinn zu sein schien. Der Churfürst von Bayern hatte es seit den ersten Tagen des Jänner 1742 nicht an dringenden Vorstellungen wegen einer Besetzung Iglaus fehlen lassen,¹³⁾ und am 9. Jänner lud der französische Marschall Belle-Isle an den König von Preußen geschrieben, dass ein Vormarsch der preußischen Truppen an die österreichische Grenze, während die Sachsen die Iglauer Provinz besetzt hielten, die Österreicher unbedingt zum Aufgeben ihrer bisherigen Stellung nöthigen würde.¹⁴⁾ Der eifrigste Verfechter dieses Planes, der ebenso erfolgreich wie leicht ausführbar schien, war aber der in Preußens Dienste getretene, ehemalige österreichische General v. Schmettau, ein genauer Kenner der Verhältnisse. Am 14. Jänner unterbreitete er zu Berlin einen diesbezüglichen, dringend empfohlenen Vorschlag: „Es gebe, um die Bayern und Franzosen zu retten, nur ein Mittel, nämlich dieses, dass der Polastron Iglaus bemächtige; entschieße sich der König ihn durch Schwerin unterstützen zu lassen, so könne die Sache nicht misslingen und werde zu den größten Erfolgen führen. Ohne Schwierigkeit könne man ganz Mähren besetzen und sich an den bergigen, mit trefflichen Positionen versehenen Ufern der Leitha aufstellen, wodurch man Niederösterreich bedrohe und den Großherzog nöthige, Budweis zu verlassen.“¹⁵⁾

v. Ranke urtheilt vollkommen richtig, wenn er diesen Scherzzug eine „großartige strategische Berechnung“ nennt, welche auszuführen Friedrich II. umsoweniger Anstand nahm, als ihm dabei der Oberbefehl zugestanden wurde. In der Conferenz zu Dresden am 19. Jänner legte der Preußenkönig bestimmte Anträge bezüglich der geplanten Unternehmung vor: „Die bei Pola und

¹³⁾ Ranke: 12 B. pr. Geschichte. Sammtl. Werke 28. B. p. 491 und 498.

¹⁴⁾ Koser: Friedr. d. Gr. u. d. Famil. Broglie. Hist. Zeiten v. Sybel 1884. 1. H. p. 58.

¹⁵⁾ Ranke p. 499.

entschbrod stehenden Sachsen sollten mit den Franzosen unter Polastron unter dem Befehle Friedrichs rasch die Stellung bei Iglau zu gewinnen trachten, um sich nicht nur in den Besitz einer vortheilhaften Position, von der aus der ganze Caslauer Kreis gehalten werden könne, zu setzen, sondern auch die großen Proviantvorräthe daselbst zu gewinnen, welche für den weiteren Verlauf der Operationen von größter Bedeutung wären.“¹⁶⁾ Trotz der anfänglichen Zögerung des Churfürsten auf den Plan in dieser Form einzugehen, wusste Friedrich dessen Zustimmung ebenso wie, einige Tage später, die des Marschall von Broglie zu erwirken. Die Genannten gingen aber keineswegs mit voller Liebe an die Sache, da sich inzwischen die Verhältnisse geändert hatten. Von Dresden aus war der Gedanke an eine Durchführung des Planes mit Hilfe der Franzosen allein, den letzteren mitgetheilt und von denselben freudig acceptiert worden¹⁷⁾; daraus erklären sich die mannigfachen Schwierigkeiten und Vorbehalte, welche nun vor der Ausführung die betheiligten Mächte dem Preußenkönige entgensetzten. Dazu kam noch am 23. Jänner die Nachricht von dem Falle Linz' und der damit verbundenen Vertreibung der Verbündeten aus Oberösterreich, was den klug ausgesonnenen Plan sählig über den Haufen zu werfen drohte. Doch Friedrich, nicht gewillt, das Begonnene unvollendet zu lassen, wusste namentlich die zaudernden Sachsen zu bestimmen, dass die Schwenkung nach Iglau erstlich in Angriff genommen wurde. Nach der erfolglosen Intervention des österreichischen Gesandten Pfätschner zu Olmütz, machte sich der König am 5. Februar an der Spitze von 24 Bataillonen und 50 Schwadronen auf, um in das Innere Mährens einzudringen und die Einnahme Iglaus ins Werk zu setzen.

Obwohl die Franzosen im entscheidenden Augenblicke sich von dem gemeinsamen Unternehmen thatsächlich zurückgezogen hatten und Polastron kurz nach der Vereinigung mit den Preußen bei Groß-Bitesch den Befehl erhielt, wieder zum Hauptcorps in Böhmen zu stoßen, konnte Friedrich doch sicher auf die Beihilfe der Sachsen rechnen, die anfangs Februar von Deutschbrod über Saarbach und Groß-Meseritsch vorgerückt waren und am 9. Februar¹⁸⁾ endlich zu dem Hauptheere des Königs bei Groß-Bitesch stießen. Auf diese Weise sah sich der in Iglau stehende Fürst Lobkowitz zunächst im Osten bedroht, während ihm als allfällige Rückzugsnische der Westen freistand, wo er die Verbindung mit der Armee des Prinzen von Lothringen zu suchen hatte. Lobkowitz war durch ausgesandte Streifpatrouillen in Kenntniss gesetzt worden, dass der Anmarsch der Feinde auf Iglau gewiss sei. Eine Husarenabtheilung von 24 Mann nahm am 12. Februar um 9 Uhr Vormittags vier quartiermachende preußische Officiere zu Trebitsch

¹⁶⁾ Politische Correspondenz Friedrichs d. Gr. II. p. 16.

¹⁷⁾ Koser: a. a. O. p. 59.

¹⁸⁾ Politische Correspondenz II. p. 35.

gefangen und brachte selbe nach Iglau, eine Stunde später war in Trobitsch bereits preußische Truppen eingerückt.¹⁹⁾ Der österreichische Commandant konnte daraus ersehen, dass der Moment der Entscheidung nahe gerückt sei; nach den früheren Arrangements desselben bezüglich der Befestigung Iglaus konnte man schließen, dass er gewillt sei, seine Stellung so lange als möglich zu halten und mit allem Nachdrucke zu vertheidigen. Daraus kam anders. Die Stärke der verbündeten Gegner betrug, die Franzosen abgerechnet, 38 Bataillone und 76 Schwadronen²⁰⁾, während die Truppenmacht Lobkowitz' nur 5 Infanterie- und mehrere Reiterregimenter umfasste, welche überdies die ausgedehnte Linie bis Neuhaus zu besetzen hatten und durch Absendung zahlreicher Detachements zur Herstellung der Verbindung mit Karl von Liechtenstein noch weiter geschwächt worden waren. Lobkowitz ließ sich daher veranlassen, dem unsicheren Kampfe auszuweichen und die Stadt Iglau, deren Vertheidigung mit so viel Eifer in Angriff genommen worden war, nach Leerung der Magazine ohne Schicksalstreich dem Feinde preiszugeben. Dass dieser Entschluss nicht etwa das Resultat reiflich überlegter Erwägung war, sondern angesichts der Annäherung der großen feindlichen Streitkräfte eilends gefasst wurde, beweist der Umstand, dass am 14. Februar die Regimenter in Iglau sofortigen Marschbefehl erhielten und sich bereits in Bewegung zu setzen angingen, während erst die Anstalten zur Fortbringung des Trains und der Magazinverräthe, die um jeden Preis geborgen werden sollten, getroffen wurden. Der Magistrat hatte die Aufgabe, in wenigen Stunden das nöthige Fuhrwerk beizustellen.

Als sich die bei Bürgern und Geistlichkeit requirirten Wagen, Karren und Schlitten als unzulänglich erwiesen, die nöthigen Fourage- und Proviantmengen der ärarischen Magazine wegzuschaffen, gab Lobkowitz noch am späten Abend den Befehl, dass die gesammte Bürgerschaft Hand anlege, die nicht transportablen Vorräthe in das vor dem Frauenthore gelegene Fuhrwerk zu tragen, wo sie verbrannt wurden. Ein gleiches Schicksal erfuhr der Rest von aufgespeichertem Getreide im städtischen Lagerhause, welcher nicht mehr von den abziehenden Truppen mitgenommen werden konnte.²¹⁾

Am 15. Februar verließ um 11 Uhr Vormittags FM Lobkowitz mit dem Hauptquartiere unter Bedeckung einiger Husarschwadronen, als die letzten, die Stadt in der Richtung nach Battelau.

Wenn schon die übereilte Hast, mit welcher der Abmarsch des zu Iglau stehenden Corps in Scene gesetzt wurde, einen

¹⁹⁾ Dittk: Preußen in Mähren. Arch. f. öst. Gesch. 40. B. p. 125.

²⁰⁾ Die genaue Ordre de bataille in der Öst. Mil. Zeitschrift 1827. IV. B. p. 49.

²¹⁾ Histor. Beschreibung fol. 78.

Preisgebung der zurückgelassenen Vorräthe auf eine gewisse Aufregung des österreichischen Commandanten schließen lassen, so zeugt das von demselben gegenüber dem Iglauer Magistrato bei seiner Abreise an den Tag gelegte Benehmen unzweideutig von übergroßer Erregtheit und aufgebrachtter Stimmung.

Irgend ein böswilliges Subject hatte Lobkowitz die Nachricht hinterbracht, dass bei der Auslieferung der Hafervorräthe zur Verbrennung der Stadtmagistrat einen Theil derselben verschwiegen hätte, um sich ihrer bei einer eventuellen feindlichen Einquartierung zu bedienen. Lobkowitz ließ am 15. Februar — wenige Stunden, bevor er Iglau verließ — daraufhin eine Rathsdeputation in sein Quartier citieren und beschuldigte die Bürgerchaft geradezu des Hochverrathes und Einverständnisses mit den Gognern. Wiewohl die Deputierten jede Kenntniss des angeblichen Unterschleifes leugneten, gieng er doch so weit, durch Drohungen ein Geständnis des Verrathes erzwingen zu wollen und erklärte, als dies bei der Schuldlosigkeit des Magistrates nicht gelang, den Bürgermeister Karl Gosko und den Rathsbürger Franz Raab für verhaftet. Unter scharfer Bewachung wurden selbe später mit dem Hauptquartiere bis nach Neuhaus mitgeführt; doch endete die eingeleitete Untersuchung vollkommen resultatlos. Am 18. April kehrten die Iglauer Bürger wieder nach Hause zurück.

Nachdem sich Lobkowitz des Hauptes, der, wie er meinte, verrätherisch gesinnten Stadt versichert hatte, ließ er noch den gesamten Magistrat zu sich kommen, und sagte demselben seine Meinung in der ungeschminktesten Weise, so dass unser Chronist mit Schmerz berichtet: „wie er selben öffentlich in Beysein der hohen Generalität, seinen Domestiquen und anderer Beywesenden distinguirten Personen in der größten Hitze also injuriös mit Worten und Mienen angegriffen, so nicht zu gedenken, weniger zu beschreiben“ (21).

Als die letzten österreichischen Truppen unter Mitnahme des Geschützes oder sonstigen „Defensionszeuges“ die Stadt verlassen hatten, lag selbe wehrlos dem Angriffe der Feinde preisgegeben. Sofort nach der Wegführung des Bürgermeisters und seines glücklichen Genossen — also um die Mittagstunde — begab sich der versammelte Magistrat auf das Rathhaus, forderte zunächst die Güter des gefangenen Stadtoberhauptes Stadtschlüssel und ab, und leiteten die Substitution desselben ein. Doch fand auf begreiflicher Weise niemand, der angesichts der Feindegefahr und der drohenden neuen Auflagen und Contributionen das schwierige und — wie es sich eben gezeigt — verantwortliche Amt auf sich genommen. Deshalb wurde der älteste Rathsbürger, der zugleich die Functionen des damals vacanten Stadtrichters versehen hatte, Lucas Thaddaeus Pernfuss „volens

— Hiesige Beschreibung fol. 79. Auch die folgenden Details sind handschriftlichen Quellen fol. 82–83 entnommen.

volens“ mit dem Stadtregimento betraut. Als um 1 Uhr Mitternacht der Rath auseinandergieng, war bereits die Stadt von dem Gerücht erfüllt, dass dreifache Feinde, Preußen, Sachsen und Franzosen „im Schwarm“ heranzögen.

Von letzteren wissen wir freilich, dass ihre Annäherung von geringer Bedeutung war, sie gehörten sicher dem Lager Polastron an, welches soeben seinen Rückzug nach Hohenau antrat; dagegen waren die beiden anderen Gegner, die man in der Annäherung ganz gut von dem Pfarrthurme beobachten konnte, fest entschlossen, die schon längst geplante Besetzung Iglau zu nehmen. In den ersten Nachmittagsstunden des 15. Februar also hart nach dem Aufbruche Lobkowitz', sprengte plötzlich in Carrière ein sächsischer Officer mit einem Trompeter und einigen Uhlanen durchs südliche Stadthor auf den Hauptplatz, erkloppte sich beim substituierten Bürgermeister um die Zahl, Mündlichkeit usw. der kaiserlichen Truppen und eilte nach erhaltener Nachricht auf demselben Wege wieder davon.

Kurze Zeit darauf erschien der sächsische Generalmajor Freiherr von Rochau mit seinem Stabe und einiger Besatzung in der Stadt.

Damit beginnt der zweite Abschnitt in den Kriegserlebnissen Iglau während der Jahre 1741 und 1742, die sächsische Occupation.

Nach der Vereinigung der sächsischen Armee (nomina 20 000 Mann stark, in Wirklichkeit sicher um ein Fünftel schwächer) mit den Preußen hatten die Führer der ersteren, der Butowsky und Graf Moritz von Sachsen, ihr Hauptquartier im Schlosse Budischau aufgeschlagen, waren aber nicht von der Stelle gerückt und hatten so gegen den Willen Friedrich II. kostbare Zeit versäumt, in welcher ein rascher Vormarsch nach Iglau von sicherem Erfolge begleitet gewesen wäre. Denn, wie Lobkowitz erst am 15. Februar überrascht und eiligst nach Vertheilung der nicht transportablen Vorräthe Iglau verließ, konnte ein Angriff am 13. oder 14. leicht die Stadt samt den gefüllten Magazinen in die Hände der Verbündeten spielen. Deshalb hatte auch Friedrich II. zur Action gedrängt. „Der Raub von Iglau ist der Grundstein von unserem Werke. Und wenn wir Iglau mit den Magazinen und nicht ohne irgendwelche Verluste wollen, so ist wahrlich kein Augenblick zu verlieren.“¹⁾ So suchte sich damals der Preußenkönig. Trotzdem vergingen zwei verlorene Tage, ehe sich die misstrauischen Sachsen in Bewegung setzten; erst am 14. Februar beginnt die sächsische Armee nach Iglau vorzurücken, während Friedrich II. von Trebitsch aus am gleichen Tage den Prinzen Dietrich von Anhalt mit etwa 700 Mann nach derselben Seite aussendet, um die Verbündeten

¹⁾ Carlyle: Gesch. Fried. II. u. v. Neuberg III. p. 457.

unterstützen und den Verdacht zu widerlegen, als wolle er die Sachsen nur als Mittel für seine Zwecke benützen.²⁴⁾ Der König selbst zog mit dem Gros seines Heeres am 15. nach. Ein Theil davon marschierte in der Richtung von Neureisch, der andere nach Pirnitz²⁵⁾, um so die Stadt Iglau von Süden und Osten vollends einzuschließen und einen allfälligen Abzug der Besatzung nach diesen Seiten hin unmöglich zu machen. Die Vorhut der sächsischen Truppen unter General Rochau erreichte zuerst die Stadt. Am Nachmittage des 15. Februar nahm derselbe, wie oben erwähnt, Iglau, das Ziel der so lange vorbereiteten Expedition, zwar ohne Widerstand und Verlust, aber auch ohne die erhofften Vorräthe ein. Während dies geschah, zeigten sich bereits die Preußen eine halbe Meile vor der Stadt auf den südlichen Anhöhen; es war das Corps Prinz Dietrichs. Als er die Meldung erhalten hatte, dass die Besetzung Iglaus gelungen sei, schien der Zweck seiner Bewegung erfüllt zu sein, die Marschrichtung seiner Abtheilung wurde unmittelbar vor der Stadt Iglau geändert. Die preußischen Truppen hatten während der ganzen Zeit nur ein kleines Rückzugsgefecht mit einer als Seitenhut detachierten österreichischen Kürassierschwadron gehabt.²⁶⁾ Friedrich II. dirigierte seine Bataillone weiter südlich in die Znaimer Gegend und überließ Stadt und Umgebung Iglau den Sachsen zur Deckung seiner rechten Flanke.²⁷⁾

Die Ankunft des General Rochau und seines Stabes erregte nicht geringe Bestürzung unter Iglaus Bewohnern; bald trat aber an deren Stelle lebhaftere Neugierde, zumal mit dem feindlichen Commandanten eine Abtheilung „Uhlanen“ gekommen war, die in der Stadt noch nie gesehen worden waren und durch das Seltsame ihrer Tracht und Bewaffnung nicht wenig Aufsehen erregten. Auch der Umstand, dass unter den polnischen Hilfsvölkern der Sachsen sich angeblich auch Leute „türkischen Glaubens“ befanden, sicherte den Ankömmlingen ein ganz besonderes Interesse.²⁸⁾

²⁴⁾ Grünhagen Gesch. d. L. schles. Krieges. II. p. 149.

²⁵⁾ Dudik. Preußen in Mähren. p. 424.

²⁶⁾ Ost. Milit. Zeitsch. 1827. IV. p. 49.

²⁷⁾ So war es selbst für den Fall, dass die Sachsen sich an keinen weiteren Operationen betheiligen sollten, schon in der Dresdener Conference am 19. Jänner beschlossen worden. Polit. Corresp. Friedrich d. Gr. II. p. 18.

In einzelnen Werken (Öst. Milit. Zeitsch., Grünhagen, Carlyle) lässt die Darstellung der Einnahme Iglaus die Vermuthung zu, dass Prinz Dietrich oder wenigstens die Preußen überhaupt dieselbe vollzogen. Nach dem vorliegenden Berichte eines Augenzeugen, der bei seiner Ausführlichkeit gewiss als maßgebend zu bezeichnen ist, geht jedoch unzweideutig hervor, dass dies keineswegs der Fall gewesen ist. Iglau wurde nur durch sächsische Truppen, freilich unter dem Schutze der um die Stadt stehenden Preußen occupirt. Letztere betraten niemals die Stadt. Vgl. Polit. Corresp. Friedr. d. Gr. II. p. 38. (Nachricht an Palastron.)

²⁸⁾ Hist. Beschreibung fol. 83.

General Rochau berief sofort nach seiner Ankunft den Stadtmagistrat zu sich, der auch sogleich erschien, um den neuen Machthaber zu „complimentieren“ und ihn in üblicher Weise zu bitten, er möge die Bürgerschaft vor Bedrückungen und Excessen schützen. Der Empfang seitens des Generals war ein recht freundlicher. „Er komme nicht als Feind, sondern als Freund und wolle weder in den Privilegien noch in den Religionsrechten der Stadt eine Änderung vornehmen.“ Dies waren seine Worte; andererseits aber sprach er die bestimmte Absicht aus, selbe nicht nur vorübergehend, sondern „als einen erblichen und zugetheilten Antheil seines höchsten Principals“ dauernd zu besetzen.²⁷⁾ Diese freundlichen Zusicherungen wiederholte Rochau auch dem Stadtpfarrer gegenüber, verlangte aber gleichwohl die sofortige Anlieferung der Stadtschlüssel. Gegen Abend rückten endlich die Soldaten Rochaus, der bis dahin eigentlich mit seinem Stabe und einem Uhlanen als Bedeckung allein die Stadt besetzt gehalten hatte, der Stärke von 4 Bataillonen Infanterie und 8 Geschützen ein.²⁸⁾ Sie sollten als Garnison daselbst verbleiben, während die übrigen sächsischen Truppen in der Umgebung stehen blieben.

Die Haltung des sächsischen Militärs war anfangs kein feindliche oder besonders lästige; selbst unsere Quelle nennt dessen Benehmen ein „contentes“. ²⁹⁾ Es ist auch begreiflich, dass die sächsischen Heerführer, die ja Mähren für ihren Regenten erwerben sollten, Ordre erhalten hatten, bei ihrem Auftreten überall möglichst günstige Stimmung zu machen. Bei einer Stadt von der Wichtigkeit Iglau war diese Vorsicht um so mehr geboten. Als z. B. die Bürger die als Contribution auferlegte Summe von 20.000 fl. für unerschwinglich erklärten, begnügte sich der sächsische Commandant das in der Stadt befindliche ärarische Sammagazin anzugreifen und die benötigte Summe durch den Verkauf der darin enthaltenen Vorräthe zu beschaffen³⁰⁾; mit der Zeit aber sah sich General Rochau trotzdem genöthigt schärfer aufzutreten, da im Laufe der folgenden Ereignisse seine Lage sich immer mehr gefährdete und die Hintansetzung aller sonstigen Rücksichten erheischte.

Das sächsische Obercommando, das sich noch immer ruhig zu Budischau aufhielt, schien plötzlich entschlossen, seine Operationen nicht über Iglau auszudehnen. Die Sachsen hatten fest den Fuß in Mähren gefasst, eine wichtige Stadt daselbst besetzt, sie genügte vorderhand; sie fürchteten wohl von dem Preußenkönige als Mittel für seine Zwecke benützt zu werden. Wenige Tage nach der Einnahme Iglau gab der sächsische General Butowitz

²⁷⁾ Hist. Beschreibung fol. 84.

²⁸⁾ Hist. Beschreibung fol. 84. Die Stärke wird auf circa 300 Mann angegeben.

²⁹⁾ Hist. Beschreibung fol. 86.

³⁰⁾ B. Dudik, Preußen in Mähren. Arch. f. öst. G. 40 B. p. 424.

entlich zu verstehen, dass er Ordre habe, den Krieg nicht mehr fortzusetzen und ein Befehl seiner Regierung ihn angewiesen, schon am 19. Februar zu den Franzosen in Böhmen zu stoßen. Ein Unterhändler, welcher am selben Tage sich ins sächsische Hauptquartier begeben, um im Namen Friedrichs die Verbündeten zu weiteren Actionen zu bewegen, wurde vom „Chevalier de Saxe“ unzweideutigster Weise abgefertigt.³²⁾ Doch geschah wenigstens so viel, dass die genannten Generale noch am 19. sich nach Iglau aufmachten, wohin jetzt das Hauptquartier verlegt wurde³³⁾ und wo weitere 3000 Mann einmarschierten. Am Tage der Ankunft erhielt Rutowsky, der sich schon angeschickt hatte, in früher erhaltenen Weisung gemäß, nach Böhmen zurückzuführen, eine Gegenordre seines Churfürsten, die ihn veranlasste, wieder die Verbindung mit Friedrich II. aufzusuchen. Letzterer orderte hierauf das sächsische Corps an den rechten Flügel seiner Stellung im südlichen Mähren, in die Gegend von Teltsch, dahin auch das Gros abrückte, während in Iglau nur die kleine Besatzung unter General Rochau verblieb.

Der Stadtcommandant, welcher nun einen wohl verantwortungsvollen aber wenig dankbaren Posten im Rücken der operierenden Armee angewiesen erhalten hatte, musste sein Hauptaugenmerk auf die Verpflegung der Truppen richten, die um so schwieriger sich gestaltete, als die Hoffnung die gefüllten kaiserlichen Magazine wegzunehmen, sich als eitel herausgestellt hatte. Die Abnutzung und das Auftreten Rochaus wurde daher mit der zunehmenden Schwierigkeit seiner Lage immer energischer und rücksichtsloser.

Am 21. Februar begann er mit Requisitions-Streifzügen in die Umgebung und nahm den Bauern und Herrschaften allen vorhandenen Proviant weg.³⁴⁾ Bei diesen Expeditionen geriethen seine Truppen wiederholt an die Patronillen der österreichischen Armee, welche von Böhmen aus in kleinen Abtheilungen über die ganze streiften, um die Bewegungen ihrer Gegner zu beunruhigen. Am 25. Februar brachten die sächsischen Uhlanen einen Hauptrupp von 120 österreichischen Husaren, die sie in der Nähe von Teltsch aufgehoben hatten, nach Iglau und escortierten sie weiter über Saar nach Böhmen. Doch sollen dieselben während des Marsches dahin wieder ausgerissen sein.³⁵⁾

Inzwischen begann Friedrich II. von der Südgrenze Mährens aus Niederösterreich hart zu bedrohen, was Karl von Lothringen, der noch immer unschlüssig in Böhmen verweilte, endlich zu einer entscheidenden That nöthigte. Die Bedenken, die sich bei diesem Feldherrn aber bezüglich der zu unternehmenden Schritte geltend machten, waren folgende. Er erklärte dem Wiener

³²⁾ Carlyle III. p. 458.

³³⁾ Hist. Beschreibung fol. 84.

³⁴⁾ Dudik. Preußen in Mähren p. 425.

³⁵⁾ Dudik. Preußen in Mähren p. 426.

Hofe, dass seine Lage eine missliche sei. „Greife er die Sachsen bei Iglau an, so drohten die Franzosen seine bisherige Stellung bei Budweis wegzunehmen und so die Verbindung mit Oberösterreich abzuschneiden. Bei einer Vorrückung gegen die Franzosen aber habe er die Preußen und Sachsen im Rücken“. ²⁷⁾ Während er auf solche Weise feste, bindende, jeder Verantwortung enthebende Instructionen von Wien verlangte, fürchtete auf der anderen Seite das sächsische Detachement zu Iglau einen plötzlichen Angriff von Böhmen aus. Die Hauptmacht der Sachsen hatte sich, wie erwähnt, weiter südwärts in die Nähe der Preußen gezogen, General Rochau, der mit einer kleinen Besatzung von circa 2000 Mann in Iglau geblieben war, fühlte sich ziemlich verlassen und nichts weniger als sicher, da das wiederholte Auftauchen feindlicher Schwadronen in der Umgebung der Stadt ein plötzliches Heranrücken der österreichischen Armee von Westher nicht unmöglich erscheinen ließ. In den letzten Tagen des Februar entstand nun das freilich unbegründete, nichtsdestoweniger aber bestimmt auftretende Gerücht, Karl von Lothringen sei im Anzuge. Dasselbe erzeugte unter den Sachsen eine derartige Panik, dass Rochau sich sofort entschloss, die Stadt zu räumen. Am 28. Februar trat er, nachdem der Train eilends vorausgeschickt worden war, mit seiner Mannschaft den Rückzug nach Pirnitz an; ein deutlicher Beweis, wie unhaltbar der General seine Stellung in Iglau ansah und welch geringes Selbstvertrauen das, freilich stark hintangesetzte, sächsische Corps besaß. Vor der Stadt stellte sich bald die Grundlosigkeit des Allarms heraus und Rochau musste wohl oder übel wieder umkehren, wenn er nicht die volle Verantwortung eines ganz unmotivierten Aufgebotes der ihm anvertrauten Stadt auf sich laden wollte. Am 1. März rückte er mit 1500 Mann und 4 Geschützen wieder in Iglau ein. ²⁸⁾ Von einer Annäherung der kaiserlichen Truppen war keine Rede; denn erst im Kriegsrathe vom 4. März zu Neuhaus wurde dort eine Bewegung beschlossen, und zwar der Marsch nach Österreich, um die Hauptstadt Wien vor einem Handstreich der Preußen zu schützen. Für Iglau gab es daher bei den Verbündeten nichts zu befürchten; König Friedrich war aber deshalb über die unüberlegte Handlungsweise der Sachsen daselbst um so mehr erzürnt. In bitteren Worten machte derselbe seinem Unwillen Luft, indem er äußerte, „die Sachsen hätten das wichtige Iglau schöne preisgegeben“. ²⁹⁾ Der Fehler war für den Augenblick freilich wieder gutgemacht worden; doch ließen derartige Zwischenfälle das schlimmste für die Zukunft fürchten.

²⁷⁾ Arneth: Maria Theresias erste Regierungsjahre. II. p. 41.

²⁸⁾ Histor. Beschreibung fol. 85.

²⁹⁾ Grünhagen: Gesch. des 1. schles. Krieges. II. p. 158.

Vgl. Polit. Corresp. Friedr. d. Gr. II, p. 64. An Rutowski vom 2. März anlässlich dieses Vorfalles die dringende Mahnung „dem Feinde eine gute Haltung zu zeigen und sich ja nicht ohne Bedenken oder äußerste Nothwendigkeit zurückzuziehen.“ Ebend. p. 65.

Der unerwartete Abmarsch und die schleunige Rückkehr der Sachsen hatte zunächst zur Folge, dass die Stadt Iglau zur Leistung neuer Lieferungen an Proviant und Vorspann verhalten wurde. General Rochau fühlte sich überhaupt veranlasst, das durch sein jüngstes Verhalten arg erschütterte militärische Prestige wenigstens der Bürgerschaft gegenüber durch größere Strenge und Energie wieder herzustellen.

Auch war es wohl kein Geheimnis unter den höheren sächsischen Officieren, dass die Theilnahme ihrer Truppen an den Unternehmungen Friedrichs nur mehr von kurzer Dauer sein werde; Differenzen und Zwistigkeiten zwischen beiden Parteien gab es genug, besonders seitdem Moritz von Sachsen den Oberbefehl übernommen hatte. Die Sachsen zu Iglau suchten daher aus der Occupation dieser Stadt wenigstens den Vortheil zu ziehen, von dort aus ihren Train und ihr Verplegswesen in besseren Stand zu setzen. Deshalb erließ General Rochau, ganz im Gegensatze zu seinem früheren Verhalten, am 2. März schon an den Magistrat einen strengen Auftrag, worin unter Androhung „scharfer Execution durch die Tataren“ nachstehendes verlangt wurde.

„Es sollten bis auf den nächsten Tag 100 vierspännige Wagen oder 200 Schlitten, ferner 1000 Säcke bei Strafe von ebensoviel Gulden abgeliefert werden. Weiters hätten sich stots zwei Rathsmitglieder im Quartiere des Commandanten aufzuhalten, um dessen Befehle entgegenzunehmen und der Rath sofort die Verschaffung von Pferden und Wagen aus der Stadt streng zu verbieten. Allen Forderungen bezüglich Korn, Mehl, Hafer u. dgl. müsse binnen 12 Stunden entsprochen werden. Zur Herstellung eines günstigeren Gesundheitszustandes in der Stadt sollen die zu der herrschenden Epidemie verstorbenen Leute ordentlich in genügend tiefen Gräbern verscharrt und mit angelöschtem Kalk bedeckt werden.“⁴⁰⁾ Zugleich wurde eine vorläufige Lieferung von 2000 Metzen Mehl, 3000 Metzen Hafer, 100 Metzen feinsten Weizenmehl, 12 Metzen Erbsen, ebensoviel Linsen und Graupen ausgeschrieben.

Der Magistrat gerieth darüber in die höchste Bestürzung. Die ohnehin nur mehr aus vier activen Mitgliedern bestehende Corporation — zwei waren gefangen, zwei „untauglich“ und zwei „erschrocken unpasslich“ — hatte derlei Forderungen gegenüber den schwierigsten Stand. Trotzdem die Unmöglichkeit der Erfüllung des Begehrtens dem Commandanten eingehend und ziffer-

⁴⁰⁾ Durch die ungewöhnliche Anhäufung von Menschen in der Stadt während der militärischen Besetzungen waren epidemische Krankheiten entstanden, die im Zeitraume vom Jänner bis November 1742 nicht weniger als 238 Soldaten und 1004 Einwohner dahinkraffteten. Deshalb sah sich der Commandant zu außerordentlichen sanitären Massregeln veranlasst. Hist. Beschreibung fol. 86.

mäßig nachgewiesen wurde, wollte dieser doch nichts von dem Nachlasse hören und drohte neuerdings mit „scharfer Execution“. Nach längerem Unterhandeln wurden die Forderungen doch unweit ermäßigt, als das Quantum des aufzubringenden Mehles 1000 Metzen und die Lieferung der übrigen Cerealien auf die uralte Raten herabgemindert wurde. Dagegen musste der verlangte Vorspaun unweigerlich beigelegt werden.⁴¹⁾

So entging die Stadt zur Noth der aangedrohten Exaction und Geldstrafe. Dass es übrigens dem General Rochau bei seinem Begehren weniger um die Befriedigung eines dringenden Bedürfnisses für seine Truppen als um Anhäufung großer Vorräthe behufs Mitnahme bei einem allfälligen Abmarsche zu thun ging, geht auch aus dem Umstande hervor, dass er gleichzeitig die herrschaftlichen Getreidekasten zu Triesch plünderte und die dortigen auf Tausende von Metzen sich belaufenden Futter- und Proviantsorten nach Iglau unter starker Bedeckung bringen ließ.

Zur Aufbesserung der Soldatenkost begehrte Rochau für ein halbes Pfund Rindfleisch und eine Maß Bier täglich für den Mann und ließ für den Bedarf der Seinigen nach und nach 17 Eimer Wein im Werte von 1026 fl. aus dem Rathskeller nehmen. Aus diesen Thatsachen kann wohl mit Recht geschlossen werden, dass die Sachsen schon anfangs März darauf rechneten, daß ihre Anwesenheit in Iglau nur mehr kurze Zeit währen dürfte, nur eine im Abzug begriffene Armee pflegt ihren Standort in derart rücksichtsloser Weise auszunutzen. Den bevorstehenden Abmarsch kündigten weitere die immer häufigeren Absendungen von Proviantwagen an, bis endlich am 10. März, Nachmittag 4 Uhr, Generalmajor Rochau selbst mit dem Reste seiner Mannschaft die Stadt verließ und die Richtung gegen Pirnitz einschlug.⁴²⁾ Er handelte diesmal gemäß eines vom Preussenkönig erhaltenen Befehles; Friedrich fühlte sich zu jener Zeit veranlaßt, die Aufstellung seines Heeres zu concentriren. Von Osten her machte sich die ungarische Insurrection täglich fühlbarer, im Süden trafen bereits die ersten Truppen Karls von Lothringen ein; deshalb beorderte Friedrich am 7. März die Sachsen unter an seine Stellung⁴³⁾, welcher Auftrag auch, wie erwähnt, dem Abzug Rochaus aus Iglau am 10. März zur Folge hatte. Letzterer schloss sich dem Hauptcorps der Sachsen an, das übrigens in diesem Kriege keine Lorbeern mehr ernten sollte.

Die an die Occupation Iglaus geknüpften Erwartungen und Hoffnungen waren somit zunichte geworden. Die vielfachen, aufwandsreichen Pläne, welche seinerzeit mit der Besetzung dieser Stadt in Verbindung gebracht wurden, waren sämmtlich gescheitert: ohne Schwertstreich verließen die Sachsen wiederum die

⁴¹⁾ Histor. Beschreibung fol. 86—88.

⁴²⁾ Histor. Beschreibung fol. 89.

⁴³⁾ Grunbagen: Gesch. d. 1. schles. Krieges. II p. 101.

Ort, dessen Besitz noch vor wenigen Wochen als nothwendige Voraussetzung zum Erfolge des ganzen mährischen Feldzuges bezeichnet worden war. Die theilweise Richtigkeit dieser Ansicht fand auch thatsächliche Bestätigung in dem Umstande, dass kurze Zeit darauf — Anfangs April —, als die Uneinigkeit mit den Sachsen zu deren Abzug geführt hatte, Friedrich auch seinerseits den Rückzug aus Mähren antrat und so das gänzliche Misslingen des mit so viel Eifer und Mühe betriebenen Unternehmens zugestand. Die Stadt Iglau, welche, wie gezeigt wurde, in demselben eine nicht unwichtige Rolle gespielt hatte, trat nachher von dem Vordergrund der weltgeschichtlichen Ereignisse immer mehr zurück. Wenn sie auch in indirecter Weise, durch Proviantlieferungen, Einquartierung kaiserlicher Truppen, Verwundeten-transporte u. dgl., namentlich nach der unglücklichen Schlacht bei Caslau, noch öfter ins Mitleid gezogen wurde, so hatte sie in dem weiteren Verlaufe der Kriegsbegebenheiten doch keine Gelegenheit mehr in ähnlicher Weise hervorzutreten, wie in der dargestellten Episode des ersten schlesischen Krieges.

Iglau.

Julius Wallner.



Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

1. De M. Tulli Ciceronis epistulis earumque primum editionem dissertatio inauguralis, ed. Ludovicus Gurlitt. Friderici Gieseler. 1879. 47 SS.
2. Die Briefe Ciceros an M. Brutus in Bezug auf ihre Echtheit geprüft von Ludwig Gurlitt. IV. Supplementband des Philologus 1888. S. 553—639.

Ciceros Briefwechsel hat die Philologen und Historiker zu jeher insbesondere mit zwei sehr verwickelten und von einem Abschlusse immer noch weit entfernten Fragen beschäftigt. Die eine betrifft die Entstehungsweise jener Sammlung, die wir mit dem Titel *epistulae ad familiares* zu bezeichnen pflegen, und ihr Verhältnis zu anderen verloren gegangenen, aber in den Citaten der Alten noch nachweisbaren Briefsammlungen; die zweite betrifft sich um die Echtheit oder Unechtheit der zwei Bücher Briefe an und von M. Brutus. Diese beiden Fragen sind nun in den vorliegenden zwei Schriften unter gewissenhafter Heranziehung zur Verwertung der darüber vorhandenen Literatur mit anerkannter werter Sachkenntnis und Umsicht in streng philologisch-historischer Methode einer eingehenden Erörterung unterzogen. Insbesondere was die erste betrifft, von einer jedenfalls sehr beachtenswerten neuen Seite in Angriff genommen werden. Denn während es sich bei den Briefen an Brutus mehr um *testamentum* handelte, zwischen den beiden in ziemlich gleicher Weise vertretenen Parteien für oder gegen die Echtheit Stellung zu nehmen und sie von allen Seiten in reichlicher Menge zusammengetragenen Argumente zu sichten und abzuwägen, hat der hier Verf. hinsichtlich der Briefe *ad familiares* mit Erfolg einen neuen Weg eingeschlagen und Besultate erzielt, die in ihrer Beziehung gegenüber den früheren Anschauungen bei weitem im Vortrage vertheilen, wenn auch bei der hypothetischen Natur der ganzen Untersuchung noch manche Schwierigkeit zu besetzen bleibt und der philologische Eifer in der Verfolgung eines so weitestreckten Zieles hier und da mehr finden muß, als vorurtheilungen, strengen Prüfung bestehen dürfte.

Die Sammlung der *epp. ad. fam.* sieht sonderbar genug aus, um auf den ersten Blick die Frage zu erwecken, wie denn eine so eigenartige Zusammenstellung entstanden sein konnte. Wenn auch in den einzelnen Theilen derselben die zeitliche Aufeinanderfolge der Briefe vielfach berücksichtigt erscheint, so ist doch die Anordnung des Ganzen nicht chronologisch, sondern die Briefe sind nach den Empfängern zusammengestellt, so dass z. B. das I. Buch die Briefe des Cicero an P. Lentulus enthält und am Schlusse einen vereinzelt Brief an L. Valerius, das II. die Briefe an C. Curio und an M. Caelius mit drei vereinzelt Briefen am Schlusse. In ähnlicher Weise geht es durch alle ersten zwölf Bücher, nur dass das III. bloß Briefe an App. Pulcher enthält und das VIII. bloß Briefe des M. Caelius an Cicero, während umgekehrt die Briefe des Cicero an M. Caelius schon im II. Buche enthalten sind. Eine Abweichung von dieser Anordnung beginnt mit dem XIII. Buche, in welchem lauter Empfehlungsschreiben zusammengestellt sind; das XIV. und XVI. Buch besteht aus der Correspondenz Ciceros mit seiner Familie, und zwar jenes aus den Briefen an seine Frau Terentia, dieses aus den Briefen an seinen Freigelassenen Tiro. Das räthselhafteste Buch ist das XV.: es enthält Briefe an Freunde und Bekannte Ciceros, deren Briefwechsel mit Cicero schon in früheren Büchern vorkommt. So sind im XII. Buche 12 Briefe an Cassius Longinus beisammen, im XV. folgen noch 6 andere an denselben nach; im IV. Buche sind 5 Briefe an Claudius Marcellus, im XV. folgt noch einer nach; im X. Buche ist ein Brief an C. Trebonius, im XV. folgen noch 2 nach. Es macht daher auf den ersten Blick den Eindruck, als ob dies Buch ein Nachtrag zu den Büchern I—XII wäre. Aus allem dem aber geht hervor, dass sich die letzten vier Bücher in sehr auffallender Weise von den ersten zwölf unterscheiden.

Die Beantwortung der Frage über die Entstehung dieser Sammlung wird aber noch durch einen andern Umstand bedeutend erschwert. Im Alterthum waren nämlich, wie aus den Citationen, namentlich bei Nonius, unzweifelhaft hervorgeht, noch viel umfangreichere Sammlungen Ciceronianischer Briefe vorhanden. So wissen wir, dass es 9 Bücher Briefe an M. Brutus gab, wovon nur 2 auf uns gekommen sind; ferner werden citirt ein IX. Buch *ad Hirtium*, ein IV. *ad Pompeium*, ein III. *ad Caesarem*, ein III. *ad Caesarem juniorem* (d. i. an Octavian), ein III. *ad Pansam*, ein II. *ad Axiom*, ein II. *ad filium*, ein II. *ad Nepotem*, ein I. *ad Calvum* und ein I. *ad Cassium*, wobei zu bemerken ist, dass, wo ein erstes Buch citirt wird, wenigstens noch ein zweites vorhanden war. Wie verhält sich nun unsere Sammlung der *epp. ad fam.* zu diesen, wie es scheint, größeren und vollständigeren Sammlungen? Ist unsere Sammlung gleich ursprünglich wie jene, d. h. hat jemand die Briefe des Cicero, die ihm gerade zu Gebote

standen, zu unserer Sammlung zusammengestellt und sind fast neben dieser Sammlung nach und nach die genaueren, vollständigeren entstanden, indem vielleicht diejenigen, an die Cicerone seine Briefe gerichtet hat, selbst, wie wir es von Atticus wissen, oder ihre Erben die vollständigen Briefe veröffentlichten? Ob nun unsere kleinere Sammlung erst durch Excerptierung aus der größeren, vollständigeren hervorgegangen? Zurückverfolgen lässt sich unsere Sammlung zwar mit voller Bestimmtheit bis auf A. Gellius; aber damit ist nicht mehr gewonnen als die Sicherheit, dass zur Zeit des Gellius d. i. um die Mitte des 2. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung unsere Sammlung neben den andern bereits vorhanden war. Unter den Gelehrten nun, welche diese Frage behandelten, hat namentlich Bruno Nake in seiner *Historia critica M. Tulli Ciceronis epistularum* (Bonn 1861) die letztere Ansicht verfochten: die ersten zwölf Bücher der *epist. ad fam.* seien ein Excerpt aus den größeren Sammlungen, das XIII. Buch habe eine eigene Sammlung von Empfehlungsbriefen gebildet; ebenso auch das XIV. und XVI. eine Sammlung von Briefen Ciceros an seine Familie; das XV. endlich sei nur ein Nachtrag zu Buch I—XII. Das Bedeutendste, was dieser Ansicht entgegengehalten wird, ist wohl der Umstand, dass es sich kaum begreifen ließe, wie denn ein Excerptor, dem die vollständigen Sammlungen vorlagen, eine Auswahl von Briefen in dieser Weise hätte anlegen sollen; denn in unserer Sammlung findet sich eine nicht unbedeutende Anzahl ganz nichtssagender, in keiner Hinsicht irgendwie hervorragender Stücke, viele Briefe Anderer an Cicerone, wie z. B. das ganze VIII. Buch nur Briefe des M. Caelius an Cicero enthält, ja auch Briefe von Bekannten Ciceros untereinander, z. B. 3 Briefe von D. Brutus an M. Brutus und an Antonius (XI, 1—3). Es ist kaum zu glauben, dass ein Excerptor aus der großen Fülle des ihm vorliegenden Materials gerade solche sich ausgewählt hatte, während er z. B. von den gerade sehr bedeutenden IV. Büchern Briefe an Pompejus nur einen einzigen (V 7) und ebenso von den drei Büchern an Cäsar nur einen nebst zwei Empfehlungsschreiben (VII 5; XIII 15 u. 16) von den III. Büchern an Octavian gar keinen sollte genommen haben. Auch dass er gerade Briefe aus den anderen Sammlungen sich auswählte, dagegen keinen aus den noch vollständig vorhandenen an Atticus und den Bruder Quintus wäre nicht zu begreifen. Diese Betrachtung allein genügt vollkommen, in der *epist. ad fam.* kein Excerpt zu sehen und uns zu überzeugen, dass diese Sammlung ebenso eine ursprüngliche sei wie die andern. Bei der Frage, wer sie angelegt habe, hat man an Atticus gedacht (Manutius, Tunstall, Drumann); aber die bei weitem größere Wahrscheinlichkeit spricht für Tiro; denn dass dieser mit der Sammlung Ciceronianischer Briefe noch bei Lebzeiten Ciceros beschäftigt war, darüber haben wir eine directe Nachricht in

Cicero selbst, der am 9. Juli 44 an Atticus (XVI, 5, 5) schreibt: *Mearum epistularum nulla est ovaywyf, sed habet Tiro instar septuaginta, et quidem sunt a te quaedam sumendae, eas ego oportet perspiciam, corrigam; tum denique edentur.*

Auf diesem Standpunkte steht nun auch Herr Gurlitt. Das Neue, was er hinzubringt, besteht darin, dass er anknüpfend an eine von C. Fr. Hermann¹⁾ gelegentlich hingeworfene Andeutung die *ep. ad fam.* nicht als eine Sammlung für sich ansieht, sondern als Theile einer großen Briefsammlung, die Tiro noch bei Lebzeiten Ciceros begonnen und dann nach und nach publiciert habe, einer Sammlung, der mit Ausnahme der Briefe an Atticus, für deren Publicierung bekanntlich Atticus selbst sorgte, die ganze Ciceronianische Correspondenz, sowohl die uns erhaltene (*ad familiares*, *ad Quintum fratrem* und *ad M. Brutum*) als auch die verloren gegangene und nur in Citaten noch nachweisbare (*ad Hirtium*, *ad Pompeium*, *ad Caesarem* etc.) als Theile angehört haben. Ein starker Beweis dafür, dass die *ep. ad fam.* keine Sammlung für sich bildeten, liegt unstreitig darin, dass sie in der Überlieferung keinen gemeinsamen Titel haben, dass die einzelnen Bücher in den maßgebenden Handschriften nicht numeriert sind, und dass auch die Alten in ihren Citaten dieselben nicht als ein Corpus für sich kennen, auch die Bücher nicht mit Zahlen bezeichnen, wie es sonst z. B. bei den Briefen an Atticus zu geschehen pflegt, sondern jedes einzelne Buch für sich mit dem Namen derjenigen Person benennen, an welche die ersten Briefe desselben gerichtet sind, z. B. Gellius I 22, 19 *in libro epistularum M. Ciceronis ad L. Plancum et in epistula Asini Pollionis ad Ciceronem* (= *ad fam.* X 33). Auch im *cod. M.* sind einzelne Bücher in dieser Weise überschrieben. Man hätte sich also die Sache so vorzustellen, dass Tiro bei der Sammlung der Correspondenz des Cicero, wenn an eine und dieselbe Person genug Briefe vorhanden waren, um mehrere Bücher damit zu füllen, diese in Bücher abtheilte, wie z. B. die Briefe an den Bruder Quintus, an M. Brutus, an Hirtius, an Pompejus, an Cäsar u. a.; wo dagegen nur für ein Buch Material vorhanden war, stellte er dies in ein Buch zusammen, wie z. B. die Briefe an App. Pulcher (*ad fam.* III), an Terentia (*ad fam.* XIV), an Tiro (*ad fam.* XVI); genügte das Material auch für ein Buch nicht, so vereinigte er die Correspondenz mit zwei oder mehreren Personen zu einem Buche, namentlich aber suchte er vereinzelte Briefe in dieser Weise unterzubringen, dass er sie dieser oder jener kleineren Sammlung anhängte, z. B. *ad fam.* B. I, II, IV, V u. a. Es lässt sich nicht leugnen, dass sich unter dieser Annahme die Art des Citie-

¹⁾ Zur Rechtfertigung der Echtheit des erhaltenen Briefwechsels zwischen Cicero und M. Brutus. I. Abth. Göttingen 1845. S. 21.

rens bei den Alten sowie auch der Mangel eines gemeinschaftlichen Titels und einer Numerierung der Bücher in der Uebersetzung in der einfachsten und ungezwungensten Weise erklärt.

Erforderlich ist aber unter dieser Voraussetzung, dass auch in den *opp. ad fam.* keine Briefe an oder von Persönlichkeiten vorkommen, deren Correspondenz in anderen Theilen jener großen Briefsammlung zusammengestellt war. Und in der That trifft man im allgemeinen zu, wenn man vom XIII. Buche *ad fam.* absieht, das seiner Natur nach, da es eine Zusammenstellung von Empfehlungsbriefen ist, auch die Empfehlungsbriefe an solche Personen enthält, deren übrige Correspondenz anderswo beisammen ist, z. B. Empfehlungsbriefe an Brutus (10—14) und an Cäsar (15 und 16). Einige Schwierigkeit macht da nur der Brief *ad fam.* V 7, der an Pompejus, und VII 5, der an Cäsar gerichtet ist, da man sich unwillkürlich fragt, wie denn dem Iulius diese Briefe hieher gerathen konnten, während er doch sonst die Correspondenz mit Pompejus und Cäsar für sich in mehreren Büchern zusammengestellt hatte. Für den letzteren Brief hat Gurlitt zwar noch einigermaßen einen Grund: es handle sich nämlich darin um den C. Trebatius und daher stehe dieser Brief an jener Stelle des VII. Buches, wo die Briefe des Cicero an C. Trebatius beisammen sind; auch sei es möglich, dass Trebatius die Briefe des Cicero an ihn nebst jenem Schreiben an Cäsar dem Tiro für die Sammlung übergeben habe und dass daher diese Briefe beisammen geblieben seien; allein für den Brief an Pompejus dürfte es wohl kaum genügen, wenn Gurlitt meint, diese Unregelmäßigkeit sei so unbedeutend, *ut non tam excusatione quam excusatione eget*. — Geringere Schwierigkeit bietet, wie bei Nonius p. 278 *M. Tullius ad Cassium lib. I* citiert wird, auch die betreffende Stelle sich *ad fam.* XV, 16 findet; denn da derselbe Brief bei Nonius auch noch p. 291 aber ohne *lib. I* citiert ist und ebenso p. 259 ein anderer Brief an denselben Cassius (*ad fam.* XV, 14), so schließt Gurlitt mit Recht, dass auch an der ersten Stelle das *lib. I* zu tügen sei. — Endlich bringt noch Verlegenheit Nonius p. 438, wo eine Stelle aus einem Briefe Ciceros an Cato citiert wird, die sich in dem Briefwechsel *ad Cato ad fam.* XV 3—6 nicht findet. Dass Nonius diese Stelle aus einem andern, jetzt verlorenen Theile der Ciceronianischen Correspondenz, wo die übrigen Briefe an Cato beisammengewesen waren, entnommen habe, ist nach Gurlitts Annahme unmöglich, auch dass gerade der betreffende Brief im XV. Buche *ad fam.* ausgefallen sei, ist höchst unwahrscheinlich; es bleibt ihm nichts übrig als das Citat des Nonius für einen Irrthum zu erklären.

Aber auch innerhalb der *opp. ad fam.* gibt es noch einen sehr schwierigen Punkt zu lösen, der sich der Gurlitt'schen Hypothese entgegenstellt; es ist dies das XV. Buch, insofern dasselbe Briefe an Personen enthält, deren Briefwechsel schon in früheren Büchern vorkommt, nämlich

an M. Marcellus	XV 9	und	IV 7—11
„ Cassius Longinus	XV 14—19	und	XII 1—13
„ C. Trebonius	XV 20. 21	und	X 28.

Was nun den Brief XV 9 betrifft, so soll derselbe nur durch eine Verwechslung des M. Marcellus mit dem C. Marcellus, an den XV 7. 8. 10 und 11 gerichtet sind, dahin gerathen sein, was durchaus nicht unwahrscheinlich klingt. Bezüglich der anderen Briefe aber ist der Herr Verf. auf eine Beobachtung verfallen, die für die Auffassung der Art und Weise, wie die epp. ad fam. zusammengestellt wurden, von der größten Bedeutung wäre, wenn sie sich mit größerer Sicherheit nachweisen ließe. Er beobachtete nämlich, dass sämtliche Briefe des X.—XII. Buches mit einziger Ausnahme von XI 1 und XII 17. 18. 19 nicht über den Monat Mai des Jahres 44 zurückgehen, während alle anderen Briefe der epp. ad fam. vor diesem Zeitraume geschrieben sind mit Ausnahme von VII 19. 20 und 21, namentlich aber IX 24. Darauf hin nun stellt er sich die Entstehung der Briefsammlung ad fam. also vor: Um das Jahr 45 ungefähr hätten Cicero und Tiro den Entschluss gefasst, den Briefwechsel des ersteren, insoweit er noch zu bekommen wäre, zu sammeln und herauszugeben. Gegen die Mitte des Jahres 44 habe Tiro bereits eine große Menge Briefe beisammen gehabt und dieselben geordnet; daraus seien nebst anderen Collectionen z. B. ad Pompeium, ad Caesarem etc. auch entstanden ad fam. B. I—IX und XIII—XVI. Diejenigen Briefe dagegen, welche Cicero von der Mitte des Jahres 44 an schrieb oder empfing, hätte dann Tiro in derselben Ordnung, wie er sie einzeln von Cicero empfing, zusammengestellt und daraus seien geworden ad fam. B. X—XII und ad M. Brutum, was uns erhalten ist, nämlich B. I und II. Was nun die Anordnung der Bücher ad fam. beträfe, so scheinen I—VIII in der ursprünglichen Reihenfolge überliefert zu sein; man sehe das daraus, dass in den ersten 7 Büchern eine chronologische Anordnung zu bemerken sei und dass die Briefe des Caelius an Cicero, die gerade ein Buch ausmachten (VIII.), an das Ende dieser Abtheilung geschoben sind, während die Briefe des Cicero an Caelius im II. Buche stehen; auch sei im cod. M. das folgende d. i. das IX. Buch als 'lib. I' überschrieben und von den beiden Harleiani, die auf den Archetypus des M. zurückzugehen scheinen, enthalte der eine so wie auch der cod. Turonensis B. I—VIII, der andere IX—XVI. Dagegen sei die in den Handschriften überlieferte Reihenfolge der Bücher IX—XVI keine ursprüngliche, sondern eine rein zufällige.

Es lässt sich nicht leugnen, dass diese Darstellung sehr viele Wahrscheinlichkeit für sich hat, dass dadurch manche dunkle Punkte aufgeklärt werden und über diese räthselhafte Briefsammlung einiges Licht verbreitet wird. Leider steht gerade

der Cardinalpunkt, nämlich die in der Zusammenstellung der Briefe zwischen B. X—XII und den übrigen Büchern getroffene Unterscheidung nicht so ganz unzweifelhaft fest. Denn es finden sich in diesen Büchern doch auch manche Briefe, die entschieden früher geschrieben sind als einzelne Briefe in den übrigen Büchern. So sind XII 17—19 (20?) sogar vom Jahre 46, XI 1 vom April 44, XI 27 und 28 und XII 16 vom Mai 44, während andererseits VII 19 und 20 vom Ende Juli 44 sind, IX 24 sogar vom Februar 43. Die Art und Weise, in welcher Gurtitt S. 22 diese Abweichung bezüglich der Briefe XII 17—19 und IX 24 zu erklären sucht, ist leider nicht genugsam überzeugend. Doch gibt Ref. gerne zu, dass durch diese im Verhältnisse im großen Anzahl von Briefen sehr wenigen Unregelmäßigkeiten das Resultat im ganzen schwerlich in Frage gestellt werden dürfte. Wenigstens wird man zugestehen müssen, dass unter den beiden eingeschlagenen Wegen dieser derjenige ist, durch den die bedeutendsten Schwierigkeiten gelöst und die meiste Klarheit über diesen ganzen Gegenstand verbreitet wird. Namentlich aber noch darauf aufmerksam gemacht, dass auf diese Weise für von dem Vorwurfe einer ganz unbegreiflichen Gedankenlosigkeit in der Anordnung seines Briefmaterials befreit und gezeigt wird, dass er durchaus nicht so sorglos vorgegangen sei, als man es gewöhnlich anzunehmen pflegt, sondern dass er zwar nicht nach einem einheitlichen Principe, aber doch nach bestimmten Gesichtspunkten seine Disposition getroffen habe. Man vergleiche die gelungenen Nachweis einer gewissen chronologischen Ordnung in B. I—VIII (S. 24), den Nachweis, dass in B. X—XII außer der Zeit und der Person, an welche ein Brief gerichtet ist, auch der Ort, wohin ein Brief gieng oder woher er kam, für die Anordnung maßgebend war (S. 27 und 28), endlich den Nachweis, dass der Briefwechsel mit M. Brutus chronologisch ebenso geordnet sei wie ad fam. B. X—XII, d. h. in der Folge, wie Cicero die einzelnen Briefe absandte oder empfing (S. 36—41). Missglückt dagegen ist es, wenn S. 14 ff. zu zeigen versucht wird, dass an der Stelle ad Att. XVI 5, 5 *meorum epistularum nulla est συλλογή, sed habet Tiro instar septuaginta duo Empfehlungsbriefe des XIII. Buches ad fam. gemeint sein müssten. Der Schluss aus dem Worte συλλογή, womit nur eine nach einem bestimmten Gesichtspunkte geordnete Briefsammlung verstanden werden könne, ist unrichtig; denn Cicero sagt ja nicht, dass Tiro eine συλλογή beisammen habe, sondern nur ungefähr 70 Briefe. Hätte Cicero eine so bestimmte Gattung von Briefen im Auge gehabt, wie sie im XIII. Buche beisammen sind, so würde er sie gewiss auch bestimmter bezeichnet haben.*

Kürzer können und müssen wir uns bezüglich der zweiten Schrift fassen, welche den nächst schwierigsten Punkt in der

Correspondenz des Cicero betrifft, nämlich die Frage, ob die uns überlieferten zwei Bücher Briefe an M. Brutus echt seien oder nicht. Angefochten wurde ihre Echtheit zuerst von den Engländern Tunstall und Markland 1741—1745. Gerade 100 Jahre später hat sich dann namentlich C. Fr. Hermann mit großer Energie derselben angenommen (1844 und 1845) und dadurch eine Entgegnung von A. W. Zumpt (1845) hervorgerufen. Seitdem ist nun diese Frage wiederholt mit großem Eifer nach allen Richtungen ventilirt worden. Denn während C. G. Cobet in der *Mnemosyne* (1879) mit Hermanns Waffen für die Echtheit eintrat, bestritten dieselbe in neuester Zeit Ferd. Becher (1876) aus sprachlichen Gründen, namentlich aber in umfassender Weise und unter Benutzung des ganzen seither angesammelten Materials Paul Meyer „Untersuchungen über die Frage der Echtheit des Briefwechsels Cicero ad Brutum, Stuttgart 1881“. Auf einen Mittelweg hat zuerst Nipperdey (Abhandl. der Sächs. Ges. d. Wiss. 1865) hingewiesen und angedeutet, dass nicht alle Briefe mit dem nämlichen Rechte der Verdacht der Unechtheit treffe wie jene beiden Schmähbriefe gegen Octavian, d. i. die Briefe I 16 und 17. Diesem Winke folgend, hat dann Rud. Heine in seiner sorgfältigen Inauguraldissertation (1875) die Echtheit sämtlicher Briefe mit Ausnahme der beiden genannten zu erweisen gesucht und auch Otto Eduard Schmidt in seiner chronologischen Untersuchung *de epistulis et a Cassio et ad Cassium post Caesarem occisum datis Lipsiae 1877* sehr bedeutende Momente dafür beigebracht, aber außer I 16 und 17 auch noch I 15 und 18 als unecht erklärt.

Auf diesem nämlichen Wege finden wir nun auch den Verf. der vorliegenden Schrift. Bestimmt war dieselbe als Entgegnung auf die von Meyer theils wieder aufgenommenen, theils neu erhobenen Angriffe gegen die Echtheit der Correspondenz mit Brutus; da aber zu gleicher Zeit Edmund Ruete mit seiner Straßburger Dissertation (1883) denselben Zweck verfolgte und dem Verf. zuvorgekommen war, so musste vieles wegleiben, was Ruete schon vorweggenommen hatte. Doch ist deshalb Gurlitts Arbeit von nicht minderem Interesse; denn einerseits stützt und ergänzt er die Rueteschen Beweisführungen, andererseits weicht er in einigen ganz wesentlichen Punkten von ihm ab oder kommt auf anderen Wegen zu demselben Ziele.

Den Schwerpunkt der Gurlittschen Abhandlung bildet der chronologisch-historische Theil seiner Untersuchung. Dass sich der Herr Verf. auf diesem Gebiete mit anerkannter Sicherheit und Gewandtheit bewege, hat schon seine Inauguraldissertation gezeigt. Dort schon hat er S. 36—41 die Reihenfolge der Briefe an und von Brutus einer kurzen Betrachtung unterzogen, deren Resultat im allgemeinen war, dass diese Briefe ebenso wie die Briefe ad fam. B. X—XII und wie überhaupt alle Briefe

von der Mitte des Jahres 44 an von dem Herausgeber in jener Ordnung publiciert worden seien, wie Cicero sie geschrieben oder empfangen hat, und dass mit Ausnahme der Briefe aus der zweiten Hälfte des Jahres 43 der vollständige Briefwechsel veröffentlicht worden sei. In der vorliegenden Schrift wird nun S. 557—566 diese Untersuchung mit großer Sorgfalt und Umsicht bis ins kleinste Detail durchgeführt und darauf hin der Zustand, in dem dieser Briefwechsel auf uns gekommen ist, geprüft. Dass die beiden Bücher im Laufe der Zeit ihre Stelle gewechselt haben und unser zweites Buch vor das erste zu stellen sei, ist eine bekannte Thatsache. Die Folge der einzelnen Briefe des II. Buches nun, wie sie durch Hermanns Entdeckung der Blättervertauschung (Abhandl. der Göttinger Ges. d. Wiss. 1845) hergestellt ist, entspricht durchaus der Gurlittschen Beobachtung, indem z. B. auf den zweiten Brief, den Cicero am 11. April 43 geschrieben hat, als dritter ein Brief folgt, den Brutus zwar schon am 1. April abgesandt hat, der aber erst nach der Ausfertigung des zweiten in Ciceros Hände gelangt ist. Was nun die Briefe des I. Buches betrifft, wovon 15 §. 3—11, 16 und 17 als unecht ausgeschieden werden, ist an zwei Stellen eine Störung der sonst beobachteten Anordnung zu bemerken. Die erste besteht darin, dass der 4. Brief, den Brutus erst am 15. Mai 43 geschrieben hat, vor dem Briefe des Cicero vom 3. Mai (5. Buch) steht; die andere Störung ist ganz in der Nähe und betrifft den 2. Brief, der auch in anderer Hinsicht den Erklärern schon viel Kopfzerbrechen verursacht hat. Beide Störungen werden von Herrn Verf. in nicht unwahrscheinlicher Weise auf eine Blättervertauschung im Archetypus zurückgeführt, wie solche Hermann im II. Buche, Mommsen in den Briefen an den Bruder Quintus nachgewiesen hat. Was diese Annahme besonders beachtenswert erscheinen lässt, ist der Umstand, dass damit wie mit einem Schlage auch alle die Schwierigkeiten schwinden, die in diesen Briefen unverkennbar zutage treten. Denn fürs Erste stimmt das Datum des Briefes (XII. K. Maias) nicht mit dem im Anfange desselben erwähnten Thatsachen und dann ist es unerklärlich, dass Cicero, nachdem er schon in dem ersten Theile des Briefes ausführlich über Dolabella gesprochen hat, nach einer kurzen Unterbrechung im zweiten Theile wiederum auf denselben Dolabella zurückkommt und das in einer Weise, wie man es nach dem, was vorangeht, durchaus nicht erwarten sollte. Gurlitt weist daher S. 566 ff. mit großer Wahrscheinlichkeit nach, dass dieser Brief nicht ein Brief sei, sondern aus den Fragmenten zweier Briefe bestehe: das erste umfasse §. 1, §. 2 und §. 3 bis *severitas quam tu* und sei am Schlusse verstümmelt, wodurch sich zugleich die allgemein nach *tua* wahrgenommene Lücke erkläre; das zweite Fragment beginne mit *te benivolentiam exercitus* und reiche bis zum Schlusse. Zu dem Briefe nun, dem das zweite Fragment an-

gehört, passe auch vollkommen das überlieferte Datum *XII. K. Maias*, es fehle dem Briefe nur der Anfang; der Brief jedoch, dem das erste Fragment entspricht und dem daher der Schluss fehlt, deute auf das Ende des Monats Mai. Die ursprüngliche Reihenfolge der Briefe dieses Buches war daher nach Gurlitt folgende:

2 §. 4—6	vom 20. April (fehlt der Anfang)
3	vom 22. "
5	vom 5. Mai
4a	vom 15. " von Brutus
4b	vom 16. " " " (verloren)
1	um d. 30. "
2 §. 1—3	um d. 31. " (fehlt der Schluss)
6	vom 19. " von Brutus; in Rom Anfang Juni usw.

Darnach war also dieses Buch im Archetypus im Anfange verstümmelt. Durch eine Vertauschung der Blätter nun scheint jenes Blatt, das den Brief 1 und 2 §. 1—3 enthielt, an den Anfang gerathen zu sein, wobei zugleich der Schluss des Briefes 2 verloren gieng. Doch trat mit dieser Verwirrung noch eine weitere Störung ein, wodurch der Brief des Brutus 4a vor den Brief 5 geschoben wurde und ein zweiter Brief des Brutus, den dieser Tags darauf geschrieben zu haben scheint, ausfiel; auf diesen verlorenen Brief schließt Gurlitt S. 583 in sehr überzeugender Weise aus dem Anfange des Briefes 2. Ist man nun auch nicht im Stande, den Vorgang dieser ganzen Verwirrung Schritt für Schritt genau zu verfolgen und klar zu machen, so ist doch für die Richtigkeit der Annahme einer Blätterverschiebung hinreichende Bürgschaft in dem Umstande, dass dadurch eine ganze Reihe von Schwierigkeiten auf einmal verschwindet und in die Folge der Briefe und der in denselben gemeldeten Ereignisse plötzlich Licht und Klarheit kommt. Auch dadurch, dass die Zerrüttung auf eine kleine in sich abgeschlossene Partie von Blättern beschränkt ist, nämlich auf die Briefe von der zweiten Hälfte des Mai, gewinnt die Sache nicht wenig an Wahrscheinlichkeit.

Die Briefe 16 und 17 sind nicht zu retten; sie tragen den Stempel der Unechtheit zu deutlich an sich. Beim 15. Briefe unterscheidet Gurlitt 3 Theile: der erste Theil §. 1 und 2 sei ein echtes Empfehlungsschreiben des Cicero für Messalla, der letzte §. 12 und 13 sei ebenfalls ein echter Brief, dem der Anfang fehle; diese beiden Stücke habe nun der Fälscher mit seinem Machwerke §. 3—11 zu einem Briefe verbunden, um so seinen Betrug desto besser zu verbergen. Der Beweis für die Unechtheit vom §. 3—11 ist vollkommen überzeugend. Doch mochte Ref. nicht bloß diesen Theil, sondern mit Schmidt den

ganzen 15. Brief über Bord werfen. Die Empfehlung des Messalla ist eine in einer kühnen Gradation aufsteigende, fast bis zur Lächerlichkeit übertriebene Lobhudelei, die um so ärger ist, als wie Gurlitt annimmt, das Schreiben wie alle Empfehlungsschreiben offen dem Messalla übergeben wurde und Messalla dasselbe offen dem Brutus zu überreichen hatte. Gurlitt selbst gesteht S. 595 „es übertreffe an höflichem Eifer die übrigen Empfehlungsschreiben so, dass Ciceros eigene Worte darauf zu passen scheinen (ad fam. XIII 6° 3): *cuius ego studio vix videor mihi satisfacere posse, si utar verbis iis, quibus, cum diligentissime quid agimus, uti solemus; nova quaedam postulat et putat me cuius generis artificium quoddam tenere. ei ego pollicitus sum me in intima nostra arte deprompturum mirificum genus commendationis.*“ Ganz richtig! Nur entledigt sich hier Cicero mit feiner Urbanität seiner Aufgabe, während der Fälscher dort dem Cicero die plumpsten Schmeicheleien auf Messalla häufen lässt und das noch dazu einem Brutus gegenüber, der, wie es zweimal in dieser Empfehlung heißt, den Messalla ebenso oder noch besser kenne als Cicero selbst. Spricht denn aus dieser Maßlosigkeit des Lobes nicht derselbe Geist, wie aus der Maßlosigkeit des Tadels im 16. und 17. Briefe? Was nun §. 12 und 13 betrifft, gibt Ref. ganz gerne zu, dass sie allenfalls von Cicero sein könnten. Da sie aber nichts enthalten, was nicht schon in anderen Briefen stünde, der §. 12 so, wie es in allen Briefen seit I 9 geschieht, dringend die Ankunft des Brutus verlangt und der §. 13 ganz dem Schlusse des Briefes I 18 entspricht, so haben wir keine Veranlassung, das Schicksal dieser beiden Paragraphen von dem des übrigen Briefes zu trennen. Auch klingt es nicht gerade wahrscheinlich, dass ein Fälscher einen Empfehlungsbrief und einen andern, der noch dazu im Anfang verstümmelt sein musste, mit seinem Falsificate sollte zusammengellickt haben. Eine derartige Interpolationsarbeit ist sonst in der Ciceronianischen Correspondenz nirgends nachzuweisen. Ref. möchte daher, um gelegentlich noch einen Punkt zu berühren, auch etwas Bedenken tragen die allerdings schwierigen Worte I 3, 4 (*consules duos — et Caesar*) mit Gurlitt so einfach als Fälschung wegzustreichen und damit den lästigen Knoten an jener Stelle zu durchhauen. Die zwei Beispiele von Interpolationen, die S. 579 f. angeführt werden, nämlich ad fam. I 1, 3 und X 24. 1 tragen diesen Namen wohl kaum mit Recht. Ref. hält beide Stellen für vollkommen gesund, wenn man erst an der ersten *nā advertebatur* aus *nā aiadvertebatur* entstanden denkt.

Dass der sprachlichen Untersuchung vom Herrn Verf. nur sekundäre Bedeutung beigelegt wird, ist durchaus zu billigen. Wir wissen aus der Kritik des *dialogus de oratoribus* und anderer Schriften, wie schlüpfrig dies Gebiet ist. Übrigens sind auch

die Anstände, die gegen die Sprache der Briefe an Brutus erhoben werden, wenn man von I 15, 16 und 17 absieht, nicht der Art, dass sie für unser Urtheil maßgebend sein könnten. Selbst jene Stelle I 14, 2 *rem publicam cui susceptus es*, von der Gurlitt erklärt, dass es die einzige sei, die ihm Bedenken einflößen könnte, weil *susceptus* bildlich für *natus* sich einmal bei Cicero nicht nachweisen lasse, ist ganz unverfänglich; ad Att. XI 9, 3 *haec ad te die natali meo scripsi: quo utinam susceptus non essem aut ne quid ex eadem matre postea natum esset!* steht *susceptus* dem *natus* ganz gleich und auch sonst deutet Cicero nicht ungerne auf jene alte, aus der patria potestas geflossene Sitte hin, namentlich wo es sich um Bürgerpflichten handelt; s. in Verr. III 69, 161; de har. resp. 27, 57; Tusc. disp. III 1, 2.

Steht nun von Seiten der Sprache nichts im Wege, den Briefwechsel zwischen Cicero und M. Brutus mit Ausnahme von I 15—17 für echt zu halten, so liegt eine ungleich stärkere Bürgschaft für die Echtheit in dem mannigfaltigen, in der Tagesgeschichte wurzelnden Detail desselben, das vielfach nur nebenbei angedeutet unter den von der Kritik geforderten Veränderungen sachlich und zeitlich in sich vollkommen harmonisiert, so wie auch in der nach Gurlitts Untersuchung ursprünglichen Anordnung der Briefe, die dieselbe gewesen zu sein scheint, wie bei allen Briefen, die Cicero nach der Mitte des Jahres 44 geschrieben oder empfangen hat. Ein Fälscher konnte so etwas unmöglich zustande bringen, wenn man ihn auch, wie es die Gegner der Echtheit zu thun gezwungen sind, noch so weit gegen die Ciceronianische Zeit hinaufzuschieben sucht.

Doch genug. Ref. schließt seinen Bericht in der Überzeugung, dass die Kritik der Ciceronianischen Correspondenz durch diese beiden Schriften einen bedeutenden Schritt nach vorwärts gemacht habe, und drückt den Wunsch aus, dass die versprochene Ausgabe der Briefe an M. Brutus nicht lange auf sich warten lassen möge.

Graz, im April 1884.

A. Goldbacher.

Die Briefe des Horaz. Ins Deutsche übersetzt . . . von Dr. Friedr. List. I. Buch. Erlangen 1883. Deichert XXIV u. 137 SS. 8°. 2 M.

Über desselben Verfassers Übersetzung von Hor. epist. II 1 und 2 habe ich in dieser Zeitschrift 1883, S. 101 ff., Nachricht gegeben. — Zunächst tadelte ich daselbst die fast wörtliche Entlehnung der sachlichen Anmerkungen ohne Quellenangabe. Diesmal nun hat der Herr Verf. in der Vorrede p. III zunächst über die Textgestaltung (Lucian Müller, hie und da durch O. Kellers Epilegomena beeinflusst) so wie über die Quellen zu seinen Anmerkungen (vornehmlich Lübker) Rechenschaft gegeben. Hätte er dies in der früheren Schrift gethan, so hätte ich darüber kein

Wort zu verlieren gehabt; ich hätte mich höchstens wundern können, dass in die Anmerkungen allerlei zum Verständnis des Dichters geradezu unnötige Quisquilien aufgenommen worden. So werden wir zu L. 16. 9 mit der Naturgeschichte von *caninus mas* und den deutschen Namen des Baumes bekannt gemacht, ja der gewissenhafte Commentator erlässt uns das Factum an, dass die Früchte essbar sind und das Holz zu „Ziegenhaaren“ verarbeitet wird; ebenso verliert er sich dasselbst in die Verwendbarkeit der Schlehen. Oder zu dem völlig planem Verse l. 12. 21 *porum seu pisces, seu porrum et coepe trucidas* wird der pyrraeische Seelenwanderung — man weiss nicht recht warum — und einer Äußerung Niebuhrs über die Nahrungsverhältnisse von Griechenland und Rom gedacht, wo doch höchstens die komische Verwendung des *trucidas* mit irgend einem Beispiele zu belegen war (Of. *cuboida* Lucil. ap. Non. 88, *piscium magnum super altitum cum interfecisti* id. ap. eund. 330, *fragmenta interfectis* id. ibid. 449 u. a.) Ich finde jedenfalls, wie der Herr Verf. p. IV befürchtet, dass er des Guten zu viel that und mancherlei *anecdotorica* eingefügt hat. Doch er erklärt geradezu, ihm sei die Übersetzung die Hauptsache und er habe darnach gestrebt, „nicht bloß eine möglichst wort- und umgetreue, sondern auch eine in möglichst gutem Deutsch auftretende Übersetzung zu bieten.“

Mich hat sie nicht mehr angezogen, als die im Vorjahr besprochene. Zunächst mangelt dem Herrn Verf. das rhythmische Feingefühl, welches allein den deutschen Hexameter erträglich, aber eben nur erträglich machen kann. Das stolze griechische Versgebilde erleidet schon im Lateinischen — wie bekannt — eine tüchtige Einbuße an Beweglichkeit und Ausdruckskraft, deutschem Ohre absolut fremd kann es nur unter Mithilfe von Händen (wie Gerbel's) bis zu einem gewissen Grade gelaut werden. So oft man aber dies auch betonen und unsere Übersetzer von der geradezu unerreichbaren Imitation der Form abzurathen mag, sie legen sich selbst immer wieder jene Ketten an, die ihnen jeden Schwung a priori unmöglich machen. Es wäre zu weit führen, wenn ich die ungetreuen Verse in vorliegender Schrift behandeln wollte; genug, es holpert und stolpert auf jeder Seite, ja das Vermaß zwingt den Herrn Verf. auch zu manchen sprachlichen Sünden. Mag man z. B. auch die *Fin Maren* als n. pr. gelten lassen, obwohl besonnener Sprachgebrauch sie wohl lediglich als appell. benützt, so ist doch schon *fin* eine missgeborene Hybrida mit abgehacktem Schwanz, die der deutsche Sprachgebrauch nicht entschuldigt, und wenn wir ganz kl. l. 7. 57) lesen:

... .. *jagen und fischen wie Gärgele!*,

¹ Ich kann es mir nicht versagen, des Unfalls zu gedenken, den an unseren Schulen bis und da noch mit Betonungen wie *Herr Verge* now getrieben wird. Wer erlöst uns von dieser Landplage?

so ist die Unzulänglichkeit der rhythmischen Behandlung schlagend exemplifiziert. Vgl. I. 9. 9: 'und ein Egoist schiene'. Wie man also den Horaz, den Meister des Formalen, in missgeschaffenen, hinkenden Versen genießen kann, erlaube ich mir nicht einsehen zu können.

Daneben wollen wir gerne und rückhaltslos anerkennen, dass es dem Verf. tüchtig Ernst gewesen ist, dem Original in Wort und Sinn möglichst nahe zu kommen; aber wir sehen auf diesem Wege überhaupt das Heil nicht. Tausend Übersetzungen, an denen der kritische Philologe keinen auffälligen Fehler fände, haben sich nicht zur Popularität durchgearbeitet und sind sang- und klanglos den Weg alles Papiers gewandert — weil ihnen der dichterische Schwung gefehlt hat, wie auch hier ein poetisches Bewältigen und Gestalten des Stoffs nirgends durchbricht, wie z. B. in Wielands sonnigen Jamben. Die moderne Bildung fordert eben vom Übersetzer mehr als Treue, sie wünscht, dass dem Leser die Übertragung das Original ersetze, jene muss also ebenso ein poetisches Werk sein, wie dieses.

Ein Sammelsurium von Kleinigkeiten, die sich bemängeln ließen, hier abzudrucken, verstieße gegen die berechtigten Wünsche der Leser; denn literarische Zeitschriften sind — unserer Ansicht nach — nicht zum „Stadtfräbasengeklatsch“ da, wie unser Verf. mit arg missglücktem Neologismus sagt.

Die Oden und Epoden des Q. Horatius Flaccus. Für die Schulen von Dr. E. Rosenberg. (Gotha, F. A. Perthes) K. Graeser in Wien 1863. 233 SS. 8°. 1 fl. 35 kr.

Ehe mir dies Buch von der verehrlichen Redaction dieser Zeitschrift zugesandt wurde, hatte ich die Anzeige von H. Krah (philol. Rundschau III. 1603) gelesen. Ich gieng erwartungsvoll an die Lectüre; allein schon auf pag. 1 war ein Kreuz zu machen, und nun es zu Ende gelesen ist, gleicht das Buch einem Friedhofe. Ich habe es gewissenhaft gelesen; aber ich kann mich nicht dafür erwärmen. Dass beinahe die Mehrzahl der Noten unzweifelhaft Richtiges bietet, ist selbstverständlich; allein von den eigenen Zuthaten des Herrn Verf. dürften nur die knappen Inhaltsangaben vor jedem Gedichte einigen Wort beanspruchen können — für die Schule. Sonst halte ich das meiste für derart, dass besonnene Betrachtung es ablehnen muss. In den Anmerkungen fällt vor allem eine Reihe sprachlicher Nachlässigkeiten und verunglückter Neologismen auf (z. B. 'zurücksingen' — soll *παλιμρδεῖν* verdeutschen — 'schlichtlockig', was eine *contradictio in adiecto* enthält; 'Ätzung' und 'Atzung' sind dem Herrn Verf. identisch usw.), die nachzuahmen ich keinem Octavianer riethe. Die Interpretationen des Herrn Verf. stehen häufig unter dem Niveau, auf welchem man sich Schüler denken muss, mit denen man Horaz liest, und manche Erklärungen sind theils sachlich (z. B. zu I. 2. 34. I, 4. 7 u. a.),

theils grammatisch bedenklich (z. B. zu I. 1. 4; I. 15. 6 u. 2). Besonders auffallend ist es mir, dass der Herr Verf. an unterschiedlichen Stellen moderne Naturschwärmerei im Horaz sucht ('Im Auslegen seid frisch und munter; legt ihr nicht son, > legt doch unter'). Was wir z. B. zu I. 1. 31 schon lesen¹⁾, das ist redwitzische Duselei, von der kein Wort sich aus dem Texte rechtfertigen lässt, und so mehrfach; denn ich sehe nicht ein, weshalb ich die Leser mit endlosen Bemängelungen langweilen sollte. Freilich fühlte man sich sehr, sehr dazu versucht.

Ich glaube, der Herr Verf. hätte seinem Buche eine Wohlthat erwiesen, wenn er sich auf derlei Exotica nicht eingelassen hätte. Sie haben ihn stellenweise zum Nonsens geführt. So heißt es in der Archytasode: *Te cohibent pulveris exigui parva munera*. Das heißt nach unserem Commentator: 'Dich hemmen kleine Ehren(?)gaben des(?) dürstigen(?) Staubes²⁾' (nämlich an weiterem Forschen). Archytas ist todt und mit dem 'weiteren Forschen' ist's, wie gesagt, ein Nonsens. Soll ich den Sinn erst klar machen?

Der Text ist im allgemeinen der Vahlensche und damit könnte man sich gar sehr einverstanden erklären; allein der Herr Verf. hat — so scheint es — wenig Einsicht in Vahlens kritische Manier, sonst hätte er den Text nicht an einer langen Reihe von Stellen (siehe pag. I.) geändert. Der Ref., als Schüler Vahlens, kann dies deutlich genug beurtheilen. Vahlen würde sonderbare Augen machen, wenn er z. B. I. 20. 1 die abgestandene Conjectur *potabo immodicus* (die schon sprachlich absolut unhaltbar ist) wiedergekaut sähe mit dem naiven Geständnis des Commentators: 'der Vers ist fehlerhaft gebaut'. Eine Conjectur, die einen richtigen Vers falsch macht! Man denke!

Der Herr Verf. meint S. IV, 'dass eine Schulausgabe des Horaz doch auch eine Lebensausgabe sein' müsse; d. h. aus der sonderbaren Form übertragen: auch für eine spätere Lectüre noch Gedankenstoff bieten solle. Ich beneide den Herrn Verf. um solchen Idealismus. Ich weiß, wie sehr Grillparzer Recht hat, wenn er sagt:

Früh war euch der Grieche zu Handen,
Nebst dem, was der Römer spricht;
Ihr las't sie, eh' ihr sie verstanden.
Seit ihr sie verstündet, nicht.

Und wer auch noch nach dem Abiturienten-Examen an seinem Horaz festhält, der — findet reichere, bessere Quellen, als der

¹⁾ 'Er hofft (das müsste *secerment* heißen) im Haare dem Götter des Bacchus zu begegnen; nach unserer Anschauung dem Wesen Wispern und Leben in der Natur nachzuspüren.'

²⁾ Rechtfertigung der Fragezeichen. 1. Der Begriff des *Exigui* ist in *munera* willkürlich hineingelegt, 2. nach der Lautlehre Grammatik hat kein Artikel zu stehen; 3. *exiguus* heißt nicht 'dürstig'.

vorliegenden Commentar. Ich bedauere, dass ich nicht günstiger urtheilen kann; allein in einer Zeit, wie die unsrige, muss man höhere Forderungen an einen Commentar stellen, sei er auch durch die bekannten Grundsätze der Bibliotheca Gothana von vornherein zur Unfruchtbarkeit bestimmt.

Freistadt (Ob.-Öst.).

J. M. Stowasser.

Altitalische Studien Herausgegeben von Dr. Carl Pauli, Rector des Realprogymnasiums zu Ulzen. 2. Heft. Mit 5 Tafeln. Hannover 1883, Hahn'sche Buchhandlung. 148 SS. 8'.

Das erste Heft dieser Studien ist im Jahrgang 1883, S. 521 ff. von mir besprochen worden. Das zweite Heft enthält — abgesehen von einer kleinen etruskologischen Miscelle des Herrn Sayce — wiederum nur Beiträge von den Herren Pauli und Schäfer. Herr Pauli behandelt auch diesmal eine bereits viel behandelte altitalische Inschrift, die sogenannte Censorinschrift von Bovianum (S. 75 ff.), um auch diesmal zu einem von den bisherigen Erklärungsversuchen wesentlich verschiedenen Resultat zu kommen. Er hält dieses oskische Sprachdenkmal für trümmerhaft überliefert und kommt durch eine mit mathematischer Methode vorgenommene Reconstruction des Steines zu der folgenden Ergänzung der Inschrift:

[p]urtam. llis[atrum]
 [pr]ud [.] safinim. suk[araklud]
 [ur]upam. ink. ün[utü. tüütü]
 [m]im. keenestur. [uupsens]
 [m]ahcis. maruicis [.] citiuvud
 [p]aum. essuf. ümbn[im. deded]
 [a]et. iustiris. esidu[m. duunüm]
 duunated. flis[nam. deded]
 [l]nim. leigüsa. samip[edallss]
 [r]ürfrükumiss. fl[ütked].

Das soll auf Lateinisch heißen: portam, vestibulum | pro Samnitium sacrario, | tectum hic universa civitas | et censor fecerunt | (de) Magi Marai pecunia, | quom ipse omnem dedit; | sed posterius idem donum | donavit, arcem dedit | et palos semipedales | robustos fixit.

In dem negativen Theil seiner Auslassungen wag Herr Pauli in manchen Punkten, ja wohl auch im ganzen recht haben. Nur scheint mir der Ton der Polemik gegen Herrn Bücheler ein angehöriger zu sein. Dass auch Herr Bücheler Fehler machen kann, wird niemand leugnen, er selbst wahrscheinlich auch nicht. Aber ich glaube, man hat die Verpflichtung, einem Gelehrten von seiner wissenschaftlichen Bedeutung in höflicher Weise entgegen zu treten. Man kann gar nicht oft genug wiederholen, dass derartige Polemik der Sache nicht das geringste nützt und die deutsche

Wissenschaft dem Auslande gegenüber bloßstellt. Alle Achtung vor den Arbeiten des Herrn Pauli, aber mir kommt vor, wenn er noch zehn Hefte altitalischer Studien publiciert, erreicht er noch immer nicht annähernd die Verdienste Büchlers um die Aufhellung altitalischer Sprachen und Alterthümer.

Die positive Seite von Paulis Aufstellungen ist natürlich sehr problematisch. Derartige Ergänzungen, zudem bei Inschriften in einer nur so mangelhaft bekannten Sprache, sind wesentlich nur Spielereien, an welchen derjenige, der sie macht, die größte Freude hat. Mögen sie noch so scharfsinnig sein — und es fällt mir nicht ein zu leugnen, dass die Paulischen es sind —, so kann man doch entweder daran glauben oder es bleiben lassen. Ein *urupam* z. B. als Lehnwort aus griechisch *ὄροσι*, schwebt ganz in der Luft. Trotzdem mag es vielleicht richtig sein, dass der Satz der Inschrift im großen Ganzen richtig getroffen sei.

Von besonderem Interesse ist der letzte Aufsatz Pauli 'Die Lösung der Etruskerfrage' S. 142 ff. Eine Inschrift, welche Herr Bugge in der Academy vom 6. Mai 1882 benutzt hatte, um daran den indogermanischen Charakter des Etruskischen vorzudemonstrieren, wird von Herrn Pauli zu dem Nachweise benutzt, dass das Etruskische der baltisch-slavischen Gruppe der indogermanischen Sprachen zuzurechnen sei. Ich gestehe offen ein, dass ich nicht weiß, ob dieser Nachweis als Ernst oder als Scherz zu nehmen sei. Ist das erstere der Fall, so zeigt es, dass Herr Pauli auf dem Punkte angelangt ist, wo in etruskologischen Dingen das methodische Denken bei ihm abgerissen ist: ein Unglück, das schon vor ihm manchem Etruskologen passiert ist. Soll das Ganze eine Satire auf die etymologische Methode in der Deutung des Etruskischen sein, so ist die Form eine wenig glückliche und die Anreihung des Aufsatzes an eine Anzahl ernsthafter wissenschaftlicher Untersuchungen eine möglichst unpassende. Ich bin für Witz und Satire sonst sehr empfänglich, dem Paulischen Aufsatz aber bin ich, wie meine Besprechung in der Münchener Allgemeinen Zeitung zeigt, 'aufgesessen', falls er nur als Scherz gemeint ist. Dass Herr Pauli S. 144 die früher von ihm so energisch bekämpfte Gleichung des Zehnertuffixes etruskisch *-lx* = litauisch *-lika* annimmt, würde wenig besagen. Aber die Identifizierung von *Tursci* mit litanisch *Prusiskai*, altpreußisch *Prusiskai* 'die Preussischen' klingt allerdings etwas zu abenteuerlich selbst für einen Etruskologen.

Ein längerer Aufsatz von Herrn Schäfer ist der Nominalbildung im Etruskischen gewidmet (S. 1 ff.), ein kürzerer von demselben Verfasser behandelt das Wort *Dura*, für welches die Bedeutung 'Bruder' gewonnen wird. Herr Schäfer hält die Etrusker für Nicht-Indogermanen.

Graz.

Gustav Meyer.

Neue Grillparzer-Literatur.

Da die Hoffnung auf eine umfassende und eingehende Biographie Grillparzers durch die Verfügung über den Nachlass und die Sammlungen des Freiherrn von Bizy für unbestimmte Zeit vernichtet ist, muss man alle kleineren Beiträge mit um so grösserem Danke begrüßen. Dieselben bestehen entweder in memoirenhaften Schilderungen intimerer Verhältnisse, oder in Zusammenfassungen des bisher bekannt gewordenen oder in Untersuchungen, welche seine Werke philologisch behandeln.

So hat Ludwig August Frankl seine Erinnerungen an Grillparzer vermengt mit mancherlei bekannten Zügen in einem Hefte 'Zur Biographie Franz Grillparzers' (Wien. Pest. Leipzig. A. Hartlehens Verlag 1883. 91 SS. kl. 8^o) zusammengestellt. Wie es bei Memoiren schon geschieht, sind die einzelnen Nachrichten von sehr verschiedenem Werte und hauptsächlich interessant bleibt auch das minder bedeutende durch die Stimmung des Erzählers. Bei Frankl ist von besonderer Wichtigkeit das unverholene Aussprechen von Verhältnissen, welche den meisten Lesern nicht vollständig bekannt waren und welche doch zur Erkenntnis Grillparzers manches beitragen, so die psychische Belastung durch die Wahnsinns- und Selbstmordfälle in der Familie; zum erstenmale sind diese Begebenheiten mit trockenen Worten S. 20 f. behandelt. Bedeutsam ist auch das über einzelne Werke vor allem über die Esther (S. 28 f. 30 ff.) gesagte, auch über Hannibal und Scipio (S. 50 ff.), über den armen Spielmann (S. 46 f.), über Ottokar (32), Libussa (29), Weh dem der lügt (27) findet sich einiges interessante. Auffallend ist nur, aber auch wieder charakteristisch für Memoiren, die mangelhafte Chronologie, was besonders in dem Abschnitte 'Frauengallerie' (S. 70 ff.) stört.

Das ist auch an der sehr dankenswerten biographischen Studie von Adalbert Fäulhammer 'Franz Grillparzer' (Graz 1884 Verlag von Leuschner & Lubensky. VI und 244 SS. 8^o) zu tadeln. Fäulhammer hatte eine Probe bereits in einem Programme des Staatsgymnasiums in Troppan (1878. 41 SS. 8^o) gebracht. Mit grosser Kenntnis der einschlägigen Literatur gibt Fäulhammer den Versuch einer Biographie, einfach und anspruchslos, wie es Grillparzer entspricht. Man wird nichts vergeblich suchen, was in Betracht kommt, man kann verlässlichen Aufschluss über die Einzelheiten finden und wird nur ein selbständiges Urtheil vermissen. Fäulhammer übt nicht Kritik, sondern begnügt sich mit schlichter Erzählung der Thatsachen. Natürlich erscheint ihm Grillparzers Selbstbiographie als eine wichtige Quelle der Erkenntnis, er nimmt die Daten derselben herüber und vermehrt sie um die von anderen herstammenden Nachrichten. Mir scheint es jedoch, dass man etwas vorsichtiger in der Auffassung der Selbstbiographie sein muss, als dies bisher von allen Seiten geschehen

ist; genaue, strenge Nachprüfung muss vorgenommen werden, ehe man den Erzählungen Grillparzers unbedingten Glauben schenkt: seine Erinnerung ist vielfach eine getrübbte, seine Darstellung absichtend tendenziöse und seine trübe Stimmung lässt manches in anderem Licht erscheinen; schon das ängstliche Vermeiden jeder Erwähnung von Herzensangelegenheiten und intimeren Empfindungen, bedingt durch die Absicht der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien Bericht über sein Leben zu erstatten, hat vieles verändert. Es sei gestattet, eine Einzelheit näher zu berühren, welche die oben ausgesprochene Behauptung rechtfertigen kann.

Grillparzer erzählt (10, 69), sein Fragment einer Übersetzung von Calderons *La vida es sueño* sei in der 'Wiener Moden-Zeitung und Zeitschrift für Kunst, schöne Literatur und Theater' erster Jahrgang 1816 S. 229—234 'unter den höchsten Lobeserhebungen' abgedruckt und vom Herausgeber Hebenstreit 'zum Angriffspunkt gewählt' worden, 'um über die angeführte Übersetzung West-Schreyvogels aufs Feindlichste herzufallen'. Nach diesen Worten würde man sich kaum einen richtigen Begriff der tatsächlichen Verhältnisse bilden. Hebenstreit war viel zu feig, um offene Werke zu gehen, es findet sich auf S. 229 bloß die Fußnote zu dem Fragmente: 'Ganz verschieden von der Übersetzung dieses Schauspiels, dessen Aufführung gestern im Theater an der Wiese erfolgt ist'; das sind die 'höchsten Lobeserhebungen', von welchen Grillparzer spricht. In der Recension über die Aufführung von Wests Stück (S. 242—244, 8. Juni 1816) findet sich eine kleine versteckte Bosheit in einem Gedankenstriche; der Bearbeiter habe 'die Fehler des Originals' aufgedeckt und 'Versbau und Charakter umzubilden' nöthig gefunden. 'Ob er darin das Vollendete geliefert? wollen wir hier kritisch nicht untersuchen; indes nur die Probe einer andern Übersetzung, welche wir in unserm letzten Blatte mitgetheilt haben — zum Vergleichen dienen'. Die Recension tadelt das Calderonsche Stück, West dagegen nur insofern, als er in seiner Vorrede zur gedruckten Ausgabe für die Bedeutung und den Wert des Calderonschen Stückes lebhaft eingetreten war; deshalb wird auch er angegriffen und es fallen spitzige Bemerkungen wie S. 243: es wäre leicht 'die Charakteristik des Stückes überhaupt, insbesondere aber auch in der uns vorliegenden Form mangelhaft zu finden... Der Übersetzer oder Bearbeiter gewant aber in der Regel seinen Stoff lieb und so kann man es ihm wohl zugute halten, wenn er auch da Vortrefflichkeiten erblickt, wo ein Dritter nur das Gewöhnliche findet'. Das ist aber auch alles, was sich auf die feindlichsten Angriffe beziehen lässt. Man kann es kaum begreifen, dass Schreyvogel sich deshalb geärgert und über den Sohn eines Jugendfreundes gekränkt habe, der sich in einer so gemeinen Intrigue gebrauchen ließ. Ob Grillparzers Erzählung in der Selbstbiographie richtig sei, dass Leon ehmals seinen Besuch bei Schreyvogel durchgesetzt habe, weiß ich nicht.

in Kuhs Werke wird die erste Begegnung der genannten Männer nach Grillparzers eigenen Gesprächen ganz anders berichtet.

Fäulhammer kann man den Vorwurf nicht ersparen, dass er zu wenig eigene Untersuchungen bringt, man muss jedoch gleich zu seiner Entschuldigung anführen, dass es überaus schwer ist, sich die einschlägige Literatur zu verschaffen und muss dankbar das geleistete anerkennen. Trotz dem Grillparzer-Album, in welchem Freiherr von Ritz sich und Grillparzer ein so schönes Denkmal gesetzt hat, ist vieles kaum oder nur schwer zu erlangen; es wird hoffentlich manches noch später zutage gefördert werden. Über die Schicksalsidee in der 'Ahnfrau' drückt sich Fäulhammer sehr vorsichtig aus und hat nicht den Muth, ganz einfach zu constatieren, dass Grillparzer eine Schicksalstragödie gedichtet habe, die unzweifelhaft in eine Reihe mit den andern Werken dieser Art gehört, wenn sie auch durch bedeutende Vorzüge ausgezeichnet ist. Die Ahnfrau muss eine Schicksalstragödie im Sinne Müllners und Werners genannt werden; damit ist aber natürlich Grillparzers Wesen noch nicht umfasst. Sein eigenes Polemisieren geht auch hauptsächlich dagegen, dass man ihn mit jenen Dichtern zusammenwarf, ohne seine andern Dramen zu berücksichtigen, ohne ihm die Stelle anzuweisen, welche ihm nach Schiller und Goethe gebührte.

Manches zutreffende über diese Frage hat Victor Tertz in seinem Programmaufsatz 'Grillparzers Ahnfrau und die Schicksalsidee' (Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Bielitz 1883. 39 SS. 8^o) ausgesprochen; freilich wird eine endgültige Erledigung aller Fragen erst dann möglich sein, wenn das Originalmanuscript der Ahnfrau in Sauer's Arbeit vorliegen wird. Dieselbe ist bereits als erstes Heft der 'Beiträge zur Geschichte der deutschen Literatur und des geistigen Lebens in Österreich herausgegeben von J. Minor, A. Sauer und R. M. Werner' angekündigt. Dann wird sich der Antheil Schreyvogels an der Schicksalsidee der Ahnfrau genau feststellen lassen, was nach Laubes Bemerkungen nicht ganz gelungen will.

Freilich muss erst noch die Schicksalstragödie im ganzen eingehender Untersuchung unterzogen werden, obwohl vor kurzem Jacob Minor ein Werk veröffentlicht hat, welches den Titel führt: 'Die Schicksals-Tragödie in ihren Hauptvertretern'. (Frankfurt a/M. Literarische Anstalt Rütten & Loening. 1883. VIII und 189 SS. 8^o).

Der Titel entspricht nicht ganz dem Inhalte. Drei Essays über Zacharias Werner, Adolph Müllner und Freiherrn von Houwald sind vereinigt und die Schicksalstragödie bildet nicht den Hauptinhalt, ja ihr Wesen, wie die Geschichte ihrer Entwicklung werden als bekannt vorausgesetzt. S. 133 heißt es ausdrücklich über Müllners Schuld: 'die Charaktere sind... die bekannten der Schicksalstragödie, zu denen sich nur wenige neue gesellen'. Es ist selbstverständlich, dass mancher Wink zur Erkenntnis dieser

lange so beliebten Gattung vorkommt, aber das Interesse Minor ruht darauf, die literarischen Physiognomien der drei genannten Dichter zu zeichnen. Dabei ist es charakteristisch für den genauen Kenner der Romantik — als solcher hat sich Minor schon mehrmals erwiesen — dass er vor allem Zacharias Werner mit eingehendem Antheil schildert, gerade jenen Vertreter der Schicksalstragödie, welcher zwar mit seinem 'Vierundzwanzigsten Februar' allseitig anregte, aber lange nicht der wichtigste Factor in der Entwicklung jener Dramenreihe ist. Wie Werner den Haupttheil des Buches einnimmt (S. 1—99), so ist er auch am meisten ins Detail ausgeführt, dabei kommt seine Schicksalstragödie sehr zu kurz, es sind ihr kaum drei Seiten gewidmet, obwohl auf sie doch nach dem Titel das Schwergewicht hätte gelegt werden sollen. Weder das Verhältnis zu Moritz' Blunt ist behandelt, noch mit kräftigen Strichen das hervorgehoben, was sich aus dem tragischen 'Einacter' in die Literatur der Schicksalstragödie vererbt. Von diesem Umstande abgesehen, welcher seinen Grund wohl darin hat, dass nicht ursprünglich die Darstellung der Schicksalstragödie im Plane der Arbeit gelegen haben dürfte, abgesehen davon ist dieser Theil des Buches nicht rühmend genug hervorzuheben. Mit zielbewusster Sicherheit sind aus Werners Leben und seinen Dichtungen die wichtigsten Seiten hervorgehoben, mit Wärme und innerem Antheil schreibt Minor, ohne die geringste Voreingenommenheit etwa zu Gunsten Werners. Fesselnd in hohen Grade und nach der verhältnismäßig reichen Literatur über Werner wichtig und lesenswert, 'dabei frei von jedem gelehrten Beiwerk', ist der Essay 'für Jedermann' verständlich und gemeßbar. Vor allem möchte ich die Feinsinnigkeit erwähnen, mit welcher Minor den Zusammenhang des fahigen, schwankenden und übersinnlich sinnlichen 'Bekehrten' mit der Romantik ausführt. Eine einzige Seite hätte vielleicht stärker betont werden können: die psychische Belastung, welche wir bei Werner bemerken, eine Seite, welche bei den Literaturhistorikern noch zu wenig Beachtung gefunden hat, welche für die Erkenntnis mancher Erscheinungen aber noch von förderndem Einflusse sein wird.

Viel flüchtiger ist Müllner behandelt und dabei das geringe Geschick Minors anfallend in kurzer Charakterisierung der Dramenfabel; entweder setzt er alle von ihm besprochenen dramatischen Werke als bekannt voraus, was doch wohl nicht angeht, oder es ist ein Mangel seiner sonst so großen Begabung. Überall ist mit der Inhaltsangabe sogleich die Kritik verknüpft, was an sich richtig, aber nicht immer anwendbar ist. Er behandelt Müllner als literarischen Speculanten, welcher mit seinem großen Geschäftssinn jedesmal das gerade Gangbare in der Literatur trifft. Dabei kam Müllner, der Kritiker, etwas zu kurz, obwohl schon die zehrende Begeisterung Grillparzers für diesen Zweig der Wienerischen Thätigkeit genaueres Eingehen nahe gelegt hätte. Die Worte

Grillparzers in der Selbstbiographie (10, 88), es lebe jetzt kein Dichter, 'der in dem, was Müllner gut gemacht hatte, ihm an die Seite gesetzt werden könnte, sowie er auch der letzte sachkundige Kritiker in Deutschland war', zeugen von seiner Unparteilichkeit gegenüber einem Manne, welcher nichts weniger als gerecht gegen den vermeintlichen Nebenbuhler war, und verdienen umso mehr Beachtung, als wir daraus Müllners Bedeutung für die besten seiner Zeitgenossen entnehmen. Freilich mag zu Minors Entschuldigung gesagt werden, dass es nicht leicht ist, sich einen Überblick über Müllners enorm fruchtbare literarische Thätigkeit zu verschaffen.

Am Nüchternsten geht Minor bei Houwald zuwerke, eine begriffliche Reaction gegen den nur wenig sympathischen Gegenstand. Allein auch hier ist vieles hübsche zu lesen; nur vermessen wir ein abschließendes Schlusscapitel, welches den Zusammenhang der in dem Buche vereinigten Essays betonte. Weder ist gesagt, welche Schriftsteller und Werke man dem Schlagworte 'Schicksalstragödie' unterstellen muss oder darf — was auf S. 129 steht ist doch wohl allzu dürftig und oberflächlich — noch versucht, die plötzliche Entstehung einer so allgemein beliebten Gattung zu erklären. Mit sichtbarer Absicht geht Minor der Erwähnung von Grillparzers Ahnfrau aus dem Wege und lässt so im Zweifel, ob er sie zu den Schicksalstragödien rechnet oder nicht. Das Buch gehört also auch nur indirect zur Grillparzer-Literatur.

Zum Schlusse sei noch eines Dramas gedacht, welches auch nur eigentlich in eine Reihe mit den übrigen Werken gehört: Josef Weizens einactiges Schauspiel 'Salomons Urtheil' (die Dioskuren. Literarisches Jahrbuch. Wien 1884 S. 80—98.). Es behandelt eine Anekdote aus dem Leben der Schauspielerin Sophie Schröder und dreht sich um eine Erkennung. Dabei sucht Schreyvogel (Weizen schreibt fälschlich 'Schreyvogel') die Schröder für das Erstlingswerk eines Dichters zu interessieren, welches betitelt ist: 'Die Ahnfrau'. Die Verwicklung wird durch einige Verse aus diesem Drama in der günstigsten Weise gelöst. Eine Prophezei über Grillparzers künftige Bedeutung schließt das Drama. Und darum wurde es hier genannt.

(Seit der Abfassung dieses kleinen Berichtes hat die Grillparzer-Literatur eine ungeahnte Bereicherung durch das letzte Werk Heinrich Laubes erfahren 'Franz Grillparzer's Lebensgeschichte' Stuttgart 1884. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. VIII und 177 SS. 8^o.) Darin sind zum erstenmale wichtige Mittheilungen aus dem von Ritz'schen Nachlasse gemacht, bestehend in Tagebuchblättern, Briefen und sonstigen intimen Geständnissen des Dichters. Anknüpfend an dieses Buch habe ich verschiedene Beiträge zur Erkenntnis Grillparzers und seiner Werke in meh-

rerer Aufsätzen der 'Beilage zur Allgemeinen Zeitung' (München 1884 Nr. 154—160) gegeben. Lemberg, 14. November 1884.]
Lemberg, Mitte December 1883. R. M. Werner.

Einführung in das Studium der Dichtkunst. I. Das Studium der Lyrik von A. Goerth, Director der höheren und realen Mädchenschule in Insterburg, Ostpreussen. Leipzig und Wien 1883. Verlag von Julius Klinkhardt. VIII u. 372 SS. Preis fl. 2.40

Der Verf. beginnt mit diesem Bande ein Werk, dessen zweiter Theil die Einführung in das Studium der dramatischen Dichtkunst werden soll. Dem ersten Theile ist eine Einleitung vorausgeschickt, welche über Künstler und Dilettanten und die Ausbildung des ästhetischen Urtheils handelt. Hier wie im folgenden hat der Verf. sehr gute Quellen benützt, er zeigt sich, was Vorstudien und Benützung der Literatur anbelangt, seiner Aufgabe vollkommen gewachsen. Wenn der Referent trotzdem dem Buche nicht rückhaltslosen Beifall zollen kann, so geschah dies aus zwei Gründen. Einerseits kann ich mich mit der Form des Buches nicht völlig einverstanden erklären, andererseits nehmen die Äußerungen des Verf. stets einen so autoritativen Charakter an und werden mit dorartiger Apodicticität vorgetragen, dass dieselben mehr als befremdend erscheinen muss. Was die formellen Mängel anbelangt, so beziehen sich dieselben hauptsächlich auf die Composition. Dem Leser würde, wenn es Titel und Vorwort nicht sagten, nicht klar werden, was für ein Lese-publicum der Vorfasser sich vorstellt, denn er hat in den Rahmen seiner Arbeit mehrere sehr heterogene Elemente einprezwängt. Eine Anzahl von Erörterungen, die sich auf den Unterricht und die Interpretation deutscher Dichtungen in der Schule beziehen, gehören weniger in dieses Buch als in eine pädagogische Zeitschrift. Will man auch zugeben, dass diese Rathschläge Winke für junge Lehrer enthalten sollen, so erweisen sich derartige Ergießungen für ein Buch, das auch Schülern und Schülerinnen in die Hände gegeben werden soll, wenig ersprießlich. Andererseits erscheint das Schroffe, ja lieblose Aburtheilen über Dichter ersten und zweiten Ranges — selbst Goethe wird oft hart mitgenommen — nur höchst unpassend und kann kaum andere Früchte bringen, als dass der junge Leser nach Vollendung der Lectüre des Buches sich berechtigt fühlen, ebenso dünnköpfig und unpassend zu urtheilen wie der Autor. Besonders tactlos finde ich die Polemik gegen verdiente Männer, wie Wackernagel und Kinkel. Mag der Verf. über ihre Dichtungen urtheilen, wie er eben will, er hat nicht das Recht durch Äußerungen, die kaum anders als böswillig genannt zu werden verdienen, sie in den Augen der Jugend herabzusetzen. Ja es sieht fast wie kleinlicher Neid aus, wenn der alte Schuldirektor, dem bisher nicht das Glück widerfahren ist, als Professor prädicirt zu werden, gerade in diesem Umstande

die Handhabe zu finden glaubt, sein Licht neben oder vor den hochgelahrten Professoren leuchten zu lassen. Endlich finde ich die mit vieler Geschwätzigkeit eingestreuten Beispiele aus dem eigenen Leben und der eigenen, vieljährigen Erfahrung recht läppisch. Ich kenne den Verf. dieses Buches nicht, aber ich kann ihn mir nur als einen alten Mann vorstellen. Das Alter ist nun freilich mitunter geschwätzig, aber diese Art von Geschwätzigkeit ist eine so aufdringliche Selbstbespiegelung, dass sie nicht einmal den Jahren des Verfassers zugute gehalten werden kann. Schließlich hat mir eine Reihe sich bis zur Ermüdung wiederholender Excurse, in welchen der Verf. die dichterischen Dilettanten und Poetaster verwünscht, wegen ihrer Breite und Häufigkeit missfallen. Mit demjenigen, was er dort sagt, will ich mich ja gern einverstanden erklären, aber diese Sorte von Leuten ist incurabel, ihr werden die Worte des Autors wenig nützen, die übrigen Leser aber werden die ersten Male lächeln, bei den weiteren Wiederholungen jedoch gähnen. Hätte der Verf. alle diese Unarten vermieden, so wäre er im Stande gewesen, mit der Hälfte des Raumes auszukommen und uns ein anziehendes instructives Werkchen zu liefern, das strebsamen jungen Leuten und Schülerbibliotheken empfohlen werden könnte. Bei der vorliegenden Form aber wird man Bedenken tragen, das Buch der Jugend in die Hände zu geben. Nachdem ich die großen Mängel dieser Arbeit aufgezählt habe, fühle ich mich auch verpflichtet, die guten Seiten hervorzuheben. Schon Anfangs habe ich mich darüber geäußert, dass der Verf. über ein umfangreiches Wissen verfügt. Auch seine Kritik ist in vielen Fällen eine sehr gesunde, manche der ästhetischen Urtheile sind völlig beifällig aufzunehmen und zeichnen sich durch Originalität und Feinheit aus; nur scheint es mir, dass eben diese Eigenschaften den Verf. verführten, oft allzu geistreich sein zu wollen. Der Kritiker muss eben bedenken, dass Kunstwerke, auch die der ersten Dichter, eben nur Menschenwerke sind und als solche nicht vollkommen sein können. Ausstellungen zu machen ist nicht schwer, aber oft klemlich.

Ich will nur noch einige Verstöße hervorheben: S. 93 kann bei der Interpretation des Hildebrandliedes von Gesetzen der „Ritterethik“, welche hier zum Kampf verpflichtet, noch nicht die Rede sein. Wenn S. 100 der Vergleich „Wer sich an alte Kessel reibt, emphaset gerne Ram“ roh genannt und als Zeichen des Dilettantismus des Dichters aufgeführt wird, so muss ich dem widersprechen; denn hier haben wir es offenbar mit einem alten Sprichworte zu thun. S. 176 ist das Urtheil über Goethes „Wandelnde Glocke“ unmotiviert und mehr als zu streng, ebendort ist auch die Beurtheilung des „Zauberlehrlings“ und des „Schatzgräbers“ nicht zu billigen. Man kann ja annehmen, dass Goethe noch weit Besseres und Vollendetes

geschaffen habe, aber allen poetischen Wert — wie es der Verf. thut — wird diesen Stücken niemand absprechen dürfen. Ich übergehe manches Andere, um nur noch zu bemerken, dass ich mich als Pädagoge mit den vorgeschlagenen poetischen und metrischen Exercitien der Schüler gar nicht einverstanden erklären kann. Schließlich sei noch bemerkt, dass die besprochenen poetischen Formen stets durch mehrere Proben vertreten sind und dass deren Besprechung oft recht zweckmäßig der Text vorausgeschickt wurde.

Eine zweite, nach den oben erwähnten Gesichtspunkten bearbeitete Auflage des Buches würde ich gern willkommen heißen und unter diesen Voraussetzungen auch den versprochenen Band über die Dramatik.

Währing.

Dr. F. Prosch.

C. Fuchs, Geschichte des Kaisers Septimius Severus (Untersuchungen aus der alten Geschichte. 5. Heft) Wien 1884. Verlag von C. Konegen.

Der Gegenstand ist vom Verf. in vier Abschnitten behandelt: 1. Herstellung der Reichseinheit (193—197 n. Chr.), S. 1—76. — 2. Reformversuche im Osten des Reiches. S. 76—95. — 3. Periode der friedlichen Regierung (203—208). S. 95—118. — 4. Der britannische Krieg (207/8 bis Februar 211) und das Ende des Severus (4. Februar 211). S. 118—124. In der Einleitung wird darauf hingewiesen, dass mit der Regierung des Septimius Severus im römischen Staate neue Principien zur Geltung gelangten: „Die Geschichte des Kaisers L. Septimius Severus soll zu zeigen haben, wie neben äußeren Kriegen der Kampf gegen die alten Principien im Innern aufs Heftigste geführt wird.“

Im ersten Abschnitt werden demnach die Erhebungen zu dem Tode des Kaisers Pertinax und der Sieg des Septimius Severus über seine Mitbewerber vorgeführt. Da der Verf. wenige Jahre nachdem M. J. Höfner seine „Untersuchungen zur Geschichte des Kaisers L. Septimius Severus“ (1875) und der Belgier Cailletet seinen *Essai sur la vie et le règne de Septime Sévère* (Bruxelles 1880) schrieb, mit seiner Leistung hervortritt, werden wir nicht für Punkte, die diese Autoren, respective nach ihnen H. Schiller, der S. 101 citirt wird, nicht erledigt haben, bei Fuchs Belehrung suchen. So lesen wir Schiller, *Gesch. d. Kaiserzeit* I, S. 714 über die Pläne des Prätendenten Albinus und seiner Partei: „zum Sitz des Krieges wurde Gallien ausersehen, das Centrum für Spanien, Britannien und Noricum, von wo auch die Beherrschung Italiens sich am leichtesten herbeiführen ließ.“ Dem auch Noricum dem Albinus folgte, beweist die Inschrift *Cor. inscr. Lat. II, 4114* = *Wilmanns exempla* 1201: „auch ist die hier liegende Legion (die II Italica) nicht auf den Legionsnamen des Severus [vgl. Fuchs S. 9 und 12 ff.] genannt.“ — Da

citirte Inschrift ist einem der Generale des Septimius Severus, dem Tiberius Claudius Candidus, gewidmet; derselbe heißt darin: „dux terra marique adversus rebelles H(ispaniae) h(ostes) p(opuli) R(omani), item Asiae, item Noricae, dux exercitus Illyrici expeditione Asiana, item Parthica, item Gallica“, d. h. es werden die Feldzüge aufgezählt, in denen der General ein Commando geführt hat; er focht unter Severus sowohl gegen Pescennius Niger als gegen Clodius Albinus. — Die Inschrift ist von besonderem Interesse, weil sie zeigt, dass unter den Donaulandschaften das einzige Noricum gegen Septimius Severus Partei ergriffen hat, ohne Zweifel deshalb, weil in einem Kriege der barbarischen Provinzen des Reiches gegen die civilisirten Noricum auf die Seite der letzteren gehörte.

Dies erhellt unter anderm aus der Zusammensetzung der Prätorianertruppe in jener Zeit: unter den Antoninen standen in derselben, wie Dio hervorhebt und die Inschriften bestätigen, neben Italikern, Makedonern, Spaniern auch viele Noriker. Dieser Garde gegenüber bildeten, namentlich seit der Pest und dem Marcomannenkriege unter M. Aurel. die Legionstruppen den mehr und mehr aus barbarischen Elementen recrutierten, nur ad hoc mit dem Bürgerrecht theilten Gegensatz. Als Septimius Severus an der Spitze der illyrischen Armeecorps (mit Ausnahme der Besatzung Noricums) sich der Herrschaft bemächtigte, wurde bekanntlich die alte Garde aufgelöst und eine neue aus der Elite der Legionare gebildet: die bisherigen Verhältnisse wurden vollends auf den Kopf gestellt, da die Regierung jetzt auf jene barbarischen Elemente im Reiche sich stützte. Seitdem erscheinen auch nur mehr wenige Noriker in der Garde. Dinge, die sich aus den römischen Prätorianerlisten, wie sie in Corp. inscript. Latinar. VI, 1 und nachträglich in der Ephemeris epigr. Bd. IV publiciert und commentiert sind, ergeben; auch hat Th. Mommsen in seinen wichtigen Aufsätzen über die römischen Gardetruppen (Hermes XIV) und neuerdings über die Conscriptionordnung der römischen Kaiserzeit (Hermes XIX) davon und von anderen militärischen Listen, die uns inschriftlich erhalten sind, einen ausgiebigen Gebrauch gemacht.

Bei Fuchs wird sich über diesen Stand unserer Kenntnis Niemand belehren können. Die auf Ti. Claudius Candidus bezügliche Inschrift ist S. 44 A. 4 mitgetheilt, auch später, so S. 65, nochmals ihrer Erwähnung gethan, die Nennung Noricums in derselben aber nicht weiter verwertet; der Vorwurf, den Herodian gegen Didius Julianus erhebt, dass er die Alpenpässe nicht vertheidigt habe, wird S. 25 für unbegründet erklärt, indem „die italischen und carnischen Alpen, weil zu seiner Provinz gehörig“, von vornherein in der Gewalt des Septimius Severus gewesen wären; auf Noricum, das dem Julianus zu Gebote gestanden haben dürfte, wird eben vergessen. — Auch wer über die Neu-

gestaltung der Armeeverhältnisse und damit über die verschiedenen Bevölkerungsschichten des römischen Reiches sich unterrichten will, wird außer dieser Schrift noch andere benützen müssen; die Ansichten Mommsens (Hermes XVI, 474 ff.) über die Tragweite der Bürgerschaftsverleihung durch Caracalla sind z. 72 weder angeführt noch zurückgewiesen, sondern dem Verf. offenbar unbekannt; überhaupt tritt der Fortschritt der Forschung der seit Ceuleneer erzielt worden ist, nirgends hervor, während Ceuleneer den Stand der Dinge im Jahre 1880 ziemlich genau wiedergegeben hat. — Über die Neuregelung der Soldatenheere durch Septimius Severus, worüber neulich Mispoulet in der *Revue philologique* (1884 p. 113 ff.): *le mariage des soldats romains* sich eingehender verbreitet hat, sucht man bei Fuchs (vgl. S. 71 f.) vergeblich Auskunft, und doch hängt damit eine tiefgreifende Änderung des römischen Militär- und theilweise auch des Verwaltungssystems (vgl. O. Hirschfeld, *Unters.* 27, zusammen. Den erwähnten Prätorianerlisten näher zu treten, hat Verf. sich gleichfalls erspart. Das Programm von O. Rehn über die Heimat der Prätorianer (Berlin 1883) würde ihn auf manche der in Betracht kommenden Gesichtspunkte aufmerksam gemacht haben, während so auf S. 37 Langstbekanntes wiederholt ist. Auch was S. 24 über die militärische Schwäche Italiens bemerkt wird, zeigt von nur oberflächlicher Kenntnis der römischen Heeresverhältnisse. Über die Qualität der Truppen, welche den einzelnen Prätorienten zu Gebote standen, ist man durch die zutrage Förderung einiger Soldatenlisten aus dem Legionslager zu Alexandria (*Ephem. epigr.* V p. 3 n. 10 und *Supplementum*) vor kurzem erst zu überraschenden Resultaten gelangt, die Mommsen in seinen neuesten Aufsätzen darlegt.

Für diesen Mangel an Verständnis der Thatsachen erschädigt der Verf. nicht, wenn er über die Einzelheiten des Einzuges in Rom, das Vorgehen bei Auflösung der alten Girden und dergleichen Dinge mehr Spartians, Herodians, Dios Angares gegeneinanderhält und an ihnen herumrergelt. Für den Historiker des Alterthums ist die Kenntnis der realen Verhältnisse, wie sie durch die urkundlichen Quellen gefördert wird, zur Kritik der Schriftsteller in erster Linie nothwendig: nur wenn man etwas aus den Urkunden hervorgeht, d. h. die Zustände, sich gegenwärtig hat, versteht man die Schriftsteller. — Und die Verarbeitung des so gegebenen Quellenstoffes nach Gesichtspunkten, die einen modernen Leser interessieren können, wäre die Aufgabe des Verf. einer Monographie über Septimius Severus gewesen.

Das Buch von Ceuleneer hat den Vorzug, dass die tiefere Forschung in ihm zureichend geleitet ist, wobei ihr auch schon mehrere Material Gelegenheiten gab, Neues zu liefern. Fuchs sagt in der Einleitung S. VIII: „Die Ausführung meiner Arbeit

im einzelnen unterscheidet sich von früheren Bearbeitungen durch die abweichende Stellung, die den Quellen, besonders Dio Cassius und Herodian in ihrem gegenseitigen Verhältnisse zugetheilt wird.“ Ich sehe aber nicht, dass dabei viel herausgekommen wäre, was nicht entweder schon bekannt war oder was der nächste Bearbeiter nicht wieder in Frage stellen könnte. — In der Behandlung der administrativen Neuordnungen, z. B. S. 38 f., tritt die Anlehnung an Vorgänger, wie O. Hirschfeld, allzusehr hervor. — Warum ist wiederholt (so S. 13, 14, 16, 19) „Becker-Marquardt III, 2 3 356 Anm. 2029“ usw. statt Marquardt, Röm. Staatsverw. Bd. II S. 436 f.“ usw. citiert? Vielleicht trägt eine „ältere Vorlage“, welcher der Verf. folgte, die Schuld daran. Ebenso ist S. 55 Anm. 6 für die Organisationen des Septimius Severus im Orient „Marquardt I, 280“ citiert, d. h. die erste Auflage der „Staatsverwaltung“, während doch seit drei Jahren eine zweite vorliegt. Über Ägyptens Stellung zu Pescennius Niger (S. 14, Anm. 6), sowie über diesen Präten- denten überhaupt, wären die (auch von H. Schiller) nicht berück- sichtigten Bemerkungen Lumbrosos in *Bullet. dell' istitut. archeol.* 1880 p. 119 — 123 heranzuziehen gewesen, die seitdem in dem Buche desselben Autors *L' Egitto al tempo dei Greci e dei Romani* (Roma 1881) reproducirt sind. Über „die Theilung Britan- niens in zwei Provinzen, Britannia superior und inferior, von denen in der Folge jede unter einem praeses stand“ wäre S. 67 nicht Mommsen, Staatsrecht II, 734 zu citieren gewesen, da darüber s. a. O. nichts steht; S. 85 über die Theilung Syriens fehlt die Rücksichtnahme auf Bormanns Dissertation; auch über die Bedeutung Eboracums „in der Reihe der Militärstationen“ wissen wir mehr als der Verf. — S. 77 wird eine Inschrift nach Renier citiert, weil Corp. inscript. Lat. VIII nicht benützt ward, obwohl a. a. O. die Geschichte der legio III Augusta zu verwerthen war: auch S. 87, wo die Veränderungen, die in Numidien ge- troffen wurden, erwähnt sind, waren die einleitenden Capitel zu Corp. VIII nicht zu umgehen. — Die Bedeutung des Septimius Severus für die Provinz Dacien, für die dieser Kaiser gleichsam der zweite Begründer wurde, tritt nirgends hervor.

Kurzum, es wird kaum nöthig sein, weitere Proben vorzu- führen: das vorliegende Buch ist eine recht unzulängliche Leistung, die neben Ceulener nicht in Betracht kommt und ohne Schaden ignoriert werden kann.

Dr. Franz Mart. Mayer, die östlichen Alpenländer im Investiturstreite. Innsbruck 1883, Verl. d. Wagnerschen Buchh. S. 257 SS.

Die rastlose wissenschaftliche Thätigkeit des Verf. hat uns mit einer stattlichen Reihe tüchtiger Arbeiten beschenkt, für welche wir ihm dankbar sein müssen. Auch die vorliegende ist willkommen; denn sie füllt eine Lücke aus, sie behandelt eine der schwierigsten Epochen des mittelalterlichen Geschichtslebens unserer Alpenländer, wo das ungemein zerstreute, brüchige Quellenmaterial die Forschung ebenso erschwert, wie es die Gesamtdarstellung undankbar gestaltet.

Der Verf. hat sich die Arbeit nicht leicht werden lassen. Schon die Heflagen urkundlicher Natur, worin uns ein Zehntungsvertrag zwischen Gebhard Eb. v. Salzburg und dem Kl. Ossiach v. J. 1062, aus J. Wallners *Annus milles. aut. mon. Ossiac.* mit zwei Stellenverbesserungen, die letztwillige Anordnung des Hz. Kazellin v. c. 1100 aus o. Copie, als schlecht überliefertes Document, vielleicht auch eine Fälschung, von Litrat und Tissi in abweichender Fassung gebracht — und, was uns willkommen ist: die Notae S. Zenonis aus dem Codex der Salzburger Studienbibliothek (V. 7, c. 48/2) als sachlich ziemlich belanglose, aber an sich durch ihre Genese nicht uninteressante Compilation des 15. Jahrh., nebst zwei Urkundenabdrucken nach Originalien des hist. Ver. i. Kärnten, v. J. 1278, 23. Sept. (Vitring) und 1285, 25. Mai (Abte Rosazzo und Millstadt) — entgegengetreten, beweisen, dass der Verf. in diplomatischer Richtung nicht mit leeren Händen vor die Fachgenossen treten wollte, bei Excurse beschäftigt sich mit dem vermeintlichen Kloster Crankilach, dem angeblich ersten Zisterzienserstifte Krains, das der Verf. als in seiner Gründung wahrscheinlich gar nicht vorwählig bezeichnet.

Nachdem wir so den Anhang gewürdigt, bemerken wir nur noch, dass der Verf. das Manuscript des heiligen Compilator Bauzer *»Rer. noric. et forojuliensium«* und die Laibacher Handschrift der Geschichte des Kl. Sittich von Puzel einsah und sowohl alle (maßgebenden) Urkundenwerke als auch die gewöhnlich zugängliche monographische Hilfsliteratur benützte, ohne sich dabei in der Untersuchung einer sorgfältigen Gegenüberstellung des Abweichenden in den Ansichten und nöthigenfalls einer quellenmäßigen Nachprüfung zu entschlagen.

Der eigentliche Text, abgesehen von der Einleitung (S. 1—4) zerfällt in 13 Hauptstücke: 1. Ungarn und die Marken, 2. Gebhard v. Salzburg, 3. Altmann v. Passau und die Ostmark, 4. Kärnten und Aquileja, 5. Thimo v. Salzburg, 6. der Übergang des Reiches an K. Heinrich V., 7. Konrad v. Salzburg für und gegen K. Heinrich V., 8. die Eppensteiner, 9. die Nachfolge der Eppensteiner, 10. ein Blick auf die Ostmark, 11. Konrad v. Salzburg, 12. Grund und Boden, 13. geistiges Leben.

Die Natur des Stoffes und noch mehr das höchst fragmentarische der Quellenangaben lassen es begreiflich erscheinen, dass wir es mit einer Reihe von einzelnen Geschichts- und Zeitbildern ungleichen Gehaltes zu thun bekommen, die allerdings ihren Grundton im Investiturstreite besitzen, und einerseits durch die Persönlichkeiten andererseits durch die politisch-kirchlichen Ziele derselben unter einander zusammenhängen, aber kein einheitliches Ganze darstellen. Der Verf. konnte eben nur bieten, was er vorfand, und lässt es an lebendiger Anschaulichkeit und pragmatischer Begründung im Erzählen und Verknüpfen der Ereignisse nicht fehlen, doch hätte eine gedrängte Recapitulation der gewonnenen Ergebnisse am Schlusse nicht geschadet. Willkommen sind das 12. und 13. Capitel, deren ersteres auf Grundlage gleichzeitiger Urkunden die Lineamente der damaligen Grund- und Bodenverhältnisse vorführt, während das letztere die germanistisch-literargeschichtlichen Forschungen von Scherer, Heinzel, Foltz und Langguth kurz zusammenfasst.

Deutsche Geschichte, I. Bd.: Geschichte der deutschen Urzeit von Felix Dahn, 1. Hälfte bis a. 476. — VI. Bd. Das Zeitalter Friedrich des Grossen und Josephs II. von Alfred Dove, 1. Hälfte, 1740–1745. — Gotha 1883, F. Andr. Perthes, XXI u. 614 SS. u. X u. 366 SS. 8°.

„Heil uns, dass eine vor- und rückschauende Einleitung deutscher Geschichte in unseren Tagen nicht mehr genöthigt ist, wie patriotische Publicisten des 17., 18. Jahrhunderts, die baldige Lösung des letzten Einheitsbandes unter den deutschen Stämmen zu weissagen, oder, wie die der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, einen ganz ungenügenden Ersatz für das aufgelöste ehrwürdige Reich zu beklagen, sondern sich erfreuen darf einer mit früher nie erreichter Machtfülle über die Gliedstaaten gewölbten Reichsgewalt.“

Diese Worte Dahns und die Datierung der ganzen Vorrede: am 18. Jänner 1882 „dem 11. Jahrestag der Kaiserproclamation zu Versailles“ kennzeichnen so recht eindringlich den gewaltigen Wechsel der Empfindungen, unter denen man einst und jetzt deutsche Geschichte schrieb und schreibt, sie beweisen den nüchternen Impuls, die Macht des Erfolges, der im J. 1870/71 gipfelt, und die jüngste Historie Deutschlands als Quelle eines schwungvollen nationalen Selbstgefühles erscheinen lässt, das von dessen früherer Gedrücktheit grell absticht, sie erklären aber auch die wachsende Fülle literarischer Production auf diesem Gebiete, und das allgemeine Interesse an derselben.

Vor kurzem hat ein bedeutender Forscher im Bereiche deutschen Rechts, deutscher Orts-, Völker- und Geschichtskunde, Wilh. Arnold (3. Juli 1883) sein fruchtbares Dasein, leider zu früh, geschlossen. Der posthume II. Band in seiner 2. Hälfte

„Fränkische Zeit“ (als Fortsetzung der deutschen Urzeit, 1880 und der 1. Hälfte der Fränk. Zeit 1881 erschienen) v. Prof. Heusler, war sein literarisches Vermächtnis. In dem gleichen, rühmgen Verlage erscheint in umfassenderer Anlage die deutsche Geschichte von der Urzeit bis zur Gegenwart, von zwei Punkten in Angriff genommen.

Felix Dahn darf in mehr als einer Richtung die germanischen Stämme und ihr Geschichtsleben als seine Domäne betrachten. Seit mehr als zwei Decennien führt er seinen Pflug über diesen noch immer arbeitsbedürftigen Boden. Seine Forschung und insbesondere die Darstellung weicht in ihrer Eigenart von der Arnolds wesentlich ab, sie ist ebenso breitspurig, reich an Einzelheiten, als lebhaft und pittoresk schillernd. Dahn ist des verwickelten Stoffes mächtig, er beherrscht ihn, allerdings nöthigt er auch den Leser, ihm auf allen vielverschlungenen Pfaden zu folgen, durch Dick und Dünn, Gestrüpp und Lichtungen, aber er entschädigt ihn dann für die nicht mühsame Leistung mit belehrender und fesselnder Umschau. Eine solche darf auch das 31 SS. füllende Vorwort genannt werden.

Die vorliegende 1. Hälfte des I. Bandes zerfällt in ihr erste Buch, die „Einleitung“ (S. 1—312), das sich mit der Sesshaftwerdung der Germanen in Europa, der nationalen Einheit, der Stammgliederung, mit dem Wohnsitze, mit den politischen Zuständen des Volkes, mit seinem Verfassungs- und Rechtswesen und mit seiner Cultur beschäftigt, während das zweite Buch (S. 313—614) in 13 Capiteln die Geschichte der Germanen mit dem Kimbern- und Teutonenzuge anhebt und bis zur Gründung des merovingischen Frankenreiches durch Chlodowich, andererseits aber bis zum Ausgange des weströmischen Reiches (476) fortführt.

Dahn hält an der asiatischen Ursässigkeit der Germanen fest: er nimmt als Zeitpunkt der Einwanderung der „vordersten Germanen“ in Nordost-Europa das 5.—6. Jahrh. v. Chr., ihr gemeinsames Erscheinen am Schwarzen Meere um beständig 1000 v. Chr. an. Der Name „Germanen“ gilt ihm als keltischer, erst allgemein verallgemeineter; „deutsch“ (seit dem 9. bis 10. Jahrhundert unserer Zeitrechnung in Gang gesetzt) bedeuete die „volksmässige“ (ethnische) sprechenden und habe weder etwas mit den „Teutonen“ noch mit dem rein erfundenen Gott oder Halbgott Teut zu schaffen (S. 49—50). Ein besonders interessantes (8.) Capitel beschäftigt sich mit dem „vorgeschichtlichen“ Staate der „Erschleppen“ und mit dem „Geschlechterstaate“, sodann mit dem geschichtlichen „Gaustaate“ der Germanen, mit der Gau-, Dorf- und Höfengemeinde, mit dem Übergang zum Volkstaate mit Gemeinfreiheit, Adel, Königthum, Grafenamt, innerhalb welcher es keinen Raum für „Fürsten“ gebe — und im umfassendsten Sinne mit allen Momenten des Rechts- und Glaubenswesens.

Unter den Capiteln des II. Buches sind besonders jene reich an Stoff und Belehrung, die sich der »Erkräftigung der römischen Abwehr« vom Tode des Gallienus bis zur Reichstheilung Diocletians (8.), den römischen Organisationen nördlich der Alpen von Cäsar bis Diocletian (9.) und 10—13 der Folgezeit von Diocletian bis zum Ende des weströmischen Reiches zuwenden. Das Hinübergreifen in die Folgezeit bereitet den Leser auf den Schluss des I. Bandes, seine zweite Hälfte vor, die nicht lange auf sich warten lassen möge. Hier wie dort wird man sich unwillkürlich veranlasst sehen, das parallele Werk Arnolds vergleichsweise zur Hand zu nehmen.

Dahn hat es unternommen, die bedeutendste Epoche des 18. Jahrhunderts, von 1740—1790, zu schildern; die »zweite stärkere Abtheilung dieses Bandes soll im 2. u. 3. Buche die deutsche Geschichte von 1746—1763 und von 1763—1790 weiterführen, und sich dem Gesamtplane des vereinigten Werkes gemäß — vorwiegend den inneren Verhältnissen zuwenden.« Im ersten Buche, von 1740—1746 reichend, musste noch, wie der Verf. bemerkt — keine ausführliche Behandlung der auswärtigen Politik sowie der Kriegergebnisse platzgreifen. — Das Buch des Verf. bewegt sich — insbesondere was diesen Theil betrifft — auf einem stark bearbeiteten Felde, welchem auch das verdienstliche, 1881 im gleichen Verlage publicierte Werk Grünhagens, »Geschichte des ersten schlesischen Krieges« (2 Bände) zufällt. Dennoch versteht er es, die massenhafte Quellen- und Hilfsliteratur beherrschend, seiner zusammenfassenden Arbeit eine innere Berechtigung zu verschaffen.

Die vier Capitel sind ein fesselnd geschriebenes Zeitbild — nur würde etwas weniger Absichtlichkeit und mehr Ruhe der Auffassung und Darstellung den Eindruck des Buches auf den Historiker entschieden reiner und günstiger gestaltet haben. — Immerhin heben diese Schattenseiten den Wert und die Wirkung der Publication nicht auf; denn es steckt darin wissenschaftliche Arbeit eines bewährten Specialforschers, und jene Mängel sind um so schwerer dort zu vermeiden, wo das Interesse der Gegenwart, die lebhafteste Wärme politischer Überzeugungen und der Drang, die früheren Verhältnisse mit den Ergebnissen der Jetztzeit als Vorbereitendes und Errungenes zusammenzuschweißen, vorwaltet.

Graz.

F. Krones.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Zur Gymnasialfrage.

(Schluss.)

III.

Das bezüglich der Überbürdung und der geringen Fortschritte Gesagte dürfte in Fachkreisen kaum auf Widerstand stoßen. Großer ist die Divergenz der Ansichten in Bezug auf die Organisation der Gymnasien. Man braucht nur die Ideen, welche in den vier Gruppen der Enquete-Commission von 1870 zum Ausdruck kamen, kennen zu lernen, um den obigen Ausspruch zu rechtfertigen und zugleich im Vorhinein von der Aussichtslosigkeit eines einheitlichen Planes in der Reorganisation durch solche Enquete-Commissionen überzeugt zu sein. Denn während die eine Gruppe für die Rückkehr zu den alten Lateinschulen plaidiert, sucht die andere in der völligen Verdrängung der Philologen aus den Gymnasien das Heil derselben. Jedenfalls leuchtet es geradezu ein, dass in einer Versammlung von hervorragenden Vertretern der humanistischen und realistischen Wissenschaften eine Einheit nicht zu erzielen ist. Unter den hervorragenden Capacitäten, welche bei uns im Mittelschulwesen eine bedeutende Rolle spielten, war es besonders Benitz, welcher beiden Richtungen des Gymnasialunterrichtes die volle Gerechtigkeit widerfahren ließ und seine Worte: „Das Gymnasium sucht bei seinen Schülern durch Arbeit in den Elementen das Interesse für die verschiedenen Hauptrichtungen des menschlichen Erkennens zu wecken und hiedurch einerseits sie zu der Fähigkeit zu entwickeln, jedes einzelne Wissensgebiet zum Fachstudium zu er wählen, anderseits zwischen den einzelnen Fachstudien das Band des gegenseitigen Verständnisses und der Achtung zu erhalten“ verdienen, dass jede Körperschaft, welche über die Organisation der Gymnasien zu berathen hat, dieselben sich als Richtschnur vorhalte, und sie sollten jedem Gymnasialrektor zum Grundsatz werden. Es war eben nur Benitz Schulmann genug, um den Fachmann in ihm in Schulangelegenheiten völlig zum Schwagen zu bringen.

Wir wollen nicht in den Fehler derjenigen verfallen, welche a priori Lehrpläne bekannt machen, die entweder auf Grund eines einseitigen Standpunktes verfaßt wurden oder aber auf willkürlichen Ab-

nahmen beruhen und daher gar keinen Wert haben. Wir wollen vielmehr untersuchen, ob und inwiefern der bestehende Lehrplan Grund zur Unzufriedenheit gibt. In Bezug auf die gegenwärtige Organisation der Gymnasien klagt man: über die Wahl der Obligatsfächer, über die Theilung des Unterrichtes im Unter- und Ober-Gymnasium, über die Menge des Lehrstoffes, über das Fachlehrersystem und über den Stundenplan.

Was die Gegenstände betrifft, so treten besonders zwei Ansichten in den Vordergrund, welche auch bei den bisherigen Enquete-Commissionen wiederholt auf der Tagesordnung standen. Nach der ersten Ansicht wäre die classische Philologie ganz aus dem Lehrplane zu streichen und statt dieser theils moderne Sprachen einzuführen, theils, entsprechend den Anforderungen unserer Zeit, auf die Realien größeres Gewicht zu legen.

Wir wollen hier nicht eine Apologie der classischen Studien führen, da dies ohnehin sehr oft, sehr gründlich und von berufeneren Federn geschehen ist, und erlauben uns nur folgende Bemerkungen. Die Frage, ob in den neueren Sprachen dieselben bildenden Elemente liegen, wie in den classischen, überlassen wir den Philologen zur Beantwortung, welche gründliche Kenner beider Arten von Sprachen sind. Wer es nicht ist, spricht davon wie ein Blinder von den Farben, und es verdient daher seine Ansicht nicht die geringste Beachtung. Die Vertreter der modernen Sprachen haben vor allem den praktischen Zweck vor Augen, den Verkehr zwischen den Culturvölkern und ihren geistigen Erzeugnissen zugänglicher zu machen, was bei der classischen Philologie durchaus nicht maßgebend ist. Ob dieser Grund hinreichend ist, um dasjenige Bildungsmittel, welches Jahrhunderte lang die geistige Nahrung der Völker ausmachte, zu beseitigen, ist mindestens zweifelhaft. Dem Wesen nach ist ja diese Richtung in unseren Realschulen durchgeführt; dass sie daselbst nicht zur allgemeinen Zufriedenheit zum Ausdrucke kommt, illustriert wohl am besten das Bestreben, die classische Philologie wenigstens theilweise auch in den Realschulen einzuführen, wie dies in Deutschland längst geschehen ist. Ferner ist es nicht ein aus der Luft gegriffener Vorwurf, den man den Realschülern macht, dass sie selbst am Polytechnicum den Gymnasiasten nicht die Stange halten, ein Vorwurf, der von gewiss kompetenter Seite wiederholt erhoben wurde, nämlich von den Professoren des Polytechnicums selbst. Man mag was immer für Gründe dafür namhaft machen, der Hauptgrund ist und bleibt der, dass der Bildungsgang eines Realschülers dem eines Gymnasiasten qualitativ nicht gleichkommt, und da der Hauptunterschied eben darin besteht, dass der Gymnasiast Latein und Griechisch, der Realschüler Französisch und Englisch lernt, so müssen wohl in den beiden ersten Sprachen mehr bildende Elemente vorhanden sein als in den beiden letzteren. Dass diese Meinung auch beim großen und gebildeten Publicum mehr Anhänger findet, dafür spricht die größere Popularität des Gymnasiums, von der wir früher gesprochen haben. Freilich aber darf eine gute Sache nicht durch schlechte Gründe unterstützt

werden; denn die Behauptung mancher Philologen, dass Latein und Griechisch deshalb gelehrt wird, weil darin das beste Mittel liegt, ein consequentes Denken zu lehren, ist, wie Bonitz bemerkt, von grundlichen Denkern längst widerlegt worden.

Wir empfehlen den Gegnern der classischen Philologie, die Rede Arago zu lesen, welche derselbe im Parlamente von Frankreich 1836 gehalten hat, als auch hier die Frage, ob die classische Philologie aus dem Unterrichtsplane zu entfernen sei, discutirt wurde. Arago war, wie kaum ein zweiter dazu berufen, den Standpunkt der Naturwissenschaften zu vertreten; aber auch er vertheidigte die Rechte der classischen Philologie, und nur diesem Umstande ist es zu verdanken, dass dieselbe aus den französischen Mittelschulen nicht beseitigt wurde. Die Gründe, welche er in seiner Rede anführte, haben fast wortwörtlich auch noch heute ihre volle Gültigkeit.

Es klingt lächerlich, wenn ein Schulmann als Grund für die Beseitigung der classischen Philologie angibt, dass die alten Griechen das Sprachstudium auch nicht als Bildungsmittel ihrer Jugend angewendet haben, was in allem Ernst vor einem großen Publicum kürzlich in Wien vorgebracht wurde. Die alten Griechen konnten doch kein modernes Sprachstudium betreiben, da ein zweites Griechenvolk ihnen nicht voranging und überhaupt kein Volk, dessen Cultur so maassgebend war für die Entwicklung ihrer eigenen, wie ihre für die unsrige. Allen unseren Cultur-Elemente gleichen einem *deus ex machina*, wenn die Verbindung mit Rom und Griechenland unterbrochen würde. Unsere Cultur und die modernen Sprachen in Ehren, aber Latein und Griechisch aus unseren Schulen zu beseitigen, hiesse unserer Jugend die unerlässlichste Quelle zu verschließen, aus welcher sie das beste und edelste, was ihr geboten werden kann, zu schöpfen im Stande wäre.

Die Gegner der classischen Philologie zeigen eben nur ihr Bestreben, die Jugend für die Gegenwart zu erziehen. Nur in dem soll sie unterrichtet werden, was möglichst schnell einen Nutzen bringt und zu einem praktischen Berufe unumgänglich nothwendig ist. Man vergisst aber ganz, dass dies weder die Erziehung im allgemeinen noch die Gymnasialerziehung im besonderen zum Zwecke hat, dass wir vielmehr, wie Kant sagt, für den künftigen, besseren Zustand des menschlichen Lebens, d. i. für die Idee der Menschheit unsere Kinder erziehen sollen. Ob eine solche Erziehung denkbar ist ohne eine tiefere Kenntnis des classischen Alterthums, ohne die Kenntnis derjenigen Völker, welche trotz der riesigen Entfaltung der Culturmittel, trotz des zur Schau getragenen hohen Selbstbewusstseins unserer Zeit, dennoch unauswählbar dastehen, ist für denjenigen, bei welchem weder nationale noch politische noch Utilitätsmotive in Erziehungsangelegenheiten zurückgezogen werden, eine Frage, welche entschieden verneint werden muss.

Geringer ist die Zahl derjenigen, welche die Realien aus dem Unterrichtsplane der Gymnasien zu beseitigen wünschen. Sie recrutiren sich fast ausschließlich aus dem Kreise jener Philologen und sogenannten Ultramontanen, an denen die Gegenwart bedeutungslos vorüberzieht.

Die einen fürchten aus der einmal liebgewordenen Atmosphäre des Alterthums herauszutreten, die letzteren mögen andere Motive dafür haben, auf welche wir jedoch nicht eingehen wollen. Die Gründe, welche von ihnen hiefür vorgebracht werden, laufen fast alle darauf hinaus, dass die Realien in der Jugend den Materialismus groß ziehen und das Schwindeln der idealen Gesinnung zur Folge haben. Letztere Thatsache wird kaum jemand leugnen, wenn er längere Zeit mit der Jugend in Contact war. Allein die Schuld auf die Realien zu wälzen zeigt eben nur die grösste Verkennung des Zeitgeistes. Ich weiß nicht, ob nicht irgendwo ein Erziehungsinstitut besteht, in welchem die Realien vollständig ignoriert werden, bestünde aber ein solches, so fände man die Zöglinge desselben nicht um ein Itüpfelchen idealer als die Schüler eines Gymnasiums. Wenn ich übrigens richtig die Manifestationen unserer Gymnasialjugend deute, so scheint mir der Culminationspunkt des Materialismus bei derselben bereits überschritten zu sein.

Wodurch diese Meinung von der Schädlichkeit der Realwissenschaften für die Erziehung veranlasst wurde, konnte ich nicht herausbringen. Noch unbegreiflicher aber ist es, dass sie so zahlreiche Anhänger fand und auch noch gegenwärtig nicht selten vorgebracht wird. Es ist das jedenfalls ein Beweis dafür, dass eine noch so absurde Phrase, einmal ausgesprochen, ihre Anbieter findet. Wir wollen nicht die so oft wiederholten Gründe zur Widerlegung derselben wieder anführen; wir werden ebensowenig diejenigen Momente aufzählen, welche dafür sprechen, dass ein gut geleiteter Unterricht in den Naturwissenschaften eben so sehr — und in manchen Punkten vielleicht sogar intensiver — die ideale Gesinnung der Schüler fördert als die Philologie. und betrachten bloß dessen praktische Seite. Die Realien aus dem Unterrichtsplane zu entfernen, hieße die Gegenwart ihrer Rechte vollständig berauben. Unsere moderne Weltanschauung basiert größtentheils auf den Errungenschaften des vorigen und dieses Jahrhunderts; neue Ideen — und zwar die nicht am wenigsten idealen — wurden auf diesem Gebiete gewonnen, der Einfluss derselben auf das Gemüth der Jugend ist um so mächtiger, da sie nicht nur durch ihre eigene Größe, sondern auch durch die Anschaulichkeit wirken. Sie der Jugend vorzuenthalten hieße nichts anderes, als ihr das volle Tageslicht verschließen.

Welche Bedeutung die Naturwissenschaften für die Gegenwart haben, ersieht man am besten aus der Thatsache, dass selbst die Philosophie, welche lange Zeit zur erbittertsten Gegnerin derselben gehörte und deren Errungenschaften vornehm ignorierte, die Unmöglichkeit auf ihrem rein speculativen Wege fortzuschreiten eingesehen hat und nicht nur halb und halb ihre Methode verlassen hat, um die der Naturwissenschaften anzunehmen, sondern auch ihnen ihre besten Grundsätze entnimmt, um ihr Gebäude auf festere Stützen zu stellen. Wir brauchen nur auf die Werke Helmholtz, Du Bois-Reymonds, Lübmans, Zöllners usw. hinzuweisen, um das Gesagte zu rechtfertigen, so dass gegenwärtig die Bezeichnung der Naturwissenschaften als „Philosophie“ eine weit richtigere wäre als dies im 17. Jahrhunderte der Fall war.

Zum Schlusse erlauben wir uns noch die Bemerkung, dass gerade in unserer Zeit des parlamentarischen Regimes das Studium der Naturwissenschaften eine größere Sorgfalt beansprucht, da ja der Vertreter nur zu oft in die Lage kommt über Maßregeln zu entscheiden, welche wenigstens eine elementare Kenntnis der Naturgesetze und Naturerscheinungen voraussetzen. Übrigens ergibt sich wohl die Bedeutung und Wichtigkeit der Naturwissenschaften am deutlichsten aus dem Umstande, dass selbst ein Staatsmann, wie der Schöpfer der gegenwärtigen Gymnasialorganisation, welchen man zu denjenigen zu zählen pflegt, in deren Reihen die Gegner der Naturwissenschaften am zahlreichsten zu finden sind, den Anforderungen der Zeit nicht widerstehen konnte und den Realen ihre Rechte einräumte, gerade wie Arago der Philologie. Man könnte heute den erbittertsten Gegner der Naturwissenschaften zum Unterrichtsminister machen, er würde dieselben ebenso wenig aus dem Gymnasialplane verdrängen wie der begeisterte Anhänger derselben. Die übrigen Obligatorien im Gymnasiallehrplane, sei im Verhältnisse zu der Philologie und den Realen — worunter wir auch die Mathematik begreifen — von geringerer Bedeutung. Sie sind auch so glücklich keine Gegner zu haben, ihre Nothwendigkeit ist als evident. Es kam höchstens noch die Logik und Psychologie in Frage. Die Wichtigkeit derselben als philosophische Propädeutik ist zwar nicht von großem Belange. Das Beste daran ist vielleicht der Umstand, dass die Schüler mit der Terminologie bekannt werden. Die Bildungsmomente sind zwar in der Psychologie von großer Bedeutung, allein es ist zweifelhaft, ob sie im Gymnasium zum vollen Ausdrucke kommen. Jedenfalls würde durch die Beseitigung derselben aus dem Unterrichtsplane den Schülern im allgemeinen kein bedeutender Nutzen erwachsen; sie hätten nur um 2¹/₂ Stunden in der Woche mehr frei; einige derselben aber würden dadurch entschieden einen empfindlichen Verlust erleiden, da nach meinen Erfahrungen die Psychologie für viele sehr anregend wirkt. So kommen wir zu dem Schlusse, für welchen auch die Majorität der Enquete-Commissionen entschieden hat, dass kein Gegenstand aus dem Unterrichtsplane unseres Gymnasiums entfernt werden darf, wenn dasselbe nicht auf ein niedrigeres Niveau seiner Bedeutung als Bildungsanstalt herabgesetzt werden soll. Eine andere Frage ist es, ob es nicht durch Aufnahme neuer Obligatorien auf ein höheres gehoben werden könnte. In dieser Hinsicht sind besonders folgende Wünsche häufiger vorgebracht worden: Moderne Sprachen und Zeichnen. In Bezug auf die ersteren wollen wir bemerken, dass sie als Bildungsmittel in einer Anstalt, wo Latein und Griechisch unterrichtet wird, überflüssig sind; von praktischem Interesse wären sie nur dann, wenn der Unterricht dann es dahin brächte, dass die Schüler nach Absolvierung der Anstalt der Sprache in Wort und Schrift selbst mächtig wären, um aus dem Unterrichte einen praktischen Nutzen zu ziehen. Dass dieser Erfolg schwer zu erzielen ist, ersieht man am besten an den Realschülern. Nur die wenigsten derselben bringen es so weit, um sich französisch auch nur halbwegs geläufig auszudrücken, und

den verdanken ihre Sprachgeläufigkeit dem Umstande, dass sie besonders begabt sind und das Studium der Sprache intensiv in oder aber außer der Schule auch zu Hause darin Unterricht empfangen. Wollte man im Gymnasium dieses Ziel erreichen, so müsste (namentlich die wöchentliche Stundenzahl) ziemlich hoch stellen, was eine Überbürdung in der Organisation schaffen würde, die sich leicht mehr beseitigen ließe. Es hat daher die französische Sprache keinen freier Gegenstand so gut wie keinen Wert, und sie wird ihnen nicht haben, wenn — wie es die ministerielle Verordnung ist — sie von einem geprüften Lehrer unterrichtet wird und es mit besser, diesen Unterricht ganz dem Hause zu überlassen.

Anders verhält es sich mit dem Zeichnen. Fasst man nur den hohen Zweck desselben ins Auge, die deutliche, wenn auch nicht lebhafte Darstellung eines Gegenstandes, so ist dieser so wichtig, Veranlassung genug wäre, um das Zeichnen als Obligatorisch einzuführen. Bedenkt man ferner, dass sich im Zeichnen selbst bei geringer Mühe ganz erspriessliche Resultate erzielen lassen, dass es die Arbeit gar nicht vermehrt, dass fast bei allen Schülern viel im Zeichnen gefunden wird und dass es als Hilfsmittel bei vielen Obligatorischen Verwendung findet, endlich dass dadurch wie kaum etwas anderes der Formensinn der Jugend gebildet wird, so ist klar, dass das Gymnasium als Bildungsanstalt nicht wenig gewinnt, wenn das Zeichnen als Obligatorischgegenstand daselbst Aufnahme findet.

Im Bezug auf die Theilung des Gymnasiums in Unter- und Oberstufe, die sogenannte Bifurcation¹⁾, sind die Stimmen, soweit sie bekannt geworden sind, getheilt. Uns ist die Unzufriedenheit mit dieser Theilung niemals recht verständlich gewesen. Denn wenn man dieselbe bei Licht, so ergibt sich, dass sie nur bei zwei Punkten thatsächlich vorhanden ist. In der Philologie vor allem ist sie evident nicht, und es kommen daher nur die Mathematik, Naturwissenschaften und die Geschichte zur Sprache. Was die Mathematik betrifft, so erwäge man nur, dass in der Arithmetik der Lehrplan des Untergymnasiums einzig und allein auf das praktische Rechnen beruht und dieser im Obergymnasium nur in der V. Classe noch zur Sprache kommt, wobei für das Verfahren, das im Untergymnasium angewendet wurde, die strenge Begründung gegeben wird, dagegen der grössere Theil des Lehrstoffes der V. Classe und der aller folgenden in der Arithmetik mit dem Lehrstoff des Untergymnasiums nichts Aehnliches hat, wenn man nur die Gleichungen, welche einen Theil des Lehrstoffes der IV. und VI. Classe bilden, ausnimmt. Die

Bifurcation bedeutet ursprünglich die Zweitheilung einer Classe irgend realistischen oder philologischen Fächern, wie sie zum ersten Male unter Napoleon I. in Frankreich und bei uns in den Realgymnasien durchgeführt wurde. Es ist daher die Bedeutung dieses im Sinne der Zweitheilung unserer Gymnasien eine uneigentliche, entspricht auch dem Wesen des Gymnasiums nicht, wie wir nachfolgenden beweisen.

Geometrie zeigt allerdings eine größere Gleichheit, doch erstreckt sich auch diese fast nur auf den Namen; denn den Lehrstoff im Untergymnasium machen Lösungen von elementaren praktischen Aufgaben aus, während im Obergymnasium auf das „Warum“ und auf complicirtere Aufgaben Nachdruck gelegt wird, sofern derselbe Stoff bereits im Untergymnasium behandelt wurde, was übrigens auch nur für die V. und im 1. Semester der VI. Classe zutrifft. Wenn im Ober-Gymnasium denselben einzelne Sätze, die bereits im Untergymnasium besprochen wurden, nochmals erwähnt werden, so geschieht dies eben nur, um den Zusammenhang mit den neuen Sätzen herzustellen oder um sie den Schülern wieder in Erinnerung zu bringen; aber dies bildet weder eine Schwierigkeit für den Unterricht, noch ist es als eine Wiederholung anzusehen. Der Lehrer wird auch in den meisten Fällen nicht notwendig haben, die Sätze wieder vorzunehmen. Er überzeugt sich von deren Kenntniss durch einige kurze Fragen und ebenso kurze Antworten; falls es bemerkt sollte, dass sie vergessen wurden, so wird er die Schüler anweisen, dieselben zu wiederholen, ohne dabei Zeit zu verlieren. Ebenso wenig ist in der Naturgeschichte eine wirkliche Bifurcation vorhanden. Im Untergymnasium hat der Schüler die einzelnen Exemplare nach ihren eignen Merkmalen kennen zu lernen, im Obergymnasium wird auf Anatomie, Physiologie, Krystallographie usw. der Nachdruck gelegt, und die einzelnen Exemplare kommen hier fast nur insofern zur Sprache, als ihnen die einschlägigen Lehren demonstriert werden. Die Beschreibung, welche im Untergymnasium den Hauptstoff ausmachte, entfällt hier so gut wie ganz oder muss als bekannt vorausgesetzt werden.

Eine wirkliche Zweitheilung besteht in der Geschichte und in der Physik. Da muss so ziemlich Alles, was den Lehrstoff des Untergymnasiums ausmachte, noch einmal in den oberen Classen wieder zur Sprache kommen. Die Hauptgründe dürften darin zu suchen sein, dass entweder der Zeitabstand ein zu großer ist zwischen demselben Lehrstoff im Unter- und Obergymnasium, wie das beispielsweise in der Geschichte der Fall ist, wo die neuere Geschichte in der IV. und dann wieder erst in der VIII. Classe vorgenommen wird oder aber in der Menge des Lehrstoffes, welcher daher im Untergymnasium nicht intensiv genug eingeprägt werden kann, um mehrere Jahre präsent zu bleiben, wie z. B. in der Physik; oder schließlich im Gegenstande selbst, da die strenge Begründung einer Erscheinung die Recapitulation derselben notwendig macht, selbst wenn sie den Schülern bekannt wäre, wie beispielsweise, wenn das Hebel- oder das Newtonsche Gravitationsgesetz in der VII. Classe zur Sprache kommt, es wiederholt werden muss, selbst wenn die Schüler von der IV. Classe her damit vertraut waren. Wenn man dieses vermeiden, so wäre es nur dadurch möglich, dass man Geschichte und Physik aus dem Untergymnasium ganz entfernt und dafür mehr Stunden im Obergymnasium anweist. Meiner Ansicht nach würde das Gymnasium durch diese Änderung nur soviel verlieren, dass der absolvierte Untergymnasiast nur mit sehr lückenhafter Vorbildung zum praktischen Berufe sich zuwenden könnte, wenn dies überhaupt

in dem Falle zulässig wäre. Es wäre das Sache einer weiteren Überlegung festzustellen, ob der Gewinn, den man dadurch erreichen würde, den etwaigen Verlust zu ersetzen oder zu überbieten im Stande wäre. Denn es ist keine Frage, dass durch die Verlegung der beiden Gegenstände ins Obergymnasium der gegenwärtige Lehrplan eine totale Umstellung erfahren müsste. Ob dadurch jedoch das Gymnasium als Unterrichtsanstalt bedeutend gewinnen würde, ist sehr fraglich; einzelne Gegenstände vielleicht, zweifellos müssten aber andere wieder in eine weniger günstige Lage kommen. Da jedoch am Gymnasium jeder einzelne Gegenstand für sich nur von geringer Bedeutung ist und der Wert aller Gegenstände als Bildungsmittel sich ziemlich gleich bleibt, wenn sie mit der nothwendigen Stundenzahl bedacht sind, so käme dem Ganzen — der Bildungsanstalt als solcher — nur wenig — wenn schon überhaupt etwas — zugute. So viel ist gewiss, dass mehr als ein Lehrplan eine Anstalt zu einer guten machen kann. Kennt man das Ziel, so wird man mehrere Wege finden, die zu demselben führen; man wird jedoch keinen neuen suchen, wenn der alte bereits sich bewährt hat. Erhebliche Vortheile zeigt keiner von den bekannt gewordenen Plänen, wohl aber sind in einigen von diesen auffallende Nachtheile bemerklich. Einige wären sogar geeignet zu einem anderen Ziele zu führen, als zu demjenigen, welches unseren Gymnasien gesteckt ist. Das Schulwesen eines Landes ist ein so wichtiger Factor im Culturleben der Menschen, dass sich kein Staatsmann leicht entschließt, bewährte und ständige Verhältnisse aufzugeben, um neuen Experimenten nachzugehen, deren Erfolg ein problematischer ist. Dies ist Privaten, Vereinen, einzelnen Städten gestattet; denn der eventuelle Schaden trifft nur eine einzige Schule; aber die Schulen des ganzen Reiches aufs Spiel zu setzen, ohne durch unabwendbare Nothwendigkeit dazu gezwungen zu sein, wäre strafbarer Leichtsin.

Die Klage über den Lehrstoff wollen wir zugleich mit der über die Stundenzahl besprechen, da beide im innigsten Zusammenhange stehen. Vorher muss jedoch bemerkt werden, dass keine von diesen Klagen einheitlich ist. Man kann hier vielmehr folgende Unterschiede machen: Man klagt über das Zuviel des Lehrstoffes am Gymnasium überhaupt, man klagt über die ungebührliche Ausdehnung desselben in einzelnen Gegenständen, man klagt auch über die Menge des Stoffes im Verhältnisse zur Stundenzahl und umgekehrt. Wir wollen diese Klagen näher untersuchen.

Was nun zunächst den Lehrstoff in der Philologie betrifft, so maßen wir uns darüber kein Urtheil an, einerseits aus dem Grunde, weil über denselben so viele Capacitäten das ihrige abgegeben haben, andererseits, weil uns keine persönlichen Erfahrungen zu Gebote stehen. Wir erlauben uns nur diejenigen Bemerkungen, welche ein Nichtfachmann, jedoch ohne alle Voreingenommenheit, gelegentlich machen kann.

Die Erfolge in der Philologie, wie sie bei Maturitätsprüfungen zutage treten, scheinen mir in keinem Verhältnisse zu der verwendeten Stundenzahl zu stehen. Thatsächlich ist kaum die Hälfte der Abitu-

rienten im Stande, selbst einen leichteren lateinischen Classiker mit Verständnis und ohne Nachhilfe zu übersetzen. Im Griechischen ist das noch viel schlechter. Aus diesem Grunde wohl auch stimmen nicht wenige mit in den Ruf ein: „Hinans mit dem Griechischen aus dem Gymnasium!“ — So viel ist gewiss, dass wenn die so geringen Erfolge ganz allgemein wären und sich auf keine Art beseitigen ließen, zu erwägen sollte, ob der Unterricht im Griechischen nicht etwa nur für die besseren Schüler zulässig sein sollte. Denn es ist eine Selbsttäuschung, wenn man behauptet, dass trotz der geringen sprachlichen Kenntnisse im Griechischen die bildenden Elemente desselben für die Schüler dennoch nicht verloren gehen. Welchen bildenden Einfluss hat denn die Sprache auf einen Schüler gehabt haben, der den Homer nicht nur nicht tadellos, sondern nicht einmal ansehnbar, mit Verständnis und ohne Nachhilfe zu übersetzen vermag? Und dieser Einfluss soll ja auch noch für die Zukunft, für das ganze Leben anhalten. Unserer Meinung nach ist jedoch der geringe Erfolg nicht nur nicht allgemein, sondern er hat auch, zum großen Theile wenigstens, in den Gründen, welche früher für die geringen Fortschritte überhaupt namhaft gemacht wurden, seine Ursache. Für die geringen Kenntnisse im Latein gibt es überhaupt keine anderen als die dort erwähnten Gründe, im Griechischen aber dürfte auch der Lehrstoff das seine beitragen. Wir haben schon bei der Besprechung der Überbürdung aus diesbezügliche Bemerkung gemacht, hier fügen wir noch hinzu, dass nach unserer Ansicht bei der gegenwärtigen Stundenzahl zu viele Autoren gelesen werden, welcher Umstand nicht wenig zu den geringen Resultaten im Griechischen beiträgt. Wollte man dies beseitigen — müsste man entweder die Stundenzahl für das Griechische nicht unbedeutend vermehren, oder aber einige Autoren aus dem Unterrichtsstoff streichen. Gegen das erstere dürfte nun freilich von vielen Seiten Einspruch erhoben werden — namentlich wären die Überbürdungspropheten, denen das Griechische überhaupt ein Dorn im Auge ist, damit nicht einverstanden — andererseits aber wird man auch zugeben, dass der Ausfall eines oder zweier Autoren die bildenden Elemente des Griechischen durchaus nicht vermindern würde.

Dass aber der Lehrstoff in der Philologie im allgemeinen durchaus kein zu ausgedehnter ist, ergibt sich auch aus dem Umstande, dass derselbe nicht selten in viel kürzerer Zeit, als am Gymnasium dazu verwendet wird, von nicht wenigen überwunden wurde. Mir sind nur als 20 Fälle von verschiedenen Anstalten bekannt, wo absolvierte Realschüler, welche durch ihre Realschulzeugnisse durchaus nicht als Griechisch qualifiziert wurden, nach 2—3jährigem Studium des Lateinischen und Griechischen sich zur Maturitätsprüfung am Gymnasium meldeten, und von denselben durchaus nicht schlechter entsprachen, als manche Jungen, welche durch acht oder mehr Jahre Gymnasialstudien betrieben. Mehr von diesen haben die Prüfung geradezu vortrefflich bestanden, allerdings waren es begabtere Jünglinge.

Der Lehrstoff in der Mathematik hat zwar weniger Ansehen, Klagen gegeben — wenigstens findet man diese seltener in der pub-

gogischen Literatur — allein auch die bekannt gewordenen sind vollständig grundlos. Man könnte fast die Behauptung aufstellen, dass in keinem Gegenstande in Beziehung auf den Lehrstoff weniger Gründe zur Klage vorhanden sind, als in der Mathematik. Man bedenke nur, dass die Schüler, welche in das Gymnasium eintreten, bereits mindestens die vierte Volksschulklasse absolviert haben. Der Lehrstoff derselben ist aber fast vollständig mit dem in der ersten Classe identisch; nicht selten bringen sie auch die Kenntnis der Verhältnissrechnungen mit, also des Lehrstoffes der zweiten Classe; kann da von einem Zuviel noch die Rede sein? Nur in der Geometrie ist der Lehrstoff der zweiten Classe etwas schwierig, da aber die Arithmetik eben gar keine Schwierigkeiten macht, so lässt sich auch dieser ohne Anstrengung oder Überbürdung bewältigen. Hätte man die Geometrie nicht, oder viel weniger davon, so wäre eben die Menge des Lehrstoffes für die zweite Classe zu gering.

Ähnlich verhält es sich in der dritten und vierten Classe. Sogar mit einer großen Schülerzahl lässt sich der Lehrstoff derselben mit Leichtigkeit absolvieren und in der Schule gehörig einüben. Selbst in der Stereometrie, welche für die Vorstellung Schwierigkeiten bietet, erzielt man in der vierten Classe ganz gute Resultate unter den früher genannten, für jeden Unterricht nothwendigen Voraussetzungen.

Mehr Schwierigkeiten bietet allerdings der Lehrstoff im Obergymnasium, nicht etwa an sich, weil derselbe zu groß ist, sondern weil da die Stunden des Untergymnasiums sich fühlbar zu rächen beginnen. Die entweder für diese Stufe oder für das wissenschaftliche Studium überhaupt nicht geeigneten Schüler hemmen in der empfindlichsten Weise den Fortschritt, dennoch kommt es selten vor, dass in der fünften Classe irgend ein Rückstand an Lehrstoff zurückbleibt, und auch dieser nur in außerordentlichen Fällen, wenn etwa besonders viele Stunden ausgefallen sind. In der sechsten Classe ist allerdings eine Sichtung des Lehrstoffes nothwendig, um mit dem vorgeschriebenen Pensum fertig zu werden. Das durch Zeichnen nicht entwickelte Vorstellungsvermögen der Schüler gestattet nicht ein rasches Tempo in der Stereometrie einzuschlagen. Der Lehrer muss, um nicht mit allerlei Vorschriften in Collision zu kommen, mehrere auslassen, damit er nicht durch Zeitmangel gezwungen werde das Wichtigere zu übergehen. Allein das thut er auf eigene Faust und es sind in dieser Hinsicht keinerlei Maßregeln nothwendig oder wünschenswert. Es hängt übrigens ohnehin von mancherlei Umständen ab, wann der Lehrer zu solchen Streichungen gezwungen ist. Bei wenigen Schülern und gutem Schülermaterial sind sie weniger oder gar nicht nothwendig, in stark besuchten Classen und bei schwachen Schülern müssen sie umfangreicher ausfallen. Diesen Spielraum muss man dem Lehrer gewahren und seiner Einsicht vertrauen. Von einem übermäßigen, nicht zu bewältigenden Lehrstoff kann auch hier nicht die Rede sein, besonders wenn — wie das an manchen Anstalten der Fall ist — die wöchentliche Unterrichtszeit 4 Stunden beträgt. Und ebenso wenig in der siebenten Classe.

Es soll jedoch damit nicht gesagt sein, dass die Unterrichtserfolge in der Mathematik besonders gut sind. Man findet im Gegen-

theil nicht selten Abiturienten, deren Kenntnisse darin die eines Quartaners nicht erreichen, ja denen die gewöhnlichsten Operationen mit Decimal- und gemeinen Brüchen nicht bekannt sind. Man kann vielmehr die Behauptung aufstellen, dass Mathematik und Philologie verhältnismäßig die schlechtesten Prüfungsergebnisse liefern, was um so mehr auffallen muss, da diese Gegenstände in Bezug auf Stundenzahl und Dauer des Unterrichtes vor allen anderen bevorzugt sind. Die Gründe dafür sind hier dieselben wie die bei der Philologie angegebenen. nur kommt noch bei der Mathematik ein Umstand hinzu, welcher in der Philologie nicht so schädlich wirkt, der häufige Lehrerwechsel. Ich will hier nicht die Schädlichkeit des Lehrerwechsels im allgemeinen mit bei der Mathematik im besondern weiter ausführen, ist das doch ein Punkt, welcher schon oft genug besprochen wurde, allein es scheint, als ob man denselben noch immer viel zu wenig würdigen würde, wodurch nur den Unterricht empfindlich schädigt. Es mag hier noch hinzugefügt werden, dass der früher erwähnte Erlass bezüglich der Kettentheorie recht eigentlich dazu da ist, um die pädagogisch nothwendige Fortführung einer Classe durch einen Lehrer unmöglich zu machen. Denn der Director sieht sich oft genöthigt, den bisherigen Lehrer einer Classe zu derselben zu berechtigen, weil dieser indessen einen Konkurschüler aus derselben Classe erhalten hat.

Wenn demnach der Lehrstoff in der Mathematik durchaus nicht als zu umfangreich angesehen werden kann, so soll keineswegs damit behauptet werden, dass auch nichts davon ausgelassen werden kann. Es scheinen mir vielmehr einzelne Abschnitte absolut nutzlos in das Lehrpensum aufgenommen worden zu sein. Dazu gehört beispielsweise die Kettenrechnung und die Zinseszinsrechnung in der vierten Classe. Factisch rechnet kein Mensch in der Praxis nach diesen Methoden, der bildender Wert ist aber so ziemlich gleich Null, da der Vorgang dabei ein rein mechanischer ist. Wenn man also damit nicht etwa den Zweck, die Schüler im Multiplizieren und Dividieren zu üben, verbindet, so aber in der vierten Classe wohl nicht am Platze ist, so sind sie für den Unterricht vollständig wertlos und verdienen daher, dass sie aus den Schulbüchern verschwinden.

Was den Lehrstoff in den Naturwissenschaften betrifft, so ist in der ersten Nummer Punkt in der Organisation unserer Gymnasien. Ich während es aber an ihren Gegenständen, unter den gemeinsamen Voraussetzungen die angewandte Stundenzahl betrachtet, um den vorerwähnten Lehrstoff zu absolvieren, ist dass in den Naturwissenschaften den zu nicht der Fall: es ist hier nur umgeben den gesetzlichen und pädagogischen Anforderungen in der fixierten Zeit zu genügen, und es ist zu gratulieren, dass die Examinations-Commissionen diesbezüglich doch auch Hilfe geschaffen haben.

Wir wollen am das Obige zu begründen, die naturwissenschaftlichen Lehrstoff etwas ausführlicher betrachten. Ich werde mich auf das erste Semester des dritten Jahres beschränken, denn es ist genügend, wenn der Lehrer nur nicht glaubt dass er das ganze Semester mit

etwas zu übergehen, durchzunehmen gezwungen ist. Es kann und muss hier vielmehr Einzelnes ohne Schaden für das Ganze übergangen werden. Das „Was“ hängt von mancherlei Umständen ab, wie z. B. von der Reichhaltigkeit des Naturalien-Cabinetts, von der Örtlichkeit u. s. w. Dies geschieht denn auch in den weitaus meisten Fällen, wo aber nicht, so ist es ein Fehler der Methode, nicht der Organisation.

Man könnte noch hinzufügen, dass Excursionen zum Zwecke des Unterrichtes in den Unterrichtsplan mit aufgenommen werden sollten, so dass sie zur Pflicht und nicht dem Belieben des Lehrers überlassen würden. Ein Modus dafür zur allgemeinen Zufriedenheit wäre wohl nicht schwer zu finden. Erwähnenswert ist aber, dass die Anordnung in der Aufeinanderfolge des Lehrstoffes keineswegs eine glückliche ist. Denn bekanntlich wird in der Mineralogie im ersten Semester der dritten Classe auch auf die Zusammensetzung der Körper nothwendigerweise Gewicht gelegt, während die Chemie im zweiten Semester nachfolgt. Ab und zu ist ein *σάραρον πρότερον* zwar kein Unglück und ganz vermeiden wird man es bei keiner Organisation; aber hier steht die Sache anders, der ganze Lehrstoff ist seinem Wesen nach ein solcher, dass er der Chemie nachfolgen soll. Wird er dennoch vorangesetzt, so verliert er jedenfalls einen wesentlichen Theil seiner Bedeutung. Dass bei den Enquete-Commissionen dieser Punkt keine Berücksichtigung fand, trotzdem er schon wiederholt von Fachmännern und anerkannten Pädagogen besprochen wurde, ist ein Beweis, wie wenig Objectivität bei ihnen zu finden ist. Man sage nicht: „Es geht auch so!“ Es geht zwar, aber wie? Wozu einen Fehler in der Organisation bestehen zu lassen, wenn derselbe nicht schwer beseitigt werden kann; werden doch Fehler, auch bei der besten Organisation immerhin noch genug gemacht.

Im Ober-Gymnasium ist zwar der Lehrstoff in der Naturgeschichte ein sehr umfangreicher, allein bei passender Sichtung desselben, die jedoch den Lehrern überlassen sein muss, ließe sich auch hier mit der zugesetzten Stundenzahl das Auskommen finden, besonders aber, wenn darauf Rücksicht genommen wird, dass alles, was der Schüler im Unter-Gymnasium hätte erlernen sollen, nicht mehr Gegenstand des Unterrichtes im Obergymnasium ist, worauf wir schon früher hingewiesen haben. Man wendet zwar ein, dass ja die Schüler vieles vergessen haben, und daher eine theilweise Repetition nöthig ist. Allerdings ist manches Specielle dem Gedächtnisse entschwunden, aber das allgemeine Bild des Gelernten bleibt und muss haften bleiben, wenn anders der Unterricht nicht nutzlos gewesen ist. Eine bekannt gewordene Pflanzenordnung wird der Schüler erkennen, selbst wenn er die nähere Beschreibung derselben nicht zu geben vermag. Dieses allgemeine reicht hin, um daran den Unterricht im Obergymnasium anzuknüpfen.

Während also in der Naturgeschichte der Lehrstoff in der angegebenen Stundenzahl im Unter-Gymnasium bequem, im Obergymnasium bei richtigem Vorgang der Hauptsache nach sich bewältigen lässt, verhält es sich ganz anders bei der Physik. Da kann beim besten Willen die Zeit nicht hinreichen, um nach den pädagogischen und gesetzlichen Vor-

schriften den Lehrstoff zu beendigen, und der Lehrer sieht sich daher nicht selten gezwungen gegen erstere oder letztere zu verweisen. Es heißt zwar immer „sichtet den Lehrstoff“; wie aber sichten, ohne zu Ganze unverständlich zu machen, ist freilich eine andere Frage. Man beachte doch nur, welche Umwandlung unsere physikalischen Schulbücher seit 30 Jahren erfuhren. Aus den ehemals gebrauchten Lehrbüchern von Kunze könnte man zwei oder drei der gegenwärtig approbierten machen und unsere heutigen Lehrbücher für Obergymnasien erreichen noch lange nicht das Volumen des Kunzeschen Lehrbuches für Untergymnasien. Es soll nicht in Abrede gestellt werden, dass unser gegenwärtigen physikalischen Schulbücher sich noch ängstlich an einige hergebrachte Formen halten. So ist das Capitel über die Maschinen immer noch ein nach den Intentionen der Verfasser wesentlicher Abschnitt, das Barometer wird noch immer haarklein beschrieben und das Gewichts-Aräometer zur Bestimmung der Dichte verwendet, obwohl dieselben keine wissenschaftliche und gegenwärtig auch keine praktische Bedeutung mehr haben, während vieles weit wichtigere, um den Umfang des Buches nicht zu vergrößern, übergangen wird. Sieht man also von diesen und anderen Kleinigkeiten ab, welche nur zwecklos das Volumen der Lehrbücher, wenn auch nur unbedeutend, vergrößern, so sind dieselben schon wirklich an der Grenze der Reduction angelangt, über welche sie nicht hinausgehen dürfen, wenn der physikalische Unterricht noch einen Sinn haben soll. Man muss von nun an im Gegentheil darauf gefasst sein, dass sie an Volumen zunehmen werden, da doch so wichtige, bleibende Errungenschaften, wie sie in der letzten Zeit auf diesem Gebiete gemacht worden sind, auch in Schulbüchern nicht mit Stillschweigen übergangen werden können.

Mit der Menge des Lehrstoffes also kann nicht weiter bemißtraut werden, aber auch für diesen reicht die angesetzte Stundenzahl nicht aus, darüber sind seit 30 Jahren so ziemlich alle Fachlehrer einig, aber ihre Wünsche sind bis jetzt noch immer unberücksichtigt geblieben. Die Enquete-Commissionen haben dafür ebensowenig Verständnis gezeigt, als die Unterrichtsbehörde, und die Physiker sind nach wie vor zu einer unmöglichen Leistung verurtheilt. In den Ausweisen wird zwar meistentheils angegeben, dass der Lehrstoff beendigt wurde. Ja, aber wie? Ein grosser Theil der Optik oder einer anderen Partie musste ausfallen, die Physik der Erde wurde gar nicht beachtet, von der Astronomie wurden nur einige wenige Brocken ohne Zusammenhang hingeworfen, und die Schüler dadurch vielleicht mehr verwirrt als aufgeklärt. Warum wundert man sich also dann, dass die meteorologischen und astronomischen Kenntnisse unserer sogenannten Gebildeten nicht höher stehen als die eines Volksschülers und dass diesen so wichtigen Erscheinungen im Culturleben unserer Zeit so wenig Verständnis entgegen gebracht wird? Man verlangt doch so wenig. Eine Stunde in einer Classe des Unter- und ebensoviel im Obergymnasium wöchentlich mehr, würde hinreichen, um das Verlangte zu leisten. Durch diese eine Stunde würde doch immer die tägliche Arbeitszeit des Schülers das Maximum der von

Ministerium fixierten nicht übersteigen und aus dem Organisationsplane unserer Gymnasien würde der unmoralische Punkt eines Auftrages, dessen Ausführung unmöglich ist, beseitigt werden.

Während das Vorhergehende alle Gymnasien berührt, tritt an manchen noch ein Umstand hinzu, welcher den physikalischen Unterricht vollständig zu einem illusorischen macht. Es ist das der Mangel eines physikalischen Lehrzimmers. Seit man die Bedingungen eines richtigen physikalischen Unterrichtes erkannt hat, war man bemüht, an allen Anstalten ein solches, wenn auch nur mit primitiver Einrichtung herzustellen. Dennoch sind Anstalten vorhanden, an denen ein physikalisches Lehrzimmer noch immer zu den frommen Wünschen gehört. Man bedenke daher nur: Die Stundenzahl ist ohnehin zu gering, der Unterricht muss im Untergymnasium durchwegs, im Obergymnasium zum grossen Theile Anschauungsunterricht sein. Wie ist es ohne ein physikalisches Lehrzimmer denkbar, den Lehrstoff im grossen Ganzen wenigstens zu absolvieren? Die Versuche müssen ja vorbereitet sein, wenn nicht die Vorbereitung allein einen grossen Theil der Schulstunden in Anspruch nehmen soll; viele Versuche erfordern eine große Vorsorge, die im Schulzimmer unmöglich ist, andere sind nur in einem eigens dazu eingerichteten Locale durchführbar und wieder andere machen das Locale, in welchem sie angestellt wurden, für einen halben oder ganzen Tag unbenutzbar. Was bleibt also dem Lehrer, der über kein physikalisches Lehrzimmer verfügt, übrig, als über die Versuche zur Tagesordnung zu übergehen, und es der Vorstellung der Schüler zu überlassen, wie dieses oder jenes Naturgesetz bewiesen werden kann. Dass ein solcher physikalischer Unterricht allen pädagogischen Anforderungen Hohn spricht, liegt wohl auf der Hand, und es wäre daher zweckmäßiger an solchen Anstalten die Physik aus dem Unterrichtsplane zu streichen.

Bezüglich des Lehrstoffes in den übrigen Gegenständen ist wohl nichts zu bemerken. Da geben selbst diejenigen, welche sich mit den bescheidensten Forderungen zufriedenstellen, zu, dass z. B. Geschichte und Deutsch keinen Anlass zur Klage über die zu große Menge des Lehrstoffes liefern. Im letzteren Gegenstande ist eher das Gegentheil laut geworden, dass darin der Lehrstoff zu erweitern wäre. Wir sind nicht dieser Meinung und glauben vielmehr, dass der Gymnasialplan hinreichend viel bietet, um der deutschen Sprache diejenige Bedeutung zu sichern, welche ihr in einem Staate wie Oesterreich trotz aller nationalen Bestrebungen zukommt und zukommen muss. Wenn hier nicht selten über geringe Kenntnisse geklagt wird, so ist das nicht die Schuld der Organisation, sondern der Lehrer, welche leider zuweilen die deutsche Sprache so behandeln, als ob es nur ein Nebengegenstand wäre.

Die Betrachtung des Lehrstoffes hat uns ein weiteres Moment für die im früheren ausgesprochene Behauptung geliefert, dass in der Organisation unserer Gymnasien kein Anlass zur Überbürdung der Schüler gegeben wird; denn wenn auch in manchen Gegenständen der

Lehrstoff nicht bewältigt werden kann, wie z. B. in der Physik, so ist dies eben nur darum, weil die dafür angeetzte Stundenzahl zu gering, nicht aber der Lehrstoff an sich zu umfangreich ist.

Wir gehen zum letzten Punkt in der Organisation unserer Gymnasien, welcher ebenfalls häufig zu Klagen die Veranlassung bietet, das Fachlehrersystem, über.

Wir sind weit davon entfernt, über jede Klage, welche bezüglich der Organisation unserer Gymnasien erhoben wurde, sofort den Stab zu brechen und selbe als ungerechtfertigt zurückzuweisen. Wir erkennen vielmehr den Nutzen solcher Klagen an, sofern sie auf Thatsachen fußen oder wenigstens irgend einen Schein von Berechtigung an sich haben, denn dadurch sehen sich competente Männer veranlaßt, der Sache auf den Grund zu sehen. Allein die Klage über das Fachlehrersystem ist uns von allem Anfang unverständlich gewesen, da gerade dieses System gegenüber dem älteren der Classenlehrer Vortheile bietet, welche selbst ein Laie einzusehen im Stande ist. Auf allen Gebieten des menschlichen Wirkens hat sich das Fachmannsystem bewährt und erzeugt daher immer größere Kreise der menschlichen Thätigkeit für sich, in der Schule allein soll es Schaden anrichten. Sehen wir von dem idealen Zweck der Schule ab, den Geist im allgemeinen zu bilden, so ist zunächst ihre Aufgabe, die Schüler mit einer Summe von Kenntnissen, in verschiedenen Wissenszweigen angehören, auszustatten. Der Umfang dieser Kenntnisse in jedem einzelnen Gegenstande ist so groß, daß ein einziger Lehrer, welcher doch auf einem höheren Niveau des Wissens als die Zöglinge stehen muss, sie nicht bewältigen kann. Da ist es das Fachlehrersystem das einzig mögliche, und dagegen eifern, heißt eine Unmöglichkeit fordern. Ein Beweis für die Nothwendigkeit desselben liegt darin, dass es in allen Culturländern eingeführt wurde.

Der Vorwurf, welcher dagegen erhoben wird, besteht vor allem darin, dass die Fachlehrer ihren Gegenstand ins Unbegrenzte ausdehnen, ihn nicht als Mittel zum Zweck betrachten, sondern die Schüler als künftige Philologen, Physiker, Historiker usw. ansehen und dadurch eine Überbürdung erzeugen. Wir wollen nicht leugnen, dass dies ist und zu geschieht, dass namentlich der Übereifer eines Neulings in Lehrfache sich verleiten lässt, über das vorgeschriebene Maß hinauszugehen. Allein schon die Erfolglosigkeit seines Strebens würde hinreichen, seinen Eifer abzukühlen, da es niemandem ein Vergnügen bereitet tauben Ohren zu predigen; ohne Erfolg aber arbeitet selbst der niedrigste Tagelöhner nicht gern. Andererseits hat doch die Regierung die Mittel in der Hand, um einem solchen unberechtigten Ausdehnen des Lehrstoffes Einhalt zu thun. Wozu wären denn sonst die Directoren und Inspectoren da, als um auf die Erfüllung der gesetzlichen Vorschriften zu achten?

Übrigens wird sehr oft von Laien auch dasjenige als ungebührliche Ausdehnung angesehen, was zur nothwendigen Erklärung des vorgeschriebenen Lehrstoffes gehört. So wird beispielsweise in den Vorschriften für den Unterricht an Realschulen mit Recht verlangt, dass

der Lehrer der Physik auf die historische Entwicklung der Naturgesetze Rücksicht zu nehmen habe, da nur dadurch ein richtiges Verständnis der inductiven Wissenschaften im allgemeinen und der besprochenen Gesetze insbesondere erzielt wird. Im Lehrbuche kann und wird darauf nicht Rücksicht genommen; thut es aber der Lehrer, so wird es als unbegrenzte Ausdehnung angesehen. Manches ist im Schulbuche nur durch ein einziges Wort markiert, wozu der Lehrer die nähere Erläuterung zu geben hat. Der Eingeweihte wird darin die Nothwendigkeit des Fachlehrersystems einsehen, der Laie schließt daraus auf seine Schädlichkeit.

Wenn übrigens die Unzufriedenheit mit dem Fachlehrersystem nur in Laienkreisen zutage treten würde, so könnten sie die Lehrer mit Stillschweigen übergehen; allein auch in Fachkreisen hat man sich mit dieser Frage beschäftigt, und gerade bei der letzten Enquete-Commission wurde sie wieder discutirt. Freilich hat man sie hier bloß bezüglich des Untergymnasiums für discutierbar erklärt, allein auch hier, wie mir scheint, nur zum Nachtheile der Schule. Man führt an, dass die große Zahl der Lehrer in den unteren Classen für den Unterricht nachtheilig sei, dass daher eine größere Concentration derselben eintreten müsse. Wir verkennen gar nicht die Wichtigkeit derselben aus anderen Gründen, allein uns scheint es, dass ihr gewisse Grenzen gezogen sind, welche sich niemals werden überschreiten lassen. Man kann concentriren in den beiden ersten Classen Latein und Deutsch, ferner Mathematik und Naturgeschichte, letztere aber nur in der Hand des Naturhistorikers, weil umgekehrt der Mathematiker nur in seltensten Fällen die hinreichende Kenntnis der speciellen Naturobjecte hat, um den Unterricht in der Naturgeschichte so zu leiten, wie es der Gegenstand verlangt. Aus demselben Grunde kann auch eine weitere Concentration in den beiden ersten Classen nicht eintreten. Namentlich wäre es für den so wichtigen Unterricht in der Geographie, dem ja ohnehin erst im letzten Decennium seine Rechte eingeräumt wurden, sehr nachtheilig, wenn ihn ein Nichtfachmann übernehmen sollte. Man bedenke doch nur, dass der Unterricht nicht im Ablesen des Schulbuches bestehen darf, dass der Lehrer denselben zu beleben hat. Ist er das im Stande, wenn er in einem Gegenstande keine eingehenden Studien gemacht hat? Kann man von einem Mathematiker verlangen, dass er etwa vor der Stunde aus Brehm das Capitel über den Löwen nachlesen soll, wenn in der Schule an denselben die Reihe kommt? Kann man einem Philologen zumuthen, dass er Curtius' griechische Geschichte studiert, wenn ihm die Geschichte in der zweiten Classe zugetheilt wird; das aber müsste er, wenn sein Geschichtsunterricht einen Erfolg haben soll. Er muss den ganzen Stoff beherrschen um den Zusammenhang, die Analogie u. dgl. herauszufinden, um die Charaktere der Männer zu zeichnen, die Bedeutung einzelner Siege u. s. w. auseinanderzusetzen. Diese Details sind aber gerade dasjenige, was dem Geschichtsunterrichte den großen Reiz ertheilt, den Knaben begeistert und daher für die Erziehung so unendlich wertvoll ist.

In der dritten und vierten Classe kann Latein, Griechisch und Deutsch in der Hand eines Lehrers und Naturgeschichte und Mathematik in der des zweiten, wieder des Naturhistorikers, respective Physikera, vereinigt sein. Eine weitere Concentration ist ebenfalls unmöglich, ja selbst diese wird in vielen Fällen nicht durchführbar sein, da nicht jeder Philologe sich eignet, um auch das Deutsche zu übernehmen. Hier möchte ich noch auf einen Usus aufmerksam machen, welcher ebenfalls nicht wenig zur Schädigung des Unterrichtes beiträgt. Im ersten Semester der dritten Classe wird Mineralogie unterrichtet, im zweiten dagegen Physik und Chemie, und in der Regel führt der Naturhistoriker den Unterricht auch im zweiten Semester weiter fort. Der physikalische Unterricht im Untergymnasium soll rein experimentell sein, jedoch müssen die Experimente gelingen. Ein misslungener Versuch ist schlechter als gar keiner. Zum sicheren Experimentieren aber gehört eine nicht unbedeutende Übung, welche der Naturhistoriker niemals besitzen kann, falls er eben ein tüchtiger Fachmann sein will. In den weitaus meisten Fällen wird er daher auch keinen Versuch machen, und der physikalische Unterricht in der dritten Classe hat so gut wie nicht existiert. Aus demselben Grunde darf auch in der vierten Classe den Naturhistorikern der Unterricht in der Physik nicht überlassen werden, und es wäre besser, wenn dieselben zu einer Prüfung aus der Physik gar nicht gezwungen wären.

Im Obergymnasium kann sich die Concentration nur auf Latein und Griechisch, und in der siebenten und achten Classe auch auf die Physik und Mathematik beziehen, alle anderen Gegenstände müssen im respectiven Fachlehrern überlassen werden. Diese Fälle von Concentration waren aber auch bis jetzt usuell; wo sie es nicht waren, da mussten besondere Gründe hinderlich in den Weg getreten sein. Vor allem wäre es durch eine solche Vereinigung der Gegenstände in einer Hand nicht immer möglich, die Stunden auf alle Lehrer gleichmäßig zu vertheilen, was doch auch berücksichtigt werden muss.

Wenn wir hier für jede mögliche, den Unterricht nicht schädigende Concentration eintreten, so geschieht dies aus dem Grunde, weil sie für die Erziehung am Gymnasium von größter Wichtigkeit ist, worüber wir uns jedoch bei einer anderen Gelegenheit zu sprechen vorbehalten, für den Unterricht ist unter allen Umständen besser gesorgt, wenn sich derselbe in den Händen tüchtiger Fachlehrer befindet. Dem Fachlehrersystem verdankt unser Gymnasium zum großen Theile das frische Leben, welches demselben gegenwärtig innewohnt, durch dieses hat es seine gegenwärtige Bedeutung als Unterrichtsanstalt erreicht und auch der ideale Zug, welcher das Gymnasium gegenwärtig beseelt, ist nicht zum geringsten Theile auf das Fachlehrersystem zurückzuführen. Mit der Abschaffung desselben würde wieder die Halbheit sich breit machen, welche so sehr perhorresciert wird, und welche hier wie überall nur die traurigsten Folgen nach sich zieht. Man kann doch nicht wollen, dass der todte Buchstabe zum alleinigen Beherrscher der Schule und der Lehrer zum gehorsamen Diener desselben werde. Die Erfolge dieser Methode kennen wir bereits und gesunder Menschenverstand und Paedagogik

haben mit Recht darüber den Stab gebrochen. Napoleon I. hat man es als eine Großthat angerechnet, dass er an der *ecole normale* den Unterricht durch Fachmänner ersten Ranges ertheilen ließ und dadurch dem zerrütteten Schulwesen Frankreichs neues Leben einflößte, bei uns aber beginnt man am Fachlehrersystem zu rütteln, um die Schule wieder auf jenen Stand zurückzusetzen, wo, wie Hohegger sagt, „das heilige Amt des Lehrers zu einem bloß mechanischen Geschäft erniedrigt, er selbst zum geistlosen Ableser magerer Compendien, zum willenlosen Executor trockener Disciplinurvorschriften herabgewürdigt wird.“

Czernowitz im October 1883.

Dr. A. Wachlowski.*)

Zur Statistik

der österreichischen Mittelschulen (Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen).

I.

In der nachfolgenden Tabelle, welche den beteiligten Kreisen manches Interessante bieten dürfte, habe ich versucht, genaue Daten über die Provenienz der österreichischen Mittelschullehrer übersichtlich zusammenzustellen. Es ist dies meines Wissens der erste derartige Versuch und die Ergebnisse desselben sind in mancher Beziehung lehrreich. Die betreffenden Daten habe ich dem 16. Jahrgange des von Director J. E. Dassenbacher nach amtlichen Quellen herausgegebenen „Schematismus der österreichischen Mittelschulen“ entnommen.

Es liegt wohl in der Natur der Sache, dass an den Mittelschulen der einzelnen Länder der Mehrzahl nach Einheimische Verwendung finden. Wie dies die fetten Zahlen in den einzelnen Columnen ersichtlich machen, trifft dies bei allen Ländern mit einziger Ausnahme Vorarlbergs, in der That zu. Allein dies Überwiegen der Landeskinder findet bei den verschiedenen Ländern in sehr verschiedenem Grade statt. Während z. B. in Kärnten nur 26%, aller im Lande wirkenden Mittelschullehrer Landeskinder sind, beträgt dieser Antheil im Lande Salzburg 26.82%, in Schlesien 28.25%, in Niederösterreich 30.21%, in Oberösterreich 35.56%, in Steiermark 36.43%, in Küstenland 36.49%, in Krain 45.06%, in Mähren 46.07%, in Bukowina 57.5%, in Tirol 80.34%, in Dalmatien 84.7%, in Böhmen 87.84%, in Galizien endlich gar 93.73%.

*) Es versteht sich von selbst, dass der Verf. die über die Erfolge in den einzelnen Lehrgegenständen, namentlich über diejenigen, welche er nicht aus eigener Erfahrung kennt, gefällten Urtheile selbst vertreten muss. Die Redaction theilt natürlich nicht alle, besonders nicht die über den Unterricht in den classischen Sprachen, hier ausgesprochenen Anschauungen. Übrigens ist manches von dem hier Gesagten durch die inzwischen erschienenen neuen Instructionen gegenstandslos geworden.

Geburts-Länder

Der Lehrindividuen (einschließlich der Supplementen, jedoch mit Ausschluss der Probecandidaten, der Assistenten und Nebenlehrer), welche an den öffentlichen Mittelschulen (seien es Staats-, Landes-, Communal-, Fonds- oder Privatanstalten) Cisleithaniens im Schuljahre 1883/84 gewirkt haben.

Zahl der Anstalten und Lehrer in:	Diese Lehrer waren geboren in															
	Nieder- Oester- reich	Ober- Oester- reich	Salz- burg	Steier- mark	Kärn- ten	Krain	Konten- land	Tirol	Vorarl- berg	Rhein- land	Mähren	Schle- sien	Gal- zien	Boh- men	Dalma- tien	Aus- land
1. Nieder-Oesterreich 40 Anstalten 619 Lehrer	157 d. i. 30-21 3/4	34 d. i. 6-49 3/4	5 d. i. 0-81 3/4	19 d. i. 8-07 3/4	8 d. i. 1-29 3/4	4 d. i. 0-66 3/4	9 d. i. 0-49 3/4	92 d. i. 5-17 3/4	13 d. i. 2-13 3/4	93 d. i. 15-02 3/4	121 d. i. 19-55 3/4	38 d. i. 6-13 3/4	8 d. i. 1-29 3/4	2 d. i. 0-32 3/4	—	82 d. i. 8-4 3/4
2. Ober-Oesterreich 6 Anstalten 90 Lehrer	6 d. i. 6-67 3/4	32 d. i. 35-56 3/4	3 d. i. 3-33 3/4	2 d. i. 2-22 3/4	1 d. i. 1-12 3/4	—	—	12 d. i. 13-38 3/4	3 d. i. 8-83 3/4	13 d. i. 14-44 3/4	9 d. i. 10 3/4	4 d. i. 4-44 3/4	—	—	—	6 d. i. 6-66 3/4
3. Salzburg 3 Anstalten 41 Lehrer	3 d. i. 7-32 3/4	10 d. i. 21-39 3/4	11 d. i. 26-82 3/4	—	1 d. i. 2-44 3/4	—	—	7 d. i. 17-07 3/4	—	5 d. i. 12-29 3/4	—	1 d. i. 2-44 3/4	—	—	—	3 d. i. 7-39 3/4
4. Steiermark 9 Anstalten 129 Lehrer	7 d. i. 5-48 3/4	6 d. i. 4-65 3/4	1 d. i. 0-78 3/4	47 d. i. 36-43 3/4	8 d. i. 6-23 3/4	6 d. i. 4-66 3/4	1 d. i. 0-78 3/4	11 d. i. 8-53 3/4	1 d. i. 0-74 3/4	12 d. i. 9-38 3/4	16 d. i. 11-62 3/4	4 d. i. 9-13 3/4	2 d. i. 1-56 3/4	—	—	8 d. i. 0-21 3/4
5. Kranten 1 Anstalten 66 Lehrer	4 d. i. 82 3/4	1 d. i. 2 3/4	3 d. i. 6 3/4	6 d. i. 10 3/4	13 d. i. 26 3/4	3 d. i. 0 3/4	—	6 d. i. 12 3/4	3 d. i. 6 3/4	6 d. i. 10 3/4	3 d. i. 6 3/4	3 d. i. 6 3/4	—	—	—	1 d. i. 1 3/4
6. Krain 6 Anstalten 71 Lehrer	4 d. i. 6-63 3/4	2 d. i. 2-82 3/4	—	10 d. i. 14-08 3/4	2 d. i. 2-82 3/4	32 d. i. 45-06 3/4	2 d. i. 2-82 3/4	4 d. i. 5-63 3/4	1 d. i. 1 3/4	6 d. i. 7-04 3/4	2 d. i. 2-82 3/4	3 d. i. 4-23 3/4	—	—	1 d. i. 1-41 3/4	3 d. i. 4-28 3/4
7. Kantonland 2 Anstalten 144 Lehrer	4 d. i. 9-70 3/4	—	—	6 d. i. 14-08 3/4	3 d. i. 6 3/4	34 d. i. 45-06 3/4	34 d. i. 45-06 3/4	22 d. i. 14-08 3/4	6 d. i. 7-04 3/4	6 d. i. 7-04 3/4	7 d. i. 8-78 3/4	2 d. i. 4-23 3/4	—	—	14 d. i. 14-08 3/4	14 d. i. 14-08 3/4

20 Lehrer	d.	108	60	30	5	19	60	2	3	19
10. Böhmen	10	7	1	6	1	1	1	1	1	1
69 Anstalten	d. i.	d. i.	d. i.	d. i.	d. i.	d. i.	d. i.	d. i.	d. i.	d. i.
1083 Lehrer	0.92	0.85	0.09	0.55	0.09	0.08	0.16	0.18	0.28	1.75
11. Mähren	22	12	2	16	3	2	154	27	6	17
36 Anstalten	d. i.	d. i.	d. i.	d. i.	d. i.	d. i.	d. i.	d. i.	d. i.	d. i.
621 Lehrer	4.22	2.31	0.38	3.07	0.58	0.38	29.58	46.07	5.18	3.26
12. Schlesien	5	6	3	1	2	1	24	37	9	9
9 Anstalten	d. i.	d. i.	—	d. i.	d. i.	d. i.	d. i.	d. i.	d. i.	d. i.
131 Lehrer	3.82	4.58	—	2.20	0.70	1.53	18.32	28.25	6.87	6.87
13. Galizien	1	—	—	1	1	—	6	6	53	18
29 Anstalten	d. i.	—	—	d. i.	d. i.	—	d. i.	d. i.	d. i.	d. i.
574 Lehrer	0.17	—	—	0.17	0.17	—	1.05	1.05	93.73	2.36
14. Bukowina	2	1	—	—	—	—	3	4	13	3
5 Anstalten	d. i.	d. i.	—	—	—	—	d. i.	d. i.	d. i.	d. i.
80 Lehrer	2.5	1.25	—	—	—	—	1.25	3.75	5	3.75
15. Dalmatien	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
6 Anstalten	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
86 Lehrer	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—

Summe aller Anstalten: 245, aller Mittelschullehrer: 3817; von diesen waren geboren in den

I. A n d e r n:	Städter- theater- orch.	Oberr. Quartier- orch.	Salz- burg	Steier- mark	Kärn- ten	Krain	Kösten- land	Tirol	Vorarl- berg	Bäu- men	Mähren	Schle- sien	Gall- sien	Buke- win	Dalmatien	Ant- land
	239	116	28	121	42	61	71	239	49	1281	445	133	641	65	86	157
	d. i.	d. i.	d. i.	d. i.	d. i.	d. i.	d. i.	d. i.	d. i.	d. i.	d. i.	d. i.	d. i.	d. i.	d. i.	d. i.
	6.78	3.04	0.73	3.17	1.13	1.61	1.94	7.68	1.28	38.68	12.71	3.42	15.22	1.41	2.26	4.11

Den Landeskindern kommen der Zahl nach zunächst:

In Niederösterreich: Mährer und Böhmen, in Oberösterreich: Böhmen und Tiroler, in Salzburg: Oberösterreicher und Tiroler, in Steiermark: Mährer und Böhmen, in Kärnten: Tiroler und Böhmen, in Krain: Steiermärker und Böhmen, im Küstenland: Tiroler und Ausländer, in Tirol: Vorarlberger und Ausländer, in Vorarlberg: Tiroler und Oberösterreicher, in Böhmen: Mährer und Tiroler, in Mähren: Böhmen und Schlesier, in Schlesien: Mährer und Böhmen, in Galizien: Ausländer, in der Bukowina: Galizier, in Dalmatien: Küstenländische.

Ebenso verschieden zeigt sich der Provenienz nach die Mischung der in den einzelnen Ländern wirkenden Lehrer. Während Niederösterreicher, Böhmen und Ausländer (d. h. in den Ländern der Stephanskronen, in Deutschland, Italien, Frankreich, Russland usw. Geborene, in allen cisleithanischen Ländern (mit nur je einer einzigen Ausnahme, wirken, vermisst man Tiroler und Schlesier in je zwei, Oberösterreicher, Vorarlberger und Mährer in je drei, Steiermärker und Kärntner in je vier, Krainer in fünf, Salzburger, Küstenländische und Galizier in je sieben, Bukowinaer in elf, endlich Dalmatiner in zwölf Kronländern.

Würden die Lehrstellen nur an Einheimische (Landeskinder) vergeben, so würde sich in Dalmatien ein Überschuss von 1, in Schlesien von 2, in Galizien von 7, in Oberösterreich von 26, in Vorarlberg von 29, in Tirol von 116, in Böhmen endlich einer von 196 Lehrindividuen ergeben. Dagegen würde sich unter den gleichen Voraussetzungen in Steiermark und Kärnten ein Ausfall von je 8, in Krain ein solcher von 10, in Salzburg von 13, in Bukowina von 25, in Mähren von 36, im Küstenland von 74, in Niederösterreich gar ein solcher von 360 Lehrindividuen herausstellen. Während die Summe der Abgänge 534 Individuen beträgt, beträgt die Summe der Überschüsse nur 577, den Gesamtabgang per 157 Lehrer liefert, wie die Tabelle ausweist, das Ausland.

Unter der Gesamtzahl von 3817 Mittelschullehrern befanden sich 966 Supplenten oder 25 31% der Gesamtheit.

Der Antheil der Supplenten im Vergleiche zu den in dem betreffenden Lande wirkenden Lehrer beträgt in Salzburg nur 7 32%, in Schlesien 11 45%, in Tirol 12 71%, in Oberösterreich 14 44%, in Kärnten 16%, in Krain und im Küstenland je 16 9%, in Steiermark 17 83%, in Dalmatien 18 82%, in Niederösterreich 19 71%, in Vorarlberg 25%, in Mähren 28 21%, in Böhmen 28 29%, in der Bukowina 37 5%, in Galizien endlich 37 98%.

Salzburg, im August 1884.

Dr. Hermann Pick.

b. k. Gymnasialdirector u. f.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

[Stiftungen.] Der Verein zur Unterstützung armer Studirender in Neu-Bydtschow hat mit einem Capitale von 1800 fl. eine Stipendienstiftung gegründet, welche den Namen „Kronprinz Rudolfstiftung“ führt und deren Ertrag für einen Studirenden des Realgymnasiums von Neu-Bydtschow bestimmt ist. Diese Stiftung ist mit dem Genehmigungstage des Stiftbriefes ins Leben getreten. (Stiftbrief vom 11. Mai 1884. — Min.-Act. Z. 17633). — Die am 28. September 1878 zu Krakau verstorbenen Marie Kurdwanowska, geb. Stojowska, hat mittelst letztwilliger Verfügung ein Capital in Wertpapieren im Nominalbetrage von 5727 fl. 35 kr. zur Errichtung einer ihren Namen führenden Familien-Stipendienstiftung gewidmet. Aus den jährlichen Zinsen des Stammcapitals ist stiftbrieflich ein Stipendium von 200 fl. an einen Studirenden der Mittelschulen aus der Familie Jordan-Stojowski zu verleihen. Das Verleihungsrecht steht dem galizischen Landesauschusse zu. (Stiftbrief vom 13. Mai 1884. — Min.-Act. Z. 12630). — Der zu Lemberg am 11. Jänner 1873 verstorbene emer. Gymnasiallehrer Basil Lewicki hat letztwillig eine seinen Namen führende Familien-Stipendienstiftung gegründet. Das Stiftungscapital besteht in Wertpapieren im Nominalbetrage von 3255 fl. 24 kr. Die jährlichen Interessen sind zu zwei Dritttheilen zu Stipendien im vorläufigen Betrage von 100 fl. für Studirende an Volks-, Mittel- oder höheren Schulen aus der Familie des Stifters, und zu einem Dritttheile für einmalige Unterstützungen an Mädchen und Witwen aus der Familie des Stifters bestimmt. Das Verleihungsrecht steht dem galizischen Landesauschusse zu. (Stiftbrief vom 13. Mai 1884. — Min.-Act. Z. 12632). — Die Familie des im Jahre 1882 zu Olmütz verstorbenen Leopold Hamburger hat ein Capital von 2000 fl. gewidmet, dessen Ertragnis stiftungsgemäß zur Betheilung von zwei Abiturienten des deutschen staats-Obergymnasiums in Olmütz, welche in eine der drei weltlichen Facultäten oder in eine technische, montanistische, forstliche, landwirtschaftliche oder eine andere Hochschule treten, bestimmt ist. Diese Stiftung ist mit dem Genehmigungstage des Stiftbriefes ins Leben getreten. (Stiftbrief vom 24. Mai 1884. — Min.-Act. Z. 10512). — Über Anregung des Directors des St. Anna-Gymnasiums in Krakau Ignaz Stawarski wurde aus freiwilligen Gaben eine den Namen „Adam Mickiewicz“ führende Stipendienstiftung für dürftige Schüler des genannten Gymnasiums gegründet. Das Stammcapital dieser Stiftung besteht aus Wertpapieren im Nominalbetrage von 1500 fl., deren jährliche Zinsen als Stipendium an einen dürftigen Schüler des St. Anna-Gymn. in Krakau zu verabfolgen sind. Das Verleihungsrecht steht dem Gymnasialdirector Ignaz Stawarski und nach dessen Ableben dem Professoren-Collegium des genannten Gymn. zu. Die Stiftung ist mit dem Tage der Genehmigung des Stiftbriefes ins Leben getreten. (Stiftbrief vom 5. Juni 1884. — Min.-Act. Z. 11936). — Der am 23. April

1882 in Wien verstorbene Dr. Georg Schmid hat testamentarisch ein Capital von 11.000 fl. in Papierrente zur Gründung einer Stipendienstiftung gewidmet, mit deren Interessen ein dünftiger, befähigter, begabter Hörer der Medicin an der Wiener Univ., kath. oder prot. Religion, aus den im Reichsrathe vertretenen Ländern bis zur Vollendung der Studien, beziehungsweise bis zur Ablegung der Rigorosen innerhalb eines Jahres nach vollendeten Studien zu theilen ist. Das Verleihungsrecht wurde vom Stifter dem Prof. Dr. Hermann Zechokke übertragen, welcher auch seinen Nachfolger als Superintendenten der Stiftung zu bestimmen hat. Stiftbrief vom 8. Juni 1884. — Min.-Act Z. 12169. — Die Hausbesitzerin Josefa Gentich in Mairisch-Trübau hat ein Capital von 1000 fl. zur Gründung einer Stipendienstiftung gewidmet, zu deren Genuss ein Studirender des Gymn. in Mairisch-Trübau, zunächst aus der Verwandtschaft der Stifterin und ihres verstorbenen Gatten, sodann andere nach Mairisch-Trübau, eventuell nach Mahren überhaupt zuständige Studirende berufen sind. Diese Stiftung ist mit dem Genehmigungstage des Stiftbriefes in Wirksamkeit getreten. (Stiftbrief vom 10. Juni 1884. — Min.-Act Z. 11552). — Die im Jahr 1882 verstorbene Realitätenbesitzerin in Prag Frau Karoline Jindrich hat letztwillig ein Capital von 6000 fl. zur Gründung einer Stipendienstiftung gewidmet, deren Ertrag für zwei dünftige, in Böhmen geborne, der böhmischen Sprache vollkommen kundige christkatholische Studirende zum Zwecke des juristischen, medicinischen, philosophischen oder technischen Studiums mit der weiteren Bezugsdauer von zwei Jahren nach Ausdauer des Fachstudium bestimmt ist. Diese Stiftung ist mit einem Capitale von 7500 fl. in Wertpapieren und 189 fl. 46 kr. in Barem activiert worden. (Stiftbrief vom 18. Juni 1884. — Min.-Act Z. 11866). — Die im Jahr 1882 in Neu-Bidschow verstorbene Frau Barbara Schwarz hat letztwillig ein Capital von 1000 fl. zur Gründung einer Stipendienstiftung gewidmet, deren Ertrag für einen christkatholischen Studirenden des Neu-Bydschower Gymnasiums, mit Bevorzugung der A-Verwandten der Stifterin, bestimmt ist. Diese Stiftung ist mit dem Genehmigungstage des Stiftbriefes ins Leben getreten. (Stiftbrief vom 21. Juni 1884. — Min.-Act Z. 13531). — Der kais. Rath Leopold A. Haupt Eder von Buchenrode in Brünn hat drei Stück österr. Staatsschuldverschreibungen à 1000 fl. zur Errichtung einer Stiftung unter dem Namen „Stephan Haupt Eder von Buchenrodesche Studenten-Stipendienstiftung“ für das I. deutsche Staatsgymn. in Brünn gewidmet und bestimmt, dass die Zinsen des Stiftungscapitals an zwei arme oder doch mittelmässige Schüler der vier unteren Classen des genannten Gymn., welche ein tadelloses sittliches Betragen, Fleiß und guten Fortgang nachweisen, ohne Unterschied der Confession und Nationalität zu verleiht werden, wobei aber Verwandte des Stifters vor andern Bewerbern den Vorrang haben sollen. Das Vorschlagsrecht steht der Gymnasialdirection, das Verleihungsrecht dagegen dem jeweiligen Statthalter für Mahren zu. (Stiftbrief vom 24. Juni 1884. — Min.-Act Z. 22616). — Frau Mattausch, Fabriks- und Domainenbesitzer zu Frauensthal in Böhmen, hat mit einem Capitale von 4000 fl. in Staatspapieren eine den Namen Sr. kais. Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Kronprinzen Ernennung Rudolf und der durchlauchtigsten Frau Kronprinzessin Stephanie führende Stipendienstiftung gegründet, deren Ertrag für zwei Schüler der Mattausch'schen Fabrikarbeiter minderer Kategorie zum Zwecke der die Volksschule überragenden Studien an einem Gymnasium oder einer Realschule bestimmt ist. Eventuell sind zum Genusse der Stipendien dünftige Knaben von im Gerichtsbezirke Bensen ansässigen Fabrikarbeitern berufen. Diese Stiftung ist mit dem Genehmigungstage des Stiftbriefes ins Leben getreten. (Stiftbrief vom 4. Juli 1884. — Min.-Act Z. 13153). — Der in Tolmein verstorbene Kanzlist Johann Anteo Pittoritti hat letztwillig den Gesamterlös aus seinem unbeweglichen

zur Gründung einer Stipendienstiftung mit drei, eventuell vier Stellen gewidmet, zu deren Bezug Schüler und Studierende der in Stadt Görz befindlichen Schulanstalten mit Bevorzugung von Abkömmlingen der mütterlichen Anverwandten des Stifters, und in deren Angelegenheit dürftige Schüler des Gymnasiums zu Görz berufen sind. Die Stiftung ist mit einem Capitale von 9950 fl. und vorläufig mit Stipendien à 100 fl. ins Leben getreten. (Stiftbrief vom 7. Juli 1884. — Min.-Act Z. 13760). — Die im J. 1883 in Prag verstorbene Dr.-Witwe Marie Grüner geb. Pürmann hat letztwillig ein Capital von 300 fl. zur Gründung einer für dürftige Rigorosen der Universität Prag bestimmt gewidmet. Diese Stiftung wurde mit einem Capitale von 3780 fl. in Rentenrente activiert. (Stiftbrief v. 20. Juli 1884. — Min.-Act Z. 14463). — Der im J. 1863 verstorbene Med.-Dr. Ignaz Sevgnani hat letztwillig ein Capital von 5000 fl. zur Gründung einer Stipendienstiftung mit zwei Stipendienplätzen gewidmet, welche für studierende Söhne der Geschwister des Stifters und deren Witwen, eventuell für dürftige Studierende der Pfarre Sillian bestimmt sind. Diese Stiftung ist mit dem Genehmigungstage des Stifters ins Leben getreten (Stiftbrief v. 3. August 1884. — Min.-Act Z. 15876). — Der im J. 1882 in Prag verstorbene k. k. Major in Pension Ignaz Hájek hat letztwillig ein Capital von 200 fl. in Pfandbriefen zur Gründung einer Freistiftung für deutsche Studierende in Prag gewidmet. Der Jahresertrag wird den für deutsche Studierende an Hochschulen Prags bestehenden Freistiftungen zugewendet. Die Stiftung ist ins Leben getreten (Stiftbrief v. 14. Juni 1884. — Min.-Act Z. 15882). — Die sog. Ungarisch-akademische Nation an der Wiener Univ. hat anlässlich ihrer Auflösung ihr Vermögen per 100 fl. zur Gründung einer Stipendienstiftung gewidmet, welche den in der Wiener-Universitätstitelung der ehemaligen Ungarisch-akademischen Nation zu führen hat. Zum Genuß des Stipendiums jährlicher 100 fl. ist ein aus den Ländern der ungarischen Krone gebürtiger Studierender christl. Confession, welcher an einer der vier Facult. der Wiener Univ. immatriculiert ist, berufen. Das Verleihungsrecht steht über Vorzug des akad. Senates der Wiener Univ. dem jeweiligen Primas von Ungarn zu (Stiftbrief v. 15. August 1884. — Min.-Act Z. 16649).

Lehrbücher und Lehrmittel.

(Fortsetzung v. Jahrgang 1884, Heft 6, S. 474.)

Deutsch.

Hauler Dr. J., Aufgaben zur Einübung der Syntax in einzelnen und zusammenhängenden Stücken nach den Grammatiken von Schmidt, Ellendt-Seyffert und F. Schulz. I. Theil: Casuslehre. 5. Aufl. 14 kr., allgemein zugelassen. (Min.-Erl. v. 22. August 1884, Z. 15735).

— — Aufgaben zur Einübung der lateinischen Syntax. II. Theil: Verballehre. 4. Aufl. Wien 1884. A. Holder. Pr. 75 kr., allgemein zugelassen. (Min.-Erl. v. 23. Sept. 1884 Z. 15735).

Curtius, Dr. Georg, Griechische Schulgrammatik. 16. verb. Aufl. in kürzerer Fassung. Prag 1884. F. Tempsky. Pr. 1 fl. 20 kr., 1 fl. 40 kr., allgemein zugelassen. Min.-Erl. v. 12. Sept. 1884, Z. 1381).

Schenkl, Dr. Karl, Griechisches Elementarbuch. 12. verb. Aufl. 1884. F. Tempsky. Pr. 1 fl., geb. 1 fl. 16 kr., allgemein zugelassen. (Min.-Erl. v. 4. Sept. 1884, Z. 17098).

Hutner, Dr. Valentin, Griechisches Elementarbuch. 4. verb. Aufl. Wien 1884. A. Holder. Pr. 1 fl., allgemein zugelassen. (Min.-Erl. v. 8. August 1884, Z. 16444).

Kummer, Dr. Karl Ferd., Deutsche Schulgrammatik. Prag 1884. F. Tempsky. Pr. geb. 1 fl. 50 kr., brosch. 1 fl. 30 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 10. Juli 1884, Z. 12847).

Lampel Leopold, Deutsches Lesebuch für die erste Classe österreichischer Mittelschulen. 2. durchges. und verb. Aufl. Wien 1885. A. Holder. Pr. 1 fl. 14 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 4. Sept. 1885, Z. 12913).

— — Deutsches Lesebuch für die vierte Classe österreichischer Mittelschulen. Wien 1884. A. Holder. Pr. in Leinwand geb. 1 fl. 42 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 18. Juni 1884, Z. 11306).

Egger, Dr. Alois, Deutsches Lehr- und Lesebuch für höhere Lehranstalten. II. Theil: Literaturkunde. 1. Band. 8. Aufl. Wien 1884. A. Holder. Pr. 1 fl. 88 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 28. August 1884, Z. 15826).

Pospichal Eduard, Deutsches Lesebuch für Mittelschulen mit böhmischer Unterrichtssprache. 1. Band, 2. Abtheilung, für die Quarta der Gymnasien und analoge Jahrgänge anderer Anstalten. 3. Aufl. Prag 1885. C. Bellmann. Pr. 1 fl. 36 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 16. Sept. 1884, Z. 17872).

Bechtel A., Französische Grammatik für Mittelschulen. 1. Theil. 6. rev. Aufl. Wien 1884. J. Klinkhardt. Pr. 1 fl., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 2. Sept. 1884, Z. 16949).

— — Übungsbuch zur französischen Grammatik für Mittelschulen Mittelstufe. (Classe III und IV). 4. unveränderte Aufl. Wien 1884. Klinkhardt. Pr. brosch. 40 kr. (Min.-Erl. v. 20. Oct. 1884, Z. 20219).

— — Übungsbuch zur französischen Grammatik für Mittelschulen Oberstufe. (Für Classe V.—VII.). 2. verb. Aufl. Wien 1884. J. Klinkhardt. Pr. brosch. 60 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 16. Juli 1884, Z. 13519).

— — Französische Chrestomathie für die oberen Classen der Mittelschulen mit sprachlichen und sachlichen Erläuterungen, sowie mit literarischen und biographischen Einleitungen. 3. verb. Aufl. Wien 1884. J. Klinkhardt. Pr. 2 fl., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 16. Oct. 1884, Z. 19711).

Plötz, Dr. Karl, Lectures choisies. Französische Chrestomathie mit Wörterbuch. 21. Aufl. Berlin 1884. F. A. Herbig. Pr. 2 Mark, allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 18. Juni 1884, Z. 11336).

Hannak Dr. Emanuel, Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters für die unteren Classen der Mittelschulen. 6. verb. und gekürzte Aufl. Wien 1885. A. Holder. Pr. brosch. 54 kr., in Leinwand geb. 70 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 17. October 1884, Z. 19990).

— — Lehrbuch der Geschichte des Alterthums für die unteren Classen der Mittelschulen. 7. verb. u. gekürzte Aufl. Wien 1884. A. Holder. Pr. in Leinwand geb. 1 fl. 44 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 23. August 1884, Z. 15734).

Loserth, Dr. J., Leitfaden der allg. Geschichte für die unteren und mittleren Classen der Gymnasien, Realschulen und verwandten Lehranstalten. 3 Theile. I. Theil: Das Alterthum. II. Theil: Das Mittelalter. III. Theil: Die Neuzeit. Wien 1884. Graeser. Pr. cart. je 30 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 31. Juli 1884, Z. 13973).

Herr Gustav, Lehrbuch der vergleichenden Erdbeschreibung für die unteren und mittleren Classen der Gymnasien, Realschulen und verwandten Lehranstalten. I. Coursus: Grundzüge für den ersten Unterricht in der Erdbeschreibung. 14. verb. und gekürzte Aufl. Wien 1884. I. Graeser. Pr. 62 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 13. Juni 1884, Z. 11213).

Kozenn-Jarz, Leitfaden der Geographie für die Mittelschulen der österr.-ung. Monarchie. II. Theil: Specielle Geographie. Mit 17 Kartenskizzen. 8. rev. Aufl. Wien 1884. A. Hölzel. Pr. geb. 1 fl. 41 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 22. August 1884, Z. 15465).

Seydlitz Ernst von, Kleine Schulgeographie, Specialausgabe für Österreich-Ungarn, bearb. von Prof. Dr. R. Perkmann in Wien, Illustrirt durch 85 Karten und erläuternde Holzschnitte, 19. Bearb., 2. für Österreich-Ungarn. Breslau 1884. F. Hirt. Wien bei Friese und Lang. Pr. 1 fl. 20 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 23. Sept. 1884, Z. 18625).

Kozenn B., Geographischer Schulatlas für Gymnasien, Real- und Handelsschulen. 29. Aufl., vollständig neu bearbeitet von V. v. Haardt, rev. von Prof. Dr. Umlauf. Wien 1884. E. Holzcl. Ausg. in 52 Karten. Pr. geb. 3 fl. 60 kr., allgemein zugelassen. (Min.-Erl. v. 17. Sept. 1884, Z. 17563).

Kiepert Richard, Politische Schulwandkarten der Länder Europas im Maßstabe 1:1,000,000. Verlag v. D. Reimer in Berlin, und zwar: Wandkarte von Frankreich. 1881. Pr. in Mappe 5 fl. 40 kr. Wandkarte der Britischen Inseln. 1882. Pr. in Mappe 5 fl. 40 kr. Wandkarte von Italien. 1883. Pr. in Mappe 6 fl. Wandkarte der Balkanhalbinseln. 1883. Pr. in Mappe 7 fl. 20 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 13. Juni 1884, Z. 10955).

Stieler's Schulatlas. 63. Aufl. Vollständig neu bearbeitet von Dr. Hermann Berghaus. Ausgabe für die österr.-ung. Monarchie. Gotha und Wien 1884. J. Perthes. Pr. 5 Mark, in Leinwand geb. 6 Mark, allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 24. Juli 1884, Z. 13204).

Lindner Dr. Gustav A., Lehrbuch der formalen Logik für höhere Bildungsanstalten. Wien 1885. K. Gerolds Sohn. 6. rev. Aufl. Pr. 1 fl. 30 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 16. October 1884, Z. 19702).

Woldfich Dr. Johann N., Leitfaden der Zoologie für den höheren Schulunterricht. Mit 590 in den Text gedruckten, darunter 10 farbigen Abbildungen. 5. Aufl. Wien 1884. A. Hölder. Pr., in Leinwand geb., 1 fl. 65 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 22. August 1884, Z. 15789).

Pokorný Dr. Alois, Illustrierte Naturgeschichte des Mineralreiches. Für die unteren Classen der Mittelschulen. 12. verb. Aufl. Mit 124 Abbildungen. Prag 1885. F. Tempsky. Pr. 60 kr., gebunden 70 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 4. October 1884, Z. 18890).

Heinrich Anton, Gabelsbergers Stenographie nach Ahn-Ollendorfs Methode. II. Theil: Die Debattenschrift. 2. Aufl. Laibach. Verlag des Verf. Pr. 80 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 17. October 1884, Z. 19750).

Lehrbuch zum kurzgefassten Lehrbuche (Preisschrift) der Gabelsbergerschen Stenographie, durchgesehen und umgearbeitet von Prof. Dr. Heyde und Dr. Raetzsch. 55. Aufl. Dresden 1884. G. Dietze. Pr. 2 Mark, allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 17. October 1883, Z. 19730).

Fünfzehn Tage auf der Donau, Jagd-Tagebuch Sr. k. u. k. Hoheit des durchlauchtigsten Kronprinzen Rudolf. Mit höchstdehnen Bewilligung in stenographischer Übertragung herausg. v. J. Fuchs. Wien. 1884. W. Braumüller. Die Lehrkörper der Mittelschulen werden auf dieses Werk aufmerksam gemacht. (Min.-Erl. v. 11. October 1884, Z. 19383).

Italienisch.

Gondino G. B., La sintassi latina mostrata con luoghi delle opere di Cicerone tradotti ed annotati ad uso di retroversione nei ginnasi, 2 Theile, Turin 1884. Paravia. Pr. für beide Theile 2 fl. 20 kr., allgemein zugelassen. (Min.-Erl. v. 25. Juli 1884, Z. 14313).

Bisching Dr. Anton, Elementi di mineralogia per le classi inferiori delle scuole medie. Prima versione italiana sulla prima edizione tedesca

di Ernesto Girardi. Wien 1885. A. Hölder. Pr. 42 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 30. Sept. 1884, Z. 18672).

Čechisch.

Guggenberger Valerian, Katolická mravouka pro sedmileté gymnasijské. Prag 1884. J. Otto. Pr. 70 kr., geb. in Leinwand 80 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 4. October 1884, Z. 18911).

Drozd Joh., Církevní dějiny pro vyšší gymnasia a realky (nově opravené vydání. Prag 1884. C. Bellmann. Pr. 1 fl. 20 kr., allgemein zugelassen. (Min.-Erl. v. 19. Sept. 1884, Z. 17887).

Ries Jos., Cvičebná kniha ku překládání z jazyka českého v jazyk latinský pro třídu 7. a 8. gymnasijské. 2. opravené a rozšířené vydání. Prag. Verlag des Vereines der böhmischen Philologen Pr. 200. allgemein zugelassen. Der gleichzeitige Gebrauch der 1. Aufl. ist jetzt unstatthaft (Min.-Erl. v. 18. Juni 1884, Z. 11222).

Čelakovský Fr. L., Čítanka pro druhou třídu škol středních. Nové vydání opravil J. Wenzl. 2. Aufl. Prag 1884. F. Tempsky. Pr. 60 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 25. Juni 1884, Z. 11849).

Roth Julius, Nauky mluvnice jazyka německého pro 1. třídu škol středních. 3. unveränderte Aufl. Prag 1885. Tempsky. Pr. 48 kr., geb. 58 kr. (Min.-Erl. v. 21. Sept. 1884, Z. 18197).

— — Cvičebná kniha jazyka německého pro první a druhou třídu škol středních. 3. unveränderte Aufl. Prag 1886. F. Tempsky. Pr. 1 fl.

Gindely, Dr. A., Dějepis všeobecný pro vyšší třídy škol středních. Pro české školy vzdělal Jan J. Rohačk. I. Díl: Věk starý. 3. Aufl. Prag 1884. Fr. Tempsky. Pr. 1 fl. 60 kr., geb. 1 fl. 80 kr., allgemein zugelassen. (Min.-Erl. v. 25. Juni 1884, Z. 11983).

Cimrhanzl F., Zeměpis pro I. třídu středních škol. 7. Aufl. Prag 1885. F. Tempsky. Pr. 45 kr., geb. 70 kr., allgemein zugelassen. (Min.-Erl. v. 16. August 1884, Z. 15207).

Tille, Dr. Ant., Učebnice zeměpisu obecného i rakousko-uherského pro školy střední a ustavy učitelské. Svazek I. Zeměpis obecný. 7. Aufl. Prag 1885. J. L. Kober. Pr. 1 fl. 30 kr., in Leinwand geb. 1 fl. 54 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 4. Sept. 1884, Z. 17165).

Sobek Franz, Dějiny všeobecné pro nižší třídy škol středních. Díl I. Věk starý. Prag 1884. Kober. Pr. 70 kr., geb. in Leinwand 80 kr., allgemein zugelassen. (Min.-Erl. v. 18. Juni 1884, Z. 11075).

Rosický Franz, Botanika pro vyšší třídy středních škol. 2. Aufl. Prag 1884. F. Tempsky. Pr. geb. 1 fl. 20 kr., allgemein zugelassen. (Min.-Erl. v. 18. Juni 1884, Z. 11400).

Slovenisch.

Močnik Dr. Franz, Geometrija za nižje gimnazije, nach der 11. deutschen Aufl., slovenisch bearb. v. J. Celestina. II. Theil. Larkach 1884. L. v. Kleinmayer und F. Hamberg. Pr. 60 kr., geb. 80 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 18. Juni 1884, Z. 11531).

Serbo-croatisch.

Suk Dr. Felix, Katolička apologetika za više razrede srednje učilišta. Agram 1883. Verlag der kön. Landesregierung. Pr. geb. 60 kr., allgemein zugelassen. (Min.-Erl. v. 14. Juni 1884, Z. 11193).

Zur Abwehr.

Zunächst fühle ich mich verpflichtet, ein paar Versehen, die sich meiner im Jännerhefte dieser Zeitschrift erschienenen Anzeige der von Herrn A. Zingerle besorgten Livius-Ausgabe lib. XXVI–XXX finden, richtig zu stellen. Es ist nämlich S. 34 zweimal neben Weissenborn einmal statt auf diesen auf H. J. Müller verwiesen worden. Der Irrthum, der beim Abschreiben in der Eile passierte, hat wohl weder Herrn H. J. Müller noch für andere eine Täuschung hervorgerufen. Hier ist zweimal statt Band 101 der Sitzungsberichte der k. Akademie Bd. 100 citirt. Wer die Liviusforschungen des Herrn A. Zingerle folgt, wird auch durch dieses Versehen nicht getäuscht worden sein. Irrthum aber, den ich sehr bedaure, und der sich in meinen Excerpten der Ausgabe des Herrn Zingerle noch nicht findet, ist, dass XXVII 13 statt 'memorian' citirt ist 'opinionem'. Erklären aber kann ich den Irrthum, den Herr Zingerle eine Unterschreibung zu nennen beliebt. Herr Verfassers Conjectur zu XXVI 27, 16 'opinionem' steckte im Kopfe und floss mir XXVII 27, 16, zehn Zeilen später, statt 'memorian' aus der Feder. Ein Irrthum kann jedem begegnen; ich habe in meiner Recension auch Herrn Zingerle deren nachgewiesen und Herr H. J. Müller ist bei Besprechung meiner Vermuthung zu XX 29, 4 ein starker Irrthum passiert. Damit ist die „mehrfache Genauigkeit“, über die Herr Zingerle klagt, erschöpft, und soviel Beraligung meines Gewissens.

Entschieden aber zurückweisen muss ich den Ton, den Herr Zingerle in dieser Zeitschrift Heft VII S. 515 anzuwenden beliebt. Auf der Ausgabe steht 'scholarum in usum'; da wird denn auch ein Jüngling wohl berechtigt sein, über dieselbe zu urtheilen; und ob ich dazu competent bin, darüber kann Herr Z. kein Urtheil fällen. Man kann von Livius auch etwas verstehen, auch wenn man die Ausgabe desselben gemacht hat. Herr Z. widerlegt nirgends meine Behauptung, weist nichts, was ich ausstellte, als unbegründet nach, sondern ergeht sich nur in höhnischen Bemerkungen und überlässt es andern Gelehrten über meine 'Einzelansichten' sich zu äußern. Über solche Conjecturen des Herrn Z. haben sich 'Fachgelehrte', erprobte Livianer auch schon geäußert, s. Fleckeisens Jahrb. 129. Bd. (1884), Heft, S. 188 ff. — Madvigs Verdienste weiß auch ich zu schätzen; das *atris lga* gilt deshalb doch nicht für mich; auch Frieders hat XXVIII 21, 2 die selbst von Madvig gebilligte Conjectur des Ursinus nicht angenommen und andere auch nicht. — Was endlich die freundliche Anerkennung 'erprobter Livianer', welche der Ausgabe des Herrn Z. zu theil wurde, im Gegensatz zu meiner 'im allgemeinen ja auch gütigen Anerkennung' betrifft, so kann ich versichern, daß ich sehr viel Zeit auf die Durchsicht des Buches verwendet und *ira et studio* gesprochen habe.

Alois Siess.

Entgegnung.

Da ich mich bereits in meiner im Jahre 1878 erschienenen Schrift: „Sprachwissenschaftliche Streitfragen. Zugleich ein Beitrag zur Charakteristik eines modernen Sprachforschers“ (Wien, Holder) eingehend mit Herrn Gustav Meyer sowie mit der Art und Weise seines kritischen Verfahrens beschäftigt habe, begnüge ich mich diesmal in Erwiderung auf die von dem genannten Herrn im fünften Hefte dieser Zeitschrift veröffentlichte Anzeige meines Buches: „Origines Ariacae“ mit folgenden Bemerkungen: Die in meinem Buche vorgetragenen Erklärungen lautesthlicher Thatsachen wurzeln in den Ergebnissen meiner Untersuchungen über die Entstehung und Zusammensetzung der arischen

Völker. Es wäre nun die nächste Aufgabe des Herrn Meyer gewesen, diese Resultate als unrichtig nachzuweisen. Dieser Aufgabe ist jedoch derselbe nicht nachgekommen, ja er hat sich selbst einmal die Mühe genommen, dieselben den Lesern dieser Zeitschrift vorzuführen. Was hat er nun dafür gethan? Er hat einfach meinen Erklärungen unbekannt von den Jaugrammatikern aufgestellten, keineswegs, wie Herr Meyer glaubt, allgemein anerkannten Theorien entgegengestellt und bildet sich nun ein, erstere widerlegt zu haben. Es that mir Herr Meyer in dieser Illusion nicht ungestört lassen zu können, sondern ich mittheilen zu müssen, dass andere Recensenten meines Buches und darunter Männer von allgemein anerkannter Autorität — was Herr G. Meyer noch lange nicht ist — gerade zu der entgegengegesetzten Ansicht gekommen sind. So schreibt mir Prof. A. H. Sayce in Oxford (1. August 1883): „Your methods, I am sure, is the right one, and you have not only started new questions for the student of the science of language, but also considerably advanced old ones. However from etymology, comparative philology has made many mistakes and must correct them.“ Und derselbe Sayce sagt in der Besprechung meines Buches in der Academy (8. December 1883): „Penka would find the origin of phonetic changes in the contact and mixture of races. The theory is a very acute one, and up to a certain point, at any rate, is clearly correct.“ Im gleichen Sinne bespricht meine Theorie Friedr. Justi in der Anzeige meines Buches in der Berliner philolog. Wochenschrift Nr. 12 (12. Januar 1884): „Das Vorhandensein der nicht-arischen Bevölkerung, welche die Sprachen der Arier annehmen musste, kann nun sehr verständlich nicht ohne mächtige Einwirkung auf die Sprachen gewesen sein. Man weiß, dass die Cerebrallaute durch die Dravidavölker in die Sanskritalphabet gekommen sind, und ebenso müssen viele Lautveränderungen, aber auch solche des Satzbaues einer fremdzugewandten Bevölkerung zugeschrieben werden, da sich gar nicht absehen lässt, aus welchem Grunde ein Volk seine Laute veränderungsbedürftig oder schwer aussprechbar finden sollte, nachdem es dieselben doch seinen Sprachverwandten gemäß geschaffen hatte. In der That verliert die Annahme, dass Erscheinungen, wie der Übergang von Gutturalen in Zischlaute u. s. w. im Slavischen, Iranischen und Indischen stattgefunden, ursprünglich individuell gewesen und erst durch Vererbung in Einer Familie, woselbst der Ton angab, verbreitet worden sei, gegenüber der andern Annahme, dass hier das fremde Sprachorgan eines neben den Ariern lebenden und ihnen numerisch überlegenen Volkes mitgewirkt hat, an merklicher Haltbarkeit; es ist gerade bei dieser Erscheinung der Palatalisierung merkwürdig, dass sie sich bei denjenigen arischen Völkern, welche von Penka vertheidigte Richtung der Einwanderung von Skandinavien nach West- und Südrußland, Armenien, Iran, Indien und afrikanischen Nationen in Berührung kommen mussten, nicht bei den übrigen vorfindet, und dass sie wirklich ein hervorragender Zug der hochasiatischen Sprachreihe ist (vgl. besonders S. 145, 152).“ Der Verfasser unterzieht nun die Lautverhältnisse und Flexionen der indogermanischen Sprachen einer kritischen Übersicht und kämpft mit Glanz gegen manche wohlbefestigte, aber irrige Ansicht an, z. B. das Hinauspringen der Aspirata aus der Tenuis u. s. w. Nachdem solche Männer gesprochen, halte ich es für überflüssig auch nur ein Wort zur Vertheidigung meiner Theorie einem Gustav Meyer gegenüber vorzubringen. Ebensowenig ist es ihm gelungen, auch nur eine meiner Hypothesen zu widerlegen; richtig ist nur, dass lat erus auf erus zurückgeht und nicht in die Gruppe der von mir angeführten, auf die Wurzel al zurückgehenden Wörter gehört.

Wien, 29. September 1884.

K. Penka

Erwiderung.

Die beiden von Herrn Penka angeführten Besprechungen der Herren Sayce und Justi waren mir bekannt, ehe ich meine Anzeige schrieb. Ich zog es vor statt Autoritäten sachliche Gründe sprechen zu lassen; da Herr Penka keinen einzigen derselben widerlegt hat, erscheint mir eine weitere Discussion gegenstandslos. Das im Eingang dieser 'Entgegnung' erwähnte Pamphlet des Herrn Penka würde ich den Lesern dieser Zeitschrift empfehlen, wenn es geistreicher oder belehrender wäre.

Graz, 12. October 1884.

G. Meyer.

Erläuterungen

zu J. U. Jarniks Anzeige von Holzingers: Die einfachen Formen des französischen Zeitwortes in geordneter Darstellung. Graz, Lubensky 1884.

In dem 5. diesjährigen Hefte dieser Zeitschrift hat Herr J. U. Jarnik die obgenannte Schrift einer eingehenden Besprechung unterzogen, deren Resultat sich in dem Urtheile ausspricht, dass dieser neuerliche Versuch der Lösung einer Aufgabe, deren Schwierigkeit er anerkennt, nicht als misslungen anzusehen sei, dass aber gleichwohl gegen einzelne Aufstellungen Bedenken erhoben werden können.

Durch dieses sine ira et studio hingestellte Urtheil hat mich der Hr. Ref. doppelt zum Danke verpflichtet, indem er der Billigung des Werkes im ganzen die unumwandene Darstellung seiner Bedenken gegen Einzelnes folgen lässt und hiedurch den Verfasser in den Stand setzt diese Bedenken aufzuklären oder sie zur Verbesserung seines Werkes zu benützen.

Zwar das erste Bedenken hat sich der Hr. Berichtstatter sonderbarer Weise selbst geschaffen, indem er meint, ich hätte „als Verbalstamm dasjenige aufgestellt, was den stammbetonten Formen zugrunde liege, wie *cèle, achève* u. s. w.“ Diese Ansicht liegt mir im restrictiven Sinne ihres Ausdruckes fern; sie findet sich nirgend in meinem Werke weder explicite noch implicite; vielmehr ist der Begriff des Verbalstammes im Absatze 23 klar festgestellt und ist in der ganzen Schrift nicht davon abgewichen worden. Die Irrung des Hrn. Ref. ist allerdings begreiflich; sie wurde zweifelsohne hervorgerufen durch die von mir eingeführte und im Absatze 14 motivierte Neuerung, consonantischen Stämmen ein stummes *e* anzuhängen. Hiedurch wird freilich das *e* im Inlaute der umlautenden *e*-Stämme zu einem offenen und erhalten daher diese Stämme dieselbe Aussprache und Schreibung wie die stammbetonten Formen dieser Zeitwörter; aber darum liegen die in meiner Theorie aufgestellten Verbalstämme weder ausschließlich noch vorzugsweise den stammbetonten Formen zugrunde, sondern sie liegen als Verbalstämme d. h. als solche, von denen sich alle Formen des Zeitwortes sprachgesetzlich ableiten lassen müssen, nothwendiger Weise allen Formen eines gegebenen Zeitwortes zugrunde. So ist es auch bei den angeführten Verbalstämmen *bouille* und *falla*.

Stehen nun „stammbetonte Form“ und „Verbalstamm“ in meiner Schrift zwar in einem nahen verwandtschaftlichen Verhältnisse, aber nicht nothwendig in dem der Primogenitur, so entfällt von selbst der in der zweiten Bemerkung hervorgehobene angebliche Widerspruch.

Die folgenden Bemerkungen, 3–6, betreffen einzelne von mir aufgestellte Verbalstämme. Von diesen findet die Schreibung der Stämme *venir, acquière, tène, fère, — cève* (– *cipère*), *bève* (von dem zu *bovère* ausgearteten *bibère*) schon im Obigen ihre Erklärung. Hierbei bemerke

Mit Recht beanstandet Hr. Ref. die (66) aufgeführten Formen *faisare, liere, clore* vom historischen Standpunkte, aber die Stämme *fais, lis, clos* sind unzweifelhaft historisch und nach dem oben formulierten Lautgesetze entstanden durch Abschwächung der Endconsonanten *c, g, d* zu *s*. Nach demselben Gesetze sind die gleichfalls historischen Stämme *fai, li, clo* entstanden infolge gänzlichen Ausfalles derselben Consonanten. B-hufs möglichster Vereinfachung, die im Interesse meiner Aufgabe lag, ließ ich aus didaktischer Rücksicht um die Aufstellung von N-benstämmen zu vermeiden, die Infinitive dieser Zeitwörter durch einfachen Ausfall von *s* aus ihren Präsensstämmen entstehen, war ja die Entwicklungsgeschichte jeder einzelnen Verbalform nicht meine Hauptaufgabe, sondern, wie der Berliner Berichtersteller im 12. Hfte der Zeitschrift f. d. Gymnasialwesen 1883 richtig bemerkt, das Oracn der französischen Conjugation vom Standpunkte der gegenwärtigen Sprache. — Dass übrigens *facère, légère, claudère* „von allem Anfang an nur *faire, lire, clore* geben konnten“, möchte ich doch nicht behaupten. Es konnte *facère* *faisir* geben, wie *placère* und *tacère*: *plaisir* und *tair* gegeben hat; der kurze Bindenvocal *è* hindert dies gewiss nicht, *agère*: *agir*, *courir*: *courir* etc.). Der Stamm von *légère* konnte nach obigen Gesetze *ley* und *loy* geben und ist der Inf. *leire* wirklich im Gebrauche gewesen, während die Form *loy* nach gleichem Gesetze aus *lière* gebildet, den Inf. *loire* für letzteres Zeitwort lieferte. Eben so hätte *cladère* durch Assimilation des *d* an *r*: *clorre* geben können und war auch dieses wirklich im Gebrauche; auch *clouir* konnte daraus werden, wie aus *audire*: *ouir*, aus *fodère*: *fouir*.

Was endlich den Satz betrifft, dass da, wo der Endung *re* zwei Consonanten vorangehen, der Schwund des mittleren Consonanten „selbstverständlich“ ist, so muss man mit demselben sehr vorsichtig sein; man musste denn statt *perdre, mordre, tordre*: *perre, morre, torre* sagen dürfen. Unter allen Fällen des Consonanten-Ausfalles (62—71) hätte mit dieser Regel nur in *dorm-s* (65) und *sent-s* etc. (63) verwendet können, denn selbst in 62 war sie, wenn ich den Stamm *plaign* aufgestellt hätte, nicht zu brauchen.

In diesen umständlichen Erklärungen wird, hoffe ich, der Herr Berichtersteller einen Beweis der Achtung finden, die ich seiner objectiven Besprechung meiner Schrift entgegengebracht habe. Findet diese Theorie des französischen Verbs eine mehrseitig vorurtheilslose Prüfung, so ist Aussicht vorhanden, dass sie allmählich auch in die Schulgrammatiken übergehen werde, wodurch nach meiner Ansicht drei Fehler des französischen Sprachunterrichtes in Schulen, in welchen derselbe als Element formaler Bildung auftritt, beseitigt würden: 1. das mechanische Memorieren von vier regelmäßigen und einigen Dutzend unregelmäßiger Conjugationen: ein Vorgang, der nichts Bildendes hat; 2. die selbstverständliche Aufstellung von Stämmen für die Bildung der Verbalformen, aber von Stämmen monströser Art, wie: *d* zu *dois, rec* zu *reçu, v* zu *voir, m* zu *mis, pr* zu *pris, déch(e)* zu *déchoir, sa(r)* und *au* zu *savoir, vou(r)* und *veu(r)* zu *vouloir, cou(r)* und *cous* zu *coudre, naitre*, *par, paras* und *paraît* zu *paraître* u. s. w.; ein Vorgang, der verbildend wirkt; 3. das in neuester Zeit hie und da eingerissene systemlose Umherwerfen mit wirklichen oder problematischen Lautgesetzen, die den Schüler betäubt, statt ihn aufzuklären.

Graz, im October 1884.

K. Holsinger

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Die Aristophanes-Scholien im Codex Ambrosianus.

Als ich vor 9 Jahren den Ambrosianus für die Nubes verglich, fand ich zufällig darin eine Anzahl höchst wertvoller Scholien (z. B. zu nub. v. 552, p. 482, 4—12 ed. Dindorf), die bisher nur aus der Aldina bekannt waren; hierdurch er-muthigt benutzte ich 1879 meine Sommerferien, um mir für die Ritter eine Collation der Scholien in M anzufertigen, trotzdem dass es Dindorf für nutzlos gehalten hatte, eine solche in seiner Ausgabe zu bringen. Ob ein solches Urtheil berechtigt war, wird erst eine genaue Untersuchung der in M enthaltenen Scholien-masse ergeben; denn an und für sich betrachtet scheint doch für eine Ausgabe der Scholien die Vergleichung sämtlicher Handschriften mehr nothwendig als für den Schriftstellertext. In mehreren aus demselben Archetypen geflossenen Manuscripten nämlich wird der Scholientext ein bedeutend verschiedener sein als der Schriftstellertext, darum, weil bei ersterem mancher Abschreiber bald dies bald jenes weglässt, verkürzt oder zusammen-zieht. So zeigen die trümmerhaften Scholienreste im Ravennas recht deutlich, was ein Abschreiber sich den Scholien gegenüber herauszunehmen wagt. Wenn es sich also schon aus dieser Er-wägung empfiehlt, einmal eine Collation von M vorzunehmen, so kommt noch hinzu, dass die Aldina, der wir neben vielen Inter-polationen zahlreiche wichtige Angaben verdanken, aus derselben Vorlage wie M stammen muss. Ich will nun im folgenden an der Hand einer Collation der Scholien zu den Rittern unter-suchen, ob und in wie weit sich aus dem Ambrosianus unser Scholientext verbessern oder erweitern lässt. Zunächst ergibt sich im allgemeinen mit voller Sicherheit, dass Interpolationen, von denen die Aldina wimmelt, dieser Handschrift durchaus fremd sind. Sonst wäre es überhaupt zwecklos, sich mit dem Ambrosianus zu beschäftigen. Auch willkürliche Erweiterungen alter Scholien kann man im M nicht nachweisen. Im Gegentheil fehlen viele alte Scholien in demselben, so für die Ritter allein folgende: zu v. 4. 5. 6. 8. 11. 16. 20. 48. 49. 50. 68.

71. 72. 73. 76. 77. 86—89. 92. 93. 108. 109—120. 125.
 132. 134. 135. 155. 160. 163. 182. 203. 208. 216. 238. 245.
 261. 263. 284. 303. 312. 322. 326. 340. 341. 362. 406. 407.
 428. 437. 438. 443. 450. 455. 457. 472. 475. 482. 485. 495.
 496. 532. 535. 548. 556. 562. 564. 567. 569. 601. 606.
 608—618. 633—637. 645. 648. 652. 659. 667. 681—683.
 700. 710—712. 721. 722. 757. 762. 772. 791. 797. 812.
 813. 818—822. 823. 832. 848. 870. 907. 969. 993. 994.
 1007. 1011. 1015—1018. 1032—1038. 1056—1063. 1066.
 1067. 1073—1076. 1078. 1080. 1081. 1094. 1104—1118.
 1125. 1139—1146. 1168. 1172. 1193. 1229. 1251. 1283.
 1313. 1314. 1332. 1369. 1379. 1371. 1383. 1385.

Schon diese beträchtliche Anzahl muss unsere Erwartung auf eine nennenswerte Ansichte einer Collation dieser Handschrift einigermaßen herabstimmen, wenn auch nach Velsens Zeugnis (ed. equites, praef. p. VIII) der Ambrosianus „scholia locupletissima“ enthalten soll. Aber selbst die vorhandenen Scholien sind nicht überall vollständig in M erhalten, sondern oft hat der Abschreiber von mehreren Erklärungen zu einer Stelle bald eine fortgelassen, bald dieselben zusammengezogen, bald sie in verkürzter Gestalt wiedergegeben. Von mehreren Scholien zu us und demselben Worte sind zu den Ritttern folgende auszufallen: zu V. 55, Nr. 3. (ed. Dindorf p. 173, 16 von ἄλλως an) — V. 63, Nr. 2 (in R. hel Nr. 1 aus). — V. 74, Nr. 2. — V. 84, Nr. 3. (p. 178, 4 von ἄλλως an). — V. 247 (p. 195, 6 von ῥ an). — V. 262 (p. 198, 4 von ἄλλως an). — V. 282 (p. 201, 4 von ῥ an). — V. 295 schol. 1. (p. 202, 22—24). — V. 327 Nr. 2 (p. 206, 6 an). — V. 348, Nr. 2 (p. 211, 24—25). — V. 354, Nr. 1 (p. 212, 14—17). — V. 368, Nr. 2 (p. 215, 16—20). — V. 370, Nr. 2 (p. 215, 27). — V. 420 2 und 3 (p. 223, 17—21). — V. 443, Nr. 2 (p. 229, 17—22). — V. 492, Nr. 2 (p. 234, 10—12). — V. 523, Nr. 2 (p. 237 ἄλλως — 238, 12). — V. 524, Nr. 1 (p. 238, 13—19). — V. 536, 2 (p. 241, 7 von ῥ—23). — V. 539, Nr. 2 (p. 241, 6—242, 3). — V. 543, Nr. 2 (p. 242, 16—18). — V. 571, Nr. 2 (p. 245, 24—28). — V. 603, Nr. 2 (p. 249, 17—250, 9). — V. 725, schol. 2 (p. 204, 1—5). — V. 739, Nr. 2. — V. 824, Nr. 1 (p. 279, 13—16). — V. 826, Nr. 2. — V. 873, Nr. 2. — V. 908, 2 (p. 287, 21—288, 2). — V. 950, Nr. 2. — V. 959, Nr. 2 (p. 291, 11—19). — V. 975, Nr. 2 (p. 293, 15—294, 2). — V. 1053, 2 (p. 300, 13—17). — V. 1147, Nr. 1 (p. 306, 14—307, 8). — V. 1331, Nr. 2.

Fast noch größer ist die Zahl der Scholien, welche in Ambrosianus zusammengezogen oder verkürzt sind. Auch hierfür wird es genügen, die betreffenden Stellen aus den Ritttern zusammenzustellen. So hat M zu equ. v. 17 nur: Θέρτατος βαρβαρικῶς τὸ θύρεσσιν, βαρβαρίζει δὲ ὁ δοῦλος. V. 21 folgt

καὶ λέγειν—λέγειν. — V. 26: αἰτομολεῖν—ἀπελθεῖν. — V. 29: οἱ—ἀπέργεται. — V. 44: καὶ τῶν δερμάτιων—ἐπειδή. — V. 59: ἔδει—μισέειν und εἶπε—βρυσσάμενον. — V. 103: τοὺς δημοφροῦς: δήμεσις λέγεται ἡ τῶν πραγμάτων ἀφαίρεσις ἢ τὰ δημοσία περυσζόμενα. — V. 129: fehlt αὐτοῖς—διαχειρίσει. — V. 133: κρατεῖν—πολιτικός. — V. 137: καὶ φοβερὸν—αὐτοῖς. und ποταμοῖς—χωσθεῖς. — V. 141: ἔξολων—παιδίαν. — V. 161 om. καὶ γέλωτα τίθεσθαι. — 189: ταῖσιν—ιστορεῖται. — 210: αἰκάλλει—ἀπλοῖν. — 221: τῷ κολύοντι—δαίμονι. — 237: πολλὰ—λέγει und εἰ μὴ—ἀποστολῇ und ἀπέστησαν—ἀρχοντας. — 240: ἐν τισι—ἐγκρίνεται. — 243: τινὲς δὲ—θεράποντα. — 247: ἡ—φύρα. — 248: φάρμακ—πίνει. — 255: συγγενεῖς—ἐμίδραχμόν ἐστιν. — 265: καὶ τοὺς—βαδύς. — 272: ἄλλας—τρέφω. — 277: καὶ ἡ τιμὴ—ἡ τιμὴ. — 297: οἶον—ἐπιχειρήματα. — 333: τὸ—ἀναισθητῆς. — 345: δι' ἧν—προκλήιδας. — 351: σίνιθες—νεωτέρους. — 355: ἀναπεμπάει—τροφήν καὶ. — 357: καταδύσσομαι—ἡ und διανοήσας—Νίκας und καὶ ὁ—παῖς. — 360: ἰδιωτέρα—ἂν ἦν. — 361: ἦν δὲ—Αἰαίω. — 366: διώξομαι—κατὰ σοῦ. — 380: ἦτοι—ἐκεῖ. — 381: ὅσον δὲ τὴν—δείξει. — 399: ὅπερ—zu Enle. — 405: τοῦτον δὲ—ἄρτους. — 406: μένεται—ἀπαίρει. — 409: ἀποτείνεται—αὐτὸς δὲ und καὶ περὶ τοῖς. — 412: οὔτως—θυμῷ und εἰς τὸ—ἄλλως. — 414: ὁμοῖος—Τριονῆα. — 418: ἐύρων—ἐξαγόμενα. — 422: μένεται—κόχωνα. — 426: ἡ διαβάλλειν—παθόντα. — 434: ἡ τὸ—ἀπαιτῇ und ἀσφαλέστερον—σφόδρα. — 436: σφῶν—παρέλαβον. καὶ und καὶ τοῖσιν—πολλά. — 447: οἷς ἀδελφὸν ἐστὶ—συναρμυμένων. — 468: σπείσασθαι—περιπαιστούμενος. — 466: εἶπε δὲ—Schluss. — 488: εἰσθῆναι—βοτοῖλους. — 490: παθοτρίβην καλεῖ und καὶ κρωματισταί. — 514: διὸ—ἐπὶ—νεγκε. — 516: καὶ μὴ—πρότερον. — 526: προκαταλαμβάνοντος—Κρατῖνον. — 529: ὥστερ—ἐλέχων. — 531: ἐφ' οὗ Κρατῖνος—Schluss. — 537: τοῦτο δὲ—εἰδοκίμωντος. — 560: κοιτίστῃ—ἡδραγάθισαν. — 568: καὶ τοῖς—ἦν. — 572: καὶ τῶν—ἀνδραγαθήμασι. — 578: ἡ τὴν—νοῖς und ὁμοῖ—σύμμιχον. — 586: σινειστέκει—φασίν. — 592: ἄπερ—ἐρεῖν. — 597: ὅτι—ἔφερον. — 599: ἀνεξήρασαν—κοπιλατεῖς. — 605: ἀποδέχεται—μόνον und καὶ ἀποδισπειοῦντα—πονιρὸς. — 621: ἐργον—ἐλασίσροντα. — 624: ἦσαν δὲ—κομᾶν. — 627: εἶπε οἷν—αἵξεται. — 628: γίνεται—λέγεται. — 643: προσήν—μετελλεσθῇ. — 657: παρίεσα—περισπῶσι. — 670: γράσσεται—ἐρρέτω. — 672: ὥσπερ—γραμμὸς. — 677: γράφεται—ἐμῇν. — 689: ἀποτείνεται—Ἀγορακρίτον. — 691: ἄλλως—διανέσομαι. — 693: ἀπὸ δὲ—δοκεῖ und καλοῦνται—ἀνόμασεν. — 694: τὸ λακτίζειν—πόδας. — 697: ὡς γὰρ—Πενθίας. — 704: φάγους—ἰχθύων und ἀντί—ἐπὶ und ἀρπαγα—εἴρηται. — 705: διασπαράξας—ἐντετρα. — 714: εἰρὴν—πέ-

νῆα. — 725: εἰς προφάσιον—Schluss. — 741: ὡς πάλιν—
ἐποίησατο. — 752: ἢ ἐμποροῦμενος—τρίβοιεν ἄλλος. — 754:
ταῦτα δὲ—πόρος. — 759: μεταφύζοι—ἀγχιρῶματα. ἄλλος
und διλοῦται ἐμψιλόμενος. — 763: φησι—οἶν. — 765: ἢ
οἱ—ἔπειν. — 766: ἐν—κατασκευάσθ. — 767: τοίτας—μ
und ὄρκος—μαγικὴν. — 768: καὶ Ὀμηρος—πρασσι. —
769: τόπος—διὸ δέ. — 775: ἀπὸ δὲ—μένεται. — 779: τὰ
ἐκείνων—ἔχειν. — 782: ὀντι δέ—Schluss. — 783: μὴ τό-
οἱ und ὡς—εἴποιαν. — 785: ἀπὸ—ἀλάταις. — 789: ἐπο-
χοριστικῶς—πιδόκοιταις. — 790: καὶ τοῖς—ἀνδράσιν. —
791: Περικλῆδα—Τολμῖον. — 793: τῇ—μῆτι—ἄλλος und
μῆλοι—ἔχριστο. — 795: λαμβάνοντα—τριβοῦσιν. — 800:
ὁμήλι—πειθαρχί. — 803: περιπίσματα δὲ τὰ τῶν ἀντι-
λων. — 811: ἔστιν οἶν—ἐκίχισι. — 812: ἔστιν οἶν—σιτισσι.
— 827: ἀκολούθως—πλατιγίῃς. — 831: ὄντως—Μινυ-
της und Ἄν τῶν—τοῖς ἴσως. — 841: ἐπὶ—διαβάλλειν. —
851: οἱ μόνον—τασσομένα. — 855: καὶ παρασκευάσθω—
ἐμπαιγμόν. — 891: καὶ ὀλίγης τιμῆς περρασκόμενοι. — 937:
διτλή—ἀναπαισιχοί. — 950: αἷα ἔξαιρεται—καλῶτα.
— 960: ἢ ἀπὸ—αἰδοῖον. — 965: τῷ—κίριον und ἐπιδοῖ-
εἰδασιν. — 971: πᾶν—σικοφανεί. — 980: ἐπὶ τῶν πει-
τομένων. — 1004: ἔπαιξε μάχης. — 1010: εἰδωσι—
πάντα und τοῖτον—μένεται. — 1013: σκεῖσθαι—κα-
σθαι. — 1024: σάκεις—ἔχει. — 1031: ἄλλος—ἐκείνους
und ἔχοντας—ἀναχερῖστας. — 1079: ἦα—ἄλκιον. — 1087:
βαρβαρων—τῆς und ὀρεῖς—βαρβαρων. — 1103: τοσού-
παρέως. — 1127: ἴσπερον πέντα ἐποίησα. — 1133: κα-
ἐπὶ τῆς πόλεως. — 1150: μάχην—περιφαιμένον. — 1175:
χολικῆς—καί. — 1178: ἢ ἐκ τῆς—ἔχοισα. — 1182: ἄλλος—
παροξύνει und ἐπο—ἔχισσι. — 1186: βορρῶλον—ἀντι-
κό. — 1213: ἀντί—δυσφορεῖται. — 1246: τὸ—κοιμῶται. —
1250: Ἑλλάνος—Ζεὺς und ἐν—αἰχμοῖ. — 1261: κορυμ-
σημιοῦται. — 1265: καὶ—μάντις. — 1290: εἰρήναι—χρησι-
— 1322: καὶ ἐν—καταστάσει. — 1341: ἐπὶ—δοκίμοι
und ἄλλος—δὲ τό. und ἦν τὸ δὲ κινεῖσθαι. und ὅτι—κατα-
φύζοι. — 1351: δὲ—πραττει. — 1360: ἀντι—εἴπεν ἰερεῖα—
φαριγῆ. — 1365: κοινῶς—καί. und διὰ τὴν—ἐστιν ἐκείνους.
— 1366: ἐκαλοῦτο—σχοιδήν. — 1398: τὸ ἀπολοῦτο—
προεδρίαν.

Hiermit wäre die Zahl der Scholien erschöpft, die im An-
brosianus sich nur unvollständig erhalten finden; abgesehen von
ich von Auslassungen einzelner unwichtiger Worte und diese
unwesentlich für unseren Zweck sind Abweichungen hinsichtlich
der Wortstellung.

Wenn nun auch die Zahl der Stellen, die M in einer voll-
ständigen Fassung erhalten hat, keine allzugroße sein wird, so
können wir andererseits bei einer Handschrift, die so sehr Ab-

kürzungen liebt, um so mehr vor eigenmächtigen Erweiterungen und willkürlichen Zusätzen sicher sein.

Stellen wir nun die Scholien zu den Rittern, wo wir unsern Text aus dem Ambrosianus verbessern können, zusammen, so werden es ungefähr folgende sein:

In der zweiten Hypothesis — das erste argumentum fehlt in M — fügt M (ed. Dindorf p. 161, 22) nach *ἐπεὶ* ein *δέ* und 23 nach *φόβον* hinzu *αὐτὸς ἐπλάσατο*. Indem wir dann vor *ἐπεὶ* einen Punkt setzen, wird der Gedanke vervollständigt.¹⁾

V. 59 (z. 24) *ἐχρησατο ἀντὶ τοῦ μ τῷ β.* (vulgo *τό*). — V. 84 (z. 10) *Ξέρξον* (vulgo *Πέρσον*). — V. 107 (z. 11) *Μ αἰσθάνεσθαι* (vulgo *ἐστάναι*). — V. 137 (z. 12) *ἐν Ἀθήναις* (für *τῶν Ἀθηναίων*). — V. 167, 16, wo unsere Handschriften erklären: *πρωταεῖον οἰκίσκος παρὰ τοῖς Ἀθηναίοις* hat M: *οἰκίσκος ἐν τῷ πρωταεῖῳ*, was besser ist. — V. 242 (z. 11) schreiben wir mit M *ὡς συκοφαντοῦμενος ἐπικαλεῖται εἰς βοήθειαν τοὺς ἰππέας* (vulgo: *ὡς συκοφαντούμενοι ἐπικαλοῦνται*), da nur einer die Ritter zu Hilfe ruft. 291, z. 4 *οὐκ εἴσω* (vulgo: *ἐῶ*), da das zu erklärende Wort im Futurum steht. 298, z. 7. *πλεονεχτικὸς πλεόν ἐκείνοι*. (v. *πλεονεχιῶ*). 344, z. 4. *ἀστέιον καὶ τοῦτο* (Handschrift: *ἀστέιος καὶ οὗτος*).

347, 18 *διδασθῶσιν περὶ πράγματος* (für *ἀπό*). 361, 17 vulgo: *ὠνήσομαι μέταλλα*: *ὠνήσομαι μέταλλα*, wo ein Ausdruck also durch sich selbst erklärt wird; richtig in M. *ὠνήσομαι*; *ἔργον ἀγοράσμαι* κτλ.

372, z. 4, wo der Venetus *τῶν βλεφάρων ἐκτίλλει* hat, ist mit M *τῶν βλεφάρων ἐκτίλλει τὰς τρίχας* zu schreiben, nicht *τὰ βλέφαρα*.

381, z. 20 M. *τί γὰρ [ἄν] γένοιτο*. Besonders verdienstvoll zeigt sich M im folgenden, wo bisher unser Scholientext völlig sinnlos war: *τί γὰρ [ἄν] γένοιτο πρὸς ἐκτερωτέρον καὶ σφοδρότερον, ὅπου γε καὶ τὴν Κλέωνος ἀναίδειάν τις ἂν ὑπερχόντισε ναυτικῶν. μὴ διὰ τὴν τοῦ ἡττηθέντος ἐπιείκειαν ἀλλὰ δι' ἐπερβάλλουσαν ἑαυτοῦ πονηρίαν τὴν νίκην ἀποφύγεσθαι δοκεῖ*.

Weder was *ναυτικῶν* hier bedenten soll, ist verständlich, noch wie *μὴ-δοκεῖ* zu construiren ist. Klar wird die Construction, wenn wir mit M schreiben: *ὑπερχόντισεν, ὅν' ὁ νικῶν μὴ διὰ τὴν τοῦ ἡττηθέντος ἐπιείκειαν ἀλλὰ διὰ τὸν ἐπερβάλλουσαν ἑαυτοῦ πονηρίαν τὴν νίκην ἀποφύγεσθαι δοκεῖ*.

429, z. 7. für *πάλιν* aus M besser *πᾶν*. Ebendasselbst z. 14 scheint mir für *ἐπ' οὐδεμιᾷ προφάσει ἢ λόγῳ* doch die Lesart des Ambrosianus: *ἐπ' οὐδεμιᾷ προφάσει εὐλόγῳ* vorzuziehen. — 447, 14 für *βουλόμενος* mit M *βουλομένην*²⁾. —

¹⁾ Übrigens ist z. 20 *ἐπ' οἷς μὴ ἐνγυῖν* κτλ. verdorben, etwa aus *ἐπ' οἷς μὲν* (*παρά*) *ἐνγυῖν* oder *ἐπ' οἷς μὲν ἀγανακτῶν*.

²⁾ Für *Ἀθηναίων* ist *Ἀθηναίων* zu schreiben.

V. 449, ist für σχελιαστικὸν δὲ τὸ ὄμμα aus M zu verbessern: σχελιαστικὸν δὲ ἔστι ἐπίρρημα cf. schol. nob. v. 1: ἰσίου: σχελιαστικὸν ἐπίρρημα. 488, 25 οὐκ ἀρχῆς διὰ τὸ λίαντος προσλαμβάνοιαι διὰ τὸ ἀλλαντοποιῶν αἰτὸν εἶναι ist nicht recht verständlich, der Sinn wird jedoch klar, wenn aus M vor διὰ ein ἀλλά eingeschoben wird. — 504, z. 22 hat die Ausgabe: ὁ λόγος ἐκ τοῦ χρόνου παρὰ τοῖς ποιηταῖς Ἀριστοφάνους τὸν λόγον ποιοῦμενος, wofür mit M zu schreiben ist: ὁ δὲ λέγων, indem der Sinn doch ist: Der Sprecher selbst des Chors redet im Namen des Dichters.

577, z. 25 für κεκαρμένους aus M κεκαθαμένους, wie schon Küster vorschlug. — 587, z. 11 wird στασιάζει bisher durch πρὸς φιλονεικίαν διαφέρεται erklärt, was mit unrichtig scheint, besser hat M dafür: φιλονεικεῖ, διαφέρεται. — 631, z. 16 bei Dindorf findet sich: Κόλλεμοι δὲ οἱ ἀνόντα (Suntus κλέμματα) κοῦντες καὶ γοῦντες, ebenso ist κοῦλεμος schon equ. 198 erklärt: τότε ἤλεόν καὶ τὸ κοῦν, ὅ ἐστι γοεῖν, τὸν οὖν ἀνόντα καὶ μάτην κοῦντα κοῦλεμον εἶπεν. Doch steht in dem zu erklärenden Verse des Aristophanes Κόβαλοι, wozu man ein zäbuliches Scholion erwarten sollte als equ. 279 κόβαλοι οἱ μετὰ ξίλων λησταί cf. equ. 414 κόβαλοι δὲ σοφίσματα, παισιμαγία, κλέμματα. Daher hat entweder Aristophanes Κοκκίαι geschrieben oder es hat sich eine unrichtige Erklärung eingeschlichen, wofür die Scholienfassung in M zu sprechen scheint: Κόβαλοι (sic!) δὲ κλέμματα ἀκύνοντες (κοῦντες?) καὶ οὐ καὶ γοῦντες. — 803, z. 19 M. τὰ (vulgo τὰ). 838, z. 1 M στερερότατον (für στερερότητα). 950, z. 6 lässt M richtig οἱ αἰ.

Wir gehen jetzt zu den Stellen über, wo unser Scholion aus dem Ambrosianus entweder vervollständigt oder erweitert wird.

V. 32, z. 19 fügt M nach βραχὺς hinzu: βραχὺς γὰρ λέγεται τὸ ἀνθρωπόμορφον εἶδωλον ἀπὸ τοῦ βρατῶ εἰσέναι.

V. 42, z. 17 nach τετιχημένοι: νομιμῆς δὲ sc. λέγει ὅτι τοῖς ἐνταῖς καὶ (das heißt) νομιμῆς οἱ δοῦλοι ἐπωλαίνο καὶ οἱ στρατιῶται ἐχειροποιεῖντο.

V. 85, z. 6 M: ἄλλοι δὲ φασιν τὸ [πρὸ τοῦ γέφυρας] πρῶτον πινόμενον ἀγαθοῦ δαίμοτος ἐπινον erst durch den Zusatz von M wird schol. 2 von schol. 1 unterschieden.

V. 214, z. 3 hat M zu χρόθεν τὰ πολιτικά erhalten: τυντέστι σύμπλεκε ἀλλήλοις καὶ σιγήκα.

Wichtiger scheint die zu V. 293 in M überlieferte aber in V. 297 gehörige Bemerkung: διαιροῦσιν ἀπὸ τοῦ γῆ τὸν ἔμψυχοι (οἱ μὲν) τοῖς τρεῖς στίχοις: οἱ δὲ τοῖς δύο σιγάταισιν — ἐν μέσῳ δὲ τῇ τῶν ἀγοραίων ἀγορᾷ ἴδονται καὶ μέχρι τοῦ πύκτος ἔμψυχοι εἰκότως οἶν ὡς ἀγοραίων ὀνομασι τοῦτον, καὶ ὅτι κλεπτίσταιον τοῦτον ἀξιοῦσιν εἶναι.

²⁾ οἱ μὲν habe ich als nothwendig hinzugefügt.

V. 332 fügt M hinzu, der fast nirgends metrische Scholien erhalten hat: *δίσειχον ἐπάσκει τοῦ χοροῦ ἱαμβικὸν τετράμετρον καταληκτικόν· ἐξίς ἔπονται στίχοι δύο ὅμοιοι* (schreibe *δυοῖν ὅμοιοι*) *ἱαμβοί* (schreibe *ἱαμβικοί*) *τετράμετροι καταληκτικοί λβ (32)*. Wir lernen hieraus, dass also noch der Metriker Heliodor V. 337, den Dindorf als unecht herauswirft, im Text vorgefunden hat. Zu V. 349 hat M: *τὸ δὲ ὡ μῶρε προπερισπαστέον· χρήσις γὰρ αὕτη Ἀττικῶν*.

V. 360, z. 9 hat

Dindorf:

*ἐν Μιλήῳ δὲ τῆς
Ἀσίας μέγιστοι
λάβρακες γίνονται.*

M:

*Μίλητος δὲ ἦν πόλις
τῆς Ἀσίας, ἐνθα
γίνονται μέγιστοι
λάβρακες.*

Wir lernen aus M nichts neues, doch haben wir ein Beispiel, wie allmählich die ursprüngliche Fassung unserer Scholien verkürzt und zusammengezogen wurde.

V. 429, z. 9 hinter *αὐτοῦ*: *καθότι δὲ γρηγορίας ἐκ τῆς θαλάσσης ἔλαβε*. — V. 434, z. 2 nach *φισίν οὖν ταῦτα καθ' ἑαυτὸν ὁ ἀλλαντοπώλης πρὸς τὸ καιρίας ἐπαίξεν ὄνομα ὃν ἀνέμων*. Die Worte *ἄθρει, καὶ τοῖ ποδὸς παρίει κατ.* hat nach der Meinung des Scholiasten also nicht der Chor sondern Agorakritos gesprochen.

V. 462, z. 11 hat M vor *ἀμαξοεργοῖς* noch: *τοῦ Κλέωνος τεκτονικῶς φθεγγαμένον παροξύνεται ὁ ἀλλαντοπώλης μιμήσασθαι αὐτόν*. Da M außerdem alles übrige, was unsere Ausgaben haben, enthält, so haben wir ein Beispiel von einem Doppelscholion, d. h. von zwei Erklärungen zu einer Stelle, die mit etwas andern Worten dasselbe sagen. Wir werden daher vor *εἶδος* ein *ἄλλως* (M hat *ἦδον*) einschalten.

| | |
|---|--|
| <p><i>τοῦ Κλέωνος τεκτονικῶς φθεγγαμένον παροξύνεται ὁ ἀλλαντοπώλης μιμήσασθαι αὐτόν· ἀμαξοεργοῖς [δὲ] Ἀττικοὶ τοῖς ἀγριοπηγοῖς ἔλεγον.</i></p> | <p><i>ἄλλως. εἶδος δὲ ἀγριοπηγὰ τεκτόνων, οἱ τὰς ἀμύξας τεκταίνουσι καὶ πάντων τῶν ἀγρίων ξίλων εἰσὶν ἐργάται. ἐπειδὴ δὲ ὁ Κλέων τεκτονικοῖς ὀνόμασι πᾶσιν ἐχρήσατο, τεκταινόμενα εἰπὼν καὶ γομφόμενα, ὁ δὲ ἀλλαντοπώλης ὁ χόρος ὥσπερ δέδιε μὴ ἦτιον ἀπενέγκηται τοῦ Κλέωνος κατ.</i></p> |
|---|--|

Nebenbei bemerkt scheinen mir diese Doppelscholien, die sich ungemein häufig finden, einen schlagenden Beweis gegen O. Schneiders Ansicht zu liefern, dass unser Scholientext aus dem Werke eines einzigen Gelehrten hervorgegangen sei.

V. 644, z. 5 *τοὺς ἐπαγγελιζομένους τὴν ἀγαθὸν στεφάνους* [M καὶ (das heißt) *τοὺς ἐν ἀγορεύοντας*] *ἐτίμων*. — V. 739 ist zu *ἐποδραμῶν τῶν ἐκ Πύλου*: *καταδραμῶν* (angreifend) *τοὺς ἐν Πύλῳ στρατηγούς* eine falsche Erklärung, besser hat M: *ἀντὶ τοῦ ποδραμῶν, καταλαβόν*. — V. 748, z. 8 hat ed. Dind.

M.

λέγοντα δὲ πάλιν
εἶπεν ὅτι ἀρχαῖος
ὁ τῶν Ἀθηναίων
δῆμος.

[ὁ γέροντων]: ὁ δῆμος. δι' ἣν τινα δι' αἰτίας
γέροντα καλεῖ τὸν δῆμον ἡθελοῦντες
προειρήκαμεν. διὰ τὸ ἀρχαιοτάτην ἐκ
παισίων τῶν τῶν Ἀθηναίων πόλιν πρὸς
προσβυτάτην (M προσβυτύτεραν) διὰ τὴν
πρώτην ἐκρίναι.

Hier haben wir wohl zweifellos im M. die ursprüngliche
Scholienfassung erhalten.

V. 803, z. 20 χίδρα δὲ εἴρηται παρὰ τὸ χεῖσθαι [M
καὶ τῇ χειρὶ ὀρεπόμενα], beides gleich wertlose Etymologien. —
V. 827, z. 28. πλατυγίσεις: ἄμφω μεγαλορρημονεῖς ῥήματα
[τί, φησι. μεγαλορρημονεῖς M] καὶ πλατύνη καὶ ἀλατύνει.
V. 842 τῶν ἀσπίδων τῶν ἐκ Πύλου: [M τὴν Πύλον λέγει, αἰθερ
κῶς δὲ τὸν Κλέωνα ἐνὶ μόνῃ κατορθώματι ποιεῖ ἐρειδόμενος
ἄλλως] πάλιν ὁ Κλέων τὰ περὶ Πύλον θρηλεῖ (M θρηλεῖ) καὶ
Σφακτιρίαν καὶ τὰ τῶν αἰχμαλώτων κτλ. Wieder begegnet uns
hier eines jener Doppelscholien, von denen die Abschreiber so
leichter eins ausließen, weil der Inhalt sich gänzlich deckt.
— V. 915, 3 fñgt M hinzu: παφλάζειν τοῦ καχλάζειν διαφ-
ρα. παφλάζειν μὲν ἐπὶ ἤχον λεβήτων θερμὸν ἀναζήντος. ἐπιμολ-
γῆται δὲ ἀπὸ τοῦ παφλάζειν καὶ πολλὰ πικρὰ ἀλλασθαι. καχλά-
ζειν δὲ ἐπὶ κίτπου ῥῆς ὕδατος ἀπὸ τοῦ ἐπὶ τῇ καχλήκων ξυρ-
τρεῖν. V. 970, z. 11 fñgt M hinzu: καὶ Θρόνον μὲν πόλιν ὡς αὖ
Θρόνον Ἀλφειοῦ πόρον ἐκτετον αἰπὲ ψιλόν (Hias II, 592). —
997, z. 14: ξηνοικία δῖο: διὸκῶς ἐπὶ γὰρ τὰ ξηνοικία λέγονται
δὲ ξηνοικία καὶ αἱ σμικραὶ καὶ ἐποστάσεις (vulgo ἀποστάσεις)
ἢ οἷς ὦν παρόπτας φασὲν φλασρία δὲ τοῦτο ξηνοικία ἀ-
γὰρ τὰ κατὰ γὰρ λέγονται. — V. 1013, z. 15 fñgt M hinzu:
τριπόδων δὲ διὰ τὸ γυμνάσκειν τὰ ἐνδοτῶτα, τὰ παρελθόντα
καὶ τὰ μέλλοντα. zu V. 1052 hat M allein τὸ δὲ κατὰ
ἀπὸ ἱστορίας τοῦ Ποσειδῶνος καὶ τῆς Ἀθηνᾶς. ἐν ἧ οὐ μὴ
Ποσειδῶν πηγὰς ἀνέδωκεν, ἥ δὲ Ἀθηνᾶ τὴν ἐλαίαν. οὐ γὰρ
ἐρετίσαντο ταύτην βασιλεύειν τῆς χώρας διὸ καὶ περὶ τῆς
Ἀπόλλωνος (schreibe Ποσειδῶνος) ὁρῆν γενομένη (schreibe γε-
νομένην) κοκοφορίαν αἰτοῖς ἥ Ἀθηνᾶ μετατρέπει εἰς εὐβο-
λίαν. — 1195 ὁ Ἀγοράκριτος μεθόδῳ χρῆται πρὸς Κλέωνα. αὐ-
τὸν ἀρπάζων τὰ τοῦ Κλέωνος λαγῶα δίδωσι τῷ δήμῳ. [M ἄλλος
ἀπατήσας Ἀγοράκριτος τὸν Κλέωνα τὰ ταῦτον λαγῶα προσ-
νεγκε τῷ δήμῳ]. Ein drittes Beispiel von einem Doppelscholion
das uns M erhalten hat. — V. 1328, z. 17 fñgt M hinzu: διὰ
δὲ ὅτι αἱ τόχθονες ἦσαν. — 1329, z. 19 εἰσὶ δὲ τινες κόγχαι
θαλάσσιαι [αἱ λεγόμεναι πίνναι].

Angelassen sind in dieser Sammlung alle einzelnen Wörter,
die ohne Zweifel wohl auf den alten Scholientext zurückgehen
für unsere Zweck doch mehr nebensächlich scheinen, wie z. B.
die Anwendung des erklärenden ἀντὶ τοῦ (z. B. equ. V. 42 ὅτι

σκολον [ἀντί τοῦ] διστράπελον. V. 270. 361. 385. 505. 506. 518. 694. 826. 909. 1064. 1121. 1148 z. 25. τοῦτέστιν V. 9. ἔχον (das heißt) V. 277 τὸν [παρακούντα ἔχον τὴν M] παραμοῖντα. V. 491. 508. 920. 929. 1004: καὶ δὲ [ἔχον] κωσσι τέταρχειμένον. 1084. 1241. 1375. ἢ 942 [ἢ] ἀπὸ τῶν κτλ.

Von den Scholien, die uns allein in der Aldina oder bei Suidas erhalten sind, haben die meisten durch ihren eigenen Wert sich als zugehörig zu dem alten Scholiencommentar ausgewiesen, wie z. B. das schon erwähnte Scholion zu nub. 552 z. 4—12, das sich aber auch handschriftlich bezeugt im Ambrosianus vorfindet. Besonders in den Scholien zu den Rittern ist die Zahl der Fälle, wo wir allein auf das Zeugnis des Ambrosianus hin die Überlieferung des Suidas oder der Aldina in unsere Scholiensammlung aufnehmen, eine nur geringe: V. 277, z. 4. Suidas = Att: περιγῆν δὲ ταῖς περιεργίαις καὶ ἀνασχενταῖς, οὐδὲν ἴτιον ἡμέτερον τὸ τεματίον¹⁾ τοῦτέστιν ἡ νύκτ. — 279, z. 16 folgt S = M hinzu: ἐπειδὴ ἔχον καὶ νῆσον τινῶν. — 537, z. 26 hat Aldina = M: ἄλλως. κώδων εἶδος ἐκπώματος ὀστρακίνου, ἢ εἶδος ποτηρίου Λακωνικοῦ καὶ στρατιωτικοῦ (Suidas richtig στρατιωτικοῦ). ἐπειδὴ περισσότερὸν ἴδιον ἐλάμβανον οἱ ναῖται, κώδωνας εἶχον. Das übrige, was die Aldina hat, ist von Musurus interpoliert.

Das wäre die spärliche Ausbeute aus den Scholien zu den Rittern. Erwähnt mag noch werden, dass die von der Aldina zu nub. V. 530 angeführte Notiz über das Alter der Redner, die Schoemann als Erfindung bezeichnete, sich wenigstens auf die Autorität des Ambrosianus stützt, der jedoch nur folgendes hat: δημοσίᾳ διὰ τὸ νέον τῆς ἡλικίας. οἱ γὰρ πρῶτον δι' ἑαυτοῦ καθεῖσι τὰ θεάματα ὁ ποιητὴς ἐλαβόμενος ἀπὸ δὲ τῶν Ἰππέων ἤρξαιτο εἰσιέναι. νόμος δὲ ἦν μὴ εἰσελθεῖν τινα εἰπεῖν μηδὲν πληρώσαντα τεσσαράκοντα ἔτη.

Fassen wir nun unser Urtheil zusammen, so erfüllen die im Ambrosianus zu den Rittern enthaltenen Scholien zwar nicht die Erwartung, die wir von ihnen hegen zu müssen glaubten, bieten aber für die Kritik des Scholientextes und für die Herstellung oder Vervollständigung mancher in anderen Handschriften durch die Nachlässigkeit der Abschreiber verstümmelter Scholien einiges Gute.

Möchte eine Vergleichung der Scholien zu den übrigen im Ambrosianus erhaltenen Stücken ein noch günstigeres Resultat ergeben! Jedenfalls sehen wir schon jetzt, dass Dindorf nicht Recht daran that, jene Handschrift gänzlich unbeachtet zu lassen.

Hamburg.

Dr. R. Schnee,

Professor am Wilhelm-Gymnasium.

¹⁾ M hat τὸ ἱερματίον, beides ist verdorben, etwa aus ἱερματίον Vortheil?

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Geschichte der griechischen Literatur bis auf Alexander des Großen von Dr. Karl Sittl. Erster Theil. München (Neck-Ackermann) 1884. 359 SS. gr. 8^o.

Binnen einer Jahresfrist sind nunmehr drei umfangreiche Werke, die größere Abschnitte aus der griechischen Literaturgeschichte behandeln, erschienen: auf Hans Flach's ersten Band der 'Geschichte der griechischen Lyrik' (Tübingen 1885) folgt der sicher von den meisten Philologen mit Spannung erwartete zweite Band von Theodor Bergk's griechischer Literaturgeschichte (Berlin, Weidmann 1883) aus des Verfassers Nachlasse herausgegeben von Gustav Hinrichs, und nun kommt das obige Buch hinzu. Es enthält die Geschichte der griechischen Literatur bis auf das Zeitalter der Ptolemäiden, oder wie der Verfasser selbst der einzelnen Perioden der griechischen Literatur behandelnden Einleitung ausdrückt, die 'epische und asiatische Periode' der griechischen Literatur.

Ausgehend von der lyrischen Volksdichtung profanen und religiösen Inhalts (S. 8—26) schildert der Verfasser die epische Dichtung vor Homer (26—45) und kommt dann auf die homerischen Epen selbst zu sprechen (45—167). Es folgt eine Beschreibung des kyklischen (167—185) und historisch-genealogischen Epos (185—193), der epischen (homerischen) Hymnen und Iliogonien (193—215) und nach Behandlung der didaktischen Poesie sowie 'kleiner hexametrischer Gedichte' (215—241) wird mit einem kurzen Rückblick auf die bisherige Entwicklung der hellenischen Dichtkunst (241—244) die Geschichte der epischen Poesie dieser Periode geschlossen. Cap. 9 behandelt die alte Elegie und jambisch-trochäische Dichtung (244—285), daran reiht sich die Geschichte der Melik (285—342), den Schluss bildet eine Darstellung der Anfänge der Prosa (342—358).

Ich glaube gleich an dieser Stelle aussprechen zu müssen, dass wir es hier mit einem Buche zu thun haben, das zwar in einer gewissen Hast entstanden zu sein hier und da nicht verleugnen kann, jedoch überall Zeugnis gibt von des Verfassers vollkommenen Eignung zu literar-historischer Forschung, sowohl was

Beherrschung des Stoffes und Schärfe des kritischen Urtheils, als Feinheit des poetischen Gefühles anbelangt. Besonders hervorzuheben und was dem Buche allgemeine Beachtung im voraus sichert, ist die gewissenhafte Berücksichtigung des gesamten neueren und wichtigeren bibliographischen Materials, das in den Anmerkungen in höchst anerkennenswerter Vollständigkeit nicht nur angegeben ist, sondern im Texte größtentheils auch in dieser oder jener Weise Berücksichtigung gefunden hat.

Wenn wir in den folgenden Zeilen etwas genauer auf den Inhalt des vorliegenden Buches im Zusammenhange eingehen, glauben wir uns auf diese Weise unserer Referentenpflicht den Lesern gegenüber zweckdienlicher zu entledigen, als wenn wir nach der allerdings jetzt stark herrschenden Mode den Gesamteindruck, den ein literarisches Product auf uns gemacht hat, vollständig ignorieren wollten und durch Mäkeln an Einzelheiten, durch Ausstellung von Mängeln untergeordneter Bedeutung — und bei der Fülle von Stoff, der in einer Literaturgeschichte verarbeitet vorliegt, fielen dies wahrlich nicht schwer — den billigen Schein von Gründlichkeit uns zu vindicieren suchten.

Sittl geht aus von der lyrischen Volksdichtung, und zwar der profanen Inhaltes: er hebt mit Recht hervor, dass fast allgemein ein ganz ungerechtfertigtes Vorurtheil gegen die hellenische Volkspoese herrsche (S. 15 Anm. 3), und nimmt die neugriechischen Volksdichtungen zu Hilfe, um aus deren Reichthum den sicherlich richtigen Schluss zu ziehen, dass auch die alten Hellenen einst reiche Schätze solcher Gedichte und Gedichtchen hatten.

Hierauf bespricht der Verf. die Anfänge der religiösen Poesie (S. 15), wie sie aus der Verehrung der einzelnen Götter entstand. Am frühesten trat das Lied zu Ehren des Apollo auf in den beiden Hauptformen des Paean und Nomos. Der Paean 'drückt immer eine freudige hoffnungsvolle Stimmung aus': eine Definition, die wohl nicht eigentlich das Wesen des Paean wiedergibt. Der Paean ist vielmehr nichts als ein Lob- und Preislied zu Ehren des Apollo; ein solches konnte bei einem freudigen (Hom. X 391), wie bei einem betäubenden Ereignisse (Hom. A 473), hier zur Versöhnung der zürnenden Gottheit, dort zur Danksagung, dargebracht werden. Als die mythischen Vertreter der alten Nomenpoese gelten Chrysothemis, Philammon und der in etwas hellerer Umgebung auftretende Olen. Nächst Apollo waren es Artemis (Ὀυτιγγοί), Demeter (Μουσαῖος, Εὐμολπος, Πάμφος — nur dieser letztere ist über den Verdacht, eine bloße Personification zu sein, erhaben —, Ἰοῦνοι), Dionysos (διτίτραυβοι, φαλλοφορικά, ἐπιλήνια etc.), deren Cult für die Literatur von Bedeutung war. Orpheus ist dem Verf. kein in mythisches Heildunkel gehüllter Thraker, sondern (mit Al. Riese) ein indogermanischer Sängerheros, also eine bloße Personification der Macht des Gesanges, ebenso Thamyras, die

Personification der Gesangkunst der barbarischen (nichtgriechischen) mit den Griechen in feindlichem Wettstreite betheiligten Völker.

So sucht der Verf. durchzuführen, dass die älteste griechische Poesie aus rein nationalen Elementen erwuchs, der Einfluss des Orients gesteht er in der Hauptsache nur für die Klagelieder (Adonis- und Linoslied, Bormos, Hylas, Lityerses, Hekpalyke) zu.

Von der Volkslyrik auf die epische Dichtung übergehend (S. 26) nimmt der Verf. als Übergangsstufen zwischen Lyrik und Epos das Sprichwort, die Fabel, das Märchen und endlich die epische Erzählung an. Die epischen Volkslieder denkt er sich in einem Doppelverse von vorherrschend jambischem oder auch trochäischem Gange gedichtet, diese Langzeile sei dann in den Hexameter übergegangen; über die Entstehung und Urform des epischen Verses beziehungsweise Mittelstufe zwischen ihm und jenem Langverse äußert sich jedoch der Verf. nicht näher. Von dem epischen Einzelliede wird scharf das eigentliche Epos geschieden mit einheitlicher Handlung, das eben nicht aus lose agglutirte geketteten Liederreihen (agglutinierendes Epos, wie Stenhal es nannte) besteht, sondern von einem Dichter durchdacht, einheitlich concipiert ist. Schon hier deutet der Verf. seinen Standpunkt in der Homerischen Frage an (S. 32 f.): 'Ein solches Epos entsteht ebensowenig auf organischem oder mechanischem Weg aus Liederreihen, als die Götterdeale aus den Typen, sondern erst das Wunder des Genies stellt einen scheinbaren Zusammenhang her. Dieser Schritt machte, wenn wir recht sehen, zuerst der Dichter der Ilias, dem wohl der Name Homer zukommt, indem er durchschaute, dass der Ruhm Achills positiv in der Erlangung des trojanischen Vorkämpfers, negativ in der furchtbaren Niederlage der Achäer, als er sie verlassen hat, gipfelt; gleichzeitig konnte es Homer nicht entgehen, dass mit Hektors Tod, und wenn Achill später selbst fiel, der trojanische Krieg eine entscheidende Wendung nahm' und (S. 33): 'Ein ebenbürtiger jüngerer Dichter fühlte hier das Geheimnis der epischen Composition erschlossen. Nachdem er aus den Sagen von der Heimkehr der achäischen Helden die Odysseusmythen ausgewählt, begann er nicht mit der Abfahrt von Troja; er hebt vielmehr mit dem Augenblicke an, wo ihm die Heimkehr durch den offenkundigen Willen des Zeus unabänderlich sicher steht, schreitet aber zu vielleicht höherer Kunst als Homer vor, weil er es verschmähte, die frühere Erlebnisse seines Helden bloß andeutungsweise oder episodisch zu behandeln'.

Bevor jedoch der Verf. die homerischen Gedichte behandelt, nimmt er Anlass, einiges über die Entstehung und den Ausfall der epischen Sagen anzudeuten. Dass im griechischen Epos wirkliche historische Vorgänge (die achäische Periode) sich wider-

spiegeln, wird gegen Niese (die Entwicklung der homerischen Poesie, Berlin 1882) festgehalten. Diese historische Sage sei jedoch untersetzt mit asiatischen ins Bereich der Mythologie gehörigen Erzählungen (Kampf des Lichtes mit der Finsternis, der Wolken mit Sonne und Mond, erscheinend als Kampf eines Heldengottes mit einem Ungethüm), die ihrerseits mit der eigentlichen Geschichte sich wieder so vermischten, dass sie nunmehr als pseudo-historische Sagen (Entführung und Wiedererkämpfung der Helena) vorliegen. 'Ohne historische Stütze würde der Mythos zum bloßen Märchen herabsinken. ... Die Griechen dachten, wenn sie hörten, dass der Götterheld dem Räuber über das Meer nacheilte, am ersten an die großartigen Auswanderscharen, die das ägäische Meer durchzogen, um sich an der asiatischen Küste eine neue Heimat zu suchen' (S. 36). Der Verf. befindet sich hier im bewussten Widerspruch mit Müllenhoff (Deutsche Alterthumskunde I S. 8 ff.), der bekanntlich zuerst die Entstehung des epischen Sagenwebes eingehender auseinandergesetzt hat. Als historisches Element will Müllenhoff nichts, als den Schutthaufen Ilios gelten lassen, dessen Geschichte die Sage nunmehr in freier Erfindung schuf: die Troer hatten eine der lakonischen ähnliche Lichtgöttin Helena, woraus bei den Griechen der Glaube entstand, Paris habe die Helena aus Sparta entführt. Diesen Glauben brachten die Griechen bei der aeolischen Wanderung aus ihrer Heimat mit und als sie die Ruinen von Troja sahen, combinirten sie ihn mit dem sich ihnen darbietenden Anblicke der Trümmer Trojas, indem sie in ihrer Einbildung sich ausspannen, dass die Achaeer die Stadt zerstört, um die geraubte Göttin wieder heimzuführen. Damit entfällt das historische Factum, dass die Achaeer einmal vor der aeolischen Wanderung Troja zerstört. Entgegen dem, dass die Aeolier die Sage von Troja geschaffen und ausgebildet haben sollen, von denen sie in ihrem Umrisse bereits fertig an die Jonier übergegangen, vindicirt Sittl den Joniern den Ruhm den troischen Sagenkreis ausgebildet zu haben. Diese haben den Mythos von Helenas Raub um locale (historische) Sagen, so die im Peloponnes wohnenden um die Sage von der Macht und dem Reichtum der Atriden, der Tapferkeit des Diomedes, ihre Stammesgenossen, die Minyer, um die Erzählungen von dem Heldenmuth des Achilles, gruppiert (S. 38). Hierin liegt der wesentliche Unterschied zwischen Sittls und Müllenhoffs Auffassung. So viel ich in dieser schwierigen und endgiltig gar nie zu lösenden Frage sehe, scheint mir Sittl im Unrechte zu sein, wenn er die Gestaltung und Ausbildung der trojanischen Sage den Joniern zuschreibt. Dass die Jonier mit dem trojanischen Kriege mehr zu thun hatten als die Aeolier, ist eine Behauptung Sittls, für die er den Beweis nicht beibringt. 'Dass der trojanische Krieg gleichsam eine prähistorische Fatamorgana der aeolischen Wanderung sei', nennt der Verf. selbst eine Hypothese, der jeder Halt fehlt. Dies stimmt schlecht mit dem, was Sittl selbst unmittelbar vorher von

der historischen Stütze des Helenamythos, d. i. von den großartigen griechischen Auswanderscharen, die an die asiatische Küste tzen, auseinandersetzte. Doch abgesehen davon, ist es denn auch richtig, dass die Jonier so zahlreiche Bande an den troischen Sagenkreis knüpfen? Sind denn eigentlich die Sagen von den Atreiden, von den Achaeern, specifisch jonische? Jene waren ja doch die einstigen Zwingherren der Jonier, warum sollte da gerade der Ruhm derselben von den Joniern gesungen sein? Außerdem ist zu bedenken, dass der Mythos vom Raube der Helena der Anfang der Sage, sowie Helenas Wiedergewinnung das Ziel ist. Der directe Zusammenhang dieses Mythos mit den Joniern möchte also schwer zu finden sein, wie sich hingegen die Aeolier für den Mythos interessieren konnten, hat Müllenhoff mit großer Wahrscheinlichkeit erklärt. Fick hat ferner in seiner jüngst erschienenen Schrift (die homerische Odyssee, Göttingen 1883) mit Recht nachdrücklichst darauf hingewiesen, welche präponderierende Rolle Zeus in den troischen Sagen spielt. Wissen wir von jonischen Zausculten so viel? Wir wollen nicht leugnen, dass manche Züge in der Sage von den Joniern stammen, den Kern derselben haben sie aber von den Aeoliern übernommen.

Indes für den literar-historischen Entwicklungsgang der homerischen Epen hat jene schwierige Frage über die Entstehung der ihnen zugrunde liegenden Sagen keinen directen Einfluss. Der Verf. benutzt sein gewonnenes Resultat, um auf Grund desselben den bisher gewöhnlich als Aeolismen bezeichneten Formeln, beziehungsweise den sich dadurch bekundenden Spuren von aeolischen Liedern den Krieg zu erklären. Das Capitel schließt mit den Worten (S. 44): 'Jedenfalls liegt vor dem homerischen Epos eine lange Entwicklungszeit; denn die Technik ist dort vollkommen ausgebildet und kaum eine Spur von Archaismus haftet der Sprache und dem Versbau an. In den homerischen Gedichten findet sich, höchstens die Composition ausgenommen, nirgends mehr ein unsicheres Tasten; alle Striche sind von der sicheren Hand eines Meisters gezogen.'

Um Missverständnissen vorzubeugen, hätte der Verf. vielleicht besser gethan, wenn er das zweite 'epische Dichtung vor Homer' überschriebene Capitel nicht gesondert behandelt hätte. Sittl bemerkt selbst, dass lyrische und epische Volksdichtung doch eigentlich nebeneinander hergehen (S. 29 A. 7): sie wären deshalb auch am besten zusammen behandelt worden. Andererseits leugnet der Verf. das Vorhandensein von alten Einzelliedern in den homerischen Gedichten, weshalb die ganze Partie von der homerischen Gedichten als wahren Epen, von der Entstehung der trojanischen Sagen und deren Ausbildung durch die Jonier von Standpunkte des Verf. in das Capitel 'Homer' gehört. Als Fortgang von der Volkspoesie zu Homer hätte der Satz des rechte Empiricus genügt: 'am ältesten ist die homerische Poesie; oder

ist keine ältere Dichtung auf uns gekommen' mit dem Zusatze Ciceros Worten (Brut. 71) 'nec (tamen) dubitari debet quin prius ante Homerum poetarum'.

Das 3. Capitel behandelt die homerischen Epen. Der Verf. wirft zunächst ein Bild der Epen selbst. Die Berührungspunkte der Volksdichtung sind die stehenden Beiwörter, Formeln, die Typik der Zahlen; besondere Vorzüge des homerischen Epos seien die sinnliche Anschaulichkeit und Mittelbarkeit, wunderbare Charakteristik der Personen etc. Über die Eigenthümlichkeiten des Epos, die von den neueren Kritikern verkannt werden, werden folgende Sätze aufgestellt (S. 52): 'wenn die prosaische Wahrheit mit einem poetischen Zwecke in Conflict geräth, siegt regelmäßig letzterer' und: 'Der Dichter führt ein Motiv ein, um bestimmte Absichten zu erreichen, z. B. wenn er die Handlung retardieren will; ist nun der Zweck erfüllt, so lässt er das Motiv einfach fallen'. Von S. 54 wird über die äußeren Verhältnisse Homers d. h. seine Heimat und Zeit gehandelt: der Verf. entscheidet sich für Chios, die Zeit Homers glaubt er nur aus den Gedichten bestimmen zu können. 'Gebusch' Forschungen, der in den verschiedenen chronologischen Angaben über Homer nichts anderes, als eine Geschichte der homerischen Dichtung zu den verschiedenen Zeiten und an den verschiedenen Orten erkannte, perhorresciert Sittl im selben Maße wie Bergk, und fast möchte ich glauben, mit Recht, insofern das faule Verdammungsurtheil, das Bergk ausgesprochen, nunmehr unbegründet wurde durch E. Rohde im Rhein. Mus. 1881 S. 380 ff. In den Gedichten selbst glaubt der Verf. zu folgendem Resultate über die Zeit Homers zu kommen (S. 60): Als die Ilias entstand, stand die Königsherrschaft noch nicht untergraben durch Parteikämpfe; die Vielherrschaft hatten die Griechen schon erprobt, 'Der Dichter der Ilias hat selbst die Schrecken des Krieges mitgemacht und selbst gekämpft, weil er die Wunden so trefflich schildern versteht. Es ist beiläufig die Zeit, die zwischen der Consolidierung der jonischen Colonien und dem allmählichen Untergange des Königthumes, zwischen 900 und 700, liegt.

Nunmehr wird die homerische Frage erörtert (S. 62). Der Verfasser bespricht zunächst im Anschlusse an die Erwähnung der Wolfischen Prolegomena den Gebrauch der Schrift bei Homer: Zeugnet ihn mit Recht gegen Bergk und Volkmann; dabei hätte die umständliche und gründliche Widerlegung der Bergkschen Combination durch Hartel in dieser Zeitschrift von den Jahren 1873 S. 360 ff. und 1874 S. 822 ff. hingewiesen werden können. Bezüglich der zweiten These Wolfs, die Thätigkeit des Peisistratos anwendend, gibt der Verf. nur zu, dass jener es war, der an den Athenern den Vortrag der ganzen Ilias und Odyssee (ἐξ ὅλης und ἐξ ἀπολήψεως) einführte. Nachdem er somit die älteren Zeugnisse, die bei der Besprechung der homerischen

Frage in Betracht kommen, kurz berührt hat, geht er daran, die Composition der Epen selbst zu beleuchten. S. 69 ff. wird die Ilias behandelt. Die Vertreter der Literatur über diesen Gegenstand theilt er in drei Gruppen: den Unitariern wird das Lob poetischen Verständnisses gespendet. Bedeuten schlecht können die Anhänger der Liedertheorie weg: nach des Verf. Ansicht sprechen alle inneren Gründe und äußeren Zeugnisse gegen sie. Es kann nicht meine Aufgabe sein, die von Sittl gegen die Richtigkeit der Liedertheorie geltend gemachten Beweise zu prüfen; dass sich aber darunter mancher bedenkliche Satz befindet, war folgende Probe zeigen (S. 73): 'wäre es nicht wunderbar, wenn die Dichter von Einzelliedern gerade ein so schmal begrenztes Stück des troischen Krieges ausgesucht und die Geschichte der vorhergehenden neun Jahre als beinahe leeres Blatt liegen gelassen hätten: denn mit der Ilias steht der Hörer erst am Anfange des ernstesten Krieges'. Darin kann man doch nichts auffälliges finden, wenn man bedenkt, dass die Dichter nicht Phantasiegebilde, sondern eine vorliegende Sage in ihren Liedern besangen; es ist demnach nicht das Genie Homers, das den eigentlichen Kampf vor ihm erst im zehnten Jahre der Belagerung entbrennen lässt, sondern ein Zug der schon vor Homer fertigen Sage.

Lachmanns Forschungen wird jedoch das Verdienst zugesprochen, die Unhaltbarkeit der Ansicht der Unitarier nachgewiesen zu haben. Andererseits aber sei als feststehend zu betrachten, dass die Forschung an der ursprünglichen Einheit der Ilias festzuhalten hat und es sich darum handelt, den ursprünglichen Kern zu ermitteln und die verschiedenen Schichten zu sondern. Der Verf. nennt dies die Kern- oder Kristallisationstheorie. Im Principe aus dem Epos eine Ur-Ilias herauszuschälen, stimmt also der Verf. mit Bergk, Naber und Nörr überein. An Bergk und Naber wird getadelt, dass ihnen eine sichere, Vertrauen erweckende Methode fehle. Nieses Untersuchungen nennt er zwar planmäßig, aber zu wenig vorurtheilsg.

Von S. 76 an trägt der Verf. seine eigene Ansicht vor und gibt zuerst die Methode der Ausscheidung unechter Nachdichtungen an. Nachdichtungen des geringsten Umfanges sind die interpolierten Verse. Ihre Masse zerfällt in solche, die neues Urtheil (politische und redactionelle Interpolationen) und solche, die vorhandenes erweitern (Sentenzen, Ausspinnung kurzer Andeutungen, glossierende Verse — Doppelrecensionen). Große Interpolationen sind die Eindichtungen. Ihre Erkenntnis ist viel schwieriger, denn die Verschiedenheit des Tones, der Erzählungsweise oder des poetischen Gehaltes hänge stets von der subjectiven Anschauung des einzelnen ab, auch Abweichungen der Sprache und des Versbaues böten kein sicheres Kennzeichen, ebenso die Widersprüche. Anders liegt dagegen die Sache, wenn sich in den Grundanschauungen der Dichtung oder

in den thatsächlichen Verhältnissen, die der Dichter wie sie sind lassen muss, Differenzen ergeben' (S. 81). Von diesem Gedanken gehen bekanntlich die gediegenen Untersuchungen Christa über die sachlichen Widersprüche der Ilias (Sitzungsberichte der bayr. Akademie 1881) aus, deren Resultate der Verf. (bezüglich des Schiffslagers, der Anordnung der Schiffe, der Vergrößerung des griechischen Heeres und der troischen Bundesgenossen, Vermehrung der Zahl der Götter, und der Topographie in der Ilias) billigend vorführt. Im Folgenden wird nun der Versuch gemacht, aus unserer Ilias den Kern der alten Ilias aufzudecken. Das Facit dieser Untersuchung ist folgendes (S. 100): 'das alte Epos setzte sich aus dem Kern von *A-E*, *A* und *O-Ψ* zusammen und umfasste in runder Summe viertausend Verse, die leicht ungefähr in dem gleichem Zeitraume wie eine tragische Tetralogie vorgetragen und demnach als Einheit empfunden werden konnten'.

Hieran schließt sich die Besprechung der Odyssee, die dem Verf. mindestens durch ein Jahrhundert von der Ilias getrennt scheint (S. 104). Mit Kirchhoff findet sich Sittl kurz ab, seine Hypothesen nennt er ein kühnes, auf recht schwachen Füßen ruhendes Gebäude. Dass die 3 Seiten, die Sittl der Widerlegung von Kirchhoffs Theorien widmet, mich nicht überzeugt haben, muss ich eingestehen.

Wenn man jene Stellen, aus denen Kirchhoff seine Schlüsse über die Composition der Odyssee gezogen hat, einfach als Interpolationen erklärt, so ist dies zwar das einfachste Mittel, um die größten Schwierigkeiten zu beheben, und von Düntzer schon weidlich ausgenutzt worden (Kirchhoff, Köchly und die Odyssee, Köln 1872), aber eine Widerlegung der gegnerischen Ansicht ist es nicht. Übrigens hat der Verf. Unrecht, wenn er zur Begründung seines Verdichtes über Kirchhoff Abhandlungen citiert, die wohl Modificationen der Kirchhoffschen Hypothesen im einzelnen enthalten, im Principe jedoch auf Seite Kirchhoffs stehen. Hieher gehören die Aufsätze Hartels (in den Jahrgängen 1864 und 1865 dieser Zeitschrift), sowie Heimreichs 'die Telemachie und der jüngere Nostos' (Flensburg 1871). Man sehe nur das Kammersche Buch an, wo diese beiden als Kirchhoffianer hinlänglich gebrandmarkt werden.

Sittls eigene Ansicht über die alte Odyssee ist beiläufig folgende: die größte Eindichtung ist die Telemachie, die jedoch 'nicht von Anfang der Odyssee eingegliedert war, sondern eine halb selbstständige Stellung — ich möchte sagen, wie der Trabant eines Sternes — einnahm'. Interpoliert ist weiters der Anfang von η , auch θ ist stark verderbt. Den 'jüngeren Nostos' Kirchhoffs verwirft Sittl als solchen und nachdem er noch in seiner Schrift 'die Wiederholungen in der Odyssee' (München 1882) den jüngeren Nostos als etwas später verfasst zugab, so behauptet er jetzt, ι , κ und μ seien von dem alten Dichter der Odyssee in einem

Zusammenhänge gedichtet; ebenso gilt ihm die Nekyia als alt und ursprünglich. Den zweiten Theil (natürlich mit Ausschluß der letzten Gesänge) hält er ebenso von demselben Verfasser geschrieben, er sei aber jetzt durchsetzt mit Ein- und Nachdichtungen. So kommt Sittl zu dem Schlussresultate (S. 117): 'Durch diese Nachdichtungen erreichte die Odyssee zuletzt mindestens den doppelten Umfang ihres ursprünglichen Bestandes; sie dürfte nämlich anfangs gegen sechstausend Verse enthalten haben. Die Composition erlitt durch jene nur geringen Schaden, wenn auch der zweite Theil infolge der zahlreichen Episoden und Episödden den Eindruck des Zufahrenen macht.'

Wir können uns hier nicht in eine Kritik des Verfahrens, das der Verf. bei Lösung der homerischen Frage einschlägt, einlassen. Worin der wundeste Punkt in seiner Beweisführung liegt, möchte ich mit Sittls eigenen Worten bezeichnen (S. 117): 'In der homerischen Frage wird es nie gelingen, eine allgemeine oder auch nur die meisten befriedigende Lösung zu finden, eben weil der Geschmack, der qualitativ und quantitativ sehr verschiedenes vertheilt ist, zu viel mitspricht. Aber eine Wendung zum Besseren wird kommen, wenn jeder den Gegner zu verstehen und zu schützen sich bemüht und richtige Gesichtspunkte, die ja bei keinem fehlen, von ihm annimmt'. Leider hat Sittl die Gedanken, die er hier ausspricht, selbst nicht beherzigt. Auch Bergk und Niese nehmen eine Trilias an, auch die *πρώτη Ἰλιάς* Nabers bestand aus circa 4000 Versen, wie die Sittls, und dennoch wie weit gehen ihre Urtheile über Zu- und Eindichtungen auseinander! Naber spricht von deutlichen Indicien, die es ermöglichen, ältere und jüngere Bestandtheile zu scheiden: Sittl hat sie sogar dem Leser nicht vorenthalten, wie wir oben sahen — während er sich jedoch anfangs, auf Chrus Untersuchungen basierend, durch wirklich sachliche Gründe in der Beurtheilung dieses oder jenes Stückes der Dichtung leiten lässt, wird er allmählich im Laufe der Darstellung immer willkürlicher, und rein subjectives Urtheil gewinnt die Oberhand. Sowie man S. 114 liest: 'Der Kunstgeschmack unserer Zeit urtheilt hier wohl zu streng', so kann man an mehr als einer Stelle die Wahrnehmung machen, dass jener als letzte Instanz überall angerufen wird. Übrigens können wir dagegen dem Verf. das Lob nicht versagen, dass er sich der von ihm vertretenen Sache mit großem Eifer annimmt, der jedoch mit kluger Mäßigung gepaart ist. Daher kommt es, dass er einerseits von den allzugroßen Willkürlichkeiten Bergks und auch Nabers sich fernhält, und andererseits den allzugroßen Radicalismus des Nieteschen Parthei meidet. Wenn er aber eine Wendung zum Besseren in der homerischen Frage von dem erhofft, dass jeder den Gegner zu verstehen sich bemüht, so gebe ich mich nicht derselben Hoffnungsfreudigkeit hin, denn sobald man sich nicht über die Basis der Untersuchung, ob einheitlich concepiert oder nicht, einigen kann, so ist eine gemeinschaftliche Discussion nicht möglich.

Vermisst haben wir bei Sittl Andeutungen darüber, wann das alte Epos nach dem successiven Hinzutreten, oder sagen wir, nach der Eindichtung der jüngeren Bestandtheile zu jenem Umfange herangewachsen war, in dem es uns jetzt vorliegt. Naber lässt bekanntlich alles schon im 8. Jahrhundert — Ilias wie Odyssee — zu einem Ganzen vereinigt sein u. zw. in derselben Gestalt, wie heute.

Im Folgenden wird die Geschichte der Fortpflanzung der homerischen Gedichte im Alterthum gegeben: durch mündliche Tradition der Rhapsoden (S. 117—123) und durch Handschriften. Der Text der Ilias und Odyssee geht auf ein attisches Exemplar (des Peisistratos) zurück, das wahrscheinlich in den Perserkriegen verbrannte. Zur Zeit der Umsetzung der altattischen Homerhandschriften in das jonische Alphabet veranstaltete Antimachos von Kolophon seine *διόρθωσις*. 'Die Städtehandschriften, welche die Alexandriner nach ihrer Heimat bezeichneten, weil sie die Urheber der Recensionen nicht kannten, waren wahrscheinlich, wenn auch nicht officiële, so doch officiöse Exemplare'. Die berüchtigte *Ἰλιάς ἐπ' Ἑλικῶνος* (sic) will Sittl nicht zu einer Ausgabe *Ἀπελλικῶνος* machen, wegen der Erwähnung durch Krates, und meint vielmehr, dass ihr Name von dem Prooemium, das die helikonischen Musen feierte, stamme. Er sucht also die vielverspottete Ansicht Osanns zu neuen Ehren zu bringen. Ein Irrthum Sittls ist es, wenn er behauptet, dass in dem Aufsätze in Jahns Jahrb. LXVI 4 diese Ausgabe als zur aristotelischen Bibliothek gehörig bezeichnet wird. Vielmehr meint der Verfasser dieses Aufsatzes, Waldemar Ribbeck, man habe sich unter dieser Ausgabe das Exemplar, das am Helikon sich befand, zu denken. Die Ausgabe war jedenfalls von höchst untergeordneter Bedeutung, warum sie aber nach dem die helikonischen Musen feiernden Prooemium genannt sei, ist nicht abzusehen. Was steht indes entgegen, dass Krates die Ausgabe des Apellikon citierte? Man wird am besten thun, sie mit dem Homer des Euripides und Alexanders zusammenzustellen und im übrigen sich der *ars nesciendi* zu befeihen.

In äußerst knapper Darstellung werden nun die Leistungen der alexandrinischen Homerkritiker behandelt (S. 126—130), ferner die Handschriften und Drucke (— S. 133), dabei wird besonders Nauck hart mitgenommen. Wir halten es zwar auch für die Aufgabe der modernen Homerkritik, den aristarchischen Text herzustellen zu suchen, um dadurch uns mittelbar an das athenische Exemplar des Peisistratos anzunähern, jedoch sind Naucks Leistungen auch in Bezug auf Homer so bedeutend, dass er in der Geschichte des Homertextes als der Ersten einer stets genannt zu werden verdient.

Die Geschichte der Homerexegese in alter und neuer Zeit nimmt den nächsten Abschnitt ein (S. 133—149), hierauf folgt

eine Auseinandersetzung der Bedeutung Homers für die Literatur und Kunst des Alterthums und der Neuzeit (S. 149—166).

Capitel 4 behandelt das nachhomerische Heldenepos, das kyklische Epos, das 5. Capitel die historisch-genealogischen Epen. Hier bietet sich dem Verfasser wenig Gelegenheit, neue Ansichten vorzutragen; als bemerkenswert hebe ich hervor, dass er den pseudo-hesiodischen *Katálogos gynaiκῶν* in jüngerer Zeit sich entstanden denkt, als die *Hoia*.

Der nächste Abschnitt, der über die epischen Hymnen und Theogonien handelt, beschäftigt sich zunächst mit den homerischen Hymnen. Der erste Hymnus auf den delischen Apollo gilt Sittl als sehr alt, bedeutend älter, als die Dichtungen Alkmans (gegen Flach). Den dritten Hymnus an Hermes hält der Verf. für sehr jung und denkt sich ihn in Athen entstanden. Ich zweifle sehr, ob damit das Richtige getroffen ist. Sittl hat als Grund dafür nur den humoristischen Ton des Hymnus anzuführen. Demnach scheint er das Gedicht gar nicht als Hymnus gelten lassen zu wollen, vgl. S. 197: 'ein merkwürdiges Product, das von allen anderen Hymnen völlig abweicht und zweifellos nicht unserer Periode angehört'. Baumeister meint betreffs des Vaterlandes des Hymnus, dass er im eigentlichen Griechenland, nicht in Kleinasien oder den Inseln entstanden sei: das ist jedenfalls eine nicht anzufechtende Bemerkung, doch glaube ich, dass eine genauere Bestimmung möglich ist. Soviel mir bekannt ist, liest man hier und da die hingeworfene Bemerkung, dass der Hymnus aus dem Peloponnes stamme, und das ist, wie ich meine, viel begründeter, als an Athen zu denken. Züge im Mythos, die sich an bestimmte Localitäten im Peloponnes knüpfen und die gerade in unserem Hymnus besonders hervorgehoben werden, machen dies höchst wahrscheinlich: so die Erwähnung der Stalaktitengrotte in der Nähe des messenischen Pylos (V. 125), vgl. Odf. Müller in Gerhards Hyperboreisch-römischen Studien S. 310 ff.; den Vers 99 f. *Σελίνη | Πάλλαντος θυγάτηρ Μεγαμυθεΐδαν ἀνακτος* hat man eliminiert, und doch ist gerade er aus dem Gedichte nicht zu entfernen, eher zu transponieren. Selene wird sonst nirgends Tochter der Pallas genannt, und doch können wir darin nichts Auffälliges finden, wenn wir bedenken, dass wir einen peloponnesischen Dichter anzunehmen haben und Pallas sicher im Zusammenhange mit der Stadt in Hermes' Geburtslande Arkadien, Palantium, so genannt wird.

Der vierte Hymnus auf Aphrodite ist der schlechteste und farbloseste; die Zeit desselben zu bestimmen, ist deshalb unmöglich. Der fünfte Hymnus an Demeter ist attischen Ursprungs; über die Zeit vgl. S. 199: 'jedenfalls liegt der Hymnus vor dem Auftauchen des orphischen Unfuges, aber nicht lange zuvor, weil Attika erst mit Solon in der Literatur eintritt'.

Über die heikle Frage betreffs der hesiodischen Theogonie kann ich mich nur referierend verhalten. Schömanns Ansicht, wonach die Theogonie aus einer Anzahl kleiner Stücke bestünde, die zur Zeit des Peisistratos durch das Band eines dünnen Götterkataloges zu einem Gedichte vereinigt wurden, verwirft der Verfasser. Dagegen ist ihm H. Flach, der allerdings nur die allzu offen daliegenden Interpolationen ausschied, zu conservativ. Sittl ist zwar auch für einen ursprünglichen Kern, nimmt aber Zusätze in größerer Zahl und Umfange an. Er scheidet VV. 1—115, 217—222, 265—336, 383—403, 411—452, die Partie zwischen 501 ff und 617, 746—880, 930 bis Schluss aus. Das Übrigbleibende nennt er 'zwar kein vortreffliches Gedicht, aber doch eine ganz passende Darstellung der Götterwelt'. Das Gedicht besteht aus epischen Erzählungen und gedrängten Genealogien: in diesen d. h. in ihren alten Partien lasse sich die Form von dreizeiligen Strophen überall ohne Mühe erkennen, jene scheinen symmetrisch in Absätze von je neun oder achtzehn Versen gegliedert. Durch diese vom ursprünglichen Dichter beobachtete Symmetrie und strophische Gliederung erkläre sich die Reihe von eigentlich überflüssigen Versen, die die Herausgeber mit Unrecht strichen. Der Kern des Gedichtes ist böotisch oder norddorisch; an der Erweiterung desselben theiligten sich lokrische, phokische und böotische Dichter.

Im siebenten Capitel werden nach einer Biographie Hesiods dessen Erga behandelt: als dauernde Errungenschaft der sich mit den Erga beschäftigenden Kritik betrachtet Sittl die Bemühungen Twissens, die verschiedenen Theile des Gedichtes zu sondern, und Lehrs' Beobachtung, dass die in demselben enthaltenen Gnomen nach Stichwörtern geordnet sind, vgl. V. 11—41, 203—382, 695—764. Der Hymnus an Zeus (V. 1—10) galt schon im Alterthume als unecht; größere Abschnitte bilden der Pandoramythus V. 42—104 und der Mythus von den vier Weltaltern V. 109—201, die eigentlichen *ἔργα* beginnen erst V. 383. 'Der größte Theil von V. 383—828 scheint, wenn auch nicht von Anfang, so doch frühzeitig ein zusammenhängendes Gedicht gebildet zu haben, da Heraklit den Kalender bereits als hesiodisch kennt'. Die biographischen Notizen (V. 618—694) bestehen aus zwei Theilen: V. 663—694 machen ein abgesondertes kleines Gedicht aus und dürfen dem Hesiod nicht abgesprochen werden. Da das Gedichtchen in den Rahmen der Erga nicht passt, ist anzunehmen, dass es selbständig existierte und jetzt an Umfang verloren hat. Es wurde durch diese Verse V. 641—662 mit den Erga verbunden. Die Erwähnung des jonischen Monats Lenaeon gibt Aufschluss über die Nationalität des Verfassers von V. 504—534. Die gnomischen Verse sind Bruchstücke von 'hexametrischen Elegien oder Jamben', die Hesiod an seinen Bruder richtete und theils polemische, theils ethische

Tendenz, wie die des Theognis, hatten. Es ging ihnen auch insofern so wie den theognideischen Gedichten, dass ihre ursprüngliche Gestalt zertrümmert, und einzelne Trümmer zu einem Dossienzenhandbuche vereinigt wurden. —

Im Anschlusse an Hesiod werden die *ἔργα μεγάλα* besprochen, ein Gedicht, das den Landbau abgesondert und eingehender als Hesiod behandelte und daher den Beinamen hatte. Auch daraus ergibt sich, dass das Verhältnis der *Ῥοῖαι μεγάλα* zu dem *Κατάλογος γυναικῶν* von Sittl richtig aufgefasst wird.

Zusammenhängend mit der didaktischen Poesie bespricht der Verfasser 'kleinere hexametrische Gedichte': den sehr losen Zusammenhang bildet freilich nur das Versmaß, der Hexameter. Es sind die pseudohomerischen Kerkopen — der homerische Hymnus auf Hermes hätte hier nicht unpassend seinen Platz gefunden; wenigstens standen ihm Gedichte, wie die Kerkopen, sicherlich näher, als die Hymnen — der Margites, die Eiresione; hiezu kommen die Orakelsprüche und Grabinschriften.

Nachdem nunmehr die Geschichte der alten hexametrischen Poesie besprochen ist, wendet sich der Verfasser zur Elegie und jambisch-trochäischen Dichtung. Unter *ἐλεγος* versteht Sittl nichts, als das zur Flöte gesungene Lied oder die Flötenmelodie: nach der bekannten Ableitung des Wortes aus dem armenischen *elēgn* 'Rohr' (*αὐλός*), die zuerst Lagarde vorbrachte. Demnach ist die Elegie jedes zur Flöte gesungene Lied des Versmaß, das Distichon, entstand in Verbindung mit der Flötenmusik): als solches steht sie zwischen dem Epos einerseits und der chorischem, sowie subjectiven Lyrik andererseits. Bei den ethisch-didaktischen Gedichten wurde der Gesang und die musikalische Begleitung allmählich aufgegeben. Dass man unter Elegien Klagelieder verstand, leitet Sittl von der alexandrinischen Zeit her, in der der klagende Ton in der Elegie herrschend wurde. Mit Recht hat er also von Flach weder die Deutung der Elegie als 'des zur Flöte gesungenen Trauerliedes' noch die Interpretation des Satzes von Herakleides *ἐν ἀρχῇ γὰρ ἐλέγεια μενολοποιήμενα οἱ αὐλοδοὶ ᾄδον* als 'auf der Flöte vorgetragener und componierter Elegoi' angenommen. Über Tyrtaios' Vaterland bringen die drei neuesten Forscher, Sittl, Bergk und Flach drei verschiedene Ansichten vor. Bergk vertheidigt die gewöhnliche Tradition, indem er Athen als des Dichters Heimat erklärt. Ihr Hauptgewährsmann ist Plato Legg. I 629 A: *Ἵππικον τὸν φίλον μὲν Ἀθηναῖον, τῶν δὲ Ἀλακιδαιμονίων δὲ πατρὶς γένόμενον*. Flach meint (S. 181): 'Wäre uns in keiner Quelle überliefert, woher Tyrtaios stamme, so müsste doch die Entscheidung fallen — aus dem asiatischen Jemen'. Die zweifelsrichtige Quelle ist ihm Hesychius (Surdas), der von Tyrtaios *Λύκιον ἢ Μελίσιος* sagt. Außerdem wird noch zugegeben,

dass es denkbar sei, dass der Dichter entweder von Athen nach Jonien, oder von Jonien nach Athen eingewandert sei. Sittl endlich bezeichnet Lakonien, u. zw. den lakonischen Ort Aphidna als die Heimat des Tyrtaios. Er beruft sich wie Thiersch auf Herodot (IX 35), der berichtet, dass die Spartaner den Tisamenos und Hegias allein mit ihrem Bürgerrechte beschenkt hätten; nachdem aber Tyrtaios in seinen Gedichten als Spartaner auftrat, darin sich spartanisches Selbstbewusstsein zeigte, so ergebe sich daraus der Schluss, dass der Dichter von Geburt aus Lakomer war. So viel scheint mir festzustehen, dass Athen keinen Anspruch auf Tyrtaios hat: jene bekannte Fabel ist eine zu durchsichtige Parteierfindung, und man weiß doch aus Alkibiades' Biographie, dass das Flötenspiel (und mit ihm die Elexie) bei den Athenern niemals mit eminenter Vorliebe gepflegt worden zu sein scheint. Flachs Behauptung, die übrigen schon von Welker (epischer Cyclos I 317 f.) vorgetragen wurde, hat zwar manches für sich: es ist richtig, dass im jonischen Asien die Elegie zu jener Zeit vor allem blühte, es ist richtig, dass die Verhältnisse in Sparta zur Zeit des Tyrtaios ähnliche waren, wie damals, als man Terpander und Alkman aus Asien berief, um den aufgeregten Staat durch ihre Musik zur Ruhe zu bringen. Auf diese Gründe hätte Sittl eingehen sollen: er hätte dies aber in Kürze abthun können. Wenn man bedenkt, dass seit Terpander das Musikleben in Sparta sicher sehr rege war, nachdem schon durch die lykurgische Gesetzgebung die Pflege der Musik empfohlen und die Verwendung der Flöte für kriegerische Zwecke in dieser Zeit schon gebräuchlich war (vgl. Flach S. 265), weiters, dass Thaletas den Spartanern Kriegslieder gedichtet hat, so kann es wohl nicht befremden, wenn nach dem Vorgange solcher Männer sich ein Einheimischer auf die Poesie wirft, wobei wir nicht leugnen wollen, dass Tyrtaios genug Anregung von Kleinasien aus, woher ja so viele Dichter zu den musischen Agonen nach Sparta strömten, erhalten haben mag. Allerdings bleibt jene Notiz bei Suidas-Hesychius dunkel: vielleicht hat übrigens Grauert (in Aristidis declam. Leptin. p. 124) Recht, wenn er unter *Μιλήσιος* an den attischen Gau Miletos denkt. Dann hätten wir also auch bei Suidas nichts als eine Variante der vulgären Tradition, wonach der Dichter aus Athen stammen soll.

In dem Abschnitte über Theognis sind die Ergebnisse der neueren Forschungen gewissenhaft verwertet. Nietzsches Nachweis, als hätte erst Stobaeus die uns vorliegende Sammlung theognideischer Verse gekannt, hält er mit C. Müller (de syllogis Theognideis) für verfehlt, da man für Athenaios keinen genügenden Gegenbeweis führen kann. In dem Suidasartikel über Theognis will Sittl für *ἐπικός* schreiben *ἐπὶ πόλιν*, Bergk meint darüber (S. 308 Anm. 40): 'In dem sinnlosen *ἐπικός* liegt entweder

eine Ausgabe der Verszahl der echten Gedichte des Theognis, oder es ist mit einer Handschrift *ἑστεινός* zu lesen, so dass ein Urtheil über die Tendenz dieser didaktischen Dichtung ausgesprochen war, die als tüchtig und maßvoll bezeichnet wurde. Dies letztere ist unzweifelhaft richtig, denn eben darauf bezieht sich der folgende Zusatz im Suidas. In der Zuweisung der als nicht theognideisch erkannten Verse an einen anderen bestimmten Dichter ist Sittl mit Recht viel behutsamer als Bergk. Das meiste, meint er, stammt von Solon (V. 227 ff.) und Miskermos (V. 795 f. 1017—1022).

Nach Behandlung der jambisch-trochäischen Poesie gibt das zehnte Capitel die Geschichte der eigentlichen Lyrik (Melik). Der Verfasser gibt vorerst seine Gründe an, warum er seiner Geschichte des griechischen Melos nicht eine Darstellung der Musik bei den Griechen vorausschicke. Wir sind mit ihnen insofern einverstanden, als es richtig ist, dass die eigentliche Literaturgeschichte dabei gar nichts gewinnt: denn wenn es Aufgabe der Literaturgeschichte ist, jene Geistesthätigkeit eines Volkes darzustellen, die sich in ihren Schriftwerken äußert, so muss man eingestehen, dass es uns heute unmöglich ist, denjenigen integrierenden Bestandtheil der griechischen Melik, den der Verfasser nicht eingehender berührt, unserem Verständnisse näher zu bringen. Wir können sonach einem melischen Gedichte der Griechen auch trotz der genauesten quellenmäßigen Darstellung seiner musikalischen Composition nur literarisches Interesse abgewinnen. Nun sind aber unsere Quellen über musikalische Composition, Melodien etc. so äußerst dürftig, so fragmentarisch: ist es da nicht recht gethan, wenn man mit Resignation die musikalische Gelehrsamkeit lieber ganz aus dem Spiele lässt, als dem Mangel an genügenden Quellen und deren Verständnisse durch seine eigenen Phantasiegebilde abzuheffen sucht.

In einem Punkte aber können wir dem Verfasser nicht zustimmen, wenn er nämlich jene Grundform des griechischen Melos, den Nomos, gar so kurz abfertigt. Er schreibt S. 267: 'Die religiöse Monodie, in welcher der Keim der gesamten Melik lag, heißt Nomos, der, weil er sich bei den pythischen Spielen entwickelt hat, fast ausschließlich im Dienste des Apollo steht. Nach dem begleitenden Instrumente heißt er entweder kitharödisch oder aulödisch'. Über den Nomos handelte eingehend C. H. Walther, *commentationis de graecae poesis melicae generibus particula*, Dissertation von Halle 1866. Dieser weist S. 27 ff. schlagend nach, dass der Nomos kein speciell dem Apollo geweihter Gesang war; Sittl weiß a. O. Anm. 1 mit der Notiz bei Pollux (4. 66), der den Nomos auf Zeus, Athene und Apollo bezieht, und des Plutarch (*de mus.* 29), der einen Nomos an Ares erwähnt, nichts Rechtes anzufangen: die Sache löst sich aber sehr einfach, wenn man an die ursprüngliche Bedeu-

tung des Wortes νόμος denkt: 'ein melischer Gesang', wie sie sich in Verbindungen, wie νόμοι ᾠδῶν, νόμοι μελωδικοί, νόμοι σιμυλιτικοί zeigt. Dass man mit dem Worte im Alterthum Apollo in so enge Verbindung brachte, daran mag wohl der Beinamen desselben νόμος Schuld tragen.

Betreffs der Zeit des Terpander äußert sich Sittl: 'Glauben verdient allein Hellanikos, der angab, dass Terpanchos in der Liste der Sieger in den Karneen den ersten Platz einnahm; nach Sosibios begannen aber die musikalischen Wettkämpfe in Sparta Ol. 26 (675—2). Diese Angabe, welche nicht künstlich erschlossen scheint, ist die glaubwürdigste'. Es ist dies die meistverbreitete Ansicht, die besonders Otto Loewe in einer Haller Dissertation 1879 'De Terpantri Lesbii aetate' durch eingehende Prüfung sämtlicher Zeugnisse zu bestätigen suchte. Als ich in meiner Schrift 'de scolorum poesi' (Wien 1882) S. 79 die gegentheilige Ansicht vortrat, hatte ich namentlich die Argumentation Loewes im Auge, der eben die Angabe des Hellanikos-Sosibios nur dadurch halten zu können glaubte, dass er den Bericht des Glaukos bei Plutarch de mus. c. 4: καὶ τοῖς χρόνοις δὲ σφόδρα παλαιὸς ἴσται (Τέρπανδρος), πρεσβύτερον γοῖν Ἀρχιλόχου ἀποφαίνει Ἰλαῖος ὁ ἐξ Ἰταλίας bekämpfte. Auch die Worte aus c. 5: μετὰ δὲ Τέρπανδρον καὶ Κλονᾶν Ἀρχιλόχος παραδίδεται γένεσθαι sind aus Glaukos geschöpft (vgl. Westphals Commentar zu Plutarch de mus. S. 67, 72). In dieser Beziehung, was nämlich die absolute Glaubwürdigkeit des Zeugnisses des Glaukos anbetrifft, ist sowohl Sittl (vgl. S. 270 Anm. 5) meiner Ansicht, und auch Flach äußert sich darüber folgendermaßen (S. 218): 'Eine Widerlegung der Angabe des Glaukos, dass Terpander der ältere der beiden Dichter sei, wie sie unternommen ist (Westphal, Gesch. Mus. I 64 ff.), muss von jedem Gesichtspunkte aus als völlig verfehlt erscheinen, weil nur eine unkritische Verkennung jedes sachlichen und historischen Zusammenhangs das Gegentheil zu behaupten im Stande war'. Freilich begeht Flach hier den nicht zu entschuldigenden Irrthum, dass er Westphal diese verkehrte Ansicht in die Schuhe schiebt und ihn als einen hinstellt, dem Rhythmik und Musik fremde Dinge sind; das hat wohl dem zwar nicht sehr kritischen, aber stets genauen Westphal gewiss noch niemand gesagt. Dieser Ausfall ist um so bedauerlicher, als gerade Westphal a. a. O. die Ansicht vertritt, dass Terpander in den ersten Olympiaden gelebt habe, ihn also sogar in noch frühere Zeiten als Flach selbst setzt!! Doch genug darüber. Soweit finde also Übereinstimmung statt, dass Terpander vor Archilochos (und vor Tyrtaios, den ja jetzt niemand mehr mit Pausanias in die 23. Olymp. setzt) zu setzen sei. Loewes Hauptirrtum ist der, dass er meint, es ließen sich des Glaukos und Hellanikos Zeugnisse nicht vereinigen, und in diesem Dilemma den sicher irrigen Ausweg nimmt, die Nach-

richt des Glaukos zu verwerfen. Entschieden richtiger hätte er gehandelt, wenn er bei der Überzeugung, beide Nachrichten seien unvereinbar, Hellanikos aufgegeben hätte. Zwar schlagen Sittl und Flach den Weg der Vermittlung ein, aber Sittl setzt entschieden den Terpander zu spät, wenn er ohne Vorbehalt seine Blüte in die 26. Olympiade setzt. Dieser Fehler wurde dadurch möglich, dass er sich über die Zeit des Archilochus nicht recht klar wurde. Er gibt darüber nur an, dass dieser Dichter wahrscheinlich nach dem zweiten Falle von Magnesia dichtete und dass das Datum einer von Archilochos erwähnten Sonneneinsternis ganz gut in das Jahr 648 fallen könne (S. 270). Vorsichtiger ist Flach; er hebt mit Recht hervor, dass die Gründung der Colonie Thasos auf das engste mit der Lebenszeit des Archilochos verknüpft sei. Es steht aber jetzt wohl ziemlich fest (dunkel Rohdes und Gutschmids Untersuchungen), dass die Gründungszeit von Thasos nach dem Regierungsanfange des Königs Ogyes festgesetzt wurde, der nach Gutschmid 698—663 v. Chr. zu setzen ist, somit hätte also Flach Recht, wenn er S. 218 schreibt: 'Wenn von den genannten Datierungen die des Dionysius (Herschios), welche auf Apollodor zurückgehen wird, als die vorsichtigste und richtigste zu betrachten ist, so ergibt sich, dass Archilochos ein bis zwei Decennien jünger als Terpander sein muss, der etwa Ol. 15 [hier hätte Flach eher 10. Olymp. schreiben sollen, wenn er ja auch wirklich an einer anderen Stelle S. 189 Anm. 2 den Terpander in die 10. Ol. setzt] während der Regierung des Midas (738—695 v. Chr.) lebte, aber die erste Aufführung der Karneen in Sparta um 676 v. Chr. noch in hohem Alter vermuthlich erlebte. Ich billige diese Chronologie vollständig mit Ausnahme des letzten Punktes, indem es mir unverständlich bleibt, warum auch Flach so hartnäckig das Jahr 676 (26. Ol.) mit Terpander in Verbindung bringen will. Jene Angabe des Athenaios von der ersten Feier der Karneen ist doch wahrhaftig nicht so stichhältig, als man sie seit Od. Müller hält. Schauen wir uns die Stelle genauer an (Athen. XIV 635 E): τὰ Κάρνια πρῶτος πάντων νικᾷ Τέρπανδρος ὡς Ἑλλάνικος ἱστορεῖ ἐν τε τοῖς ἐμμέτροις Καρνεονίσταις καὶ τοῖς καταλογαδῆν. ἐγένετο δὲ ἡ θύσις τῶν Καρνείων κατὰ τὴν ἑκτὴν καὶ εἰκοστὴν ὀλυμπιάδα, ὡς Σωσίβιος φησιν ἐν τῷ περὶ χρόνων. Es sagt also keineswegs Hellanikos selbst, dass die erste Feier der Karneen um die 26. Ol. stattgefunden habe, das berichtet nur Sosibios, der erst zur Zeit des Callimachus und Ptolemæus Philadelphus lebte. Hellanikos ließ vielmehr den Terpander zur Zeit des Midas leben (Clemens Alex. Strom. I p. 333: Ἑλλάνικος γοῦν τοῦτον (Τέρπανδρον) ἱστορεῖ πρὸς Μίδαν γεγονέναι). Wenn wir also beide Angaben des Hellanikos vereinigen wollen, so ist nothwendig anzunehmen, dass Hellanikos die Einführung der Karneen vor die 26. Olymp. setzte. Ist es aber überhaupt wahrscheinlich, dass die Nachricht von dem Siege

Terpanders an dem Karneeneste so über allen Zweifel erhaben ist? albat zugegeben die Richtigkeit des Satzes von Loewe: 'Hellanicum trimi victoris in Carneorum certamine Terpandri nomen Carneoniarum fabulas Spartae perscrutando literis consignatum ipsum legisse 3. 30', so ist es doch bloße Conjectur, wenn Loewe ferner behauptet, dass dies jene Tafeln waren, auf die seit der Institution der Karneen die Namen der Sieger verzeichnet wurden; dass jene *παρὰ γὰρ* nicht vom Anfang an geführt wurden, sondern erst später (ca. 500 v. Chr.) angelegt sind, halte ich mit Brandis (comment. de tempor. Graec. antiquiss. rationibus Bonn. 1857) für erwiesen. Dass aber Terpander an die Spitze der kitharoedischen Karneiken gestellt wurde, ist wegen der griechischen Sitte, an bemerkenswerte Ereignisse den Namen eines berühmten Mannes zu knüpfen, nicht zu verwundern. Wenn wir nun also oben als Zeit des Archilochos beiläufig 700 v. Chr. fanden, so ergibt sich für die Hülfszeit des Terpanros beiläufig die 10. Olympiade (in der ersten Regierungszeit des Midas = 738–695), nachdem wir mit Sittl (S. 291) an der Richtigkeit der Nachricht des Glaukos, dass der Klode Klonas zeitlich zwischen Terpanros und Archilochos zu setzen sei (Plut. de mus. 5: *Κλονᾶς δὲ . . . ὁ ὀλίγω ἔσπερον Τερπανδρον γενόμενος* und *μετὰ δὲ Τερπανδρον καὶ Κλονᾶν ὀρχήλοχος παραδίδοται γενέσθαι*) festhalten.

Bezüglich der Heimat Alkmans kämpft Sittl gegen die vulgäre Erzählung an, dass der Dichter aus Sardes stamme. Er hält an nach dem Zeugnis des Dionysios von Halikarnassos, der Quelle ist Suidas, aus dem spartanischen Dorfe Messoa gebürtig. Er meint, dass die Stelle (Fragm. 25), wo ein Mädchenchor den Dichter antrifft und ihn aus dem 'hohen Sardes' stammend bezeichnet, doppeldeutig sei. Ich kann aber darin unmöglich eine Doppeldeutigkeit finden. Übrigens wird Sittl selbst mitten in der Beweisführung auch irre und räumt schließlich ein, dass wenn Alkman aus der Fremde kam, er gleich Terpander und anderen einen officiellen Ruf erhalten habe. Damit sind wir nicht ganz einverstanden; denn lachts Vermuthung, es sei die Nachricht von der Herkunft des Dichters aus Messoa darauf zurückzuführen, dass sein spartanischer Vorr dort ansässig war, stimmt recht gut mit der Notiz des Herakleides, wonach der Dichter Eigenthum des Agesidas war, und kann dann auch der echt-dorische Name Alkman seine Erklärung darin finden, dass er ihn erst (nach seiner Freilassung?) später erhielt, wenn wir nicht zu dem vielleicht richtigeren Auskunftsmittel reifen wollen, dass Alkman ja, wenn auch aus Sardes stammend, doch hellenischer (nicht barbarischer) Herkunft war. — Der Irrthum Sittls betreffs der Zeit des Terpander zieht auch für die Zeitbestimmung der anderen Lyriker üble Folgen nach sich; so will er Alkman deshalb der 42. Olymp. zuweisen. Dieser ist aber sicher later, und man wird sich am besten an Eusebios anschließen, der Alkman in die 30./31. Ol. setzt. — Die Poesien des Alkman

schätzt Sittl, was Reichthum an poetischen Gedanken und in Sprache anbelangt, nicht gar hoch: darüber lässt sich streiten. Die Aeolismen im Texte Alkmans (man vgl. die Worte des Anlonios Dyskolos, der den Alkman *αιολικός ποιητής* nennt) schilt der Verfasser den Alexandrinern in die Schuhe, die ihre verderbten Handschriften mit ungenügender Kenntnis des lakonischen Dialectes recensierten und einer Theorie oder auch einigen Capiteln zu Liebe Aeolismen in den Text hineintrugen'.

Die Poesie des Stesichoros hat meines Erachtens der Verfasser nicht hinlänglich charakterisiert, wenn er sagt, dass der Dichter nur eine individuelle Dichtungsart, die epische Lyrik (das griechische Surrogat der germanischen Ballade) pflegte. Sittl nennt den Stesichoros ein Räthsel seiner Zeit und einen vollständigen Alexandriner. Indes zum Verständnisse des Dichters muss man vor allem auf seine Heimat Rücksicht nehmen. Sein subjectiv epische Richtung, wenn ich so sagen darf, war jedenfalls ein Erbstück, eine Eigenthümlichkeit seiner Heimat Sicilien: seine erotischen Gedichte, sowie das Hirtengedicht *Daphnis* verrathen ganz den sicilischen Boden und wenn auch sie nicht von jener 'alexandrinischen' Manier frei waren, so ist dies der best. Beweis für die Richtigkeit unserer Behauptung. Warum Stesichorus nicht auch Paeanes verfasst haben soll (nach Athen. V. 250 B), die freilich seinen hymnischen Gedichten ziemlich ähnlich gewesen sein mögen, kann ich nicht ersehen. Was übrigens die Sagenverwendung des Dichters anbelangt, so hätte die große Ähnlichkeit, die in manchen Punkten zwischen ihm und Pindar herrscht, hingewiesen werden können.

Nach Stesichorus werden Ibykos, Arion, Alkaios, Sappho, Erinna, Anakreon und die Pseudoanacreontea behandelt. Hierauf schließt sich eine Darstellung der Anfänge der Prosa und der Vertreter, der sog. Logographen und ältesten Philosophen.

Hiermit haben wir unsere Inhaltsangabe des Werkes erschöpft. Was die Darstellungsweise anbelangt, so ist dem Verfasser über Klarheit und Deutlichkeit nachzurühmen. Dass auf die Darstellung des Entwicklungsganges der griechischen Poesie ein Hauptgewicht gelegt wird, ist ein bedeutender Vorzug vor jenen 'Literaturgeschichten', die in der Anhäufung von bio- und bibliographischen Notizen ihre Hauptstärke suchen. Dass sich manchmal in der Angabe des bibliographischen Materials mit dem Verfassers rechten Heße, ist begreiflich: manches hätte weggelassen werden können, einiges dagegen wird ungern vermisst. So hätte beispielsweise zu S. 114 erwähnt werden sollen: Spohn, *de extrema antiquitate etc.* 1816, ein sehr verdienstliches Buch, zu S. 11 H. Stoll, *Antimachi reliquiae*, Dittenburg 1845, bei Besprechung der homerischen Stadtebauschriften war auf Boeckh, *de antiquitate Veretis*, zu S. 172 auf Henrichsen *de carminibus cypriis* Hart 1828, zu S. 216 auf Böhren, *de septem sapientibus dea boea*

17, bei der Besprechung der Volkspoesie vor allen auf Ilgen. Iliad p. XV—XLVII zu verweisen; Bonitz Vortrag 'Über den Ursprung der homerischen Gedichte' hätte in der fünften von Neubauer organisierten Auflage (Wien 1881) nicht nur aus Rücksicht für forschende Philologen — für solche ist übrigens Sittls Buch in erster Linie bestimmt —, sondern wegen der in den Anmerkungen enthaltenen Besprechung der neuesten Homerliteratur (bis 1881) Erwähnung verdient; zu der S. 58 Anm. 6erten Abhandlung Ficks in Bezzenbergers Beiträgen ist jetzt zu hinzuzufügen: A. Fick, die homerische Odyssee in ihrer ursprünglichen Sprachform wiederhergestellt, Göttingen 1883, eine Arbeit, in der manche richtige Beobachtung und Bemerkung enthalten ist, obwohl Sittl ihre Vorläuferin zu den *παράδοξα ἔργα* rechnet.

Sinnstörende Druckfehler habe ich außer den schon am Anasse des Buches verbesserten bemerkt auf S. 111, wo man 6 v. o. statt 'Ilias' 'Odyssee' schreibe, und S. 332 Z. 18 v. o., 'nicht' zu tilgen ist, (S. 37 Z. 14 v. o. schreibe 'entsprungen'.) Das Buch ist übrigens würdig ausgestattet, nur möchte vielleicht noch wünschen, dass durch Anwendung von zweierlei verschiedenen großer Schrift oder wenigstens durch kurze Randnoten Übersichtlichkeit mehr gefördert würde.

Wir sehen mit Spannung der Fortsetzung des Werkes entgegen, die bei des jugendlichen Verfassers bekanntem rastlosem Eifer sicher nicht allzulange auf sich warten lassen wird.

Wien, im Jänner 1884.

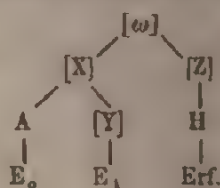
A. G. Engelbrecht.

Acta seminarii philologici Erlangensis Vol. III. Edd. Iw. Mäller et Aug. Luchs. Erlangen, Deichert. 1884. 477 S. gr. 8°. 8 Mk.

Auch mit diesem Bande der acta Erlangensia haben die Herausgeber sich um die philologische Wissenschaft ein bedeutendes Verdienst erworben, ebenso wie den Verfassern der publicierten Abhandlungen zu danken ist. Überall herrscht Gründlichkeit und sorgfältigste Trockenheit, überall merkt man den für die Studien der Schüler bestimmenden strengen Geist der akademischen Lehrer von Erlangen. Eine kritische Behandlung des vorliegenden Inhaltes wagt Referent nicht zu unternehmen, sie übersteigt die Kräfte jedes Einzelnen; er glaubt seiner Pflicht genüge zu thun, wenn er den Lesern dieser Zeitschrift den reichen Inhalt des Buches anführt.

Von S. 1—74 handelt Ed. Stroebel von Offenheim über die lückenhaften Handschriften von Ciceros Schrift de oratore. Die Mscp. dieser Schrift zerfallen in zwei Familien. Lange Zeit kannte man nur fragmentarische Codices, bis Gerardus Landrianus episcopus Laudensis 1222 den vollständigen codex Laudensis fand (Henrichsen de or. lat. pag. IV), der — nunmehr selbst verschollen — einer Reihe

von Abschriften als Archetypus zugrunde liegt. Auf diesen Codex beruhte lange Zeit alle Kritik der Schrift, erst neuere Gelehrte (namentlich Sorof) haben erkannt, dass die bessere Grundlage für den Text die alten fragmentarischen Handschriften seien und dass die Laudensis mit seinen Apographa nur für die in jenen Handschriften fehlenden Theile zu benützen sei. Herr Stroebel verfügte nun genauere neue Collationen der maßgebenden Handschriften; die beiden Erlanger (E_1 , E_2) verglich er selbst, für den Albiensis stand ihm eine Collation von Heerdegen, für den H (arlesens. 2736) eine von Luchs zur Verfügung. In außerordentlich ungeheurer Weise werden nun diese Handschriften mit einander verglichen, dass der Verf. schließlich zu dem Stemma gelangt: Aus dem Archetyp flossen zwei — verschollene — Handschriften. Der eine entstammt der A (aus dem E_2 geflossen ist) und eine mit der verwandte — verschollene — Handschrift, deren Abschrift ist (den Kayser z. B. für direct aus A geflossen ansah). Der H entstammt dem zweiten verlorenen Codex und aus ihm jener Erf (urkundens. Varianten Wunder mittheilte. Also bildlich :



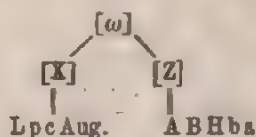
Was nun fernerhin die jüngeren, lückenhaften Handschriften (Lagom. 2, 4, 13, 32, 36) betrifft, so wird vor ihnen gewarnt. An einer Reihe von Beispielen der Beweis erbracht, dass man sie in die Irre geführt wird. Hierauf wendet sich Verf. zur Besprechung der integri, die man theils für vollständig aus dem Lauten gezogen ansieht, theils für ergänzt nach demselben. Das wäre leicht zu entscheiden, wenn der Laudensis vorläge, oder wenigstens eine absolut beglaubigte Copie desselben. Allein, wie gegenwärtig die Verhältnisse stehen, muss jeder Schluss gewagt scheinen. Wer sich in dieser Partie auf Ellendt's (leider nicht sehr verlässlicher) Apparat stützt, kommt zu dem Schlusse, dass Lagom. 3 und 6. vielleicht auch 24, 67, 84 u. a. aus lückenhaften Handschriften stammen und nach dem Laudensis ergänzt seien, während die übrigen (z. B. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100) direct dem Laudensis entstammen.

Den Schluss der wertvollen Abhandlung bilden eine Reihe einleuchtender Textverbesserungen auf Grund des A, E, H. Die Lesarten auch sonst mit viel Glück vertheidigt werden.

An einer anderen Stelle des Buches 214—218 behandelt Ernst Popp den cod. Bern. 104 (c bei Baiter, sec. XIII) die mit ihm verwandten Handschriften von Cicero de officiis.

sind also der p(atinus), der verschollene Codex des J. G. Graevius, der Augustanus des Anemoecius (1535). Bisher stand die Frage nach der Authenticität der letztgenannten Manuscripte offen, so dass man factisch an ihrer Existenz gezweifelt hat. Nunmehr ist sie endgültig dadurch gelöst, dass Luchs aus einem bisher nicht benützten Miscellancodex Harleianus 2716 (saec. IX—X) Fragmente der genannten Schrift zog, die sich deutlich als derselben Familie angehörig erweisen. Und zwar ergibt sich das außerordentlich interessante Resultat, dass der codex des Graevius und der Harleianus (oder wie ihn Popp nennt L(uchsianus)) ein und derselbe Codex ist. Er ist durch fünf mächtige Lücken entstellt, aus deren Betrachtung in Verbindung mit den durch Graevius bekannten Lesarten sich das erwähnte Resultat mit unumstößlicher Sicherheit ergibt.

War also früher ein Schluß auf die Verwandtschaft nach den dürftigen Notizen des Graevius gewagt, so können wir heute leichter urtheilen. Was nun das Verhältnis des L zum c betrifft, so ergibt sich aus den verschiedenen Lücken, dass sie unmittelbar von einander nicht abhängen können. Zu bedauern ist dabei sehr, dass dem Verf. keine Collation des p zur Verfügung stand (mit Ausnahme der §§ I 152—161, II 61—81 weiß man nicht viel von dem p), da das lückenhafte Material sicheren Schluss nicht ziehen lässt und über dem Augustanus noch immer tiefes Dunkel liegt. Der positive Gewinn der Collation des L ist also der, dass Lpc auf einen verschollenen Archetypus [X] zurückgehen, der mit dem Archetyp der anderen als A(mbrobianus) H(ierbipolitanus) B(ambergensis) u. a. [Z] keine enge Gemeinschaft hat, wohl aber doch aus einer und derselben Quelle hergeleitet scheint. Bildlich:



Hierauf wendet sich der Verf. zur Besprechung der einzelnen Handschriften. Demnach ist c ziemlich lüderlich aus X abgeschrieben, reich an Interpolationen und 'Emendationen', daher mit großer Vorsicht zu gebrauchen. Ähnlich scheint es mit p zu stehen, der dem L etwas näher steht, als c, aber ebenfalls an Interpolationen etc. leidet. Näheres werden wir erfahren, wenn Verf. den p ganz verglichen haben wird, wie er beabsichtigt. Der älteste und beste Codex der ganzen Familie ist der L, der getreulich die Züge seiner Vorlage nachzumalen scheint. Den übrigen Theil der Abhandlung widmet Popp eingehender Vergleichung der für die beiden Handschriftenclassen angenommenen

Stammhandschriften X—Z. Beide scheinen mit Sorgföhrigkeit geschrieben, doch immerhin kann neben Z auch X nicht vernachlässigt werden, da er oft die Quelle der richtigen Lesart ist, wofür es namentlich von Bedeutung scheint, dass die Citate des Nonius durchaus mit X (Lpc) stimmen. Wir versagen es uns, den interessanten Ausführungen weiter zu folgen und wünschen den Verf. nur 'ut unus alterve liber exstet omnibus eis, qui adhuc adhibiti sint, virtute praestantior'.

Ein dritter Aufsatz zu Cicero von A. Roschatt handelt 'über den Gebrauch der Parenthesen in Ciceros Reden und rhetorischen Schriften' S. 189—244. Spröderer Stoff, als der hier behandelte, lässt sich kaum finden. An Vorarbeiten mangelte es gänzlich, da die Theoretiker des lateinischen Stils die Parenthese mit einem Worte abzuthun pflegen. Der erste Abschnitt der Abhandlung geht von den Definitionen und grammatischen Anschauungen der Alten und Neuen aus, und sucht den Begriff der Parenthese zu definieren. Während die meisten Grammatiker den Zweck der Parenthese darin suchen, dass sie eine Art 'Nothbehelf zur Unterbringung von Gedanken' sein soll, die das Gefüge des Satzes nicht zulässt, zeigt R. deutlich, dass die Parenthese für Cicero von ungleich höherer Bedeutung ist, indem sie einmal rhetorischen Zwecken dient, dann auch einem Gedanken, der mit dem Hauptsatz in irgend einer logischen Verbindung steht, zu reichlicher Ausbildung verhilft, als dies durch directe Einföhrung in den Hauptsatz möglich wäre. Diese Beobachtung wird in überzeugendster Weise durch die Thatsache gestützt, dass Cicero in den Schriften seiner Jugendzeit die Parenthese selten gebraucht, dass in den Schriften seiner zweiten Periode dieselben zahlreicher werden, dass aber das Hauptmaterial aus den Reden (und rhetorischen Büchern) der dritten Periode zu gewinnen ist. Offenbar also war Cicero sich wohl bewusst, welche Bedeutung die Parenthese für die lebhaftere Darstellung hat, und die alte Meinung, dass derlei Einschübe lediglich Nothbehelf seien, wird aufzugeben sein. Das zweite Capitel des speciellen Theiles der Abhandlung behandelt die äussere Form der Parenthese, wobei es an nützlichen und interessanten Ausblicken auf die Partikellehre nicht fehlt. Ein drittes Capitel behandelt den Einfluss der Parenthese auf die Gestalt des Satzes, in den sie eingelegt ist. Die Parenthese föhrt in vielen Fällen zum Anakoluth, oder der unterbrochene Gedanke wird in der Form aufgenommen, welche dem logischen Verhältnisse desselben zum parenthetischen Gedanken entspricht. Hieran reiht sich eine Bemerkung über die Stellung der Parenthese, welche zumeist ihrem Beziehungsgedanken nachfolgt, seltener vorangeht. Der Fall, dass die Parenthese auf ein einzelnes Wort sich bezieht, ist seltener und auch hier folgt die Parenthese lieber, als dass sie voran stünde.

Das vierte Capitel des speciellen Theiles behandelt das logische Verhältnis des parenthetischen Gedankens zum unterbrochenen Satze, wobei sich ergibt, dass die rhetorische Art der Parenthese allen logischen und psychologischen Kategorien als bequeme Form sich anschließt, während die explicative Parenthese fast lediglich auf Erklärung oder Begründung, Erweiterung oder Beschränkung des Hauptgedankens zielt. Die Arbeit ist umso mehr verdienstlich, als sie der erste Versuch auf diesem Gebiete ist. Zu wünschen stünde, dass andere die von R. für Cicero gewonnenen Resultate an guten Schriftstellern prüften. Man wird auch hier, wo scheinbar schrankenlose Willkür herrscht, zur Erkenntnis der Gesetzmäßigkeit gelangen. R.'s Arbeit ist ein resultatreicher Anfang, der wohl geeignet ist, als Basis für weitere Untersuchungen zu dienen.

Zu Livius XXIV. 24 2 macht Luchs S. 188 eine Bemerkung, indem er gegen O. Riemann auf den Sprachgebrauch des Livius hinweist, der nur die Formel *ex auctoritate* kennt. Ebenfalls mit Livius beschäftigt sich der Aufsatz von Ludwig Bauer S. 103—160: 'Das Verhältnis der *Punica* des C. Silius Italicus zur dritten Dekade des Livius',¹⁾ welcher sich gegen M. Heynachers bekannte Abhandlungen über den gleichen Gegenstand richtet. War man nämlich früher allgemein der Ansicht, dass Livius als die Hauptquelle der *Punica* zu gelten habe, demnach dem Silius kein historischer Wert beizumessen sei, so versuchte Heynacher unter vielfacher Zustimmung als Hauptquelle für Silius einen Annalisten zu erweisen, der auf Fabius Pictor zurückgehen sollte. Gegen sein Raisonnement im ganzen wendet Bauer zunächst die Verschiedenheit des Standpunktes ein; er zeigt, dass H. in den Fehler verfiel, den Poëten nicht als Dichter sondern wie einen Historiker zu betrachten.

Nun wissen wir sehr wohl, dass die poetische Originalität nicht Sache des Silius war, und dass er in dem Versuche unterging, den spröden historischen Stoff mit der conventionellen epischen Maschinerie zu verbinden; allein so viel Anrecht auf freie Bewegung müssen wir ihm zugestehen, dass er in Einzelheiten von der historischen Grundlage abweichen durfte — wollen wir ihn nicht zum bloßen Versifex erniedrigen. Wer aus Silius historische Thatsachen ziehen wollte, der, dünkt mich, könnte auch die *Messias* oder die *Tunisiens* als historische Documente betrachten, oder die Geschichte der Kreuzfahrt nach Tasso behandeln. Geht man aber auch nicht so weit, sondern sucht man bloß die nächste Quelle für Silius bloßzulegen, so ist es auch hier unwahrscheinlich, dass der für den Classicismus schwärmende Dichter, der in Vergil gänzlich aufgeht, den jüngeren Zeitgenossen des augusteischen Dich-

¹⁾ Dieser Aufsatz ist eine Neubearbeitung der in den Bl. f. d. bayr. Gym. XVII erschienenen Abhandlung.

ters übergangen haben sollte, um sich auf den Bericht irgend eines (sicher halbverschollenen) Annalisten zu stützen. Im Gegentheile müssen wir annehmen, dass der Historiker, welcher die *fable convenue* der römischen Geschichte geschaffen hatte, ihm bekannt gewesen sei, und dass er von ihm nicht abweichen konnte, ohne gegen seine Publicums Anschauungen arg zu verstoßen. Ein Antiquar aus Frontons Schule hätte die Annalisten benützt, nicht aber der moderne Sinn. Und darum muss man auch seine Benützung des Ennius sehr behutsam beurtheilen. Dass er ihn gekannt hat (Lucian Müller, *Quintus Ennius* p. 172), ist sehr wahrscheinlich, wie weit er ihn benutzt hat, das ist sehr fraglich (H. Blass Jahrb. 1874 506 ff.). In streng methodischem Gange liefert nun Bauer den Beweis, dass 1. die von Heynacher angeführten Differenzen zwischen dem livianischen und silianischen Berichte sich theils aus den Intentionen des patriotischen Dichters, theils aus den Bedürfnissen des epischen Gedichtes mit seiner Götter- und Wundermaschinerie erklären, theils gar nicht vorhanden sind. Wo also Differenzen vorhanden sind, berechtigen sie nicht zu dem von H. gezogenen Schlusse auf eine 'fabriche' Quelle. Im zweiten Theile der Abhandlung greift Bauer Heynachers Hypothese von der positiven Seite an, indem er die Uebereinstimmungen mit Livius bespricht. Er hält sich dabei fast durchaus an die reale Seite, obwohl m. E. auch aus dem Sprachgebrauche gewisser Stellen sich hätte nachweisen lassen, dass Livius Quelle gar Desgleichen verlohnte es sich aufzuweisen, wie Silius ganz vernünftige Gedanken seiner Quelle ins maßlose und phrasenhafte treibt, denn der poetische Wert der *Punica* ist just so gering, wie ihr historischer. Daran aber kann man nun nach Bauers Dissertation nicht mehr zweifeln.

Carl Burkhard von Wien steuerte (161—187) eine Anzahl von 'observationes criticae ad panegyricos Latinos' bei. Sie richtet sich der großen Mehrzahl nach gegen Conjecturen von Baehrens, deren Unhaltbarkeit erwiesen wird. Dabei geht der Autor fast durchaus von jener mikroskopischen Betrachtung des Sprachgebrauches aus, die zwar keine 'glänzenden' Resultate liefert, aber sicheren Gewinn bringt; denn die solchergestalt gewonnenen Lesarten prägen fortan im Text, während so manche glänzende Vermuthung im Souterrain ein Scheinleben fristen muss. Von den 30 Stellen, welche die Abhandlung berührt, sind die meisten evident behandelt, von Wert sind aber auch die Bemerkungen über den Sprachgebrauch der Panegyriker und des Plinius insbesondere. Ein näheres Eingehen ist hier unmöglich.

Der interessanteste Aufsatz des Buches war mir Haussleutens Arbeit de versionibus pastoris Hermas latinis. S. 399—477. (Vgl. Thielmanns einsichtige Besprechung in Wölfflius Archiv I 456). Von dem Werke des Hermas kannte man lange nur eine lateinische Übersetzung, erst 1857 wurde die zweite Version aus einem cod. palat. gezogen. Über ihr gegenseitiges Verhältnis herrschte

Unklarheit. Haussleiter zeigt unwiderleglich, dass die pal. Übersetzung älter ist als die vulgata, und dass jene bei der Abfassung dieser benützt worden sei, obgleich beide Übertragungen direct auf das Original zurückgehen. Die Untersuchung der pal. Übersetzung gibt das sichere Resultat, dass wir in ihr die Arbeiten zweier Übersetzer haben, von denen der erste (gegen die Mitte des zweiten Jahrhunderts) die mandata und similitudines übertrug, der andere (erste Hälfte des 3. Jahrhunderts) die visiones bearbeitete. Der Beweis wird auf Grund von sprachlichen That-sachen geführt, deren Behandlung der Schrift eine weit über den nächsten Zweck hinausgehende Bedeutung gibt. Freilich kann ich auf die Einzelheiten hier nicht eingehen, ich verweise somit auf Thielmanns Besprechung, der die für lateinische Sprachgeschichte bedeutsamsten Resultate hervorhob. Was die Örtlichkeit der Entstehung beider Versionen anbelangt, so macht H. geltend, dass die pal. Übersetzung deutlichste Spuren der Afri-citas trage, und sucht sie demgemäß nach Afrika zu verweisen, während die vulgata als eine italische Recension derselben Schrift anzusehen sei. Ich halte auch dies für ein anerkanntes Resultat, trotzdem Thielmann (a. a. O.) nicht ohne Grund zur Vorsicht mahnt, denn die frühe Entstehungszeit der versio palatina spricht doch zu Gunsten der Haussleiterschen Hypothese. Für die Methode der Behandlung vulgärlateinischer Schriften wie für die Geschichte der Sprache und altchristlichen Schriftstellerei ist diese Schrift von hohem Werte.

Von Beiträgen zur griechischen Literatur sind zuerst zu nennen Adnotationes ad Demosthenis orationem in Cononem von Carl Zink (S. 75—102). Zunächst beschäftigt sich der Autor mit der γραφή βουλευσεως, über welche die Ansichten der Forscher auseinandergehen; denn wenn auch der Begriff der βούλευσις feststeht (Meier att. Pr. 312), so ist die Frage nach dem zuständigen Gerichtshofe zu beantworten, da die Überlieferung des Alterthums theils von dem Ephetenhofe ἐπὶ Παλλάδιω theils vom Areopag redet. Z. spricht nun seine Ansicht dahin aus, dass eine zweifache γρ. β. zu unterscheiden sei. Mordstiftung ohne eigenes Zuthun des Anstifters hätte vor das Palladium gehört, Mordstiftung mit thätlichem Eingreifen des βουλευσεως falle in die Competenz des Areopags. Diese Hypothese wird mit viel Geschick wahrscheinlich gemacht. Hierauf bespricht Z. die γραφή ὑβρεως und vertheidigt den in Midiam §. 47 überlieferten νόμος als echt, worauf in der Besprechung von in Mid. 25 mit dem Scholion eine doppelte γρ. ὑβρ. festgestellt wird. Für die Privatklage auf ὑβρεως gibt es nur eine bestimmte Geldstrafe, die öffentliche Klage gewährt dem Kläger die Möglichkeit der τιμωρις. Daran reiht Z. einen erklärenden Commentar zur Rede in Cononem, der an fruchtbaren Bemerkungen reich ist.

Noch wäre neben einer evidenten Conjectur Wunderen zu Polyb. XII. 12. 2 der Abhandlung von W. Bruno zu gedenken: *de dictis VII sapientum a Demetrio Phalereo collectis*. S. 299—397. Es ist eine für die Geschichte der griechischen Philologien interessante Arbeit, mit der wir es hier zu thun haben. Bei Stobaeus nämlich γ 79. (l. 86 M.) findet sich eine Sammlung der Aussprüche jener sieben Weisen, die den Namen des Demetrius von Phaleron trägt. Dass dies Werk kein pseudographon sei, sondern vermuthlich ein Theil der *ὑπερμεγέλης* des Dem. wird auf Grund seiner sonstigen Schriftstellerei (und des Verlaufs der Peripatetiker überhaupt) plausibel gemacht. Mit Martin Schmidt wird nun die Überleitung auf Stobaeus durch die *συναρτάκια* des Didymos (des Heraclides Sohn) vermuthet. Da aber bei der bekannten traurigen Überlieferung des Stobaeus auch dieser Theil des Werkes arg entstellt ist, so sind die sonstigen Sammlungen von hohem Interesse. Vornehmlich gehört nieder Diogenes von Laërte, der seine Apophthegmensammlung indirect aus Demetrius — direct wahrscheinlich aus einem Excerpte des Epicureers Apollodoros (um 130) nahm. Näher am Originale, wie die Anordnung der Weisen und ihrer Sprüche zeigen kann, stehen zwei Pariser Sammlungen, von denen die eine — *Altere* — Boissonade aus einem cod. Par. 1630 zog, die andere — *jüngere* in Trimetern abgefasste — Wölflin aus einem cod. Par. 2720 gewann (ineditum) und dem Verf. zur Benützung überlies. Der ersten Sylloge scheint eine vorstobäische Quelle zugrunde zu liegen, sie selbst aber scheint von Einfluss gewesen zu sein auf andere Sammlungen, wie die des Aldus Manutius (1495) oder die von Walz aus einem cod. Vatic. DCCXI gezogene (Stuttg. 1862).

Nachdem solchergestalt die kritische Basis gesichert ist, wird im zweiten Theile der Abhandlung auf Grund der Überlieferung bei Stobaeus jeder einzelne Spruch kritisch beleuchtet und es werden die Belegstellen in möglichster Vollständigkeit gegeben. Man muss billig erstaunen über die umfassende Belesenheit, die dabei zutage tritt.

In einer eigenen appendix, werden die drei delphischen Sprüche *γνώθι σεαυτόν — μηδὲν ἄγαν — ἐγγία. ἀγαθὰ δ' ἔσθ' ἐπεὶ οὐκ ἔστιν ἄνθρωπος ἀφ' ὧν οὐδὲν ἄνθρωπος ἀφ' ὧν οὐδὲν ἄνθρωπος* behandelt. Bei den ältesten Gewährsmännern wird der Autor nicht genannt, erst Plato (Prot. 343 A) erzählt, dass sie von den sieben Weisen herrühren. Aristoteles endlich und Diodor schreiben die Inschrift auf der delphischen Säule dem Chilon zu. Von ihnen weichen die späteren Autoren ab, indem sie bald diesen bald jenen als Urheber bezeichnen.

Dies ist im wesentlichen der reiche Inhalt des Buches. Ich hoffe, dass man mich nicht tadeln wird, weil ich ausschließlich referierend verfahren bin und weniger die Argumente als die Resultate berücksichtigte.

Freistadt in Ob.-Ö.

J. M. Stowasser.

du Mesnil, Ciceros Rede für L. Flaccus, angez. von A. Kornitzer. 841

Ciceros Rede für L. Flaccus, erklärt von Ad. du Mesnil, Leipzig, Teubner 1883.

Es ist eine sehr dankenswerte Aufgabe, welcher der durch seinen Commentar zu Cic. de legibus bekannte Verfasser sich unterzog, die hinsichtlich der Exegese bisher vernachlässigte Rede Ciceros pro Flacco mit einem ausführlichen Commentar auszustatten. Die Arbeit wurde noch erschwert durch die große Unsicherheit des Textes. Bezüglich des Wertes und des gegenseitigen Verhältnisses der Hdsch. dieser Rede schließt der Verf. sich dem Urtheile Öttings an. Darnach sind die für die Kritik wichtigsten Behelfe zunächst die beiden Palimpseste, ein Ambrosianus und ein Vaticanus, ein cod. Bernensis (T), zahlreiche Schreibversehen und Glossen enthaltend, und ein cod. Salisburgensis (S), der viele willkürliche Änderungen zeigt. Von den beiden alten Ausgaben, der Nau-geriana und Cratandrina, die allein die §§ 75—83 enthalten, gibt Ötting der ersteren den Vorzug; ebenso M., mit der Einschränkung, dass § 78 Crat. die richtige Leseart biete: *aliter censuit* [Naug. *aliter ac censuit*]. Dem Commentar selbst ist eine umfangreiche überaus verdienstliche Einleitung vorausgeschickt, in welcher über den Process und die in demselben vorkommenden Personen mit erschöpfender Genauigkeit gehandelt wird. — Einen vollständigen kritischen Commentar zu liefern lag in des Verf. Absicht nicht, doch steht ein großer Theil der Noten im Dienste der Textkritik und werden alle irgendwie bemerkenswerten Emendationsversuche aus neuerer Zeit besprochen, worin M. nicht mit Unrecht einen Gewinn für die Erklärung des Sinnes der betreffenden Stelle sieht. Die Abweichungen vom Kayserschen Texte findet man p. 122 fg. zusammengestellt.

§ 58 extr. gibt M. mit Recht der La. *severe* den Vorzug (Vat. *vere*); *severe oppugnare* bildet einen trefflichen Gegensatz zu *benigne defendere*: „die Wahrheit des Angriffes ist unzweifelhaft, aber Ernst und Nachdruck fehlten“. — Schlagend weist M. § 63 die Unrichtigkeit der von Kayser und anderen aufgenommenen Conjectur *(tribunus) militum* (codd. *militem*) nach, da Flaccus als trib. mil. überhaupt nie in Gallien war, sondern nur einmal als gemeiner Soldat, das anderemal als Quästor. — Ebenso wird § 74 die hdsch. Lesart *cum mulierculis* gegen die von Kayser aufgenommene Conjectur *mulierum* mit guten Gründen geschützt. Fast durchwegs ist des Herausgebers Standpunkt gegenüber der Kritik ein conservativer, der ihn aber einmal wohl auch verleitet, ganz Unhaltbares stützen zu wollen. § 87 nämlich sucht er das überlieferte *moderari religioni suae* zu retten und erklärt *moderari* hier = „maßvolle Rücksicht auf etwas nehmen, dem Maße, der Maßbestimmung seines Gewissens folgen“ = *moderate cedere, obtemperare*. Doch durch ein solches Interpretations-Kunststückchen wird die Bedeutung des *moderari c. dat.* gänzlich verdunkelt und fast in ihr Gegentheil verkehrt; denn das Dativ-

object bei moderari, wie animo, iras, fortunae, linguae, bezeichnet immer dasjenige, was selbst gezügelt, beherrscht, im Zaume gehalten wird; in dieser einzig möglichen Bedeutung jedoch ist moderari religioni suae ganz sinnlos. Der Sinn, den die Stelle erfordert, ist folgender: Ihr habt erkannt, dass Lurco gegen Flaccus erbittert sei, trotzdem er gemäß seiner Würde bei der Zeugnisaussage seine Worte mäßigte. Die Conjectur orationi für religioni ist allerdings eine wohlfeile, aber sie genügt mindestens dem Sinne. Eine nach allen Richtungen hin befriedigende Besserung der Stelle ist noch nicht gefunden. — Was den Commentar selbst anbelangt, so ist derselbe mit außerordentlicher Gründlichkeit und Genauigkeit abgefasst. Die zahlreichen, zuweilen recht complicirten Rechtsfragen in dieser Rede werden in lichtvoller Weise erörtert. Nur möchte es scheinen, dass in einzelnen Fällen, wo die Noten, die, sei es solche Rechtsfragen, sei es historische Persönlichkeiten oder Thatsachen zum Gegenstande haben, zu förmlichen gelehrten Excursen sich ausdehnen, über das Maß des Nothwendigen und wohl auch des Wünschenswerthen hinausgegangen wurde. — Sehr reichhaltig sind die grammatisch-stilistischen Anmerkungen, die von gründlichster Kenntnis des Sprachgebrauches des Redners zeugen. Recht instructiv ist z. B. die Stellensammlung für plus bei Verben mit steigerungsfähigem Begriff § 76 p. 177, über den Gebrauch des Prädicates im Singular bei mehreren Subjecten, von denen eines im Plural steht § 11 p. 75 u. a. m. — § 56 p. 145 hätte in der Note in oppidum, quo in oppido, obgleich M. auf den ciceronianischen Sprachgebrauch sich beschränkt, doch vielleicht mit einem Worte Casars gedacht werden können, für den ja dieser Gebrauch besonders charakteristisch ist. — Nicht zutreffend scheint mir die Note zu § 32 ut una pars (classis) supra Ephesum, altera infra Ephesum navigaret. M. glaubt, dass hier supra und infra von der höheren und niedrigeren Lage zu verstehen sei, dass daher supra E. auf den höhergelegenen Süden der Stadt, infra auf den Norden sich beziehe. Doch scheint eine solche Auffassung unmöglich, weil dann Cicero allerdings in kaum verständlicher Weise sich ausgedrückt hätte. Es kann freilich nicht behauptet werden, dass supra schlechtweg die nördliche Lage bezeichne, wie bei uns 'oberhalb', da uns ja die Kartenzeichnung vorschwebt. Indessen lehrt die Verwendung von supra und des durchaus gleichwertigen super bei geographischen Bestimmungen, dass es zur Bezeichnung des (für den römischen Beobachter) darüber hinaus, jenseits Liegenden diene. Hieraus erwächst dann in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle allerdings die Bedeutung 'nördlich', wie Pomponius Mela § 12 super hunc (sinum Persicum) sunt Parthi et Assyrii, § 10 super Scytharum deserta u. ö. Plinius N. H. II. 77, (99) octogenis cubitis supra Britanniam intumescere aestus Pytheas autor est. Corn. Nepos Alcib. 9: Alcibiades — penitus in Thraciam se supra

Propontidem abdidit.¹⁾ Es dürfte daher auch an unserer Stelle *supra* vom Norden, und dem entsprechend *infra* vom Süden zu verstehen sein.

Von Druckfehlern ist das Buch ziemlich rein. Sehr störend ist nur ein Fall S. 105, wo die erste Zeile der Note links 'neuem Hass gegen ihn entbrannte' durch ein Versehen mitten unter lateinische Citate gerathen ist; die Worte gehören an die Spitze der Note auf S. 106.; S. 105. Z. 12. v. o. stört die Interpunction nach *earum*. p. 120. Z. 15. v. o. lies *Od. st. Or.*

Hernals, im Mai 1884.

Alois Kornitzer.

Die Lautgesetze der griechischen Lehnwörter im Lateinischen nebst Hauptkriterien der Entlehnung. Sprachwissenschaftliche Untersuchung von Dr. Günther Alexander E. A. Saalfeld. Leipzig, Wintersche Verlagsbuchhandlung 1884. XI, 131 SS. 8.

Herr Saalfeld fährt in der Ausnützung der griechischen Lehnwörter im Lateinischen für literarische Zwecke unentwegt fort. Thut er nicht dabei des Guten etwas zu viel? Wir hören, dass ein ausführlicher 'Tensaurus' (warum so affectiert für Thesaurus?) der Lehnwörter von ihm im Drucke sei. Vielleicht hätten die Zusammenstellungen des vorliegenden Heftes als Einleitung demselben einverleibt werden können. Die dann nothwendig gewordene knappere Form hätte nicht geschadet. Das hier Gebotene ist auf jeden Fall dankenswert. Freilich stehen nicht allzuviel Dinge darin, welche nicht schon andere oder auch Herr Saalfeld selbst früher gesagt hätten. Die Breite des Ausdrucks hat hie und da einer gewissen Unklarheit Vorschub geleistet. So auf S. 23 über die Schreibung *c* und *ch*. Auch Flüchtigkeiten sind nicht immer vermieden: von einem 'aeolischen Dialekte' (S. 56) kann man heute wohl kaum mehr reden, und dass das Suffix *-tor* 'mit *-ter* in *pa-ter* u. a. von der Grundform *-tar* stammt', ist auch nur cum grano salis zu verstehen. Darf man ein *i* wirklich 'unmessbar kurz' nennen, das z. B. in *nāvita* im Hexameter (Tibull I 10, 36) als vollwertige Kürze gemessen ward? In sprachwissenschaftlichen Dingen fordert mancherlei die Kritik heraus. 'Nasales *n* im Französischen' (S. 31, 33) sagt man allerdings, wie ich weiß, aber der Ausdruck ist auf jeden Fall unwissenschaftlich; zumal hat an der bezeichneten Stelle Herr Saalfeld sich aus der bekannten Verwechslung zwischen gutturalem *n* und Nasalvocal nicht herausgearbeitet. Dass Wörter wie *nauta*, *poeta* auf lateinischem Boden

¹⁾ In anderen Fällen ist die hievon verschiedene Bedeutung von *supra* sofort klar. Plin II. 73 Syene oppidum, quod est supra Alexandream quinque milibus stadiorum. An dieser auch von M. angerogenen Stelle ist *supra* sicherlich nicht, wie M. meint, von der höheren Lage zu verstehen, sondern es bedeutet 'darüber hinaus liegend, jenseits' — für den römischen Beobachter natürlich —, kommt hier also zur Bedeutung 'südlich'. —

auslautendes Nominativ-s verloren haben (S. 52), ist unrichtig. Ebenso wenig ist es möglich, dass in Lehnwörtern lateinisches s lautlich dem griechischen Spiritus asper entspricht. Herr Weiss hat 'Griechische Wörter im Lateinischen' S. 69 das richtig erkannt und die betreffenden Fälle durch den Hinweis auf volksetymologische Umdeutung zu erklären gesucht. Von Weisses Beispielen stehen bei Herrn Saalfeld nur zwei. Von ihnen ist bei *serpullum* = *ἑρπύλλον* die Anlehnung an *serpere* sehr wahrscheinlich. Das andere, *samartia*, ein gramatischer Ausdruck, stammt schwerlich aus dem griechischen *ἀμαρτία*, dem gerade die notwendige specielle Bedeutung des lateinischen Wortes durchaus mangelt. Auch Diefenbach *Origines Europaeae* 330 bemerkt für einen umgekehrten Fall ganz richtig, dass 'die organische Vertretung des anlautenden s durch den Spiritus asper bei einem wahrscheinlich spät aufgenommenen Lehnworte nicht wohl annehmen ist.' Auf *Orpheus* C. J. L. I 602 legt Herr Saalfeld S. 48 Gewicht, gerade wie Herr Sittl 'Die lokalen Verschiedenheiten' S. 55; in der Anzeige dieser letzteren Schrift, in der 'Zeitschrift für romanische Philologie' VI, 623, habe ich bereits auf Mommsens (*Hermes* XIV, 70) Auffassung hingewiesen, der die Form für verlesen aus *Orpheus* ansieht. Ich vermisste überhaupt bei Hrn. Saalfeld die Benutzung dieses wichtigen Mommsenschen Aufsatzes. Was S. 35 über *Clytaemestra* (dazu war auf Ritschl *Opuscula* II 497. 502 zu verweisen) im Verhältnis zu griechischen *Κλυταιμνήστρα* gelehrt wird, modificiert sich wesentlich nach dem, was neulich Herr Papageorgiu in der *Νέα Ἡμέρα* vom 31/12. April 1884 mitgetheilt hat: der Codex Laurentianus des Sophokles hat durchaus (an 33 Stellen) die Form *Κλυταιμνήστρα*, *Κλυτμήστρα* steht C. J. G. 6195; *Κλυταιμέστρα* auf Vasen des fünften Jahrhunderts C. J. G. 7701 = Gerhard *Antike Bildwerke* I 293; *Monum. dell' istit.* VIII pl. 15. Somit wird wohl die Frau Agamemnons selbst so geheißen haben. Unter den Kriterien für Entlehnung figurirt auf S. 11 auch die These: 'Lateinische Wörter sind entlehnt, wenn sich für dieselben keine lateinische Wurzel findet'. Mir scheint, dann müssten *pater*, *mater*, *frater* auch Lehnwörter sein. Auf S. 74 heißt es, *a* sei zu *ē* geschwacht 'vor *n* in *fenestra*, vor dem Sibilanten *s* in *festra*'. Aber letzteres ist doch erst aus ersterem entstanden! Das ist S. 94 und 100 richtig erkannt, an beiden Stellen aber verschieden erklärt; denn S. 94 liest man: 'Das *e* der Suffixform -*es* ist vor *s* geschwunden in *festra* neben *fenestra*'; S. 100 dagegen: 'Schwinden der Vocale neben Vocalen (*ἐκθλιψις*) findet sich in *fe-s-tra* neben *fen-es-tra*'. Die letzte Ansicht bekenne ich nicht zu verstehen: wo steht hier ein Vocal neben dem andern?

Herr Saalfeld hat sich um das von ihm gepflegte Gebiet unleugbare Verdienste erworben. Aber die Massenhaftigkeit seiner Production ist einer Vertiefung seiner Studien nicht förderlich

gewesen. Ein weiterer Ausblick über sein eng umgrenztes Feld hinaus und eine strengere Selbstkritik dürften seiner wissenschaftlichen Entwicklung förderlicher sein als immer wieder alten Wein in neue Schlauche zu füllen.

Graz.

Gustav Meyer.

Bartholomäus Krügers Spiel von den baurischen Richtern und dem Landsknecht. 1580. Herausgegeben von Johannes Bolte. Leipzig. Verlag von Carl Reissner 1884. XVI u. 136 SS. kl. 8°.

In einem zierlichen Facsimiledruck aus W. Drugulins Etahlissement wurde jetzt als Festschrift der Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin zum achten Jahre ihres Bestehens gewidmet, das zweite Drama Krügers allgemein zugänglich gemacht. Das erste hat Julius Tittmann in den »Deutschen Dichtern des 16. Jahrhunderts« (3 Bd.) 1868 drucken lassen. Da außerdem in Braunes »Neudrucke deutscher Literaturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts« die lustige Schwanksammlung von Barthol. Krüger »Hans Clawerts Werckliche Historien« (1587) durch Theobald Bachse herausgegeben wurde, ist es uns möglich, die Thätigkeit Krügers zu überblicken. Von seinem Leben wissen wir nur das wenige, was er uns selbst in den Vorreden und auf den Titelblättern seiner drei Werke gesagt hat. Er stammt aus dem Dorfe Spornberg bei Zossen in der Mark Brandenburg und war im Jahre 1580 Stadtschreiber und Organist in dem nahe bei seiner Heimat gelegenen Städtchen Trebbin. Das ist unsere ganze Kenntnis. Er hat ausgesprochenes Talent für das Drama, was wir besonders an dem vorliegenden Werke studieren können. Der ausführliche Titel desselben lautet: »Ein Neues Weltliches Spiel, Wie die Peterischen Richter, einen Landsknecht unschuldig hinrichten lassen, Vnd wie es ihnen so schrecklich hernach ergangen, Welche Geschicht vom Schleidano im Regenten buch beschrieben wird. Allen Richtern, Scheppen vnd sonst jedermennlichen ein Exempel, das vnser HErr Gott, das unschuldig Blutvergiessen nicht engestraffet lassen wil, gemacht Durch Bartholomeum Krüger von Spornberg, Stadtschreiber und Organist zu Trebyn, Genesis 9. Wer Menschen blut vergieust, des blut sol auch durch Menschen vergossen werden, etc. M.D.LXXX.« Wie schon aus diesem Titel zu entnehmen ist, schöpfte Krüger den Stoff zu seinem Drama aus dem Regentenbuche, nicht des Johannes Sleidanus, sondern des Georg Lauterbeck, Sleidanus hat kein solches Werk verfasst (Bolte S. VIII). Wir können die Ausführung an der Vorlage messen, denn Bolte hat in seinem Vorwort die betreffende Stelle abdrucken lassen. Krüger versteht es, die einzelnen Motive der kurzen Erzählung zu benützen und alles in Handlung umzusetzen. Er gibt dem einen Landsknecht, welchen er bei Lauterbeck vorfind, Hans Huen, einen Genossen

Nickel Ohnegelt, um leichter exponieren und alles dem Zuschauer zu wissen nothwenige durch Dialoge mittheilen zu können. Übermuthsgeschicht wird in der ersten *Scena* das bisherige Schicksal der beiden Landsknechte berichtet und des Geldes gedacht, welches Hans Hoen erbeutete. Sie wollen im Krug weiter schwatzen, möchten sich aber einen Braten dazu verschaffen und beschließen, einem Bauern die Hühner abzufangen; Nickel stellt seine Netze, während Hans zum Bauer hineingeht, ihn um 'ein Landsknecht gab' anzusprechen. In der zweiten *Scena* wird uns das gezeigt, es kommt zum Streit zwischen Hans und dem geizigen Bauern Heintz Damerou, wobei Heintz mit dem Schwerte gestrichen wird. Nickel hat wohl die Hühner aber nicht den Hahn gefangen, dadurch wird der Diebstahl sogleich verrathen und Heintz fasst Verdacht auf den Landsknecht. Durch diese *Scena* ist also die kleine Schuld motiviert, um derentwillen dann Hans sein Leben lassen musste; zugleich erhalten wir einige Bilder des damaligen Lebens¹⁾. Auch die dritte *Scena* gibt ein gelungenes Bild des Wirtshausstreibens; Laux Fulbauch der Wirt und Brigitta, seine Frau, sind gut charakterisiert; ihr Misstrauen gegen die verdächtigen Landsknechte entlockt Hans Huen das Geheimniß, dass er Geld besitze und bereitet dadurch das Folgende vor. Die Bauern werden nun durch Heintz Damerou aufgeboten, sie bewaffnen sich, um den Hühnerdieb zu fangen, was Krüger in humoristischer Weise schildert:

Cunz Kacheloffen.

*Daheim hab ich nichts in der eil
Ergreifen können, als den Pfeil,
Den Bogen auch von Hagedornen,
Damit ich wollt ihr viel erzörnen.*

Merten Fressebier.

*Ich hab ja ein hübsches Schwerdt,
Es ist noch wol ein gülden wert.*

Fritz Spillebacke.

*Vnd ich ein Knöbelspiess gar scharff,
Damit man nicht viel schertzen darff.*

Marx Sauerkol.

*Vnd ich ein hübsche Hellepart,
Die mir von meinem Vater wardt
Zur Hauswehr geben ewiglich,
Sie weicht vor keinem Putter stich.*

Matz Haberstro.

*Mit dieser Gabel hat erstochen
Mein kleiner Knecht vor eulich Wochen
Den Ratzenkönig, der da ist
Zweiköpffig in mein stall gewest.*

¹⁾ Vgl. Hans Zwiedineck von Südenhorst. *Bilder aus dem Leben der Landsknechte*. Stuttgart 1883.

Und nun ziehen diese kühnen Helden in den Krug, wo Hans Huen mit Nickel Ohnegeldt fröhlich zechen. Trotz der Warnung durch den Wirt, welcher natürlich sogleich von den neunhundert Kronen oder dreyu plaudert, umstellen sie Hans und nehmen ihn gefangen, Nickel drückt sich rechtzeitig davon. Diese fünf Scenen des ersten Acts sind Krügers freie Erfindung, denn bei Lanterbeck heißt es nur: „Es hat sich im 1537. Jar zugetragen, das ein Landtsknecht in ein namhaftig Dorff kommen . . . Alda haben die Bewrischen Richter, den Landtsknecht umb einer geringen sach willen, des lebens verdampt, Etliche sagen, das er ein grossen putzen Gelts gehabt, das sey die fürnemst ursach seines todts gewesen.“ Man sieht, wie gut es ihm gelang, die wenigen Motive in Handlung zu verwandeln, wenn auch nicht übersehen werden darf, dass manches Vorgestellte in der nächsten Scene wieder erzählt wird.

Auch der Actus II ist zum großen Theil Krügers freie Schöpfung und führt uns eine Gerichtsscene vor. Hans wird verhört, er kann es nicht glauben, dass man ihm wirklich an den Hals könnte, trotzdem „Quirinus der Münchu als Schriftgelehrter verkündigt

*Also sagt vnser Rechthuch halt,
Wer einem andern mit gewalt
Wird etwas nemen, klein vnd gross
Derselb am Galgen sterben muss.*

Er ist bereit sich mit Geld zu lösen, allein die Bauern wollen nichts davon hören, und da sie nun unter einander debattieren, und einige von der Hinrichtung abrathen, gibt Quirinus verblendet durch das Geld des Landsknechts den Ausschlag. Der Mordteuffel bläst ein und so wird Meister Fabian, der Henker gerufen. Selbst dem rohen Henkersknechte Franz ist *numb den Faellen leidtu*, die Bauern aber haben nur das Geld im Sinn. Die dritte Scene ist im Original vorgebildet, wenigstens hat Krüger die Rede des Landsknechts, welche bei Lanterbeck steht, nur in Reime gebracht. Da Hans alles vergeblich versucht hat, ladet er die Richter *vor Gotts gerichte voller gnaden wol hin in das Thal Josaphat*.“ Dann folgt die Hinrichtung, mit großem Realismus ausgeführt; der Mordteuffel stellt darüber seine Betrachtungen an. Das Geld des Landsknechts wird zur Freude des Mordteuffels getheilt. Ein Dialog zwischen dem Wirt und seiner Frau endet den zweiten Act und führt die Gedanken des Zuschauers über die wächserne Nase des Rechts aus.

Die übrigen drei Acte sind nun der Ausführung dessen gewidmet, was Lanterbeck mit kurzen Worten also berichtet: *Eher das ein Jar vergangen, sind jr vier aus diesem Gericht übermlich vmbkommen. Der erst ist vom Donner erschlagen. (a) Der under, als er in ein frölichen Gelag gewesen, ist er mit eim Schwoerd erstochen. (b) Der Dritte ist umb piberey*

willen erhenckt, (c) Der vierde, hat grosse marter und hat eines hefftigen Fiebers halben gehabt, darn als er starben must, gesaget Ich wil nit ins Thal Josaphat zu dem Landsknecht (d).

Diese vier Motive werden verwertet; das erste a ließ man nicht dramatisieren, der Tod Cuntzens wird bloß erzählt, der Leichnam gebracht und begraben, Gürgen Taubennest lädt die andern zum Todtenmahl, eine sehr geschickte Einführung des Motives, b Es wird dadurch Zusammenhang in die einzelnen überlieferten *Älge* gebracht. Der *Mordteuffel* gibt als Zwischenbemerkung immer den Rückblick, dass alles Strafe für die Hinrichtung des Landsknechts sei. Das Leichenmahl wird uns vorggeführt, es wird ein Kartenspiel vorgeschlagen, stößt aber auf Widerstand; endlich spielen sie doch, Fritz Spüelbacke betrügt, darüber entsteht Streit, Blasius Bundschuh ersticht den Fritz und *steufft daruon*. Die Zurückbleibenden prügeln *den Schultzen*, der *„Mordteuffel“* führt mit andern Teufeln einen grotesken Freudengesang an, welcher in vierstimmiger Composition dem Original- und dem *Faksimiledruck* außerdem in moderner Notenschrift beigegeben ist.

Der Schulze hat die Bauern beauftragt, nach dem entflohenen Blasius zu fahnden, wodurch Motiv b und c verknüpft werden, da Morten Fressebier statt seinem Auftrage nachzukommen, den Bürger Philargyrus zu berauben gedenkt. Es misslingt aber, er wird gefangen und verhört. Krüger hat einige retardierende Szenen am Schlusse des vierten und am Anfange des fünften Actes eingefügt, so wird wegen des Urtheils in Leipzig *angefragt*; es lautet auf Tod durch Erhenken. Mit noch größerer Ansführlichkeit als das erstemal wird das Ceremoniell der Hinrichtung dargestellt, dadurch ist die Wiederholung etwas verdeckt.

Das Motiv d bietet der Dramatisierung große Schwierigkeit, durfte jedoch nicht wie a bloß erzählt werden; Handlung sucht Krüger dadurch zu erzielen, dass er die Bauern um Meckamente für den Schulzen eilen lässt und so doch wenigstens Bewegung auf die Bühne bringt. Quirinus, der Mönch, sucht Gürgen Taubennest mit Gott zu versöhnen, dieser aber verzweifelt an Gottes *„barmhertzigkeit vnd gnad“* und fürchtet sich überdies vor dem Thal Josaphat, in welchem ihn der Landsknecht erwartet.²⁾ Er ruft den Teufel. Der *„Mordteuffel“* und *„Sathan“* sehen zu und holen ihn endlich; sie singen, doch fehlt der Haas und als solchen zwingen sie den Mönch herbei, dem alles sich bekrenzigen nicht hilft. Die Bauern, welche gegen die Hinrichtung des Landsknechts waren, schließen das Stück in angemessener Weise. Der Epilogus recapituliert noch einmal den *ganzen* Inhalt und spricht die Moral aus, welche nahe genug liegt.

²⁾ Die Scene lässt sich freilich mit dem Schlusse des Marloweschen *Faust* nicht vergleichen, obwohl sie Ähnlichkeit mit ihr hat.

Herr Bolte verdient unseren Dank für seinen Neudruck, welcher, wie es scheint, mit großer Sorgfalt veranstaltet wurde. Die Verse hat er durchgezählt. Im Vorworte sind die verbesserten Druckfehler angegeben, sowie die Verse mit überzähligen Silben; übersehen wurde der V. 2083, welcher einer Verbesserung bedarf: *Mit einem strick, denn ers verdienet hat*; man muss wohl 'mit'm' lesen, ähnlich ist V. 2108. Es folgen dann Anmerkungen, welche das Verständnis des Stückes vermitteln sollen und Parallelen herbeiziehen. Zu V. 232 *gezwagn* konnte auf Clawert (Neudrucke Nr. 33) S. 47 verwiesen werden.³⁾ V. 1482 ist wohl *Bruder: luder* zu schreiben statt *Brüder*, man erwartet den sing. Der Reim stört nicht, da Krüger durchaus nicht einreimt. V. 1787 *gantzer* ist wohl als comp. aufzufassen. V. 2408 die Teufel singen *in duro júbilo*, eine Parodie des *in dulci júbilo*.

Man pflegt Krügers weltliches Drama dem geistlichen nachzustellen (z. B. Scherer Allg. deutsche Biographie 17, 224), ob ganz mit Recht? denn für seine „*Action von dem Anfang und Ende der Welt*“ fand Krüger eine ziemlich feste Tradition vor, während er für sein weltliches Spiel selbständig erfinden musste. Jedenfalls ist Bartholomäus Krüger eine sehr interessante Erscheinung und der Neudruck erscheint völlig gerechtfertigt.

Lemberg, 23. Juli 1884.

R. M. Werner.

Deutsche Grammatik für die Unter- und Mittelclassen der höheren Schulen. Bearbeitet von Dr. O. Böhm. Wismar. Hinstorffsche Hofbuchhandlung. 1882. I. Theil: Sexta. Das Wichtigste aus der Grammatik VI + 38 S. II. Theil: Quinta bis Obertertia. Vollständige Grammatik. XIX + 119 S.

Übungsstoff zur Deutschen Grammatik für die Unter- und Mittelclassen der höheren Schulen von Dr. O. Böhm. Wismar. Hinstorffsche Hofbuchhandlung. 1882. I. Heft. Quarta und Quinta der Realschulen 60 S. II. Heft. Unter- und Obertertia der Realschulen 34 S.

Böhm hat nach dem Vorgange Engeliens seine für die unteren und mittleren Classen höherer Schulen berechnete deutsche Grammatik auf zwei Partien aufgetheilt: I. Das Wichtigste aus der Grammatik (bestimmt für Sexta, unsere Prima) und II. Vollständige Grammatik (bestimmt für Quinta bis Obertertia). Er geht hierbei von der Ansicht aus, dass der Schüler der Sexta fast gleichzeitig mit Erscheinungen aus allen Gebieten der deutschen Sprache sowohl im deutschen als auch im fremdsprachlichen Unterricht (lateinisch oder französisch) möglichst bald

³⁾ In diesem Nachdrucke S. 6 V. 138 ist *istz*: *sitz* zu lesen, statt *istz*. S. 29 Z. 6 muss es heißen *vor ein ander Dorff*. S. 40 Z. 8. *Betreugt* S. 60 Z. 30 steht *verhiessen ihm wol doppelten lohn*, Z. 38 jedoch: *ließ ihm das Botenlohn gefallen*; also neben einander masc. und neutr., was zwar bekanntlich begründet aber doch auffallend ist. S. 63 Z. 1 l. *wermen*. S. 64 Z. 4 *Hencken*.

bekannt und vertraut sein muss, dass also nichts weiter übrig bleibe, als das Wichtigste aus allen Theilen der eigentlichen Grammatik für diese Classe kurz zusammenzustellen und mit den nöthigen Übungsstücken zu versehen. Ref. gesteht, dass er eine solche räumliche Trennung durchaus nicht für nöthig hält, und ist der Ansicht, dass der Verfasser seinen Zweck ebenso gut, ja vielleicht besser erreicht hätte, wenn der I. Theil in den II. hineingearbeitet worden wäre. Denn da der II. Theil der Grammatik einen unleugbaren Fortschritt gegenüber vielen andern derartigen Lehrbüchern darin aufweist, dass er den grammatischen Lehrstoff in concentrische Kreise auftheilt, wobei das, was der Schüler auf einer untern Stufe gelernt hat, in der nächsten successive vertieft und erweitert wird, erscheint es geradezu als eine muthwillige Zerstörung dieses durchaus richtigen Lehrplanes, wenn der Unterrichtsstoff der untersten Classe aus dem Zusammenhang des Ganzen losgelöst und in einem eigenen Hefte vereinigt wird. Und doch wäre es ein Leichtes gewesen, die betreffenden Stellen am gehörigen Orte einzusetzen und am Rande mit der entsprechenden Classenziffer (VI) zu bezeichnen, wobei die Abfolge der zu nehmenden Paragraphen dem Ermessen des Lehrers hätte überlassen bleiben können. Auch leidet gerade dieser I. Theil an großer Unübersichtlichkeit, und es würde vielen Schüler schwer werden, vorkommenden Falls sich in seiner Grammatik Rath zu erholen; man sehe nur die Art und Weise, wie das Zeitwort zerpfückt wird, mit dem sich § 5; § 6, 2, 3; § 7; § 10 und § 11 beschäftigen, während in § 6, 1 das Fürwort, in § 8 und 9 Subject und Prädicat behandelt werden. Dieser Zerfahrenheit der Behandlung helfen die S. 36 f. beigefügten Wiederholungsfragen nur wenig auf.

Die „Vollständige Grammatik“ ist im allgemeinen nemlich frei von wesentlichen Irrthümern und Versehen. Nur die Seiten XV—XVIII und 1—9 bedürfen bei neuer Auflage einer nochmaligen aufmerksamen Durchsicht und Verbesserung; so ist die „Geschichte der deutschen Sprache“ stellenweise ungenau und jedenfalls für Schüler der unteren und mittleren Classen von Mittelschulen zu ausführlich; die auf S. 1—9 aus fremden Sprachen oder älteren deutschen Dialecten herangezogenen Beispiele sind mehrfach durch Druckfehler ersetzt. Unrichtig ist ferner die Erklärung der Brechung auf S. 9, die Definition des Ablautes auf S. 45, die Erklärung des schwachen Imperfects auf S. 43 und 47 etc.

Der auf zwei Hefte vertheilte Übungsstoff zur „Deutschen Grammatik“ ist nur für Realschulen und verwandte Anstalten bestimmt, weil hier die deutsche Sprache eine bedeutendere Stellung einnimmt als an Gymnasien. Er schließt sich der Grammatik enge an, ist durchaus praktisch angelegt und enthält eine reiche Auswahl guter Beispiele und Aufgaben.

Grundzüge der neuhochdeutschen Grammatik von Friedrich Bauer. 22. für Österreich bestimmte und mit Rücksicht auf die in Österreich amtlich eingeführte Orthographie bearbeitete Auflage. Herausgegeben von August Hofer. Nördlingen, Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung. 1883. XIV + 250 S.

Da vorliegendes Buch in seiner 21. Auflage bereits in dieser Zeitschrift (s. Jahrgang 1882, S. 763 ff.) eine ebenso sachgemäße als eingehende Besprechung erfahren hat, so erübrigt mir im allgemeinen nur hier darauf hinzuweisen, dass der Herr Herausgeber die a. a. O. gewünschten Verbesserungen durchgeführt hat und auch sonst bemüht war, die inzwischen beim Unterricht gemachten Erfahrungen nutzbringend zu verwerten. Dagegen bemerke ich im einzelnen, dass meinem Dafürhalten nach der Abschnitt „Rechtschreiblehre“ in etwas ungleicher Weise die in das Gebiet der Orthographie einschlagenden Dinge behandelt; denn während der Schreibung der Vocale und Consonanten nicht weniger als 31 Seiten (S. 184—316) gewidmet sind und das Detail die Hauptregeln fast überwuchert, ist die auf die Lehren der Syntax aufgebende Übersicht über die Verwendung der einzelnen Interpunctiionszeichen mit nicht ganz 4 Seiten (S. 220—223) bedacht und die Schreibung der Fremdwörter und Eigennamen ganz unberücksichtigt gelassen.

Eigennamen unterliegen freilich streng genommen nicht den Gesetzen der Orthographie. Jeder Name wird ebenso geschrieben, als ihn die Sprache schreibt, der er entnommen ist (Bordeaux, Shakespeare, Don Juan, Reggio, Batthyanyi, Pütrám, Aachen, Goethe), und es ist daher neben der (orthographisch allein richtigen) Schreibung des deutschen Eigennamens Weiß (Weiß) auch die Schreibung Weis, Waiss, Wais berechtigt, wenn der Träger dieses Namens sich so schreibt oder geschrieben hat. Eine Ausnahme von dieser allgemeinen Regel kann man jedoch erkennen: 1. in jenen Eigennamen, die obzwar fremden Ursprunges, doch schon in gänzlich deutscher Form erscheinen (Brüssel, Florenz, Konstantinopel, Mailand, Neapel, Olmütz, Prag, Venedig) und 2. in den aus dem Alterthum überlieferten Eigennamen. Diese werden dem herrschenden Schreibgebrauche nach, wenn sie lateinischen Ursprunges sind, in lateinischer Orthographie, stammen sie aber aus dem Griechischen, Persischen, Aegyptischen u. a., in der allgemein gebräuchlichen lateinischen Aussprache, doch mit deutscher Lautbezeichnung geschrieben, wobei meist der deutsche Laut z durch c wiedergegeben wird. (Juppiter, Cicero, Cornelius Scipio, Horatius Flaccus, Cannä, Hercules; Äakus, Äschylus, Platäa, Herakles, Ödipus, Darius, Krösus, Cyrus). Haben diese Eigennamen ihre (lateinische) Endung abgeworfen oder durch eine deutsche ersetzt, so folgen sie völlig der deutschen Orthographie (Horaz, Terenz; Phönizien).

Betreffs der Interpunctiionslehre hätte man entsprechende Ausführlichkeit und möglichste Berücksichtigung der gewöhnlich

vorkommenden Fälle um so mehr gewünscht, als die im k. k. Schulbücher-Verlage erschienenen „Regeln“ trotz ihrer sonstigen Güte, da sie eben ursprünglich nur für den Gebrauch an Volksschulen bestimmt waren und selbst in letzter Auflage die gehoffte Erweiterung nicht erfahren haben, Schüler und Lehrer an Mittelschulen oft genug im Stiche lassen. Statt jeder weiteren Bemerkung will ich nachstehend versuchen, aus dem zu eigenem Gebrauche gesammelten Materiale zusammenzustellen, was ich über den Gebrauch des Beistriches notiert, wobei ich nicht umhin kann zu gestehen, dass ich der verdienstvollen deutschen Grammatik meines Freundes Prof. Kummer manche feine Beobachtung entnehmen konnte.

Der Beistrich wird gesetzt:

I. Um satzähnliche Abschnitte zu trennen, und zwar:

1. Um das Anredewort von dem dazu gehörenden Satze abzusondern, z. B. Barmherziger Himmel, erbarme dich! — Was ist Dir, lieber Freund, widerfahren? — Umarme mich, mein Sohn!

2. Vor und nach einer Apposition, ausgenommen sie ist mit dem Beziehungsworte zu einem Begriff verschmolzen, z. B. Polykrates, der Tyrann von Samos, wurde von Orótes, dem Satrapen des Darius, an das Kreuz geschlagen. (Dagegen: Alexander der Große ließ sich göttliche Ehren erweisen. — O weh mir Armen!) Ebenso kann ein mit einer Präposition verbundenes Substantiv appositionelle Bestimmung sein und wird dann zwischen Beistriche gestellt, z. B. Der Aufenthalt auf dem Lande, besonders (und zwar, zumal) im Frühling, ist erquickend. Auch vor (und nach) den eine Aufzählung von Beispielen einleitenden formelhaften Fügungen: z. B., wie (z. B.), zum Exempel etc. ist Beistrich zu setzen, z. B. Der Ehrgeizige sucht oft auf unlautere Weise, wie durch Überhebung, Einschüchterung, Schmeichelei oder Herabsetzung, auch Anerkennung zu verschaffen.

3. Vor und nach einem dem Substantiv nachgestellten attributiven Adjectiv, wenn der Artikel, ein Pronomen oder eine adverbiale Bestimmung beigefügt ist, und vor und nach zwei oder mehreren nachgestellten attributiven Adjectiven ohne Artikel, z. B. Es wacht Roland, der junge. — Da stellt sich kein Zeuge, kein irdischer, ein. — Der Hauptmann führt im Schilde ein Röslein, roth von Golde, und einen Eber wild. — Ein Edelknecht, sanft und keck, tritt aus der Knappen zagendem Chor. (Dagegen: Es flog ein Vogel federlos. — Bei einem Wirte wundermüde, da war ich jüngst zu Gaste.)

4. Vor und nach zwei oder mehreren miteinander verbundenen Participien oder einem Participium, das eine nähere Bestimmung bei sich hat, z. B. Es schnob, beschneit und dampfend, die Pferde. — Zuweit getrieben, verfehlt die Strenge ihres wesen Zwecks, und allzu straff gespannt, zerspringt der Bogen. (Dagegen: Ich gebe scheidend die Befehle.)

5. Vor und nach den mit um zu, ohne zu, statt oder anstatt zu verkürzten Infinitivsätzen, z. B. Leb', um zu lernen, lern', um zu leben! — Sieh, keinen Tropfen Wasser schluckt das Huhn, ohn' einen Blick zum Himmel auf zu thun. — Er ist stolz, statt (anstatt) beschämt zu sein — Der Infinitiv mit oder ohne zu, als zu, wie zu wird nur dann durch Beistriche abgetrennt, wenn er eine nähere Bestimmung bei sich hat, z. B. Eine schöne Menschenseele finden, ist Gewinn; ein schönerer Gewinn ist, sie erhalten, und der schönst' und schwerste, sie, die schon verloren war, zu retten. (Dagegen: Ich hoffe zu siegen. — Anklagen ist mein Amt und meine Sendung. — Nicht hinter mich begehrt' ich mehr zu schauen)

6. Um den hervorgehobenen Satztheil oder ein Adverb, das die Stelle eines ganzen Satzes vertritt, von dem dazu gehörenden Satze abzutrennen, z. R. Die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn. — Ja, gut erzählen, das ist nun wohl meine Sache nicht. — Wohl ist sie schön, die Welt! — Nein, nein, ich kenne eure List. — Gewiss, es wird besser werden. — Nun, was ist zu thun? ¹⁾

Nach ja (nein) als steigender Partikel ist kein Beistrich zu setzen, z. R. Für Europa, ja für die ganze Erde ist das Mittelmeer als der Herd der Bildung zu bezeichnen.

7. Nach einer Interpunction und zwischen zwei oder mehreren aufeinander folgenden gleichen Wörtern eines Ausrufes in selbständigen Wunsch-, Befehl- und Rufsätzen, z. B. Ach, da reißen im Sturme die Anker. — O, ohne Grenzen ist dein Glück. — Mein Vater, mein Vater, jetzt fasst er mich an! — Weh, wehe, wehe!

Die Interpunction O wird von dem dazugehörenden Auredewort oder Ausruf nicht durch Beistriche getrennt, z. B. O Freund, das wahre Glück ist die Genügsamkeit. — O weh der Lüge!

II. In zusammengezogenen Sätzen, und zwar:

1. Zwischen den unverbundenen gleichartigen Satztheilen, z. B. Ein kleiner Mann, ein großes Pferd, ein kurzer Arm, ein langes Schwert, muss eins dem andern helfen.

Zwei attributive Adjectiva werden voneinander nur dann durch Beistriche getrennt, wenn sie im Verhältnisse der Beifordnung stehen, d. h. durch und verbunden werden können, z. B. Ein heiterer, offener Sinn gefällt. Wenn dagegen das zweite Adjectiv mit dem folgenden Substantiv zu einem Begriffe verbunden und diesem die Eigenschaft des ersten Adjectivs beigelegt wird, steht kein Beistrich, z. B. Ein rüstiger alter Mann (= ein rustiger Greis) kam herbeigeschritten. — Die röthlichgraue wilde Katze wohnt in hohlen Eichbäumen oder in

¹⁾ Consequent sollte man auch schreiben: Der Tod kommt gewiss; wann, das wissen wir nicht. Denn „wann“ vertritt hier die Stelle eines ganzen Satzes, nämlich der indirecten Frage: wann er kommen werde; doch das Regelbuch schreibt S. 20 auffallender Weise „wann?“ und dabei muss es wohl oder übel bis auf weiteres bleiben.

Felspalten. — In einer kleinen halben Stunde. — Alle edlen Menschen — Manche durch Unglück gebeugte Frau.

2. Zwischen den mit Conjunctionen (außer: und, sowie, wie auch, so — als, so — wie, oder, sowohl — als auch, entweder — oder, weder — noch) verbundenen gleichartigen Satztheilen, z. B. Die Menschen werden bald durch Krieg, bald durch Krankheiten heimgesucht. — Die Kerbthiere sind theils geflügelt, theils ungeflügelt. — Der Abend war schön, aber kühl. (Dagegen. Es waldet und siedet und brauset und zischt. — Asien ist die Wiege der Menschheit sowie (wie auch) der älteste Schauplatz der Geschichte. — Das Kameel wird von den Arabern ebenso treffend als (wie dichterisch „Schiff der Wüste“ genannt. — Man kann sich nur genug über die Menge sowohl als auch Manigfaltigkeit der Pflanzen verwundern.

Vor wie und als nach einem Positiv oder Comparativ steht kein Beistrich, wenn bei der Zusammenziehung des Vergleichungssatzes nichts als der verglichene Gegenstand übrig geblieben ist, z. B. Niemand ist höher zu schätzen als (wie) der Wert des Tages. — Auch wenn ein mit und verbundener Satz sich auf eine vorübergehende Conjunction bezieht, fällt der Beistrich aus, z. B. Als nun der Frühling in das Land kam und die Gebüshe sich belebten, da öffnete der Landmann sein Fenster. — Wird dagegen die Conjunction oder das Relativ wiederholt, so werden die Sätze als selbständig und werden dann regelmäßig durch Beistrich getrennt, z. B. Je reichlicher die Luft mit Dunst erfüllt ist, und je tiefer die Temperatur des kühlen Luftstromes unter der des Dunstes steht, desto ergiebiger fällt der Schnee. — Es war einmal ein Landmann, dessen Hauswesen aufs beste bestellt war, und dem alles trefflich vonstatten gieng.

III. In Satzverbindungen, um die einzelnen eng miteinander verbundenen kürzeren Glieder voneinander zu trennen, z. B. Der Mensch denkt, und Gott lenkt. — Im Mittelalter schrieb das Volk nicht, denn es las nicht; es las nicht, denn es hatte kein Buch. Ebenso wird der eingeschaltete oder nachgestellte Ankündigungssatz durch Beistriche von der Rede getrennt, z. B. „Wer heißt dich,“ fragte er, „ein so kühnes Wagestück unternehmen?“ — Niemand sei vor dem Tode glücklich zu preisen, soll Solon zu Krösus gesagt haben. — Bei nachgestelltem Ankündigungssatz wird der Beistrich nur als Vertreter des Punktes gesetzt; Frage- und Rufzeichen bleiben erhalten, z. B. „Etwas ist besser als nichts,“ dachte der Wolf; da verschlang er eine Mücke. — „Wer ist draußen?“ rief eine Stimme tief her aus der Hölle. — „Liefere die Waffen aus!“ schrie der mächtige König Xerxes dem Spartaner Leonidas. „Komm und hole sie!“ war die Antwort.

IV. In Satzgefügen, um die untergeordneten von den übergeordneten Sätzen zu trennen, z. B. Der Mensch ist verehrungswürdig, der den Posten, wo er steht, ganz ausfüllt.

V. In mehrgliedrigen Perioden, und zwar

1. Zwischen den einfachen Gliedern des Vor- und Nachsatzes, z. B. Säng' nicht das Vögelein mit munterm Schall,

Loserth, Hus u Wiclif. Gen. d. hus. Lehre, ang. v. F. M. Mayer. 855

blühten nicht Blumen allüberall, glänzte nicht nieder der Sterne Schein: möcht' ich auf Erden kein Wandrer sein.

2. Vor dem letzten mit und. oder an das Vorhergehende angeschlossenen Satz, z. B. Wo Freude und Eintracht herrschen, wo Aufrichtigkeit und Liebe wohnen, wo Liebe und Vertrauen sich begegnen: da ist häusliches Glück, und in solchem Hause findet man den Himmel.

In ähnlicher Weise wären auch die übrigen Unterscheidungszeichen zu behandeln. Vielleicht entschließt sich der Herr Herausgeber in der nächsten Auflage, die mit Rücksicht auf den im Juni 1884 erschienenen neuen Lehrplan für Gymnasien ohnedies eine stark veränderte Auflage werden dürfte, auch diese Partien seiner Grammatik zu Nutz und Frommen der Schule einer entsprechenden Um-, resp. Neubearbeitung zu unterziehen.

Wien.

Dr. Karl Stejskal.

Dr. Johann Loserth, Hus und Wiclif. Zur Genesis der husitischen Lehre. Prag und Leipzig 1884. VIII und 314 S.

Dieses Werk hat das große Verdienst, unwiderleglich nachzuweisen, dass Hus in Bezug auf das theologische Wissen, das er in seinen Tractaten niedergelegt hat, vollständig von Wiclif abhängig ist. In der Einleitung handelt Loserth von den älteren und neueren Ansichten über das Verhältnis des Hus zu der Lehre und den Schriften des Wiclif. Er nimmt hier alle Schriftsteller, welche über Hus geschrieben haben, durch und constatirt, dass die Zeitgenossen über das Verhältnis des Hus zu Wiclif richtigere Ansichten hatten, als spätere Geschichtschreiber; in der neuesten Zeit kehrte man langsam zur richtigeren, ältesten Ansicht zurück. Noch Neander und Krummel schlagen den Einfluss des Engländers auf den Böhmen sehr gering an; Berger, Schwab, Lechler, Tomek und Lenz betonen den Zusammenhang schon stärker, wenn sie auch noch immer den selbständigen Charakter der husitischen Bewegung mehr oder minder hervorheben.

Loserth theilt seine Arbeit in zwei Theile: im ersten behandelt er in neun Capiteln „den Wiclifismus in Böhmen bis zu seiner Verurtheilung durch das Concil in Constanz“. Die Ursachen der kirchlichen Bewegung liegen in der Zeit K. Karls IV., unter welchem sich die Stiftungen und Gründungen außerordentlich vermehrten, worüber schon Tomek in seinem *Dějepis Prahy III.* interessante Mittheilungen gemacht hatte. Mit dem übermäßigen Reichthum des Clerus gieng die Verderbtheit desselben Hand in Hand: Karl IV. sah dies mit Trauer, aber um zu helfen wendete er unrichtige Mittel an: er schüttete immer wieder Reichtümer auf die Geistlichkeit aus, gründete neue Pfründen und häufte die unsinnigsten Reliquien in Prag an. Loserth behandelt dann die sogenannten Vorläufer der husitischen Bewegung, Konrad von Waldhausen, Milicz von Kremsier, Adalbert Ranconis, Thomas

von Štítuň u. A. Um die Wende des 14. Jahrh. war Hus bereits mit den philosophischen Schriften Wiclifs vertraut, seit 1403 kam er in Böhmen als Verbreiter der Lehren des Engländers auf, und von da an fasste die Wiclifs im Lande immer tiefere Wurzeln. Ihre Äußerungen waren aber bis zum J. 1409 immerhin noch gemäßigt; erst als Hus den Abzug der deutschen Professoren und Studenten aus Prag bewirkt hatte, durchbrach sie alle Schranken. Auch in Husens Schriften tritt dies zutage. Nur vereinzelte Gedanken und Redewendungen, sagt Loserth, hat er in der allerdings nicht großen Zahl seiner bisherigen Schriften seinem Meister entlehnt, seine lateinischen Schriften der nächsten Jahre sind nichts als ein dürftiger Auszug aus der reichen Schatzkammer des englischen Theologen. In eingehender Weise behandelt Loserth in den folgenden Capiteln den weiteren Verlauf der Bewegung, die Verbrennung der Bücher Wiclifs, den Ablassstreit in Prag 1412, die Verbannung des Hus, der sich dann auf Konstanz bei Johann von Austri aufhielt und dort den Tractat *de ecclesia* schrieb, der in seinen dogmatischen Theilen ganz und gar aus Wiclifs Schriften stammt. Das letzte Capitel des Loserthschen Buches handelt von Hus und der Verurtheilung des Wiclifismus.

Im zweiten Buche liegt ohne Zweifel der Schwerpunkt des Werkes; darin handelt Loserth von dem Wiclifismus in den Schriften des Hus. Hier werden mehrere Tractate des böhmischen Reformators mit Werken des Wiclif verglichen und diese Vergleichung führt zur Erkenntnis, dass Husens Schriften ganz aus Wiclif entlehnt sind, dass Hus fast nichts als sein geistiges Eigenthum in Anspruch nehmen darf. Vor allem handelt es sich um den Tractat *de ecclesia*, welcher als der bedeutendste anerkannt wurde und Feinden und Gegnern immer einen mächtigen Respekt eingeößt hat. Nach dem Ausspruche eines protestantischen Kirchenhistorikers enthält er eine Zusammenfassung aller theologischen und speciell kirchlich reformatorischen Ansichten Husens. Wenn man nun die Stellen, welche Loserth aus Hus und Wiclif einander gegenüberstellt, vergleicht, so ersieht man leicht, dass für Hus nichts übrig bleibt. Die ersten drei Capitel, welche von dem Begriffe der Kirche handeln, sind wörtlich aus dem gleichnamigen Tractate Wiclifs herübergewonnen; die Capitel 4 bis 6 stammen ebenfalls aus Wiclifs Tractat *de ecclesia*, doch auch aus der Abhandlung *de fide catholica*. Für die folgenden Capitel hat Hus auch vieles aus Wiclifs Tractat *de Christo et suo adversario Antichristo* genommen, aus dem sich übrigens auch Stellen in Husens Predigten wiederfinden. Husens Abhandlung *De abnacione temporalium a clericis* stammt der Hauptsache nach aus Wiclifs Tractat *de ecclesia*; für seine Abhandlung gegen den päpstlichen Ablass hat Hus drei Schriften Wiclifs ausgeschrieben. Loserth führt noch eine Reihe von Schriften Wiclifs an, die Hus entweder wortgetreu oder nur mit geringen Änderungen in seine

geistigen Besitz gebracht hat. Das Merkwürdigste ist aber jedenfalls der Umstand, dass Hus im Sinne hatte, eine Predigt, welche nicht ihn, sondern Wiclif zum Verfasser hatte, vor den auf dem Concile zu Constanx versammelten Vätern als seine eigene zu halten. Es ist dies die Predigt *de pace*, welche theilweise Wort für Wort mit einer Predigt übereinstimmt, die sich in Wiclifs Predigtsammlung findet; doch benützte Hus auch drei andere Tractate Wiclifs in ausgiebiger Weise.

So zahlreich die Stellen sind, welche beweisen, das Hus ganz und gar von Wiclif abhängig ist, so nennt Loserth sein Beweismaterial doch nur Stichproben, die sich leicht vermehren ließen. Es gibt, sagt er, noch Punkte genug, in denen sich Hus die Ausführungen Wiclifs Wort für Wort zu eigen gemacht hat: in seiner Lehre von den Quellen des christlichen Glaubens, von der Kirche und deren Verfassung, von der Kirchenregierung, der Prädestinationslehre und deren Consequenzen, von der Sünde und dem Einflusse derselben auf die kirchlichen und bürgerlichen Institutionen, in der Lehre von den Sacramenten . . . und endlich in allen seinen sehr ernst gemeinten Bestrebungen um die Hebung und Besserung der kirchlichen Zustände in seinem Vaterlande ist er ein ganzer Jünger Wiclifs. Die englischen Verhältnisse überträgt er auf die böhmischen; er begnügt sich oft, nur an die Stelle, wo Wiclif *Anglia* schreibt, ein *Boemia* zu setzen und den *rex Anglorum* in einen *rex Boemorum* zu verwandeln. Oft nimmt er die Entlohnung capitelweise vor; häufig sind es aber freilich nur einzelne Sätze, dann aber immer Lehrsätze und Definitionen. Man kommt zu derselben Ansicht, welche der Engländer John Stokes auf dem Constanzer Concil äußerte: Hus möge sich doch dieser Schriften und Lehrmeinungen nicht als seines Eigenthumes rühmen, da sie doch dem Wiclif angehören, dessen Pfad er wandle. Zu dieser Ansicht, welche zu Husens Lebzeiten Einigen klar gewesen, führt uns Loserth wieder zurück, nachdem die Wahrheit lange Zeit verdunkelt war. Der Tod des Hus hat eben sein Verhältniß zu Wiclif mit einem Schleier bedeckt: „Die Flammen, welche am 6. Juli 1415 mit mächtiger Lohe aus dem Holzstoß zu Constanx hervorschlügen, zeigten der Nachwelt die Gestalt des Hus in hellerer Beleuchtung als die seines englischen Collegen. Nur tief im Hintergrunde gewahrte man seither noch den Schatten jenes Mannes, für dessen Lehre Hus den Scheiterhaufen bestiegen, Johannes von Wiclif.“

Loserths Arbeit ist eine gediegene Leistung, die der Beachtung aller Geschichtsfreunde gewiss sein darf. Er selbst sagt, dass er seinen Gegenstand nicht erschöpft habe; aber er hat den Weg gewiesen, auf dem dies geschehen kann. Das Resultat der weiteren Forschung wird sicher kein anderes sein, als das uns Loserth in seinem neuesten Buche vorführt.

Dr. J. Loserth, Leitfaden der allgemeinen Geschichte für die unteren und mittleren Classen der Gymnasien, Realschulen und verwandter Lehranstalten. Wien, 1884 Verlag von K. Gräser. I. Theil: Das Alterthum IV und 104 S.; II. Th.: Das Mittelalter 76 S. III. Th.: Die Neuzeit 114 S.

Seinem Grundriss der allgemeinen Weltgeschichte für Ober-gymnasien, Oberrealschulen und Handelsakademien (8 Theile, Wien 1881, K. Gräser) hat Loserth nun auch einen für die unteren Classen der Mittelschulen bestimmten Leitfaden folgen lassen. Loserth hegt mit sehr vielen anderen, zu denen auch Refertent gehört, die Überzeugung, dass das Lehrbuch nur den unumwänglich nöthigen Lehrstoff zu geben habe und die weitere Ausführung, die Vertiefung des Materials Sache des Lehrers sei; daraus erklärt sich der verhältnismäßig geringe Umfang seines Leitfadens, der nirgends etwas überflüssiges enthält. Das Streben nach Kürze ist in den letzten Jahren auffallend bemerkbar gewesen; wir haben es ja miterlebt, dass dickleibige, von Gelehrsamkeit strotzende Lehrbücher mit jeder neuen Auflage an Umfang einbüßten und brauchbarer wurden. Kürze wird aber freilich nur dann ein Vorzug für ein Lehrbuch sein, wenn es den vorgeschriebenen Stoff enthält und durch die Kürze nicht die Deutlichkeit und Verständlichkeit verloren hat. Ich muss gestehen, dass mich Loserths Leitfaden in dieser Beziehung vollauf befriedigt hat. Das Buch schließt sich ganz an die gesetzlichen Normen für den geschichtlichen Unterricht in den unteren und mittleren Classen der Mittelschulen an. Der aufgenommene Stoff ist richtig vertheilt: so entfallen im ersten Bändchen auf das Geographische und die Geschichte der orientalischen Völker nur 19 Seiten, die übrigen 80 Seiten sind den Griechen und Römern gewidmet; der Geschichte der Orientalen, die für den Jugendunterricht niemals den gleichen Wert mit der der classischen Völker erlangen wird, ist mit Recht ein sehr geringer Raum gegönnt. Bei der Verwendung der Sagen scheint der Verf. auf den Lehrstoff der deutschen Lesebücher Rücksicht genommen zu haben; Sagen, die in allen unseren Lesebüchern erzählt werden, sind kurz und bündig dargestellt; Anekdoten ohne historischen Wert sind nicht aufgenommen, andere kurz angedeutet. Man betont mit Recht, dass auf der unteren Stufe die biographische Erzählung stärker hervortrete; auch dieser Forderung kann der Lehrer mit dem vorliegenden Leitfaden gerecht werden, wenn auch in dieser Beziehung im zweiten und dritten Bändchen etwas mehr hätte gethan werden können.

Der geringe Umfang des zweiten Bändchens ist u. A. auch dadurch hergestellt worden, dass beispielsweise die Geschichte von Skandinavien, Rußland nicht vorgeführt wird. Ich halte dies für einen ganz richtigen Vorgang. Es lässt sich ja auch gar nicht einsehen, welchen bildenden Wert ein Umriss der Geschichte

dieser Länder — und mehr könnte bei der beschränkten Zeit nicht gegeben werden — auf der unteren Stufe haben sollte. Und auf die Aneignung einer möglichst großen Menge von Daten kommt es ja nicht an. Man beschränke hier ohne Scheu den Lehrstoff, verwende die Zeit auf hervorragende Thatsachen und man wird dadurch für die Bildung mehr thun, als durch Herbeiziehung ferne liegender Dinge. — Im zweiten Bändchen sind die Kreuzzüge mit Recht nicht in unmittelbarer Folge, sondern im Rahmen der Zeitverhältnisse dargestellt; auf die österreichischen Verhältnisse ist hier wie im dritten Bändchen in genügender Weise Rücksicht genommen. Die Gliederung in Haupt- und Nebenpartien ist in allen drei Theilen gelungen: das Wesentliche eines größeren Abschnittes tritt durch die scharfe Gliederung sehr deutlich hervor. Es lassen sich sehr zahlreiche Fragen scharf formulieren und der Schüler ist im Stande, eben so scharf abgegrenzte Antworten zu geben. Ein anderer Vorzug vor ähnlichen Leitfäden liegt in der einfachen, natürlichen Schreibweise. Lange Perioden sind ganz vermieden, sprachliche Unrichtigkeiten finden sich nirgends; die Darstellung verläuft in kurzen, allgemein verständlichen, nicht durch Fremdwörter verunstalteten Sätzen.

Der Druck ist groß, sehr deutlich und sauber, die sonstige Ausstattung einfach und in soferne nicht bestechend, als weder Bilder noch Karten beigegeben sind. Einen Leitfaden der allgemeinen Weltgeschichte zu illustrieren, scheint mir jetzt, da langjährige vorzügliche Bilder in jeder Mittelschule vorhanden sind und selbst die Wände der Schulzimmer zieren, nicht notwendig zu sein. Wollte man, wie dies geschehen ist, bloß die Architektur berücksichtigen, so würde man einseitig werden und durch Aufnahme von Vielerlei würde man wieder den Charakter des Buches zu stark ändern. Und schließlich, aus wenigen, vielleicht schlechten Holzschnitten lässt sich doch nichts Rechtes lernen. Auch der Mangel an Karten ist nicht zu tadeln. Selbst wenn jedem Bändchen eine Karte beigeheftet wäre, müsste der Schüler doch immer noch einen historischen Atlas besitzen. Und darauf, dass jeder Schüler seinen historischen Atlas habe, kann man heute um so eher dringen, als in der letzteren Zeit derartige Lehrmittel von guter Qualität und sehr billigem Preise erschienen sind.

Nach meinem Urtheile ist Loserth's Leitfaden ein mit Überlegung und praktischem Sinne ausgearbeitetes Lehrbuch, mit dem sich das Lehrziel vollständig erreichen lassen wird. Nicht unerwähnt darf schließlich bleiben, dass der Preis des Buches (carton. à 50kr.) ein außerordentlich niedriger ist.

Einleitung in die theoretische Physik. Vorlesungen gehalten an der Universität zu Königsberg von Dr. F. Neumann, Professor der Physik und Mineralogie. Herausgegeben von Dr. C. Pape, Prof. der Physik an der Universität zu Königsberg. Mit in den Text gedruckten Figuren. Leipzig 1883. B. G. Teubner. Preis 2 II

Es muss mit Freude begrüßt werden, dass die Vorlesungen über verschiedene Capitel der Physik, welche der berühmte Professor Dr. F. Neumann an der Königsberger Universität in früheren Jahren gehalten hatte und welche viel dazu beigetragen haben, unsere Lehrer der mathematischen Physik auszubilden, nunmehr veröffentlicht werden. Bereits im Jahre 1881 erschienen die Vorlesungen Neumanns über Magnetismus im allgemeinen, die magnetische Induction im besonderen. In denselben finden wir, wie schon seinerzeit gebührend hervorgehoben wurde, einen seltenen Reichthum von originellen Anschauungen, die in meisterhafter Weise dargelegt werden. Professor Neumann ist eben nicht Forscher allein, er ist im besten Sinne des Wortes Lehrer der Physik und ist als solcher stets bestrebt gewesen, die physikalischen Details nicht durch analytische Entwicklungen subtiler Natur zu verdecken, wie es leider auch von manchem der bedeutendsten Physiker der Jetztzeit zu geschehen pflegt, sondern die mathematische Deduction als Mittel zum Zwecke betrachten.

Denselben Typus der Darstellung treffen wir auch in dem vorliegenden Buche an, das mit Erlaubnis Neumanns von einem seiner begabtesten Schüler, Professor Pape in Königsberg, ediert wurde. Es enthält dasselbe die Grundlehren der analytischen Mechanik starrer, flüssiger und gasförmiger Körper, und zwar nach Vorlesungen zusammengestellt, die Neumann im Wintersemester 1858/59 gehalten hat.

Wie es einer gediegenen Lehrmethode entspricht, hat Professor Neumann in der Behandlung der Mechanik von concreten Fällen seinen Ausgangspunkt genommen; es ist speciell die Wirkung der Schwerkraft, welche an die Spitze dieser Vorlesungen gestellt wird. Die eigentlichen Grundsätze der analytischen Mechanik werden erst successive an der Hand von Beispielen entwickelt. Was wir an den vorliegenden Vorlesungen ungemein hoch schätzen, ist der Umstand, dass durchwegs in denselben neben der Theorie auf die Experimente und Messmethoden verwiesen wurde, welche zur Verificierung der ersteren dienen oder aus denselben als nothwendige Konsequenzen resultieren. Dadurch erhält die ganze Darstellung einen rein physikalischen Charakter.

In dem ersten Capitel, welches von den Wirkungen der Schwerkraft handelt, treffen wir die Probleme des freien Falles, des Wurfes und allgemeine Sätze der Curvenbewegung; sodann in ausführlicher Darstellung die Theorie des einfachen und zusammengesetzten Pendels. An

dieser Stelle werden die Methoden auseinander gesetzt, welche zur Bestimmung des Trägheitsmomentes eines Körpers von bestimmter Gestalt und von gegebenen Dimensionen dienen. Hierbei sind die Besselschen Arbeiten über die Bestimmung der Schwerkraft, die noch heute das Fundament der diesbezüglichen Messungen bilden, eingehend berücksichtigt. Die Reduction der Pendelbeobachtungen auf den leeren Raum, die aus einem hydrostatischen und einem hydrodynamischen Theile besteht, wird in ihren Grundzügen übersichtlich dargestellt. Im weiteren treffen wir die Lehre von der Centrifugalkraft und deren Anwendung auf die Rotation der Erde, die Theorie der Keplerschen Gesetze, die Methoden zur Bestimmung der Erddichte. Der Schluss dieses ersten Capitels bildet eine eingehende Erörterung der Theorie der Wage und der Wägungen.

Im zweiten Capitel kommt die Hydrostatik, im dritten die Aerostatik zur Behandlung. Hier ist zu bemerken, dass die Lehre von der Capillarität nicht aufgenommen wurde, obwohl Professor Neumann im erwähnten Jahre die Grundzüge der Laplaceschen Theorie in seinen Vorlesungen zur Sprache brachte. Der Grund der Nichtaufnahme der Capillaritätstheorie in diese „Vorlesungen“ war der, dass Neumann die Gauss'sche Theorie der Capillarität zu anderer Zeit ausführlich vortrug und eine gemeinschaftliche Veröffentlichung dieser beiden Theorien wünschenswert ist. Referent sieht denn auch dieser Schrift mit freudiger Erwartung entgegen; die deutsche physikalische Literatur ist — wie jeder mathematische Physiker zur Genüge weiß — eben nicht reich an gelungenen Darstellungen der Capillaritätstheorie. In der Hydrostatik hat Professor Neumann mit großer Ausführlichkeit das Problem der Ebbe und Flut erörtert; in der Aerostatik wird unter anderem gezeigt, dass die Gestalt der Atmosphäre jene eines stark abgeplatteten Rotations-Eilipsoides ist.

Erst im vierten Capitel finden wir die analytische Darlegung des Satzes von der Erhaltung der Kraft und die Einführung der Kräftefunction. Von dem Principe der Erhaltung der Energie wird im Folgenden in einer großen Zahl wichtiger Fälle Anwendung gemacht, so z. B. in der Hydrodynamik, welche im folgenden Capitel abgehandelt wird. Hierbei ist auf die fundamentalen Versuche von Daniel Bernoulli Rücksicht genommen worden. Eingehend werden in der Dynamik flüssiger Körper die *contractio venae*, die Lehre vom hydraulischen Drucke, der Ausfluss aus Gefäßen mit Diaphragmen und die Reaction eines Wasserstrahles besprochen. Hier wird man eine Reihe von interessanten Entwicklungen finden, die mit ziemlich wenig mathematischen Hilfsmitteln in eleganter Weise vollzogen werden. Zum Schlusse der Hydrodynamik hat Prof. Neumann der Bewegung der Flüssigkeiten in engen Röhren, also den Poiseuilleschen Forschungen seine Aufmerksamkeit zugewendet.

In der Aerodynamik wird zunächst die innere Kräftefunction dargestellt, dann erst werden die Formeln für den Ausfluss von Gasen entwickelt. Von Interesse sind unter anderem in diesem Abschnitte auch die Betrachtungen über die Reaction eines Gasstrahles und über den Verlust an lebendiger Kraft beim Ausströmen durch Ansatzröhren von verschiedenem Querschnitt.

Man wird in dem vorliegenden Buche vielleicht weniger sachlich Neues finden, aber in um so bedeutenderem Grade durch die meisterhafte Art der Darstellung, die im ganzen Verlaufe des Buches als originell bezeichnet werden kann, befriedigt werden und es wird in dieser Beziehung der Fachmann und Lehrer aus dem vorliegenden Buche viel Neues schöpfen können. Wir können dieses Werk, an welches sich hoffentlich bald die übrigen Vorlesungen Prof. Neumanns reihen werden, den theoretischen Physikern wärmstens empfehlen.

Wien.

J. G. Wallentin.

Methodischer Leitfaden für den Unterricht in der Naturgeschichte im engen Anschlusse an die neuen Lehrpläne der höheren Schulen Preußens bearbeitet von Professor Dr. *Hail* Oberlehrer am Realgymnasium zu St. Johann und Lehrer am Seminar der höheren Töchterschule zu Danzig. Botanik Heft 1. (Cursus I—III) Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, Fress Verlag R. Reisland, 1883. 8°. XIV. und 148 SS. mit 103 in den Text gedruckten Holzschnitten und 2 Tafeln. Preis 1 Mark 20 Pf.

Baill's methodischer Leitfaden macht sich vortheilhaft bemerkbar durch zweckmäßige Anlage, durch streng logische Behandlung des Lehrstoffes, endlich durch glückliche Anpassung an das Fassungsvermögen des Schülers. Man sieht, dass dem Autor gründliche, durch vielfaches Selbstuntersuchen erworbene Kenntnisse, so wie eine vieljährige Erfahrung auf didaktischem Gebiete zu Gebote stehen. Die Beschreibungen der einzelnen behandelten Arten sind sehr präcis und regen den Schüler mehrfach zum Selbstbeobachten an. Die Auswahl der Pflanzenspecies kann mit Rücksicht auf die Flora von Norddeutschland eine zweckmäßige genannt werden; der Abriss der Terminologie hebt das wichtigste in correcter Form hervor, in der Einleitung finden sich über das Sammeln von Pflanzen für den Unterricht, so wie über die praktische Einrichtung von Schülerherbarien beachtenswerte Angaben. Seinen Vorzügen entsprechend, fand das erste Heft des vorliegenden Leitfadens in Preußen eine so wohlwollende Aufnahme, dass schon nach wenigen Monaten eine zweite Auflage nöthig wurde. Ein für die höheren Classen berechnetes zweites Heft soll bald erscheinen. Wir behalten uns vor, auf dasselbe seiner Zeit ausführlicher zurück zu kommen.

Wien.

H. W. Reichardt.

Dr. C. Baenitz, Lehrbuch der Zoologie in populärer Darstellung. Nach methodischen Grundsätzen für gehobene Lehranstalten sowie zum Selbstunterrichte bearbeitet. Mit 792 Abbildungen auf 652 in den Text gedruckten Holzschnitten. Fünfte vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Stubenrauch, 1884.

Die leitenden Grundsätze, nach welchen der Verf. vorgeht, sind die allgemein anerkannten, dass mit der Beschreibung einzelner Thiere als Repräsentanten der Hauptgruppen begonnen und von diesem Grunde aus das Wissen in den späteren Cursen erweitert und vertieft wird. Dazu werden zahlreiche meist gut ausgewählte und trefflich ausgeführte Holzschnitte gegeben. Papier, Satz, Druck ausgezeichnet. So weit wäre alles gut. Nun kommt aber das Bedenkliche.

Von demselben Verfasser, wahrscheinlich einem wohlbekannten Schulmanne, werden noch Lehrbücher der Botanik, Mineralogie, Chemie und Physik angekündigt, welche zum Theil in achter Auflage erschienen sind, ja die Physik für Volksschulen in elfter. Ich habe mich leider noch nie getäuscht, wenn ich an die Prüfung eines Werkes eines solchen vielseitigen Tausendkünstlers mit banger Erwartung gieng, und spreche es abermals aus, dass man, um ein Schulbuch zu schreiben, nicht bloß ein Pädagog, sondern auch, und zwar vor allem ein Fachmann sein muss. Ist das nicht der Fall, fehlen dem Zusammensteller selbst die Anschauung und die speciellere, über das Schulwissen hinaus gehenden Kenntnisse, so macht er Fehler, welche zwar den meisten, die sich des Lehrbuchs bedienen, entgehen, aber Schnitzer sind und bleiben. Wie gewöhnlich ist unser Verf. in der höheren Thierwelt besser als unten orientiert; ich werde mir daher erlauben, aus dem Bereiche der wirbellosen Thiere einige Verkehrtheiten anzuführen. Der Satz: „bei den Insecten wird das Blut aus dem Rückengefäß in die kleineren Gefäße getrieben, welche zur Seite des Rückengefäßes liegen; aus denselben kehrt es in das Rückengefäß zurück“ zeigt, dass der Verf. von dem Blutlauf der Insecten kaum eine Vorstellung hat. Er hat die Abbildung, welche er gibt, nicht verstanden und hält die punctierten Linien, welche die Richtung der freien Blutströme in der Leibeshöhle bezeichnen, für die Conturen der „kleinen Gefäße“! (S. 309.) Die Vierkiemer besitzen „acht kurze Arme ohne Saugnapfe“ (S. 251). „Aus den Gliedern“ der *Taenia coenurus* bilden sich die Quessen (S. 243). Die Spinnenthiere vermehren sich „gewöhnlich“ durch Eier (S. 234). Und außergewöhnlich durch? Das Gehirn der Säugethiere „unterscheidet sich sehr wesentlich vom menschlichen Gehirn“ (S. 293). In der Leistung sicher; aber im Bau, von dem dort die Rede sein soll? Welcher Sinn ist wohl in dem Satze: „Der einzelne Schwamm wird als ein stark zusammengewachsenes, nicht scharf unterschiedenes Einzelwesen betrachtet“ (S. 232)? Das ist einfach Unsinn.

Straßburg.

Oscar Schmidt.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Die Eintheilung der Substantiva nach ihrer Bedeutung.

Die meisten Sprachlehren lassen dem Abschnitte über die Flexion der Substantiva eine Übersicht derselben nach ihrer Bedeutung (Eigennamen, Gattungsnamen usw.) vorangehen.

Welche Berechtigung eine solche Classification in einer Grammatik überhaupt, welchen Wert sie für die intellectuelle Bildung der Schüler in einer Schulgrammatik insbesondere habe, ist nicht sofort einleuchtend. Allerdings stehen Wortbildung, Genus, Flexion und Artikelverbindung der Substantiva häufig in innerem Zusammenhange mit der Bedeutung, aber doch in keinem durchgreifenden, wenigstens nicht bei der auf einem gewissen Höhenpunkte der Entwicklung angelangten Sprache. So z. B. sind die Wörter auf -ung, -heit, -keit, -schaft meist Abstracta, aber auch nicht selten Concreta, wie Nahrung, Feuchtigkeit, Bareschaft u. dgl.; die auf -er Namen handelnder Personen männlichen Geschlechtes, aber auch Sachnamen, wie Zeiger, Dämpfer, Bohrer u. ä., abgesehen von vielen anderen, wo sich die Silbe -er nicht aus unklare abgeschwächt hat; die mit der Vorsilbe Ge- gebildeten Substantiva sind ihrer ursprünglichen Natur nach Augmentsformen von relativativer Bedeutung, aber oft auch Nichtcollectiva, wie Gewalt, Genick, Gehör, Gewölbe; unter den auf -nis endlich finden sich neben den abstracten Neutra auch manche concrete Feminina, wie Fäulnis, Wildnis u. ä.

Sache der Lexikologie wäre es, nachzuweisen, wie auf die Bezeichnung der individuellsten, sinnlichsten Dinge allmählich Benennungen für abstraktere Vorstellungen folgten, wie die Wortfamilien wuchsen die Bedeutungsgebiete vertritt, verengt oder auch erweitert wurden kurz nach den Spuren der Form und des Gebrauches die Form- und Bedeutungsgeschichte eines Wortes zu verfolgen. Die wissenschaftliche Grammatik könnte in dieser Hinsicht höchstens den Einfluss der Zusammensetzung und der Derivation auf die Bedeutung der Substantiva und die Rückwirkung, welche die Bedeutung in einzelnen Fällen auf die Flexion übt, erörtern. Eine solche Betrachtung dürfte aber dann nicht auf das Substantivum beschränkt, sie müsste auch auf die übrigen

Wortarten ausgedehnt worden: auf das Adjectivum, dessen Fähigkeit substantiviert und gesteigert zu werden ja auch von der Bedeutung abhängig ist, und auf das Verbum, dessen syntaktischer Gebrauch mit seinem Begriffe vielfach in Beziehung steht. Adverbien, Präpositionen und Conjunctionen hat man allerdings aus syntaktischen Gründen nach ihrer Bedeutung classificiert, aber natürlich von ganz anderen Gesichtspunkten aus als die Substantiva.

Vielleicht rechtfertigt indes eine didaktische Rücksicht jene Eintheilung der Substantiva? Kein Zweifel, dass es ein großer Gewinn für den sprachlichen Unterricht wäre, wenn der Lehrer die vorkommenden Ausdrücke auch inhaltlich besprechen und die Schüler so gewöhnen würde, mit jedem Worte den richtigen Begriff zu verbinden, wenn er ihnen namentlich die Vieldeutigkeit eines und desselben Substantivums auch noch innerhalb seiner Hauptbedeutungen verständlich machen könnte. Allein derartige Belehrungen fallen nicht in die grammatische Sphäre des Sprachunterrichtes, können auch wegen des beschränkten Zeitausmaßes nur anregungsweise in Beispielen vorgenommen werden und setzen schon kenntnisreiche Schüler voraus. Was aber die Hauptsache ist, die übliche Classificierung der Substantiva erweist sich wissenschaftlich und praktisch als unbrauchbar.

Diese Behauptung muss gewagt erscheinen gegenüber der fast vollständigen Übereinstimmung, mit welcher die Hauptwörter von den alten Grammatikern angefangen (vgl. Quintil. inst. I. 4) bis zu den jüngsten herab classificiert werden. Es scheint dies die Berechtigung einer solchen Eintheilung zu bestätigen, ja die Übereinstimmung zeigt sich bei der Gruppe der Collectiva und Abstracta sogar in den gewählten Beispielen. Die einzig erhebliche Differenz besteht darin, dass die meisten Grammatiker Sammel- und Stoffnamen unterscheiden und erstere dahin bestimmen, dass sie eine zusammengefasste Mehrheit von gleichartigen zählbaren [discreten] Individuen benennen, welche letztere für sich andere Namen haben, als die Mehrheit (vgl. Heyse, deutsche Sprache S. 104), während die Objecte der Stoffnamen nur nach Masse und Volumen abgeschätzt werden und jedes Theilchen den Namen des Ganzen trägt. Andere hingegen lassen das Merkmal der Heteronymität, Einzelne auch das der Zählbarkeit der Theile für die Sammelnamen fallen, wodurch Sammel- und Stoffnamen in eine Gruppe zusammenfließen (Schulz, Goßrau).

Zum Nachweise obiger Behauptung soll zuerst die Gruppe der Collectiva näher betrachtet und dann erst die Untersuchung auf die Hauptgruppen der Abstracta und Concreta ausgedehnt werden, deren gegenseitige Abgrenzung am meisten Schwierigkeit macht.

Schon der Umstand ist bedenklich, dass die Classe der Concreta in vier Unterabtheilungen gebracht wird, während sie doch durch die erste (Nomina propria) und zweite (N. communia oder appellativa) logisch schon erschöpft erscheint¹⁾. Es werden nämlich nach einem

¹⁾ Vgl. Auch Mills erste Eintheilung im S. d. Log. I. 1. §. 3, obgleich dort zuletzt wieder die Nothwendigkeit einer Distinction von den Collectiva behauptet wird.

neuen Eintheilungsprincipe, nach der Form der zusammengefaßten Dinge, noch drittens die Namen, welche lediglich den Stoff als etwas als etwas Stetiges, als eine von Gestalt und Größe unabhängige Vorstellung bezeichnen (n. materialis) und viertens die Namen, welche unter einer gemeinschaftlichen Vorstellung zusammengefaßter Dinge (n. collectiva, *ordinata respectu rerum*, vgl. Schol. z. Intro.). Theile als selbständige Gruppen angereicht. Logisch ist eine solche Eintheilung jedenfalls nicht; ob sie praktische Vortheile bietet, wird sich zeigen.

Geht man von der relativ schärfsten und engsten Individue n. Collectiva aus und prüft darnach die gewöhnlichen hier subsumirten Hauptwörter, so gelangt man auch zu solchen, welche in letztem Fall mehr als Collectiva gelten können. Die üblichsten Beispiele deutscher Coll.-Substantiva sind: Menschheit, Volk, Bevölkerung, Gesellschaft, Bürgerschaft, Christenheit, Heer, Mannschaft, Regiment, Gefolge, Verein, Eltern, Geschwister; Schar, Schwarm, Tierreich, Herde, Vieh, Haare, Haar, Gras, Laub, Same; Geld, Sand, Gestirne, Gewürze, Gesteine, Gesteine. Wurzelschiedene Namen für die Theile des Ganzen haben nur wenige, wie Bevölkerung, Gefolge, Wald, Herde, Lach,, andere sind durch Ableitung aus dem Simpler gebildet, wie Bürgerschaft, Gesteine, Gesteine,, bei Vieh, Haar, Gras, Geld, ist das Individuum gleich benannt mit dem Collectivum.

Wenn aber das Merkmal, dass die Theile der Collection besondere Namen haben, nicht mehr haltbar ist, dann fällt der Hauptunterschied gegenüber den Stoffnamen weg, und man müsste hinwiederum alle nicht näher bestimmten Plurale von Appellativa, Soldaten, Vögel, als Collectiva ansehen. Weiters wird man auch fragen können: von Namen, wie Wald, Haar, Volk, darum Collectiva sind, weil die betreffenden Gegenstände aus discreten, durch die Zahl vorstellbaren Einzelnheiten bestehen, warum nicht auch: Stadt (Häuser), Colonie (Ansiedler), Park (Bäume), Conföderation (Staaten), Markt (Waren), Kasernen, Pflaster (Steinplatten), Menagerie (Thiere), Bibliothek (Bücher), Alphabet (Buchstaben), Bart (Haare), Reichthum (Güter), ... ja selbst Land (= Gebiet) kann analog dem Worte Gefilde collectiv gefasst werden. In der thierischen Bildungswelt Ge-, -heit usw. kann doch der Unterschied nicht liegen. Wendet man aber ein, dass Wörter wie Allen, Kart, Pflaster ... wegen des Merkmals einer bestimmten Gesamtform der bezeichneten Dinge schon als Appellativa anzusehen sind, dass also Allen etwa die gedachte Reihe von Häusern, Wald das formlose Aggregat derselben bezeichnet, so werden aus dem gleichen Grunde, nämlich durch das ihnen damit zugesprochene Merkmal der Formlosigkeit die als Collectiva geltenden Substantiva zu Stoffnamen.

Wenn endlich auch ein Wort, wie Sand, collectiv gefasst und somit noch das Merkmal des Überwiegens der Zahlvorstellung vor der Massenvorstellung aufgegeben wird, was bleibt dann noch außer der Mehrheit der Theile als Eigenthümlichkeit für diese Art von Substantiven übrig? Lässt sich denn nicht auch mit dem gleichen Reize Getreide, Salz, Erde, Staub, Mehl, Dampf als Collectiva qualificiren.

oder darf man vielleicht ein absolutes Maximum oder Minimum für die Zahl und Größe der Theile bei Stoff- und Sammelnamen festsetzen, so dass z. B. Kaffee in Bohnen ein Collectiv, der zu Mehl zerriebene als Materialname gelten würde?

Es geht daraus zur Genüge hervor, dass man die Collectiva mindestens nicht von den Stoffnamen, mit denen sie offenbar verwandt sind, trennen darf, wenn man schon beide Gruppen von den übrigen Appellativen absondert.

Doch nun zur Fundamentalabtheilung der Substantiva in *Concreta* und *Abstracta*¹⁾. Diese Zweitheilung hat, sowie die analoge Eintheilung aller Wörter in Stoff- und Formwörter formell ihre Richtigkeit. Es fragt sich nur, ob auch die Definition dieser Classen und die Einordnung der Wörter immer eine richtige ist. Dass hier eine Unklarheit oder Schwierigkeit obwaltet, geht schon daraus hervor, dass man bei einer großen Menge von Substantiva in Zweifel bleibt, welcher von beiden Abtheilungen man sie zuweisen soll, und dass thatsächlich viele bald als abstract, bald als concret bezeichnet werden. Heyse erklärt manche Substantiva geradezu für concret-abstract, z. B. das Schöne, die Rede. . . . Dieses Schwanken hat nicht etwa in der Mehrdeutigkeit der Wörter seinen Grund, (z. B. der Arm, das Essen, der Inhalt, der Zug können bald mit mehr concretem, bald mit abstracterem Inhalte ausgefüllt werden), sondern es bleibt auch bei der strengsten Fassung des in einem besonderen Falle gültigen Begriffes noch bestehen. Solche Substantiva sind z. B. Ton, Wort, Rede, Licht, Nacht, Raum, Seite, Lücke, Seele usw.

Am oberflächlichsten, obschon sehr gewöhnlich, ist wohl die Erklärung „Substantiva concreta bezeichnen Gegenstände, welche wir mit unseren Sinnen wahrnehmen“, wie sie auch in Willkommers sonst vortrefflichem Schulbuche zu lesen ist. Was wäre da nicht alles concret? Man kann doch einen Grund hören, einen Fall sehen, Freude und Trauer, Liebe und Hass empfinden, man kann aber einen Verlust, wenn dieses Wort den verlorenen Gegenstand bezeichnen soll, bei dem Verlustträger am allerwenigsten gewahren, und doch ist das Wort in diesem Falle ebenso concret, wie das correspondierende Fund, während die früher genannten Substantiva allgemein als Abstracta gelten.

Schärfer wird die Unterscheidung, wenn man Abstracta als die Namen solcher Dinge bezeichnet, welche nur in der Vorstellung selbständig, in Wirklichkeit aber bloß als Merkmal oder Zustand an anderen selbständigen Dingen erscheinen. Demnach wäre Höhe abstract, weil sie nur als Merkmal an einem selbständigen Dinge, z. B. Haus, wahrgenommen wird. Ebenso Farbe, wenn damit nicht der concrete Farbstoff bezeichnet werden soll, denn sie wird nur an einer Lichtquelle oder als

¹⁾ Mill, S. d. Log. §. 3—7, theilt die Substantive nach fünf verschiedenen Gesichtspunkten ein: 1. in n. propria und n. communia; 2. in n. concreta und n. abstracta; 3. in nichtmitbezeichnende und mitbezeichnende; 4. in positive und negative; 5. in absolute und relative, macht also die n. pr. und comm. nicht zu Unterarten der Gattung concreta.

Reflex eines Körpers vom Auge empfunden. Aber auch diese Erklärung reicht bei Wörtern, wie Raum, Bild, Berg, Tag, Nacht, Jahr, Spiel, Gesetz, Stunde, Seele, Gott, nicht aus. Was man unter abstract und concret versteht und was man darunter verstehen soll, dürfte sich aus der genauen psychologischen Betrachtung eines Beispiels ergeben.

Unbedenklich wird man das Wort Stein für ein concretes, Harte für ein abstractes Substantivum erklären; denn das von ersterem bezeichnete Ding kann man sehen, fassen, fühlen, das aber, was man unter Harte vorstellt, nur als Eigenschaft an einem anderen Dinge, aber nicht selbständig als ein solches mit den Sinnen auffassen. An den Merkmalen des Begriffes Stein kann man sich ein concretes Ding construieren, während eine solche Construction aus den Merkmalen des anderen Begriffes nicht gelingt. Um die Prüfung der abstracten oder concreten Natur dieser Wörter nicht dadurch zu erschweren, dass man gleichzeitig mehrere, wenn auch verwandte Bedeutungen des Wortes im Auge behält, so sei Stein beschränkt auf die Bezeichnung des stofflich ähnlich dem Worte Wasser, und von einer bestimmten Form oder Verwendung dieses Stoffes (als Bildsäule, Denkstein, Baustein) abgesehen von allen übertragenden Bedeutungen abgesehen, außerdem noch weiter determiniert durch das Merkmal einer nicht besonders auffälligen Gestalt, wie sie z. B. Bruch- oder Feldsteine besitzen.

In dieser engeren Fassung hat Stein nebst den allgemeinen Merkmalen körperlicher Dinge noch etwa folgende besondere: eine gewisse Größe, welche weder die Transportabilität durch menschliche Kräfte ausschließt noch bis zum Mikroskopischen (Steinchen, Sandkorn) herabsinkt; eine beträchtliche aber die metallischen Körper nicht erreichende Dichte (Gewicht); eine der bloßen Einwirkung der menschlichen Hand absoluten Widerstand leistende Festigkeit (Härte), eine größere, aber nicht metallische Wärmeleitungsfähigkeit (kaltes Anfühlen); keine regelmäßige an menschliche Bearbeitung erinnernde Gestalt; keinen zu lebhaften Glanz; keine allzu auffällige Färbung; endlich keinen erheblichen (Geld-) Wert wegen der Häufigkeit des Vorkommens.

Wie gelangt man nun von dem Namen Stein zur Vorstellung eines concreten Dinges, und wie sieht dieses aus? Vollzieht sich der Process der Erweckung einer Dingvorstellung durch das Wort mit einer gewissen Nothwendigkeit, und hat dieses Ding eine bestimmte u. zw. ebendieselbe Gestalt zu jeder Zeit und für jedermann, der das Wort hört oder liest und versteht, oder der sich dessen durch Reproduction inne wird?

Wenn mehrere Personen das Wort Stein zu ebenderselben Zeit hören, so ist anzunehmen, dass, falls das Wort ohne weiters Verknüpfung, ohne ein Prädicat, ohne auffällige Betonung, mit gewöhnlicher Stimme ausgesprochen wird, es bei den meisten gar keine damit zusammenhängende geistige Action verursachen oder irgend eine bestimmte Vorstellung erwecken wird, kurz, dass es unbeachtet bleibt. In diesem Falle ist man ebensowenig berechtigt und noch weniger in

Stande zu sagen, ob es etwas Concretes oder Abstractes bezeichne, es wäre denn, dass das Fehlen eines geschlossenen Denkprocesses oder eine regere Sensibilität bei dem einen oder anderen dieser Wörter doch einige Aufmerksamkeit zuwandet und dann momentan eine irgend einmal mit demselben verknüpfte Vorstellung von einem sinnlich wahrgenommenen, bestimmten Steinindividuum erzeugt, vielleicht auch ein aus Merkmalen verschiedener Steine combinirtes Gebilde entstehen lässt, das aber, ohne eine weitere Urtheilsbildung zu veranlassen, wieder untergeht. Der Fall, dass jemand den Eigennamen „Stein“ trägt und sich durch das Wort gerufen meint, oder dass er z. B. als Baumeister an dieses Baumaterial gemahnt wird, oder dass der Schreibende durch dasselbe an das Schriftbild erinnert wird, bleibt hier außer Betracht.

Andera steht es, sobald die Reproductionsthätigkeit durch eine allen Personen zugängliche sinnliche Wahrnehmung unterstützt und in eine gewisse Richtung gelenkt wird. Würden die oben erwähnten Personen z. B. vor sich einen beträchtlichen Stein liegen sehen, so ist kaum zu zweifeln, dass jenes Wort auch bei allen die Vorstellung dieses bestimmten Steines, also eines Steinindividuum erzeugen wird, bekleidet mit allen jenen besonderen Merkmalen, welche die unmittelbare Anschauung jedem aufzufassen gestattet. Oder es erschallt der warnende Ruf „Stein“ in der Nähe eines Hauses: dann denken gewiss alle an einen ihre Sicherheit bedrohenden, fallenden Stein, dessen besondere Merkmale völlig hinter dem einen des Gefahrdens zurücktreten.

Wird aber durch die Verbindung dieses Wortes mit einem Prädicat ein Urtheil ausgesprochen, oder durch den Zusammenhang der Rede, die Vorstellung Stein mit ganz bestimmten, aber selbstverständlich nur mit einem kleinen Theil aller möglichen Merkmale ins Bewusstsein gerufen, dann wird jeder, der das Wort hört oder liest, zu den oben angeführten, allgemeineren Merkmalen dieses Dinges, noch eine Menge individueller gesellen, theils aus dem bewussten Bestreben, sich die Vorstellung deutlicher zu machen, theils vermöge der psychischen Nothwendigkeit, Merkmale, die irgend einmal zusammen wahrgenommen wurden, gemeinsam zu reproducieren. Die Steinvorstellung wird also bei verschiedenen sehr verschieden ausfallen, aber stets so viele Merkmale enthalten, dass man daraus in der Vorstellung ein Steinindividuum construieren kann.

Es geht daraus hervor, dass die Benennung „Stein“ durch die aus einer gewissen Gebrauchssphäre abstrahierten und so als wesentlich ausgesprochenen Merkmale allein gar nicht einen concreten Gegenstand bezeichnet; denn sonst würde sie bei allen, welche jene wesentlichen Merkmale als gültig anerkennen, einen ganz gleichen concreten Gegenstand in die Vorstellung rufen. Vielmehr ist es Thatsache, dass das Wort für sich entweder gar keine Vorstellung erweckt oder aber erst durch den psychischen Act der Verknüpfung mit aus sinnlichen Wahrnehmungen entlehnten Merkmalen concret gemacht wird. Dieser Act der Bekleidung mit besonderen Merkmalen ist so lange als nicht

abgeschlossen zu betrachten, bis eine für die Individualisierung ausreichende Anzahl von Merkmalen hinzugekommen ist. Da dieses Individualisieren aber nicht auf Grund der dem Wortbegriffe zugesprochenen Merkmale erfolgt, so ist Stein entweder als reiner Begriffsname und als solcher abstract zu fassen, oder als ein in jedem einzelnen Fall etwas Verschiedenes bezeichnender Eigennamen, aber nicht in dem gewöhnlichen Sinne derjenigen nomina propria, von denen wir annehmen, dass sie stets ein und dasselbe Einzelding bezeichnen.

Findet nicht bei dem Worte „Härte“ etwas ganz Ähnliches statt? Als physikalische Eigenschaft, als Gegensatz von Milde, Weichheit, Flüssigkeit hat dieser Begriff das Hauptmerkmal schwerer Trennbarkeit der Körpermoleküle aus ihrem Aggregats und der Resistenz gegen lösende Flüssigkeiten; dazu kommt etwa noch das Folgemerkmal schwerer Wiedervereinigung der getrennten Theile. Nun kann der Begriff wohl durch diese Merkmale definiert, aber nicht vorgestellt werden, ohne dass sofort andere aus Einzelwahrnehmungen reproducierte Merkmale hinzuspringen, welche die Vorstellung auf einen concreten Gegenstand oder auch auf mehrere nach einander hinleiten. Darum wird das Wort Härte ebensowenig als Stein, ohne Anlass zu äußerer oder innerer Verknüpfung in uns eine Vorstellung erzeugen. Selbst dann, wenn man es sich zur Aufgabe stellt dasselbe begrifflich zu fassen, wird man genöthigt sein sich eine Reihe von concreten Gegenständen vorzufürzen, welche hart sind. Aber man hat bei diesem Worte weit mehr, als bei dem früher betrachteten, zum Behufe der Individualisierung hinzuzufügen. Härte, selbst nur ein Merkmal von Stein, ist inhaltsärmer, als mehr abstract als Stein, und das Ergebnis des Individualisierungsprocesses wird bei verschiedenen Personen noch mehr verschieden sein, als bei letzterem Worte. Ein Unterschied wird sich auch darin zeigen, dass das gewöhnliche Denken rascher das Concretum findet, welches für einen einzelnen Fall genügt, während das wissenschaftlichere erst eine Reihe von concreten Vorstellungen evolvieren muss, aus denen sich die Vorstellung Härte abstrahieren lässt, während bei dem schnellen Verlaufe dieser Operation die übrigen Merkmale der Repräsentanten dieses Begriffes nicht mehr zur Klarheit gelangen. Dies der Grund, weshalb die nichtconcrete Natur bei den merkmalärmeren Begriffen mehr hervortritt. Der Versuch solche Begriffe bloß durch eine geringe Zahl von Merkmalen festzuhalten, wird allerdings gemacht, allein die Vorstellung haftet dann mehr an dem Namen dieser Merkmale, als an ihrem Wesen und man ist unwillkürlich veranlasst jene Begriffe an concreten Dingen vorzustellen, sobald man ihr Wesen erfassen will.

Welche Bedeutung gewohnte Association auf die concrete oder abstracte Geltung einzelner Substantiva hat, zeigt das Wort Dreieck. Dies bezeichnet, wenn man darunter nur die ebene, geradlinige geometrische Figur versteht, doch gewiss einen sehr einfachen Begriff. Allein sowohl wegen der gewohnten graphischen Darstellung, als auch wegen der Unmöglichkeit das allgemeine Dreieck in der Vorstellung festzuhalten, dürfte es selbst für einen Mathematiker schwer sein sich dass

auf diese Figur bezüglichen Lehrsatzes ohne die Vorstellung einer individuellen Zeichnung inne zu werden. — Wenn aus dem Gesagten hervorgeht, dass nicht einmal anerkannte Abstracta ohne concrete Gestaltung vorgestellt werden können, dass aber der Individualisierungsprocess um so verschiedener ausfallen muss, je weniger Merkmale ihn bestimmen, so darf man deswogen nicht glauben, dass Eigennamen stets auf identische Vorstellungen leiten. Es ist dies darum unmöglich, weil nicht jedermann die bezeichneten Dinge zugleich mit dem Namen sinnlich wahrnehmen kann, ferner weil, auch wenn dies der Fall wäre, die zahllosen Merkmale eines Dinges gar nicht aufgefasst und festgehalten, also auch nicht mit dem Namen reproducirt werden können; endlich weil die Dinge selbst in ihrer Erscheinung veränderlich sind und oft weder in ihrer Gänze, noch in einer bestimmten Erscheinungsform fixirt werden können.

Betrachten zwei Personen von dem gleichen Standpunkte die Sonnenfelsstatue auf der Elisabethbrücke in Wien, so darf man annehmen, dass der betreffende Eigenname beiden Beschauern das Reproductionsmittel für ziemlich identische Vorstellungen, also ein nomen proprium im strengeren Sinne ist. Bezeichnet man jedoch mit einem Namen ein räumlich ausgedehnteres Ding, das eine unbegrenzte Menge von gleichberechtigten Anschauungspunkten bietet und überdies veränderlich ist, z. B. die „Kärntnerstraße“, so wird das nomen proprium bei Verschiedenen, welche die Straße kennen, sehr verschiedene Vorstellungen erwecken wegen der unendlichen Zahl von Merkmalen, die ja von jedem nur theilweise aufgefasst werden können, selbst wenn sie von einem einzigen Standpunkte wahrgenommen werden. Nun ist aber sogar die Abgrenzung dieses Objectes schwankend, auch kennt der Eine die Straße nur als Passant, der Andere als Bewohner, ein Dritter als Geschäftsmann, Künstler u. s. w.; der Eine hat sie jetzt, der Andere vor Jahrzehnten gesehen, wieder andere knüpfen historische Erinnerungen daran; jede Tages- und Jahreszeit ändert die Physiognomie des Gegenstandes. Eine identische Auffassung ist also gar nicht möglich und deshalb ist dieses Substantivum ein Eigenname ganz anderer Art als jener, ein Name, der nur unter der Bedingung zu einer übereinstimmenden Vorstellung führt, wenn von einem einzelnen Gesichtspunkte eine beschränkte Anzahl von Merkmalen des Dinges herausgehoben, also zur Bewältigung der Vorstellung ein Abstractionsact vorgenommen wird. Man würde dann etwa zum Zwecke der bloßen Orientierung sagen müssen: Kärntnerstrasse bezeichnet den vom Stefansplatz bis zur Ringstraße in Wien ziemlich gerade verlaufenden Gassenzug, oder vom statistischen Standpunkte: Sie umfasst auf der einen Seite die Häuser Nr. 1—x, auf der anderen Nr. 2—y und bedeckt eine Fläche von so und soviel Ar, von welcher $\frac{1}{2}$ verbaut, $\frac{1}{3}$ unverbaut sind. Wieder anders wird man den Gegenstand vom ästhetischen, commerciellen, socialen, historischen Standpunkte definieren.

Bei genauerer Prüfung der mit solchen Namen verbundenen Vorstellungen findet man, dass jene ohne abstrahierende Definition mehr-

deutig, mit engerer Begrenzung der Gültigkeit aber fast abstract weise und nur Merkmale aufzufassen erlauben, welche keine volle einzelne und individuelle Vorstellung mehr begründen.

Ebenso steht es mit den Namen historischer Persönlichkeiten. Die Unmöglichkeit einer authentischen und identischen Vorstellung z. B. der Person des Sokrates spricht sich schon in den abweichenden Attributen: platonischer, xenophontischer, aristophanischer S. aus, welche die Stelle des uns nicht genügend bekannten historischen Sokrates vertreten. Auf diese Art, also durch Abstraction sind denn auch die Eigennamen zu wirklichen Appellativen geworden, und man sagt ein Cicero als Raphael u. s. w.

Man muss also jedenfalls unterscheiden, zwischen *nomen proprium* von innerhalb bestimmter Grenzen unveränderlichen, jederzeit und von jedermann auffassbaren Dingen, z. B. „Codex Parisinus 24“ als Bezeichnung der wichtigsten Handschrift demosthenischer Reden, und solchen, deren Objecte veränderlich sind oder nicht mehr existieren, wie z. B. der Name Demosthenes selbst. Außerdem könnte man solche *nomen proprium* statuieren, welche in dem ihnen zugeeigneten Wesen gar nicht anwesend sind, nur aus Begriffen construiert, aber doch als ein solches Individuum gedacht werden, z. B. „Rationalismus des 18. Jahrh.“ „Philosophie des Unbewussten“ und dgl.

Um die Substantiva nach ihrem Inhalte systematisch zu ordnen, ist man im Stande sein ihre auffassbaren, gültigen Dingmerkmale zu versetzen und dann, ausgehend von dem Dinge, das nur ein einziges Merkmal hat, alle übrigen nach der Übereinstimmung und Menge der Merkmale in ununterbrochener Abstufung jenem subordinieren beziehungsweise gegenseitig coordinieren. Das Ding, welches nur das einzige vom Menschen perceptible Merkmal „vorstellbar“ hat, bezeichnet man im Deutschen mit „Seiend“, „Dasein“, „Wesen“, „Ding“ im weitesten Sinne; dasjenige hingegen, welches die meisten individuelle Merkmale trägt und die eigentliche Abstractionsbasis für unser ganzes Denkgebäude bildet, wäre eine Zusammenfassung aller existierenden Einzeldinge in der Phase, welche sie zu einem bestimmten Momente zeigen, unter dem Namen „das All“. Wer kann es aber versuchen ein solches Begriffs-Gebäude wirklich und haltbar aufzuführen? Man täuscht sich, wenn man sich diese Arbeit dadurch zu ermöglichen glaubt, dass man von jedem Dinge gewisse Merkmale als wesentliche hervorhebt und darnach die Ordnung der Begriffe, resp. ihrer Namen, vornehmen wollte. Denn, abgesehen davon, dass die Erkenntnis der Dinge nach ihrem eigentlichen Wesen ein kaum zu lösendes metaphysisches Problem ist, und dass die Bedeutung der Wörter schwankt, könnten die benannten Begriffe ja nicht einmal auf einem beschränkten Wissensgebiete und auf Grund einer nur zureichenden Erkenntnis bloß mit Hilfe der sogenannten wesentlichen Merkmale in ein System gebracht werden. Es ist aber nicht bloß schwer gewisse Merkmale als wesentliche zu bezeichnen, sondern noch schwerer das von dem Einen als wesentlich erkannte, auch bei Anderen Anerkennung

zu verschaffen.¹⁾ Ja man kann wohl sagen, dass sich bei irgend allgemeineren Begriffen jeder Mensch etwas Anderes darunter vorstellt und sie durch theilweise andere Merkmale festhält.²⁾

Als wesentlich können eben nur solche Merkmale gelten, von welchen sich alle übrigen mit Sicherheit ableiten lassen; denn sonst wäre ihre Hervorhebung etwas Willkürliches. Denkbar wäre also eine solche Auswahl von Merkmalen nur bei Dingen, denen bestimmte mathematische Verhältnisse, ausdrückbar in Zahl-, Quantitäts- und Raumformeln, zugrunde liegen, wie z. B. bei chemischen Verbindungen, Mechanismen, Architekturen und solchen Naturorganismen, deren Form und Entwicklungsgesetze erforscht sind. Viel schwerer fände man schon wesentliche Merkmale für menschliche Charaktere (Egoist, Geizhals, Held); am schwierigsten für Gegenstände rein geistiger Erkenntnis.

Um zu einem Ergebnisse zu gelangen, musste die Untersuchung auch über ein scheinbar fremdes Gebiet geführt werden. Das Wort ist ja nur die Signatur für einen Complex von Empfindungen (seelischen Elementaraffectationen), welche zusammen eine Vorstellung bilden. Es ist also einerseits für die Feststellung der Bedeutung eines Wortes notwendig die mit dem Gegenstande in seiner Vorstellung verknüpften Empfindungen psychologisch zu analysieren, andererseits seinen Begriff durch Merkmale zu definieren. Denn wenn auch die Worte älter sind, als deren genau gefasste Begriffe, und jene nebst dem begrifflichen Inhalte auch noch ein für jede Sprache verschiedenes sinnliches Moment, den Laut und die Fähigkeit der Verknüpfung mit Wurzelvestellungen³⁾, haben, wodurch die Begriffe etwas modificiert werden, so sind doch diese in ihrer bestimmten Formalisierung der unveränderliche und unabhängige Inhalt der Wörter. Allerdings werden die Merkmale gewöhnlich wieder durch Wörter fixiert allein sie sind auch ohne solche darstellbar und schon dadurch, dass der

¹⁾ Während z. B. Giebel die Thiere als „organische Naturkörper von bestimmter, in sich abgeschlossener Form, mit Organen für willkürliche Bewegung und Empfindung“ erklärt, constatirt Claus, dass bei den kleinsten Körpern, welche Stoffverbrauch und Fortpflanzung zeigen, eine Organisation, die den Ausdruck Organismen begründen könnte, nicht zu entdecken ist, dass in der Thierwelt und Pflanzenwelt dieselben Bildungsgesetze gelten, wie beim Aufbau der Krystalle, und dass der Lebensprocess beim Thiere vorherrschend in einer inneren, bei der Pflanze in einer äußeren Entfaltung endosmotischer Kräfte besteht. Dessenungeachtet definiert er die Thiere, doch nur die Richtung des Typus bezeichnend, als „frei und willkürlich bewegliche Organismen, die ihre Organe durch innere Flächenentfaltung entwickeln, organischer Nahrung bedürfen, Sauerstoff einathmen, unter dem Einflusse der Oxydationsvorgänge im Stoffwechsel Spannkraft in lebendige Kraft umsetzen und Kohlensäure nebst Stickstoffzersetzungsgenprodukten ausscheiden.“ Außer den erheblichen Differenzen in den Merkmalen dieses Grundbegriffes, bleiben noch Organismus, willkürliche Bewegung, Empfindung u. a. w. disceptable Begriffe.

²⁾ Vgl. Locke, Versuch über den menschlichen Verstand. III 9 § 13.

³⁾ Vgl. frigidissimus mit „eiskalt“, χερής mit Richter, χέρδενος τοῦ τρεφέναι mit „Lebensgefahr“, ὀφρὴς μετροῦμαι mit „mir läuft die Galle über“, welche Ausdrücke begriffsgleich, aber psychisch verschiedenwertig sind.

mit einem Worte bezeichnete Begriff in Merkmale aufgelöst wird, dann man also auf die Elemente der Vorstellung zurückgeht, wird das Schweben der Wortbedeutung vermindert.

Durch das Gesagte sollte aber nur die praktische Undurchführbarkeit einer gültigen Eintheilung der Substantiva erwiesen werden: eine Eintheilung für grammatische und lexikalische Zwecke, welche sich auf die größere oder geringere Leichtigkeit und Bestimmtheit der Individualisierung stützt, ist dadurch nicht ausgeschlossen. Man könnte unter Beibehaltung der üblichen Namen diejenigen Wörter *Concreta* nennen, deren allgemeingültige Merkmale ohne Mühe zu ziemlich übereinstimmenden Individualvorstellungen führen, in deren Umfang demnach auch eine geringere Zahl verschiedener Einzel Dinge fällt als außerhalb desselben. Die merkmalarmeren hingegen wären *Abstracta* in engerem Sinne, wenn sie eine größere Anzahl von Dingvorstellungen in ihren Umfang aufzunehmen gestatten als außerhalb bleiben, weshalb sie auch einer näheren Individualisierung widerstreben. Darnach wäre z. B. Wärme, Röthe *abstract*, weil vom logischen Standpunkte das Prädicat warm, roth der Mehrzahl aller Dinge beigelegt werden kann. Es hat gewiss nichts Widersinniges, wenn man die ganze Welt durch ein rothes Glas betrachtet und dann alle sichtbaren Einzelheiten roth nennt. Ebenso ist Zeit *abstract*, weil die Merkmale der Zeitlichkeit fast mit allen Dingen verbunden erscheinen. Dagegen würde Ton in der üblichen Begriffsfassung gar mit einer beschränkten Zahl von Dingen verknüpft werden können; denn unser Bewusstsein sagt uns deutlich, dass wir bei dem Worte Ton willkürlich an einen tönenden Körper denken, und deren gibt es nach der vulgären Auffassung nicht gar viele. Wenn man freilich in wissenschaftlicherem Sinne bei Ton weniger an die Tonquellen denkt als an die vom Gehöre wahrgenommenen regelmäßigen Schallschwingungen, so kann dieses Wort in eine viel größere Zahl von Einzelvorstellungen eingefügt werden, und es wäre dann in dem physikalischen Sinne *abstract*. Auch bei anderen Wörtern wie z. B. Bild, Schuld, Strafe . . . steht die *abstracte* oder *concrete* Auffassung im Zusammenhange mit der Bildungsstufe des Menschen, mit der Verknüpfung, kurz mit der jeweiligen Definition des Begriffes. Zahlen gehören wohl zu den am frühesten *abstract* gewordenen Benennungen; denn die rasch aufeinander folgenden identischen Sinneswahrnehmungen (der gezählten Gegenstände) treten bei der Wiederholung bald von der Qualität des einmal sinnlich empfundenen Dinges absehen, und die Zahl trennte sich als Quantitätsindex für die Wiederholung einer und derselben Empfindung von dieser selbst los, sobald man sich inne ward, dass das wiederholte Empfinden auch bei verschiedenen Objecten von uns in gleicher Weise registriert wird.

(Schluss folgt.)

Nikolsburg.

Job. Krasswig.

Jahresbericht des Vereines 'Mittelschule' in Wien. November 1883—Mai 1884. Veröffentlicht von L. Flasch, Schriftführer. Wien 1884.

Wie wir aus diesem Berichte erschen, fanden in dem verflossenen Jahre neun Vereinsabende statt, von welchen fünf Vorträge brachten, nämlich von Prof. Dr. J. Seemüller 'Über einige ethnologische Mythen der Germanen', von Prof. Dr. J. Obermann 'Über die philosophische Propädeutik als Unterrichtsgegenstand des Gymnasiums', von Prof. F. Villicus 'Vorübungen zum schriftlichen Rechnen und Anwendung des Gleichungssatzes auf Rechnungsfälle', von Prof. J. Machold 'Über griechische und römische Gewänder', von E. Gollob 'Ein Ausflug auf den nördlichen Abhang des Sipylosgebirges', welche sämmtlich in dem Hefte mitgetheilt sind. Die vier anderen Abende wurden von der Debatte über den Vortrag des Prof. Obermann in Anspruch genommen, bei welcher die aufgestellte These 'Der Unterricht in der phil. Propädeutik ist nach dem ursprünglichen Plane des §. 49 des Organisations-Entwurfes vom Jahre 1849 wiederherzustellen' angenommen, die anderen Thesen aber abgelehnt wurden. Der Verein erfüllte übrigens noch eine zwiefache Pflicht, des Selbstschutzes, indem er gegen ihn gerichtete Angriffe entschieden zurückwies und seine Würde wahrte, sodann die der Pietät, indem er die Vorbereitung und Ausführung der seinem allverehrten einstigen Mitgliede, geh. Oberregierungs-rath Dr. Hermann Bonitz, zur Feier seines 70. Geburtstages bestimmten Ovation in die Hand nahm. So war es denn dem Obmann des Vereines, Prof. A. Lissner, vergönnt, dem Jubilar ein mittelst der von 464 Theilnehmern aus Österreich und Ungarn gespendeten Beiträge hergestelltes Kunstwerk als Weihgeschenk zum Festtage zu übersenden.

Dasselbe besteht aus einer silbernen Statuette der Athena Parthenos, einer freien Nachbildung des berühmten Werkes des Pheidias, welche unter dem Beirathe des Herrn Hofrathes Prof. O. Benndorf von Herrn Jauner ausgeführt wurde. Der Sockel ist mit einem sinnigen Epigramme in griechischer Sprache, das Herr Prof. Th. Gomperz gedichtet hat, geschmückt. Die Antwort des Gefeierten gibt seinem Danke Ausdruck in jener edlen Weise, die den verehrten Meister kennzeichnet, indem er in der Erinnerung an jene zwei Jahrzehnte seines Wirkens in Wien verweilend die begeisterte Hingebung der studierenden Jugend jener Zeit preist und den Wunsch ausspricht, dass diese Begeisterung immer fortdauern und reiche und dauernde Früchte bringen möge. — Die Zahl der Mitglieder in diesem Jahre betrug 313.

Fünfte Abtheilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen und Erlässe.

Erl. des Min. für C. und U. v. 25. Juni 1884, Z. 9342. Betreffend den Vorgang bei Verleihung von Stipendien an Hörer an Hochschulen als angehende Lehramtsandidaten. Anlässlich der untergeordneten Ministerial-Verordnung vom 7. Februar 1884, R.-G.-Bl. Nr. 26*, betreffend die Prüfung der Candidaten des Gymnasial- und Reallehramtes, aufgeworfenen Frage, wie es bei Voraussetzung einer vorläufigen Studiendauer für Lehramtsandidaten an den Hochschulen bezüglich des Stipendiengenußes zu halten sei, wird verfügt, dass bis zum Schluss des Studienjahres 1886/87 die Ministerial-Verordnung vom 4. März 1884, Z. 83, wornach die Landesstellen ermächtigt sind, Gesuche von Studierenden der philosophischen Facultät um Belassung im Genuss von Stipendium auf die Dauer des 7. und 8. Semesters im eigenen Wirkungskreise zu erledigen, weitere Geltung habe. Vom Studienjahre 1887/88 ab wird die Genussdauer von Stipendien für solche Studierende auf vier Jahre erstreckt, und es werden bezügliche Stipendien auf diese Ausdauer zu verleihen sein. Selbstverständlich darf eine solche Verordnung weder der Eigenschaft des Stipendiums, noch der klaren Absicht der Stiftung widerstreiten.

*) Ministerial-Verordnungsblatt vom Jahre 1884, Nr. 3, S. 39.

Der Minister für C. und U. hat das dem Communal-Reals- und Obergymnasium zu Neuhydżow bisher für sechs Classen vertheilte Öffentlichkeitsrecht unter Anerkennung des Reciprocitäts-Verhältnisses, betreffend die Behandlung des Lehrpersonales im Sinne des §. 11 des Gesetzes vom 9. April 1870 auch auf die im Schuljahre 1884/85 zu eröffnende siebente Gymnasialclassen ausgedehnt. (Min.-Erl. v. 16. Sept. 1884, Z. 17464.)

Der Minister für C. und U. hat dem Landes-Gymnasium in Leoben vom Schuljahre 1884/85 angefangen das Recht verliehen, Maturitäts-Prüfungen abzuhalten und staatsgültige Maturitäts-Zeugnisse auszustellen. (Min.-Erl. v. 20. Sept. 1884, Z. 13225.)

Der Minister für C. und U. hat den Bestand der Reciprocität hinsichtlich der Dienstesbehandlung des von der Stadtgemeinde Gaya angestellten und besoldeten Lehrpersonales am Communal-Untergymn. in Gaya und jener des Lehrpersonales an Staats-Mittelschulen im Sinne des §. 11 des Gesetzes vom 9. April 1870 anerkannt. (Min.-Erl. v. 18. Oct. 1884, Z. 18968.)

Der Minister für C. und U. hat den vom Gymn. zu Sarajewo ausgestellten Semestral-Zeugnissen die Gültigkeit für die im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder zuerkannt. (Min.-Erl. vom 11. Oct. 1884, Z. 16831.)

Der Minister für C. und U. hat der I. und II. Classe des Communal-Gymn. zu Unter-Meidling unter Anerkennung des Reciprocitätsverhältnisses im Sinne des §. 11 des Gesetzes vom 9. April 1870 das Recht der Öffentlichkeit für die Dauer des Schuljahres 1884/85 verliehen. (Min.-Erl. v. 26. Juni 1884, Z. 12153.)

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen. (Mai bis November.)

Seine k. und k. apost. Majestät geruhten mit a. h. Entschl. v. 6. Juli die Wahl des geh. Rathes Hans Grafen Wilczek zum Ehrenmitgliede der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien im Inlande, sowie die Wahl der bisherigen auswärtigen corresp. Mitglieder: Sir William Thomson, Prof. der Physik an der Univ. in Glasgow, und des Charles Hermite, Mitgliedes der Académie française zu Paris, zu Ehrenmitgliedern der kais. Akad. im Auslande zu genehmigen; ferner zum wirkl. Mitglieder dieser Akademie für die philol.-hist. Classe den ord. Prof. der ägyptischen Sprache und Alterthumskunde an der Univ. in Wien Dr. Leo Reinisch zu ernennen und die nachfolgenden von der kais. Akad. getroffenen Wahlen der corresp. Mitglieder huldvollst zu bestätigen, und zwar in der philol.-hist. Classe: die Wahl des ord. Prof. der allg. Geschichte an der Univ. in Innsbruck Dr. Arnold. Busson zum corresp. Mitgliede im Inlande; in der math.-naturw. Classe: die Wahlen des ord. Prof. der Mineralogie an der Univ. in Wien Dr. Albrecht Schrauf und des ord. Prof. der Mathematik an der Univ. in Innsbruck Dr. Leopold Gegenbauer zu corresp. Mitgliedern im Inlande; die Wahlen des geh. Hofrathes und Prof. in Leipzig Dr. R. Leukart, des Prof. F. Edward Frankland in London und des Conservators der botanischen Sammlungen in München Dr. Karl Wilhelm v. Nageli zu corresp. Mitgliedern im Auslande.

Der Sectionsrath Lucas Ritter von Fährich zum Ministerialrath im Ministerium für C. und U. Dem Sectionsrath in diesem Ministerium Dr. Benno Ritter von David wurde in Anerkennung seiner ausgezeichneten Dienstleistung der Titel und Charakter eines Ministerialrathes verliehen (a. h. Entschl. v. 7. August). Die Ministerial-Vicesecretäre Karl Freiherr Jacobi de Ekholm und Dr. August Latschor zu Ministerialsecretären im Ministerium für C. und U. (a. h. Entschl. vom 18. October l. J.).

Der a. o. Prof. Dr. Joseph Ulbrich zum ord. Prof. des österr. öffentl. Rechtes an der Univ. mit deutscher Vortragssprache in Prag (a. h. Entschl. v. 11. Juni), der a. o. Prof. Dr. Georg Pražák zum ord. Prof. des österr. öffentl. Rechtes an der Univ. mit böhmischer Vortragssprache in Prag (a. h. Entschl. v. 11. Juni), der a. o. Prof. Dr. Friedrich Schauta zum ord. Prof. der Geburtshilfe und Gynäkologie an der Univ. in Innsbruck (a. h. Entschl. v. 26. Mai), der Adjunct an der theol. Fac. in Lemberg Dr. Thaddäus Gromnicki zum a. o. Prof. des Kirchenrechtes an der Univ. in Krakau (a. h. Entschl. vom 25. Mai l. J.).

Der a. o. Prof. der Zoologie an der Univ. in Wien Dr. Friedrich Brauer erhielt in Anerkennung seiner vorzüglichen Leistungen auf dem Gebiete des Lehramtes und der Wissenschaft den Titel und Charakter eines ord. Professors; der Privatdocent Dr. Karl Grobben wurde zum a. o. Prof. der Zoologie an der Univ. in Wien ernannt (a. h. Entschl. v. 28. Juni).

Der ord. Prof. an der technischen Hochschule in Graz Dr. Gustav Ritter von Escherich zum ord. Prof. der Mathematik an der Univ. in Wien (a. h. Entschl. v. 2. Juli); der Privatdocent Dr. Wilhelm Riedermann zum a. o. Prof. der Physiologie an der Univ. mit deutscher Vor-

tragsprache in Prag (a. h. Entschl. v. 21. Juli); der Weizenmeister Dr. Amilian Wojtutki zum a. o. Prof. der Moralthologie an der griech.-oriental. theolog. Fac. in Czernowitz (a. h. Entschl. v. 22. Juli); der ord. Prof. an der Univ. in Bern Dr. Christoph Aeby zum ord. Prof. der Anatomie an der Univ. mit deutscher Vortragssprache in Prag (a. h. Entschl. v. 22. August 1. J.); der Finanzconzipist und Privatdocent an der Univ. in Wien Dr. Friedrich Ritter von Wieser zum a. o. Prof. der polit. Ökonomie an der Univ. mit deutscher Vortragssprache in Prag (a. h. Entschl. v. 25. August).

Der mit dem Titel eines a. o. Universitätsprofessors ausgezeichnete Privatdocent Dr. Joseph Freiherr von Schey zum a. o. Prof. des österr. und römischen Privatrechtes an der Univ. in Wien (a. h. Entschl. v. 13. Sept.), der Privatdocent Dr. Jaroslav Hlava zum a. o. Prof. der pathologischen Anatomie an der Univ. mit böhmischer Vortragssprache in Prag (a. h. Entschl. v. 7. Sept.), der a. o. Prof. Dr. Julius Jung zum ord. Prof. der alten Geschichte an der Univ. mit deutscher Vortragssprache in Prag (a. h. Entschl. v. 17. Sept.), der Privatdocent an der Univ. in Erlangen Dr. Wilhelm Lotz zum a. o. Prof. für alttestamentliche Exegese und biblische Archäologie an der evangelisch-theologischen Fac. in Wien (a. h. Entschl. v. 21. Sept.), der Privatdocent Dr. Gustav Haberlandt zum a. o. Prof. der Botanik an der Univ. in Graz (a. h. Entschl. v. 25. Sept.), der Assistent und Privatdocent Dr. Antonín Návák zum a. o. Prof. der Paläontologie an der Univ. mit böhmischer Vortragssprache in Prag (a. h. Entschl. v. 30. Sept.), der Prof. an der Forstlehranstalt in Aschaffenburg Dr. Ludwig Graff zum a. o. Prof. der Zoologie an der Univ. in Graz (a. h. Entschl. v. 2. Oct.).

Dem a. o. Prof. und Vorstand des histologischen Institutes an der Univ. mit deutscher Vortragssprache in Prag Dr. Sigmund Mayer wurde der Titel und Charakter eines ord. Prof. verliehen (a. h. Entschl. v. 26. Juli).

Die Verzichtleistung des Dr. Michael Dietl auf die Stelle eines a. o. Prof. der experimentellen Pathologie an der Univ. in Innsbruck wurde genehmigt und in Anerkennung seiner verdienstlichen Wirksamkeit gestattet, dass derselbe auch fernerhin den Titel eines Universitätsprof. führe (a. h. Entschl. v. 13. Juli).

Die Verzichtleistung des Dr. Alexander Šupan auf die a. o. Leerkanzel der Geographie an der Univ. in Czernowitz wurde genehmigt und in Anerkennung seiner verdienstlichen Wirksamkeit gestattet, dass derselbe auch fernerhin den Titel eines Universitätsprofessors führe (a. h. Entschl. v. 10. Oct.). Dem ord. Prof. der Philosophie an der Univ. mit deutscher Vortragssprache in Prag Dr. Karl Stumpf wurde aus Anlass seines Abganges von dieser Univ. die a. h. Anerkennung seines ausgezeichneten Wirkens auf dem Gebiete des Lehramtes und der Wissenschaft bekannt gegeben (a. h. Entschl. v. 27. Sept.).

Der Prof. Karl Freiherr von Hasenauer zum Prof. der Architektur an der k. k. Akademie der bildenden Künste (a. h. Entschl. v. 21. Juli).

Zum Amanuensis an der Universitätsbibliothek in Wien der phil. Dr. Anton Hittmair.

Zum Director-Stellvertreter bei der deutschen Prüfungscommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen in Prag der Prof. an der deutschen techn. Hochschule in Prag Dr. Moriz Allé.

Zum Examiner bei der k. k. Prüfungscommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. in Lemberg der Univ.-Prof. Dr. Benoit Natęcz-Dykowski.

Die Zulassung des Assistenten am physikalischen Kabinete der Univ. in Wien Dr. Ernst Lecher als Privatdocent für Experimentalphysik und des Dr. Wolfram Zingerle als Privatdocent für romanisch-Philologie an der philos. Fac. der Univ. in Wien wurde genehmigt.

desgleichen die des Privatdocenten an der Univ. in Bern Dr. Vincenz John als Privatdocent für politische Ökonomie und Statistik an der jurid. Fac. der Univ. mit deutscher Vortragssprache in Prag, des Dr. Emil Schütz als Privatdocent für interne Medicin an der medicin. Fac. der Univ. mit deutscher Vortragssprache in Prag, des Dr. Bronislaw Lachowicz als Privatdocent für organische Chemie an der philos. Fac. der Univ. in Lemberg, des Assistenten an der Wiener Sternwarte Dr. Joseph von Hepperger als Privatdocent für Astronomie an der philos. Fac. der Univ. in Wien, des Dr. Maximilian Herz als Privatdocent für Kinderkrankheiten und des Dr. Eduard Zillner als Privatdocent für gerichtl. Medicin an der medic. Fac. der Univ. in Wien, des Dr. Max Freiherrn von Waldberg als Privatdocent für neuere deutsche Sprache und Literatur an der philos. Fac. der Univ. in Czernowitz, des Dr. Ludwig Dalla Rosa als Privatdocent für normale Anatomie des Menschen an der medic. Fac. der Univ. in Prag, des Dr. Anton Bleichsteiner als Privatdocent für theoretische und praktische Zahnheilkunde an der medic. Fac. der Univ. in Prag, des Dr. Victor Mataja als Privatdocent für polit. Ökonomie an der jurid. Fac. der Univ. in Wien, des Dr. Joseph Sklenar als Privatdocent für vergl. Sprachforschung der indo-europ. Sprachen an der philos. Fac. der Univ. in Wien, des Dr. Richard Wittolshofer als Privatdocent für Chirurgie an der medic. Fac. der Univ. in Wien, des Dr. Emil Ritter von Habdank-Dunikowski als Privatdocent für historische Geologie an der philos. Fac. der Univ. in Lemberg, des Dr. Gustav Kohn als Privatdocent für Mathematik und des Dr. Stefan Smal-Stocki als Privatdocent für slavische Philologie an der philos. Fac. der Univ. in Wien, des Dr. Moriz Baštýš als Privatdocent für Zahnheilkunde an der medic. Fac. und des Dr. Rudolf Dvořák als Privatdocent für orientalische Sprachen an der philos. Fac. der Univ. mit böhm. Vortragsspr. in Prag, des Dr. Gustav Schacherl als Privatdocent für Chemie an der philos. Fac. der Univ. in Graz, des Scriptoris an der Universitätsbibliothek in Lemberg Dr. Alexander Semkowicz als Privatdocent für allg. Geschichte an der philos. Fac. der Univ. in Lemberg.

Die Erweiterung der *venia legendi* des Privatdocenten für öffentl. Gesundheitspflege an der medic. Fac. der Univ. in Graz Dr. Julius Kratter auf das Gebiet der gesammten Staats-Arzneikunde an der genannten Hochschule wurde bewilligt.

Der Prof. und Leiter des II. Gymn. in Graz Dr. P. Ferdinand Maurer zum Director dieser Anstalt (a. h. Entschl. v. 7. August), der Prof. an der Realschule in Budweis Dr. Matthias Koch zum Director des deutschen Gymn. daselbst (a. h. Entschl. v. 27. August), der Prof. und prov. Leiter des Gymn. in Kolin Adam Fleischmann zum Director dieser Anstalt (a. h. Entschl. v. 30. Sept.), der Director des Untergymn. in Trebitsch Ferdinand Kremser zum Director des Gymn. in Znaim (a. h. Entschl. v. 10. Oct.), der Prof. am griech.-oriental. Gymn. in Suczawa Stephan Draczyński zum Director dieser Anstalt (a. h. Entschl. v. 8. Oct.).

Der Director der böhm. Realschule in Prag-Karolinenthal Bartholomäus Pavlíček wurde zum Landesschulinspector ernannt und dem Landesschulrath in Böhmen für die realistischen Fächer der slavischen Mittelschulen mit dem Amtssitze in Prag zugewiesen (a. h. Entschl. v. 27. Juni).

Zum Lehrer am Gymn. in Königgrätz der Supplent am akad. Gymn. in Prag Karl Kučera, am Gymn. in Neuhaus der Supplent am böhm. Real- und Obergymn. in Prag Joseph Štefec, am Gymn. in Teschen der Supplent daselbst Joseph Feder, am deutschen Gymn. in Kremsier der Supplent am Gymn. in Nikolsburg Dr. Rudolf Löhner, am Gymn. in Iglau der Supplent daselbst Paul Schenk, am Gymn. in

Nikolsburg der Supplent am Gymn. in Marburg Joseph Mayer, am griech.-oriental. Gymn. in Surzawa der Supplent daselbst Anton Prokopowicz. Zu Prof. am akad. Gymn. in Prag der Prof. am real. in Königgrätz Johann Miltner und der Prof. an der k. k. Universität in Rakowitz Dr. Sigmund Winter, zum Prof. am böhm. Real- und Obergymn. in Prag der Prof. am Untergymn. in Freudenthal Franz Hajek, zum Prof. am Gymn. in Laibach der dieser Anstalt zugewiesene Prof. Vincenz Borstner, zum Prof. am Franz-Josephgymn. in Leoben der an dieser Anstalt in Verwendung stehende Prof. des Gymn. in Zloczów Dr. Ludwig Kubala.

Zum Lehrer am Gymn. in Hernals der Supplent am Gymn. im IX. Bezirke Wiens, zugleich Privatdocent an der Univ. in Wien Dr. Heinrich Schenkl, zum Lehrer am Gymn. im IX. Bezirke in Wien der Lehrer am Gymn. in Hernals Dr. Heinrich Sedlmayer, zum Lehrer am böhm. Real- und Obergymn. in Prag der Lehrer am Gymn. in Wallachisch-Meseritsch Dr. Johann Novak, zum Prof. am I. Gymn. in Graz der Prof. an der Staatsrealschule in Graz Dr. Karl Reissner, zum Lehrer und zum Lehrer an derselben Anstalt der Lehrer an der Staatsrealschule in Graz Dr. Hanns König, zum Lehrer am Gymn. in Leoben der Supplent an dieser Anstalt Anton Landsfeld, zum Lehrer am Gymn. in Striz der Supplent am Gymn. in Kolomea Johann Warchol, zum Lehrer am Gymn. in Drohobycz der Zeichnungsassistent an der Obergymn. in Lemberg Anton Stefanowicz, zu Lehrern am I. Gymn. in Graz der Lehrer am deutschen Gymn. in Kremier Albin Nagel, der Prof. am Gymn. in Krumau Dr. Anton Mayer, der Prof. und prov. Leiter des Landes Untergymn. in Pettau Franz Hubad und der Prof. an der Staatsrealschule in Graz Dr. Franz Standfest.

Zu Lehrern am Gymn. in Arnau der Supplent am deutschen Gymn. in der Altstadt in Prag Dr. Joseph Kohn und der Supplent am Gymn. in Arnau Andreas Trum, am böhm. Gymn. in Budweis der Supplent an dieser Anstalt Adalbert Hrudiff, am Untergymn. in Krumau der Lehrer an der Privatoberrealschule im VIII. Bezirke Wiens Joseph Hubad, am Gymn. in Spalato der Supplent an dieser Anstalt Milan Koller von Kešetar, am Gymn. in Ragusa der Lehrer am Gymn. in Spalato Joseph Possedel, am Gymn. in Mitterburg der Gymnasialsupplent in Gorz Robert Drexel, am Gymn. in Landskron der Supplent am deutschen Gymn. in der Neustadt in Prag Joseph Wiethe, am Gymn. in Czernowitz der Supplent an der öffentl. Oberrealschule im VIII. Bezirke von Wien Peter Passler.

Zu Prof. am deutschen Gymn. auf der Kleinseite in Prag der Prof. an der II. deutschen Realschule in Prag Dr. Heinrich Rottler und der Prof. am Gymn. in Landskron Emil Johné, zum Prof. am Gymn. in Czernowitz der Prof. am griech.-oriental. Gymn. in Scutari Stephan von Kepta.

Zu Lehrern am Gymn. in Wallachisch-Meseritsch der Supplent am böhm. Gymn. in Olmütz Victor Navrátil, am böhm. Gymn. in Kremsier der Supplent dieser Anstalt Friedrich Fialka, am Untergymn. in Freudenthal der Supplent am Stiftegymn. in Melk Peter Maresch, am Gymn. in Mährisch-Trübau der Supplent am deutschen Gymn. in Olmütz Gustav Spengler, am Untergymn. in Gottschee der Supplent am Gymn. in Laibach Andreas Kragl, am Gymn. in Radstadt der Supplent an dieser Anstalt Elias Karausch, zum Prof. am böhm. Gymn. in Brünn der Prof. am Untergymn. in Freudenthal Franz Hajek, zum Prof. am Gymn. in Mährisch-Trübau der Prof. am Gymn. in Mähren-Neustadt Joseph Smekal, zum Prof. am Gymn. in Cilly der Leiter der aufgehobenen Unterrealschule in Imst Hermann Röck, zum Prof. am Gymn. in Saaz der Realschulprof. in Imst Cajetan von Voge.

Der Prof. am Franz-Josephgymn. in Wien Theodor Schneider wurde aus Dienstverhältnissen an das Gymn. im IX. Bezirke von Wien

und der für diese Anstalt neu ernannte Prof. Dr. Heinrich Sedlmayer an dessen Stelle an das Franz-Josephgymn. in Wien versetzt.

Der Prof. am I. Gymn. in Graz Alois Sängler wurde in gleicher Eigenschaft an die Realschul. in Innsbruck versetzt; der Prof. am Gymn. in Wallachisch-Meseritsch Matthias Strojček zum Prof. an der böhm. Realschule in Prag ernannt. Der Hauptlehrer der deutschen Lehrerbildungsanstalt in Badweis Prof. August Wester wurde dem Gymn. in Laibach zur Dienstleistung zugewiesen. Der gegenseitige Dienstpostentausch des Prof. am deutschen Gymn. auf der Altstadt in Prag Wenzel Eymmer und des Prof. am Gymn. in Leitmeritz Wenzel Kratky wurde bewilligt.

Zum Lehrer am Gymn. in Königgrätz der Gymnasialsupplent in Jongbunzlau Joseph Wiedemann, am Gymn. in Jicin der Gymnasialsupplent in Leitomischl Gustav Zába, am Gymn. in Kolin der Gymnasialsupplent in Klattau Jaroslav Petr, am deutschen Gymn. in Kremsier der Supplent an dieser Anstalt Karl Lechner, am Gymn. in Weißkirchen der Gymnasialsupplent in Trebitsch Johann Zelina und der Gymnasialsupplent in Brünn Stefan Schmidberger, am Gymn. in Pzemysl der Gymnasialsupplent in Lemberg Kasimir Horaki, an der Mittelschule in Stry der Gymnasialsupplent in Lemberg Meleton Gładyszowski, am Gymn. in Sanok der Supplent am II. Gymn. in Lemberg Franz Majchrowicz und der Supplent am Gymn. in Sanok Roman Vetulani, am Gymn. in Drohobycz der Gymnasialsupplent in Pzemysl Ladislaus Dadej, am Gymn. in Wadowice der Gymnasialsupplent in Tarnow Ludwig Tóta, am Gymn. in Jaslo der Gymnasialsupplent in Pzemysl Franz Pawlowicz.

Zum Prof. am I. deutschen Gymn. in Brünn der Prof. am Gymn. in Znaim Dr. Konrad Jarz. zum Prof. am II. deutschen Gymn. in Brünn der Prof. am Gymn. in Weißkirchen Wilhelm Perathoner, zum Prof. am Gymn. in Znaim der Realschulprof. in Imst Franz Katholnigg, zum Prof. an der Mittelschule in Reichenberg der Realschulprof. in Imst Dr. August Dorfwirth, zum Religionsprof. am IV. Gymn. in Lemberg der Prof. am Gymn. in Brzezany Erasmus Neuburg, zum Prof. am IV. Gymn. in Lemberg der Prof. an der Mittelschule in Stryi Johann Frydrych, zum Lehrer am Gymn. in Tarnow der Lehrer am Gymn. in Wadowice Stanislaus Bednarski, zum Prof. am Gymn. in Neusandez der Prof. am Gymn. in Jaslo Theodor Ozuleniski, zu Prof. am böhm. Realgymn. in Smichow der Prof. am Gymn. in Jicin Anton Jelinek und der Gymnasialprof. Dr. Jaroslav Vlach.

Im Studienjahre 1883/84 für das Lehramt an Gymnasien approbierte Candidaten:

Prüfungscommission in **Wien**: Latein und Griechisch OG.: Sigmund Brief, P. Stephan Ehrengruber, Dr. Edmund Hauler, Franz Hawrlandt, Franz Kunz, Hugo Mužik, Ignaz Spiegl, Johann Spika, Ignaz Tvrůžek, Dr. Andreas Washietl, Leopold Winkler (deutsch), Franz Seidler (deutsch u. polnisch), Salomon Piazza (italienisch); Ergänzungsprüfung: Franz Drechsler, Franz Klein, Robert Schewczik, Julius Wisner, Camillo Wolf (deutsch); Latein O. (Erg.): Ludwig Egger, Johann Gallina (deutsch); Latein u. Griech. OG.: P. Laurenz Bleininger, Eduard Pasching, Wenzel Reuß, Hermann Schickinger, Stanislaus Schüller, P. Eduard Swoboda (deutsch), Johann Calczyński (polnisch); deutsche Sprache OG.: Adolf Thannabaur; Erweiterungsprüfung: Johann Appl, Joseph Binder, Andreas Gubo, Johann Hortnagl, deutsche Spr. OG. (Erw.): Alois Ebner, Jakob Emprechtlinger (deutsch), Johann Máchal (böhmisch); ital. Spr. OG. (Erg.): Arthur Bonetti (ital. u. deutsch); böhm. Spr. OG. (Erw.): Johann Honza (böhmisch); poln. Spr. OG.: Simon Matu-

siak (polnisch), Johann Czezyński (polnisch, Erg., ruth. u. poln. Spr. OG. (Erw.); Constantin Luczakowski (deutsch, polnisch, ruthenisch); philos. Propädeutik OG. (Erw.); Joseph Archibald Anton Crnivec, Anton Ehrenberger, Eduard Knobl, Anton Polacek, Friedrich Weber (deutsch); Geschichte und Geographie OG.: Johann Gschladt, Joseph Smrsh, Karl Steiger (deutsch, Anton Cederer (italienisch, Erg.); Geschichte und Geographie UG.: Johann Chrapak, Adolf Thannabauer (deutsch), Martin Hlavaček (deutsch und tschechisch); Mathematik und Physik OG.: Johann Jahn, Dr. Ludwig Kratny, Norbert Schwaiger, Karl Zahlbruckner (deutsch, Martin Pulic (italienisch und serbo-croatisch); Mathematik OG.: Peter Pö., P. Franz Schwab, Joseph Steinhäuser, Julius Thuring (deutsch, Mathematik OG. (Erg.); Franz Holzinger (deutsch); Naturgeschichte OG.: Mathematik und Physik UG.: Friedrich Bartek, Anton Jarszsek, Franz König, Richard Pterovský, Alexander Rosoli, Bernhard Tineh (deutsch), Ladislaus Taniackiewicz (polnisch und ruthenisch). Deutsche Prüfungscommission in Prag: Latein und Griechisch OG.: Wenzel Klimasch, Siegfried Lederer, Wenzel Lakwene, Ferdinand Mühlstein, Thomas Peček, Wenzel Fiaschl, Joseph Růžicka, Karl Schwertassek, Moriz Strach, Georg Tauber; deutsche Spr. OG.: Dr. Gustav Gerson (Erg.), Heinrich Schirfer; Geschichte und Geographie OG.: Georg Bayer, Josef Friesch, Karl Klement, Michael Kustler, Adolf Schneider, Joseph Vik; philos. Propädeutik: Dr. Joseph Kohm, Robert Müller (Erg.). Dr. Joseph Uhl. — Böhmisches Prüfungscommission in Prag: Latein und Griechisch OG.: Joseph Bartocha, Johann Capek, Wenzel Klimes, Joseph Klvaňa, Joseph Kotinek, Joseph Krejčí, Joseph Mach, Emanuel Peroutka, Gustav Šafařovic, (Erg.), Alois Breindl, Anton Brejzka, Adalbert Černý, Franz Čížinský; Latein und Griechisch UG.: Joseph Benhart, Ignaz Brezaček, Franz Coufal, Ignaz Fraub, Franz Haas, Karl Havránek, Johann Kaňka, Johann Kohout, Joseph Kubr, Johann Malý, Bohumir Paulik, Johann Petráček, Franz Rehot, Eduard Svet, Johann Školník, Eduard Stolorský, Joseph Truhl, Joseph Vitke, Alois Veprek; Latein OG., Griechisch UG.: Joseph Němec, Anton Trnka; Griechisch OG., Latein UG.: Wenzel Dvořáček, Zdeněk Vysoký; Latein OG. (Erg.): Joseph Durych, Bohuslav Mikenda, Karl Procházka, Anton Reznicek, Johann Slavik, Alois Vlk; Griechisch OG. (Erg.): Adalbert Hrnčít, Joseph Říza, Thomas Šilený; böhmische Sprache OG. (Erw.): Emanuel Brzecz, Johann Pelikan, Wenzel Piskaček, Thomas Rehot, Franz Zikmund, Heinrich Vancura; böhmische und deutsche Spr. UG. (Erw.): Karl Bečka; böhmische Spr. (UG.) (Erw.): Emanuel Fait, Johann Koloušek; deutsch OG. (Erw.): Karl Veselik, Wilhelm Dudek, Anton Krečar, Joseph Štofek; deutsch (UG.) (Erw.): Joseph Vlk, Gustav Zaba, Adalbert Zenker; philos. Propädeutik (Erw.): Jakob Čech, Franz Kamieníček, Johann Sommer; Geschichte und Geographie OG.: Joseph Dostal, Laurenz Dušek, Jaroslav Kozina, Otakar Pásek, Karl Ševčík, Franz Šujan, Joseph Zikmund, (Erg.), Franz Šatka, Rudolf Kreutz, Johann Beringer, Ignaz Kohout, Bohuslav Krpecký; Geschichte und Geographie UG.: Franz Fifka; Naturgeschichte OG., Mathematik und Physik UG.: Alexander Bernardi; Naturgeschichte OG.: Johann Matec (sämmtlich tschechisch). — In Graz: Latein und Griechisch OG.: Dr. Hans Gutscher, Johann Koban, Joseph Florbina, (Erg.) Heinrich Löwner (deutsch); Joseph Sorn (deutsch und slowenisch); (Erg.) Karl Belec (slow.), Franz Katič, Nikolaus Matjevič (ital. und serbo-croatisch); Latein und Griechisch und deutsche Sprache OG.: Joseph Jenko (deutsch und slow.), Latein OG.: Dr. Arthur Tilgner (ital.); Griechisch OG. (Erw.): Ludwig Ludek (deutsch und slow.); Latein und Griechisch UG. (Erw.): Julius Giltner

(deutsch); Latein und Griechisch UG.: P. Benedict Matthias Schluder (deutsch); deutsche Sprache OG. (Erw.): Joseph Hamberger; deutsche Sprache UG. (Erw.): Joseph Weiß; Geschichte und Geographie OG.: Stephan Čubrotović, Savino Pedrotti (ital.), Dr. Oskar Gratzy, Johann Kluibenschedl, Ludwig Mayr (deutsch), (Erg.) Joseph Kožuk (deutsch und slov.); Mathematik und Physik OG.: Blasius Matek (deutsch und slov.); Naturgeschichte OG., Mathematik und Physik UG.: Karl Zelinka (deutsch). — In **Innsbruck**: Latein, Griechisch u. Deutsch OG.: Dr. P. Anselm Salzer (deutsch); Latein und Griechisch OG.: Georg Buchner, P. Marian Holba, P. Eduard Jochum, Johann Kofler, Wenzel Konhäuser, P. Alois Pircher (deutsch), Seraphin Bosisio, Leonhard Levegghi (ital.), Faustin Zamboni (deutsch u. ital.), (Erg.) Nikolaus Baldemair (deutsch), (Erw.) Joseph Defant (ital.); Latein OG. (Erg.): Eginhard Materzič; Griechisch OG. (Erg.): Franz Hylák; Latein und Griechisch UG.: P. Franz Lanznaster; deutsch OG., Latein und Griechisch UG.: Ludwig Schönnach, deutsch OG. (Erg.): Franz Metzler, Vincenz Pasarič, (Erw.): Kaspar Pammer, Franz Trarůzek; deutsch UG. Victor Schaller, (Erw.): Anton Huber, Thomas Berger (sämmtl. deutsch); Geschichte und Geographie OG.: Urbino Colombini, Joseph Dal Ri (ital.), P. Augustin Plappert, (Erg.) Joseph Feder; Mathematik und Physik OG.: Jacob Kofler; Physik OG. (Erg.): Joseph Burtacher; Naturgeschichte OG., Mathematik und Physik UG.: P. Hartmann Falbesoner, Franz Schneeberger (sämmtl. deutsch). — In **Czernowitz**: Latein und Griechisch OG.: Theodor Buzor, Severin Jankowski; Latein u. Griechisch UG.: Victor Nussbaum; Griechisch OG. (Erg.): Matthias Switalaki; deutsch OG.: Adalbert Mikulicz; deutsch OG., Latein und Griechisch UG.: Hermann Rump; Rumänische Sprache OG.: Elias Karausch, Methodius Lutia; Geographie und Geschichte OG.: Demetrius Oncul; Deutsch u. Geographie u. Geschichte OG.: Constantin Mandyczewski; Naturgeschichte OG., Mathematik und Physik UG.: Otto Mayer (sämmtl. deutsch). — In **Lemberg**: Latein und Griechisch OG.: Franz Bizon, Theofil Krasnostelski, Anton Lasson, Franz Majchrowicz; Latein und Griechisch UG.: Joseph Pawłowsky, Anton Janik, Ludwig Salo; Geschichte u. Geographie OG.: Anton Lovkiewicz, Mathematik und Physik OG.: Ladislaus Boberski, Caspar Brzostowicz, Miecislau Łazarski, Michael Kozłowski; Mathematik und Physik UG.: Valentin Głowiński; Naturgeschichte OG., Mathematik und Physik UG.: Franz Vogl (sämmtl. poln. und deutsch).

Für das Lehramt der Stenographie im Studienjahre 1883/84 approbierte Candidaten:

Von den Prüfungscommissionen in **Graz**: Emil Skomal, Justus Hendrych, Anton Santei, Alexander Otto, Victor Rabitsch (deutsch); in **Lemberg** und **Innsbruck**: Franz Stefczyk (polnisch), Johann Sternat (deutsch), Ludwig Mayr (deutsch); in **Prag**: Franz Brdlik, Joseph Hrdak, Heinrich Kracik, Philipp Poeta, Karl Wipler (böhmisch), Johann Simek, Franz Urban (deutsch).

Für das Lehramt des Turnens im Studienjahre 1883/84 approbierte Candidaten:

Von der Prüfungscommission in **Wien**: Robert Geidel, Max Guttmann, Johann Hadaszczok, August Hantschel, Leopold Öller, Hermann Tschuschnner, Joseph Zeidler, Theodor Grohmann (sämmtl. deutsch).

Auszeichnungen erhielten:

Dem a. o. Prof. der gerichtl. Medicin an der Univ. mit deutscher Vortragssprache in Prag Dr. Franz Güntner wurde anlässlich seines Übertrittes in den bleibenden Ruhestand die a. h. Anerkennung für sein langjähriges sehr ersprießliches lehramtliches Wirken bekannt gegeben (a. h. Entschl. v. 22. Mai).

Dem Prof. am akad. Gymn. in Wien Heinrich Ficker wurde in Anerkennung seiner vieljährigen ausgezeichneten Dienstleistung der Titel eines Schulrathes verliehen (a. h. Entschl. v. 14. Juni).

Der ord. Prof. der Anatomie an der Univ. in Wien Hofrath Dr. Karl Langer in Anerkennung seiner vorzüglichen und verdienstvollen Wirksamkeit das Ritterkreuz des Leopoldordens (a. h. Entschl. v. 18. Juni).

Der Statthaltereirath und Referent für die administrativen und ökonomischen Schulangelegenheiten bei dem Landesschulrathe in Mähren Joseph Januschka in Anerkennung seiner vorzüglichen Dienstleistung den Orden der eisernen Krone III. Classe (a. h. Entschl. v. 18. Juni).

Der beim Landesschulrathe für Böhmen in Verwendung stehende Gymnasialdirector Schulrath Wenzel Jandovský aus Anlass der auf sein eigenes Ansuchen erfolgten Versetzung in den bleibenden Ruhestand in Anerkennung seiner vieljährigen belobten und erfolgreichen Thätigkeit das Ritterkreuz des Franz Josephs-Ordens (a. h. Entschl. v. 18. Juli).

Dem Prof. der Architektur an der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien, Oberbaurathe Theophil Freiherr v. Hansch wurde anlässlich seiner Versetzung in den bleibenden Ruhestand die a. h. Anerkennung für seine ausgezeichnete lehramtliche und künstlerische Thätigkeit ausgesprochen (a. h. Entschl. v. 21. Juli).

Der Secretär der Akademie der bildenden Künste in Wien Theodor Lott in Anerkennung seiner vorzüglichen Dienstleistung den Titel eines Regierungsrathes (a. h. Entschl. v. 24. Juli).

Der ord. Prof. der Histologie an der Univ. in Wien Dr. Karl Wedl aus Anlass des bevorstehenden Übertrittes in den bleibenden Ruhestand in Anerkennung seiner vieljährigen verdienstlichen Wirksamkeit im Lehramte und in der Wissenschaft den Titel und Charakter eines Hofrathes (a. h. Entschl. v. 26. Juli).

Dem Prof. am Franz Josephs-Gymn. in Wien Dr. Robert Latzel wurde aus Anlass des von ihm überreichten und angenommenen Werkes 'Die Myriopoden der österr.-ung. Monarchie' die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen (a. h. Entschl. v. 8. August 1881).

Dem ord. Prof. der alttestamentlichen Exegese an der evang.-theol. Fac. Regierungsrath Dr. Georg Gustav Roskoff wurde anlässlich seiner Versetzung in den bleibenden Ruhestand in Anerkennung seines langjährigen und verdienstvollen Wirkens im Lehramte der Titel eines Hofrathes verliehen (a. h. Entschl. v. 29. August).

Der ord. Prof. der österr. Geschichte an der Univ. in Graz Dr. Ferdinand Ziegler von Blumenthal in Anerkennung seiner vorzüglichen Wirksamkeit auf dem Gebiete des Lehramtes und der Wissenschaft den Titel eines Regierungsrathes (a. h. Entschl. v. 26. Sept.).

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

ber die Tragweite der caesura post quartum trochaeum im antiken und im deutschen Hexameter.

Ein Hexameter des Ennius lautet:

corde capessere. semita nulla pedem stabilibat.

Zu diesem, wie zu drei andern uns überlieferten Enniani-
schen Hexametern, nämlich

poste recumbite vestraque pectora pellite tonsis
cui par imber et ignis spiritus et gravi' terra
sparsis hastis longis campus splendet et horret

nicht Luc. Müller in seiner Metrik pag. 194 die Bemerkung,
dass der Dichter diese Verse nicht ohne Absicht anomal gestaltet
habe; „nam primum et secundum exemplum“, sagt er, „apte
congruunt orationi valde concitatae, ultimum retardatae et clau-
dicanti, unde etiam multiplicati reperiuntur in illis dactyli, in
x spondei; tertium aequabilitate sensuum quandam habet excu-
sationem.“

Die Bemerkung Luc. Müllers, dass der Dichter die genannten
Verse mit einer gewissen Absichtlichkeit so gestaltet habe,
lingt plausibel; auch die Behauptung, dass man es hier mit
versurlosen Versen zu thun habe, leuchtet hinsichtlich der drei
letzten Beispiele ein; dagegen könnte vielleicht jemand bei „corde
capersere. semita nulla pedem stabilibat“ auf den Gedanken
kommen vorzuschlagen, dass man bei diesem Verse in Ermange-
lung der drei anderweitigen Hauptcaesuren das einzige noch mög-
liche Auskunftsmittel nicht verschmähen und die vorhandene
πῦρ κατὰ τέταρτον τροχαῖον als Hauptcaesur, beziehungsweise als
appletorische Form der männlichen *ἐφ' ὀρθῆς* dulden möge.

Gegen eine solche Aufstellung aber würde Luc. Müller, der
Rechners Ansicht, dass in dem Horazischen Verse

non quivis videt immodulata poemata index

der vierte Trochäus die legitime Incision sei, tadelnd zurückweist
(pag. 178 der Metrik), eben seine alte Erklärung geltend machen:

„Ego vero in metro isto nisi adsit caesura intra tertiam quartam arsin nullam omnino agnosco rectam evenire distinctionem“ daher denn auch Luc. Müller jenen Vers des Horaz so deutet, indem er nach dem fünften Halbfuß, also an einer von jenen Stellen, wo eine Hauptcaesur unsere natürliche Erwartung in unzweideutiger Weise befriedigen sollte, die Fuge des Compositums „immodulata“ lockert und *τμήσις* statuiert, wodurch der Vers eine Art von *πενθημιμερής* gewinnt.

Freilich kann ein so dürftiges Auskunftsmittel, zumal wenn es sich um Abtrennung von Partikeln handelt, weniger die Bedeutung des Verses als solchen bezwecken, vielmehr wird dadurch die Wahrung des Principes von der herkömmlichen, rechtmäßigen Hauptcaesur bezweckt, ein Gesichtspunkt, unter welchem das scheinbar pedantische Bemühen, auch derartigen Hexametern zu Hilfe zu kommen, eine tiefere Bedeutung erhält. Denn an sich für sich bleiben solche auf dem Wege der *τμήσις* mit *πενθημιμερής* oder *ἐφθημιμερής* ausgestattete Hexameter ziemlich unerfreuliche Producte metrischer Kunstfertigkeit, und die Alten haben sich wohl gehütet, derlei Sonderbarkeiten in merklicher Anzahl vorzuführen.

Wenn nun schon Hexameter solchen Schlages in der antiken Versification verschwindende Ausnahmen bilden, so dürfte es numerisch genommen, noch schlimmer mit solchen Hexametern bestellt sein, die ohne eine der üblichen Hauptcaesuren, sondern ohne die Handhabe einer Tmesis lediglich die caesura post quartum trochaicum besitzen, wodurch die obige Erklärung Luc. Müllers, dass er über die dritte oder vierte Arsis hinaus eine richtige Gliederung nicht anerkennen könne, um so bedenklicher weiter erscheint.

Praktisch also muss die Frage nach einer caesura post quartum trochaicum in der antiken Dichtung als erledigt betrachtet werden; die Alten giengen diesem Modus mit Anpöcklichkeit aus dem Wege. Was aber die theoretische Seite der Frage betrifft, so könnte nach den Gründen geforscht werden, weshalb die antike Versification eine so entschiedene Abneigung besaß, dem vierten Trochäus jenen Einfluss auf die Gliederung des Hexameters zu gestatten, wie ihn die üblichen Hauptcaesuren geltend zu machen pflegen.

Zu dem Zwecke sei es mir erlaubt, vorbereitend etwas anzuholen.

Die epische Langzeile der Alten wird durch die Hauptcaesur, deren im großen organisierende und gliedernde Kraft die gesunde Constitution des Ganzen bedingt, in zwei Haupttheile getheilt, die entweder in einem gewissen harmonischen oder in einem disharmonischen Verhältnisse zu einander stehen.

Die *πενθημιμερής* und die caesura post tertium trochaicum sind es, die eine harmonische Theilung schaffen, sonst nicht bei der Materie, um die es sich handelt, irgend denkbar ist.

und zwar verhalten sich im ersten Fall die Stücke des Verses wie 10 : 13, im zweiten Fall wie 11 : 12. Diese beiden recht eigentlich centralen, eine dichotomische Theilung im Sinne des schönen Ebenmaßes mit sich führenden Hauptcaesuren sind denn auch als die ursprünglichen zu betrachten; sie sind der Natur und dem Berufe des heroischen Maßes am meisten angemessen.

Anders verhält sich die Sache bei der *ἐφθρημικὴς* als solchen. Diese bringt keine harmonische Theilung mehr zustande; denn die betreffenden Versstücke stehen bereits im Verhältnis von 14 : 9. Und so hätte man in der *ἐφθρημικὴς* als solchen eine Hauptcaesur zweiten Ranges, die mit Übersprungung der beiden centralen Caesuren und unter Vernachlässigung einbegleitender Nebencaesuren etwas verspätet auftritt, aber gerade dadurch auch eine gewisse Wucht und Eindringlichkeit gewinnt. Die pure *ἐφθρημικὴς* ist bei Griechen und Römern als große Seltenheit zu betrachten. Bei Homer dürften in beiden Epen zusammen genommen kaum 20 derartige Verse vorkommen. Nicht viel günstiger steht es im Lateinischen; am ehesten findet sich diese Specialität noch bei Lucrez, in zweiter Linie bei Virgil und Horaz.

Vortheilhafter gestalten sich die Dinge für die *ἐφθρημικὴς*, wenn sie durch die entsprechenden Nebencaesuren vermittelt wird. Es ist dies aber entweder die *τριθρημικὴς* oder der zweite Trochäus. Maßgebend bleibt der erste Fall, wobei Einklang der Motive herrscht: männliche Nebencaesur im zweiten mit männlicher Hauptcaesur im vierten Fuß. In diesem Falle vernimmt das Ohr des Lesers bald mehr, bald minder deutlich einen derartigen Fortgang des Verses, dass mittelst dreifacher Abstufung ein stetiges gelindes Wachsthum in der Größe der Glieder stattfindet, und zwar im Verhältnis von 6 : 8 : 9. Wollte man jedoch auf diese Wirkung, die namentlich dann ganz besonders effectvoll zutage tritt, wenn Sprache, Fügung und Inhalt und die dadurch bedingten Sinnpausen auxiliär miteingreifen¹⁾, neben der schlich-

¹⁾ Martial VII, 30, 1 das Parthis, das Germanis, das, Caelia, Dacia.

VII, 64, 7 non rhetor, non grammaticus ludive magister.

XII, 38, 3 crine nitens, niger unguento, perlucidus ostro.

In solchen Fällen dürfte der dritte Trochäus wohl sehr stark zurücktreten, ausnahmsweise vielleicht auch die *πενθρημικὴς*.

Lucrez, V, 905 prima leo, postrema draco, media ipsa Chimaera
Catull, 64, 156 quae Syrtis, quae Scylla rapax, quae vasta Charybdis.

Horaz, Sat. II, 4, 3 Pythagorae Anytique reum doctumque Platona

Vergil, Ecl. IV, 51 terrasque tractusque maris caelumque profundum

Ovid, Met. VI, 287 fama mali populiue dolor lacrimaeque suorum.

Tibull, I, 7, 11 testis Arar Rhodanusque celer magnusque Garonna

Propert, V, 5, 27 sperne Fidem, provolve deos, mendacia vincant.

Martial, X, 51, 3 ridet ager, vestitur humus, vestitur et arbor.

II, 50, 1 quod fellas et aquam potas, nil Lesbia, peccas.

Statius, Silv. III, 3, 96 quae Boreas, quaeque Euros atrox, quae nubilus Auster

Vgl. ferner Verg. Ecl. 78. Aen. I, 744; Ovid Met. I, 398;

II, 217; III, 350; VIII, 336; 387 Martial III, 65, 5; VI, 86, 1;

Statius Silv. III, 1, 86; V, 3, 2.

ten und natürlichen dichotomischen Ordnung der beiden vornehmsten Hauptcaesuren ein eigenes trichotomisches Eintheilungsprincip gründen, so wäre das eine gewagte und bedenkliche Sache, und würde eine solche theoretische Aufstellung den ursprünglichen Intentionen der Hexameterdichtung wenig entsprechen.

Die von der *πρὸς ῥυμμερὴς* begleitete *ἐφ' ῥυμμερὴς* als Hauptcaesur findet sich bei Homer unter den 27795 Versen etwa 200mal, im Lateinischen ist sie je nach den Autoren bald verhältnismäßig gut, bald wenig oder gar nicht vertreten.

Ohne das Empfehlende in der Eigenart dieser Hexameterform anfechten zu wollen, möchte ich doch darauf hinweisen, dass diese dreigliedrige Versgestalt sich im Bereiche der erhaltenden Gattung nicht allzu auffällig vordrängen darf. Denn das epische Wesen des heroischen Verses leidet mehr oder weniger unter dem Einflusse der zweimaligen scharfen Unterbrechung; man braucht bloß eine zu diesem Zwecke zusammengestellte längere Reihe solcher Verse sich vorzulesen, und man fühlt leicht heraus, dass das Constante des Rhythmus ins Abrupte verfällt und aus einem strömenden ein springender Vers wird. Der Ton aber erhält dadurch etwas Affectvolles und Zugespitztes und nimmt eine lyrische Färbung an.

Dies vorausgesetzt wollen wir nun des Versuches halber den Arsis- und Thesisfall der *πρὸς ῥυμμερὴς* auch auf die *ἐφ' ῥυμμερὴς* anwenden. Darnach entstünde consequenterweise folgendes Schema:

I. Primäre Hauptcaesur.

1. — — — — — || — — — — —
2. — — — — — || — — — — —

II. Secundäre Hauptcaesur.

A. Ohne die Nebencaesur.

1. — — — — — || — — — — —
2. — — — — — || — — — — —

B. Mit der Nebencaesur.

1. — — — — — | — — — — — || — — — — —
[— — — — — | — — — — — || — — — — —]
2. — — — — — | — — — — — || — — — — —
[— — — — — | — — — — — || — — — — —]

Prüfen wir zunächst den Fall II, A, 2. Darnach wäre die ausschließliche caesura post quartum trochaicum das weibliche Seitenstück zur puren *ἐφ' ῥυμμερὴς*, sowie die caesura post tertium trochaicum das weibliche Seitenstück zur *πρὸς ῥυμμερὴς* bildet.

Das hört sich nun allerdings recht erträglich an; in Wahrheit aber liegen die Dinge anders.

Erstlich hat die supponierte caesura post quartum trochaicum, insofern sie auf die Gliederung des Verses im Großen aspiert, schon vermöge der natürlichen Auslese einen ungemein schweren

Stand gegenüber den drei anderen Concurrentinnen, die wegen ihrer vortheilhafteren Positionen das Prioritätsrecht nachdrücklich geltend machen. Und namentlich sind es wieder die beiden centralen Caesuren, die vermöge ihres auf die wahre Quelle des Hexameters zurückweisenden Habitus unwillkürlich einen solchen Zug in diese Gattung metrischer Production brachten, dass bereits die ἐφθρημιμερής, obzwar an diesen Incisionsmodus, wie ich auf mathematischem Wege gefunden habe, in abstracto genau so viel mögliche Individualformen als an die πενθρημιμερής²⁾ und doppelt so viel als an die caesura κατὰ τρίτον τροχαῖον geknüpft sind, sich in ihrer Function als Hauptcaesur zu einer sehr bescheidenen Rolle verurtheilt sah. Um wie viel ungünstiger also mussten sich erst die Aussichten für das supponierte weibliche Seitenstück der puren ἐφθρημιμερής gestalten!

Das zweite argumentum contra bietet folgende Erwägung. Bei der Annahme einer puren τομῇ κατὰ τέταρτον τροχαῖον als caesura regens würden sich die beiden Versstücke wie 15:8 verhalten, wodurch ein Missverhältnis entsteht, das jenes bei der ἐφθρημιμερής als solchen zutage getretene merklich überbietet. Es kann aber bei dem enormen Stadium von 15 Moren, nach dessen Zurücklegung erst eine durch die angebliche Hauptcaesur motivierte Rast winkt, die Wahl des vierten Trochäus schwerlich einen zufriedenstellenden Ersatz für die vorausgegangenen Anstrengungen bieten, da die trochäische Form an dieser Versstelle bereits ins Weichliche und Vage auszuarten droht und jener Eindringlichkeit und abgrenzenden Schärfe entbehrt, wie sie im Falle der Praeterierung der beiden primären Caesuren lebhaft erwartet wird, eine Erwartung, die durch die ἐφθρημιμερής befriedigt wird.

Ein drittes argumentum contra lässt sich aus dem Umstande herleiten, dass es gerade die erste Thesis des vierten Dactylus ist, über welche die in die Cadenz eingetretene rhythmische Reihe möglichst rasch und glatt wegzukommen sucht, was ihr aber nicht gelingt, wenn sie an jener Stelle durch den Einfluss einer wie immer gearteten Pausierung mitten in ihrem schwunghaften Fortstreben gestört und in diesem Moment der Abschlusslosigkeit gezwungen wird, sich selbst zu hemmen und gleichsam in sich zurückzuspringen.

Die Art der Pausierung kann aber eine doppelte sein, entweder eine oratorische oder eine rhythmische. Was die oratorische oder Sinnpause nach der ersten Thesis des vierten Dactylus betrifft, so kommt uns eine schätzbare Notiz Hartels in seinen Homerischen Studien zustatten. Interpunction nach dem vierten

²⁾ Und zwar beläuft sich die Zahl der Individualformen des innerhalb der Grenzen der Siebenzehn- und Zwölfsilbigkeit dactylisch-spondisch schwankenden Hexameters für πενθρημιμερής, sowie für ἐφθρημιμερής auf 82944.

Trochäus bei Homer nirgends³⁾, sagt Hartel. Bei Hesiod bleibt das ebenfalls Rarität. Ich kenne momentan nur einen einzigen derartigen Vers, *Ἔργα*, 268:

ταῖτα φιλασσομένοι, βασιλῆες, ἰδύνετε δίχας.

Bei den römischen Dichtern finden sich, soweit meine Beobachtungen reichen, die Grade schwächerer Interpunctioes nicht gar so selten, sehr starke Interpunctio jedoch nur ganz selten. So bei Ovid (*Fasti* IV, 721) der auffallende Vers

nox abiit oriturque aurora. Parilia poscor.

Sowie nun durch eine Sinnpause nach der ersten Thesis des vierten Dactylus in den Gang des Hexameters aus dem oben erwähnten Grunde mehr oder minder störend eingegriffen wird, ebenso leidet ein Hexameter, der in seiner baulichen Veranlagung nur den vierten Trochäus als angebliche caesura regens enthält, an den Folgen dieses Modus, insofern derselbe an dieser gefährlichen Stelle zum mindesten rhythmische Pausierung mit sich brächte. Ich sage, zum mindesten. Denn es sind Gründe vorhanden anzunehmen, dass es einem Versificator nahe läge, die betreffende weibliche Caesur auch mittelst auxiliärer Kunststoffe, wodurch sachliche Pausen erzeugt werden, wirksamer zu stützen.

Wenden wir uns jetzt zur Betrachtung des Specialfalles der in Rede stehenden Incisionsform und fassen wir das Schema II, B. 2 ins Auge, wornach die mit *τριθρημιμερὶς* verbundene *εφθρημιμερὶς* in den analogen Thesisfall übersetzt erscheint.

Es sei mir zunächst gestattet, diese Form, deren Mittelglied in Ansehung der Wortgestalten vier Variationen aufweist, nämlich (— — — — —); (— — — — —); (— — — — —); (— — — — —) durch einige Proben, die ich zum Theil mit Anlehnung an antike Verse und entsprechender Veränderung zusammengestellt habe, in concreto zur Anschauung zu bringen.

I. ὦ μάλοισιν ἐρευνδομένοιςιν Ἐρωτες ὅμοιοι.

μαινομένοιςιν Διωνυσοῖςιν δίωκε τιθήνας.

καχλάζοντα ἐπ' αἰγιαλῶν τὰ κύματα ἀκούεις;

ὄν μαλακοῖσι καὶ αἰνυκίοισιν ἔδειξε λόγους.

οὐκ ἄκουσας; ἐπ' Ἄλφειον ᾤχετ' ἄγων νιν ὁ Μίλην.

³⁾ Dieses ängstliche Vermeiden der Interpunctio nach dem vierten Trochäus übt bei Homer sogar Einfluss auf die Wahl der Wortgestalten. Wir sehen den Dichter auch in dieser Beziehung bemüht, den troch. Ausgang im vierten Fuß durch gewisse ungewolltene Kunstgriffe möglichst unauffällig und wirkungslos zu machen. Combinationen von Wortgestalten, wie „plausere theatra Menandro“ „si flagrat abson entellae“, ja selbst Fälle wie „stagnare paludibus orbem“ „tantum ira vocantia matrem“ dürften bei Homer eine große Seltenheit sein, während im Lateinischen das keineswegs der Fall ist. Überhaupt sucht Homer die in die Cadenz strebende Reihe über die Klippe des vierten Trochäus hinweg in andere Formen überzuleiten, wobei er sich gern des Mittels bedient, die Reihe in Form der bukolischen Diaeresis dactylisch ausklingen zu lassen, wodurch ein befriedigender Theilabschluss erreicht wird, der auch die Interpunctio leichter erträgt.

II. Antimachumque securiferumque subire Pyracmon.
quem miratur et Hellespontus et unda Scamandri.
haec effata fluentisonum aequor et antra petivit.
huc ades, inquit, amabilis aura, foveque iacentem.
arripite arma, viriliter arma! suprema vocat lux.

Obzwar nun bei der in Frage stehenden specifischen Erscheinungsform des vierten Trochäus dem trochäischen Motiv im vierten Fuß durch ein gleichgestimmtes im zweiten Fuß vorgearbeitet und dadurch dem früher erwähnten Missverhältnis abgeholfen wird, so bleibt doch dieser vereinzelte Lichtpunkt angesichts der bisherigen, zum größeren Theil fortbestehenden, sowie angesichts der neu hinzukommenden Mängel eine Sache von untergeordneter Bedeutung. Was die letzteren betrifft, so wäre zunächst zu bemerken, dass ähnlich wie die von *τρεῖς ἑμμετρὴς* begleitete *ἑφθήμετρὴς* auch ihre dreigliederige trochäische Analogieform von dem geläufigen epischen Tone merklich abweicht. Ferner macht sich bei der in Rede stehenden Analogieform im Gegensatz zum markanten Wesen der *ἑφθήμετρὴς* der dreimalige Abfall in die Thesis nicht gut¹⁾, weil dadurch Eintönigkeit, sowie eine gewisse Weichlichkeit und Unsicherheit im Gange des Hexameters erzeugt wird. Endlich ist, wie wir schon angedeutet haben, das Mittelstück so gebauter Verse, das durch gewaltsames Überspringen der drei vornehmeren Caesuren zustande kommt, hinsichtlich der Mannigfaltigkeit der Wortgestalten starken Einschränkungen unterworfen und macht eben dadurch den Eindruck der Gebundenheit.

Ich habe in der schwebenden Frage von theoretischer Seite die Sachlage beleuchtet und eingehender zu begründen gesucht, warum es den Alten theils aus principiellen, theils aus besonderen Geschmacksrücksichten ferne lag eine caesura post quantum trochaicum als regens im heroischen Verse zu verwirklichen.

Ich komme jetzt auf die Verwertung des vierten Trochäus im deutschen Hexameter zu sprechen. Hier bemerken wir zwei verschiedene Richtungen. Als den Repräsentanten der einen können wir füglich Voss, als den der andern Klopstock betrachten. Voss, der Übersetzer Homers, hält sich knapp an die Tradition der Alten und meidet es, dem vierten Trochäus bedeutendere Concessionen zu machen. Dagegen unternimmt Klopstock das Wagnis, sich über den Grundsatz der Alten hinwegzusetzen und den vierten Trochäus auf die Ehrenstaffel einer caesura regens als weiblichen Seitenstückes der *ἑφθήμετρὴς* zu erheben. In wie weit diesem Schritte Klopstocks in seiner Praxis als Versificator schon ursprünglich Plan und Absicht zugrunde lag, muss ich dahin gestellt sein lassen; doch dürfte bei Klopstocks reflex-

¹⁾ Das gleiche gilt auch, trotz einer gewissen Abwechslung, von der Nebenform - - - | - - - - - || - - - - - Z. B. Antiphaten Laestrygoniosque revisere portus.

tierender Natur die Annahme, dass sich das spontan- und instinctmäßig-Thätige im Geiste des Dichters bald in Bewusstsein umsetzte, auch hier einige Berechtigung besitzen. Gewiss ist, dass Klopstock im Laufe der sechsten Dekade des verflorbenen Saeculums, also zu einer Zeit, wo er noch an seiner *Metastasiade* dachtete, sich auf das tiefere Studium der deutschen Sprache verlegt und selbe unter anderem auch in Absicht auf rhythmische Befähigung einer Vergleichung mit den alten Sprachen unterzogen hat. Was aber die grammatischen Gespräche betrifft, auf deren documentarisches Zeugnis ich mich zu berufen gedenke, so hat Klopstock dieselben allerdings erst im Jahre 1794 edirt; allein das, was sie enthalten, ist ohne Zweifel älteren, zum Theil wohl viel älteren Datums, Dinge eben, in denen Klopstocks Geist geraume Zeit früher lebte und webte, sann und grübelte, bevor er seine Gedanken und Ansichten hierüber zu Papier brachte, und dieser Vorrath schriftlicher Notizen selbst mochte wieder Jahre hindurch geruht haben, bis er als Collection endlich das Licht der Öffentlichkeit erblickte. Wie dem übrigens nun immer sein mag, so viel steht fest, dass Klopstock in seinen grammatischen Gesprächen auch des vierten Trochäus als eines maßgebenden Einschnittes im deutschen Hexameter Erwähnung that. Und zwar ist es das „die Verskunst“ betitelte Stück der I. Abtheilung der grammatischen Gespräche, in welchem der etwas affectiert eingekleidete Dialog zwischen dem Spondeus und Choreus, von denen der erstere die Sache des griechischen, der letztere die des deutschen Hexameters vertritt, auch zu knappen Bemerkungen und Gegenbemerkungen über das Caesurwesen im deutschen Hexameter führt. In dieser Beziehung wird zunächst erwähnt, dass das deutsche hexametrische Silbenmaß aus drei Formen zusammengesetzt sei, aus der griechischen, griechisch-deutschen und der deutschen Form. Hinsichtlich der Abschnitte, durch die sich die deutsche Form charakterisiert, werden ausdrücklich auch folgende drei Incisionsweisen namhaft gemacht und mit je einem Beispiel illustriert:

a) „Männlicher Vorabschnitt“ und „weiblicher Nachabschnitt.“ „Wo der Gesang — mit Wendungen tönte — der ändernden Bildung.“ Der Spondeus meint zwar, dass, wenn hier der Mann (d. h. der stumpfe Ausgang des Vorabschnittes) das Weib nicht entschuldige, so entschuldige sie nichts; worauf Klopstock den Choreus replicieren lässt: „Entschuldigen? Wenn sie ihm nun lieb genug dazu wäre, um sie durch Entschuldigungen nicht zu beleidigen?“ Man gehe, meint der Choreus, auch hier auf dem Wege der Griechen fort, die in dem Verse

ἦ ῥα καὶ ἦρε λέχοσθε κίων ἅμα δ' εἴπετ' ἄκραις

das klingende ἦρε und das stumpfe κίων nur anders gestellt hätten, eine Bemerkung, die hinreichend zeigt, dass Klopstock

den mit dem männlichen Vorabschnitte verbundenen vierten Trochäus als vicarierende Form der *ἐφθημισηρῆς* betrachtet wissen wollte.

Hierher gehörige Beispiele aus Klopstocks Poesie wären unter anderem:

Oden, 6, „An Ebert“ V. 75:

Oft in der Nacht auf biegsamen Wipfel die himmlische Bildung

Oden, 7, „Salem“ V. 57:

Ach, dann kommt die selige Stunde der ersten Umarmung.

Mess. I, 493 Sei mir begrüßt, begnadigter Seraph, du Friedensbote!

II, 939 Stieg von da auf den wolkgigen Karmel, vom Karmel gen Himmel.

III, 251 Segnete sich und die niedrige Hütte, wo Gottes Prophet war

IV, 737 Bald wird er selbst von Bethania kommen. Erwart' ihn, Maria!

V, 648 Blut, du Blut unschuldiger Menschen, das jemals vergossen.

VI, 77 Über ihm rauscht ein Todesengel mit nächtlichem Flügel.

VII, 508 Da erklangs um die jauchzenden Pole, da schuf er die Himmel.

VIII, 842 Pontius spricht's mit geflügelten Worten und wandte sich
zornvoll.

VIII, 207 Steh' hier still, unsterbliche Seele, durchschaue die Tiefen.

b) Combination des weiblichen Vorabschnittes und des weiblichen Nachabschnittes.

„Sank in des Berges — benebelte Klöfte — der irrende Wanderer.“

Der Spondeus fällt mit den Worten: „Hier erwarte ich dich“ ein; worauf der Choreus entgegnet: „Und ich dich da, dass du das gleiche Recht des weiblichen Abschnittes würdest vergessen haben. Wenn der griechische Hexameter den doppelten Abschnitt verböte, so wäre die Sache anders; denn unsrer abtete nicht mehr nach, sobald er verdoppelte. Er dürfte sich dann auch nicht erlauben:

„Sank in des Berges — benebelte Kluft — der irrende Wanderer.“

D. h. Klopstock betrachtete den weiblichen Abschnitt im zweiten und im vierten Fuß als eine Variation der *ἐφθημισηρῆς*.

Anderweitige einschlägige Beispiele aus Klopstock:

Oden, 7, „Salem“ V. 23:

Ich bin Salem, der Liebenden Engel, die edler sich lieben.

Mess. I, 618 Alle Söhne der Oceane, gewaltige Ströme.

I, 712 Rauschende Pfeile vom silbernen Bogen, zum Siege beflügelt.

II, 138 Aus den tiefsten, entlegensten Enden des nächtlichen
Grabmals.

II, 612 Meinen König und Opferpriester Herodes zu Bethlem.

III, 226 Durch die Entscheidung des ewigen Ersten und seines
Gesalbten.

III, 241 Also sagen der Vorsicht Tafeln. Ihm ist es bestimmt.

IV, 497 Dass uns der Vater so furchtbarer Kinder im Zorne nicht
anschau'.

IV, 1155 Jesus erwidert mit leiserer Stimme: Du sagtest es selber.

VI, 646 Judas, Judas, entsetzlicher Jünger, du hast ihn verrathen.

VIII, 107 Meine Kinder, ach meine Kinder, ihr werdet erstehen.

X, 628 Gott, Weltrichter, du ewiger Richter, wer bist du, wer bist du?

c) Weiblicher Nachabschnitt im vierten Fuß schlecht d. h. ausschließliche *τομή κατὰ τέταρτον τροχαῖον*.

„Da mit dem ziehenden, ebbenden Strome — geflügelte Sch. Der Spoudeus wirft ein: „Du gestehst doch wenigstens besser zu:

Da mit dem ziehenden, ebbenden Strom —“

was der Choreus in Abrede stellt, indem er die fließende weibliche Form hier für angemessener erklärt. Jedenfalls erhebt sich auch hier aus den angezogenen Bemerkungen, dass Klopstock die caesura post quartum trochaicum als stellvertretende für der puren *ἐφ' ὀκτωμήτρως* aufgefasst wissen wollte. Anderwärts Beispiele aus Klopstock sind:

- Oden, II. Theil, 117 „Der Adler oder die Verwandlung.“
Dass ich die ehernen, donnernden Wagen des Zeus nur erblicke
Mess. I, 592 Und ihr, ewige Pyramiden, der Könige Gräb-r.
II, 318 Eine leuchtende, goldene Tafel, und rief durch die
II, 398 Daur' es auch lastende Ewigkeiten, doch endlich veru
II, 777 Gegen ihn wandernder Orione. Er sahe die Welten.
IV, 306 Und ihr Cherubim, Todesengel! du Stuhl der Glade
IV, 414 Erst war überall herrschendes Schweigen und wartend
IV, 688 Rief sie: Sulamith! Sulamith folgte der führenden M
IV, 1078 Mit dem festlichen Halleluja der Himmel empfange
VII, 632 Seine Vertrauteren, Pharisaer. Geflügelte Werts
VIII, 98 Eilet nun eilender. Gabriel führte die schimmernd
VIII, 578 Und der Unsterblichen Harmonieen zerfloßen in Se
IX, 698 Ihrer sichtbarsten Herrlichkeit Stätte, der Stätte
XVI, 24 Lichtausgießende Morgenröthen in Sommermondnacht

Gegen Ende des Gespräches lässt Klopstock den Ch diejenigen Deutschen tadeln, welche die dritte d. h. die ganz deutsche Form des Hexameters verkennend es wagen we mannigfaltig zu sein. „Ich rede hier nicht“, heißt es w „von den Übersetzern der Alten, weil sie sich ihnen durch Einschränkung mehr anschmiegen. Voss überlässt sich auch dem Anschmiegen mit einer Art von Wollust.“

Es fragt sich jetzt, in welcher Ausdehnung Klopstock seinem Epos den vierten Trochäus zur Anwendung gebracht. Bei Feststellung dieser Sache heß ich es mir angelegen sein möglichstster Rigorosität vorzugehen und alles, was mir aus einem Grunde schwankend und verdächtig erschien, auszu-scheiden. Gleichwohl blieb noch immer eine ziemliche Summe verlässliche Belege übrig.

II. Gesang (896 Verse): Vers 26, 43, 66, 90, 97, 138, 140, 159, 173, 199, 212, 223, 239, 293, 313, 319, 327, 353, 380, 387, 398, 446, 475, 493, 506, 512, 523, 527, 529, 530, 588, 628, 660, 673, 717, 749, 754, 777, 843.

IV. Gesang (1345 Verse): Vers 19, 36, 42, 74, 103, 136, 169, 180, 207, 257, 259, 270, 297, 310, 344, 353.

391, 398, 414, 497, 505, 507, 554, 569, 578, 629, 664, 672, 674, 687, 688, 707, 714, 740, 752, 771, 773, 794, 829, 863, 898, 912, 915, 931, 948, 949, 968, 993, 998, 1022, 1025, 1044, 1066, 1075, 1078, 1155, 1178, 1186, 1202, 1213, 1234, 1268, 1327.

X. Gesang (1052 Verse): Vers 35, 152, 216, 244, 275, 282, 293, 343, 372, 380, 423, 498, 548, 550, 555, 612, 628, 673, 757, 871, 903, 924, 948, 1004, 1040.

Außerdem beobachtete ich verlässliche Fälle

| | | | | | |
|----|-----------|--------|------|----------|----|
| im | I. Gesang | (unter | 721 | Versen): | 35 |
| im | III. " | (" | 745 | "): | 32 |
| im | V. " | (" | 828 | "): | 43 |
| im | VI. " | (" | 606 | "): | 23 |
| im | VII. " | (" | 861 | "): | 15 |
| im | VIII. " | (" | 627 | "): | 26 |
| im | IX. " | (" | 768 | "): | 16 |
| im | XI. " | (" c. | 1500 | "): | 34 |
| im | XII. " | (" c. | 800 | "): | 25 |
| im | XIII. " | (" c. | 1000 | "): | 24 |
| im | XIV. " | (" c. | 1400 | "): | 32 |
| im | XV. " | (" c. | 1500 | "): | 25 |
| im | XVI. " | (" c. | 700 | "): | 17 |
| im | XVII. " | (" c. | 800 | "): | 21 |
| im | XVIII. " | (" c. | 800 | "): | 23 |
| im | XIX. " | (" c. | 1000 | "): | 24 |

Unter den Fällen, die ich ausgeschieden habe, befinden sich auch solche, die vom antiken Standpunkte mittels Tmesis behandelt würden. Z. B.

Mess. I, 22 Ihr mit dem kommenden Welt-gerichte vertraulichen Seelen.

VII, 53 Hohenpriester, Gesetz-erklärer, die Ältesten Judas.

V, 307 Aufgethürmt in Riesen-gestalten und näher dem Donner

X, 256 Gottes Sohn, den Todten-erwecker, den Richter der Welten.

II, 746 Oder ihr Ende der Un-geheuren mit anzusehen.

XI, 72 Jedes Geretteten Auf-erhebung vom Tode der Seele.

Vgl. ferner I, 629; III, 87; IV, 708, 1285; V, 356; VI, 432, 502; VII, 60, 140, 585; IX, 230, 411, 763; X, 22, 403, 429, 799.

Es ist übrigens wohl kein Zweifel, dass wenigstens nach des Dichters Intention in diesen und ähnlichen Hexametern die Tmesis fernzuhalten und der Vers in natürlicher und ungezwungener Weise im Sinne des vierten Trochäus zu lesen ist.

Die Neuerung Klopstocks mittelst Einführung des vierten Trochäus als Hauptcaesur fand bei zeitgenössischen und späteren Dichtern mehr oder minder Nachahmung. Die einen von ihnen traten entschieden in die Fußstapfen Klopstocks, die andern wiederum, die mehr oder fast ausschließlich der antiken Richtung huldigten, bewahrten aus der Lectüre Klopstocks wenigstens die

Fingal I, 239 Dänner bemähnet, mit bäumendem Nacken, mit schau-
tendem Hafe.

II, 32 Nimmermehr hören, dich nimmermehr hören im Sinne
des Begriffs

IV, 128 Unsere blassen und frostigen Schatten, die werden mannt:
129 Bald im Gewölk' am schwankenden Winde von uns

Karthon V. 161 Ferne bemerkt man die schäumende Welle. Sie bricht sich an Klippen.

Latham V. 126 Lass uns, Gebieter des moosigen Struimon, der Väter

V. 165 o kehre zu Selma:

V. 166 Luftigen Hallen, zu Everallina, der Tochter von Brando

Temora I, 70 Malthos mit finsternen Augenbraunen. Und sind sie nicht

1, 77 Hütet euch, Söhne des grünen Erin! bezaubert

1, 188 Ähnlich dem Rauschen vereiniger Flüsse. Meistens ver-
hält es

Im Epos „Píngal“ bemerkte ich im I. Gesange (439 Verse 22 Fälle; im II. (348 V.) 12; im III. (360 V.) 26; im IV. (324 V.) 23; im V. (318 V.) 22 und im VI. (316 V.) 18 Fälle

Im Epos „Temora“ bemerkte ich im I. Gesange (453 Verse) 26 Fälle; im II. (323 V.) 7; im III. (310 V.) 10; im IV. (255 V.) 16; im V. (242 V.) 11; im VI. (246 V.) 11; im VII. (239 V.) 10 und im VIII. (326 V.) 15 Fälle. Dazu rechne man noch eine ziemliche Anzahl aus den übrigen Stücken.

Wieland. Epos „Die Prüfung Abrahams“.

I, 11 Schon entsprang auf den östlichen Bergen der fröhliche Morgen.
I, 129 Sah ihn Elhanan, Isaaks Engel, ein himmlischer Jüngling.
II, 150 Oftmals saß ich zu Nahors Füssen und hörte die Weisheit.
II, 156 Blühet in Haran. Die Schächerinnen beleben die Haine.
III, 361 Sei gelobet, o gütiger Vater, für jeden der Tage.
III, 554 Also erschallte die himmlische Stimme des hohen Elos.

Im Gesang I bemerkte ich unter 449 Versen 26 Fälle, im Gesang II unter 443 Versen 32 und im Gesang III unter 566 Versen 40 Fälle mit der in Rede stehenden Caesur.

Herder. Der vierte Trochäus tritt im Hexameter dieses Dichters nur sporadisch auf.

Das Rosenthal, IV. B. „Das Leben des Menschen“, V. 3:
Immer wanket die bittere Fichte des menschlichen Daseins.

Blumen, V. B. „Das zerstörte Korinth“ V. 7:
Uns nur schont er, die Nereiden, Oceanus Töchter.

Horaz. Epist. I, 2, V. 28:

Taugenichtse, Penelopes Freier, Alkinous Hofstaat.

Ferner Horaz Sat. II, 6, V. 68; Persius, 1. Sat. V. 41, 53, 92; 8. Sat. V. 114, 115, 116, 132; 5. Sat. V. 8, 191; das Rosenthal, III B. „Die Dornen am Wege“, V. 1; IV. B. „Der Gesang der Nachtigall“ V. 17; „Das Leben des Menschen“ V. 7; Blumen II. B. „Die sterbende Tochter“ V. I; Nachlese zur griechischen Anthologie, Epigr. 4, V. 1; Epigr. 39, V. 1. Hyle, III. Samml. 2. Hymn. V. 6, 11; Hymn. auf Pallas V. 25, Hymn. auf Amor V. 5; Hymn. auf die Musen V. 3.

Goethe. Reineke Fuchs:

- IX, 79 Aber man soll den Gegentheil hören, bevor man ihn richtet.
- XI, 385 Horet den Rath verständiger Freunde! das hilft euch am besten.
- XII, 16 Isegrim schwur mit heftigen Worten und drohenden Blicken.
- II, 85 Und sie kamen zu Rüsteviels Hofe; das freute den Bären.
- V, 128 Werden kommen mit offenen Mäulern und spitzigen Zähnen.
- VIII, 85 In Betrachtung der schrecklichen Stunde, der Nähe des Todes.
- II, 268 Sollte man Reineken abermals fordern, er solle sich stellen.
- II, 74 Also empfanden Reinekens Gäste die böse Bewirtung.

Ferner im genannten Epos: I, 50, 169, 173, 233, 245; II, 17, 26; III, 9, 18, 73, 425; IV, 189; V, 34, 250; VI, 18, 20, 28, 35, 49, 57, 162, 239, 291, 432; VII, 103; VIII, 26, 27, 40, 181, 189, 195, 206, 243; IX, 8, 21, 113, 151; X, 23, 79, 275, 293, 380, 409, 418, 426, 434; XI, 138, 163, 247, 255, 269, 377; XII, 143, 201, 289.

Sonst finden sich verlässliche Belege für diesen Incisionsmodus bei Goethe nur ganz vereinzelt, so im Epigr. „An die Knappschafft zu Tarnowitz“ V. 3; Epigr. Venedig, St. 34, V. 7; Achilleis V. 65.

Stolberg Friedrich Leopold. „Hymne an die Erde“.

V. 52 Was im goldenen Reihentanze die Sterne dir sangen
V. 101 Über Nebel und stürmenden Winden und zuckenden Blitzen.
Ferner V. 10, 77, 85, 126, 132, 133, 195.

Schiller vermied diesen Incisionsmodus fast ganz. Ich bemerkte nur zwei Beispiele, und zwar in dem Gedicht „Der spielende Knabe“ V. 9 (Spiele! bald wird die Arbeit kommen, die hagre, die ernste) und im Spaziergang, V. 15

Um mich summt die geschäftige Biene; mit zweifelndem Flügel
Wiegt der Schnetterling sich

Pyrker. Epos „Tunisia“.

- I. Gesang: Unheil droht von Hesperiens Küsten dem Lande gen Aufgang.
 - II, „ Heißen Dank aus der Himmelsblau der glanzenden Augen.
 - VII, „ Wenn du zuvor den Christensklaven die Bande gelöst.
 - IX, „ Unmuth gohr in dem wilden Blicke des hunnischen Königs.
 - XI, „ Und entließ mit segnender Rechte die Christenversammlung.
- Epos „Rudolf von Habsburg“.
- II. Gesang: Aus dem Gezweig umhüllender Tannen der kleinen Capelle
Heiligthum.
Perlen der heil. Vorzeit.

Moses, III. Gesang: Dunkel empor; stets furchtbarer schollen die ehernen
Pforten.

Während in der Tunisias auf jeden Gesang im Durchschnitt noch 3—4 Hexameter mit troch. Hauptcaesur im vierten Fuß entfallen, schwindet in den beiden andern Epen dieser Gebrauch auf ein Minimum zusammen.

Den bedeutendsten Aufschwung nach dieser Richtung nimmt der Hexameter bei dem mit Klopstock congenialen Dichter Sonnenberg, der in seinem Epos „Donatoa“ (das Weltende) diese metrische Specialität besonders ansiebig und, soweit es überhaupt möglich ist, mit Glück und Geschick verwendet hat.

- III, 497 Grinsend folgte im Schlangengange dem Herrscher im Abgrund
III, 765 Einten sich all' zur ewiggroßen Unsterblichkeitshandlung
III, 808 Hohes Lächeln, aus Paradiesen heruntergezauert
III, 817 Folge des Alters ruhiger Weisheit und Lehre zur Heimat
III, 1057 Schicksal, starrendes, leichenkaltes, wer bist du? warum ist?
III, 1845 Siehe die Frucht und den sprudelnden Nektar auf goldenen Tafel.
IV, 31 Alle die Trauten der Wiegenjahre, die ersten Urmütter.
IV, 427 Übergoss die moosigen Sitze mit schneiziger Matten
IV, 428 Und die ephraumschlängelte Tafel mit Blüte des Fruchtbaums
IV, 993 Überall Blumen und Abendröthe! und überall um uns
Mutterkuss und Kinderumarmung! wie alles voll Liebe!
IV, 1355 Über Meere, durch Kaiserreiche, durch furchtbare Wälder
V, 4 Lachelnd saß in dem Purpursaume Libaniels Schönheit
V, 214 Siehe das Volk, millionenarmig, erschrickt's dem Gedanken
Selbst sich zu retten!
V, 1184 Stäubten davon mit dem rollenden Wagen die brausenden Kame
VI, 72 Hebe römische Säulengänge voll strömenden Volkesschwallen
VI, 76 Marmorgebäud' an Marmorgebäuden, Pallast' an Pallästen.
VI, 907 Wie er so groß, so heldenmännlich, so liebend hier dastet
VI, 1993 Höchlich entzückt und trunkenen Lächelns empfing ihn der
Weltmann.
VIII, 678 Stürzten Gewitter wie Riesengebirge zu tausendmal taumelnd
679 Stürzten in Reih'n wie zertrümmerte Welten, wie Sonnenströme
680 Oder zerrissene Abgrundshimmel von Donnergeschoss voll.
VIII, 1025 Dunkles Entsetzen durchschauderte wintrig den Nacken des
Abgrunds.
VIII, 1048 Und wie himmeln brausende Flotten im Flammenruin.
VIII, 1212 Millionen an Millionen gestürzter Mächte.
VIII, 1216 Mit zertrümmerten Donnerwagen, zersplitterten Panzern
VIII, 1400 Also sprach mit ruhiger Hoheit der Fürst der Olympschlacht
VIII, 1496 Da zersprangen die Dementvesten der Schild' und der Helme.
VIII, 1678 Jeder Schwung ein sinaisches Wetter, ein Donner vom Hieb.
IX, 53 Waffen klangen, es brauseten Rosse und reichten sich Heere
X, 79 Flammt er herauf, blutröthliche Blitze wie Strahlen erglühend
80 Flammt er herauf, wie Weltgerichtsmorgen, und trag in der
Rechten
81 Hoch das Schwert, wie die Leichenfackel für einen Planeten
X, 204 Standen auf Sonnen, auf Morgensternen und glänzenden Monden
X, 522 Seines Gewandes mit Abendpurpur umsäumte Sargnacht
X, 667 Liebeathmende Harmonieen enttönten den Flügeln.
XI, 18 Hier auf zertrümmerten Königsstädten von Völkergebein war
19 Und auf Gräbern von Nationen in tieferen Fernen.
XI, 463 Schauer ergriff die Jehovaleagner, verschlingende Gräber
Gähnten empor, und Tausende deckten die schließenden Gräber.
XI, 703 Kam und stürzte, wie fallende Welten, aufs Knie vor Jehova
XI, 935 Vater! du trägst am unendlichen Herzen als Vater das All an.

- XI, 992 Athmeten weicher und säuselten sanfter, die Liebe der Allmacht
 War in dem Säuseln
 XII, 12 Und mit kommenden Orionen und Morgengestirnen
 „ 18 Jauchzen verklärte Wesenbeere, mit kommenden Sonnen
 Kommenden Schöpfungen jauchzen verherrlichte Reiche der
 Geister,
 „ 15 Sternenhimmel an Sternenhimmeln voll himmlischer Heerschaar.

Ich beobachtete

| im Gesang | I | unter | 1150 | Versen | 78 | Fälle |
|-----------|------|-------|------|--------|-----|-------|
| „ „ | II | „ | 1881 | „ | 87 | „ |
| „ „ | III | „ | 1856 | „ | 91 | „ |
| „ „ | IV | „ | 1852 | „ | 112 | „ |
| „ „ | V | „ | 1937 | „ | 82 | „ |
| „ „ | VI | „ | 2803 | „ | 120 | „ |
| „ „ | VII | „ | 1335 | „ | 68 | „ |
| „ „ | VIII | „ | 1831 | „ | 143 | „ |
| „ „ | IX | „ | 1340 | „ | 27 | „ |
| „ „ | X | „ | 1114 | „ | 72 | „ |
| „ „ | XI | „ | 1311 | „ | 93 | „ |
| „ „ | XII | „ | 1397 | „ | 95 | „ |

Fälle, bei denen man vom antiken Standpunkte zur Tmesis greifen würde, die aber, wie ich schon bei Klopstock erwähnt habe, nach der Intention des Dichters unzweifelhaft im Sinne des vierten Trochäus zu lesen sind, finden sich auch bei Sonnenberg, und zwar ziemlich zahlreich. Z. B. I, 177, 327, 329, 514, 651, 718, 806, 974, 976, 979, 1009, 1101; II, 610, 665, 699, 714, 735, 1080, 1113, 1246, 1268, 1306, 1567, 1653, 1689, 1855; III, 59, 131, 165, 299, 551, 758, 1000, 1278, 1301, 1694; IV, 171, 760, 862, 874, 1356, 1550; V, 66, 633, 698, 724, 1280, 1297, 1305, 1605; VI, 76, 103, 506, 536, 779, 1822, 1926, 2176, 2463, 2684; VII, 336, 341, 412, 426, 497, 506, 608, 689, 817, 946, 1047, 1073, 1201, 1297; VIII, 31, 47, 262, 275, 436, 510, 727, 851, 982, 992, 1205, 1264, 1267, 1289, 1379, 1504, 1775; IX, 170, 421, 422, 573, 720, 1045, 1047, 1198; X, 60, 80, 152, 206, 391, 440, 998; XI, 31, 96, 161, 472, 543, 571, 737, 746; XII, 41, 115, 615, 1146, 1333.

Ich schließe die Reihe meiner Observationen mit drei Citaten aus Platens Epigrammen.

Recensent der Liga von Cambrai V. 3

Niemals, ruft er mit hämischem Eifer, begeisterte Shakespear'n
 Floridiana V. 1

Diese Paläste mit hangenden Gärten, es hat sie ein König

San Marino V. 5

Durch Eichwälder und lachende Thäler und tausenderlei Grün.

Ans der Untersuchung, die wir gepflogen haben, ergibt sich folgendes:

Der trochäische Einschnitt im vierten Fuss, der in der griechischen Dichtung selbst als Fußcaesur ganz in den Hintergrund gedrängt erscheint, gewinnt in dieser Eigenschaft im latei-

nischen Verse bereits eine kleine Bedeutung und zwar sowohl in Ansehung der Wortgestalten, die im Vereine mit ihm auftreten, als auch in Ansehung der Interpunction, die, wenngleich noch immer spärlich, doch schon fühlbarer wird; in einem Theile der deutschen Dichtung tritt der vierte Trochäus als suppletorische Analogieform der *ἐφ' ὀμικρον* in der Eigenschaft einer Hauptcaesur auf, welche Erscheinung zugleich mit einer starken Zunahme der Interpunction und mit neuen Configurationen der Wortfüße verbunden ist. Dass, wie bei jeder Hauptcaesur, so auch beim vierten Trochäus Verse besserer und schlechterer Qualität möglich sind, leuchtet wohl ein; ein Vers ist eben ein Product zahlreicher zusammenwirkender Momente, deren Harmonie die gute und glückliche Verfassung des metrischen Erzeugnisses bedingt.

Die Frage, was zur Beförderung des vierten Trochäus als Hauptcaesur im deutschen Hexameter beigetragen haben mag, suche ich so zu beantworten:

Einerseits war es die weniger zum Epischen als zum affectvoll-Lyrischen hinneigende Individualität Klopstocks und einiger seiner Nachfolger, die sich auch in diesem Punkte geltend machte; andererseits ist es die deutsche Sprache selbst, die in der Hexameterbildung überhaupt gern dem Zuge des Trochäus folgt.

Wien.

J. Walser.

Zu meiner Schrift „Slawo-deutsches und Slawo-italienisches“.

Die hier ausgesprochene Befürchtung, es möchte mir als nicht in Österreich Aufgewachsenem mancher österreichische Sprachgebrauch zum Nachtheile für meine Darstellung unbekannt geblieben sein, sehe ich schon jetzt durch bestimmte Fälle gerechtfertigt. S. 97 habe ich das *durchklopfen* bei Krauss auf *krat. polepsi* bezogen; ich erfahre nun, dass es gut deutsch ist. *Durchschlagen* hörte ich selbst kürzlich hier von einem Deutschen im Sinne von *durchbringen*; andererseits ist *verklopfen* in dieser Bedeutung weit verbreitet, sodass es sich sogar bei Sachs (Deutsch-französisches Wörterbuch) findet. Das mir von Haus aus vertraute *verwickeln* zeigt ganz die gleiche Begriffsentwicklung. — Das S. 126 f. erwähnte Wort *Tschick*, („Cigarrenstummel“ oder „Kautabak“ ist nicht nur in Wien und Graz allgemein bekannt (das konnte ich in einer Parenthese gerade noch andeuten), sondern z. B. auch unter der Arbeiterbevölkerung von Obersteier, sogar *tschicken* = it. *ciccare* kommt vor. Ich glaube aber doch, dass das Wort nicht von Wien aus sich überall hin verbreitet hat; sondern dass es theils deutsche Soldaten aus Italien, theils italienische Soldaten und Arbeiter nach deutschen Gegenden gebracht haben. — S. 67 hätte ich aus Steiermark *pomala* (so in Obersteier; s. Rosegger, Tannenharz und Fichtennadeln⁹ 281), *po-*

mada (so unterhalb Graz) anführen sollen. Überhaupt bedauere ich die steirischen Mundarten gar nicht haben berücksichtigen zu können. Wenn die Dialectforschung in Österreich neuerdings ganz vernachlässigt zu werden scheint, so hat Steiermark meines Wissens auch aus früherer Zeit keine derartigen wirklich wissenschaftlichen Arbeiten aufzuweisen. Möge doch diesem Mangel bald abgeholfen werden!

Den S. 68 aufgezählten slawisch-deutschen Fortsetzungen des pers. *šurimuri* ähnelt lautlich und begrifflich russ. *šarabara*, *šarabora* „Gerümpel“ (so das deutsche *Schorr-morr*), „abgetragene Kleidungsstücke“; dazu das Verbum *šarabóriť*, *šarabósiť*, „kramen“, „wühlen“. Ein jenem russischen Worte gleichlautendes findet sich im Tschechischen bei Jungmann (ich bediene mich der neuen Orthographie): *šarabora*, y, f.? *Coť o něm (dñi soudném) rabinové vypravují, nās jakousi šaraborou troštuji. Vdov. 4. Akt. 5. Scen.* Hier handelt es sich offenbar um ein jüdisches Wort, und ich verdanke Herrn Universitätsbibliothekar Dr. Alois Müller den Nachweis desselben. Der *שור תביר*,

„bos silvestris“ ist ein wunderbarer übrigens mit dem Behemoth identificierter Stier der von den Rabbinern unter den bei der Ankunft des Messias stattfindenden Tröstungen aufgezählt wird; man wird von seinem Fleische essen, sowie von dem des Leviathan, und dazu Wein trinken, der im Paradiese gewachsen ist. Daher theuert man: „Möge ich nicht vom *Schor habbar* essen, wenn nicht das geschieht“ oder „wenn ich nicht das thue“. S. Buxtorf Lex. Chald. Talm. et Rabb. (Basel 1639) p. 347 f. und Synagoga Judaica (Frankf. u. Leipz. 1728) p. 730. In Mähren heißt, wie mir Herr Dr. B. Münz mittheilt, bei Christen wie bei Juden *šarabora* soviel wie „Popanz“; man schreckt die Kinder, indem man sagt: *prijde na té šarabora*. — Wenn ich zu jenen Wörtern das franz. *charivari* verglichen habe (der pic. prov. Anlaut *ca-* würde der Analogie zufolge aus *cha-* abgeleitet sein), so passt hierzu noch besser russ. *šarybary*, „Geschwätz“ (daselbe heißt *tarabary*; vgl. auch *rastobárvat*, „plaudern“ — V. Dal' führt in seinem Wörterbuch aus einem Lied an: *šary-bary, rastobary | bély sněgi vypadali* usw.). — Das begrifflich ganz verschiedene russ. *šaraváry*, *šarováry* „Pumphosen“ usw. (s. Miklosich Die türkischen Elemente in den südost- und osteuropäischen Sprachen II, 62 u. *šelvar*, *šalvar*) findet sich im Französischen nicht nur als *charavari*, sondern auch, durch Angleichung an das andere Wort, als *charivari*. Diese letztere Form zeigt das Wort auch in deutschen Mundarten (*Schariscarihosen*), vgl. auch: „der *Scharinadri*, Mensch buntscheckig in Kleidung und Gesinnung, Springinsfeld“. (Schmeller Bayer. Wörterb. II, 447).

Graz.

H. Schuchardt.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Hesiodi quae feruntur omnia. Recensuit Aloisius Rzach. Accedit certamen quod dicitur Homeri et Hesiodi. Pragae et Lipsiae. Sumptibus F. Tempsky. MDCCCLXXXIV.

Eine Hesiod-Ausgabe des Forschers, dem wir schon vor Jahren die erste allseitige, gründliche Darstellung des Dialektes des Hesiod verdankten, wird gewiss mit nicht geringen Erwartungen aufgenommen; ich freue mich constatieren zu dürfen, dass dieselbe allen Anforderungen, die man an eine solche Ausgabe zu stellen berechtigt ist, vollkommen entspricht und dass sie, verglichen mit ihren Vorgängerinnen, einen bedeutenden Fortschritt bekundet. Denn schon das Quellenmaterial ist für die Theogonie nicht unbedeutend vermehrt, für das Scutum und namentlich für die Opera et dies ist der von E. Abel aus Licht gezogene Ambrosianus neu dazu gekommen, eine Handschrift, die, wie Rzach bereits in seinen Beiträgen zu Hesiod in den Wiener Studien 1883 des genaueren auseinandergesetzt hat, unter allen wenigstens für die Opera den ersten Rang einzunehmen berechtigt ist, und die denn auch eine nicht geringe Ausbente für die neue Ausgabe bot; endlich konnte für das Certamen die neue Collation des Laurentianus von Rhodé, die R. Schöll seinem Aufsatze Hermes VII 231 ff. zugrunde legt, benutzt werden.

Neben dieser Completierung der diplomatischen Grundlage, die der Herausgeber durch sorgfältige Erforschung des Verhältnisses der Handschriften zu einander und genauere Collationierung¹⁾ der besten auch zu consolidieren verstand, erwuchs der neuen Ausgabe mannigfacher Gewinn durch ebenso gewissenhafte als besonnene Heranziehung der einschlägigen Literatur; nicht minder gereicht ihr zum Schmucke und Vorzuge manch feine Bemerkung, die dem Herausgeber von Hofrath Schenkl und Peppmüller zur Verfügung gestellt wurde. Und so kommt es denn, dass Rzachs Text eine große Anzahl von Abweichungen gegenüber dem von Flach, der erst vor 6 Jahren erschien, aufweist, Abweichun-

¹⁾ Vergl. z. B. Theog. 6, 16, 23, 32, 33, 41 u. s. f. Fast jede Seite zeigt die Unverlässlichkeit des Götting-Flachschen Apparates.

gen, die fast durchweg mit Recht als Verbesserungen bezeichnet werden können, und dass wir von dem Zustande der Überlieferung ein viel treueres Bild erhalten, als durch alle früheren Ausgaben. Die Ausgabe wird wie die von Götting-Flach zunächst durch die dem Tzetzes zugeschriebene vita des Hesiod eingeleitet; hierauf folgt die Theogonie, dann das Scutum, die Opera, die Fragmente, ferner ein conspectus fragmentorum zur leichteren Auffindung derselben in den verschiedenen Ausgaben, zuletzt das Certamen; ein Index nominum macht den Beschluss. Die äußere Einrichtung ist die, dass unter dem Text die Varianten der Handschriften vermerkt sind, die dann mehr oder weniger ausführlich besprochen werden.

Was nun die Textesrecension betrifft, so mag vor allem hervorgehoben werden, dass der Herausgeber in orthographischen Dingen mit Recht die Autorität der Handschriften den Forderungen der neuesten Forschungen auf grammatischem und metrischem Gebiete hintangesetzt hat. So schreibt er durchgehends nach Naucks bekanntem Vorgange *Ἀργείοι* (Theog. 12 etc.) *κλείοιμι* mit Nauck und Hartel (56, 32) *αἰδῶα* (V. 92) *κλέα* für *κλέα*, *Ἄστειν* (V. 230), *Σπείω* für *Σπειώ* 245 etc., wobei nur zu bemerken ist, dass dann aber auch Formen wie *Ἡρακλήειν* (Scutum 52) u. ä. wohl kaum mehr haltbar sind. Das paragogische *ν* vor mit Digamma anlautenden Wörtern ist ausnahmslos gestrichen — denn Theog. 162 *φιλοισιν* — *εἶπε* ist wohl nur Versehen, da sonst *ν* parag. am Ende fehlt, wenn der folgende Vers consonantisch anlautet — dagegen ist es eingeführt zum Behufe der Längung vor doppelconsonantischem Anlaute in Übereinstimmung mit Nauck und mit Hilbergs und meinen Untersuchungen über dieses Capitel. Nicht ganz consequent schreibt Rzach mit Flach z. B. Theog. 79 und Scutum 48 *ῆ δὲ*, während sonst der demonstrative Artikel nicht betont ist.

In der Textesconstitution der Theogonie hat vor allem der Laurentianus eine größere Rolle als bisher erhalten. So folgt ihm allein Rzach mit Recht an vielen Stellen, wie V. 34 *ἴσιανον*, 60 *κούρας*, 106 *τ' ἐξεγέροντο*, 220 *ἐφάπουσιν* für das gewöhnliche *ἐφάπουσαι*, 235 *θεμίστιον* etc. An neuen Conjecturen finden wir einige recht evidente; z. B. V. 87 *αἰψά κε* von Peppmüller, aus dem *αἰψά τε* der Handschriften, was jedenfalls die einfachste Heilung für die Stelle ist und dem *αἰψ' ἔ* *γ* *ε* Schömanns entschieden vorzuziehen, das wohl für den ersten Anblick besticht, dessen Unhaltbarkeit aber von Rzach selbst in Bursians Jahresbericht 1881 p. 144 richtig erwiesen wurde. — V. 234 ist durch Schenkls Correctur *ὄν τ' ἄρ καλέουσι γέγοντα* für das handschriftliche *αὐτὰρ* entgiltig in Ordnung gebracht. — V. 635 ist unter den vielen Vorschlägen für *μάχην θυμαλγέ' ἔχοντες* jedenfalls der von Schenkl, *μόγον* zu schreiben, am plausibelsten, wenn dort überhaupt *μάχην* wirklich

ganz und gar unerträglich ist. — V. 706 ist Stadtmüllers Schreibung $\kappa\acute{o}\nu\upsilon\tau\iota\prime\acute{\alpha}\mu\iota\delta\iota\varsigma\sigma\alpha\gamma\alpha\rho\acute{\alpha}\mu\iota\zeta\omicron\nu$ (Festschrift zur 36. Pl. Vers. p. 66) in den Text aufgenommen, durch welche die überlieferte Überlieferung der Handschriften gewiss besser ausgefüllt wird, als durch die zahlreichen übrigen Versuche, diese Stelle zu beilegen. Nicht wenig beachtenswertes endlich findet sich in dem *commentarius criticus*, dem die Aufnahme in den Text bislang noch mit mehr oder weniger Berechtigung verweigert wurde. Er ist aber doch durchaus anregend und dem zukünftigen Kritiker zu statten kommen wird. Denn dass über vieles in der *Theogonie* auch jetzt noch nicht die Acten geschlossen sind, ist selbstredend. So möchte ich V. 174 die Leseart des Laurentianus $\chi\epsilon\rho\sigma\iota$ — die übrigen bieten $\chi\epsilon\rho\iota$ — nicht durch den Hinweis auf La Roche hom. Textkr. 378 abweisen; denn der aufgestellte Canon über den Unterschied von $\acute{\epsilon}\nu\chi\epsilon\rho\iota$ und $\chi\epsilon\rho\sigma\iota\tau\iota\theta\acute{\epsilon}\nu\alpha\iota$ bei Homer ist so nichtssagend, dass man es billig wundern muss, dass derselbe immer und immer wieder nachgeschrieben wird. Und dergleichen findet sich noch manches, worüber man mit dem Herausgeber rechten kann; doch soll damit kein Vorwurf erhoben sein; denn jeder Einsichtige weiß, dass eine Ausgabe, namentlich des Hesiod, alle Divergenzen ausschliesse — unmöglich ist. Ich habe dies eben nur erwähnt, um Rzachs Buch nicht einseitig zu charakterisieren. — Bislang sprach ich von der sogenannten niederen Kritik; doch spielt bekanntlich bei Hesiod, namentlich in der *Theogonie*, auch ihre „höhere“ Schwester: die kleine Rolle; auch mit ihr hat sich der Herausgeber auf seine Weise gut abzufinden verstanden, wobei ihm diese Besonnenheit und objective Prüfung des Sachverhaltes, die schon oben erwähnten, fast immer zur Seite waren. So schlägt er, um wieder nur einiges zu erwähnen, V. 115 mit $\alpha\epsilon\iota\omega$ in Klammern, ebenso 118, 130, 141 u. s. w., während er ebenso mit Recht V. 224 beibehielt mit Berücksichtigung des was für denselben von Schömann u. a. vorgebracht wurde. Das wird das Gesagte über die *Theogonie* genügen, um unser Urtheil als gerechtfertigt zu erweisen.

Sehen wir uns das folgende Gedicht, das *Scutum* näher so finden wir auch hier im Texte sowohl als in dem *Apparatus criticus* mannigfachen Fortschritt. Besonders ausprechend ist was den Text betrifft, V. 54 $\tau\omicron\nu\delta'\acute{\alpha}\gamma\alpha$ für das überlieferte $\alpha\nu\tau\acute{\alpha}\rho$, das von Rzach selbst herrührt; V. 85 $\tau\iota\nu\delta'\acute{\alpha}\gamma\alpha$ für $\epsilon\lambda\lambda\epsilon\nu$ den Spuren der Codd. hergestellt von Ranke; für $\epsilon\lambda\lambda\epsilon\nu$ V. 149 ist Rzach schon in seinen Beiträgen p. 23 energisch eingetreten; 188 und 294 ist mit M in der *Thesis* des Fußes $\acute{\epsilon}\nu\iota$ für die vulgata $\acute{\epsilon}\nu$ geschrieben, was ganz mit der Beobachtung entspricht, vgl. *Zeitschr. f. d. ö. Gymn.* 1887 p. 421 f. V. 250 ist nur zu billigen, dass Rzach mit

besten Handschrift die Feminin-Ausgänge, die ihrer Seltenheit wegen leicht der Änderung der Abschreiber ausgesetzt waren, in den Text aufgenommen hat. Doch bin ich ausser Stande, hier all' die Abweichungen aufzuzählen, die Rzachs Text des Scutum aufweist; nur das will ich noch bemerken, dass man auch gegen manches wird Widerspruch erheben können, ja müssen. So ist die von Graeve gemachte und von Peppmüller empfohlene Schreibung *ἀχέων* für *ἀχίων* V. 93 nicht so gewiss, dass sie hätte in den Text aufgenommen werden müssen, trotz der Berufung auf die ähnliche Stelle im Homer *φ* 301f. Ja gerade dieser Hinweis ist ominös; denn ohne ihn würde niemand an der Stelle Anstoß nehmen. Warum ist *ἀχέων* aus dem Texte zu entfernen? Zwei Gründe wären denkbar: 1. dass es nie mit einem Objecte verbunden wird, während hier *ἀάτην* dabei steht; 2. der Pleonasmus *μετεστοναχίζει ἀχέων* ist unerträglich. Punkt 1 ist schon längst widerlegt; denn *ἀάτην* ist Object zu *μετεστοναχίζει* und daher ist das früher nach *ὀπίσσω* gesetzte Komma schon von Götting besetzt worden. Punkt 2 ist nur ein Scheingrund; denn wenn niemand am homerischen *ὀδυρόμενος στεναχίζω* α 243 ε 13 u. a. oder an *τοῖς δὲ στεναχοντο γούρτες* ι 467 und ähnlichen auf Detailmalerei beruhenden Pleonasmen Anstoß nimmt, wozu hier viel Lärm bei einem Dichter, der in einem Athem an derselben Stelle *μετεστοναχίζει ὀπίσσω* schreibt und unzähliges dergleichen? Der Gedanke, dass eine homerische Reminiscenz vorliege, der allein noch übrig ist, um uns zu berechtigen, durch eine homerische Stelle hier zu einer Änderung zu schreiten, ist doch ausgeschlossen, und so bleibt denn nur die subjective Erinnerung an jene Homerstelle, gewiss ein schlimmer Grund zu einer Abweichung von der Überlieferung. — Dass sich ferner der Verf. der äußerst corrupten Verse 151—153 angenommen, war vielleicht gut; doch so wie sie im Texte stehen, sprechen sie aller Metrik und Grammatik Hohn; also wenigstens das † davor. — Über die bedeutenderen Abweichungen in den Opera et dies auf Grund des vorzüglichen Ambrosianus hat nun Rzach selbst in seinen Beiträgen so eingehend gehandelt, dass ich mich mit Hinweis darauf, dass die dortigen Bemerkungen in dem Texte zur Geltung gebracht sind, begnügen kann. Jeder, der dieses Gedicht durchliest, wird zugeben, dass dasselbe durch Abels glücklichen Fund viel gewonnen und dass Rzach die Lesarten der neuen Handschrift fast durchgängig so verwertet hat, dass man dagegen keinen Widerspruch erheben kann. Bemerken möchte ich nur noch, dass V. 479 die Form *ἀρόως* stehen blieb, obwohl Wackernagel in seinem bekannten Aufsatz Bezenb. 1877 p. 271 die Entstehung dieser Form durch falsche Umschrift sehr wahrscheinlich gemacht hat. — Was die Fragmentsammlung betrifft, so hat sich der Verfasser aufs engste an Kinkel angeschlossen, doch so, dass die neueren Forschungen gebührend

Berücksichtigung fanden. Auch hier begegnen wir namentlich in der Adnotatio nicht wenigen Vermuthungen Schenkla, die für die Kritik wertvoll sind. Wir haben somit den Verfasser auf seinem ganzen, mühsamen Wege begleitet und gar viel des Erfreuten längs desselben gefunden; wenn wir hie und da ein Pflänzchen, das uns Unkraut schien, auszuoden uns bemühten, so geschah es gewiss nur aus Interesse für das Buch, das uns um so theurer ist, weil es W. Hartel zugeeignet ist, dem der Herausgeber erst, nachdem er seine durch Hartels Anregung vor fast einem Decennium begonnenen Hesiod-Studien mit der Ausgabe der Gedichte desselben gekrönt hat, ein würdiges Zeichen seiner Dankbarkeit dargebracht hat.

Wien.

August Scheindler.

Prolegomena ad Homerum. Scripsit Frid. Aug. Wolfius. Editio tertia quam curavit Rudolfs Peppmüller. Adiectae sunt epistolae Wolfii ad Heynium scriptae. Halae Saxonum, e libraria bibliographica, MDCCCLXXXIV.

Dass in der verhältnismäßig kurzen Zeit von 12 Jahren eine abermalige Ausgabe des nach Inhalt und Form classischen Buches von Fr. A. Wolf nothwendig geworden, ist gewiss ein erfreuliches Zeichen für die Zunahme des Interesses an der Kritik der homerischen Gedichte. Denn dass das Buch, mag durch den nothigen Stand der Forschung gar manches, was Wolf in demselben als gewiss vorträgt, angezweifelt werden, nicht wenigstens als richtig erwiesen worden sein, grundlegend für die Homerkritik war und auch heute noch die größte Bedeutung hat, ist eine allgemein anerkannte Thatsache. Die Art nun, wie die *Prolegomena* zum drittenmale vor das Publicum treten, macht dem Herausgeber wie dem Verleger alle Ehre. Peppmüller hat nicht nur die nicht eben wenigen Druckfehler der zweiten Ausgabe sorgfältig verbessert und für einen möglichst correcten Druck Sorge getragen, sondern hat auch die Mühe nicht gescheut, die zahllosen Citate zu revidieren, die neuesten Ausgaben heranzuziehen, unrichtige Stellenangaben zu verbessern, kurz das Buch für unseren Gebrauch möglichst nutzbar zu machen; ja er hat sogar auf offenbare Irrthümer Wolfs durch kurze Verweisungen aufmerksam gemacht (p. 23, 100, 110, 118 usw.) und namentlich Unrichtigkeiten infolge der Mangelhaftigkeit der damaligen Scholiensausgabe verbessert. (p. 140, 141, 142, 147, 148). Dankenswert sind auch die Verweisungen auf Werke, die nach den *Prolegomenen* erschienen und für die betreffenden Stellen von Wichtigkeit sind, wie Lehrs, de Aristarchi studiis homericis, Düntzer de Zenodoti stud. hom. u. a. Vgl. p. 154 ff. u. a. — wiewohl der Herausgeber vielleicht zu weit ging, wenn er von späteren Kritikern gegen Wolf gemachte Anwendungen zu widerlegen sucht z. B. p. 172. Doch wie gesagt, des Herausgebers Mühe und Gewissenhaftigkeit hat die Brauchbarkeit

des Buches erhöht, und er verdient darob unsern Dank, nicht minder aber die Verlags-handlung, die für eine würdigere Ausstattung und guten, leserlichen Druck Sorge getragen hat.

Der Anhang, der die bekannten „Briefe an Herrn Hofrath Heyne von Professor Wolf“ enthält, die nicht nur ein persönliches Interesse bieten, sondern auch durch schätzenswerte Winke Wolfs für die Auffassung mancher Stellen der Prolegomenen wertvoll sind, war eine gewiss dankenswerte Beigabe.

Praeparation zu Homers Odyssee. Buch I 1—87, V 28—493. Zur ersten Einführung in die homerische Wortkunde und Formenlehre. Von Jnl. Alb. Ranke. Hannover 1884. Norddeutsche Verlagsanstalt. O. Goedel. Preis 60 Pf. 37 SS.

Es lässt sich gar nicht bezweifeln, dass eine gedruckte Praeparation gerechten Bedenken unterliegt. Denn wenn auch jeder Lehrer wünschen muss, dass dem Schüler, der an die Homerischen Gedichte herantritt, die großen Schwierigkeiten, die sich ihm da entgegenthürmen, gemindert werden, so darf doch diese Hilfe nicht so weit gehen, dass er der eigenen Thätigkeit fast enthoben wird. Und dies ist bei jeder gedruckten Praeparation, besonders aber dann der Fall, wenn ihm statt des lebendigen Wortes des Lehrers, der anfangs in der Schule mit den Schülern die Praeparation selbst vornimmt, und später an Stelle des Special-Wörterbuches eine Präparation in die Hand gegeben wird, die ihm jedes auch noch so bekannte Wort angiebt, jede auch noch so nahe-liegende Form immer und immer wieder erklärt. So z. B. welcher Schüler, der reif sein soll für die Lectüre des Homer, brauchte Wörter wie μάλα, ἱερός, ἄλγος, πλάζω, οἴκοι, οἶος etc. erklärt, welcher würde nicht αἶψα, ἄλγος, νόον sofort als offene Form der ihm geläufigen attischen Formen erkennen, welcher nicht selbst herausfinden, was es mit Formen wie πλάγχθη, ἴδεν, πάθεν etc. für Bewandtnis habe. Also principielle Bedenken sind es, die im allgemeinen gedruckten Praeparationen entgegenstehen, und besonders solchen, wie der in Rede stehenden, die des Schülers eigene Beobachtung nicht nur nicht anregt, sondern geradezu nicht auf-kommen lässt. Selbst die sorgfältigst gearbeitete, deren Ein-richtung reiflich abwägt, was der Schüler wissen, was er auf Grund seines Wissen selbst erschließen soll, erscheint mindestens unnöthig, wenn der Lehrer den Beginn der Lectüre richtig ein-zurichten versteht; jede aber, die nur dazu da ist, die Bequem-lichkeit des Schülers zu unterstützen, ist geradezu schädlich.

Was nun die Frage betrifft, was dem Schüler im vorlie-genden Bächlein geboten wird, so kann man wohl sagen, dass Erklärungen und Etymologien fast durchgehends richtig und klar formuliert sind. Aufgestoßen sind mir nur, dass Verf. V. 10 noch ἀμόθεν festhält; vgl. W. C. Kayser de vers. aliq. Hom. Odyss. diss. cr. Sagan 1854 p. 11. — V. 22 wird ἐχίαθον als aor II act.

| | | Müller | Kayser |
|-------------------|-----|-----------|----------|
| Divin. in Caecil. | 15 | his | eis |
| Verr. act. pr. | 24 | his | eis |
| " | 47 | his | his |
| Verr. I. | 72 | his | his |
| " | 95 | his | his |
| " | 102 | his | his |
| " | 108 | his | eis |
| " II. | 1 | his | his |
| " | 42 | his | his |
| " | 53 | huic | ei |
| " III. | 10 | his | his |

Wie bei hic und is, so differieren die beiden neuesten Bearbeiter Ciceros auch bei a—ab (vor Consonanten), et—aque, sowie in orthographischen Dingen. Kayser schreibt z. B. noch opportune opportunitas opportunus, Müller lässt nach den Handschriften nur ein p zu. Eine stete Berücksichtigung des Müllerschen Textes würde also nur verwirrend gewirkt haben. Freilich bleibt es nun eine unumgängliche Forderung für Jeden, der auf Grund des Merguetschen Lexikon Detailsfragen behandeln will, dass er Müllers Ausgabe, welche den früheren gegenüber einen bedeutenden Fortschritt aufweist, stets zurathe ziehe, wenn er nicht Gefahr laufen will umsonst gearbeitet zu haben. Die wichtigsten Textvarianten finden sich zwar bei Merguet angegeben. Aber Müller hat theils durch Erweiterung des handschriftlichen Apparates, theils durch Aufnahme von Conjecturen den Text oft so umgestaltet, dass ein Schluss ex silentio aus dem Lexikon geradezu verhängnisvoll werden kann. So liest Müller Divin. in Caecil. 28 animus advertere, Merguet nach Kayser animadvertere, 45 Müller nach dem Lagom. 29 facessieris, Kayser facesseris; 70 Kayser aegrotanti, Müller aber aegrotae, wodurch sich das lexikalische Bild unter diesen beiden Wörtern vollständig verschiebt. Ist nämlich Müllers Text richtig, so findet sich aegrotare nur vom wirklichen Erkranken des Menschen gebraucht, aegrotus aber, welches Merguet nur aus einer Stelle als Substantiv citiert, auch als Adjectiv, und zwar im übertragenen Sinne. Wenn Müller Verr. act. pr. 11 und 12 depeculatus und depeculatio richtig hergestellt hat, so hat Cicero depeculor viermal gebraucht und depeculatio ist bei Merguet neu hinzuzufügen. Sind G. A. Keils von Müller aufgenommene Conjecturen Verr. I. 50 richtig, so findet sich expugnatio zweimal, hingegen expilatio viermal, nicht umgekehrt. Verr. I. 63 schreibt Müller illo itinere, Kayser in illo it. — I. 66 citiert Merguet obstupuit, Müller schreibt nach dem Lagom. 29 obstipuit. Aber III. 170 liest auch Kayser obstupui und Catil. III. 13 haben die ältesten und besten Codices eben-

falls diese Form; vgl. *de divin.* II, 23, 50. — *Verr.* I, 77 ist Kayser's elui Conjectur, was bei Merguet doch angemerkt sein sollte. — II, 61 hat erst Müller richtig geschrieben *iste amplam nactus*; vgl. A. Schöll im Archiv f. lat. Lexikographie und Grammatik I, S. 534 ff. Merguet citiert nach Kayser das interpolierte *amplam occasionem calumniae nactus*. — II, 66 liest Müller nach dem Lagom. 42 *inter duo civis*, Kayser *duos*. — II, 184 und 188 steht bei Müller *mensuum*, welche Form man bei Merguet vergebens suchen würde. — III, 69 schreibt Müller mit allen Handschriften ausser *V adversus*. Ist dies richtig, so hat Cicero in den Reden nirgends *adversum* gebraucht.

Die vorstehenden Bemerkungen wurden nur niedergeschrieben, um anzudeuten, in welcher Weise das Lexikon zu gebrauchen sei. Dass dasselbe die unentbehrliche und bisher schmerzlich vermisste Grundlage bildet, von welcher alle Untersuchungen über Cicero's Sprachgebrauch ausgehen müssen, steht außer allem Zweifel. Und solche Untersuchungen sind nun nicht bloß erwünscht, sondern dringend nöthig. Es ist oben gezeigt worden, wie die Herausgeber zwischen *hic* und *is* herumschwanken. Eine systematische Inangriffnahme der Frage, wie Cicero die beiden Pronomina verwendet hat, wird und muss zu bestimmten Ergebnissen führen. Vor allem aber ist den Verfassern von Schulgrammatiken ein recht gründliches Studium des Werkes zu empfehlen. Nicht wenige landläufige Regeln der Schulbücher erweisen sich mit Berücksichtigung des Sprachgebrauches in den Reden als nicht völlig zutreffend. Ich greife Einiges aus der weitverbreiteten Ellendt-Seyffert'schen Grammatik (27. Aufl.) heraus. §. 145, Anm. 1: 'Man sagt in der Regel *unus de* oder *e*'. In den Reden ist die Zahl der Beispiele mit *unus e* mindestens viermal größer als die der Beispiele mit *unus de*. Es sollte also besser heißen 'in der Regel *unus e* oder *de*'. §. 147, Anm. 2 (*animi* beim Adjectiv und Verbum): 'Bei Cicero findet sich von diesem Sprachgebrauche sicher nur *pendeo animi*; sonst setzt er stets den Ablativ'. Aber *Verr.* II, 84 ist *angebatur animi* ganz sicher. §. 183, Anm. 2: '*nudus, orbis* und *liber* haben bei Sachen gewöhnlich den bloßen Ablativ . . . bei sich'. In den Reden findet sich bei Sachen sechsmal *liber* mit dem Ablativ, dreimal *liber a*. Man kann demnach bei Sachen nach ciceronischem Muster *a* gerade so gut wie den Ablativ setzen. §. 258 Anm. 2: '*iubeo* und *veto* stehen in der Regel nur mit dem Acc. c. inf., zuweilen auch *impero*, dieses letztere meist nur mit dem Inf. passivi'. Für *impero ut* finden sich in den Reden 26 Beispiele, weitaus die meisten mit folgendem activen Verbum; zehnmal *impero* mit dem Acc. c. inf. passivi, einmal mit dem Gerundiv, einmal mit dem Nom. c. inf. passivi. Es scheint demnach, dass Cicero bei activem Verb in der Regel *ut*, bei passivem in der Regel den Acc. c. inf. gebraucht hat. §. 276, 1: 'Den Coniunctiv verlangen unbedingt

licet . . . quamvis. licet wird ausschließlich, quamvis meist nur in Sätzen der Gegenwart gebraucht, quamvis steht vielmehr an dem Coni. Praes., einmal mit dem Coni. perf., einmal mit dem Coni. plusquamperf., einmal mit dem Indicativ plusquamperf.

Der Druck ist sehr sorgfältig überwacht worden: Druckfehler habe ich im Texte, wo sie übrigens kaum stören, nur selten wahrgenommen. Der Preis (190 Mark) ist für den Privaten, besonders für den ohnehin nicht sonderlich gut gestellten Gymnasiallehrer, etwas hoch gegriffen. Aber in den Studien- und Gymnasialbibliotheken sollte das monumentale Werk nicht fehlen.

Graz.

M. Petschenig.

Ciceros Rede für Sex. Roscius aus Ameria. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. G. Landgraf, kgl. Studienrath im Gymnasium in Schwäinfurt, Wien 1883, Verlag von Carl Gerold. IV und 104 S. in Octav.

Es muss vor allem bemerkt werden, dass die Gräzersche Verlagshandlung nur als eine Filiale von F. A. Perthes in Göttingen erscheint, von dem auch der Druck herrührt. Die Seitenzahl ist demzufolge ganz gleich; nur das Format ist etwas kleiner und der Preis wird auf dem Umschlage in österr. Währung angegeben, statt in Mark und Pfennigen. Auch die deutsche Orthographie ist die in Deutschland, nicht die in Österreich vorgeschriebene. Es besorgt also Gräzer einfach den Vertrieb der in Göttingen von F. A. Perthes erschienenen Schulausgaben auf dem österreichischen Büchermarkte.

Nach dieser längeren Vorbemerkung geht Ref. zur Sache selbst über. Nach dem Vorworte will der Herausgeber eine Schulausgabe im strengeren Sinne des Wortes liefern. Deshalb wurde die Einleitung möglichst kurz gehalten (6 Seiten) und im Commentare weder auf eine Grammatik noch auf eine Stilistik verwiesen. Die sprachlichen Schwierigkeiten, die dem Schüler in der Rede entgegenreten, werden wo möglich aus der Rede selbst erklärt, um einen unliebsamen Ballast von Belegstellen zu vermeiden. Ebenso erstrebt L. in den Notizen über Personen und Realien die möglichste Knappheit und Kürze. Bezüglich der Gestaltung des Textes hat er sich im wesentlichen an die Recension der Rede durch C. F. Müller angeschlossen und verweist in Betreff der Abweichungen auf den kritischen Anhang seiner größeren Ausgabe der Rosciana. Ich gehe nun zu Einzelheiten über.

S. 5 der Einleitung möchte ich Z. 23 v. o. nach aufgenommen entweder wurde oder worden war eingeschoben sehen, um eine harte Kithpse zu vermeiden. Im Commentar wird §. 6 zu *vel potentissimus*, wo *vel* die Bedeutung vielleicht wohl hat, eine Stelle aus den Verrinen citiert, die der Schüler

vielleicht gar nicht zur Hand hat. Warum nicht lieber aus unserer Rede §. 21 *vel nobilissima*, §. 69 *vel maxime* und §. 124 *vel maximam partem*? — *ibid.* steht *ei pecuniae* prägnant in dem Sinne: Besitz (Genuss) dieses Vermögens. Eine kurze dies berührende Note ist für das Verständnis und die richtige Übersetzung der Stelle wohl nothwendig. — §. 7 ist *breuem* vor *postulationem* allerdings unklar, da es keine Steigerung des vorausgehenden *honesti* ist. Ob aber der „richtige Gegensatz“ *alteram* ist, wie L. in der Note sagt, möchte ich sehr bezweifeln. Auch der Ausdruck Gegensatz passt hier durchaus nicht. Ist denn etwa *aliquanto aequiorem* ein Gegensatz zu dem vorausgehenden *aequa* und nicht vielmehr eine sarkastische Steigerung davon? — S. 14 l. Z. 12 v. n. schreibe wie statt *als* und streiche §. 20 die Note zu *de medio tolli*. — §. 33 wird der Herausgeber seinem in der Vorrede aufgestellten Principe untreu, indem er Nägelsbachs Stilistik citiert. — §. 37 vermag ich nicht einzusehen, wie der von *cogebant* abhängige Infinitiv *mori* substantivisch gebraucht sein soll, zumal da *pro quo* dabei steht. Die Note mit der angeführten Belegstelle ist nur geeignet, zu verwirren. — §. 41 schreibe in der Note *is quidem* statt *is*, denn *quidem* heißt eben gerade; §. 49 streiche die Anm. zu *aliis, sibi*, da auch mittelmäßige Schüler ihrer nicht bedürfen werden. — §. 50 fehlt eine kurze Bem. zu *ex minima . . re publica maximam* etc. Es ist nämlich nach *florētissimam* das Participle *factam* zu ergänzen. Im Folgenden geht der Hieb *non alienos* (agros) *cupide appetebant* zunächst wohl auf die beiden Roscier und auf Chrysogonus, nicht auf Sulla, den ja Cicero überall ängstlich aus dem Spiele lässt. — §. 59 möchte man statt *ille aut ille* erwarten *hic aut ille*. Die Verbindung bedarf einer kurzen Note. Vielleicht gehört sie, wie so manches in dieser Rede, ebenfalls der Umgangssprache an. — §. 61 findet sich in der Note zu *confiteri* die Phrase: seine Anklage auf so schwachem Grunde stützen. Ebendasselbst ist im Texte die Paragraphenzahl 62 um eine Zeile höher anzusetzen. — §. 68 muss das Komma vor und nach *iudices* im Texte getilgt werden; denn das Wort ist daselbst nicht Vocativ, sondern Subject zu *videant* und *credituri sunt*. Der Herausgeber nimmt offenbar das allgemeine *mun* als Subject, allein dann möchte man wohl *videamus* und *credituri sumus* erwarten. Es ist jedenfalls unnütz, das Verständnis der einfachen und klaren Stelle durch die Interpunction zu erschweren. — §. 70 heißt *admonere* nicht dazu aufmuntern (das würde *adhortari* heißen müssen), sondern daran erinnern. — §. 77 ist die Tilgung des zweiten *quod* vor *innocentibus* sehr zu billigen. Ref. kann nur bedauern, dass sie in die neueste Ausgabe der Rosciana von Nohl keinen Eingang gefunden hat. — §. 83 sollte vor *iam intelleges* nicht mit einem Komma, sondern mit einem Strichpunkte oder Doppelpunkte interpungiert sein. Passend wäre auch ein Punkt, zumal da ein doppelter Coniunctivus

adhortativus (*desinamus . . . quaeramus*) vorangeht. — §. 85 sehe ich nicht ein, warum L. die handschriftliche Lesart *accusatorem* verwirft und dafür Rottmanns unnütze Conjectur *accusatorum* aufnimmt. Nohl behält mit Recht *accusatorem* und trübt so mit dem privilegierten Schlendrian der neueren Ausgaben. — §. 101 ist es in einer Schulausgabe nur störend, wenn *intemptasse* statt der gewöhnlichen Form *intemptasse* geschrieben wird. — §. 102 ist *ex ipsa caede* nicht gleich nach (dem Morde), wobei *ipso* unklar bliebe, sondern = *ex media caede*. Vgl. Cass. b. §. 7 38, 3 und 5, wo die beiden Ausdrücke mit einander abwechseln. Es ist daher zu übersetzen: unmittelbar aus dem Blutsande. — §. 120 sind die vor *vos enim dominos* etc. überlieferten vier Worte *cum de hoc quaeritur* gestrichen. Sie sind allerdings entbehrlich, können aber nicht als unpassend bezeichnet werden. — §. 125 und 6 steht *indignum est* nicht mit dem bloßen Infinitiv, wie in der Anm. zu beiden Stellen gesagt wird, sondern mit dem acc. c. inf. Im unmittelbar folgenden kann *audientur* nicht richtig sein. Vielleicht ist dafür mit Richter *audaciter* oder *audacter* zu schreiben, wodurch die fatale Stelle wenigstens lesbar gemacht würde. — §. 130 schreibe in der Note zu *si . . . voluerit* Präsens statt Perfect. — *ibid.* werden für die Änderung des überlieferten *partim in impie* zwei Stellen aus Cicero angeführt. Ich habe trotzdem die Conjectur für unwahrscheinlich. Es ist eher eine Lücke anzunehmen. — §. 147 kann ich mich nicht richtig über den Anakoluth *non minora ornamenta* statt des erwarteten *tanta ornamenta* nicht befremden, obwohl Halm ebenso interpretiert. Denn *non minora* ist sicherlich nicht weniger, als *tanta*. Es dürfte am gerathensten sein, das Anakoluth einfach zu constatiren und die ebenso gesuchte als gekunstete Erklärung über Bord zu werfen. — §. 148 ist die Note zu *huic* als überflüssig zu streichen. — §. 150 geht es wohl nicht an, *lucem quoque hanc* in dem Sinne „auch noch das Lebenslicht“ zu nehmen. Es hindert daran die unmittelbar folgenden Worte, *quae communis est*, welche zeigen, dass unter *lux* das Sonnenlicht zu verstehen ist, das ja auch wirklich durch die Strafe des Vatermordes dem Verurtheilten entzogen wird. — §. 151 wundere ich mich, dass bei *consilium publicum* die verschiedenen Herausgeber die Bemerkung unterlassen haben, dass der erwähnte Ausdruck um so eher von den Richtern gebraucht werden konnte, als ja nach Sallusts Einrichtung nur Senatoren in Criminalprocessen zu richten hatten, was doch L. selber S. 3 der Einleitung richtig anführt. Das Richtercollegium erscheint somit nur als ein Ausschuss, als eine Delegation des Senates. — Im folgenden §. kann *eius rei initium quatenus* passend übersetzt werden: dass man einen Präcedenzfall schaffen will. Im folgenden stören mich die nach *accusatorem* überlieferten Worte *hoc tempore*, die nicht nur unnütz, sondern auch unpassend sind. Ich schlage daher vor, sie entweder zu streichen oder doch

als verdächtig einzuklammern. In den mir vorliegenden Ausgaben ist daran kein Anstoß genommen, obwohl man beim Lesen über die beiden Worte geradezu stolpern muss. Sie sind vielleicht aus §. 154 an ungehöriger Stelle hier eingefügt worden. — §. 153 übersetze *infantium puerorum* mit „Säuglinge“.

Der Text ist überall lesbar gemacht. Von den Anm. könnten allerdings manche gestrichen oder gekürzt werden. Doch verschwinden diese einzelnen Mängel gegenüber den weitaus überwiegenden Vorzügen. Ref. kann daher die vorliegende Schulausgabe nur empfehlen.

Der Druck ist im Texte correcter als im Commentar. Ich habe in ihm nur zwei Versehen bemerkt: S. 48, Z. 9 v. o. *probe* statt *prope* und S. 102, Z. 4 v. u. den Beistrich nach *publicum*, der zu tilgen ist. Im Commentar dagegen habe ich mir 13 Fehler notiert: S. 21 l. Z. 11 v. o. *indicatote* statt *indicatote*, S. 30 l. Z. 1 v. u. 96 für 86, S. 44 l. Z. 12 v. u. *curt* für *caret*, S. 53 r. Z. 7 v. u. setze einen Punkt statt des Beistriches; S. 63 r. Z. 4 v. u. schreibe *societatem*, S. 69 r. Z. 6 v. u. *qucstum*, S. 73 l. Z. 9 v. u. *ut* statt *at*, S. 78 r. Z. 7 v. u. *es* für *est*, ebenso S. 89 l. Z. 7 v. o. und streiche r. Z. 8 v. o. die Punkte nach *condicione*, S. 90 r. Z. 1 v. o. schreibe *Mil. glor.*, S. 100 l. Z. 2 v. u. *hospites* statt *hospitis* und S. 102 r. Z. 11 v. u. einem für einen.

Schließlich kann ich nicht umhin, zu der bereits genannten neuesten Ausgabe der Rosciana von Nohl noch zwei Bemerkungen zu machen. cap. 19, 55 ist mit Recht *inimicus* vor *venias* eingeklammert, da es höchst wahrscheinlich aus dem vorausgehenden *inimicitias* entstanden ist. N. konnte cap. 22, 61 *huc ea spe venisse* citieren. — cap. 46, 133 fehlen vor *quid marmoris* die überlieferten Worte *quid signorum*. Hält der Herausgeber sie für quecht, indem er etwa unter *marmoris* die *signa* versteht, so musste er dies in einer kritischen Note bemerken und sich im Texte nach seiner sonstigen Gepflogenheit mit der Einklammerung der besagten Worte begnügen. Dieselben sind aber ohne Zweifel recht und *marmoris* ist in anderer Weise zu erklären.

O. Julii Caesaris commentarii de bello Gallico. In usum scholarum recensuit et verborum indicem tabulamque Galliae antiquae addidit Dr. Michael Gillbauer, professor universitatis Viudobonensis. Pars prior (I–V). Friburgi Brisgoviae 1884, sumptibus Herder. VIII, 130 u. CXIV SS. in Duodez.

Die neuen Classikerausgaben der Herderschen Verlagschandlung stellen sich nach dem beigedruckten Prospectus eine dreifache Aufgabe, nämlich alles zu entfernen, was in sittlicher Beziehung für die jugendlichen Leser bedenklich erscheinen könnte, ferner einen gut lesbaren Text herzustellen und endlich in möglichster Knappheit ein ausgewähltes Wörterverzeichnis als Anhang

folgen zu lassen. Außerdem sollen die einzelnen Bücher sich durch hübsche Ausstattung und einen billigen Preis auszeichnen. In der praefatio (S. V—VII) erklärt Giltbauer, dass er anfangs die Absicht hatte, den Text der Ausgabe nach den sogenannten *lacunosi* oder *integri* zu gestalten, aber durch die Vergleichung der *interpolati* und *mixti* von diesem Entschlusse wieder abgekommen sei. Die Abweichungen in der Wortstellung und Wahl der Ausdrücke hält er für *indicia depravati sermonis Caesariani*, streicht aber vieles als unecht auch dort, wo die *codd.* nicht von einander abweichen. Bei der Correctur der Druckbogen kamen ihm wieder schwere Bedenken bezüglich der Textgestaltung, so dass er das Manuscript zurückverlangte und eine neue Recension vornahm, worauf die zweite Drucklegung erfolgte. In Rom fand er dann den *cod. Ottobonianus* 1736 vor und nahm Einsicht in alle Handschriften, deren er habhaft werden konnte. Im ganzen hat der eifrige Gelehrte über 100 Cäsarcodd. verglichen. Als Resultat dieser mühevollen Arbeit wird uns schon jetzt angekündigt, dass die zweite Auflage ganz verändert und der *sermo Caesarianus* noch viel kürzer und concinner sein werde als in dieser Interimsschrift. Nach einigen solchen Auflagen dürfte dann von dem uns allerdings überreichlich überlieferten Cäsartexte nicht viel mehr übrig bleiben als ein magerer Auszug. Doch wird das wunderliche Buch keine zweite Auflage erleben.

Um nun den Lesern dieser Zeitschrift einen beiläufigen Begriff davon zu geben, wie zahlreich in der neuen Ausgabe die Abweichungen von dem üblichen Cäsartexte sind, will ich für einige Capitel die ebenfalls 1884 erschienene Dieterichsche Schulausgabe vergleichen. So sind I, 1 nicht weniger als sechs Stellen gestrichen, und zwar nicht bloß einzelne Worte, sondern auch ganze Sätze wie *qui trans Rhenum incolunt* und *cum aut cum finibus eos prohibent aut ipsi . . . gerunt*. Um den Relativsatz: *ut* es allerdings nicht schade, *ibid.* § 4 ist statt *eorum una pars* nach mir (oder nach einer jüngeren Handschrift?) glatt und lesbar *ea pars* geschrieben. Dagegen erscheint § 7 ohne die *conatus* Streichung des *est* vor *ad Hispaniam* leichter lesbar. — Im zweiten Capitel finden zehn Streichungen statt und ist § 4 statt des unrichtigen *qua ex parte* kühn geändert *quod experti*. Allein nach dem aufgenommenen Texte müsste *quod* statt *quae* geschrieben werden, da nur von einer Sache die Rede ist. Es kommen auf die ersten zwei Capitel 41 ausgelassene Worte und zwei einschneidende Änderungen. Das kurze Capitel 24 wagt 6 längere und kürzere Auslassungen auf, das folgende 13. darunter zweimal *coeperunt*. Die Formen *coepit* und *coeperunt* streicht Giltbauer in Hauptsätzen überhaupt regelmäßig, so dass sein Cäsartext reich an historischen Infinitiven ist. Ingleichen werden *verba dicendi* und *sentiendi* häufig wegzulassen und die davon abhängigen Objectssätze mit Gänsefüßchen markiert. Die

beim Relativum wiederholten Substantiva werden weggelassen, falls nicht der ganze Satz gestrichen wird. Die Conjunctive *possit* und *posset* (*possent*) werden entfernt und die vorangehenden Infinitive in den Conjunctiv verwandelt. Ebenso liebt es Gitlbauer, präpositionale Ausdrücke, wenn sie sich halbwegs aus dem Zusammenhange verstehen, zu streichen. Belege für dies alles finden sich schon auf den ersten Seiten, daher Ref. es unterlässt, welche anzuführen. Durch diese vielen Weglassungen wird dem Leser das Verständnis des übriggelassenen Textes weit öfter erschwert als erleichtert. Auffällig erscheint, dass bei der Verbindung *postridie eius diei* die beiden letzten Worte nirgends als überflüssig gestrichen werden. — I, 26 sind 44 Worte ausgeschieden d. i. ein Viertel des Capitels, dagegen cap. 36 nur ein Wort. In V, 44 habe ich 15 Streichungen (von 32 Wörtern) und vier sonstige Abweichungen bemerkt; *ibid.* cap. 54 sind 13 Stellen gestrichen, darunter eine mit mehr als vier Zeilen, zusammen nicht weniger als 72 Worte! IV, 10 wird als unecht ganz eingeklammert; von V, 19 ist mehr als die Hälfte weggeschnitten. Ref. wird daher schwerlich fehlgreifen, wenn er für die 214 Capitel der ersten fünf Bücher die Zahl der gestrichenen Worte und sonstigen Änderungen auf mindestens 2000 berechnet. Manches davon ist gelungen. So billigt Ref. I, 16, 6 besonders die Entfernung der ganzen Stelle *multo etiam gravius, quod sit destitutus, queritur*, da dieser Satz gar zu jämmerlich nachhinkt. Ebenso ist er cap. 8, 1 mit der Tilgung des vom Genfersee ausgesagten Unsinn *qui in flumen Rhodanum influit* vollkommen einverstanden. V, 7, 8 wird passend *cum* nach *ille* und cap. 9, 7 *eos* vor *fugientes* gestrichen; ebenso cap. 43, 4 die auch von mir beanstandeten Worte *demigrandi causa* und cap. 58, 6 *hominis* vor *consilium*.

Ref. beschränkt sich der Kürze halber darauf, von den zahlreichen Änderungen der Vulgata nur die erheblichsten aus dem ersten Buche anzuführen. cap. 3, 2 ist *sanciunt* für *lege confirmant* geschrieben und *profectionem* nachgestellt; *ibid.* § 3 erscheint *delectis viris* für *deligitur. is*; cap. 10, 3 *iret* für *ire contendit*, so dass *cum* Conjunction ist; cap. 15, 4 ist statt der schwulstigen Überlieferung *rapinis palulationibus populationibusque* geschrieben: *repentinis populationibus*. Ref. vermag von allem dem nichts zu billigen. cap. 17, 6 zerlegt Gitlbauer *necessariam* in die drei Worte *nunc Caesari iam* mit Streichung des folgenden *Caesari*, wobei jedoch *nunc* überflüssig und *iam* ein störendes Flickwort ist. Der Herausgeber geht doch sonst den Häufungen des Ausdruckes scharf zuleibe und streicht sie herzlich. — cap. 31, 16 ist mit mannigfachen Streichungen *Galliam omni* (statt *omnem*) *ab iniuria posse defendere* geschrieben; cap. 33, 1 wird *secundum ea* willkürlich und ganz unwahrscheinlich in *secum id volebat* verwandelt. — Die Änderung in cap. 40, 12 *compertum avaritiam* (mit Streichung von *convictam*) kann

man sich für eine Schulausgabe gefallen lassen. Dagegen ist § 15 *praeter eam* statt *praeterea* wegen des proleptischen Gebrauchs von *eam* auffällig. — cap. 41, 1 hätte Ref. die Aufnahme von *insecta* statt *innata* erwartet; cap. 52, 7 steht statt der Voizata *inter aciem* die zweifelhafte Änderung *in prima acie*. Es genügt *in acie*. Es sind überhaupt nahezu alle Neuerungen Gütibauers willkürlich und wertlos.

Die auf dem Umschlage und Titelblatte versprochene Karte von Gallia antiqua ist dem ersten Bändchen wenigstens nicht beigegeben. Von Druckfehlern habe ich bemerkt: S. 11, Z. 14 v. u. *pracerant* statt *pracerat*, S. 15, Z. 5 v. u. *poetho* für *proelio*, S. 35, Z. 6 v. u. *circum sistebant* (im Wörterbuche richtig *circumsisto*), S. 76, Z. 15 v. o. *institit* statt *institut*, S. 78, Z. 4 v. o. *parant* für *parat*; S. 80, Z. 14 v. o. fehlt *iter* vor *abesset* und S. 89, Z. 10 v. u. ist nach *tenebantur* ein Doppelpunkt zu setzen. Außerdem ist manchmal *c* statt eines *e* gedruckt. Bei dreien oder viieren von den angeführten Druckfehlern gibt Ref. übrigens gerne die Möglichkeit zu, dass es neue Lesarten sind. Es gibt eben auch eine wissenschaftliche Anarchie.

Im Wörterbuche fehlen *annus*, *coepi*, *consanguineus* und *cotidie*. Zugleich ist im Texte *cottidianus*, im Wörterbuche aber *cotidianus* geschrieben. Die Wörter *deperdo*, *reda* und *taturnatio* sollten fehlen, da sie im Gütibauerschen Texte nirgends vorkommen. Ich bemerke zugleich, dass ich im Wörterverzeichnis nur Stichproben gemacht habe.¹⁾

Nach dem Gesagten muss Ref. leider überzeugt sein, dass die vorliegende allzu originelle Schulausgabe in der gelehrten Welt weit mehr Widerspruch als Beifall finden wird. Man wird sie allenthalben als eine traurige Verirrung energisch zurückweisen. In der Schule ist das Buch mit seinem stark reducierten Texte natürlich absolut unbrauchbar.

C. Julii Caesaris belli Gallici libri VII cum A. Hirtii libri octavo. in usum scholarum iterum recognovit, adiecit Galliam antiquam tabula descriptam Bernhardus Dinter. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri, 1884; XVI. u. 253 S. in Kleinoctav.

In der neuen Auflage ist für den Zweck der Schule eine gleichmäßige Orthographie angewendet und zwar die römisch übliche (mit Assimilation). Bezüglich des Textes sind die Ab-

¹⁾ In der praefatio ist S. VI, Z. 5 v. u. *vero* nach *quae* entweilt zu streichen oder durch *tamen* zu ersetzen und S. VII, Z. 12 v. o. *quae* statt *quae* zu schreiben. Es zeigt sich auch hier eine gewisse Eilfertigkeit und flüchtige Maché. Es wird demnach ein „allgemeines Schlagen des Kopfes“ darüber erfolgen, dass solch ein irrationales Buch die Lehrer der Welt erblicken durfte, welches ganz und gar eine lebendige Interpretation des Satzes von Protagoras ist: πάντων χρημάτων μέτρον ἐστὶν ἄνθρωπος.

weichungen von der ersten Auflage auf 7 Seiten angeführt (X—XVI). Der Herausgeber hätte diese lange Liste ohne Schaden bedeutend vereinfachen können, wenn er sich entschlossen hätte, so geringfügige Discrepanzen, die eigentlich keine sind, wie *A.* und *Aulus*, *omnis* und *omnes*, *scitius* und *secius*, *sescentorum* und *sezcentorum*, *radis* und *redis*, *caespes* und *cespes* usw. einfach fortzulassen oder mit einer kurzen allgemeinen Bemerkung abzutun. D. zeigt sich diesmal in der Textgestaltung nicht so starr conservativ wie sonst, indem er nicht wenige Änderungen aufgenommen hat, die er früher verschmähte. Doch ist auch der handschriftlich überlieferte Unsinn pietätvoll beibehalten an Stellen wie I, 1, 5 *eorum una pars* und cap. 29, 2 das haarsträubende *quorum omnium rerum*, V, 7, 8 *ille enim* und VIII, 4, 1 das dumme *tot milia nummum*. Eine Verschlechterung ist I, 31, 12 die Aufnahme des Locativs *Admagetobrigae* statt der früheren Leseart *ad Magetobrigam* zu nennen.

Vereinzelte begegnen auch kleine Inconsequenzen in der Schreibung der Worte wie *reipublicae* und *rei publicae*, *nonnulli* und *non nulli*. Bezüglich der Silbenabtheilung sind in der nächsten Auflage zahlreiche Änderungen erforderlich, wenn man nicht *cas-tra*, *nos-tra*, *hos-tium*, *temp-s-tatum*, *equ-es-tro*, *adminis-tro*, *demons-tro*, *silves-tris*, *praestitis-tis*, *cognos-co*, *proficis-cor*, *quaes-tor*, *quaes-tio* und *potes-tas* als Erinnerungen an die gute alte Zeit stehen lassen will.

Der Text ist nicht frei von Druckfehlern, von denen einzelne auch sinnstörend sind. So steht S. 58, Z. 17 v. u. *generi* für *genere*, S. 62, Z. 6 v. o. am Rande *h* statt *hi*; S. 71, Z. 18 v. u. streiche *et* vor *mittit*; S. 90, Z. 12 v. o. begegnet *quos* für *quas* und Z. 16 v. u. *Arium* statt *Atrium*, S. 96, Z. 4 v. u. *et* für *at*, S. 128, Z. 2 v. u. *ex* statt *ez* und S. 138, Z. 1 v. u. *profiscitur* statt *profiscitur*. V, 51, 3 (S. 110) möchte ich den Beistrich nach *portis*, der allerdings auch in meiner Ausgabe sich findet, gestrichen wissen. S. 138 läßt D. in der Inhaltsangabe des siebenten Buches den Labiennus bei Noviodunum Aeduorum zu Cäsar stoßen, was nach VII, 56, 5 nicht richtig sein kann.

Der Text ist von S. 1—212 abgedruckt. Die S. 213—253 enthalten einen sorgfältig gearbeiteten *index nominum*, zu dem auf der letzten Seite eine kleine Berichtigung gegeben wird. Die neu beigegebene Karte erhöht die Brauchbarkeit der vorliegenden Schulausgabe, deren Preis unverändert billig geblieben ist, um die Concurrentz besser anhalten zu können.

Wien.

Ig. Prammer.

Schulwörterbuch zu Caesars Commentarii de bello Gallico.
 Von J. Prammer. F. Tempsky. Prag u. Leipzig 1884.

Die vielen (24) in den Text gedruckten, recht sauber angeführten Abbildungen, der große Druck, die musterhafte Ausstattung empfehlen das Büchlein schon beim ersten Anblick an die beste. Für die Gediegenheit des Inhalts bürgt der Name des Verfs. Bei der Abfassung eines derartigen Schulbuches mag die jedesmalige Entscheidung, wie weit in der Erklärung und Übersetzung von Redensarten und Stellen gegangen werden soll, nicht geringe Schwierigkeit bieten. Herr Pr. hat nach des Referenten Urteil das richtige Maß getroffen; nur hier und da scheint der Selbstthätigkeit des Schülers etwas vorgegriffen zu sein. Es ist z. B. überflüssig, die Wortverbindung *vacatio militiae* zu übersetzen, nachdem die Bedeutung von *vacatio* und von *militia* angegeben ist. Übrigens hat der Verf., was nur zu billigen wäre, wahrscheinlich an die Privatlectüre gedacht, für welche das Specialwörterbuch den Lehrer ersetzen soll.

Dass die von der Kritik schon längst über Bord geworfenen Lesearten unberücksichtigt geblieben sind, ist ein unbestreitbarer Fortschritt gegenüber den Wörterbüchern von Ebeling, Eichert, Rozek usw. Ob aber Herr Pr. recht gethan hat, sein Wörterbuch ausschließlich auf seinen eigenen Text zu stellen, ist fraglich, da es doch für den Schüler, welcher z. B. Kraner in der Hand hat, misslich ist, das Wort *structura* (III, 21, 3), *noxia* (VI, 16, 5), die Bedeutung von *admodum* bei Zahlwörtern (V, 40, 2) in dem vorliegenden Wörterbuche nicht zu finden. Die Aufnahme solcher Vocabeln, deren Zahl ohnehin nur gering sein kann, würde die Brauchbarkeit des Buches erhöhen, ohne „störend zu wirken“, wie dies der Herr Verf. fürchtet. Ref. sieht wenigstens im Artikel *despectus* nichts störendes, obwohl hier eine Leseart erklärt wird (II, 29, 3), die der Prammersehe Text nicht bietet. Hingegen möchte Ref. die statistischen Angaben gern missen, da derlei Beobachtungen, wie z. B., dass *rota*, *sors*, *scala* in *bell. Gall.* nur im Plural, *pulcher* nur im Superlativ, *pollicitatio* nur im ablat. plur. vorkommt usw., für die Schule völlig wertlos sind. Die Bemerkung, dass *praeceptum* nur im ablat. vorkomme, ist bedenklich; es sind hier aus Versehen die Worte im *bell. Gall.* ausgefallen, auch muss diese Angabe in Klammern gebracht werden. Die Aufnahme etymologischer Worterklärungen ist nur zu billigen; freilich findet sich auch Zweifelhafte, wie *calamitas* aus *calamus*, *primus* aus *praimus*, während hingegen aus den wissenschaftlich feststehenden Etymologien noch die eine oder andere hätte aufgenommen werden können (wie *stipendium* aus *stipi-pendium*). — Die Quantitätsbezeichnung ist nicht gleichmäßig durchgeführt; es ist *maturus* gedruckt, aber *aqua*; *bonus*, aber *dolus*; *seelus*, aber *metus*; *cupa*, aber *cuneus* usw. Ein Wörterbuch kann in diesem Stücke nie zu viel thun; ja nach den dem neuen Lehr-

plane beigegebenen Instructionen müsste man vom Wörterbuche sogar bei positionslangen Silben die Bezeichnung der natürlichen Quantität verlangen. — Auch die wahrgenommenen Druckfehler beziehen sich auf die Quantität, nämlich: frumentarius, impūitus, spōhare, reminiscor, pāiscor anstatt der entgegengesetzten Quantitäten; alio anstatt aliō; auch stultitia scheint fehlerhaft gedruckt zu sein anstatt stultitia.

Graz,

K. Zelger.

Dr. Joseph Seemüller, Zur Methodik des deutschen Unterrichtes in der fünften Gymnasialclasse. — Zugleich Commentar zu den neuen Instructionen für den deutschen grammatischen Unterricht in dieser Classe. Wien 1886, Alfred Hölder. gr. 8°. IV und 36 SS.

Derselbe, Die Sprachvorstellungen als Gegenstand des deutschen Unterrichtes. — Zugleich Commentar zu den neuen Instructionen für den deutschen grammatischen Unterricht in der sechsten Gymnasialclasse. Wien 1886 Alfred Holder. gr. 8°. IV, und 32 SS.

Die neuen Instructionen haben auch dem Unterricht in deutscher Grammatik ein größeres Feld eingeräumt und dadurch, dass sie noch der V. und VI. Classe grammatischen Lehrstoff zuwiesen, für den Entgang des Mittelhochdeutschen Ersatz zu leisten gesucht. Die organischen Bestimmungen beschränken sich natürlich hiebei auf allgemeine Gesichtspunkte und Andeutungen, sodass ein Commentar jedem Lehrer des Deutschen nur erwünscht sein konnte.

Solche Erläuterungen, die mit anerkennenswerter Raschheit erschienen, besitzen wir in den genannten zwei Schriften, die mir zur Besprechung vorliegen.

Zunächst muss gleich eingangs hervorgehoben werden, dass beide Schriften im Geiste der Instruction gearbeitet sind, und dass der bekannte Verf. nach maßgebenden Quellschriften und im Vollbesitze historischer Sprachkenntnis gearbeitet hat.

Die zuerst zu behandelnde Arbeit, welche sich einen Beitrag zur Methodik des grammatischen Unterrichtes nennt, widmet nach einer kurzen orientierenden Einleitung ein Capitel denjenigen Partien, die aus der Lautlehre in Betracht kommen, eines den Erscheinungen: Umlaut, Brechung, Ablaut, und ein letztes der Wortbildung.

In der Einleitung beantwortet S. die Frage, in welchem Sinne die Behandlung der Grammatik in der Schule eine historische sei, und beleuchtet sodann das Verhältnis des grammatischen Unterrichtes in der V. Classe zu dem in der VI. Den hier ausgesprochenen Grundsätzen muss vollkommen zugestimmt werden.

Bei der Anordnung und Besprechung der Laute schließt S. mit Recht zunächst die Dialecte aus (S. 4). Ebenso ist dem

Verf. beizupflichten in Bezug auf das, was er über die Schriftsprache bemerkt (4 f.). Bei der Aufstellung der Consonantentabelle (5) hat die Deutlichkeit und leichte Übersicht zu Schulzwecken durch das Streben nach wissenschaftlicher Genauigkeit gelitten. Schülern gegenüber dürften wenigstens Termini, wie: velar, bilabial u. ä. nicht gebraucht werden können. Das gleiche gilt von der Einordnung eines und desselben Consonanten an verschiedenen Stellen der Tabelle. Indes glaubt der Verf. wohl selbst nicht an einen solchen Gebrauch seiner Schrift. Dem Schulgebrauche entsprechender scheint eine Tabelle zu sein, ähnlich wie sie etwa Kammers Grammatik bietet. Das Umlaut kann an passenden Beispielen erklärend hinzugefügt werden. Gegen die mitgetheilten lautlichen Thatsachen und deren Erklärung lässt sich kaum etwas Wesentliches vorbringen. Geht anlautendes *g* nach *i* überall in der edlen Aussprache in *ch* über (Honig, Käfig, Reizig u. ä. S. 5)?

Mehr Rücksicht auf die Bedürfnisse der Schüler ist bei der Aufstellung der Vocaltabelle genommen worden. Trefflich und überzeugend ist das S. 7 f. über Länge und Kürze von Vowelen und Consonanten Gesagte. An geistvollen Auseinandersetzungen fehlt es auch sonst nicht, z. B. S. 9. Die 9 ff. gegebene Darstellung des Consonantenwechsels ist auch sonst leicht zugänglich, aber in der gebrachten Form gleichwohl verliedentlich. Was die 12 f. vorzüglich entwickelte Lehre vom deutschen Accent betrifft, so mag dieselbe manchem zu wissenschaftlich und einseitig erscheinen, dürfte sich aber bei einiger Einschränkung erfolgreich zur Vertiefung des Sprachverständnisses in der Schule verwenden lassen. — Wir wenden uns dem dritten Capitel zu. Auch hier folgt der Verf. selbst im einzelnen dem in der Instruction vorgezeichneten Gang. Nach einem gelungenen Nachweise der Ursachen des Umlautes und der Brechung im allgemeinen folgt eine gute spec. Darstellung des Umlautes. Hier, wie auch sonst sind die Grammatiken von Engelken, Kummer, Heyse, Wilmanns u. a. mit Einsicht und Kritik benützt.

S. 18 macht S. den sonst seltenen Versuch, durch kurze Verweisung auf ältere Sprachverhältnisse die Einsicht zu vermehren, welchem Versuche wir aber mit Rücksicht auf die sonst befolgte Methode unter keiner Form, also auch hier nicht, beistimmen können. Auf derselben Seite will der Verf. Andeutungen über Analogiewirkungen gegeben wissen, um so hier, wie über, dem Unterrichte in der VI. Classe vorzuarbeiten. Wenn dieselben Andeutungen bleiben, so kann man sich damit einverstanden erklären.

Die Mittheilungen über die Ursache der sogenannten Brechung sind mit Recht sparsam und selbstverständlich hat daher die neue Theorie vertreten. Später (20 f.) breitet sich der Verf. weiter darüber aus, doch dürfte hier die Darstellung der Brechungs-

erscheinungen zu weitläufig werden. — Bei der Besprechung des Ablantes handelt S. zunächst über die befolgte Methode der Anordnung (22 f.). Das im folgenden Gebotene ist größtentheils Material, über dessen Verwendung im Unterrichte der Verf. S. 24 zutreffend spricht. Auch hier, wie in der ganzen Schrift, sucht S. wiederholt den Lehrstoff mit der VI. Classe genetisch zu verbinden. — Die Wortbildung, die S. richtig als Brücke zwischen V. und VI. ansieht, ist bereits seit längerer Zeit Gegenstand der Schulgrammatik. S. behandelt sie aus diesem Grunde verhältnismäßig kurz und legt das Hauptgewicht auf die Entwicklung der Methode, die hier platzgreifen muss.

Der Verf. behandelt sodann nach den gewonnenen Gesichtspunkten nach der Reihe Suffixe, Präfixe, hierauf Zusammensetzungen: Substantiv, Adjectiv, Verbum, Pronomen, Numeralo, Partikeln. Von einer unveränderten Herübernahme in die Schule kann nach dem Gesagten umso weniger die Rede sein, als die Wortbildungslehre in der V. Classe zum erstenmale eine so systematische Behandlung erfährt. Doch werden Seemüllers Kategorien, Andeutungen und Beispiele mit Erfolg an richtiger Stelle herangezogen werden können.

Die Schrift ist von Druckfehlern fast gänzlich frei. Ich merkte mir nur an: S. 17 (Anmerkung) Z. 2 v. u. wo es 'Priorität des e' heißen muss.

Noch werthvoller mag vielen die andere Schrift desselben Verfassers erscheinen, zu deren Besprechung ich nun übergehen will.

Dieselbe ist wieder in erster Linie Erläuterungsschrift zu den Instructionen und soll nur von diesem Gesichtspunkte aus beurtheilt werden.

Sie zerfällt in drei größere Abschnitte: die Apperception, die Wirkungen der Analogie, die Isolierung betitelt, innerhalb welcher ausführlich zur Sprache kommt, was die neuen Instructionen der VI. Classe aus diesen Gebieten an grammatischem Lehrstoff zugetheilt haben. Der materielle Theil beruht u. a. auf Untersuchungen und Zusammenstellungen Pauls, Scherers, Andersens, und der Verf. zeigt auch hier vollkommene Beherrschung des Stoffes. Selbständige Erklärungsversuche sind mit aller Vorsicht gegeben (S. 9 u. 5.). S. hat sich mit Recht auf die häufigsten Spracherscheinungen beschränkt und sich bemüht, die meist reichlichen Beispiele aus dem alltäglichen Sprachgebrauche zu nehmen, da gerade an solchen Beispielen dem Schüler die sprachlichen Gesetze deutlich zum Bewusstsein gebracht werden können. An zweckentsprechenden Beispielen ist daher kein Mangel und die häufige Angabe der Quelle gestattet, dieselben noch zu vermehren, wo es der Lehrer für geboten halten sollte.

Was die Verwendbarkeit der Schrift in der Schule betrifft, so darf sie (ebensowenig wie die früher besprochene) nicht einfach, einer Schulgrammatik gleich, dem Unterricht zugrunde gelegt werden, da das gebotene Material ein überreiches, auch nicht alles von gleicher Wichtigkeit für die Unterrichtsziele ist, und endlich die Darstellungsweise, so methodisch und präcis sie in die Fassungskraft der Durchschnittschüler der VI. Classe hinein übersteigt. Dem Lehrer hingegen wird die Schrift vorzüglich Dienste leisten, und bei freier Benützung, d. i. entsprechender Auswahl, Anpassung an die Bedürfnisse seiner Schüler, besser fasslicher Darlegung werden die instructionsmäßigen Ziele wenigstens annähernd erreicht werden. Ich sage annähernd, weil eine Einführung in psychologische Elemente der Sprachthematik, so wünschenswert sie an sich ist, auf dieser Unterrichtsebene kaum vollständig erreicht werden dürfte. Doch dies kann erst die Erfahrung lehren. Auch ist wohl, bei Berücksichtigung der geringen Stundenzahl, die dem Grammatikunterricht eingeräumt ist und nur eingeräumt werden darf, der grammatische Lehrgang für die VI. Classe zu reich bemessen. Anderer Anschauung scheint allerdings der Verf. des Commentars zu sein, wie man aus der Schlusssaufforderung (S. 32) schließen muss.

Ich unterlasse es auf Einzelheiten einzugehen, da die Entscheidung über die Zulässigkeit und den Wert des Gebotenen zu sehr mit einer Kritik der Instruction selbst verbunden wäre, vielfach auch die Gründe subjectiv ausfallen müssten. Ich beschränke mich auf einige Andeutungen:

S. 2 f.: Das von der Vorstellung eines Verhältnisses Gesagte dürfte zur Verdeutlichung nichts beitragen. Ebenso S. 5 die weitere Ausführung der mannigfaltigen Kreuzungen der Apperceptionsgruppen.

6: Die Erklärung der im Gen. Sing. auf *ns* ausgehenden Substantive gemischter Declination scheint mir zu compliciert dargestellt. — Der Verf. sagt weiters wiederholt, in Übereinstimmung mit der Instruction, dass zur Erklärung mhd. Formen nicht herangezogen werden dürfen, dennoch vermeidet er diese Klappe auch hier nicht immer (siehe S. 3, 7 u. 8.). Vgl. die oben ausgesprochene, ähnliche Wahrnehmung.

8: Das über die Declination der Feminina Gesagte scheint ebenfalls zu weit ausgekehrt.

10 f.: Bei der Besprechung der Analogiewirkungen in der Adjectivflexion würde die Voranstellung von Beispielen die Einsicht erleichtern.

Nützlich sind die Capitel über Lehnwörter und Volksetymologien, die vielleicht reicher bedacht sein könnten, wiewohl es gerade hier an wertvollen Zusammenstellungen nicht fehlt.

S. 10, Z. 11 v. o. soll es heißen: Praeteritum statt Präsens.

Doch genug dieser Einzelheiten, die den Wert der Schrift nicht beeinträchtigen. Nach alledem muss das günstige Gesamturtheil aufrecht erhalten bleiben, dass auch diese didaktische Schrift sehr instructiv ist, sehr methodisch angelegt, und, auch abgesehen von der Brauchbarkeit zu Schulzwecken, geeignet ist, überhaupt die Aufmerksamkeit auf diese Seite des grammatischen Unterrichtes zu lenken. (S. Vorrede p. IV.).

Kremsier.

Dr. Rudolf Löhrer.

Apelt Otto. Der deutsche Aufsatz in der Prima des Gymnasiums. Ein historisch-kritischer Versuch. Leipzig 1883, Teubner. VI und 266 S. 8°.

Ein sehr anregendes Buch. Der Verfasser hat die deutschen Aufsätze, die während des Jahres 1878—79 an den Gymnasien Deutschlands geliefert worden waren, zusammengestellt, nach Fächern geordnet und knüpft nun daran seine Bemerkungen. (Vgl. in dieser Zeitschrift 1857, 341 Reichel über die deutschen Aufsätze im Obergymnasium.) Die Fächer sind: Themen aus der Literatur: I. Deutsche, II. Ausländische neuere, III. Antike Literatur. Aus der Geschichte: I. Allgemeines, II. Alte Geschichte, III. Mittelalter, IV. Neuzeit, V. Anhang zur Geschichte: 1. Geographisch-Historisches (Zusatz: Das Reisen), 2. Politisch-Historisches, 3. Cultur, 4. Große Männer. Allgemeine Themen. Seine Bemerkungen richten sich vornehmlich gegen die in den Themen vielfach zutage tretende Versteiegenheit. Die Tendenz des Buches ist z. Th. gegen Laas gerichtet, der denn auch nicht versäumt hat, sich zur Wehre zu setzen (Berliner Zs. für das Gymnasialwesen 1883, 672). Dem Verfasser gebührt aber aufrichtiger Dank für seine Bemühungen, und die Lehrer des Faches werden gut thun, seinen Rathschlägen Gehör zu schenken. Denn er beschränkt sich nicht darauf, das ihm ungebührlich Scheinende zu bekämpfen, sondern ertheilt, sich über alle Richtungen des deutschen Aufsatzes verbreitend, gelegentlich auch Dispositionen einschaltend, vielfache Belehrung über Form und Inhalt der Stilübungen, über Hilfsmittel dazu, über Lectüre, kurz über alles, was mit dem Gegenstande zusammenhängt. Mit Recht betont er vor allem, dass die Aufgaben dem Vorstellungskreise der Schüler entnommen sein sollen und das rein Stoffliche nie überwiegen darf. Die eigentlich literarhistorischen Themen weist er daher entschieden ab. 'Wollen wir ehrlich verfahren, so müssen wir es bei diesem (dem literarhistorischen) Unterricht uns angelegen sein lassen, den Schülern immer gegenwärtig zu halten, wie gar bruchstückweis, wie sehr bloß aus der Ferne sie die Dinge gesehen, wie viel Grund sie also haben, ihr Urtheil aufzuschieben' (S. 38). Den Gedanken, dass die Aufgaben sich möglichst an etwas Concretes anlehnen sollen, das den Schülern aus eigener Anschauung bekannt ist, betont er

wiederholt. Was er in dieser Hinsicht über die historischen Aufgaben sagt, ist durchaus beherzigenswert. Doch kann ich mich der Ansicht nicht verschließen, dass die streng historischen Aufgaben nur als Dispositionsübungen Wert haben, da das Material dazu den Schülern doch auch von außen zugeführt wird. Die moralischen Themen über Sittensprüche u. dgl. verwirft er ebenfalls ganz. Doch bemerkt er u. a.: 'Die Mehrzahl der einschlägigen Themata gehört jener Gattung von Aufgaben an, die, je unangefechter sie ihrer inneren Tendenz nach sind, um so weniger geeignet erscheinen, den Zweck zu erfüllen, den man bei ihnen im Auge haben mag' (S. 208). Ich habe es immer als das Beste gefunden, den Schülern nicht einen Spruch zur Bearbeitung vorzulegen, sondern eine Reihe zusammengehöriger, einander wohl auch widersprechender, aus deren gegenseitiger Betrachtung sich die Wahrheit ergibt. Die wichtigsten Sentenzen eines Dramas z. B. zusammenstellen und besprechen zu lassen, hat sich vielfach anregend erwiesen.

Zum Schluss erklärt der Verf., was die Zahl der in 1 Jahrlich zu liefernden Aufsätze betrifft, 6 Prosa- und 2 Compositionen für das angemessenste. Als interessante Einzelheit mag bemerkt werden, dass eine der vorgeführten Aufgaben (S. 113, 13) den Gang der Handlung in Grillparzers Sappho zum Gegenstand hat.

Kern Franz. Zur Methodik des deutschen Unterrichts. Berlin 1883. Nicolai, VIII und 112 S. 8°.

Die Schrift zerfällt in zwei Theile. Im ersten, 'Grammatische Behandlung von prosaischen Lesestücken' will der Verf. die Ansichten, die er in dem Buche 'Die deutsche Satzlehre. Eine Untersuchung ihrer Grundlagen' aufgestellt hat, an der Analyse der Lessingschen Fabel, 'Die Sperlinge', praktisch darlegen. Seine Neuerungen haben mittlerweile durch Wilmanns (in der Berliner Zs. für das Gymnasialwesen 1883, 679) mit Rücksicht auf die Fortschritte der historischen Sprachwissenschaft entschiedene Zurückweisung erfahren. Trotzdem können Lehrer des Deutschen aus vielen Bemerkungen der vorliegenden Schrift mannigfache Anregung ziehen, wenn sie sich nur alle die Cautelen vor Augen halten, die er selbst beizufügen für nothwendig findet. Denn es leuchtet ein, dass die Elemente der Syntax nicht an deutschen Lesestücken entwickelt werden dürfen, sondern den Schülern, soweit sie ihnen nicht schon bekannt sind, beim Lateinunterricht beigebracht werden müssen. Sehr richtig bemerkt der Verf., dass die Schüler der beiden untersten Classen für das Verständnis der Satzlehre nicht reif sind. 'Es ist früh genug', sagt er (S. IV), 'wenn man derartige Dinge (rein theoretische Belehrung über den Zusammenhang, in welchem die Worte des einfachen Satzes zu einander stehen' u. dgl.) in Quarta behandelt und dann endlich mit ganzem Ernst behandelt. Dann würde der Uebelstand

verschwinden, dass man Quintaner mit schwierigen, abstracten Dingen quält, und die Tertianer nachher doch davon sehr wenig wissen.' Danach wäre in der 1. Classe neben der Formenlehre die praktische Einübung des einfachen Satzes und die Elemente des zusammengesetzten Satzes, soweit der Lateinunterricht es erfordert, in der 2. Classe die praktische Einübung des zusammengesetzten Satzes, in der 3. Classe der einfache, in der 4. Classe der zusammengesetzte Satz systematisch vorzunehmen. Die Klagen über Mangel an Stoff in den beiden letzteren Classen würden dann auch verstummen. S. 33 deutet der Verf. an, wie er sich ein prosaisches Lesestück auf einer höheren Stufe behandelt denkt. Poetische und auch besonders schöne prosaische Stücke schließt er mit Recht von grammatischen Erörterungen aus: solche dürfen nur an den Stellen angebracht werden, wo das Verständnis es erfordert. Dass es unter allen Umständen verkehrt ist, nach Absolvierung eines Lesestückes etwa alle starken Verba oder alle Final-sätze u. dgl. herausheben zu lassen, möchte man als selbstverständlich annehmen — solche Übungen, die ja auch angestellt werden müssen, sind von der Lectüre ganz und gar zu trennen. Das Schema, das der Verf. zur Darstellung des einfachen Satzes vor schlägt, dürfte wegen seiner Unübersichtlichkeit kaum Anklang finden. Auf den Grundriss der deutschen Satzlehre, den er in Aussicht stellt, darf man gespannt sein.

Was der Verf. im zweiten Theil der Schrift, 'Behandlung dichterischer Lesestücke', über Auswahl und Behandlung von bes. der Gedankenlyrik angehörigen Gedichten vorträgt, verdient so sehr ungetheilte Anerkennung, dass es den Verfassern von Lesebüchern und den Lehrern des Deutschen aufs dringendste zum Studium empfohlen werden muss, wenn auch nicht alle von ihm behandelten Gedichte in gleicher Weise für die Jugend verwendbar sind: Schillers 'Glück' z. B. und 'Ideal und Leben' dürften selbst in der obersten Classe kaum verständlich sein. Der Versuch des Verf., die Hauptlehren der Psychologie im Anschluss an einige Gedichte Goethes im Zusammenhange vorzutragen, dürfte mehr geistreich als gelungen sein — aber jede Seite bietet so feine Bemerkungen über Dichtung und Dichter, so überraschende Parallelen, so reiche Anregung, dass der Verf. in jedem Falle des Dankes seiner Leser versichert sein darf.

Dec. 1883.

Joh. Schmidt.

Die Kunst der Rede. Lehrbuch der Rhetorik, Stilistik, Poetik von Dr. Adolf Calmborg. Leipzig und Zürich 1884, Orelli, Füssli & Co. VIII u. 290 SS. 8°. 3 Mk.

Je weniger im Schulunterrichte die rhetorisch-stilistische Seite der Darstellung betont wird, desto zahlreicher werden die Lehrbücher. Unsere Schrift unterscheidet sich von anderen zusammenfassenden Darstellungen der Art vornehmlich durch das

Aufgeben der antiken Überlieferung — und in der That, wenn der leidenschaftlichste Anhänger antiker Rhetorik nur gestatte, dass die Neuzeit Darstellungsformen in Hülle und Fülle geschaffen hat, die in dem enger begrenzten Gesichtskreise des Classicismus keinen Raum finden. Als ein sehr fühlbarer Mangel aber tritt an dem Buche zunächst hervor, dass der Verfasser in seinen Distributionen und Definitionen sich vielfach nur von Anfechtlichkeiten leiten lässt. Dies zeigt sich am deutlichsten in der Charakterisierung der Dichtarten, die nach der gewöhnlichen Schablone vorgenommen werden. Wie einfach und überzeugend lassen sich — sagen wir — Mythe, Sage, Legende, Märchen u. genetisch verbinden. Von Wotan, der die Wafurloga aus den Felsen auflösen lässt — durch Brunhilt auf dem Isenstein — zum Doraröschchen, dem Uhländ (II 240 der Cottaschen Ausgabe so liebliche Form und Deutung gab, das ist ein Weg, den auch der Schüler gehen kann und den er gehen sollte; denn wir sind viel zu gleichgiltig gegen die Spuren alter Volkssage und alten Volksglaubens, und an Stelle jener uralten Märchen und Sagen, aus denen tausend Geschlechter vor uns Poesie und Begeisterung gewonnen haben, setzt unsere platte Zeit verschiedene geist- und poesielose „Jugendbibliotheken“ buntesten, tollsten Innhalts: ja es mag schulmeisterliche Gemüther genug geben, die das ehrwürdige Märchen als pädagogisches Teufelswerk verwerfen. In diesem Sinne kann ich es auch nicht gerade sehr geschmackvoll finden, dass der H. Verf. seine Beispiele — denn alles wird durch Beispiele zutreffend erläutert — aus mitunter sehr fraglichen Quellen schöpft. Wenn das Münchner Hilfscomité für Tirol (1882) einen Aufruf erlässt, wenn die Berliner Industriellblätter über die Gefährlichkeit des Cigarettenrauchens sich verbreiten (vgl. S. 181 f.), wenn Bürgermeister Newald den Opfern des Ringtheaterbrandes einen Nachruf hält (S. 202) usw. — so sind das zwar sehr ehrlich gemeinte, allein stilistisch und sachlich wenig geeignete 'Muster'. Mir kommt das eben sehr geschmacklos vor, zumal da der H. Verf. nicht nur andere, sondern auch bisweilen seine eigenen Reden als 'Muster' producirt. Am wenigsten befriedigt, wie bei allen ähnlichen Werkchen, der Abschnitt über Metrik. So energisch der H. Verf. sonst mit den Alterthume bricht, hier, wo es am gerathensten gewesen wäre, geschieht es nicht nachdrücklich genug, ja es kommen grobe, sehr grobe Irrthümer vor, wie S. 224, wo der 'neue' Nibelungenvers¹⁾ als 'sechsfüßiger Jambus' erklärt wird, der 'nach dem dritten Versfüße eine überzählige (???) Silbe

¹⁾ Sonderbar trifft mich auch S. 168 ein Aufsatz von Wislizenus, in dem die Autorschaft des Nib.-L. für den Kürnberger in Anspruch genommen wird. Die Pfeiffersche Anschauung sollte doch nicht mehr als literarhistorische Scheidemünze gehen. Und man bedenke, dass das Buch für Laien geschrieben ist.

und dann erst die Pause hat'. Dass die Langzeile in zwei Halbzeilen zerfällt, kann das der Herr Verf. übersehen? Weiß er nicht, was Simrock und seine Schule von jener überzähligen Silbe mit Recht behaupten? Ich habe hier nicht den Raum auf jegliche Kleinigkeit einzugehen. Darum nur so viel: Das Buch zeugt von gutem, redlichem Streben, allein es ist vielfach geschmacklos gehalten (man vgl. die 'abschreckenden Beispiele' z. B. S. 50, 87 usw.) und bewältigt den Stoff nur von der formalen Seite.

Freistadt in Ob.-Öst.

J. M. Stowasser.

M. M. Arnold Schröder, Über den Unterricht in der Aussprache des Englischen. Berlin 1884. 60 S. 8°.

Mit Recht hat Schröder seine Schrift Henry Sweet „in dankbarer Verehrung“ gewidmet. Sie ist im wesentlichen als eine sachverständige Popularisierung des Bell-Sweetschen Systems der Phonetik zu bezeichnen, das bereits von den meisten Anglisten dem Brückeschen entschieden vorgezogen wird, theils weil es ein größeres und genauer gesichtetes Lautmaterial heranzieht, theils weil es nicht auf dem Resultat, sondern auf der Ursache, nicht auf der musikalischen Qualität des Lautes selbst, sondern auf der Art der Lautproduction beruht und deshalb vielmehr praktische Verwendbarkeit hat. Sweet schreibt für Leute, die bereits Phonetiker sind, Schröder für solche, welche über den Wert, die Zwecke und Grundgesetze einer wissenschaftlichen Lehrmethode der englischen Aussprache erst aufzuklären sind.

Nun ist es allerdings auf rein schriftlichem Wege ebenso wenig möglich, eine neue Art des Sprechunterrichtes als des Singunterrichtes zu lehren — Vorlesungen, Übungscollagen oder gesprächsweise Anleitung sind zur vollen Erreichung des Zieles unerlässlich. Aber vor allem muss die Aufmerksamkeit der Mittelschulkreise auf die Nothwendigkeit einer Reform hingelenkt werden, und das ist das Hauptverdienst von Schröders Broschüre. Englische Laute vorsagen und dann nachplappern lassen, genügt bei Schülern, die über das Kindesalter hinaus sind, durchaus nicht. Ohr und Zunge fassen nicht mehr mit naiver Fögsamkeit auf. Systematische Hilfe muss dazwischen treten. Der Lehrer muss sich mit wissenschaftlicher Genauigkeit bewusst sein, wie er von den deutschen zu den englischen Lauten, die ja fast alle mehr oder weniger verschieden sind, gelangt, um dem Anfänger den richtigen Weg deutlich weisen zu können. Ein Engländer, der seine Muttersprache anständig parliert, ist deshalb noch durchaus nicht zum Englischlehrer tauglich, sondern eigentlich nur zum Beobachtungsmaterial. Wer daher Englisch tralieren muss, ohne je Phonetik gehört zu haben, der greife wenigstens schleunig zu Sweet's „Handbook of Phonetics“, mache es sich durch Schröders Explicationen und praktische Winke noch verdaulicher und ver-

säume in einigen Monaten nicht, das eben durch die Presselaufende „Elementarbuch des gesprochenen Englisch“ von Russel zu kaufen, welches ihm den riesigen Unterschied zwischen der Conversation des gebildeten Londoners und dem, was bei uns bisher als englische Aussprache in den Handel zu kommen pflegt, schwarz auf weiss manifestieren wird.

Prag.

A. L. BRADIL

H. Keferstein, J. G. Fichtes pädagogische Schriften und Ideen. Wien und Leipzig 1883. Fichtl.

Das Buch bildet den XIII. Band der Auswahl der besten pädagogischen Schriftsteller, welche unter dem Gesamttitel: „Pädagogische Classiker“ von Prof. Dr. G. A. Lindner in Prag herausgegeben werden. Wie aus der Aufnahme Fichtes in dieselbe hervorgeht, handelt es sich bei dieser Herausgabe nicht eigentlich um eine Sammlung systematisch-pädagogischer Schriften, sondern vielmehr um eine Auswahl sogenannter „pädagogischer Lichtstrahlen“ aus den Werken bedeutender Philosophen und Schriftsteller. Eine systematische Pädagogik hat Fichte niemals geschrieben; Fichte selbst aber war eine durch und durch pädagogische Natur, und seine Schriften, Vorlesungen und Reden atmen mit Ausnahme der auf die „Wissenschaftslehre“ bezüglichen durchaus einen starken pädagogischen Zug. Wie er sich selbst um Volksredner von der Natur bestimmt glaubte, so wendet er auch mit seinen aus der höchsten Anschauung des zu verwirklichten sittlichen Ideals geschöpften Forderungen und Forderungen Mahnungen am liebsten an eine Gesamtheit, entweder an die universellste des ganzen Menschengeschlechts, oder an die der eigenen ganzen Nation, oder an jene eines bestimmten und zwar des hervorragendsten Bruchtheils der gebildeten Menschheit, z. B. des Gelehrtenstandes. Aus der Berücksichtigung der erstgenannten ist seine Sittenlehre, welche als Bestimmung des Menschen die Pflichterfüllung und die gesammte Erscheinungswelt lediglich als „Material“ derselben zu betrachten und zu verwenden gebietet, deren Ziel auf die Erziehung und Heranziehung der gesammten sinnlichen Natur zu sittlichen Zwecken, oder wie Schleiermacher in seinem Geiste es ausdrückte, auf die Ethisierung des Physischen gerichtet ist, hervorgegangen. Die Erziehung des eigenen Volkes, in welchem Fichte den Repräsentanten der zur höchsten geistigen und sittlichen Veredlung berufenen Menschheit erblickte, bildet die Aufgabe der Reden an die deutsche Nation „als Aufzug einer neuen Zeit innerhalb der Nation durch Nationalerziehung.“ Die Bedeutung des Gelehrtenstandes für das geistige und sittliche Leben und Sichentwickeln der menschlichen Gesellschaft, dessen Stellung und Beruf innerhalb derselben, sowie die würdige Erfüllung dieses letzteren unumgänglich erfordernde geistige und sittliche Heranbildung der künftigen Mitglieder der

selben selbst, macht den Gegenstand der Vorlesungen „über die Bestimmung des Gelehrten“ aus, welche Fichte zuerst 1794 zu Jena, vertieft und erweitert im Sommer 1805 zu Erlangen hielt. Erziehung des Menschen durch die Idee und der Natur durch den Menschen, Erziehung der Nation für das nationale Ideal und jedes Angehörigen der Nation für diese selbst, Erziehung des geistig in bevorzugter Weise veranlagten Theils der nationalen Jugend und des Restes der Nation zu ununterbrochenem geistigen und sittlichen Fortschritt durch den Gelehrtenstand stellen drei im eminenten Sinn pädagogische Aufgaben dar, deren Lösung Fichte von dem Besitz und Inhalt einer vollkommenen Philosophie abhängig macht und deren Erfüllung er folgerichtig dem im Besitz einer solchen befindlichen, d. i. dem in seinem Sinn vollkommenen Philosophen zuweist. Dass er dabei in Bezug auf das durch die Idee geforderte Ziel ebenso rücksichtslos als in Bezug auf die zur Durchsetzung desselben anzuwendenden Mittel bisweilen gewaltsam verfährt, kann bei einem Charakter von der fleckenlosen Reinheit und unbeugsamen Willensenergie ebensowenig wundernehmen, wie das von den beiden Factoren, aus welchen das pädagogische Product sich zusammensetzt, dem ethischen der Ziele und dem psychologischen der Mittel, bei dem ersten Jünger und Nachfolger Kants, der von ihm den souveränen kategorischen Imperativ und die mangelhafte Theorie der Seelenvermögen geerbt hatte, der erstere vollkommener entwickelt und deshalb mustergiltiger und nachahmungswerter als der letztere ist. An Höhe und Reinheit der durch die Erziehung zu erreichenden moralischen Zwecke steht Fichtes anfänglicher Schüler und späterer Gegner Herbart als Pädagoge demselben sicher nicht nach; an Tiefe und Klarheit der Einsicht in den verwickelten Mechanismus der dem Erzieher als Bildungsmaterial vorliegenden psychischen Natur des Menschen hat er ihn entschieden übertroffen. Eine directe Anleitung zur Verwertung gegebener psychologischer Gesetze und Bedingungen im Dienste pädagogischer Zwecke, wie sie die Schriften des letzteren und seiner Schule bieten, wird der Lehrer und Erzieher bei Fichte vergeblich suchen; dagegen wirken dessen feurige Worte und begeisterungstrunkene Zukunftsverheißungen wie ein pädagogischer Jungbrunnen belebend und ermunternd, wenn beiden, den durch die natürlichen oder künstlichen Schranken der intellectuellen und moralischen Beschaffenheit des Schülers und Zöglings dargebotenen Schwierigkeiten gegenüber, der didaktische Muth und die reformatorische Hoffnung auszugehen droht.

Von diesem Gesichtspunkte aus kann die Lectüre Fichtes dem pädagogischen Publicum nicht warm genug empfohlen und darf das vorliegende Unternehmen, die pädagogischen Haupt- und Kraftstellen, die sich in dessen Werken zerstreut vorfinden, zum handlichen Gebrauche zusammengestellt zu haben, von demselben willkommen heißen werden. Dieselben sind der Mehrzahl nach aus den populär-philosophischen Schriften vorwiegend und mit

932 Eine Reliefkarte der Central-Karpathen, ang. von J. Ptaschnik

Recht aus dem unvergänglichen Denkmal der Erhabenheit und Unerschrockenheit seines sittlichen Charakters, der Reue an der deutschen Nation geschöpft. Eine kurze Biographie und Charakteristik Fichtes, hauptsächlich nach dem pietätvollen Denkmal, zu dessen Sohn durch die Herausgabe des „Lebens und Wechsel“ seinem Vater gesetzt hat, ist beigegeben.

Wien.

R. Zimmermann

Eine Reliefkarte der Central-Karpathen (Tatra).

Die Buch- und Kunsthandlung von Eduard Holzel in Wien versendet eine Pränumerations-Einladung zur Anschaffung eines Anschauungsobjectes für den Unterricht in der Erdbeschreibung, dem das k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht mit Erlaß vom 29. Februar 1884, Z. 3148, die Approbation für die Mittelschulen ertheilt und im Verordnungsblatte vom 15. März d. J. die betreffenden Lehranstalten darauf aufmerksam gemacht hat.

Es ist dies eine Reliefkarte der Central-Karpathen, nach der hypsometrischen Karte des k. k. geographischen Institutes im Maßstabe 1 : 100.000 entworfen und in Gipsabgüssen dargestellt vom k. k. Lieutenant Georg Gittenbrunner.

Diese Reliefkarte, welche 20 Schichtenhöhen von 100 zu 100 Meter enthält, reicht von 37° 16' 13" bis 37° 59' 48" östl. Länge und von 49° 0' 30" bis 19° 21' 37" nördl. Breite und umfasst noch die Ortschaften Trsztena, Lipton-Mitte und Poprad in Ungarn und Osturba in Galizien. Sie ist in einem Holzrahmen mit Deckel befestigt, in dessen innerer Seite sich ein Exemplar der hypsometrischen Karte des k. k. militärgeographischen Institutes befindet, welche die Ortschaften, Flüsse, Eisenbahnen, Straßen, Wege usw. enthält und hierdurch das Verständnis der plastischen Karte wesentlich fördert.

Da der behördlichen Approbation eines Werkes eine sorgfältige und gründliche Prüfung desselben vorausgeht, so werden diese Zeilen genügen, um die Schulen auf ein Object aufmerksam zu machen, das dem Anschauungsunterrichte in der Erdbeschreibung wesentliche Dienste leisten kann. Ein Exemplar dieser Reliefkarte kostet 12 fl. Die Zahlung erfolgt mittels Postanweisung. Die Bestellung ist zu leiten: An den k. k. Lieutenant des 91. Infanterie-Regiments Georg Gittenbrunner in Bodweis.

Wien.

J. Ptaschnik

Architektonik der altchristlichen Zeit, umfassend die altchristliche, byzantinische, muhamedanische und karolingische Kunst von Dr. Rudolf Adam. I. Band der Ästhetik und Kunstgeschichte an der techn. Hochschule zu Darmstadt. I. Heft. Hannover 1884.

Diese Schrift bildet die erste Abtheilung des H. Bandes, eines groß angelegten Werkes: „Architektonik auf historischer

und ästhetischer Grundlage« betitelt, von dem der I. Band bereits erschienen und allseitig Anerkennung gefunden hat. Der Verf. verbindet tüchtiges historisches Wissen mit genauer Kenntniss der constructiven und ästhetischen Principien, kein Wunder dass seine Arbeit in jeder Beziehung eine vollendete ist. Es wird zunächst gezeigt, wie auf die formelle Durchbildung der Hellenen, auf die großartige compositionelle Geschicklichkeit der Römer das »vom Geiste des Wissens beherrschte constructive Schaffen« der christlichen Periode folgt, das sich in der Disposition der Massen, vorzüglich aber im Gewölbebau zeigt.

Die Kuppel des Jupitertempels zu Spalato, der Tempel der Minerva Medica zu Rom bilden die Übergänge zu dem neuen christlichen Gewölbesystem, das zum erstenmale in S. Constanza in seiner vollen Kühnheit, die Stützmauern in Öffnungen auflösend, den Seitendruck durch die Gewölbe des Umganges aufhebend, entsteht. Daran schließt sich S. Maria Maggiore zu Nocera, dann S. Lorenzo in Mailand und von diesen, der abendländischen christlichen Kunst angehörenden Werken war eben nur mehr ein Schritt zu den auf Pendantifs ruhenden kühnen Kuppeln der Byzantiner, welche in der Aja Sofia ihren markantesten Ausdruck finden.

Die Basilika als »ästhetische Einheit« der im christlichen Cultus nothwendigen Raumformen wird ausführlich erörtert und durch die Objecte in Rom mit S. Paolo fuore le mura an der Spitze vorgeführt. So wie die Dispositionen im großen, erfahren auch die Detailformen eingehende Besprechung mit stetem Hinweis auf die Stellung, die jedes Glied einnimmt in Beziehung zur Construction des Ganzen, in Beziehung zur allgemeinen ästhetischen Wirkung. Eine große Zahl guter Holzschnitte, von denen viele ganz neu sind, erläutern das Verständnis, und so muss denn dieses mit liebevoller Hingabe an den Gegenstand, mit großem Aufwande von Geist und Gelehrsamkeit verfasste Werk, welches dem Verständnisse der structiven Gestaltung ganz neue Gesichtspunkte erschließt, als eine höchst willkommene Bereicherung der deutschen Kunstliteratur betrachtet werden.

Kritik des Ägyptischen Ornamente. Archäologische Studie von Ludwig v. Sybel. Mit 2 lithographirten Tafeln. Marburg 1883.

Der Verf., welcher in einer »Rosette an den Plafonds des Neuen Reiches« ein assyrisches Motiv zu entdecken glaubte, unterzieht sich der Mühe, die in den Publicationen von Prisse, Lepsius, Rosellini, Champollion usw. dargestellten ägyptischen Ornamente auf asiatischen Einfluss hin zu untersuchen. Mit mikroskopischer Genauigkeit geht er die Elementarformen des Ornamentes durch und bei jedem Blättchen, ja bei jedem Striche hält er Umschau, ob dieses Blättchen, dieser Strich nicht auch im Phönikischen, Assyrischen oder in der Metalltechnik Mykenes vorkomme.

Um nur ein Beispiel hervorzuheben, wird behauptet, dass die Rosette „eine Errungenschaft des neuen Stiles im neuen Reiche“ aus der asiatischen Metalltechnik stamme. Wäre es nicht einfacher, anzunehmen, dass jedes Volk, das überhaupt bereits in der Cultur so hoch steht, um mit Blumen zu decoriren, aus dem Motive jeder beliebigen sternförmigen Blume eine „Rosette“ hervorbringen muss, gerade so, wie ein Kind, was das gewiss nicht behauptet werden kann, dass es nach den Mustern altasiatischer Metallplastik arbeitet, eine Blume genau so zeichnen wird, wie die „Rosetten des neuen Reiches.“ Es ist und bleibt eine der interessantesten Aufgaben der Kunstforschung, die Einflussnahme der verschiedenen Culturvölker auf den Stil anzudeuten zu studieren und zu constatieren, aber aus einzelnen geraden und krummen Linien Schlüsse zu ziehen, heißt soviel, als einen wüthenden Stier mit der Pinzette an den Hörchen seiner Haut fassen, anstatt ihn bei den Hörnern zu packen.

Graz.

J. Wastler.

W. P. Hauck. Die galvanischen Batterien, Accumulatoren und Thermosäulen. Eine Beschreibung der hydro- und thermoelektrischen Stromquellen mit besonderer Rücksicht auf die Bedürfnisse der Praxis, XVI und 320 SS., 65 Holzschn. kl. 8°. Wien, P. U. Leipzig, A. Bartleben. Bd. IV. der Elektrotechnischen Bibliothek 1883. 3 M.

Vor drei Jahren erschien bei Vieweg in Braunschweig von diesem Verf. eine deutsche Bearbeitung von Naudet's „Traité élémentaire de la Pile électrique“ unter dem Titel „Die galvanischen Elemente von Volta bis heute“. Dieses Buch enthält eine Beschreibung der galvanischen Batterien und Accumulatoren. Das nun vorliegende Buch hat, wie auch aus dem Titel zu sehen ist, im wesentlichen denselben Inhalt und erscheint deshalb gleichsam als eine umgearbeitete Auflage des früheren. Auch unter den Figuren erkennen wir manche bekannte ihrer verkleinerten Gestalt alsogleich wieder.

Bei der raschen Entwicklung der Elektrotechnik, insbesondere bei dem Fortschritte in der Construction von Accumulatoren ist es auch nothwendig, dass ein Buch, das die galvanischen Batterien behandelt, entweder nach Ablauf von wenigen Jahren in neuer Auflage erscheint, oder durch ein ähnliches ersetzt wird. Ob in dem letzteren Falle der Verleger des neueren Buchs sich mit dem Verleger des älteren abfinden muss und ob es in dem vorliegenden Falle geschehen ist, kümmert den Referenten nicht; er hat nur zu constatiren, dass dem Publikum das jetzt erschienene Buch jedenfalls willkommen sein wird. Der niedrige Preis (das Naudet-Haucksche Buch kostet 7 M.), wird zur Verbreitung beitragen. Dass dem Texte die letzte Feile gesagt geblieben ist, wird der Leser, da der sachliche Theil meiste

nicht gelitten hat, mit der Nothwendigkeit rascher Production entschuldigen.

Es muss nun noch auf die für den Fachmann bemerkenswerte Thatsache hingewiesen werden, dass der Verf. die Einteilung der galvanischen Elemente, sowie alle Erklärungen auf die Franz Exnersche Theorie der Polarisirung und Elektricitätsbewegung begründet hat. Maßgebend für diese Entscheidung war demselben vor allem der Umstand, dass die genannte Theorie „an Durchsichtigkeit alles bisher Gebotene übertrifft“. Wir wollen gerne zugeben, dass die Auseinandersetzungen, welche zur Erklärung der in dem Buche besprochenen Vorgänge nothwendig sind, sich auf Grund der Exnerschen Theorie besonders einfach gestalten, wir können aber nicht verschweigen, dass die Mehrheit der Physiker der Ansicht ist, es führe diese Theorie in vielen anderen Punkten zu Widersprüchen mit der Erfahrung.

Graz.

H. Streintz.

Leitfaden für den geometrischen Unterricht. Zum Gebrauche an höheren Unterrichtsanstalten bearbeitet von Dr. Richard Heger, a. o. Honorarprofessor am königl. Polytechnikum und Oberlehrer am Wettiner Gymnasium zu Dresden. Dritter Theil: Stereometrie, mit 165 in den Text gedruckten Holzschnitten. Breslau 1883. Verlag von Eduard Trewendt.

Der Verfasser, den Lehrern der Mathematik an Mittelschulen bereits wohlbekannt durch die beiden ersten Theile des Leitfadens für den geometrischen Unterricht: Planimetrie und Trigonometrie und durch seine Mitwirkung an dem von Dr. Schlömilch herausgegebenen Handbuche der Mathematik, hat sich auch durch den vorliegenden dritten Theil als gediegenen Fachmann erwiesen und die gerade nicht arme mathematische Schulbücherliteratur um ein gutes und in mehrfacher Hinsicht eigenartiges Werk bereichert, das in mehreren wesentlichen Punkten von der in den älteren Lehrbüchern eingehaltenen Anordnung und Behandlung des Lehrstoffes abweicht.

Nach einer kurzen Einleitung, welche drei grundlegende Sätze der Stereometrie bringt, erörtert der Verfasser im Paragraph 1 den Durchschnitt einer Ebene mit Geraden und Ebenen und geht dann im Paragraph 2 gleich zum Flächenwinkel und zu den Normalen einer Ebene über. Abweichend von der älteren Anordnung sind die Hauptsätze über die Normalen in einfacher und ungezwungener Weise auf die Sätze über den Flächenwinkel gegründet worden. Im Paragraph 3 sind in der Lehre von den Normalprojectionen mehrere einfache und wichtige Sätze aus der descriptiven Geometrie aufgenommen, welche zu leichteren Constructionsaufgaben befähigen und dadurch Gelegenheit geben, das besonders für die Ausbildung des stereometrischen Anschauungsvermögens so wichtige constructive Element beim Unterrichte zur Geltung zu bringen.

Im Paragraphen 4 — Seite 28—55 — werden die Sätze über die Abstände von Punkten und Ebenen und im Zusammenhange damit die körperliche Ecke in gründlicher, aber für einen Lesenden zu weit gehender Weise behandelt. Die Betrachtung über vier Ebenen, welche weder einen gemeinsamen Punkt haben, noch zu dreien einer Geraden parallel sind, dann die Sätze über die Sinusverhältnisse gehen wohl mit Rücksicht auf die Kürze der zugehörig stehenden Zeit über das Nothwendige hinaus. Daran dürfte auch der Umstand nichts ändern, dass diese Sätze in einer eleganten Weise gegeben sind und auch von der Gründlichkeit des Verfassers zeugen.

Die folgenden Paragraphen 5—9, welche das sphärische Dreieck, die Polyeder und die Berechnung der Oberfläche und des Inhaltes der Körper zum Gegenstande haben, sind in der Ausdehnung gegeben, dass sie im Schulunterrichte bewältigt werden können. Bezüglich der Cubatur der Körper ist mit Recht ein großes Gewicht auf die genaue Erörterung der grundlegenden Sätze des Prisma gelegt und im Folgenden mehrmals von dem Satze Gebrauch gemacht worden, dass zwei Größen, welche zwischen denselben Grenzen liegen, die einander beliebig nahe gebracht werden können, einander gleich sind.

In einem Anhang — §. 10—13 — bringt das Buch eine synthetische Behandlung der Kegelschnitttheorien. Der Verfasser hat dieselbe den projectivischen Methoden der Geometrie angeschlossen und dabei die Involution — quadratische Punkt- und Strahleninvolution — bevorzugt, da sich die hierbei benötigten Untersuchungen jenen der Planimetrie leichter anschließen und dadurch auch dem Verständnisse der Schüler besser zugänglich sind.

Wenn auch das Buch in manchen Partien — §. 4, 10, 11, 12, 13 — und speciell durch die Aufnahme von Sätzen aus der neueren Geometrie über das den österreichischen Mittelschulen in der Stereometrie gesteckte Ziel hinausgeht und deshalb auch als Leitfaden für den Unterricht an diesen Schulen nicht zur vollen Geltung kommen kann, so ist es doch den Lehrern zur Einsicht bestens zu empfehlen, da sie manche schätzenswerte Anregung für den Unterricht daraus erhalten werden.

Die Kegelschnitte in elementar-geometrischer Behandlung von Otto Krimmel, Professor an der Realschule in Bietigheim-Tübingen 1883. Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung.

Da in letzterer Zeit an mehreren Mittelschulen Deutschlands die analytische Geometrie entfernt und dafür die synthetische Behandlung der Kegelschnitttheorien vorgeschrieben wurde, so dürfte das Werkchen gerade zur rechten Zeit erschienen sein. Es ist mit vielem Fleiße und großer Sachkenntnis geschrieben und recht geeignet der elementar-geometrischen Behandlung der Kegelschnitttheorien sowohl an Gymnasien wie an Realschulen Eingang zu verschaffen.

In den drei ersten Abschnitten werden die Parabel, Ellipse und Hyperbel durch ihre Focaleigenschaften als geometrische Orte definiert, die wichtigeren Sätze bezüglich der Tangente, der Winkel und Durchmesser gründlich erörtert und die sich daraus ergebenden einfacheren Constructionen abgeleitet. In geschickter Weise ist damit die Ableitung der Gleichungen dieser Curven und die Quadratur der beiden ersten verbunden. Einen geeigneten Abschluss findet der Gegenstand im vierten Abschnitte mit dem Nachweise, dass die erwähnten drei Curven durch den Schnitt eines Kegels mit einer Ebene entstehen.

Die große Sorgfalt, mit welcher das Buch abgefasst ist, bekundet auch das Übungsmaterial, das den einzelnen Paragraphen und dann, den jeweiligen Lehrstoff zusammenfassend, den einzelnen Abschnitten in richtigem Maße beigegeben ist und entsprechend der Behandlung des Lehrstoffes hauptsächlich constructive Lösungen erfordert. Die ganze Anlage und Durchführung des Buches zeigen, dass es einen tüchtigen Schulmann zum Verfasser hat und bürgen dafür, dass es mit gutem Erfolg beim Unterrichte in Verwendung genommen werden kann.

Dr. Ferdinand Kommerells Lehrbuch der Stereometrie. Neu bearbeitet und erweitert von Dr. Guido Hauck, Professor an der königl. technischen Hochschule zu Berlin. Fünfte Auflage (Vierte der Neubearbeitung). Mit 64 in den Text gedruckten Holzschnitten. Tübingen 1902. Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung.

Auch diese Auflage bezeugt, dass Herr Dr. Hauck bestrebt war, jede zweckdienliche Verbesserung anzubringen und so das Buch für den Unterrichtsgebrauch noch geeigneter zu machen. In technischer Hinsicht ist in dieser Beziehung zu bemerken, dass innerhalb der einzelnen Hauptabschnitte Unterabtheilungen markiert und in den Anhängen mehrmals zusammengehörige Sätze in eine Nummer zusammengezogen wurden; durch beides wurde gegenüber den früheren Auflagen eine größere Übersichtlichkeit des Lehrstoffes erzielt. Für die leichtere Orientierung wird auch die neue Einrichtung der Seitenköpfe von Vortheil sein.

In sachlicher Hinsicht ist zu bemerken, dass die Anzahl der Figuren in dem Theile, der von den Lagenbeziehungen der Geraden und Ebenen handelt, vermehrt worden ist und mit Recht, da es gerathen erscheint, in dem ersten und grundlegenden Theile des stereometrischen Unterrichtes, für welchen die Schüler weniger Anhaltspunkte aus der Erfahrung mitbringen, dem Raumanschauungsvermögen durch Zeichnungen zu Hilfe zu kommen und erst mit dem fortschreitenden Unterricht größere Anforderungen an dieses Vermögen zu stellen und so weit als möglich von der Zeichnung unabhängig zu machen. Die sonst noch vorgenommenen Änderungen bezwecken hauptsächlich die schärfere Fassung eines Lehrsatzes oder die Vereinfachung eines Beweises oder aber die nähere Er-

läuterung einer Aufgabe und werden ebenfalls von Seite der Lehrer Billigung finden. An den Grundsätzen aber, welche bei der Bearbeitung der früheren Auflagen bestimmend waren und sich im Unterrichte bereits bewährt haben, ist auch mit Recht jetzt nichts geändert worden.

Lehrbuch der Arithmetik zum Gebrauch an niedern und höhern Lehranstalten und beim Selbststudium von B. E. Richard Schurig. In drei Theilen. Erster Theil: *Specielle Zahlenlehre*, (Zugleich ein Handbuch für Volksschullehrer). Leipzig 1868. Verlag von Friedrich Brandstetter. Preis 3 M. 60 Pf.

Der Grundgedanke zu dem vorliegenden Buche, sagt der Verfasser in der Vorrede, entsprang der durch langjährige Erfahrungen und Untersuchungen gewonnenen Überzeugung, dass die Lehren der Mathematik, insbesondere der Arithmetik, noch immer einer wahrhaft logischen Begründung, einer planmäßigen Anordnung und einer für das stetige, gesicherte Fortschreiten des Lernenden durchaus geeigneten Darstellung ermangeln.

Diesen Übelständen soll durch das vorliegende Werk nach Möglichkeit abgeholfen werden. Im ersten Unterrichte, wo von einer streng logischen Methode füglich nicht die Rede sein kann, ist das Buch nur für den Lehrer bestimmt, um ihn mit einer Methode bekannt zu machen, welche ihn in den Stand setzt das Unlogische zu vermeiden und das Logische nach und nach in der jugendlichen Anschauung zu entwickeln; für den höheren Unterricht aber, wie er den Gymnasien und Realschulen, insbesondere den mittleren Classen entspricht, ist das Buch auch zum Gebrauche der Schüler bestimmt.

Dem Inhalte nach bezieht sich auch das Buch mit Ausnahme von ganz wenigen Punkten auf den für die unteren und mittleren Classen dieser Anstalten vorgeschriebenen Lehrstoff. In den fünf ersten Paragraphen bringt es die Grundbegriffe und die Einteilung der Arithmetik und entwickelt dann bis §. 17 in allgemeinen und besonderen Zahlen die sieben Species, wobei besonders eingehend die wichtigeren Sätze der vier ersten Operationen behandelt sind. Die folgenden Paragraphen bringen der Hauptsache nach die Gesetze des Zehnersystems, das Maß und das Vielfache, die Vortheile und Proben für das Rechnen mit ganzen Zahlen, die gemeinen Brüche und die Decimalbrüche, bei welchen auch das abgekürzte Rechnen gebührend beachtet ist, und dann die Proportionalität mit ihren mannigfachen Anwendungen zu praktischen Rechnungen. Den Abschluss des Buches bildet eine kurze Erörterung über das Wesen und über die vier Grundrechnungsarten mit entgegengesetzten Größen.

Die Behandlung des Lehrstoffes ist eine klare und gründliche und bezeugt vielfach das Streben das Lehrgebäude methodisch zu vereinfachen und auf wenige im logischen Zusammen-

hange stehende Sätze zurückzuführen. Dies zeigt sich naturgemäß in den ersteren Paragraphen, welche von den Gesetzen der vier niederen und der begrifflichen Entwicklung der drei höheren Operationen handeln, mehr als in den späteren Paragraphen, die oft nur die näheren Bestimmungen enthalten, welche die allgemein gegebenen Regeln in speciellen Fällen zulassen, und manchmal zu sehr ins Detail gehen, so dass eine erhebliche Kürzung am Platze gewesen wäre. In dieser Hinsicht sind besonders zu erwähnen: Die Theilbarkeit bestimmter Zahlen (S. 85—96), die Vortheile beim Rechnen mit ganzen Zahlen (S. 104—139), welche größtentheils hätten entfallen können, ferner das Verwandeln der gemeinen Brüche in Decimalbrüche und umgekehrt (S. 184 bis 207).

In Bezug auf die Theorie ist das Buch mit Sorgfalt abgefasst, so dass nur einige Punkte eine Ergänzung oder Richtigstellung erfordern. Bei der Subtraction, welche anfangs nur als inverse Operation der Addition definiert wird, hätte bemerkt werden sollen, dass der gegebenen Definition gemäß $a - b$ nur einen Sinn hat, wenn $a > b$ oder $a = b$ ist. Eine ähnliche Bemerkung fehlt bei der Division. Auch hier hätten zuerst die Sätze, welche aus der Umkehrung einer wirklich ausgeführten Multiplication folgen, und darnach die Sätze über die Division zweier beliebiger ganzer Zahlen erörtert werden sollen. Dabei hätte sich auch in logischer und den Schülern begrifflicher Weise der Begriff Bruch und seine Gleichheit mit Quotient ergeben, was bei der vom Verfasser beliebten Art der Einführung der Brüche (§. 12, 3) nicht der Fall ist. Die Bemerkung über das Ausprechen von Potenzen mit negativen und gebrochenen Exponenten (S. 53) ist wegzulassen, da solche Potenzen in dem Kreise, für welchen das Buch bestimmt ist, weder logisch erklärt werden können noch auch benöthigt werden. Dagegen hätten beim Potenzieren und Radicieren das Quadrieren und Cubieren, das Quadrat- und Cubikwurzelziehen aus dekadischen Zahlen und die irrationalen Zahlen, wenn auch nur ganz kurz, erörtert werden können, da diese Partien namentlich im geometrischen Unterrichte oft benöthigt werden und auch leicht klar gemacht werden können.

Die Bemerkung S. 75 „Ein Gesetz gibt es nicht, durch welches man bestimmen könnte, ob eine gegebene Zahl Primzahl ist oder nicht“ ist unrichtig, wie der Satz von Wilson und der Satz, den der Verfasser S. 95 anwendet, darthun. Die Anwendung dieser Sätze ist freilich bei einigermaßen großen Zahlen mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden. Bei der Neunerprobe sollte im §. 29 auch bemerkt sein, dass beim Übereinstimmen der Reste die Richtigkeit der Rechnung nur sehr wahrscheinlich ist, indem dann noch immer das Resultat um ein Vielfaches von 9 falsch sein kann; ferner sollte angegeben sein, warum sich 9 zur Probe

eignet und nicht etwa 4. Eine ähnliche Bemerkung wäre auch bei der Elferprobe am Platze.

Beim abgekürzten Rechnen hätte der Satz, dass die Genauigkeit des Resultates von der Genauigkeit der Elemente der Berechnung abhängt, hervorgehoben und bei den einzelnen Operationen specialisiert werden sollen, so z. B., dass bei der Multiplication das Product nicht genauer sein kann als der am wenigsten genaue Factor.

Zum Schlusse muss noch hervorgehoben werden, dass der Correctur des Buches eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt wurde.

Wien.

Dr. Franz Wallentin.

Die Grundlehren der Electricität mit besonderer Rücksicht auf ihre Anwendungen in der Praxis. Von W. Ph. Hauck. Mit 63 Abbildungen. Wien 1883, A. Hartleben. Preis 1 2/3 Kr.

Dieses Büchlein bildet den neunten Band der „electrotechnischen Bibliothek“, welche im Verlage von A. Hartleben erscheint und bis nun nahezu alle Anwendungen der Electricität in der Wissenschaft, der Kunst und dem praktischen Leben umfasst. Ein ähnliches Unternehmen hatte bisher die deutsche physikalische Literatur nicht aufzuweisen und es wird — davon ist Referent überzeugt — angesichts des gewaltigen Fortschrittes der Elektrotechnik in den letzten Jahren dasselbe überall freudig begrüßt werden.

Der uns vorliegende Band bildet die Grundlage der übrigen in dieser Bibliothek erschienenen Schriften, da in demselben die Grunderscheinungen des Magnetismus und der Electricität in ausführlicher Weise zur Sprache kommen. Insbesondere ist es der theoretische Theil der Electricitätslehre, der durch die Übersetzung des wichtigen Werkes von Niacdet: „die galvanischen Elemente von Volta bis heutes“ der durch die Übersetzung des wichtigen Werkes von Niacdet: „die galvanischen Elemente von Volta bis heutes“ bekannte Autor berücksichtigt und den er den modernen Anschauungen entsprechend dem Leser vorführt. Die Aufnahme mehrerer wichtigen Begriffe der Electricitätslehre in diese Schrift muss als zweckmäßig bezeichnet werden, während man — allerdings sonderbar genug — noch in vielen populären Schriften solche Begriffe, wie Potential, Capacität, Niveauflächen und andere meidet.

Im einzelnen hätte Referent Folgendes zu bemerken: Der Name Accumulatoren für Condensationsapparate ist wohl entsprechend der Wirkungsweise der letzteren gewählt, sollte aber dennoch vermieden werden, um Zweideutigkeiten zu vermeiden, da man in neuerer Zeit die Polarisationbatterien mit diesem Namen belegt. — Recht instructiv sind die Darlegungen, welche sich auf die Anwendungen der elektrischen Inducirwirkung in den Induc-

elektrisiermaschinen von Helmholtz und Töpler bezeichnen; selbstverständlich konnte nur die Theorie dieser Maschinen und auch diese nur im Principe erörtert werden. Von den Theorien der Elektrizitätserregung beim Contacte von Metallen oder von Metallen und Flüssigkeiten wird auch jene betrachtet, die kürzlich von Franz Exner aufgestellt wurde. In aller Kürze hätten die Secundärbatterien in ihrem Principe besprochen werden sollen. Die Erscheinungen im Voltaschen Lichtbogen, insbesondere auch jene der elektromotorischen Gegenkraft sind in hinreichender Weise erörtert. Die Formel von Ampère für die elektrodynamische Wirkung zweier Stromtheilchen ist in hohem Grade verunstaltet, was ebenfalls für die am Ende der Seite 149 stehende Gleichung gilt. Sehr ausführlich sind die Methoden angegeben, um starke Magnete und Elektromagnete zu erzeugen. Die Apparate zum Messen der Stärke der Ströme (Tangentenboussole, Sinusboussole) werden nur in ihren Principien angegeben, da die ausführliche Behandlung der elektrischen Messapparate in einem anderen von Wilke bearbeiteten Bande der elektrotechnischen Bibliothek erfolgte. Die dem Buche beigefügten Tabellen werden für den Praktiker sich mehrfach nützlich erweisen; sie beziehen sich auf elektrische Leitungsfähigkeiten und Widerstände.

Allen jenen, die sich über den jetzigen Stand der experimentellen Elektrizitätslehre einerseits, über die herrschenden Ansichten andererseits orientieren wollen, ohne ausführlichere Werke zu Hilfe nehmen zu wollen, kann Referent das vorliegende recht fasslich geschriebene Buch, dem auch eine bedeutende Anzahl gut ausgeführter Illustrationen beigegeben ist, bestens empfehlen.

Die Elektrizität im Dienste der Menschheit. Eine populäre Darstellung der magnetischen und elektrischen Naturkräfte und deren praktischen Anwendungen. Nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft. Von Dr. Alfred Ritter v. Urbanitzky. Wien 1883. A. Hartlebens Verlag.

Dieses Werk, von welchem dem Referenten die ersten sechs Lieferungen vorliegen, wird in ungefähr 20 Lieferungen die wissenschaftliche sowohl als auch die praktische Seite der Elektrizitätslehren berücksichtigen; in den späteren Lieferungen sollen die elektrotechnischen Erfahrungen der jüngsten Zeit dem Leser eingehend mitgetheilt werden.

So viel Referent aus den bisher erschienenen Lieferungen ersieht, ist die Darstellung eine durchwegs populäre; auch elementare mathematische Betrachtungen sind hineingehalten. An Stelle algebraischer Gleichungen treffen wir dort — wo es sich unbedingt nothwendig erweist — sogenannte Wortgleichungen an. Sehr nützlich erwiesen sich auch bei der Ableitung der Grundgesetze der dynamischen Elektrizität hydraulische Analogien.

so z. B. als es sich darum handelte, dem Leser die Bedeutung des Ohmschen Gesetzes oder die Schaltungen im äußeren Stromkreise klar zu machen. Der Verfasser hat sich bemüht, auch schwierigere Partien in populärer und anziehender Form darzustellen und es ist dies ihm überall gelungen; Referent will nur ein Beispiel erwähnen, welches von seiner glücklichen Darstellungsweise zeugt. Gelegentlich der Besprechung der Drehung der Polarisationssebene unter dem Einflusse eines kräftigen Magneten erörtert nämlich der Verfasser den Versuch der Polarisation des Lichtes und jenen des polarisirenden und analysirenden Nicols. Das nun an dieser Stelle vorgeführte Bild mit den beiden Blechscheiben, welche mit parallelen Schlitzten versehen sind, und den Stahlnadeln, welche in verschiedenen Lagen zu den Schlitzten auffallen, ist sehr treffend.

Die Geschichte des Magnetismus und der Elektrizität ist in der ersten Lieferung ziemlich ausführlich dargestellt und wird bis auf Faraday und Davy geführt. Die Forschungen seit dieser Zeit werden an den entsprechenden Stellen auch nach ihrer historischen Seite besprochen, was Billigung verdient.

Dass der Verfasser die Grundsätze der Potentialtheorie darstellte, muss lobend hervorgehoben werden; die Benützung des Potentialbegriffes finden wir im ganzen Verlaufe des Werkes. Recht instructiv ist die graphische Darstellung der elektrischen Dichtenverhältnisse an der Oberfläche von Conductoren, welche wir Seite 93 des Werkes antreffen. In der dritten Lieferung hätten wir eine eingehendere Schilderung der Triboelectrischen Influenzmaschinen gewünscht: dieselben sind mindestens ebenso wichtig und weitaus mächtiger als die Influenzmaschine von Carré.

Die Messapparate sowohl der statischen als auch der dynamischen Elektrizität wurden in hinreichender Weise berücksichtigt: in letzterer Beziehung finden wir unter anderen auch das Galvanometer von Deprez, die Amperometer und Voltmeter von Ayrton & Perry. An allen Stellen des Buches finden wir die neuesten theoretischen Anschauungen dargelegt und ebenso die neuesten Forschungen auf dem Gebiete des Experimentes ins Auge gefasst und es ist zu wünschen, dass auch in den noch ausstehenden Lieferungen dieser rühmenswerte Vorgang eingeblieben wird. Dies wäre insbesondere in der Beschreibung der technischen Anwendungen der Elektrizität sehr wünschenswert.

Die Ausstattung des Buches ist eine vorzügliche, die typische Ausführung des Textes und der Figuren lässt wohl nichts zu wünschen übrig und es ist mit letzteren keineswegs gekarrt worden. Referent wünscht dem Unternehmen, welches einem Bedürfnisse, das oft schon, insbesondere in der letzten Zeit, sich

thlbar machte, abhilft, die beste Weiterentwicklung, die sich in demselben Sinne, wie bisher, vollziehen möge.

Wien.

Dr. J. G. Wallentin.

Altum und H. Landois, Lehrbuch der Zoologie. Mit 238 in den Text gedruckten Abbildungen. 6. verbesserte Auflage. Freiburg im Breisgau 1883, Herdersche Verlagsanstellung, gr. 8°. XIX und 442 SS. (Index 39 SS.)

Krass und H. Landois, Der Mensch und das Thierreich in Wort und Bild für den Schulunterricht in der Naturgeschichte. Mit 172 in den Text gedruckten Abbild. 6. verbess. Auflage. Freiburg i. B. 1883 Herder, gr. 8°. 236 SS.

Krass und H. Landois, Lehrbuch für den Unterricht in der Zoologie. Für Gymnasien, Realgymnasien und andere höhere Lehranstalten. Mit 307 in den Text gedr. Abbild. Freiburg i. B., 1883. Herder, gr. 8°. XII und 323 (Index 17) SS.

Die vorhergegangenen Auflagen der beiden erstgenannten Schulbücher sind in dieser Zeitschrift Jahrg. 1879, pag. 64 und 1882 pag. 870 angezeigt und recensiert worden. Nachdem in den neuen Auflagen die Mängel beseitigt erscheinen und einige Abbildungen neu hinzugekommen sind, der übrige Text sich im wesentlichen nicht geändert hat und die vorzügliche Ausstattung dieselbe geblieben ist; so können beide Bücher nur auf das beste empfohlen werden, freilich ersteres infolge des allzugroßen Umfanges wohl nicht zum Gebrauche an unseren Gymnasien. Realschulen, in welchen dem naturhistorischen Unterrichte eine größere Stundenzahl eingeräumt ist, werden es immerhin mit gutem Erfolge benützen können, wenn man nicht etwa dagegen Bedenken trägt, dass der methodisch schwierigere Weg, nämlich das Aufsteigen von den niedersten Thierformen zu den höheren in diesem Buche eingehalten ist; doch auch beim Gebrauche an Realschulen wird von Seiten des Lehrers eine wohlverwogene Auswahl dessen vonnöthen sein, was in der Schule geboten werden kann. Ganz besonders wäre aber das Buch durch seine naturgetreuen, lebhaft und gut geschriebenen Schilderungen der Thiere und ihrer Lebensweise zur Privatlectüre für die Schüler der Oberclassen und daher zur Aufnahme in die Schülerbibliotheken geeignet; auch dem Lehrer wird es ein willkommenes Nachschlagebuch sein.

Das zweite obengenannte Schulbuch ist dem Unterrichte an Volks-, resp. Bürgerschulen gewidmet. Die lebendigen und naturgetreuen, sauber ausgeführten Abbildungen, die ansprechenden Schilderungen der Thiere, ihres Thuns und Treibens, die Angaben über ihren Schaden und Nutzen, die Unterweisung zur Anlage von kleinen Sammlungen usw., bestimmen uns, auch dieses Werkchen den Schülerbibliotheken zu recommendieren: es ist für die Unterstufe unserer Mittelschulen ein vorzüglich geeignetes, anregendes naturgeschichtliches Lesebuch.

Das „Lehrbuch für den Unterricht in der Zoologie“ von Kraus und Landois ist entstanden durch Umgestaltung und Erweiterung des vorerwähnten, für die Volksschulen bestimmten Lehrbuches derselben Verfasser, so dass es in diesem seinen neuen Kleide den revidierten Lehrplänen und Instructionen für Gymnasien, Realschulen und andere Lehranstalten Preußens entspricht. Wegen der Zweistufigkeit des naturgeschichtlichen Unterrichtes an unseren Mittelschulen wird es als Schulbuch für diese nicht anwendbar sein; doch kann es ebenso für Schülerbibliotheken und zur Privatlectüre, und zwar für die Oberstufe oder für vorzuschreitendere Schüler der Unterstufe ganz wohl empfohlen werden.

Wien.

J. M. K.

Schulbotanik. Nach methodischen Grundsätzen bearbeitet von Dr. Hermann Krause, ord. Lehrer am Leibniz-Realgymnasium zu Hannover. Hannover 1884. Helwingsche Verlagsbuchhandlung 8° 204 Stn. mit 386 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Preis 2 Mark.

Dieses Lehrbuch zerfällt in sechs Theile, von welchen die vier ersten Beschreibungen einzelner Pflanzenarten, so wie die Elemente der Morphologie und Anatomie enthalten. Im fünften Theile finden sich Bestimmungstabellen für die Gattungen nach dem Linnéischen Systeme, der sechste Theil endlich schildert das natürliche System, bringt Charakteristiken der wichtigsten Pflanzenfamilien, sowie Tabellen zur Bestimmung der einzelnen Arten. Bei verhältnismäßig geringem Umfange enthält das vorliegende Büchlein ein relativ reiches und gut geordnetes Material. Die Auswahl der behandelten Species ist namentlich für Nord- und Mitteleuropa eine zweckmäßige; die in der Regel correcten Beschreibungen sind dem jugendlichen Fassungsvermögen mit Geschick angepasst; die Abbildungen können meist als gut ausgeführt bezeichnet werden. Es wäre somit Krauses Schulbotanik den besseren ähnlichen Lehrbüchern beizuzählen.

Die Alpenpflanzen nach der Natur gemalt von Joh. Seboth. Mit Text von Ferd. Graf und einer Anleitung zur Cultur der Alpenpflanzen von Joh. Petrasch, k. k. Hofgärtner im botan. Garten zu Graz. IV. Band. 1884. Prag: F. Tempky, Leipzig: G. Freytag. 16 II u. 70 SS. 101 Tafeln in Farbendruck.

Mit diesem Bande gelangten Seboths Alpenpflanzen zum Abschlusse. Über die drei ersten Theile dieses Bilderwerkes wurde in der Zeitschrift für österreichische Gymnasien wiederholt und ausführlich berichtet, es genügt daher jetzt hervorzuheben, dass sich der Schlussband seinen Vorgängern im wesentlichen entsprechend anreicht. Leider starb Seboth vor der Vollendung seines Werkes über Alpenpflanzen; er konnte daher an so manche Abbildun-

gen nicht mehr die letzte vollendende Hand anlegen, so wie die naturgetreue Wiedergabe des im Farbendrucke so schwierig zu treffenden Colorites selbst überwachen. Es lassen somit einzelne Tafeln in Bezug auf Correctheit sowohl der Zeichnung als auch der Farbe manches zu wünschen übrig. Doch sind diese Mängel, so bedauerlich sie auch genannt werden müssen, keineswegs so bedeutend, dass sie dem Werte des vorliegenden Schlussbandes wesentlich Eintrag thun würden. Die Ausdauer, mit welcher der hochverdiente Verleger, Herr Tempsky, unter den oberwähnten schwierigen Verhältnissen Seboths Alpenpflanzen im ganzen und großen doch zum befriedigenden Abschluss brachte, verdient alle Anerkennung. Vollendet bietet das vorliegende Bilderwerk eine gute Übersicht über die an schönen und interessanten Formen so reiche Flora unserer Alpen; es dürfte für die Bibliotheken unserer Mittelschulen angeschafft, namentlich in jenen Kronländern Österreichs erwünschte Dienste leisten, in welchen der Lehrer seinen Schülern Alpenpflanzen nicht lebend vorzeigen kann.

Der Naturhistoriker. Illustrierte Monatschrift für die Schule und das Haus und Correspondenzblatt der österreichischen und deutschen Naturhistoriker. Mit den Beiblättern: 1. Die Lehrerbibliothek, 2. Die Vereinsschau, 3. Die Mädchenschule, 4. Die Lehrmittelsammlung. Herausgegeben von Dr. Friedrich Knauer. 6. Jahrgang 1884. 1. Heft. Verlag von Oskar Leiner in Leipzig. 8°. 64 Ss. mit 31 Holzschnitten. Preis des Jahrganges 12 Mark.

Das vorliegende Heft dieser Monatschrift enthält eine Reihe von Aufsätzen, welche Themen aus den verschiedensten naturhistorischen Disciplinen behandeln. Unter den Mitarbeitern finden sich auch mehrere Österreicher. Dieselben sind: Prof. Karl Biasioli in Dornbirn, welcher das Leben der Käfer im Hochgebirge schildert (S. 3—5); Prof. Alois Schwarz in Mährisch-Ostrau, der die Verfälschung einiger Nahrungs- und Genussmittel bespricht (S. 8—11); Prof. Dr. F. Standfest in Graz, der über Steindölgewinnung in Galizien berichtet (S. 11—16); Prof. Flögl in Jägerndorf, welcher die Art und Weise erörtert, wie die Mineralogie auf der Unterstufe zu lehren sei (S. 34—44); endlich Prof. Dr. C. W. v. Dalla Torre in Innsbruck, der Proben aus seiner Bibliographia hymenopterologica mittheilt (S. 48—50). Die Mehrzahl der Aufsätze in Knauers Naturhistoriker ist mit Sachkenntnis geschrieben, sie werden ferner durch gute Holzschnitte illustriert. Es bietet somit die vorliegende Monatschrift eine anregende Lectüre, welche den Leser mit so manchen neuen Entdeckungen und interessanten Erscheinungen aus den verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaften bekannt macht.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Die Eintheilung der Substantiva nach ihrer Bedeutung.

(Schluss.)

Obschon also eine begriffliche Classification der Wörter weder für nöthig, noch überhaupt für consequent durchführbar erkannt wurde, so soll doch schließlich ein Versuch Platz finden, die Substantiva nach Beibehaltung der üblichen Termini nach Maßgabe ihrer leicheren oder schwereren Individualisirung zu classificieren.

A. Die Concreta

umfassen folgende Gruppen:

1. Eigennamen, a) die Benennungen für göttliche Personen, b) für den Eingott, für entschieden persönlich gestaltete Gottheiten (Mars) und für Localgötter und Heroen; c) die Namen merkwürdiger Personen (Themistokles, Alexander, Karl); d) die Namen einzelner Individuen (Caro als Hunde-, Almator als Pferdenamen) und Plätze (Eiche von Goslar); e) die der Länder, Städte, Berge, Flüsse, See, Meere; f) einzelner Gebäude, Schiffe u. dergl. (Belvedere, Villa Borghese, Fregatte Novara); g) anderer leblosen Dinge, menschlicher Erzeugnisse, historischer Ereignisse etc. (Schwert) Balmung, Olympischer Preis, die Phidias, Ilias, Spinozismus, Völkerschlacht (bei Leipzig); h) die Wörter als solche d. i. als Begriffszeichen, die Buchstabennamen und die Benennungen der Zahlzeichen usw.

2. Stoffnamen: dazu gehören die Benennungen von Dingen, welche in allen Quantitäten und Formen durch die gleichen Merkmale in Vorstellung gelangen, also auch in ihren Theilen keine andere Benennung erhalten, als im Ganzen (Eisen, Stein, Wein). Diese Gruppe wird bedingt durch das Überwiegen physikalischer, in den kleinsten Quantitäten constanter Eigenschaften über die räumlichen. Tritt daher das Überwiegen der Form- oder Wertmerkmale die Vorstellung der physikalischen Eigenschaften zurück, so wird der Stoffname meistens durch einen specielleren ersetzt (z. B. Ducaten für Goldstück, Brillant für Diamant). Stoffnamen sind aber nach dem oben Gesagten auch solche Benennungen, welche man gewöhnlich als Collectiva bezeichnet (Haar, Gras, Getreide, Wald, Wolke). Durch die Ignorierung der Verschiedenheit der Theile

gelangt man leicht dazu, alle einzelnen Quantitäten desselben Stoffes als Ganzes zusammenzufassen und die Stoffnamen den Eigennamen näher zu rücken, denen gleich sie auch in der Regel keinen Plural bilden.

3. Speciesnamen der Thiere, Pflanzen und Mineralien, der Münzen und Maßeinheiten, wenn bei letzteren an das Messinstrument gedacht wird, u. ä. Sonst werden diese Benennungen zu den Appellativen gezählt; da man sich aber bei wirklichen Appellativen wie Baum, Hausthier ... sofort eine größere Zahl verschiedener Species gegenwärtig hält, bei Wörtern wie Hirsch, Sperling, Gulden, Meter ... hingegen nur an eine Vielheit von gleichartigen Individuen denkt, zwischen denen der Individualunterschied in der Regel gar nicht in Betracht kommt, so sind die Speciesnamen von den Appellativen zu trennen und den Eigennamen näher zu stellen. Wenn man ja, wie bei den Hausthieren unserer nächsten Umgebung, Anlass hat, die Species zu unterscheiden, so wird sie auch sofort mit einem Eigennamen belegt. Es ist dies ein weiterer Beweis, wie nahe in den übrigen Fällen solche Thiernamen den Eigennamen stehen, die sie eigentlich in Ermangelung solcher vertreten. Umgekehrt werden die Völker- und menschlichen Rassennamen durch die Üblichkeit von Eigennamen zu Gattungsnamen.

4. Gattungsnamen (n. generalia): mit Ausschluss der vorhergenannten Dingnamen alle übrigen, welche noch als concret aufgefasst werden dürfen. Sie werden stets mit dem lebendigen Bewusstsein gebraucht, dass sie Individuen verschiedener Art zusammenfassen (Arbeiter, Künstler, Franzose, Feind, Insekt, Baum, Buch). Das Entscheidende für die Zuweisung eines Wortes in diese Gruppe ist demnach die Möglichkeit, bei demselben an Repräsentanten verschiedener Art zu denken. Ist dies nicht der Fall, und muss man z. B. bei dem Gebrauche des Wortes Feind an einen bestimmten Gegner denken, also das Wort mit einem ganz individuellen Inhalte ausfüllen, so gilt es in eben diesem Falle als Eigennamen, während es als Prädicat gebraucht, sich den Abstracten nähert und auf diesem Wege selbst zum Adjectiv wird. *)

Alle diejenigen Dingwörter nun, welche bei der stets versuchten Individualisierung des Begriffes nicht auf bestimmte Einzelvorstellungen hinleiten, bei denen das Reproduktionsverfahren flüchtig über eine große Menge von Individualvorstellungen hinführt, ohne die Berechtigung zu fühlen, eine derselben festzuhalten, bilden nach dem oben Gesagten die zweite Hauptgruppe der

*) Ob im einzelnen Falle die in den Umfang eines Wortes fallenden Individuen als gleichartig oder als verschieden aufgefasst werden, hängt auch von der Bildungsstufe der Sprache, sowie des Sprechenden ab. Für ein Kind ist Vogel kaum noch ein Appellativum; denn es bezeichnet ihm nur gewisse kleinere, befiederte, wirklich fliegende, schwer zu fangende, auf Bäumen nistende Thiere. Vögel, wie Hühner, Gänse, Tauben, werden von ihm gar nicht unter die Vögel gerechnet; aber auch die Hausschwalbe bezeichnet das Kind nicht als Vogel, weil ihm bereits der Eigennamen geläufig ist und ihm die Schwalbe auch nicht mehr als „vogelfrei“ gilt. Dem Naturhistoriker hingegen ist selbst Fliege ein unterartenreiches Appellativum, während der Durchschnittsmensch damit wohl nur die Species Stubenfliege bezeichnet.

B. Abstracta.

Da diese eigentlich nur durch eine bestimmte kleinere Zahl von Merkmalen festgehalten werden können, so dürfte man sie auch als allgemeine Begriffsnamen bezeichnen. Die übliche Unterabtheilung dieser Gruppe in Substantiva, welche Thätigkeiten, Zustände, Eigenschaften bezeichnen, geht weder von der Zahl, noch von der Natur der Merkmale aus. Wollte man sie dennoch entsprechend specificiren, so könnte man sie höchstens nach der Sinnesfälligkeit der Hauptmerkmale untertheilen in:

a) Abstracta der Sinnesrapporte, wie die Bezeichnungen physischer Eigenschaften, Gestalt, Größe, Gewicht, Härte, und solche im Gebiete des Schalls, der Wärme und des Lichtes usw., ferner Begriffsnamen der Mathematik;

b) Abstracta bearbeiteter oder combinierter Sinnesempfindungen, welche sich beziehen auf sinnlich Angenehmes und Unangenehmes, Erfüllendes und Missfallendes, Gefühle und Affecte,

c) Abstracta intellectueller oder moralischer Begriffe (Verstand, Einsicht, Erkenntnis, Wahrheit, Gerechtigkeit, Wille, Glaube, Instinkt). Die Eintheilung nach der Zahl der Merkmale, welche oben als allgemeine wissenschaftlich bezeichnet wurde, ist praktisch undurchführbar, kann aber dennoch einzelnen der vorstehenden Gruppen für Schulzwecke dienen.

Durch obige Eintheilung wäre der Aufgabe des Sprachunterrichts eine beiläufige Übersicht über die durch Nomina bezeichneten Arten von Dingen zu geben. Genüge geleistet; wenigstens sind die Gruppen, weit dies möglich, steigend nach dem Begriffsumfange, fallend nach dem Inhalte gereiht. Da aber viele Begriffe noch nicht endgültig definiert sind (vgl. Locke, V. ü. d. m. V. III, 4. 8—10), so wird man in solchen Fällen darauf verzichten müssen, ein Wort in eine bestimmte Abtheilung einzureihen. Bei manchen ist es jetzt gar nicht einmal möglich, zu sagen, ob sie als abstract oder concret zu gelten haben (Stoff, Kraft, Seele, Geist). Stoff gilt zwar allgemein als etwas Concret, aber nur weil man diesen Begriff zum Träger zahlreicher Eigenschaften macht und alle sinnlichen Einwirkungen als unmittelbar von ihm ausgehend betrachtet, was die Physik oder Metaphysik wohl erst zu klären hat. Heute ist wohl noch die Frage erlaubt, ob nicht Stoff und Geiste zu prädiciren oder beide als selbständige Merkmalsnamen angesehen, oder endlich gar beide Begriffe zu identificiren sind.

Hauptzweck dieser Zeilen war es also, nicht sowohl eine Classification aufzustellen, als die Unhaltbarkeit der üblichen Reihenweisen und die Grammatik von einem ihr eigentlich fremden Abstrakten zu entlasten.

Jahresbericht des Vereines 'Deutsche Mittelschule in Prag'.
Redigiert von Franz Ullsperger, Schriftführer. Prag 1884, im
Selbstverlag des Vereines. gr. 8°, 116 SS.

Das stattliche, schön ausgestattete Bändchen berichtet über das zweite Jahr der Wirksamkeit dieses Vereines, der rasch aufblühte und ein reges Leben entfaltet. Man sieht dies nicht bloß daraus, dass sich die Zahl der Mitglieder gegenüber dem ersten Jahre erheblich vermehrt hat, sondern auch daraus, dass der Besuch der Versammlungen, deren in diesem Jahre vierzehn stattfanden, und die Theilnahme an denselben eine sehr lebhaft war. Die Themen für die Vorträge sind gut gewählt; an die Vorträge schlossen sich fast durchaus eingehende Discussionen, welche, wenn sie auch nicht immer den Gegenstand zu einem vollständigen Abschlusse brachten, doch aufklärend und berichtend wirkten. Den Beginn machte Regierungsrath Kich, Professor an der deutschen technischen Hochschule, mit einem Vortrage über die einheitliche Mittelschule, in welchem er sich für die Nothwendigkeit verschiedener Vorbildung, also für das Nebeneinanderbestehen von Gymnasium und Realschule aussprach. In der nachfolgenden Discussion traten drei Mitglieder entschieden für eine einheitliche Mittelschule ein, ohne aber über die Ziele und Einrichtung derselben ganz übereinzustimmen. Andererseits wurde die Nothwendigkeit des Gymnasiums und der Realschule als neben einander berechtigter Anstalten betont, wobei die classische Bildung warme Vertreter fand. Im ganzen machte sich die mehrfach in Prag zutage getretene Ansicht bemerkbar, dass die einheitliche Mittelschule auf die unteren Classen zu beschränken sei und auf diesem gemeinsamen Unterbau das Obergymnasium und die Oberrealschule beruhen solle. — Weiterhin wurde die gerade auf der Tagesordnung stehende Frage über die Aufnahmeprüfung für die erste Classe der Mittelschule erörtert. Man entschied sich nach längerer Discussion dafür folgende Resolution anzunehmen: „1. Die gegenwärtige Art der Aufnahmeprüfung bietet nicht genug Garantie für ein richtiges Urtheil über die Reife des Aufnahmewerbers. 2. Auch das Frequentationszeugnis allein kann nicht als Grundlage für die Aufnahme dienen; gleichwohl ist nicht daran zu zweifeln, dass die Volksschule in ihrer gegenwärtigen Organisation in der Lage sei, dem Schüler jene Kenntnisse zu vermitteln, welche ihn zum Eintritt in eine Mittelschule befähigen. 3. Demnach wäre folgender Modus anzustreben: die Volksschule (der Leiter der Anstalt, der Classen- und Religionslehrer) hätte ausdrücklich zu erklären, dass der betreffende Schüler reif sei zum Eintritte in die Mittelschule. Auf Grund dieser Erklärung könnte sodann die Aufnahme erfolgen. Jedoch wäre an § 60, Punkt 2 des Organisationsentwurfes festzuhalten, wonach dem Gymnasium nicht bloß das Recht zusteht sich von dem Vorhandensein der entsprechenden Vorbildung zu überzeugen, sondern bei begründetem Zweifel sogar die Pflicht erwächst, und, wenn sich ein Mangel herausstellt, die Aufnahme zu versagen. — In der 6. Versammlung hielt Prof. Dr. Toischer einen Vortrag über das deutsche Lesebuch und den deutschen Aufsatz und stellte eine Reihe von Thesen auf, welche nach eingehen-

950 Jahresbericht d. Vereines 'Deutsche Mittelschule in Prag'.

der Discussion in folgender Fassung angenommen wurden: 1. Der Unterricht im Deutschen soll, entsprechend den Bestimmungen des Organisations-Entwurfes, einheitlich sein. 2. Der deutsche Aufsatz im Untergymn. soll sich durchaus an das Lesebuch anlehnen. 3. Das Lesebuch einer jeden Classe des Untergymn. soll Rücksicht nehmen auf die betreffende Stufe der Stilübungen; es hat daneben nur noch die anderen Zwecke des deutschen Unterrichtes (die Vermittlung der Kenntnis des Bedeutendsten aus der Nationalliteratur und die Bildung des Charakters) zu berücksichtigen. 4. Es ist wünschenswert, dass auch das Lesebuch des Obergymn. Muster für den deutschen Aufsatz, namentlich für die neu auftretenden Arten desselben, enthalte. 5) Im Obergymn. hat der Lehrer des Deutschen vorzugsweise solche Aufgaben zu stellen, die aus seinem Unterrichtsbereiche hervorgehen und sich daran anschließen. — Die 8. Versammlung brachte einen Vortrag des Prof. Dr. Maib über die Illustration der Lehrbücher. Die an diesen Vortrag sich anknüpfenden Thesen wurden discutirt und dann so festgestellt: 1. Es ist wünschenswert, dass die Lehrbücher der Mittelschule illustriert werden, wo die Illustration zur Veranschaulichung des Unterrichtsstoffes beitragen kann. 2. Für viele Gegenstände sind größere Illustrationswerte und Wandtafeln anzuwenden, und diese sollen bei passender Gelegenheit den Schülern gezeigt und erklärt werden. 3. Zu diesem Zwecke ist an jeder Anstalt eine Sammlung von Bildern, Karten und anderen Illustrationsmitteln anzulegen, resp. sind die vorhandenen Sammlungen nach Möglichkeit zu erweitern und zu vervollständigen; diese Sammlung soll allen Lehrern gleich zugänglich sein und vielleicht auch den Schülern, auf den Gängen der Anstalt nach Möglichkeit zur Anschauung gebracht werden. 4. Dem Zeichenunterrichte soll auch am Gymnasium die volle Aufmerksamkeit zugewendet und die möglichste Unterstützung von Seite der Lehrkörper ertheilt werden. — Zwischen diesen Vortrag und die Discussion über denselben fiel ein sehr interessanter und besonders für Gymnasiallehrer instructiver Vortrag des Univ.-Prof. Dr. F. Schubert „Über vergleichende Syntax.“ — Nicht minder interessant ist ein Vortrag des Directors Dr. Chevalier „Über den Vorwurf der Überbürdung am humanistischen Gymnasium“, welcher treffend die in dieser Beziehung erhobenen Anklagen zurückweist. — Endlich sei noch bemerkt, dass der Verein an Herrn geh. Oberregierungsrath Dr. Hermann Bowitz zur Feier seines 70. Geburtstages eine Glückwunschartrede gerichtet hat, welche der Gefeierte in seiner edlen Weise beantwortete. — Obmann ist gegenwärtig Prof. Dr. H. Rotter, Ausschussmitglieder die Prof. A. Hruschka, E. Reinisch, Dr. W. Toischer, K. Wihlidal. Die Zahl der Mitglieder betrug 164. — So möge denn dieser Verein nach diesen schönen Anfängen weiter gedeihen und zur Förderung des Unterrichtes das Seine beitragen!

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

[Stiftungen.] Der im Jahre 1883 verstorbene Realitätenbesitzer Mathias Calligarrich in Mitterburg hat letztwillig ein Capital von 8000 fl. zur Gründung einer Stipendien-Stiftung mit vier Stipendien à 100 fl. gewidmet. Zum Genusse dieser Stiftung sind Schuler, welche aus den Steuergemeinden Mitterburg und Zamasco stammen, von der 3. Volksschulclassen an bis zur Studienvollendung, einschließlich des Rigorosenjahres, berufen. Diese Stiftung ist mit dem Genehmigungstage des Stiftbriefes ins Leben getreten (Stiftbrief vom 24. Oct. 1884. — Min.-Act. Z. 21168). — Die Eheleute Med. Dr. Karl Vogel und Josephine Vogel, geborne Riabek, in Budapest haben mit einem Capitale von 2000 fl. eine ihren Namen führende Stipendienstiftung gegründet, zu deren Genuss zunächst bestimmt benannte Verwandte der Stifter, in deren Ermangelung aber dürftige Bürgersöhne der Stadt Strakonitz, röm.-kath. Religion berufen sind. Der Stiftungsgenuss ist auf die Mittelschule, auf die Universität (mit Ausschluss der theologischen Facultät) und auf die technische Hochschule beschränkt. Diese Stiftung ist mit dem Genehmigungstage des Stiftbriefes ins Leben getreten (Stiftbrief v. 26. Nov. 1884. — Min.-Act. Z. 23472). — Der ehemalige Pfarrer von Košana in Krain P. Joseph Bergant hat eine Stipendienstiftung gegründet, zu deren Genuss derzeit per 208 fl. die Verwandten des Stifters, eventuell andere Studierende aus der Localität Seebach, dann aus Košana und endlich aus der Pfarre Vodice bei Seebach berufen sind. Diese Stiftung ist mit dem Genehmigungstage des Stiftbriefes ins Leben getreten (Stiftbrief v. 19. Nov. 1884. — Min.-Act. Z. 23128). — Der ehemalige Pfarrer von Veldes P. Anton Umek hat eine Stipendienstiftung gegründet. Die zwei Stipendien à 100 fl. sind für Gymnasial-Studierende aus Cerovec (Pfarre Stopič) und aus der Pfarre Stopič bestimmt. Diese Stiftung ist mit dem Genehmigungstage des Stiftbriefes ins Leben getreten (Stiftbrief v. 19. Nov. 1884. — Min.-Act. Z. 23068).

Literarische Miscellen.

Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der Germanischen Philologie, herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin. Viertes Jahrgang. Leipzig 1883. 8 Mark.

Germanisten und Anglisten, namentlich solche, welche ferne von den Centren der Wissenschaft auf der Mittelschule sitzen und dennoch die Fortschritte ihres Faches gebührendermaßen verfolgen wollen, seien hiermit abermals auf den Jahresbericht aufmerksam gemacht, dessen viertes Band eben von der Gesellschaft für deutsche Philologie mit großem Zeitaufwand und wirklicher Uneigennützigkeit publiciert wurde. Von allgemeiner und specieller Grammatik und Literaturgeschichte stimmt-

licher altgermanischer Dialecte bis 1600 herab und von den Hilfsbüchern sind die Erscheinungen des Jahres 1882, 1818 an der Zahl, sorgfältig verzeichnet, stets auch mit Angabe der Recensionen und meist noch mit ständigen Resumés, welche zwar bei ihrer Kürze manchmal etwas einseitig gerathen mussten, aber in der Regel doch recht angedeutet orientieren. Besonders reich ist der anglistische Theil ausgefallen, da John Koch, der Chaucerforscher, sachkundig redigirte; er ist umfangreicher als der gothische, althochdeutsche und mittelhochdeutsche zusammen: ein erfreuliches Zeichen für das Wachsthum dieser jüngsten Tochter der Germanistik! Neu ist an diesem Bande das stärkere Betonen der pädagogischen Abschnitte; es macht das ohnehin bereits denkwürdige Buch für alle Mittelschulbibliotheken doppelt notwendig.

Prag.

B-I

Lehrbücher und Lehrmittel.

(Fortsetzung v. Jahrgang 1884, Heft 10, S. 798.)

Deutsch.

Fischer, Dr. Franz, Geschichte der göttlichen Offenbarung des neuen Bundes für Gymnasien und andere höhere Lehranstalten. 5. Aufl. geseh. und zum Theil verb. Aufl. Mit 2 lithogr. Karten. Wien 1884. Mayer & Comp. Pr. 1 fl., allgemein zugelassen. (Min.-Erl. v. 26. Oct. 1884, Z. 20473.)

Hauler, Dr. J., Lateinische Stilübungen für die oberen Classen der Gymnasien und verwandter Lehranstalten. Nach den Grammatiken von K. Schmidt und Elendt-Seyffert. Wien 1884. A. Holder. I. Abth. Text und Vorübungen für die 5. und 6. Classe. 3. Aufl. Pr. 1 fl. 30 kr. II. Abth.: Text und Vorübungen für die 7. und 8. Classe. 2. Aufl. Pr. 1 fl. 20 kr., allgemein zugelassen. Der gleichzeitige Gebrauch der 1. Aufl. neben der 2. ist bei der 2. Abth. nicht statthaft. (Min.-Erl. v. 13. Dec. 1884, Z. 23712.)

Loserth, Dr. J., Grundriss der allgemeinen Geschichte der Gymnasien, Oberrealschulen und Handelsakademien. I. Theil: Das Alterthum. 3. verb. Aufl. Wien 1885. K. Graessner. Pr. geb. 1 fl. 32 kr., allgemein zugelassen. (Min.-Erl. v. 2. Dec. 1884, Z. 23019.)

Die vom k. k. militär.-geogr. Institute in Wien herausgegebene Übersichtskarte der österr.-ung. Monarchie, nunmehr durch Berücksichtigung der Nachbarländer namhaft erweitert, erscheint unter dem Titel „Neue Übersichtskarte von Central-Europa“ im Maßstabe 1:750,000. R. Lechners Hof- und Univ.-Buchhandlung in Wien (I., Graben Nr. 6) in 45 Blättern, von denen bisher 26 a 1 fl. veröffentlicht worden sind. Die Lehrkörper der Mittelschulen werden auf dieses neue Kartenwerk aufmerksam gemacht. (Min.-Erl. v. 3. Nov. 1884, Z. 21099.)

Guttenbrunner Georg, k. k. Lieutenant im Inf.-Reg. Nr. 1, derzeit in Budweis stationiert, Reliefkarte der Umgebung des Semmering, Semmerings und der Raxalpe im Maßstabe 1:75,000. Pr. Einzelverkauf 12 fl. Die Lehrkörper für Mittelschulen werden auf diese für den geographischen Unterricht brauchbare Lehrmittel aufmerksam gemacht. (Min.-Erl. v. 19. Nov. 1884, Z. 22092.)

Hoffmann Josef, Das alte Athen, nach eigenen Naturaufnahmen reconstituirt und in Öl gemalt: I. Bl. Hauptansicht von den Gärten der Aphrodite aus; II. Bl. Die Akropolis von der Westseite mit der Areopag; III. Bl. Das panathenäische Stadion; IV. Bl. Ansicht auf den heiligen Flusses Ilissos. Größe der Bilder 68 cm hoch, 92 cm breit. Wien. E. Hölzel. Pr. eines jeden Bildes mit erklärendem Textbuche 100 kr., auf Leinwand und Bildrahmen gespannt, 12 fl. Die Lehrkörper der Gymnasien werden auf diese Bilder aufmerksam gemacht. (Min.-Erl. v. 4. Dec. 1884, Z. 23381.)

Moenic, Dr. Franz Ritter v., Geometrische Anschauungslehre für Untergymnasien. I. Abth. (für die 1. und 2. Classe), 21. mit Rücksicht auf den neuen Lehrplan für Gymnasien umgearbeitete Aufl. Wien 1885. K. Gerolds Sohn. Pr. 55 kr., mit Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. in derselben Classe allgemein zugelassen. (Min.-Erl. v. 5. Dec. 1884, Z. 23257.)

Albrecht, Dr. Karl, Lehrbuch der Gabelsbergerschen Stenographie für Schul-, Privat- und Selbstunterricht. Hamburg. Haendcke & Lohmkühl. I. Cursus: Vollständig praktischer Lehrgang. 42. Aufl. 1884, Pr. 1 M. 60 Pf. — II. Cursus: Wissenschaftliche Darstellung des Lehrgebäudes. 9. Aufl. 1882. Pr. 2 M. 40 Pf., allgemein zugelassen. (Min.-Erl. v. 7. Nov. 1884, Z. 21449.)

Engelhard Karl, Lesebuch für angehende Gabelsberger Stenographen. 2. verm. und verb. Aufl. Wien 1885. A. Hölder. Pr. 96 kr., allgemein zugelassen. (Min.-Erl. v. 26. Nov. 1884, Z. 22562.)

Zwierzina Vincenz, Stenographische Ausgabe von Albin Freiherrn von Teuffenbachs Vaterländischem Ehrenbuche. 2. Aufl. Wien 1884. Selbstverlag des Herausgebers (III, Kegelgasse Nr. 10). Pr. brosch. 1 fl. 20 k., in Leinwandband 2 fl. Die Directionen und Fachlehrer der Mittelschulen werden wie auf die 1., so auch auf die 2. Aufl. hiemit aufmerksam gemacht. (Min.-Erl. v. 16. Dec. 1884, Z. 23708.)

Italienisch.

Pokorný, Dr. A., Storia illustrata del regno animale ad uso delle scuole medie, con 621 incisioni. Turin und Wien 1885. H. Loescher. Pr. brosch. 1 fl. 40 kr., allgemein zugelassen. (Min.-Erl. v. 11. Nov. 1884, Z. 20569.)

Cachisch.

Král Josef, Tragoedie Sofokleovy ku potřebě školní poznámkami opatřil. I. Antigona. Prag 1881. Verlag des Vereines böhm. Philologen. Pr. beim Verleger 40 kr., im Buchhandel 50 kr., allgemein zugelassen. (Min.-Erl. v. 5. Sept. 1881, Z. 13458.)

Mourek, Dr. V. E., Cvičebná kniha ku překládání z jazyka českého na jazyk německý pro vyšší třídy středních škol. Část II. pro třídu 7. a 8. Budweis 1884. R. Henninger. Pr. 70 kr., allgemein zugelassen. (Min.-Erl. v. 7. Nov. 1884, Z. 21363.)

Gindely, Dr. A., Dějepis všeobecný pro nižší třídy škol středních. Pro české školy vzdělal Jan Reháček. I. Theil: Das Alterthum. 4. Aufl. Mit 34 Abbildungen und 6 Karten. Pr. brosch. 90 kr., geb. in Leinwand 1 fl. 5 kr., allgemein zugelassen. (Min.-Erl. v. 11. Dec. 1884, Z. 23547.)

Haardt, Vincenz v., Školní nástěnná mapa Evropy. Návoslovím českým opatřil Jos. Jireček.

— — Nástěnná mapa hor a tek Evropy. Návoslovím českým opatřil Jos. Jireček.

— — Školní nástěnná mapa Ameriky. České návosloví upravil Jos. Jireček. Wien. E. Hölzel. Pr. einer jeden der ersten zwei Karten, roh, 4 fl., gespannt in Mappe, 6 fl. 50 kr., gespannt mit Stäben, 7 fl. 50 kr.; Pr. der dritten Karte, roh, 5 fl., gespannt in Mappe, 7 fl. 50 kr., gespannt mit Stäben, 8 fl. 50 kr., allgemein zugelassen. (Min.-Erl. v. 14. Nov. 1884, Z. 21931.)

Fünfte Abtheilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen und Erlässe.

Verordnung des Min. für C. und U. v. 9. Nov. 1884, Z. 20238, betreffend die Lehrbefähigungszeugnisse für Volksschulen der für Mittelschulen befähigten Candidaten. In Durchführung des §. 41 des Gesetzes vom 2. Mai 1883, R.-G.-Bl. Nr. 53 und mit Beziehung auf Artikel IX der hierortigen Verordnung vom 8. Juni 1883, Z. 10618, ordnet sich an: Die Anstellungsclausel in den Lehrbefähigungszeugnissen der für Mittelschulen befähigten Volksschullehramts-Candidaten, welche die Lehrbefähigung nur für Bürgerschulen erworben haben, hat zu lauten: „Derselbe kann erst nach einer mindestens einjährigen zufriedenstellenden Verwendung an einer öffentlichen oder mit dem Öffentlichkeitsrechte versehenen Privat-Bürgerschule definitiv an Bürgerschulen angestellt werden.“ Bei jenen Candidaten der bezeichneten Art, welche die Lehrbefähigung für allgemeine Volksschulen erworben haben, hat die Clausel dagegen zu lauten: „Derselbe kann erst nach einer mindestens einjährigen zufriedenstellenden Verwendung an einer öffentlichen allgemeinen Volksschule oder an einer mit dem Öffentlichkeitsrechte versehenen Privat-Volksschule dieser Kategorie definitiv an allgemeinen Volksschulen angestellt werden.“

Verordnung des Min. f. C. und U. vom 15. Nov. 1884, Z. 20230, betreffend die Abänderung des §. 34 der Ministerialverordnung vom 1. Juni 1876, Z. 6208, mit welcher eine Instruction für die Abhaltung der von Studierenden der griech.-orient. Theologie an der Univ. in Czernowitz abzulegenden Prüfungen erlassen wurde. Der §. 34 der Ministerial-Verordnung vom 1. Juni 1876, Z. 6208, wird abgeändert und hat künftighin zu lauten wie folgt: §. 34. Der Candidat ist approbiert, wenn die absolute Mehrheit der Mitglieder der Prüfungskommission einstimmlich des Vorsitzenden, dessen Stimme stets mitzählt, sich für die Approbation ausgesprochen hat. Über die Frage, ob einem Candidaten der Calcul „ausgezeichnet“ aus einzelnen oder aus allen Gegenständen zuerkennen sei, kann erst berathen werden, wenn die einstimmige Approbation des Candidaten feststeht. Über die Art des Calculs aus den einzelnen Gegenständen wird ebenso wie über Approbation und Reprobation, abgestimmt. Bei allen sonst sich ergebenden Fragen, wie z. B. hinsichtlich der Zeit, auf welche die Reprobation auszusprechen ist, gibt die Stimme des Vorsitzenden bei gleichgetheilten Stimmen den Ausschlag.

Verordnung des Min. f. C. und U. v. 15. Nov. 1884, Z. 20255, betreffend die Höhe des Schulgeldes an den Staats-Mittelschulen, mit Ausnahme jener in Wien. Auf Grund des §. 9 des Gesetzes vom 9. April 1870 (R.-G.-Bl. Nr. 46) wird in theilweiser Abänderung des §. 4 der

Ministerial-Verordnung vom 19. April 1870, Z. 3603 (R.-G.-Bl. Nr. 63), das Schulgeld an sämtlichen Staats-Mittelschulen, mit Ausnahme derer in Wien vom Schuljahre 1885/86 ab, mit zwanzig (20) Gulden für die vier unteren und mit vierundzwanzig (24) Gulden für die höheren Classen festgesetzt.

Verordnung des Min. f. C. und U. vom 26. Nov. 1884, Z. 21768, mit welcher im Einvernehmen mit dem k. k. Finanzministerium die von Candidaten der theoretischen Staatsprüfungen zu entrichtenden Prüfungstaxen erhöht werden. Im Einvernehmen mit dem k. k. Finanzministerium werden die §§. 2 und 3 der Ministerial-Verordnung vom 10. März 1856 (R.-G.-Bl. Nr. 87), betreffend die von den Candidaten der theoretischen Staatsprüfungen zu entrichtenden Prüfungstaxen, abgeändert und haben künftighin zu lauten, wie folgt: §. 2. Die für die rechtshistorische, judicielle und staatswissenschaftliche Staatsprüfung zu entrichtende Prüfungstaxe wird mit je zwölf (12) Gulden festgesetzt. §. 3. Candidaten, welche auf Grund des Ministerial-Erlasses vom 2. October 1856 (R.-G.-Bl. Nr. 172) die Bewilligung des Min. für C. und U. erhalten haben, sich ohne vorausgegangenen regelmäßigen Universitätsbesuch als Privatstudierende den theoretischen Staatsprüfungen zu unterziehen, haben für jede Prüfung eine Taxe von Sechsenddreißig (36) Gulden zu entrichten.

Der Min. für C. und U. hat dem fürsterzbischöf. Privat-Gymn. (Borromaeum) in Salzburg das Öffentlichkeitsrecht und das Recht zur Abhaltung von Maturitätsprüfungen, somit das Recht zur Ausstellung staatsgiltiger Gymnasial- und Maturitätszeugnisse auf solange, als den gesetzlichen Bedingungen an dieser Anstalt entsprochen wird, verliehen. (Min.-Erl. v. 9. Nov. 1884, Z. 21600.)

In Folge a. h. Genehmigung vom 23. Juli 1883 sind die Communal-Gymnasien zu Kolin und Píbram am 1. September 1884 in die Verwaltung des Staates übernommen worden. (Min.-Act v. 29. Oct. 1884, Z. 14041.)

Der Min. für C. und U. hat dem Communal-Gymn. zu Schlan das Recht ertheilt, vom Schuljahre 1884/85 angefangen Maturitätsprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Maturitätszeugnisse auszustellen. (Min.-Erl. v. 13. Dec. 1884, Z. 23544.)

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen. (October bis December.)

Die Ministerialconcepisten Dr. Franz Ritter von Le Monnier und Edmund Hulenka zu Ministerialvicereetären im Min. für C. und U.

Der Privatdocent Dr. Adolf Bauer zum a. o. Prof. der alten Geschichte an der Univ. in Graz (a. h. Entschl. v. 25. Oct.); der a. o. Prof. Dr. Franz Hofmeister zum ord. Prof. der Pharmakologie und Pharmakognosie an der Univ. mit deutscher Vortragssprache und der a. o. Professor Dr. Johann Horbaczewski zum ord. Prof. der angewandten medic. Chemie an der Univ. mit böhmischer Vortragssprache in Prag (a. h. Entschl. v. 16. Nov.); der Privatdocent Dr. Edmund Krzymowski wurde zum a. o. Prof. des Strafrechtes und Strafprocesses an der Univ. in Krakau ernannt und dem Privatdocenten an derselben Univ. Dr. Joseph Rosenblatt der Titel eines a. o. Univ.-Prof. verliehen (a. h. Entschl. v. 18. Nov.); der Primararzt im Franz Joseph-Kinderspitale in Prag Dr. Theodor Neureuther zum a. o. Prof. der Kinderheilkunde an der Univ. mit böhmischer Vortragssprache in Prag (a. h. Entschl. v. 28. Nov.); der a. o. Prof. Dr. Moriz Ritter von Straszewski zum ord. Prof. der Philosophie an der Univ. in Krakau (a. h. Entschl. v. 20. Nov.).

Der Assistent J. Gerst zum Adjuncten am Observatorium des physikalischen Institutes der Univ. in Graz.

Zum Fachexaminator für Mathematik bei der k. k. Prüfungskommission für das Lehramt an Gymnasien und Real Schulen in Wien der Univ.-Prof. Dr. Gustav Kötter von Escherich, zum Fachexaminator für darst. Geometrie der k. k. böhmischen Prüfungskommission in Prag a. G. u. R. der Prof. der böhmischen technischen Hochschule in Prag Franz Tiller; bei derselben Commission wurde der Prof. an der Univ. mit böhmischer Vortragssprache Dr. Johann Gebauer auf sein Ansuchen des Amtes als Examinator für deutsche Sprache und Literatur ernannt.

Die Zulassung des Dr. Heinrich Wielowiejski als Privatdocent für Embryologie und vergl. Anatomie an der med. Fac. und des Dr. Rudolf Zuber als Privatdocent für dynamische Geologie und Geologie der Karpathen an der philos. Fac. der Univ. in Lemberg wurde genehmigt, dergleichen die Zulassung des Dr. Adolf Lorenz als Privatdocent für Chirurgie an der medicin. Fac. der Univ. in Wien, des Dr. Georg Polivka als Privatdocent für Grammatik der slavischen Sprachen an der philos. Fac. der Univ. mit böhm. Vortragssprache in Prag und des Assistenten Dr. Julius Schramm als Privatdocenten für analytische Chemie an der philos. Fac. der Univ. in Lemberg, des Dr. Georg Ciarda als Privatdocent für Krankheiten der Ohren- und Nasenhöhle an der med. Fac. der Univ. mit böhmischer Vortragssprache in Prag.

Die Erweiterung der *venia legendi* des Privatdocenten für Infinitesimalrechnung und deren Anwendung auf die Geometrie Dr. Peter Hodevar auf das Gesamtgebiet der Mathematik an der philos. Fac. der Univ. in Innsbruck wurde genehmigt.

Der Bezirksschulinspector und Volksschullehrer zu Klagenfurt Karl Preschern zum Mitgliede des Landeschulrathes für Karnten (a. h. Entschl. v. 5. Nov.); der Director des Gymn. in Laibach, Schulrath Jacob Smolej, zum Landeschulinspector (a. h. Entschl. v. 1. Dec.); der Gymnasialdirector in Lemberg Eduard Hackel und der Prof. an der Lehrerbildungsanstalt in Stanislaw Boleslaw Baranowski zu Landeschulinspectoren (a. h. Entschl. v. 14. Dec.); der griech.-orient. Religionsprof. am Gymn. in Zara Chrysant Grakovic zum Mitgliede des Landeschulrathes in Dalmatien (a. h. Entschl. v. 7. Dec.).

Der Director der Landesrealschule in Sternberg Victor Leschnofsky zum Director des Gymn. in Mitterburg und der Director des Realgymn. in Prachatitz Dr. Theodor Stieglitz zum Director des Gymn. in Arnan (a. h. Entschl. v. 26. und 27. Nov.); der Prof. und prov. Leiter des Gymn. in Pilsen Vincenz Vrbatis zum Director dieser Anstalt (a. h. Entschl. v. 3. Oct.); der Prof. am akad. Gymn. in Wien Joseph Saman zum Director des Gymn. in Laibach (a. h. Entschl. vom 7. Dec.); der Prof. am Gymn. in Böhmi Dr. Gustav Waniek zum Director dieser Anstalt (a. h. Entschl. v. 7. Dec.).

Zum Lehrer am Gymn. in Znojmo der Supplent an dieser Anstalt Johann Simek, zum prov. Religionslehrer am Untergymn. in Pöchlenthal der Weltpriester A. Berling in Wien.

Dem Prof. am Gymn. in Laibach Franz Sektje wurde die Lehrstelle am akad. Gymn. in Wien verliehen.

Der Director des Deutschen Gymn. in Kremsier Philipp Krimsehn wurde auf sein Ansuchen dieser Stelle entlassen und dem Gymn. im VIII. Bezirke Wiens zur Dienstleistung zugewiesen (a. h. Entschl. v. 1. Nov.).

Im Studienjahre 1883/84 approbierte Lehramtsandidaten: *)

Von der k. k. Prüfungscommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen in **Krakau**: Classische Philologie OG.: Johann Jaglarz; Latein OG., Griechisch UG.: P. Hyacinth Stopka S. J.; Latein und Griechisch UG.: Peter Fic, Johann Rygiel, Joseph Szcudlo (sämmtlich polnisch); Deutsche Sprache OG. (Erw.): Christoph Würfl (deutsch); Deutsche Sprache UG. (Erw.): Joseph Pizlo (deutsch); Geographie und Geschichte OG.: Franz Stefczyk, Robert Klemensiewicz (polnisch); Geographie und Geschichte UG.: Ladislaus Lech (polnisch); Naturgeschichte OG. (Erg.): Dr. Joseph Limbach (polnisch); Mathematik und Physik OG. (Erg.): Matthias Zwoliński (polnisch); Physik OG. (Erg.): Andreas Jaglarz (polnisch und deutsch)

Von der k. k. Prüfungscommission für das Lehramt der Stenographie in **Wien**: Hermann Bill, Karl Förster, Karl Günter, Alois Horany, Emil Kramsa, Arthur Lankmayr, Franz Novak, P. Gotthard Pickelbauer, Joseph Pleyl, Ludwig Roder, Karl Schöber, Ignaz Stark, Julius Stieber, Johann Strigl, Franz Uršić (sämmtlich deutsch).

Von der k. k. Prüfungscommission für das Lehramt des Turnens an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten in **Prag**: Anton Jandl, Franz Krátký, Franz Chmelik, Joseph Sloupský, August Hlaváček (tschisch); Wenzel Friedek, Theodor Fischer (deutsch).

*) S. 882, Z. 22 v. u. ist nach 'Adalbert Hrnčíř' nachzutragen 'Franz Kovar', vgl. Verordnungsblatt 1885, S. 12.

Auszeichnungen erhielten:

Dem Prof. am Gymn. in Rudolfswerth G. Bernhard Vovk wurde bei Gelegenheit der von demselben angekauften Versetzung in den bleibenden Ruhestand die a. h. Anerkennung für seine vieljährige vorzügliche Wirksamkeit ausgedrückt (a. h. Entschl. v. 19. Oct.).

Der Religionsprof. am Gymn. in Görz Andreas Marušić zum Ehrenomherrn des Metropolitancapitels in Görz (a. h. Entschl. v. 21. Nov.).

Der ord. Prof. des Handels- und Wechselrechtes an der Wiener Univ. Dr. Karl Samuel Grünhut in Anerkennung seiner verdienstlichen Wirksamkeit auf lehramtlichem und wissenschaftlichem Gebiete den Orden der eisernen Krone III. Classe (a. h. Entschl. v. 13. Dec.).

Der ord. Prof. der Psychiatrik an der Univ. in Wien Regierungsrath Dr. Theodor Meynert in neuerlicher Anerkennung seiner ausgezeichneten lehramtlichen und wissenschaftlichen Thätigkeit den Titel und Charakter eines Hofrathes (a. h. Entschl. v. 13. Dec.).

Nekrologie.

(Juni bis December).

Am 18. Juni l. J. in Bautzen Joh. Ernst Schmalzer, Verfasser vieler Schriften im Gebiete der slavischen Sprachen, vorzugaweise der wendischen, 69 J. alt.

Am 17. Juni in Marburg der ord. Prof. der Mineralogie daselbst, Dr. Fr. Klocke, 36 J. alt.

Am 19. Juni in Berlin der ausgezeichnete Historiker Dr. Joh. Guet. Droysen, Prof. der Geschichte an der dortigen Univ., 76 J. alt, und in Dresden der Maler Prof. a. D., Dr. Adr. Ludw. Richter, der berühmte Illustrator der deutschen Volkslieder, Märchen und Sagen, 81 J. alt.

Am 23. September in Hinterbrühl bei Wien der ordl. Prof. an der med. Fac. der Univ. in Wien, Regierungsrath Dr. Hermann Ritter von Zeißl, 68 J. alt.

Im September in Düsseldorf der ausgezeichnete Historien- und Porträtmaler Prof. Clemens Bower, in England der Botaniker George Benthams, 84 J. alt, in Aachen der Entomologe Dr. Förster, Oberlehrer an der Realschule daselbst.

Am 2. October in Wien der Ministerialrath Dr. Joseph Heitz, Prof. an der hiesigen techn. Hochschule, durch sein Lehrbuch für höhere Mathematik verdient, 63 J. alt.

Am 3. October in Wien der berühmte Maler Hans Makart, 44 J. alt.

Am 6. October in Neuwaldegg bei Wien der Verleger unserer Zeitschrift, Moriz Ritter von Gerold, Buchhändler der k. Akademie der Wissenschaften, wegen seines edlen Charakters, seiner gewinnbringenden Bestrebungen und der Unterstützung, welche er jeder wissenschaftlichen Forschung gewährte, in den weitesten Kreisen geschätzt, 69 J. alt.

Am 9. October in Mannheim der ausgezeichnete Violonist Jean Becker, der Director des allgemein bekannten Florentiner Quartettes, 49 J. alt.

Am 10. October in Lübeck der praktische Arzt Dr. Robert Christian Berthold Avé-Lallemant, als Fachschriftsteller, Dichter und wissenschaftlicher Reisender bekannt, 73 J. alt, und in Breslau der Prof. der Psychiatrik an der dortigen Univ., Dr. Heinrich Neumann, 71 J. alt.

Am 16. October in Paris Paul Lacroix, unter dem Namen Bibliophile Jacob bekannt, Conservator der Bibliothek des Arsenal, 78 J. alt.

Am 17. October in Marburg der a. o. Prof. an der medic. Fac. der Univ. daselbst, Dr. Rudolf Brenner.

Am 18. October in Florenz der publicistische Schriftsteller Karl Hillebrand, 56 J. alt, und in Pavia der Professor der Geographie an der dortigen Univ. Eugenio Balbi, 73 J. alt.

Am 19. October in Berlin der Liedercomponist Gustav Reichard, der Componist des Arndtschen Liedes 'Was ist des Deutschen Vaterland?', 87 J. alt.

Am 20. October in Berlin der philos. Schriftsteller Oberlandesgerichts-Vizepräsident a. D. Dr. Julius von Kirchmann, 82 J. alt, und in Marburg der Prof. der Rechte an der dortigen Univ., geh. Justizrath Dr. Karl Fuchs.

Am 21. October in Wien der Ministerialrath im Min. f. C. und U. Dr. Karl von In der Mauer, und in Fontainebleau der Prof. des Sanskrit und der vergleichenden Philologie am Collège de France Jacques Aug. Ad. Régulier, 81 J. alt.

Am 22. October in Berlin Prof. Ludwig Burger, der sich als Illustrator und durch seine decorative Ausstattungen von Bauwerken einen rühmlichen Namen erworben hat, 1835 in Krakau geboren.

Am 24. October in Berlin der als Theaterdichter, Staatsrechtslehrer und Sprachforscher bekannte Publicist, Dr. Wollheim da Fonseca, 74 J. alt.

Am 27. October in Berlin der Reichstagsabgeordnete Dr. Friedrich Kapp, durch seine trefflichen Arbeiten über die Geschichte der Deutschen in Amerika verdient, 60 J. alt.

Am 30. October in Wien der Geheimrath und gewesene Minister Adolph Freiherr von Kriegsau, der auch als belletristischer Schriftsteller aufgetreten ist, 61 J. alt, und in Stuttgart der dramatische Schriftsteller Dr. Albert Friedrich Bruno Dulk, 66 J. alt.

Im October in Kopenhagen der bedeutende Denker Dr. Rasmus Nielsen, Prof. der Philosophie an der dortigen Univ.

Am 1. November in Wien der pädagog. und belletrist. Schriftsteller Lazar Horowitz, 97 J. alt.

Am 2. November in Heidelberg Prof. Dr. Fühling, 60 J. alt.

Am 5. November in Paris der Vicepräsident der Akademie der Medicin Dr. Fauvel, 71 J. alt, und in Zangenberg in Thüringen der bekannte Ornithologe Pastor August Wilhelm Thienemann, 54 J. alt.

Am 6. November in Cambridge in England der Generalpostmeister Henry Fawcett, früher Prof. der Nationalökonomie an der Univ. Cambridge, 51 J. alt.

Am 7. November in Weimar der Schriftsteller Karl Eitner, durch seine Übersetzungen aus dem Italienischen, Spanischen u. s. w. bekannt, 80 J. alt.

Am 11. November auf seiner Villa bei Reuthendorf in Thüringen der ausgezeichnete Zoologe Dr. Alfred Edmund Brehm, 56 J. alt.

Am 17. November in Wien der Oberstabsarzt und a. o. Prof. am ehemaligen Josephinum Dr. Franz Chwostek, 50 J. alt.

Am 22. November in Königsberg i. P. der Professor der Physiologie an der dortigen Univ. geb. Medicinalrath Dr. Wilhelm von Wittich, 64 J. alt.

Am 23. November in Berlin der geschätzte Zoologe Dr. Heinrich Bodinus, Director des botanischen Gartens daselbst, 70 J. alt.

Am 24. November in Tübingen der Prof. der Physiologie an der dortigen Univ. Dr. Karl von Vierordt, 67 J. alt.

Am 25. November in Wien der Prof. am Communal Real- und Obergymnasium in der Leopoldstadt in Wien, Johann Kummer, ein tüchtiger und allgemein geachteter Schulmann, 51 J. alt, und in Leipzig der Prof. an der phil. Fac. der dortigen Univ. geb. Hofrath Dr. Adam Wilhelm Hermann Kolbe, 67 J. alt.

Im November in Utrecht der Prof. der Rechte an der dortigen Univ. Dr. J. A. Fruin, in Triest der namhafte neugriech. Philologe Joannes Ekonomides, dann der Afrikareisende Eduard Rüppel.

Am 2. December in Wiesbaden der Componist Friedrich Marpurg, Hofcapellmeister a. D.

Am 5. December in London der beratende Chemiker der landwirthschaftlichen Gesellschaft in England, Dr. Augustus Völcker, durch seine Arbeiten über landwirthschaftliche Chemie verdient, 1822 in Frankfurt a. M. geboren.

Am 21. December in Krakau der Prof. der Physiologie an der dortigen Univ. Dr. Gustav Piotrowski.

Am 23. December in Neapel der Prof. der Philosophie Franz Fiorentino, 50 J. alt.

Am 24. December in München der Prof. der Physik an der dortigen Univ., geb. Rath Dr. G. von Jolly, 76 J. alt.

Am 27. December in Jena der vormalige Director des Gymnasiums zu Elbing, geb. Regierungsrath Prof. Dr. Karl Adolf Benecke, 74 J. alt.

Im December in Paris der Portraitmaler Jules Bastien-Lepage, ein Schüler Cabanels, 37 J. alt, in Mazons-Lafitte bei Paris der Dramatiker Eugène Ieterrier, 42 J. alt, und in London der Geolog Charles von Wood.

Entgegnung.

Herr Prof. Joh. Schmidt hat in dieser Zeitschrift 3. 1882 über meine deutsche Grammatik für Gymnasien ein Urtheil gefällt, das im entschiedenem Gegensatz zu allen andern Recensionen dieses Buches steht. Ich könnte mich nun damit begnügen, einfach auf die „Zeitschrift f. d. Realsch.“ S. 354 ff. und das „Gymnasialblatt“ 1884, Nr. 19 zu verweisen; allein der hofmeisternde Ton des Recensenten und noch mehr die eigenthümliche Methode seiner Kritik fordern mich zu einer Entgegnung heraus.

Ich constatire zunächst, dass der Herr Recensent zwei Abschnitte meines Buches verurtheilt, an denen er meritorisch auch nichts das Geringste auszusetzen hat. Es sind dies die Haupttheile der Stilistik und die Etymologie. Die Art und Weise, wie er dabei verfährt, ist charakteristisch für die gesammte Beurtheilung. Er construirt sich die Prämissen und zieht aus diesen selbstzufriedenen Vordersätzen den Schlusssatz.

Er schreibt: „Der letzte Abschnitt -H d. Stilistik- wäre wohl unnützlich, wenn er mit der gehörigen Vorsicht benutzt würde.“ (das Warum des Wennsatzes schenkt er sich und den Lesern!) „Wenn jedoch der Abriss der Stilistik nur etwas Lehrstoff zur Ausfüllung der Zeit liefern soll, dann bleibt sie lieber ganz ausgeschlossen.“ Wo habe ich behauptet, dass die Stilistik, lediglich zur Ausfüllung der Zeit dienen soll? Das ist mir einfach von dem Herrn Recensenten zugeschoben.

Durch eine ähnliche Unterchiebung sucht Herr Schmidt die Etymologie abzufertigen: „Dass die Schüler etwas von Etymologie-lehren, ist durchaus wünschenswert, aber gewiss dürfte es nicht in der Weise geschehen, dass man sie die Ableitungssilben u. dgl. anwendig lernen lasse.“ Wo in aller Welt hat ein Verfasser so unverständige Lehrer im Auge, die mit einem Buche nicht- anderes anfangen wollen, als es auswendig lernen zu lassen? — Wie schwerwiegend die Kritiken des Unwertes sind, die in diesen selbstgemachten Vordersätzen des Recensenten liegen, darüber will ich kein Wort verlieren. — „Die Formenlehre“, sagt Recensent, „muss aus einem andern Grunde als mischungen betrachtet werden. Hier erscheinen nämlich neben lateinischen wieder gothische, althochdeutsche und mittelaltersde Formen.“ Wer das heisst, muss sich eine ganz falsche Vorstellung von dem Buche machen. Ich habe wie Hermann Hottel, Bauer u. a., aber weit seltener als diese, einzelne Formen in Fußnoten angeführt (z. B. S. 34 Note 4: „der Umlaut resultirt aus dem ursprünglichen i der Endung [tragi] ahd. tregu, tragat, also nicht so, sondern unter dem Text: Warum verschweigst der objectiv Herr Recensent diesen wichtigen Hinweis? Warum bemerkt er nicht, dass überhaupt nur in 26 Noten der Formenlehre altheidische Worte vorkommen? „Gerke hat auf einer Seite deren 65.“ Warum bringt die Recension keinen Beleg für den Satz, da die doch sonst so rigoreuse Beträge auf den kleinsten Druckfehler ist? (Urigens müsste, wenn Schmidt's Grad der im gerühmten m. d. g. b. w. die Formenlehre so mangelhaft anzuordnen Grammatik -als mischungen betrachtet werden- Freilich, nach Prof. Schmidt, herrscht über altheidische Grammatik nur eine Stimme und doch finden wir in so vielen Schulgrammatiken. Und doch sagt Prof. Mayr über dieses „Uebelstand“ meine Grammatik: In der Formenlehre bemüht der Verf. zur Unterstüttung seiner Logik in Fällen, an denen ein solches Bedürfniss in methodischer Logik der Sprachgesetze zuweisen also, wenn auch mit Recht selten, am Zurechtlegen auf altheidische und gothische Wortgebilde. . . Eine solche Hinweisung . . . ist nicht ja unerlässlich bei der Behandlung des Umlauts, der Brechung, in der deutschen Comp-

ration, in der Bildung der Adverbia und fast im ganzen Gebiet der Verbalflexion« (Z. f. R. IX. 364, 6). Und das ist der einzige Grund, der Prof. Schmidt zur Verwerfung meiner Formenlehre veranlasst!

Bezüglich der Hyperbel »dass man stellenweise eine lateinische Grammatik vor sich zu haben meint« verweise ich auf Mayr (a. a. O. 355) und die »neuen Instructionen« (S. 77), die alles das vom Lehrer fordern, was ich als Beiwerk in die Grammatik aufgenommen habe.

In der Syntax erregen die »Begriffe« den Unwillen des Herrn Professors. — Als ob nicht alle deutschen Schulgrammatiken von Subjects-, Prädicats-, Verbalbegriffen etc. sprächen! (Vgl. Willomitzer S. 7, 35, 65, 66, 88, 89, 90, 96, 98 105 u. s. w.) Recensent hatte aber auch Definitionen, die er bei mir tadelt, anderswo gefunden. (Krummer appr. Aufl. S. 32, Willomitzer S. 66 §. 63, al. 4, Garcke S. 129 u. (17. Aufl.; Ausg. A). Freilich, wenn man die Definition der Abhandlung den »hilflosen Primanern« beibringen wollte, dann müsste man sie zu schwer finden. Aber wer definiert Primanern die Abhandlung? Prof. Schmidt gewiss nicht, ich auch nicht. Ist es aber dann gestattet, vom Standpunkte des »Primaners« aus diese und ähnliche Definitionen zu beurtheilen?

Dass ich die »längst abgethane Becker'sche Method« in den deutschen Unterricht wieder einzuführen suchte, ist ebenfalls eine wissenschaftliche oder unwissenschaftliche Hyperbel, die bereits von Prof. Salger (Gym. Nr. 19) richtig gestellt ist. Ich bin überzeugt, dass Prof. Schmidt den Becker'schen Leitfaden nicht verglichen hat. — Seltsam contrastirt sein Urtheil mit den Worten des Recensenten der Bauerschen Grammatik (Z. f. d. G. 1884, S. 146): »Auch die logische Seite der Sprache, für welche zuerst Ferd. Becker grundlegend gewirkt hat, erfährt in der Syntax eine vortreffliche Behandlung«.

Was Prof. Schmidt gegen einzelne Bemerkungen in der Vorrede vorbringt, die ihm ja mehr Stoff zur Polemik geliefert hat als der Inhalt des Buches selbst, das zu bekämpfen, halte ich für überflüssig.

Wien.

Dr. Carl Tumlirz.

Erwiderung.

Ich gönne Herrn Dr. T. gern das Vergnügen, das ihm die aufgeführten Recensionen seiner Grammatik bereiten. Es mag ihn auch darüber trösten, dass sein Buch die behördliche Genehmigung nicht erlangt hat. Hinsichtlich der meiner Anzeige zugrunde liegenden Anschauungen verweise ich ihn auf die Arbeiten von Tomaschek, die ihm die nöthige Belehrung bieten werden. Dass aber das in der Zeitschrift Mitgetheilte nur etwa den vierten Theil meiner Besprechung seines Buches bildet, wird mir die Redaction bestätigen¹⁾

Wien.

Joh. Schmidt.

¹⁾ Da die Recension viel zu umfangreich war, so konnte sie allerdings nicht in ihrer ganzen Ausdehnung aufgenommen werden.

Die Redaction.

Zur Abwehr.

Die Recension Jungs über meine 'Geschichte des Kaiser L. Sept. Severus' veranlasst mich, ein paar Irrthümer richtigzustellen und dadurch das Urtheil des Herrn Recensenten auf das richtige Maß zurückzuführen. Auf den ersten Blick ist ersichtlich, dass die Anzeige sich nicht so sehr mit dem im Buche Enthaltenen beschäftigt, als mit dem, was nach Jungs Ansicht darin fehlt; eine um so leichtere Sache, als nach dem Erscheinen meines Buches Mispoulet (Revue philologique 1884, p. 113), Gellens-Wilford (la famille et le cursus honorum de Septime Sévère, Paris 1884) und O. Hirschfeld (Bemerkungen zur Biographie des Septimius Severus in den Wiener Studien 1884) vieles für die Geschichte des Severus Interessante ausgeführt haben. Jungs Vorwurf, dass ich

diese Publicationen nicht benutzt habe, (vergl. auch Syned. Horte Lat. schrift 1885, 1. Heft, ist vollkommen am Platze: denn auch ohne solchen, nachdem mein Buch die Presse verlassen hatte. Warum es auch, dass in einigen Citaten Marguarth und Becker-Marguarth verwandelt wurden. Auch wurde eine Inschrift nach Richter citirt, die aber in Corp. Inscr. VIII besprochen ist. Aber daraus kann der Herr Recensent doch nicht folgern. Gymn. Zeitschrift, 1884, 10. H. p. 767, dass der Verfasser Corp. Inscr. VIII nicht benutzt hat. Wenige Zeilen p. 768 von der Arbeit selbst genommen. Jung bezeichnet als „Aufgabe“ des Verf. einer Monographie über Septimius Severus — die Veranlassung zu „gegebenen Quellenstoffes nach Gesichtspunkten, die einem modernen Leser interessieren können.“ Ich bestritte diesen Standpunkt. Ich annehme Wahrheit ist dem modernen Leser wohl dieselbe, wie einem andern. Kurzum, es wird kaum nöthig sein, weitere Proben vorzuführen. Im Uebersicht am Schlusse der Anzeige wäre für den Anfänger nicht wenige als eine Ermunterung, wenn nicht Ansichten entgegengehaltener Natur — zu verweise nur auf die Anzeige G. Hertzbergs (Deutsches Literaturblatt 1884, Nr. 21, und Berliner phil. Wissenschaft. 1884, Nr. 40. Hofmann (Gymnasium, 1884, Nr. 16) Violets (Wochenachr. f. cl. Phil. 1884, Nr. 4) und auf die Kritik im Literar. Centralblatte, 1884, Nr. 40 — der Aburtheilung durch Jung vorausgegangen wären.

Wien.

K. Pecka.

Erwiderung.

Die „Abwehr“ des Herrn Dr. F. zeigt nur, dass er an meine gewisse sehr pöbellich gehaltenen Recension seines Buches ein Interesse an die Fehler desselben nicht gewonnen hat.

Dass ich ihm die Nichtbenutzung der neuer erschienenen Arbeiten von Mispoulet, Gellens-Wilford und Hirschfeld zum Vorwurf gemacht habe, ist vollkommen unrichtig. Man sollte denken, Dr. F. hätte nicht nöthig, noch weitere Anweisungen in meine Recension hineinzutragen.

Dass er Corp. Inscr. Lat. VIII nicht benutzt hat, stellt schlagend aus seinen Änderungen über die Legio III Augusta und über die Verwaltung Numidien unter Septimius Severus.

Was die Aufgabe angeht die dem Verf. einer Darstellung von Geschichte war, so dürfte ein moderner Leser mit Recht auch noch weitere Gesichtspunkte verlangen, die Zustände des Reiches, das jetzt nach 17 Jahrhunderten allerdings ganz andere Interessen hat als die zeitgenössische Autoren zu interessieren vermochten, waren mitunter Sachkenntnis zu behandeln gewesen, zu welcher die erhaltenen antiken Quellen glücklicher Weise die Möglichkeit taten.

Mein zu sagen unterlasse ich schon deshalb, weil Dr. F. schon nach der Kritik gegenüber als einen schonungsbedürftigen Anfänger bezeichnet hat.

Prag

J. Jung

Berichtigungen.

In der im I. Hefte d. J. abgedruckten statistischen Tabelle der Geburten der Lehrer Cisleithaniens sind die Zahlen der Angestellten Niederösterreichs, Kärntenlands, Mährens, Schlesiens und Galiciens je um zwei Einheiten zu erhöhen. Demnach ist auch die Summe aller Angestellten nicht 246 sondern richtig 250.

Salzburg.

H. Pichl.

S. 169, Z. 1 v. u. des P. statt J. — S. 400, Z. 13 v. u. l. u. — S. 715, Z. 6 v. u. l. Bitt. aboca — S. 719, Z. 7 v. u. l. u. — S. 53, Z. 23 und 29 v. u. des Interjunctio statt Interjunctio.





138192 v.35
Zeitschrift für die österreichischen gym-
nasien. 1884

[illegible]

